Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

1858.

Verantwortlicher Herausgeber:
Heinrich Strack.

Redacteur:
Dr. Friedrich Pletzer.



Bremen.

Druck und Verlag von Heinrich Strack.

1858.

Inhalts-Verzeichniß.

Charakteristiken und Erinnerungen.

Seite

Geschichte und Literaturgeschichte.

Kulturgeschichtliches.

Schilderungen, Skizzen und Reisebilder.

Novellen und Genrebilder.

Musik, Theater, Malerei und Architektur.

Größere Dichtungen.

Poesie.

I.

II.

III.

Recensionen.

Namen-Register.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

№ 1. Bremen, 3. Januar. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur.

Von J. W. Appell.

Allgemeine Andeutungen.

Mit kühnen, treuen, frommen Rittern
Verdarb sich der Geschmack von unsern guten Müttern;
Mit feinerm Witz, empfindungsvollen Scherzen
Verdirbt man unsrer Töchter Herzen.

Diese Verslein schrieb der alte Abraham Gotthelf Kästner in Ziegler's schwulst- und fabelreiche, von „honetten Gemüthern" einst begierig gelesene „Asiatische Banise, oder blutiges, doch muthiges Pegu" (1788); sie beziehen sich, wie man sieht, auf die Moderomane, die in den sechziger und siebziger Jahren das Empfindsamkeitsfieber bei uns verschleppten, und sicherlich ist der Stoßseufzer des Epigrammatisten ein durchaus gerechter. Dazumal waren aber in der That noch unschuldige, magere Zeiten im Vergleich zu Dem, was später kommen sollte. Erst in den achtziger Jahren wucherte in den deutschen Gauen, gleich dem geilen Unkraut, eine Literatur empor, deren Ausbreitung und weite Verzweigung bald ins Entsetzliche ging. Das ist jene gemein-schädliche und geistestödtende „schöne Literatur", die blindlings dem groben Unterhaltungsgelüste des ungebildeten Haufens fröhnte; das sind die Träbern, die das Volk verschlang, während unsere beiden großen Dichter, hoch über der dumpfen Menge stehend, den edlen Feuerwein ihrer Poesie darbrachten.

Wir Deutschen dürfen von uns rühmen, daß wir niemals so frevelhafte, stark unzüchtige Bücher ans Tageslicht gefördert haben, als die Nachbarn überm Rhein, welche in dieser Art ohne Zweifel die umfangreichste und die scheußlichste Literatur besitzen. Die in Berlin, München sowie anderwärts gedruckten lasciven Romane („Rom" 1791—97 ꝛc. ꝛc.) wurden meist nach dem Französischen bearbeitet oder verhalten sich, sofern sie wirklich Originale sind, zu den Schandschriften aus dem „neuen Babylon", wie simpler Fusel zu Aqua Toffana. Man denke nur an: Justine ou les malheurs de la vertu und: Juliette ou le bonheur du vice, von dem wahnwitzigen Sündenknechte Marquis de Sade, der auch im Bicêtre starb; an die Phantasiegeburten anderer französischen Herren aus der vorrevolutionären moschusduftenden „guten Gesellschaft!" Das gallische Raffinement des Lasters ist dem weniger verfeinerten Deutschen gottlob fremd geblieben, wenn auch freilich unsere ehemaligen Großen, die in der Pariser Schule gebildet wurden, seinen glühenden Gifthauch einsogen.

Dagegen müssen wir mit recht ernstlicher Beschämung auf die schlammig-trübe, hochangeschwollene Fluth unsrer gemeinen Unterhaltungsliteratur sehen. Welches andere Land hat je eine solche Pfefferdütenliteratur gehabt, wie unsere Tagesbelletristik im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und in den ersten Decennien des neunzehnten? An Massenhaftigkeit wie an Rohheit und Erbärmlichkeit fanden diese schlechten deutschen Romane und Komödien nie und nirgend ihres Gleichen. Wir nennen uns so gern selbst das gebildetste Volk in Europa; wer uns jedoch nach der damaligen Lieblingsleserei des großen Publikums beurtheilen wollte, der müßte die „Nation von Denkern und Dichtern" beinahe für die geschmackloseste, roheste und zugleich schwachmüthigste unter allen Nationen ansehen. Voll Unmuth äußerte sich schon 1776, also vor dem Eintreten der großen Ueberschwemmung, der scharfsichtige Merck in Wielands Teutschem Merkur (Septemberheft S. 261): „Es ist wohl kein Land wie Teutschland, wo sich so elende Köpfe zum Beruf aufwerfen, das Publikum zu unterhalten." Gleicherweise schrieb Wieland im Jahr 1782 an Gleim, Raynal und Villoison wären in Weimar gewesen und hätten viel Aufhebens von dem blühenden Zustande der deutschen Literatur gemacht: „während daß es nie elender um uns ausgesehen hat, während unsere meisten Autoren nicht einmal ohne Sprachfehler zu schreiben wissen, unsere meisten Versemacher keine Idee von Versification haben, unsere schreibselige Jugend lauter Monstra ausheckt, und die Zeit vor der Thür ist, wo jedes kleine Provinzchen, Städtchen und Dörfchen in Deutschland seine eigene Sprache, Grammatik, Rechtschreibung, Prosodie, seinen eigenen Parnaß und seinen eigenen ausschließlichen Geschmack haben, im Ganzen aber kaum noch eine Spur von wahrer Literatur übrig sein wird." (Vergl. Ausgewählte Briefe von Wieland an verschiedene Freunde ꝛc. III., 340 ff.).

Diese nichtswürdige „schöne Literatur" artete zu einem Krebsschaden des deutschen Lebens aus. Nicht zu berechnen ist das Unheil, welches sie angestiftet hat, sowohl in den kleinbürgerlichen und plebejischen Kreisen wie unter den sogenannten gebildeten Ständen, bei allen den jungen und alten Lesern und Leserinnen, die zu einem „schönen" neuen Romane griffen, um, auf dem „weichen Polster der Plattitude" sich pflegend, die liebe lange Zeit hinzubringen. Der Geschmack für das Bessere stumpfte sich ab durch diese überreichlich aufgetischten Leckerbissen, die man so appetitlich, so „göttlich" fand. Der Segen, den unsere klassische Dichtung schaffen sollte, wurde dadurch verringert und, wie Schlosser hervorhebt, der durchgreifenden Bildung einer Nation, die keine tonangebende Hauptstadt besaß, ein unüberwindliches Hinderniß entgegengesetzt. Die gute Sitte wurde unterwühlt, und insbesondere der empfängliche Sinn der Jugend verderbt. Gibt es doch, nach alter Hauserfahrung, überhaupt nur sehr wenige Romane, die junge Leute genießen könnten, ohne daß eine Störung ihrer gesunden innern Entwicklung, eine Abschwächung der geistigen Organe zu besorgen wäre; denn solche Leserei erschlafft fast unausbleiblich den Geist, verekelt dem unmündigen Leser wohl gar alle wahre Poesie und die edle Einfalt der Kunst. Und gleichwie das Aufkommen des Romans, dieses illegitimen Zwittergeschöpfs, im Allgemeinen einen Verfall der eigentlichen Dichtung bekundet, so ist auch die eifrige Lektüre der nicht gerade verwerflichen Romane stets ein unerbauliches Anzeichen für die herrschende Stimmung. Das sind wohl sehr hausbackene, doch nimmer veraltende Wahr-

heiten! — Welchen übeln Einfluß übten nun aber nothwendig auf die grüne deutsche Jugend die zahllosen unreinen und unsäglich platten Ausgeburten unsrer lungernden belletristischen Sudler aus den achtziger und neunziger Jahren!

Mit Fug und Recht durfte man daher auch noch in späteren Jahren gegen unsere Väter des Staates die Anklage erheben, daß sie in Betreff der Romanseuche so gleichgültig dreinsahen, während sie doch die politische Tagespresse mit ängstlich gespannten Blicken überwachten, voll heißen Eifers auf die unerheblichsten Schriftlein fahndend, welche den Machthabern nicht angenehme Dinge enthielten. Noch 1826 schrieb der treffliche Wessenberg, die Romanliteratur genieße der vollesten Freiheit ihre Giftmischerei zu treiben und aller Orten ihre Buden aufzuschlagen mit allerlei Lockungen für Jung und Alt. „Wodurch — so fragt er — läßt sich dies erklären? Glaubt man etwa, die Sittlichkeit diene dem Staat weniger zur Stütze als die Unwissenheit und der Aberglaube in politischen Dingen? Die Ansteckung des Lasters sei dem Staat minder gefährlich, als die Zerstreuung politischer Vorurtheile? Wen muß die gelinde Nachsicht der Polizei vieler Länder in Hinsicht der Romane nicht befremden?.... Kaum einer von den Romanen, die das Brandmal schamloser Unsittlichkeit an der Stirn tragen, ist aus den öffentlichen Leihbibliotheken verbannt.“ Er bezeichnet hierauf die Leihbibliotheken als Zwillingsschwestern der Lotterien. Der Unterschied wäre bloß, daß die Lotterien unbedingt sollten verboten, die Leihbibliotheken nur beschränkt und unter wachsame Aufsicht gestellt werden. (Vergl. Ueber den sittlichen Einfluß der Romane. Ein Versuch von J. H. von Wessenberg. S. 186 ff.). Bekanntlich hat man auch in neuerer Zeit die Leihbibliotheken in verschiedenen Staaten einer gewissen Polizeicontrole unterworfen. Jede ausgedehntere staatspolizeiliche Bevormundung, wie sie Wessenberg und Andere in bester Meinung wünschten, mußte aber in den deutschen Polizeistaaten vom Uebel sein. Unziemlichkeiten, Beamtenmißbräuche würden alsbald stattgefunden haben *). Durch hochobrigkeitliche Verbote und Polizeimaßregeln ließ sich überhaupt der Romanfluth kein Damm entgegensetzen.

Unsere Romanfabrikanten hätten und haben — wie Gervinus treffend bemerkt — das Mittel gefunden, aller Polizei zum Trotz und ohne Alles, was nur polizeiwidrig sein kann, ganze Sündfluthen von Romanen zu machen. „Ja, wenn man mit chinesischer Strenge verfahren wäre, und mit Kleider-, Fest- und Theeordnungen auch Romanordnungen vorgeschrieben hätte; wer weiß nicht, daß selbst die Chinesen ihre loyalen Romane haben?“ (Geschichte der deutschen Dichtung V., 327 ff.).

Der Gebildete wendet sich mit Widerwillen und Verachtung von dem unerfreulichen Wuste der schnell entstehenden und schnell vergehenden „Schmierliteratur“, die alle Paar Jahre nach der grade herrschenden Mode ihre Physiognomie verwandelt, und die man eigentlich nur aus den Katalogen der respectiven Verleger und der Bücherverleiher vollständig kennen lernt. Auch haben ihr die Literarhistoriker bis jetzt keine Beachtung geschenkt; mit einziger Ausnahme des gründlich forschenden **Koberstein**, dem wir in Bezug auf die Entartung und Verwilderung unserer Belletristik, auf das Ueberhandnehmen der Vielschreiberei in der dramatischen wie in der erzählenden Gattung die ersten näheren Angaben verdanken. Man behauptet, die gemeine Unterhaltungsliteratur verdiene, trotz ihres breiten Umfangs, keinen Platz in der Literaturgeschichte, und für eine Darstellung, die sich auf die Geschichte der Dichtung beschränkt, mag sie in der That durchaus gleichgültig sein. Nichtsdestoweniger ist sie für den Sittenforscher höchst beachtenswerth und soll deßhalb in einer Reihe von Erörterungen in d. Bl. beleuchtet werden. Ihre Einwirkung auf den Mittelstand und die unteren Klassen war unstreitig bedeutend, bedeutender als man sich in unsern Tagen insgemein vorstellt, wo kaum noch von einem merklichen Einfluß der schönen Literatur auf die gesellschaftlichen Verhältnisse die Rede sein kann. Sie macht uns manche Züge des früheren Lebens anschaulich, die man leicht übersehen würde, liefert einen Gradmesser für den Bildungsstand, den Geist und Geschmack der großen Mehrheit des damaligen leselustigen Publikums und führt zu belehrenden Vergleichungen zwischen dem Sonst und Jetzt. Hauptsächlich aber beweist sie aufs Schreiendste einen Mangel, der uns auch heute noch fühlbar genug scheint. Wir meinen den Mangel an einer durchgängigen mittleren, sowohl inneren als äußeren Bildung im deutschen Volke, an einem allgemeiner verbreiteten **guten Ton**, welchen die Franzosen und Engländer allerdings vor uns voraushaben.

*) Welcker sagt hierüber: „Wollte man in Beziehung auf öffentliche Leihbibliotheken, weil aus denselben Minderjährige und überhaupt unerfahrene Personen schädliche Nahrung schöpfen könnten, andere als die von rechtsgiltiger Beschlagnahme oder Unterdrückung getroffenen Bücher ausschließen, so würde hier eine einigermaßen passende, die Willkür beseitigende Gränze nicht zu finden sein. Auch würde der Zweck verfehlt werden. Denn die hier zurückgewiesenen Bücher würden nun, da sie ja Jeder kaufen und auch von Privaten leihen kann, wegen der erweckten Neugier doppelt gelesen werden. Hier kann und muß nun die Erziehungsaufsicht und Leitung der Eltern, Vormünder und der Lehranstalten sich wirksam erweisen. S. den Artikel **Lesefreiheit** im Staatslexikon von Rotteck und Welcker. VIII., 520. Auch **Wachler** erklärte sich seiner Zeit gegen eine Bevormundung von Staatswegen. Vergl. seine „Vorlesungen über die Geschichte der teutschen Nationalliteratur“ II., 271 ff.

---

* Die Schloßbrücken-Gruppen in Berlin.

Von E. Linden.

Eine der ersten Regierungshandlungen des jetzigen Königs war die an die Berliner Bildhauer gerichtete Aufforderung zu einer Concurrenz um die acht Marmorgruppen, mit welchen, nach dem ursprünglichen Plane Schinkels, die Schloßbrücke geziert werden sollte. Unter den Deputationen, welche dem Könige bei seiner Krönung ihre Huldigung darbrachten, war die die Akademie der Künste repräsentirende eine der am freundlichsten aufgenommenen gewesen, und der König hatte unter Anderm geäußert, er werde sich sehr zusammennehmen müssen, um nicht seiner Liebe zu den Künsten allzusehr die Zügel schießen zu lassen. Die verheißungsvollen Worte fanden in der bald darauf erlassenen Aufforderung ihre erste und sehr bedeutsame Bestätigung. In doppelter Beziehung erregte der Aufruf Freude unter den Bildhauern Berlins: Einmal eröffnete sich ihnen die Aussicht, sich in einem großen, öffentlichen Werke zeigen zu können; zweitens aber lag in dieser freien Bewerbung der Anfang zu der Beseitigung des bisher von **Rauch** geübten Monopols für öffentliche Denkmäler. Die acht Gruppen sollten, gemäß der Idee Schinkels, des Erbauers der Schloßbrücke, in ganz griechisch-idealer Darstellung Scenen aus dem Kriegerleben enthalten, je eine Victoria oder Minerva mit einem Krieger; in die vier Eckgruppen sollten die geflügelten Victorien, in die Mittelgruppen die Minerven kommen. Hier, wie fast bei allen seinen Bauwerken, hatte Schinkel den Kummer gehabt, dieselben bis zu seinem Tode vermöge der Weglassung des so wesentlichen Schmuckes der Bildwerke unvollendet bleiben zu sehen; dem Könige Friedrich Wilhelm III. war dieser Schmuck zu theuer, und mit einem dicken Striche pflegte er auf den ihm vorgelegten Plänen seine Abneigung dagegen zu documentiren; dieses Schicksal hatten das Schauspielhaus, die neue Königswache, das Museum und die Schloßbrücke gehabt, und diese Bauwerke gaben dem Nachfolger zunächst Gelegenheit, seiner entgegengesetzten Neigung freien Lauf zu lassen.

Unter den eingesendeten Skizzen erhielten die von E. Wolff in Rom, Schievelbein, Drake, Möller, L. Wichmann, Bläser, A. Wolf und Wredow den Preis und demgemäß die betreffenden Künstler den Auftrag.

Seit der Bestellung der Gruppen sind nun 17 Jahre verflossen; (die letzte derselben wurde erst in der jüngsten Zeit auf ihr Postament gebracht.) Rechnet man dazu die Jahre vorher seit Vollendung der Brücke selbst, so ergiebt sich im Ganzen ein Zeitraum von fast dreißig Jahren, welchen die Ideen Schinkels nöthig hatten, um zur Ausführung zu gelangen. Schon in gewöhnlichen Zeiten könnte eine solche Verschleppung dem Erfolge eines Kunstwerkes nur den größten Abbruch thun; auf das allergeringste Maß muß aber die Wirkung

desselben herabsinken, wenn mittlerweile ein solcher Umschwung der Ideen auf allen Feldern des geistigen Schaffens eingetreten ist, wie ihn das Jahr 1848 und der folgende Zeitabschnitt herbeigeführt haben. — Der Grundgedanke in den acht Gruppen war die Darstellung und Verherrlichung eines Hauptelementes im preußischen Staatsorganismus, des Kriegerthums. Seitdem haben in Fällen des Zusammenstoßes zwischen den Interessen des Soldatenthums und denen der Wissenschaft, des Handels und der Industrie die letzteren so entschiedene Siege davon getragen, daß sich mindestens darüber streiten ließe, ob der preußische Staat noch vorzugsweise ein militärischer sei. Nehmen wir jedoch die Idee als einmal gegeben und selbst als berechtigt hin und sehen zu, wie es mit der Darstellung derselben, mit der Art und Weise ihrer Versinnlichung steht.

Kunst, Wissenschaft und Poesie waren in den zwanziger und dreißiger Jahren das Eigenthum der „gebildeten Stände“, einer Art von Aristokratie des Geistes, die im Verhältnisse zur ganzen Nation eine kleine Minderheit darstellte. Diese Minderheit hatte sich eine ideelle Welt zurechtgemacht, in welcher sie recht aristokratisch-behaglich in geistigen Genüssen schwelgte. Die in dieser kleinen Welt für sich producirten und für klassisch geltenden Kunstwerke waren das Resultat der Bildung und des Geschmackes aller Völker und Zeiten; man war wie zu Hause in der alt-indischen, ägyptischen, griechischen, römischen und mittelalterlichen Kunst und Poesie, und das Kunstwerk konnte, ohne unverständlich zu sein, in der Sprache aller dieser Kulturepochen reden. Man fand es also in der Ordnung, daß ein plastisches Werk ganz in antik-griechischer Gefühls- und Auffassungsweise entworfen und durchgeführt werde. Der Gedanke, daß ein öffentliches Denkmal für die Gesammtheit der Nation bestimmt sei und folglich in einer Allen verständlichen Sprache reden müsse, lag der damaligen Zeit noch fern. Die Masse des Volkes blickt also zu diesen Minerven, Victorien und nackten Kriegergestalten als zu etwas ihrem Ideenkreise ganz Fremdem hinauf, und es kann somit hier von einer veredelnden Wirkung des Kunstwerks, ja überhaupt von irgendeiner Wirkung keine Rede sein; der Gebildete aber, dem die Ideen des klassischen Alterthums geläufig sind, bemerkt heutzutage ganz richtig, daß er mit seinem Gedankengange erst einen Umweg von einigen tausend Jahren machen müsse, um von der Grundidee des Werkes zu der Bedeutung desselben und zu dem Zusammenhange mit der Wirklichkeit zu gelangen.

Mit Ausnahme E. Wolff's und Wichmann's gehörten sämmtliche mit der Ausführung betraute Künstler damals der jüngeren Berliner Künstlergeneration, also dem Schülerkreise Rauch's und Wichmanns, an und hatten schon vorher in selbständigen Werken Beweise ihrer Befähigung gegeben.

Die erste der acht Gruppen, — eine Victoria (Nike) zeigt einem Knaben die Namen berühmter Kriegshelden —, ist von E. Wolff. Obwohl seit mehr als dreißig Jahren in Rom lebend und arbeitend, steht dieser Künstler doch immer noch in einem gewissen Zusammenhange mit der preußischen Kunst- und Künstlerwelt, theils vermöge seiner hierhergesendeten und ziemlich regelmäßig vom Könige gekauften Werke, mehr aber noch vermöge eines von hieraus bezogenen Gehaltes, das er früher unter der Form einer Pension zu seiner künstlerischen Ausbildung in Rom erhielt und seitdem für die Mühwaltung bei hinundwieder vorkommenden Ankäufen von Kunstsachen fortbezogen hat. Wolff ist ein Schüler und Neffe Schadow's und zeichnet sich mehr durch Fleiß und Productivität als durch Genialität aus. Unter seinen vielen Werken ist ein vorzügliches: „Amor mit den Waffen des Herkules“ im Besitze des Herrn Decker in Berlin. Die hier in Rede stehende Gruppe ist die schwächste von allen. Die Victoria ist im Ganzen eine reine Reminiscenz der Antike, im Besonderen der Venus von Melos, und der Knabe die Kopie einer dürftigen Natur. Auch die Composition als Gruppe, die freilich mit großen Schwierigkeiten verknüpft war, insofern der gegebene Raum der Plinte ausgefüllt werden mußte, läßt viel zu wünschen übrig.

Die nächstfolgende Gruppe, von Schievelbein, stellt Pallas vor, wie sie einen Kriegerjüngling im Speerwerfen unterweist. Stände die Pallas auf gleicher Stufe der Schönheit mit dem jungen Krieger, so müßte diesem Werke unbedingt der Preis vor allen übrigen zuertheilt werden. Die dem entwickelten Jünglingsalter angehörende Kriegergestalt zeigt ein edles Ebenmaß der Glieder, einen harmonischen Zusammenfluß der Linien und eine Weichheit und dabei doch Entschiedenheit der Formen, die unendlich wohlthuend berühren. In der Behandlungsweise des Körpers herrscht eine das Vorbild der Antike nur ahnenlassende Naturwahrheit. Der Künstler ist einer der talentvollsten Schüler Wichmanns; an Sinn für naive, reine Schönheit zählt er zu den ersten Berlins. Eine neue Seite seines Talentes zeigte er aber neuerdings in einem mehr dem charakteristischen Genre angehörigen Werke, von dem er eben jetzt einen Theil vollendet hat. Das Werk besteht in einem Hautrelief von überlebensgroßen Figuren, die Bekehrung der heidnischen Preußen vorstellend und zum Schmucke eines der Portale an der Dirschauer Eisenbahnbrücke bestimmt.

In der folgenden Gruppe, von Möller, einem Schüler Rauch's, reicht Pallas einem Krieger das Schwert und zeigt ihm in der Gestalt einer Victoria, die sie in der Hand hält, den Sieg. Das Werk bietet Auffallendes weder im Schlechten noch im Guten; trotzdem war es das am Meisten besprochene, insofern es den ersten Sturm auszuhalten hatte, der sich von vielen Seiten her gegen die allzugriechische Nacktheit einiger der Gruppen erhob; eine Seite der Darstellungen, auf die ich noch in einigen Worten zurückkommen werde.

Die letzte Gruppe der einen Seite der Brücke: „Eine Victoria krönt den aus dem Kampfe heimkehrenden Krieger mit dem Lorbeerkranze“ ist von Drake und muß wegen des auf beide Gestalten gleichmäßig vertheilten Grades von Schönheit als die beste betrachtet werden. Ein vortrefflich wirkender Contrast liegt in der kräftigen Männlichkeit und dem wuchtigen Auftreten des Kriegers und der graciösen Gestalt und schwebenden, den Fußboden kaum berührenden Bewegung der Victoria. Die Gestalt des Kriegers zeigt mehr Naturtreue als Idealität, wenngleich innerhalb der Grenzen des Schönen; dagegen ist der Charakter der Victoria in antiker Auffassungsweise gehalten. Einen besonderen, mehr den Künstler interessirenden Vorzug besitzt das Werk in der charakteristischen Fleisch und Gewandung auseinanderhaltenden Technik der Meißelführung.

Die zweite Reihe der Gruppen beginnt mit der von Wichmann: „Eine Victoria, den verwundeten Krieger aufrichtend oder in ihren Armen aufnehmend.“ Mehr in der Auffassung der Handlung und in den Stellungen als in der Behandlung der Körper, Köpfe und Gewänder kommt in der Gruppe die vorwiegende Befähigung des Wichmannschen Talentes für Aufgaben zarteren Charakters zum Vorschein, so daß der Vorwurf der Weichlichkeit, den man dem Meister in Rücksicht auf dieses Werk gemacht hat, nicht ganz abzuwehren ist; in den Details des Fleisches, der Hände, Köpfe und des Faltenwurfes dagegen trägt diese Gruppe nebst der Wredowschen am meisten das Gepräge des gewiegten Meisters.

Minerva zeigt dem Krieger den Feind, während sie den Preis des Sieges, den Lorbeerkranz in der Hand hält —, ist die Handlung in der folgenden Gruppe von Albert Wolff aus Mecklenburg-Strelitz. Wie in der gegenüberstehenden Gruppe von Schievelbein ist auch in der Wolffschen die Vertheilung der Schönheit auf beide Gestalten etwas ungleich ausgefallen, wenn auch in weniger auffallender Weise als dort. Die Pallas nach der Erhabenheit ihrer Haltung, dem Reichthum ihrer Gewänder und ihres kriegerischen Schmuckes und nach der Völligkeit ihrer Formen könnte man die Prachtvolle nennen. Auch aus dem Bau und den Formen der männlichen Gestalt leuchtet Fülle und Reichthum der Mittel, über die der Künstler verfügt; kräftig-sinnliche Schönheit ist die Hauptstärke des Künstlers, soweit er sich bis jetzt zu zeigen Gelegenheit gefunden hat. Andrerseits deuten Skizzen in seinem Atelier, Kindergruppen von reizender Naivetät auf eine entgegengesetzte, nicht minder bedeutende Seite

seines Talents. Wenn Wolff einen Theil der Anerkennung seiner Begabung in der großen Menge der ihm übertragenen Arbeiten finden mag, so ehrt ihn wohl viel mehr noch der Vorzug und die Empfehlung, die ihm sein früherer Meister, Rauch, zukommen ließ, indem derselbe ihm alle die Aufträge zuwies, auf die er selbst verzichten mußte; so die Gruppe eines Löwenkämpfers zu Pferde, die als Pendant zu der Kiß'schen Amazonen-Gruppe für die Treppe des Museums bestimmt ist, und deren Vollendung nahe bevorsteht. Neben diesem Werke ist schon ein andres von gleich kolossalem Maßstabe im Entstehen, die Reiterstatue des Königs Ernst August von Hannover. Die ziemlich ausgeführte Skizze zu dem Monumente läßt in Wurf und Auffassung ein vortreffliches Werk erwarten. Die Bekleidung des Reiters, die preußische Husaren-Uniform, ist von reicher und charaktervoller Wirkung. Für das Gelingen des Pferdes, bei Reiterstatuen von fast größerer Wichtigkeit als das des Reiters selbst, ist um so größere Hoffnung vorhanden, als dem Künstler die Löwenkämpfer-Gruppe ein erfahrungsreiches Studium dafür gewährt hat. Wolff kam durch Unterstützung seines Landesfürsten nach Berlin und in Rauchs Atelier. Einfachheit und liebenswürdige Bescheidenheit zeichnen ihn vor vielen seiner selbst weniger verdienstvollen Kunstgenossen aus.

In der folgenden Gruppe, von G. Bläser, führt Pallas mit emporgehobenem Schilde und eingelegter Lanze den Krieger in den Kampf. Die Hauptstärke dieses Künstlers, ebenfalls eines Schülers von Rauch, liegt in seinem lebhaften Naturell. Frisch ohne langes Besinnen greift er zu und thut manchen glücklichen Griff im Gebiete des künstlerischen Gedankens. Leider hält bei Naturen dieser Art der Glanz des Geschaffenen nur gleichen Schritt mit der Jugendfrische der Persönlichkeit, und mit dem Eintreten der Nachmittagsseite des physischen Lebens beginnt der Rückschritt des Künstlers. In der Gruppe liegt noch die ganze Lebhaftigkeit und Frische von Bläsers bester Zeit, und so wird sie von der nach dem augenblicklichen Eindrucke urtheilenden Mehrzahl der Beschauer für die beste von allen gehalten. Im Sturmschritte und mit stoßfertigem Schwerte eilt der Krieger dem Feinde entgegen, ebenso mit eingelegter Lanze die Pallas neben ihm. Diese Lebhaftigkeit ist nicht übertrieben und hält sich noch innerhalb der Grenzen des Schönen. Dagegen ist die Durchführung der Kriegergestalt und der Gewandung der Pallas nicht ganz befriedigend. Erstere ist die wenig veredelte Nachahmung eines gewöhnlichen Modells, letztere, obwohl nach guten Motiven angelegt, erscheint leer und flau. In Bläsers beste Zeit fällt noch seine Mitthätigkeit an dem Denkmale Friedrichs des Großen. Ein kleiner Rückschritt seines Talents liegt schon ausgedrückt in dem Standbilde des Oberbürgermeisters Franke in Magdeburg, das bei manchen Vorzügen im Einzelnen mehr den Eindruck einer ins Kolossale übertragenen Porträt-Statuette als einer monumentalen Figur macht.

Den Schluß des Gruppenkreises bildet eine Art von Apotheose der Kriegerlaufbahn: Iris trägt den gefallenen Krieger zum Olymp empor. Das Werk wurde, wie schon erwähnt, erst vor Kurzem aufgestellt und gab mehr als alle übrigen in Bezug auf Idee und Darstellungsweise Anlaß zu Ausstellungen, obwohl grade Wredow in früheren, freilich wenigen Werken sich fast allen seinen Genossen überlegen gezeigt hatte. Wredow besitzt ganz besonders viel Schönheitssinn, ist ein universell gebildeter Mann und einer von den wenigen Künstlern, die sich zu einem eigenen Stil herangearbeitet haben. Die Aufgabe in dem Werke war eine sehr mißliche, aber unter allen seinen Genossen war von ihm noch am sichersten eine glückliche und geschickte Lösung derselben zu erwarten. Das ist nun leider nicht geschehen. Die Arbeit an dem Werke ist meisterhaft, aber die Composition mißlungen. Die Göttin trägt den Leichnam oder vielmehr den Körper des Kriegers, (in demselben fieht man noch das volle Leben pulsiren), über dem linken Arm, ungefähr in der Weise wie es jetzt Mode der Herren ist, den Paletot bei warmem Herbstwetter zu tragen. Es ist zu verwundern, daß der Künstler für seine Aufgabe nicht die wunderschöne antike Gruppe: „Ajax mit dem Leichnam des Patroklos“ zu Rathe zog, welche ihm wohl brauchbare Winke für die Lösung seiner Aufgabe hätte geben können. Abgesehen von der unschönen Lage des Körpers, will sich das Auge durchaus nicht überzeugen, daß die Iris, die, wenngleich eine Göttin, doch nur von gleicher Größe mit dem Krieger ist, eine so schwere Steinlast zu tragen vermögend sei; ich sage absichtlich: Steinlast, denn in diesem Sinne urtheilt das Auge. Es ist in plastischen Werken eine eigene Sache um den Eindruck, den die Schwerkraft des Materials auf das Auge ausübt. Eine Statue von Marmor, mag sie in jeder Beziehung die Naturwahrheit selber sein, die nur auf den beiden Beinen steht, erregt im Beschauer den Eindruck der Zerbrechlichkeit. Der erste Blick auf die Fußgelenke sagt uns, daß diese zu schwach für die obere Masse des Körpers seien. Beim Anblicke der natürlichen Gestalt des Menschen findet dieser Eindruck nicht Statt, ebensowenig wie bei der Bronce-Statue; in jener läßt es die Kenntniß von der Beweglichkeit der Gelenke, in dieser die Kenntniß von der Festigkeit des Metalls nicht dazu kommen. Schon aus dieser Rücksicht würde der herkömmliche Baumstamm oder Fels, an den sich fast alle Marmorstatuen lehnen, eine Nothwendigkeit sein, wenn die praktische Rücksicht auf die Natur des Marmors nicht schon Veranlassung zu diesem Auskunftsmittel gäbe.

Ein gleichfalls gerechtfertigter Tadel an dem Wredowschen Werke trifft die noch vollständig sichtbare Lebensthätigkeit in dem Körper des Kriegers, namentlich in den Beinen, deren Stellung noch vollständige Action ausdrückt. Auch in dieser Beziehung ist der Körper des Patroklos in der erwähnten antiken Gruppe ein Meisterstück.

Wredow war kurze Zeit Schüler Rauchs und machte zuerst durch einen Ganymedes in Marmor von sich reden, der zwar, schlechtweg gesagt, eine ausgezeichnete Arbeit, aber noch eine vollständige Nachahmung der Antike war. Aufsehen erregend war die dann folgende überlebensgroße Figur, Paris einen Bogen glättend darstellend (nach einer Scene in der Iliade); obwohl in der Behandlung in antikem Charakter gehalten, (dem Gegenstande der Darstellung gemäß), zeigte das Werk doch schon eine entschiedene Selbständigkeit im Stile. Zu dem Besten, was die moderne Plastik geschaffen hat, gehört endlich ein bittender Knabe in Lebensgröße, in welchem eine ganz von Schönheit gesättigte Naturwahrheit das Auge wahrhaft entzückte. Wredow arbeitet unsäglich langsam; trotzdem machen seine Werke den Eindruck der Frische und Freiwilligkeit. So unwahrscheinlich das klingt, so giebt es doch Beispiele dieser Erscheinung auf allen Gebieten geistigen Schaffens. Es ist ein Glück für den Künstler, daß ihn ein bedeutendes Vermögen der Sorge für die leibliche und bürgerliche Existenz überhebt.

Eine andere Art von Kritik als die künstlerische rief bei der Aufstellung der Gruppen die entschiedene Nacktheit der männlichen Gestalten in einigen der Werke hervor. Die Frommen im Lande, noch über die Frage der Schicklichkeit hinausgehend, nahmen sogar Anlaß, über die heidnische Bildung der Künstler und der Kunstwelt Zeter zu schreien. Aber auch von Unbefangenen wurden die Künstler Absichtlichkeiten irgend welcher Art beschuldigt; jedoch mit Unrecht. Die Wahrheit ist, daß den Bildhauern in Folge ihres lebenslänglichen Studiums der griechischen Antike das ihnen selbst wie andern Menschenkindern anerzogene Schicklichkeitsgefühl in dieser Beziehung abhanden kommt, und daß sie dasselbe erst auf dem Wege der Reflexion sich wieder aneignen müssen. Denn meiner Meinung nach ist dieses Gefühl bei uns Nichtgriechen nun einmal ein berechtigtes und deßhalb bei Werken, die für die Oeffentlichkeit bestimmt sind, zu berücksichtigen; schon aus dem einen, die Künstler selbst interessirenden Grunde, daß die eine Hälfte ihres Publikums, die weibliche, vom Genusse des Werkes so gut wie ausgeschlossen ist. Mit einem Gewandzipfel, der leicht anzubringen ist, wenig vom Körper verdeckt und in vielen Fällen sogar gute Wirkung übt, ist alles Nothwendige geschehen. Auch bringt die Erfahrung die Künstler selbst sehr bald auf diesen Weg.

* Kunstbericht aus Bremen.

Von F. Pletzer.

Das scheidende Jahr und die Weihnachtstage haben unserer Stadt in der fertig gewordenen und feierlich eingeweihten Halle des Künstlervereins eine köstliche Gabe verliehen, auf die wir mit Stolz und Freude hinblicken und hinweisen können. Wir sagten vor einigen Wochen, daß man sich von der Schönheit der im Besitze des Doms befindlichen Halle, von der kunstfertigen Hand ihres Restaurators Großes verspreche; aber selbst die kühnste Erwartung hat sich die Herrlichkeit der Räume und die reizende, vom feinsten Geschmack getragene Ausschmückung derselben nicht in dem Maße ausgedacht, welches erreicht wurde. Diese Halle wird nicht bloß fort und fort das Entzücken derjenigen erregen, die sie durch Opfer aller Art, Jeder in seiner Weise, dem Verkommen entzogen haben und nun ihr eigen nennen; sie ist auch für den unbetheiligten Beschauer und für den mit den Waffen objectiver Kritik Herantretenden ein so schönes, harmonisches Werk, daß sie hinfort zu den anziehendsten Denkmälern mittelalterlicher Baukunst gehören und nun erst des Rufes theilhaftig sein wird, der ihr durch ungeschickte Hand entzogen war.

Wiewohl der Bau in der jüngsten Zeit außerordentlich beeilt wurde, da der dringende Wunsch des Vereins, noch in dem abgelaufenen Jahre seinen Einzug in die Halle zu halten, erfüllt werden sollte, so ist doch nichts durch solche Eile verdorben worden, da überall und von Allen mit Eifer und Liebe gearbeitet wurde; weder die zierlichen Pfeiler, welche die Gewölbe tragen, noch die Ausstattung des Raumes mit einem der Zeit der Erbauung angemessenen Mobiliar, weder die schönen Fenster, die aus einem verwitterten Backsteingiebel eine prächtige Façade schaffen halfen, noch die ökonomischen Einrichtungen im Innern, wo der Künstler gelegentlich in aller Gemächlichkeit Mensch mit Menschen sein will, hatten irgendwie unter jener Eile zu leiden. Der eigne Heerd, den der Verein ersehnte, war bereitet und konnte am 28. December vom Präsidenten den in Schaaren herbeigeströmten Mitgliedern der Gesellschaft übergeben werden. Sie hat ihn denn auch mit wahrhaft herzlicher Freude in Besitz genommen und wird die Flamme der Liebe zur Kunst und zu den neugeschaffenen Räumen innig hegen und pflegen.

Was nun die Feier vom 28. betrifft, so ist über dieselbe von der Weserzeitung schon so ausführlich berichtet worden, daß wir von der heiteren Stimmung bei dem Festessen und von den gehaltenen Reden nicht mehr zu sprechen brauchen. Dagegen sollen der vorangegangenen Versammlung einige Worte gewidmet werden, und hinfort werden wir stets in der Kürze verzeichnen, was an den regelmäßigen Vortragsabenden geleistet worden ist. Der Gelegenheit entsprechend, war für den Festabend ein außergewöhnliches Aufgebot von Kräften erfolgt, so daß sich dem gesprochenen Vortrage eine für diesen Zweck componirte Cantate und Beethovens Symphonie in C moll anschlossen. In jener hatte E. Sobolewski, der Kapellmeister der Bremer Bühne, den Worten Ruperti's einen schönen und kräftigen Ausdruck verliehen; die Cantate wird vom Männerchor und einigen Solostimmen ausgeführt und ist ein so treffliches, in sich abgeschlossenes Werk, daß sie hoffentlich auch anderswo zu Gehör kommen wird, da Wort und Ton nicht auf diese besondere Gelegenheit berechnet sind.

Nach dieser musikalischen Einleitung sprach Otto Gildemeister über „Beaumarchais und den dritten Stand vor der Revolution." Der Vortrag weist Beaumarchais persönliche und literarhistorische Stellung zu der französischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts in seinen bunten Erlebnissen wie in seinen Schriften nach. Er zeichnet ihn als den niedriggebornen, aber mit allem Glanze des Talents, mit siegreichem Witz, mit außerordentlicher Liebenswürdigkeit ausgestatteten Plebejer eines noch in feudalistischen Banden schmachtenden, eines innerlich corrumpirten, aber schon mit allen Lebenskräften der Revolution entgegenstrebenden Zeitalters. Beaumarchais erscheint als der Emporkömmling, dem nichts mangelt als die Geburt, und der eben deßhalb zu einem furchtbaren Feinde des auf Geburtsprivilegien gebauten Staates wird. Er zückt sein „rosenumgürtetes Schwert" gegen den Adel und den Hof, weil Adel und Hof in ihm nur den amüsanten Gesellschafter, nicht den Menschen und Bürger anerkennen wollen. Der berühmte Verfasser der „Hochzeit Figaro's" wird von den zeitgenössischen Junkern abwechselnd mit Liebkosungen überhäuft und gemißhandelt, und sein Dank und seine Rache bestehen darin daß er der Welt die Laster der Seigneurs mit unvergänglichen Farben, aber die „Laster in ihrer Grazie" malt. Er enthüllt dem französischen Volke den ganzen Abgrund von Corruption, welcher sich unter den Fundamenten der alten Monarchie ausbreitet, aber er thut es mehr mit dem Wohlbehagen des durch Exclusivität gereizten Roturiers als mit der sittlichen Wärme eines Tacitus, immer aber mit unvergleichlichem Esprit und mit einer Schärfe der Zeichnung, die das höchste künstlerische Behagen erregt. Seine sentimentalen Schauspiele — denn auch solche hat er geschrieben, — sind im Grunde ebenso sittlich-faul wie die Rührstücke Kotzebues, aber seine beiden Comödien, der Barbier von Sevilla und Figaros Hochzeit, überragen an Anmuth, Geist und Feinheit alles was seit Moliere die Muse des französischen Lustspiels geschaffen hat. Relativ erscheinen sie sogar moralisch gegen die Verderbtheit der Zeit, deren tödtlichste Verdammniß sie bilden. Zu diesen literarischen kommen sodann die mannichfaltigsten persönlichen Erlebnisse des Dichters. Er ist in allen Sätteln gerecht. Sohn eines armen Uhrmachers, lebt er als Cavalier, stirbt er als Millionär. Er ist Dichter und Schiffsrheder, Musiker und Diplomat, Tischgenosse der vornehmsten Personen und der revolutionärste Vertreter der Ideen einer aufgeregten Bourgeoisie, Armeelieferant und Mäcen im fürstlichsten Stile, Epicuräer und wirksamer, ja großartiger Unterstützer des amerikanischen Freiheitskrieges, frivoler Voltairianer und doch ein musterhafter Gatte, Sohn und Bruder. Diese Mannichfaltigkeit von Richtungen und Eigenschaften prägt sich in einem höchst wechselvollen, interessanten, die Spitzen und Tiefen der zeitgenössischen Geschichte berührenden Leben aus, welches seiner Zeit Europa nicht minder lebhaft beschäftigte, wie Lord Byrons Abenteuer unsere Väter, und dessen Glanzpunkte Beaumarchais selbst in seinen classischen Memoiren daguerreotypirt hat; Memoiren, aus denen Goethe's „Clavigo" nur einen schwachen Widerschein entlehnt hat.

Endlich wurde, zum Schlusse der Versammlung, von dem für diesen Abend vom Theater freigegebenen Orchester die Symphonie in C moll von Beethoven ausgeführt, und zwar mit einem der Herrlichkeit des Werkes entsprechenden Schwung und unter ganz besonderer Gunst des Schicksals, das bei guter Laune war.

Blicken wir bei dieser Gelegenheit weiter zurück in den Zeitraum der letzten Wochen, so haben wir noch über drei Privatconcerte zu berichten. Das dritte und vierte stellten zwei der größesten Werke an die Spitze ihrer Programme, die Sinfonia eroica von Beethoven und die Symphonie in C dur mit der Schlußfuge von Mozart, das fünfte wurde mit der vierten Symphonie von Robert Schumann (D moll) eröffnet. Dazu gesellte sich eine Reihe von Ouverturen; neben der dritten Beethovenschen zur „Leonore", denen zum „Egmont" und zur „Euryanthe" kamen Schumann mit der „Genoveva", Mendelssohn mit den „Hebriden" und Gade mit der schottischen Ouverture „im Hochlande" zu Gehör. Die beiden letzten Werke boten interessante Vergleichungspunkte durch die Gleichartigkeit des Gegenstandes, den sie musikalisch verherrlichen, und durch die geistige Verwandtschaft der Componisten. Gade, welcher gleich in dem ersten Werke, mit dem er in Deutschland auftrat, der Ouverture „Ossians Nachklänge", die Bahn betrat, auf welcher Mendelssohn Triumphe gefeiert, bewegt sich in der Tondichtung, welche jüngst hier aufgeführt wurde, auf demselben Felde. Sie ist eine tüchtige und angenehme Gabe, die ohne affectirte Gedankentiefe frisch und gesund sich darbietet und empfiehlt, deren Einleitung freilich viel werthvoller er-

scheint als der Hauptsatz. Ueber die Ausführung aller dieser Werke ist im Allgemeinen viel Gutes zu sagen. Die Symphonien von Beethoven und Mozart wurden zwar an manchen Stellen ein wenig beeinträchtigt, doch erhielten sie im Ganzen ihr Recht, besonders die eroica, die nur im Scherzo mehr Sicherheit hätte haben können. Von den Solospielern, die in jenen drei Concerten auftraten, ist uns Herr Kömpel aus Hannover mit seinem feinen, wenn auch nicht sehr belebten Spiel ein gern gesehener und erwünschter Gast. Neue Erscheinungen waren der Clavierspieler Herr Louis Brassin aus Leipzig und der Violoncellist Herr Montigny aus Brüssel. Jener ist ein junger Mann, der rasch sein Glück gemacht hat und bereits einen Ruf besitzt, den wir durch den Vortrag eines Concerts von Moscheles, für das noch besonders gedankt werden muß, gerechtfertigt fanden. Das Spiel des Herrn Brassin zeugt von tüchtiger Durchbildung und hat geistiges Leben, wußte auch alle excentrischen Forderungen, welche die wunderliche Lisztische Paraphrase Mendelssohnscher Melodien aus dem „Sommernachtstraum“ aufstellt, zu erfüllen und einer wenig bedeutenden Serenade, die der Vortragende selbst componirt, eine anmuthige Ausführung zu geben. Mit weit größeren Ansprüchen trat der Violoncellist Herr Montigny aus Brüssel auf, indem er nur eigene Compositionen vortrug. Da wir die Zeit überwunden haben, wo das Virtuosenthum als solches herrschte, so thut der belgische Gast nicht wohl daran, wenn er sich bei einem deutschen Publikum noch ganz in der Weise jener Zeit einführt. Was er unter dem Namen eines Concertes vortrug, kann doch nur dafür gelten, wenn man sich auf den Standpunkt stellt, daß die Liebe eines Vaters zu seinem Kinde der richtige Maßstab für die Beurtheilung des betreffenden Geschöpfes sein soll. Es lag in diesem Auftreten eine Anmaßung, die entschieden zurückgewiesen werden muß. Hätte sich Herr Montigny entschlossen, seine Virtuosität in dem Vortrage guter Compositionen sich abspiegeln zu lassen, so würden der Gewinn und die Freude weit größer sein.

Noch mißlicher aber als mit dem bloßen Virtuosenthum der Instrumentalisten ist es mit dem der Sänger bestellt. Wir hörten Fräulein Ida Krüger aus Schwerin, Frau Sophie Förster aus Dresden, Herrn Reer aus Coburg. Der Letzte ist ein wackerer, tüchtiger Tenor, der in seiner Bühnenthätigkeit einen festen Grund besitzt, auf dem er sich mit Sicherheit bewegt. Die beiden Damen aber sind lediglich Concertsängerinnen und gehören zu jenen reisenden Erscheinungen, welche die beiden üblichen Arien und etwa noch einige Lieder vortragen, dagegen von den Concertdirectionen das übliche Honorar, vom Publikum den üblichen Beifall erhalten. Diese Art des Virtuosenthums kann sich nur behaupten, wenn sie auf eine wirkliche Kunst des Gesanges und des Vortrages sich stützt; steckt sie aber noch so sehr in den Anfängen, wie es hier der Fall ist, und wagt sie es dennoch, schwere Coloraturarien, welche die höchste Sicherheit und Feinheit erfordern, mit Selbstbewußtsein vorzutragen, so tritt die ganze Mißlichkeit dieser Seite unseres heutigen Concertwesens zu Tage. Damit ist nichts gegen die hiesige Direction gesagt; sie kann nicht anders handeln und ist in derselben Lage wie viele andere. Aber die Hoffnung haben wir und wollen uns gern ihr hingeben, daß auch bei uns die beiden Arien mehr und mehr verschwinden. Die Singakademie hat in Herrn Reinthaler aus Köln einen Dirigenten gewonnen, von dem eine Wiedergeburt des Vereins erwartet wird; ohne Zweifel entschließt derselbe sich dann auch, seine wieder gewonnenen Kräfte den Privatconcerten zur Verfügung zu stellen.

* Gedichte.

Elegie*).

Aus dem Dänischen des Steen Steensen Blicher übertragen von P. J. Willatzen.

Es gab die Zeit, wo du, in Schönheit prangend,
Die wundersamste warst von allen Fraun,
In tausend Liedern Huldigung empfangend,
Anbeter dir zu Füßen konntest schaun.

Es gab die Zeit — auf deinen Wangen brannte
Der Morgenröthe holder Rosenschein —
Da deiner Augen Strahl mit Zauber bannte,
Was sich gewagt in ihren Kreis hinein.

Es gab die Zeit, wo du den Gürtel trugst
Der Aphrodit' und ihres Sohnes Pfeile
Und plötzlich jedes Herz in Fesseln schlugst
Durch deiner schwarzen Locken weiche Seile.

Es gab die Zeit — sie liegt zwar weit zurück,
Doch hab' ich gerne der Erinnrung Fächeln —
Wie Eis im Frühling schmolz vor deinem Blick
Der Herzen härtestes, vor deinem Lächeln.

Es gab die Zeit — wie kam sie anders ganz,
Und warum ist hier bleibend nichts im Leben? —
Dein Wort, es war Musik, dein Schritt war Tanz,
Man sah um dich der Freude Glorie schweben.

So standest du einst vor mir wunderbar, —
Als ich dich aber fand nach langer Zeit,
War dir gebleicht vom Kummer Wang' und Haar,
Warst du gebeugt, zerknickt von schwerem Leid.

Dein Gang war schwankend, zitternd deine Stimme
Und hin dein schlanker Wuchs, dein Lächeln war,
Als wenn auf Stoppeln Wetterleuchten glimme,
Dein schwarzes Auge allen Glanzes bar.

Du welktest langsam hin — der letzte Zweig
Auf sonst so kräft'gem, nun verdorrtem Stamme —
Vereinsamt in der Blindheit nächt'gem Reich,
Der letzte Funke einst so mächt'ger Flamme.

Dir linderte kein Kind den letzten Streit,
Kein Freund durch Mitleidsthränen, noch so karge;
Allein, verlassen starbst du; ein Geleit
Von Fremden folgte deinem schlichten Sarge.

Vergäßen aber auch die Andern dich,
Aus mir soll erst der Tod dein Bild verdrängen;
Du labtest oft mit Trank und Speise mich
Und lauschtest freundlich meinen ersten Sängen.

Ich bin ein Fremdling auch, der einsam steht,
Du armes Weib! Doch soll von meinen Saiten,
Wie Winterhauch durch welkes Schilfrohr geht,
Ueber dein Grab ein Abschiedsseufzer gleiten.

*) Die vorliegenden Gedichte sind aus einem demnächst erscheinenden Werke „Nordlandsharfe“ mitgetheilt.

Das Gunnarslied.

Aus dem Färöischen. Uebertragen von P. J. Willatzen.

Gunnar, der Kämpe, schoß, da sprang,
Sprang an seinem Bogen der Strang.

„Halgerd, zeige nun, wie du mich liebst,
Dadurch daß du deine Locke mir giebst.“

— „Melde mir, warum ich missen sollt'
Haar meines Haupts, das so lang und gold!

„War es mir immer die größte Zier,
Wozu nun willst du es, sag' es mir.“

„Feinde folgen, zu ihrem Empfang
Gieb es, sonst wird es mein Untergang.

„Gieb mir zum Bogen des Hauptes Haar,
Wachsend nahet sich schon die Gefahr.“

— „Nun denn, nach Allem, was mir widerfuhr,
Flehst du umsonst um ein Härchen nur.

„Noch nicht hab' ich's verschmerzt genug,
Wie deine Hand auf die Wange mich schlug.“

„Halgerd, so soll man durch alle Lande
Lang' deß gedenken zu deiner Schande.“

Bitterlich weinet die Mutter: „Mein Haar,
Nimm es und rette dich aus der Gefahr.“

„Eh' sollen tödten die Feinde mich,
Eh' eines Haars ich beraube dich!“

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Deutscher Musenalmanach für 1858 von Christian Schad. — Geschichte der Lande Braunschweig und Lüneburg. Von W. Havemann. Dritter Band. — Griechische Reisen und Studien. Von J. L. Ussing. — Die Rechtsfrage zwischen Caesar und dem Senat. Von Theodor Mommsen. — Die Schlacht am Lobkumer Berge im Jahre 16 n. Chr. Eine historische Untersuchung von W. Bessell. — Familie Schaller. Roman in 2 Bänden von A. Glaser. — Der Geheimrath. Ein Lebensbild von Max Ring. — Die Tochter des Wilddiebs. Eine Erzählung von Elfried von Taura. — Meister Putsch und seine Gesellen. Ein helvetischer Roman in 6 Büchern von A. Hartmann.

— * Die Vorlesungen von Hegel über die Philosophie der Geschichte sind in das Englische übersetzt worden.

— * Von einem nach den handschriftlichen Quellen der Wiener Archive bearbeiteten Werke „Prinz Eugen von Savoyen“ von Alfred Arneth ist der erste Band erschienen; er behandelt die Jahre 1663—1707. Arneth bezeichnet die sämmtlichen 600 Briefe, welche Sartori im Jahre 1811 als „hinterlassene politische Schriften des Prinzen Eugen“ herausgegeben hat, als eine der stärksten literarischen Mystificationen, die jemals gewagt wurden.

— * Das in Berlin erscheinende „Deutsche Kunstblatt“ wird umgestaltet; Eggers legt die Redaction nieder und giebt, unterstützt von seinen bisherigen Mitarbeitern, ein neues Kunstblatt im Verlage von Ebner und Seubert in Stuttgart heraus.

— * Eine Besprechung des Trauerspiels „Brunhild“ von Emanuel Geibel in der „Europa“ schließt mit folgenden Worten: „Geibels Drama, indem es an unüberwindlichen Widersprüchen scheitert, bietet einen wunderbaren Gegensatz zu jenen Calderonischen Stücken, „Der Arzt seiner Ehre“ u. a., welche an dem specifisch spanischen Ehrbegriffe und der Tyrannei seines zugespitzten Raffinements kränkeln und unwahr werden. Geibels Nibelungendrama erlahmt und entkräftet sich an dem absoluten Mangel alles Ehrbegriffes, durch den sich die Helden Siegfried und Gunther ganz naiv versündigen, dergestalt daß auch das größte Aufgebot elegischer, zart und tief empfundener poetischer Beredsamkeit sie nicht zu retten vermag. Wir glauben den Grund dieses Mißgriffs zum Theil in der Natur Geibels, zum Theil aber auch in der Natur des Stoffes gefunden zu haben und sind begierig darauf, ob und wie Hebbel dieselbe Klippe umschiffen wird ohne zu scheitern. Daß wir ein kühnes poetisches Wagniß schon als solches hochhalten, dessen kann Hebbel so gewiß sein wie Geibel. Mit der Größe des Wagnisses steigert sich aber auch der Maßstab der Kritik. Nur bei der Mittelmäßigkeit in der Literatur ist nichts zu gewinnen und nichts zu verlieren.“

— * Die Universität Leipzig hat durch die Freigebigkeit des sächsischen Ministeriums die Bibliothek des berühmten Orientalisten Hammer-Purgstall erworben. Sie enthält höchst bedeutende Werke aus allen Fächern der Wissenschaft, namentlich aber aus dem großen Gebiete der Länder- und Völkerkunde. Der Orient wiegt natürlich vor. Asien ist vortrefflich bedacht. Arabische, persische und türkische Literatur: aus diesen allen sind die seltensten und wichtigsten Werke beisammen.

— * Am 26. December hatte Louis Spohr in Kassel das Unglück, durch einen Fehltritt auf der Treppe des Museums einen Arm zu brechen.

— * Die Angelegenheit der Errichtung eines Denkmals für Händel scheint, wenn auch langsam, sich glücklich zu entwickeln. Das Directorium der Händel-Gesellschaft in Leipzig richtet eine neue Ansprache an das Publikum. Sie kündigt den Beginn der unternommenen Ausgabe der Werke des Componisten für das nächste Jahr an. Für 1858 sollen das Oratorium Susanna, das Schäferspiel Acis und Galathea und die Clavier-Suiten und Fugen erscheinen; für das Jubeljahr 1859 Hercules, Allegro und Athalia. Alle sechs Stücke sind für Deutschland, wie man sieht, so gut wie völlig neu. Wir erfahren aus dem Circulare, daß die erwünschte und erforderliche Anzahl der Subscribenten noch nicht versammelt ist. der Entschluß, zu der Ausgabe der zweimal drei Lieferungen für die ersten zwei Jahre vorzugehen, wird ein Wagniß genannt, das „eine Bürgschaft für die Ausführung des ganzen Werkes noch nicht in sich schließen kann.“ Gewiß wird übrigens der Beschluß des Directoriums, lieber etwas zu wagen, indem man dem Publikum Proben und Vorlagen giebt, als unentschlossen zu zögern und die Unterzeichner im Ungewissen über das Schicksal der Unternehmung zu lassen, den allgemeinsten Beifall finden. Wäre selbst zu befürchten, daß sich die Aussicht für die Fortsetzung und Vollendung der Ausgabe verschließen könnte, so wäre doch schon mit der Veröffentlichung der sechs angekündigten Werke allein der musikalischen Welt Deutschlands ein großer und wahrer Dienst geleistet. — Die Stadt Halle ist mit dem schönsten Beispiele der Opferfreudigkeit für das Zustandekommen des Händel-Denkmals den übrigen deutschen Städten vorangegangen. Man schreibt über diesen Gegenstand aus Halle: „Das kleinere Modell, welches bekanntlich der aus Bonn gebürtige vortreffliche Bildhauer Heidel einsandte, fand solchen Beifall, daß man ihm die Arbeit übertrug; und wie wir hören, wird das große Thonmodell gleich nach Neujahr vollendet sein, so daß der Guß im Laufe des Sommers vorgenommen werden kann, wenn die zur Ausführung nöthigen Mittel gesichert sind. Diese herbeizuschaffen ist bisher, die mäßigen Erträge einiger Musikaufführungen in kleineren Städten abgerechnet, allein der wenig begüterten Vaterstadt Händel's zugefallen. Da kündigte Jenny Lind ihren Wunsch an, vor ihrer im nächsten Frühjahre erfolgenden Uebersiedelung nach England zu dem Ehren-Denkmal des deutschen Tondichters, dem sie einen großen Theil ihres Ruhmes verdanke, einen Beitrag zu liefern; und sie schlug zu diesem Zwecke eine Aufführung des Messias in Halle vor, wobei sie die ganze Sopranpartie singen würde. Mit freudigem Eifer ging das Comité auf ihren Wunsch ein. Es kam eine Aufführung des Messias zu Stande, welche den gelungensten beizuzählen ist, die in Deutschland erlebt worden sind. In die von der Sonne freundlich beschienenen heiteren Räume unserer Marktkirche war ein so zahlreiches Publikum zusammengeströmt, daß nach Abzug der beträchtlichen Kosten doch ein Reinertrag von circa 1400 Thlrn. für das Denkmal übrig geblieben ist.“ — Die Leitung des Concertes hatte Robert Franz, dem David aus Leipzig zur Seite stand.

— * Der Fall der bekannten Kunstfirma Arnz und Comp. in Düsseldorf hat natürlich in den dortigen betreffenden und betroffenen Kreisen große Bestürzung hervorgerufen. Man schätzt die Summe des Deficits auf 165,000 Thaler, doch fehlt jede Uebersicht über die auswärtigen Vorschüsse auf das Haus, und leicht möchte eine Viertel-Million anzunehmen sein; der Umfang des von den Inhabern der Firma getriebenen Wechselbetruges läßt sich vorläufig noch nicht bestimmen. Die im Cours befindlichen, zum Theil kürzlich unter der Erklärung: „Das Accept ist falsch“, protestirten, von der Firma Arnz und Comp. gezogenen Wechsel lauten hauptsächlich auf drei Buchhandlungen, eine in Leipzig, die zweite in Stuttgart und die dritte in Stockholm. Sie waren meistens auf andere Städte (Börsenplätze) domicilirt und wurden früher immer dadurch gedeckt, daß die Aussteller den Bankhäusern, bei welchen die Tratten zahlbar gemacht waren, die Beträge bei Verfall einsandten. Nicht selten geschah diese Art der Deckung durch den Telegraphen. Bei dem gänzlichen Mangel aller Notizen über die Wechsel-Operationen (die betreffenden Bücher scheinen vernichtet oder geflüchtet zu sein) ist es unmöglich, den Zeitpunkt des Ursprunges der begangenen Verbrechen festzustellen oder auch nur zu constatiren, wie viel von den Accepten echt oder unecht sein mögen. Von der einen Seite ist man geneigt, die Verbrechen mehrere Jahre rückzudatiren, und zwar bis zu dem Zeitpunkte, wo das Geschäft definitiv in die Hände der Bruder Arnz überging und einen auffallend plötzlichen Schwung erhielt; von der anderen Seite hält man dafür, daß der verbrecherische Betrieb des Wechselhandels sich erst aus jüngerer Zeit herschreiben müsse, da es nicht denkbar sei, daß Fälschungen dieser Art lange unentdeckt blieben. — Die Gläubiger der Firma haben ein Directorium erwählt und setzen unter Leitung zweier Vorstände den Betrieb des Instituts fort, um die vorhandenen Aufträge zu erledigen.

— * Die Universität Gießen hat den Engländer Alfred Baskerville, der sich durch Uebersetzungen deutscher Gedichte in das Englische bekannt gemacht hat, mit dem Doctordiplom beschenkt.

— * Aus einer Zusammenstellung in der in Hamburg erscheinenden Zeitschrift „Das Jahrhundert“ ergiebt sich, daß von den Stimmführern der Demokratie im Jahre 1848 etwa 300 Opfer ihres damaligen Auftretens geworden sind, indem sie den Tod zu erleiden hatten oder flüchtig werden mußten. Jenes Blatt führt solcher Männer 284 in alphabetischer Reihenfolge auf, von Anwandter (aus Kalau in Preußen, jetzt in Valdivia) bis auf Zschweigert (Plauen in Sachsen, Flüchtling in der Schweiz bis 1852, wo er begnadigt ward), welche in Folge ihrer Theilnahme an den nachmärzlichen Ereignissen in Bedrängniß verschiedener Art, zum Theil um Vermögen, Vaterland, Freiheit gekommen; Einige ums Leben, wie von Trützschler, Robert Blum und der im Zuchthause verstorbene Dresdener Aufstandscommandant Heinze. Messenhauser ist übergangen. Zum Tode verurtheilt — die Todesstrafe der Räderung sogar ward in diesem Processe vom Staatsanwalte beantragt — lebt als Flüchtling in der Schweiz der Berliner Schriftsteller Nauwerck. Todesurtheile haben u. A. ferner Schlöffel, Erbe, Schmidt aus Löwenberg wider sich verhängen sehen, wegen ihrer Betheiligung an dem Aufstande in der Pfalz und Baden. Sie wanderten nach Amerika aus, wo Schmidt bereits gestorben ist. Raveaux, gestorben 1851 in Belgien, ward vom Schwurgericht in Köln zum Tode verurtheilt. Zum Tode verurtheilt wurden überhaupt alle Mitglieder der revolutionären Regierung der Pfalz, des dortigen Vertheidigungsausschusses, so wie die Mitglieder der provisorischen Regierung von Sachsen. Die meisten Persönlichkeiten dieser Kategorien wußten bekanntlich den Folgen ihrer Processe durch die Flucht zu entgehen. Denjenigen, an welchen die Strafe vollstreckt ward, ist sie in Zuchthaus u. dgl. verwandelt.

— * Deutschland wird von nun an in Frankreich durch ein eignes Blatt vertreten sein, die „Revue Germanique“, die in Paris erscheint und ein Spiegel

der geistigen Bewegung in Deutschland sein soll. In dem Programme heißt es: „Deutschland verdient nicht minder als England in Frankreich ein besonderes Organ zu haben (wie England in der Revue Britannique). Es steht in keiner Geisteskundgebung diesem nach und hat in vielen den Vorzug. Es hat eine lebensvolle und fruchtbare Literatur, Geschichtschreiber, die Macaulay nichts nachgeben, Kritiker, die Niemandem den Vorrang zu lassen haben. In der Wissenschaft hat es Zweige, die ihm so zu sagen eigen sind, wie die Philologie und die Exegese; für die anderen Theile hat das Land der Humboldt, der Liebig, der Bunsen, der Vogt, der Moleschott keinen Vergleich zu scheuen. Die deutsche Philosophie ist die kühnste Anstrengung des menschlichen Geistes gewesen, und nachdem Deutschland mit Hegel den Gipfelpunkt der von Kant begonnenen Bewegung erreicht hat, beginnt es heute auf neuer Grundlage ein neues und unerwartetes Werk.“ — Unter den Mitarbeitern der neuen Revue werden aufgeführt: Laboulaye, Daniel Stern, Dareste, Moritz Hartmann.

— * Shakspere's Zeitgenossen. Im ersten Bande seines neuen Werkes „Shakspere's Zeitgenossen und ihre Werke in Charakteristiken und Uebersetzungen“ beginnt Friedrich Bodenstedt mit John Webster und stellt die Uebersetzung seines Dramas „Die Herzogin von Amalfi“, welche neuerdings wieder in England gegeben wird, voran und giebt dann Fragmente aus andern Stücken oder Uebersichten ihres Inhaltes. In der Vorrede äußert sich Bodenstedt folgendermaßen über sein Werk: „Ich biete hier den Kennern und Liebhabern dramatischer Poesie den ersten Band eines größern Werkes, welches bestimmt ist, durch vergleichende Charakteristiken der hervorragendsten Zeitgenossen Shakspere's und Uebertragungen ihrer eigenthümlichsten dramatischen Schöpfungen neue Beiträge zur Kenntniß der altenglischen Bühne zu liefern. Das ganze Werk wird in fünf Bänden erscheinen, wovon die vier ersten ausschließlich Uebersetzungen und übersichtliche Auszüge der vorzüglichsten Dramen, nebst Nachrichten über das Leben ihrer Dichter bringen sollen, während es dem fünften Bande vorbehalten bleibt, den Zusammenhang dieser Dichter mit Shakspere und seinen Vorläufern nachzuweisen, — endlich in großen Zügen ein anschauliches Bild der altenglischen Bühne zu geben, mit Hinblick auf die Ursachen ihres Aufschwungs und Verfalls. Zunächst wollte ich meine Leser, soviel irgend möglich, aus dem Vollen schöpfen lassen und ihnen die besseren Erzeugnisse der altenglischen Bühnendichtung nicht bloß beschreiben, sondern zugänglich machen. Diejenigen Stücke, in welchen die Eigenthümlichkeit ihrer Dichter sich am schärfsten ausprägt, sind in vollständigen Uebersetzungen mitgetheilt; von den übrigen werden, nach Maßgabe ihrer Bedeutung, mehr oder minder umfangreiche Auszüge gegeben. Dabei wurde überall auf den Plan und die scenische Gliederung Rücksicht genommen und in den meisten Fällen das ganze Scenar angeführt; denn ein dramatischer Dichter ist zunächst und hauptsächlich nach dem Bau, nach dem Organismus seiner Stücke zu beurtheilen: zeigt er sich darin schwach, so ist er überhaupt nicht stark — als dramatischer Dichter. Nicht der leichteste Theil meiner schwierigen Aufgabe war, Angesichts der umfangreichen Masse des zu bewältigenden Materials, die Auswahl der zu übersetzenden Stücke. Ich darf es als eine glückliche Fügung betrachten, daß mir dabei einer unserer größten und geschmackvollsten Kenner altenglischer Poesie, Adolf Friedrich von Schack, rathend zur Seite stand und überhaupt meine Arbeit in jeder Weise durch seine Kenntnisse wie durch seine reiche Büchersammlung auf das Eifrigste zu fördern suchte. Mit Ausnahme des Marlowe'schen „Faust“, der in einem Werke wie das vorliegende nicht wohl fehlen durfte, ist von allen hier mitgetheilten Stücken früher keines in deutscher Uebersetzung erschienen, und ein eigenes Geschick hat gewollt, daß meine Vorgänger, Tieck, Graf Baudissin, Kannegießer, von Bülow u. A., deren Leistungen ich im Schlußbande nach Verdienst würdigen werde, mit wenigen Ausnahmen gerade die werthvollsten Dramen unbeachtet gelassen haben, so daß ich mich in der angenehmen Lage befinde, in diesen neuesten Beiträgen aus den Fundgruben altenglischer Bühnendichtung das Beste zu bieten, was sie — neben Shakspere — aufzuweisen hat..... Daß ich den Reigen der hier vorzuführenden Bühnendichter mit John Webster eröffne, geschieht hauptsächlich, weil dieser merkwürdige Mann in Deutschland am wenigsten bekannt ist, während er doch zu denen gehört, die am meisten bekannt zu sein verdienten. Endlich kommt es in diesen Bänden, wovon jeder einen Dichter für sich behandelt, auf die Zeitfolge nicht so genau an, wie in dem vorwiegend historischen Schlußbande, dessen Natur die strengste chronologische Ordnung zur unerläßlichen Pflicht macht.“

— * Musikalische Leiden. Unter diesem Titel hat die „Allgemeine Zeitung“ Erörterungen, welche Blicke, in dir musikalische Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft werfen. Die Kunst, welche nach der letzten sich benennt, fährt dabei schlecht. Der Verfasser überschreitet in seiner Leidenschaft für die Vergangenheit vielfach die Grenzen der Gerechtigkeit und geht zu weit im Verdammen, doch sagt er so viel Richtiges und Beherzigenswerthes, daß man seinen Worten häufig Recht geben muß. „Bei uns in Deutschland“, sagt er, „schreibt man, einige ganz zahme Liedercomponisten und wenige in der alten Schule gebildete, doch nur mittelmäßige Geister wie Reissiger, Hiller abgerechnet, nur noch Zukunftsmusik. „Während der alte Haydn, wenn ihm einmal die Feder stockte, in sein Kämmerlein ging, sich niederwarf auf die Kniee und brünstiglich betete zu seinem Gott, daß er ihn doch erleuchten möchte um das begonnene Werk zur Freude seiner Menschenkinder glücklich hinauszuführen, und er aus dieser guten Quelle stets neue Begeisterung schöpfte bis in sein höchstes Greisenalter — zu welchem Gott fleht der Zukunftsmusiker heute, der allem gläubigen Gefühl Hohn spricht, dem alle bescheidene Unterordnung unter des Weltalls ewige Gesetze, alle Gottesidee abhanden gekommen, der nur sein eigenes Ich noch verherrlicht und seine innere Zerrissenheit durch Töne offenbart, welche die Ohren aller noch nicht ganz zerrissenen Seelen auf das unbarmherzigste zerreißen? Da sprechen sie von Gründung einer Akademie, wo Vocalisten und Instrumentalisten erst vorgebildet werden sollen für die Ausführung der neuentdeckten Formen, die freilich ein in der guten alten italiänischen Schule gebildeter Sänger, ein Violinspieler nach Spohrs Manier, ein Cellist à la Dotzauer und Romberg, nie und nimmermehr im Geist der Zukunftsmänner zu executiren vermag; da wollen sie eine Musik erfunden haben, die recitiren, räsonniren, politisiren, discutiren, ironisiren — kurz, wie das Wort, alles aussprechen könne, während die Musik doch von Anbeginn der Dinge an bloß eine unpersönliche und irrationale Sprache gewesen ist, die nie reale Gedanken, sondern stets nur Gefühle zu offenbaren berufen war. So viel steht fest: ist die Musik welche Wagner, Liszt und Berlioz componiren, Brendel und Griepenkerl empfehlen, in der That die Musik der Zukunft, so beweist das nur so viel, daß weder die Zukunft eine Musik, noch die Musik eine Zukunft haben wird, wovor Gott unsere Enkel in Gnaden bewahren wolle! Mit den kleinsten Mitteln das möglichst Große erreichen und allerwärts genau den Nagel auf den Kopf treffen, Wahrheit verkünden, so daß jedem die innere Nothwendigkeit der gewählten Form, als Ausdruck für die dahinter liegende Idee, sofort klar in die Augen springt und das äußere Kleid ein Spiegel seines geistigen Inhalts wird — das ist die Aufgabe des ächten Künstlers, den ich classisch nenne, nicht in dem Sinn wie man das Wort im Gegensatz zu romantisch zu gebrauchen pflegt, sondern vielmehr in der höheren Bedeutung, wonach es identisch ist mit: die Idee des Natürlichen, Schönen und Wahren enthaltend, und sie in würdigster Weise zur Darstellung bringend. Allerdings ist es ganz natürlich, und in dem Wechsel der Dinge tief begründet, daß, wenn eine Nation wie die unsrige ihre classische Kunstepoche durchgemacht, wenn sie insbesondere in der Musik eine Reihe von Männern hervorgebracht hat wie Bach, Händel, Haydn, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber und Mendelssohn, an die sich von Dittersdorf, Weigl, Winter, Graun, Gyrowetz und Himmel bis auf Spohr, Onslow, Hummel und Franz Schubert, eine Menge tüchtiger Geister zweiten Ranges, würdig anschlossen — es ist natürlich, sage ich, daß dann durch das Medium zwar auch noch edelstrebender und talentvoller, aber schwülstiger und zum Theil unklarer Köpfe wie Marschner, Niels Gade und Robert Schumann hindurch die Pflege der Kunst allmählich in die Hände falscher Propheten übergehen muß, die zu stolz und revolutionär gesinnt um nur die allbekannten Weisen der großen Meister nachzusingen, und viel zu geistesarm um neue ähnlichen Werthes zu erschaffen, nach Sonne, Mond und Sternen greifen um durch die absolute Curiosität ihrer Erscheinung dem rohen, lärmsüchtigen Haufen wenigstens auf eine Zeitlang zu imponiren. Sie verdanken ihre Triumphe ganz denselben Motiven, denen jeder glückliche Usurpator die seinigen verdankt. Man liebt ihn nicht, man achtet ihn noch weniger, aber geblendet von dem Eclat seiner seltsamen Erscheinung und erstaunt über seine unvermutheten Staatsstreiche, ist man schwach genug ihm mit blödem Hurrahgeschrei nachzulaufen, und ihm selbst dann noch Beifall zu klatschen, wenn er statt Kußhände Ohrfeigen austheilt. Dieß ist das Charakteristikum des Zeitalters der Cäsaren, das, Gott sei's geklagt, nicht bloß für Frankreich, sondern so ziemlich für ganz Europa schon begonnen zu haben scheint. Weihräucherei vor falschen Göttern und Lügenaposteln finden sich auf allen Wegen und Stegen — nicht aus Ueberzeugung, sondern aus starrem Erstaunen, aus Furcht, aus Frivolität, Spectakelsucht oder Indifferentismus für das Wahre und wirklich Erhabene. Ueberall herrscht der Despotismus des Skandals. Wer am tollsten lärmt, gewinnt die Palme. Auf dem Gebiet der Musik greifen die einen nach der Kehle des Sängers, und denken durch sogenannte brillante Aufgaben für diese unmittelbarsten und eindringlichsten Interpreten ihres Werks das Publikum für dasselbe zu gewinnen, es über dessen innere Hohlheit zu täuschen — das ist die moderne italiänische Schule mit dem geschmackvollen, geistreichen, funkensprühenden Rouladen-Rossini an der Spitze, der nur in seinem „Tell“ und seinen komischen Opern — dem ewig jungen „Barbier“ vor allen — höhere Bahnen eingeschlagen, und dem ein ganzer Schweif ausschließlicher Melodiker mit langweiliger Zwei-Accordenbegleitung folgte, die zuckersüßen oder glühend-passionirten Sentimentalisten Bellini, Donizetti, Mercadante, Pacini u. s. f., welche aber zum wenigsten doch immer noch die Gesetze der Harmonie, den Katechismus der Musik, wie er sich von Palestrina bis auf Mozart unabänderlich festgestellt hat, respectiren und singen, wie des Menschen Brust es nachzufühlen vermag.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 2. Bremen, 10. Januar. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur.

Von J. W. Appell.

Karl Gottlob Cramer.

Unter den unermüdlichen Vielschreibern, die im Anfang der achtziger Jahre ihr nichtsnutziges, doch nicht ganz brotloses Handwerk auszuüben begannen, steht Karl Gottlob Cramer mit oben an. Er, der Wundergeschichtenmann Christian Heinrich Spieß und Christian August Vulpius, der Schöpfer des Rinaldo Rinaldini und Schwager Goethe's, bilden zusammen ein famöses Kleeblatt; sie waren die unbestrittenen Häupter unserer Romanproducenten und erfreuten sich einer ungeheuren schmachtenden Leserheerde, die sich aus dem ewig sprudelnden Borne ihrer Phantasie tränken ließ und ihnen geraume Zeit dankbar und respektvoll anhing.

Welchen breiten Platz behauptete nicht einstmals dieser Cramer auf dem Blocksberg der deutschen Literatur! Sein Nachruhm ist allerdings nicht fein; allein die Mitlebenden dachten anders über ihn. Der nun im Staub und Schmutz der Leihbibliotheken begrabene Erasmus Schleicher von Cramer gehörte wirklich zu den bekanntesten und beliebtesten Romanen seiner Zeit; er erlebte das Glück und die nicht geringe buchhändlerische Ehre von vier rechtmäßigen Auflagen, wurde überdieß verschiedentlich nachgedruckt sowie ins Englische übersetzt; ja er fand selbst Gnade vor dem Richterstuhl der damaligen Kritik. Auch der „deutsche Alcibiades“, „Paul Ysop“, und „Hermann von Nordenschild“ zählten früher zu den Leihbibliothekennummern, die man am allermeisten begehrte; desgleichen „Adolph, der Kühne, Raugraf von Dassel“, von dem noch 1840 ein Leipziger Buchhändler einen neuen Abdruck lieferte. Cramer's „Hasper a Spada“ aber wurde das sprichwörtliche Urbild des ungekämmten und ungewaschenen Heldenthums der Ritterromane. Wie eine magische Zauberruthe wirkte Cramer's Name auf das „romanneugierige Lesepublikum“ — das mußten ihm sogar seine Recensenten, die ihre verwerfenden Urtheile gegen ihn aussprachen, aus selbsteigner Erfahrung zugestehen, und mit dreister Stirn durfte er von sich behaupten: „Meine Romane werden, was auch immer trübsinnige, mürrische Recensenten denken und sagen mögen, nicht gelesen, sondern verschlungen, nachgedruckt und doch vielmal aufgelegt.“ Die Herren Buchhändler versäumten denn auch nicht, diesen Umstand für sich zu benutzen. Es kamen verschiedene Geschichten heraus, auf deren Titel Cramer's beliebte Firma gesetzt war, ohne daß sie von ihm herrührten. Cramer fühlte sich deßhalb gedrungen, öffentliche Verwahrung einzulegen. Seine Erklärung wurde im Intelligenzblatt der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung von 1794 (Nr. 68, S. 543) abgedruckt und lautet wie folgt:

Erklärung.

Im Verlag der akademischen Kunst- und Buchhandlung zu Berlin ist erschienen: Conrad von Kaufungen, oder der Fürstenraub. Aus dem fünfzehnten Jahrhunderte. Vom Verfasser des Hasper a Spada. 1794. Desgleichen von der nämlichen Buchhandlung, als zukünftig, angezeigt worden: Raspo von Felseneck; oder der Gottesgerichtskampf. Aus dem eilften Jahrhunderte. 1. Theil. 8. Vom Verfasser des Hasper a Spada.

Ohne über den Werth oder Nichtwerth dieser Schriften (da ich sie bloß aus dem Meß-Catalog kenne) zu urtheilen, finde ich, zur Ehre der Wahrheit, für nöthig hier anzuzeigen: daß ich auch nicht den geringsten Antheil an ihnen habe und haben mag; indem ich völlig zufrieden mit der Ehre bin, welche das gütige Publikum meinen rechtmäßigen Kindern zu geben geneigt ist. Sollte dieses merkantilische Unwesen nicht unterlassen werden, so werde ich meinen Weg zum gerechten Ohr des Königs zu finden wissen.

Naumburg an der Saale, den 10. Juni 1794.

Karl Gottlob Cramer.
Verfasser des „Hasper a Spada.

Auch später wurden ihm noch fremde Mißgeburten untergeschoben, wie „Angelo di Pola; Seitenstück zu den gefährlichen Stunden“ (Leipzig 1801) und „Das Schiffermädchen; Seitenstück zum Jägermädchen.“ (Prag 1801). —

Dieser berühmte und kühne thüringische Autor erblickte das Licht am 3. März 1758 zu Pödelitz bei Freiburg an der Unstrut. Er wurde in die Schulpforta aufgenommen, in deren klösterlich ehrwürdigen Mauern zu gleicher Zeit jener Friedrich Christian Schlenkert, der nachmalige mitstrebende Heros, welcher nur ein Jahr älter war als unser Cramer, sich bildete. Von Schulpforta zog er nach Leipzig und studirte Theologie. Er brachte es auch bis zum Canditaten des Predigtamts, hat aber die Kanzel nicht betreten. Zum Wenigsten wird in einer Nachricht über ihn (im Brockhaus'schen Conversations-Lexikon, Neue Folge. I., 752), gemeldet: „Wir erinnern uns nicht, daß er von diesem Studium in der Folge weiter Gebrauch gemacht, man müßte denn dahin die Bekanntmachung ärgerlicher Anekdoten aus dem Leben seiner Lehrer rechnen wollen, die er in den Hörsälen und anderwärts aufgetrieben und mit denen er später einige seiner Romane ausschmückte.“ Nach seinen akademischen Jahren lebte Cramer seinem Genius, ohne ein festes Brot, als „Privatgelehrter“ in Weißenfels, später in Naumburg an der Saale. Im Jahre 1795 wurde ihm durch den Herzog Georg Friedrich Karl von Sachsen-Meiningen der Charakter eines herzoglich coburg-meiningschen Forstraths verliehen, und am siebenundzwanzigsten October dieses Jahres hielt er seinen Einzug in die Residenz Meiningen. „Wie Ferrara seinen Ariost und Tasso, Florenz seinen Dante, Leipzig seinen Gottsched, Anspach seinen Uz und Weimar seinen Goethe“, so besaß nun Meiningen seinen Cramer. — In der Folge erhielt der geniale Deutsche auch eine Anstellung als Lehrer an der von Herzog Georg errichteten Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen, die er bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am 7. Juni 1817.

Auch im Leben befliß sich der Verfasser des „Hasper a Spada“ und des „Erasmus Schleicher“, der eigentlich niemals aus seinen

Flegeljahren herauskam, der biedermännischen, deutschthümlichen Grobheit; er redete aus ungenirter Brust und war ein merkwürdiges Original. Meister Tieck, der ihn öfters mit den glänzenden Pfeilen seines Scherzes gestreift hatte, (man erinnere sich nur der köstlichen Stelle in der Einleitung des Phantasus), sah ihn einmal von Angesicht zu Angesicht. Auf einer Sommerlustreise, die Tieck 1803 mit seinem Freunde Burgsdorff machte, kam er eines Sonntags in dem meiningenschen Bade Liebenstein in unseres Autors Nähe. Cramer, ein großer, ziemlich starkleibiger Mann, saß im eifrigen Gespräch, umgeben von seinen Bekannten. „Das Gesicht war pockennarbig, der Ausdruck platt und gewöhnlich, die Stimme hart und rauh. Die Pausen der Rede füllte er durch lange Züge aus einer großen Meerschaumpfeife; in dicken Qualmwolken blies er den Rauch umher. Er sprach in einer sonderbaren Mischung der überschwänglichsten und niedrigsten Redensarten, Schimpfwörter wurden in seinem Munde zum Ausdruck der Anerkennung.“ (S. Rud. Köpke, Ludwig Tieck, Erinnerungen aus dem Leben des Dichters. I. 307 ff.) In der 1834 erschienenen Novelle „Eine Sommerreise“, die an launigen Ausfällen reich ist, hat Tieck auch diese persönliche Begegnung mit Cramer geschildert. „Der Meiningensche Ariost“ ist dort redend eingeführt und erzählt, indem sein großer Mund „lächelnd durch die Nähte der Pockennarben“ bricht, von einem verewigten Universitätsfreunde, mit dem er manchen seligen Abend durchschwärmte; einem großen und idealischen Menschen, der aber nachher kläglich verenden mußte.

In seinem vierundzwanzigsten Jahre trat Cramer als Schriftsteller hervor, mit dem Romane „Leben und Abenteuer Karl Saalfelds, eines relegirten Studenten“ (Leipzig, 1782). Dieser Erstling seiner Muse ist ein ganz studentenhaftes, in mattem Taumel hingeklecksstes Stück Arbeit, woraus noch nicht die rechten Flammen der Cramer'schen Deutschheit wehen. Es ist die Geschichte eines raschen jungen Bengels „von hervorstechenden Eigenschaften und herrlicher Seele.“ Erst ein überflotter Musensohn, dann ein erschrecklich tapfrer Offizier, macht Karl Saalfeld eine glänzende Carriere, erwirbt sich die vertraute Gunst eines edelmüthigen Fürsten und bekommt zu guter letzt auch seine Minna, ein Fräulein von altem Adel, das schon auf der Hochschule „in ihn angeschossen“ war.

In der Zueignung an seinen Freund, den „Herrn Doctor Schneider in Lauchstadt“, spricht Cramer von sich selbst. „Niemand — sagt er — hat leicht in der Welt mehr das Unglück oder Glück gehabt, verkannt zu werden, als ich, das weißt du. Wie oft hat man mich für einen Schläger, für einen Grobian gehalten! und wer mich genau kennt, findet doch, daß ich keins von beyden, viel weniger alles beydes zugleich, bin. Aber mein Grundsatz ist von jeher gewesen, das Gegentheil von dem zu werden, für was die Welt mich hält, und da hab' ich dann so meine Lust, wenn die Leute die Mäuler aufsperren, und nicht finden, nicht begreifen können. Hätt' ich in meinem Leben mehr Schmeicheleyen als üble Nachreden von mir hören müssen, wer weiß, ob ich wäre, was ich bin. Ich bin zwar eigentlich noch nichts als etwa ein guter Kerl, aber ich will schon noch was werden, und das bloß den Leuten zum Schurre, die glauben, ich werde nichts.“ —

Cramer hat das Versprechen, welches er hier so zuversichtlich vor aller Welt ablegte, in Erfüllung gebracht. Er ließ auf den Karl Saalfeld, bis zu seinem Todesjahr, eine lange und dichte Reihe von Büchern folgen, und so ist es ihm immerhin gelungen, seinen Namen in den Tempel der Unsterblichkeit einzukratzen. Fast jede Jubilate- oder Michaelismesse versorgte er von jetzt an den Leipziger Markt aufs neue mit seinen Produkten. Noch 1782 erschienen von ihm: „Menschenschicksale; eine Geschichte aus dem achtzehnten Jahrhunderte“ (2 Thle.); alsdann: „Meppen Bocksbart, oder wundersame Abentheuer eines peregrinirenden Kandidaten; eine wahre Geschichte“ (2 Thle. 1783—85). Im Jahre 1784: „Adolph, Freyherr von Rubin; ein Weibergeschichtchen“ (2 Thle.); 1786: „Adelheim, eine Schweitzergeschichte, vom Verfasser der Geschichte Karl Saalfelds“ (2 Thle.). Im Jahre 1789 trat der erste Theil vom Erasmus Schleicher ans Licht, welchen der aufgeblasene Polygraph selbst den „Liebling aller meiner Geisteskinder“ nannte, und der auch seinen literarischen Ruhm eigentlich erst begründete. Der zweite und dritte Theil dieses Romans erschienen 1790, der vierte Theil 1791, und noch 1809 wurde die vierte verbesserte und vermehrte Auflage, mit acht Kupfern und dem Bildniß des Verfassers, veranstaltet. Der dreibändige „Deutsche Alcibiades“ kam in den Jahren 1790 und 91 heraus; „Hermann von Nordenschild, genannt von Unstern“ 1791 und 92; 1792 und 93 „Leben und Meinungen, auch seltsamliche Abentheuer Paul Ysops, eines reducirten Hofnarren, vom Verfasser des Erasmus Schleichers“ (2 Thle.). Ferner 1792 der erste Theil des Hasper a Spada, nebst „Adolph der Kühne, Raugraf von Dassel“ (3 Thle.), und im Jahre 1794 brachte Cramer vier neue Romane, nämlich den ersten Theil seines „Gotthold Tamerlan“, den „braunen Robert“, die „Geniestreiche“ (2 Thle.), sowie den ersten Theil des „lahmen Wachtelpeters.“ Im Ganzen hat er nicht weniger denn 56 verschiedene Romane und Erzählungen in 93 Bänden veröffentlicht.

Vergebens richtete sich die Kritik gegen den Sudler; sie mußte zuletzt in ihrem Werke ermüden. Denn ein solcher Löwe ließ sich durch kein „kritisches Hahnengeschrei“ bestürzt machen. In den Vorreden zu seinen Romanen pocht der unverschämte, cynisch-grobe Autor förmlich auf sein geliebtes Publikum, auf den großen Zulauf, den er gefunden. Mit oberherrlicher Verachtung blickt er auf die Kunstrichter, wie dies auch noch spätere Romanschreiber und Lieblinge des großen, neuigkeitssüchtigen Lesepöbels zu thun pflegten; die Leute, die in seinen Büchern nicht all' das Schöne finden, was er und viele tausend deutsche Leser darin gefunden haben und noch finden, werden von ihm nur bemitleidet. Ganz possierlich ist unter Anderem die hochtrabende Vorrede zur zweiten verbesserten Auflage des „Hasper a Spada“ (geschrieben zu Naumburg an der Saale den 1. Novbr. 1793). Der schnelle Abgang der ersten Auflage dieses Buches ist ihm der größte Beweis, daß er Beifall gefunden hat. Zwar wollten sich einige Verdrußwolken auf seine Stirn schleichen — Verdrußwolken über die schier beispiellose Ungezogenheit, womit einige Recensenten seine Schriften behandelten. Doch — er hat ja seine Bücher in den Händen eines Fürsten gefunden, für dessen Geist und Herz Deutschland Ehrfurcht haben muß (!). Dieser deutsche Fürst hat es nicht ihm allein, sondern mehreren Menschen gesagt: daß er Cramers Werke liest und liebt, weil er nicht wie die Herren Recensenten an Wortklauberei hängt, sondern den Sinn seiner Schilderungen fühlt. „Was will ich mehr?“ ruft Cramer aus. „Auch war ja mein deutscher Alcibiades bereits dreimal rechtmäßig aufgelegt und ich glaube zwei- oder dreimal nachgedruckt, ehe das fragliche Blatt, sie recensirt — lieber Gott! so kann man ja wohl diesen Leuten, die sich das Brot damit verdienen, leicht den Spaß lassen?“ Die unartigen Klopffechter, meint er ferner, zeichnen sich jetzt so sehr aus. Das Publikum ist indeß der entscheidendste Richter. Spricht dieses einmal: ich mag dich nicht mehr lesen oder — was das nämliche ist — klagen seine Verleger — o! mit Vergnügen tritt er dann zurück. Er will durchaus Niemanden, am wenigsten aber dem Publikum lästig werden, und weiß — Gott sey Dank! — sonst seine Arbeiten und sein Brot. Aber so lang es Publiko gefällt, will er auch schreiben, was sein Geist vermag und seine beiden Hände vorbringen können. (Unsere Leser fragen sich vielleicht, wer denn wohl dieser deutsche Fürst gewesen, der solche Vorliebe für Cramers Schriften an den Tag gelegt haben soll. Nach unserer Vermuthung mag dies kein anderer gewesen sein als derselbe Herzog Georg von Meiningen, welchem der Romanschreiber auch Titel und Amt verdankte. Dieser Herzog, der von 1782 bis 1803 regierte, ein gerühmter und leutseliger Herr, scheint in der That seine

wunderlichen Seiten gehabt zu haben. Tieck traf ihn im Bade Liebenstein in einer Marionettenbude, aus einem ungeheuren Meerschaumkopf rauchend und sich an dem überlustigen Treiben des Janhagels weidlich ergötzend.)

In einer andern Vorrede (zu seinem Romane „Die gefährlichen Stunden") brüstet sich Cramer damit, „daß sein deutscher Alcibiades und Hermann von Nordenschild zu seinem größten Vergnügen nicht allein in Norddeutschland bereits über sieben Jahre mit ungetheiltem Beifall — den Beifall einiger Recensenten ausgenommen — gelesen, sondern sogar, ebenso wie sein Erasmus Schleicher von den auf ihre eigenen Produkte so stolzen Britten in ihre Sprache übersetzt zu werden, gewürdigt worden." Die Recensenten sind ihm „ausgetrocknete Halbmänner", „elende, ausgetrocknete Maschinen-Menschen", die keinen Sinn für etwas anders als für hölzerne Regeln haben, nach denen sie ebenso stocksteif, als ihr Gang, Blick und ganzes charmantes Selbst ist, alles in der ganzen Welt messen.

Und bekommt man nun eins dieser Cramer'schen Geisteswerke zur Hand, so ist in Wahrheit Alles so ungeschlacht und täppisch, so knabenmäßig albern, daß man annehmen sollte, es habe kaum der simpelste Dummkopf an solchem Schunde Gefallen finden können. Unbegreiflich erscheint es heute, wie nur einer jener von unserem Autor geschmähten Recensenten ihm, neben seinem Tadel, das versüßende Zugeständniß machen konnte, daß Herr Cramer unverkennbar ein „natürliches, nicht geringes Talent zu Arbeiten dieser Art" besitze, und wie er zu dem Ausspruch kam: Cramer zeige „eine seltene reichhaltige Ader von Dichtungskraft, lebhafte Phantasie, eine unversiegbare Quelle von neuen Compositionen, einen ansehnlichen Schatz von praktischer Lebensweisheit, Hausmoral und Philosophie" (Vergl. Neue Allgemeine Deutsche Bibliothek von 1800. Bd. 50, 337). So nimmt es uns auch einigermaßen Wunder, wenn noch der gute Franz Horn, in seiner „Poesie und Beredsamkeit der Deutschen" (III. 429), Cramer'n im Ernste eine „schöpferische Kraft der Phantasie" zuerkennt und ihn als einen „guten, offnen, aber rohen und verworrenen Kopf" bezeichnet. Wir können ihm soviel unmöglich einräumen.

Wo man auch in diese erstaunenswerthen Bücher hineinsieht, stößt man alsbald auf irgend eine Pöbelhaftigkeit, die jedem halbweg gesitteten Menschen Ekel erregen muß. Das Gräßliche verbindet sich mit dem Abgeschmackten und überschlägt sich dermaßen selbst, daß die Wirkung rein komisch wird. Neben der an Cramer berüchtigten Biederherzigkeit, die sich in der unfeinsten Kraftsprache ausläßt und beinahe Alles kühn übertrifft, dessen man von Vetter Michel gewärtig sein darf, schleicht der gemeine sinnliche Kitzel, und Cramer, der Ueberdeutsche, nimmt keinen Anstand, seine geliebten Leser durch schlüpfrige Situationen und Schilderungen zu unterhalten. Selbst sein Erasmus Schleicher vergeht sich, ungeachtet seines freien deutschen Biedersinns, mit den ausschweifenden und ränkesüchtigen Koketten am Hofe, wenn er es auch im Uebrigen verschmäht, ihren Zwecken zu dienen. Er ist „tolerant in solchen Dingen, so lange sie sich mit der gemeinen Glückseligkeit des Ganzen vertragen." Auch wird eine junge Baronesse in diesem Romane, die schöne Antonie von Atlas, durch ihre ziemlich arge Liederlichkeit keineswegs daran verhindert, später noch die Gattin eines braven Mannes und eine glückliche Familienmutter, ja das gute Beispiel einer deutschen Ehefrau zu werden.

In allen diesen Geschichten, vom Erasmus Schleicher bis zum Septimius Storax, dieselben auf den Kopf gestellten Verhältnisse, dieselben Fratzen. Schon die Namen der Helden und Heldinnen: Piso, Graf von Jericho und Herzog von Hudrischackschack, Coralli, Graf Victor von Zedro, Jakob Luley, Gotthold Tamerlan, Nisa, und wie sie alle heißen, zeichnen sich durch ihre wunderbare Geschmacklosigkeit aus. Dabei geht es kaum an, den *Inhalt* dieser ganz formlosen Romane zu erzählen, da Cramer je nach seiner Laune von dem Einen zu dem Anderen überspringt. Seitenlange Dialoge, die mitunter ohne Einleitung dastehen, wechseln mit Schilderungen, welche man jedenfalls sehr „blühend" fand, und diese halb dramatische, halb erzählende Form ist natürlich für den Verfasser die bequemste von der Welt. Ueberhaupt versteht Cramer sich die Sache außerordentlich zu erleichtern. Wenn z. B. im Hasper a Spada eine Wendung im Schicksale seines Helden eintreten soll, so erscheint unverhofft ein Geist, oder der Held vernimmt mit einem Mal eine weissagende, warnende Stimme, ohne daß man weiß, von wannen sie kommt. Durch solche übernatürliche Einmischungen wird alsdann eine Katastrophe auf die allereinfachste Weise herbeigeführt.

Bezeichnend ist es übrigens, daß Cramer mit Vorliebe in den hohen und allerhöchsten Kreisen lebt und webt, wiewohl er sich doch so schlecht auf das aristokratische Kostüm versteht. In den meisten seiner Geschichten aus der modernen Welt versucht der deutsche Mann, seine Leser in die goldnen Säle einzuführen, wo länderverderbende Kabalen gesponnen und Pasteten und theure Weine verschluckt werden. Ueberall begegnen uns nicht bösherzige, doch mißleitete und übelunterrichtete Fürsten, die von schlechten „wohlgemästeten" Ministern, Finanzräthen, Oberstallmeistern, Kammerjunkern und sonstigen Hofschranzen umgeben sind. Da wird nun Gerechtigkeit im großen Stile geübt, und „wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch." Im *Erasmus Schleicher* zersprengt der fuchsschlaue demokratische Tausendkünstler Erasmus die starken Netze der höfischen Intriguen und widmet sich, nach mannichfachen, kunterbunten Schicksalen, als Schwiegersohn des neuen bürgerlichen Ministers Hammer, ganz dem gemeinen Besten des Ländchens Sommersett. Im ersten Theile wird einmal von dem Finanzrath Hamster gesagt: „Ein blühendes Land unter dem rechten, und die weinende Menschheit unter dem linken Fuß, in der rechten Hand eine Geißel, in der linken ein Stutzglas voll Bauernschweiß, der wie Champagner mußiert, und im Auge einen Basiliskenblick — so würde ich sein Bild für die Ewigkeit malen." — Die „*Familie Klingsporn*" (2 Thle. 1798) enthält die Geschichte eines Feldmarschalls, der sich und die Seinigen durch mancherlei despotische Kniffe und Pfiffe, zum größten Schaden des Landes, in alle Stellen eindrängt, bis endlich der zu straff gespannte Bogen reißt und die schlechte Klingsporn'sche Sippschaft an den Rand des Bettelstabs (wenn wir diesen humoristischen Tropus hier anwenden dürfen) gebracht wird. — Der „*deutsche Alcibiades*" — Albert von Nordenschild — ist ein natürlicher Sohn des Königs Arno von Nordia, wider den die Kabale umsonst ihr Schlangenhaupt erhebt, und im Leben des reducirten Hofnarren Paul Ysop, in den „gefährlichen Stunden" &c. &c. werden gleichfalls Auftritte aus der großen Welt dargestellt.

Auch Cramer's altdeutsche Ritter werfen sich zu Rächern des Unrechts auf, wie weiland Karl Moor. Sie wollen dem armen Landvolk „die Sauen von den Saaten wegbetzen"; sie verfluchen die Ruhe „wenn die Menschheit leidet, von feisten lachenden Buben gedrückt", und senden Blicke voll edlen Grimms gen Himmel, fragend, warum er *so rar thue mit seinen Donnern*. Mit scharfer Zunge wird im Hasper a Spada über die Fürsten hergefahren, und die Beziehungen auf die Gegenwart sind nicht zu verkennen, wenn es heißt: „In der ganzen Natur gibt's kein härteres Ding als ein Fürstenherz. Sie sehen schöne Dirnen und Possenspiel'; aber nicht die Noth ihrer Länder! Hören ihre Jagdhörner und *Sängerinnen*; aber nicht die Seufzer und Thränen der Armen! —"

Im Grunde rumort hier allenthalben der Drang der Auflehnung gegen das verrottete Leben an den deutschen Höfen und Höfchen, gegen Kabinetsjustiz, Beamtendruck und fürstliche Blutsaugerei, und hieraus erklären wir uns denn auch im Wesentlichen Cramer's erstaunliche Popularität. Man darf nicht außer Acht lassen, daß in jenen Tagen das vielwinkelige heilige römische Reich mit seiner ganzen heillosen und niederträchtigen Wirthschaft noch bestand. Wenn also

in diesen und andern Romanen fürstliche Räthe, die dem rechtlosen, hartgeplagten Bauer das „letzte Restchen Fell über die Ohren zogen“, abgesetzt und des Landes verwiesen, im Saus und Braus lebende hochadelige Schurken entlarvt und unterdrückte Unschuldige wieder im Triumph herbeigeführt wurden, so hatte dies zugleich seine praktische Bedeutung für die damaligen Leser, und mancher arme Teufel erlabte seine gepreßte Unterthanenseele an solchen stark aufgetragenen Gemälden der vornehmen Bosheit und ihrer wohlverdienten Niederlage.

Bevor wir von unserem Cramer scheiden, müssen wir uns noch seinen berüchtigten dialogischen Roman „Hasper a Spada; eine Sage aus dem dreizehnten Jahrhunderte, vom Verfasser des Erasmus Schleichers“ (zwei Theile) etwas näher betrachten. Dieses von deutschester Deutschheit überfließende „Buch der Vorzeit“ erschien zuerst in den Jahren 1792 und 93, sowie 1794 in einer neuen verbesserten Auflage. Es ist einem Freunde Cramer's, einem Rathsassessor Besser in Naumburg, zugeeignet, welchen er in einem Widmungsgedicht einen „Deutschen“ nennt, dem Stern und Ordensband just so viel oder vielmehr so wenig gelten, als ihm selber:

Mein Freund ist nur ein Biedermann:
Ein ehrlicher Jurist;
Doch sieht man's ihm an Augen an,
Daß er ein Deutscher ist.

Der flammenvolle Hasper a Spada ist, wie bereits angedeutet, das hervorragendste Muster aller deutschen Ritterhelden; er hat ein Stück von Karl Moor sowie von Götz im Leibe. Doch was wollen Karl Moor und Götz neben einem Hasper! — Wenn Hasper auf dem Gaule sitzt, steckt der halbe Teufel in ihm. Zwang kann er ebenso wenig ertragen, wie ein verzogener Rüde die Kette. Kalt wühlt er im Herzblut lachender Buben und weint der leidenden Unschuld eine gefühlvolle Thräne; faßt mit der Rechten den stolzen tückischen Mönch an der Gurgel und theilt mit der Linken der hungernden Wittwe sein Brot aus. Weil er Muth in seiner Brust fühlt und Kraft in seinen Knochen, so fühlt er sich auch berufen, zu nehmen, wo etwas ist, und es hinzugeben, wo es fehlt. — Die bitterbösen Fürsten und Mönche nennen das aber freilich Raub. — Als man ihm nun sein Weib gestohlen, mordet, sengt und brennt er, und Freund und Feind bluten unter seinen Streichen; „aus dem Löwen ist ein Tiger geworden.“ Seine arglistigen, ruchlosen Gegner haben ihn zum Aeußersten gebracht, und „wenn die Seel' ein Haut hätt'“, so würde er sagen: „sie haben meine Seele geschunden.“ Am Ende huldigt er indessen noch dem Landgrafen von Thüringen, Heinrich dem Erlauchten, und legt großherzig selbst seine Burg in Asche.

Die faustrechtliche Lümmelei, das Geknirsch und schwere Gepolter gehen hier über alles Maß. Pferdegetrapp und Rüdengebell, Schwertergerassel, Lanzengekrach und Humpenklang dröhnen uns beständig in den Ohren; die großartigen Flüche und anderweitigen kolossalen Redensarten wechseln mit entsetzlichen, rippenzermalmenden Schlägen und Stößen, und ein Mensch aus dem neunzehnten Jahrhundert müßte in Hasper's Burg, wie schon Franz Horn bemerkte, sehr bald die schrecklichsten Kopfschmerzen verspüren. Solche armselige Bedenklichkeiten kamen jedoch den Verehrern Cramer's nicht in den Sinn. Wie schwoll dem hoffnungsreichen Tertianer und dem Ladendiener sein Herz, wenn er las, wie die „Waglinge“ auf ihren flüchtigen „Gaulen“, die Stechstangen in den Fäusten, durchs Thal hinstürmen, und wie sie Püffe austheilen, bei denen „die Zähne wackeln und die Haare pfeifen!“ Da ist namentlich das wackere, immer durstige Ungethüm Feige von Bomsen, der wohl die meisten Herzen entzündete; — ein Kämpe wie ein Waldochs, ein Bär im Gelag-Gaden wie im Kampfgewühl. — Und wie verstehen es alle diese Edeln, sich zu betrinken! Bei ihnen heißt's: „Humpen aus der Hand und die Lanz' hinein!“ — Selbst „Krätzer“ mundet ihnen wie Nierensteiner im Arme der Freundschaft; sie stürzen ihre volle Humpen auf's Wohl der:

„Fürsten auf ihren Burgen — beim Nierensteiner! — unterm Lanzengesplitter! — unterm Schwertergezische! — unterm Fluche der Pfaffen — in Freiheit! — Freiheit! — Freiheit!“ —

Die boshaften Pfaffen sind es natürlich vor allem, die sie in Wuth bringen — die „heiligen Ungeheuer“ — die „Teufel Gottes“, die unser Hasper „schinden“ will. Der Burgpfaffe wird im ersten Theil S. 32 folgendermaßen gezeichnet: „Schleichend deine Schritte, wie die Schritte der Blindschleich' über dürres Heidenmoos — tödtlich vergiftend dein Auge, wie Basiliskenblick — und dein Herz — ein verfluchter Rüstsaal aller Laster.“ — Daß Cramer überhaupt den billigen Anforderungen seiner Leser in Bezug auf unheimliche Dinge, die ein gelindes Haarsträuben verursachen, vollkommen entspricht, läßt sich von ihm voraussetzen. Ebenso durfte ein buhlerisches, ränkevolles „Weibsstück“, eine plumpe Karrikatur der Adelheid im Götz von Berlichingen, nicht ausbleiben. Sie heißt Ida von Ladenburg, lebt am Hofe des Bischofs von Würzburg und hat einen Edelknaben, mit dem wohlklingenden Namen Saphir, der gleich dem Goethe'schen Franz nach seiner prächtig-schönen Herrin schmachtet. Auch hat sie eine gewisse Nanny als Kammermädchen, und diese führt mit genanntem Edelknaben höchst ärgerliche Scenen auf (I., 130). Die grobe und gemeine Sinnlichkeit des Verfassers bereitet sich hier ein behagliches Fest, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß in diesem altdeutschen Rittergemälde das sittliche Gefühl nicht minder wie in den übrigen Cramer'schen Romanen beleidigt wird.

Uebrigens dürfen wir nicht vergessen, daß sich im Hasper a Spada auch abscheuliche Verse finden, Verse wie:

Gieb, kußige Dirne! gieb mir die Lanze,
Daß ich das verwegne Gesindel kuranze.

Oder:

Er trinkt, und es däucht ihm so wohl um den Magen,
So kurrig im Arme der Dirne.

Ein empfindsames Lied von einem Vogel, dem seine „nackigten“ Jungen geraubt werden, ist zu lesen im ersten Theil S. 17 ff. — Für solche poetischen Zugaben, worin der nicht immer musterhafte Bürger'sche Volkston nachgeahmt werden soll, belohnt sich der Verfasser zugleich selbst, indem er den Hörern regelmäßig Worte der Bewunderung in den Mund legt. So rufen einmal die reisigen Knechte, nachdem der gute Meister Klingsohr, ein „alter Minnesänger“, sein Lied gesungen:

„Wacker! wacker! — Da seht mir mal einer Gott's Allmacht an! — Hols der Teufel! der alte Meister singt wie 'ne Nachtigall. ..... Blitz und Hagel! wie das durch die Seele hin fährt, als wenn's mit Huffalbe geschmiert wär, und dem Herzen so recht kurrig deucht, — als krabbelt' einem ein Dirnel um den Bart.“ —

Diese Züge genügen wohl vollständig zur Charakteristik des borstigen Ritterthums unseres Cramer.

---

* David Livingston.

In unserem Blatte ist häufig von dem englischen Reisenden Livingston die Rede gewesen, welcher für die Durchforschung des südlichen Theiles von Afrika dieselbe Bedeutung hat, wie Barth für den nördlichen. Gleichzeitig haben beide Forscher die Resultate ihrer kühnen und mühseligen Wanderungen in Werken niedergelegt. Das des Dr. Livingston führt den Titel: „Missionary travels and researches in South-Africa, by David Livingston“ und hat rasch eine nicht minder große Verbreitung in England gefunden, als das Werk von Heinrich Barth bei uns. Wie wir von dem Reiseberichte unseres Landsmannes mehrmals gesprochen haben, soll das heute mit dem des Engländers geschehen, und zwar auf Grund eines ausführlichen Artikels der „Times.“

Livingstone's Werk enthält die Resultate des Aufenthaltes und der Reise im Innern von Süd-Afrika, die nicht weniger als 16 Jahre dauerten, wenn gleich den drei letztern derselben die große That des Verfassers vorbehalten blieb — das Durchreisen des ganzen Festlandes von Loando im Westen bis Quitimana an der Ostküste. Ursprünglich schiffte sich Dr. Livingston schon im Jahre 1840 unter dem Schutze der Londoner Missions-Gesellschaft nach Afrika ein. Echte Einfachheit der Gesinnungen, die sich fortwährend im Laufe seiner Erzählung kund giebt, hat ihn bestimmt, einige Seiten der Einleitung zu widmen, die seine frühere Lebensgeschichte enthält. Gleich vielen andern merkwürdigen Männern hat er sich fast nur selbst erzogen. Er wurde in einem Alter von 10 Jahren in einer Baumwollen-Spinnerei als Anknüpfer (piecer) angestellt und kaufte mit einem Theile seines ersten Wochenlohns Ruddiman's „Rudiments of Latin." Obgleich er mit seiner Arbeit von 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends beschäftigt war, trieb seine Wißbegierde ihn doch an, noch 2 Stunden länger einer Abendschule beizuwohnen. Er legte sein Buch gewöhnlich auf einen Theil der Spinn-Maschine, so daß er beim Arbeiten Satz für Satz in sich aufnehmen konnte.

„In solcher Weise", sagt er, „hielt ich mich an ein beständiges, angenehmes Studium, ohne mich durch den Lärm der Maschinen stören zu lassen; und diesem Theile meiner Erziehung verdanke ich's, daß ich jetzt den Geist gänzlich von dem mich umgebenden Geräusche abziehen kann, so daß ich mit vollkommenem Behagen mitten im Spiel der Kinder oder bei den Tänzen und Gesängen der Wilden zu lesen und zu schreiben vermag."

Sein ehrgeiziges Streben richtete sich frühzeitig darauf, nach China als Missionsarzt zu gehen, aber als er sich für dieses Amt befähigt hatte, brach der Opium-Krieg aus, und einige Freunde vermochten ihn, sowohl die beabsichtigte Art als den erwählten Schauplatz seines Wirkens zu ändern, und das Ergebniß davon war, daß er sich nach einem Curse theologischer Studien in Glasgow und in England als geistlicher Missionär nach Kuruman begab, dem damals entferntesten binnenländischen Haltpunkte der Londoner Gesellschaft. Die Energie, welche ihn später durch die Mühseligkeiten und Gefahren seiner Reisen hindurch führte, äußerte sich schon beim Beginn seiner Laufbahn. Der erste Schritt, den er that, war, sich nach einem abgelegenen Orte, Namens Lepelob, zurückzuziehen und sich dort von aller europäischen Gesellschaft für 6 Monate abzuschneiden. Durch dies Opfer gewann er eine vollkommene Einsicht in die Gebräuche, die Denkweise und die Sprache des Stammes, was ihm nachher das Hauptmittel lieferte, Zugang zu Regionen zu erhalten, die sonst dem kühnsten Forscher verschlossen geblieben sein würden. Im Jahre 1843 siedelte er nach Mabota (25° 14' Br., 26° 30' L.) über, einem in einem reizenden Thale gelegenen Platze, den er für eine Missions-Station ausgewählt hatte; und er widmete sich dort, wie in der Nachbarschaft, beinah 6 Jahre lang der Ausübung seiner Pflichten mit starkem und freisinnigem Geiste.

„Das Evangelium bei den Heiden einführen", sagt er, „erfordert viel mehr, als die gewöhnliche Vorstellung von einem Missionäre — als einem mit einer Bibel unter dem Arme umherziehenden Manne — in sich begreift. Die Beförderung des Handels muß besonders in's Auge gefaßt werden, weil dieselbe mehr als jedes Andere das durch das Heidenthum erzeugte Bewußtsein der Vereinzelung zerstört und die Stämme sich von einander abhängig und gegenseitig einander nützlich fühlen läßt. .... Meine Beobachtungen über diesen Gegenstand lassen mich ungemein wünschen, die Zubereitung des rohen Materials europäischer Manufaktur in Afrika befördern zu können, denn auf diese Weise mögen wir nicht nur dem Sklavenhandel ein Ende setzen, sondern auch den Neger in die vereinte Körperschaft der Nationen einführen..... Erfolg hierin, im östlichen sowohl als westlichen Afrika, würde im Laufe der Zeit zu einer viel reichern Austheilung der Civilisations-Segnungen führen, als die ausschließlich auf den Geist und die Erziehung berechneten Bemühungen, die sich auf irgend einen kleinen Stamm beschränken. Wenigstens würde es gewiß außerordentlich wünschenswerth sein, diese zu gleicher Zeit in großen und gesunden Binnen-Stationen zu verbreiten, denn weder die Civilisation noch das Christenthum können einzeln befördert werden. In der That, sie sind unzertrennlich."

Die Ueberzeugung von den rückwirkenden Wohlthaten, die durch die Einmischung des Handels und der Religion wechselweise erwiesen werden, scheint der Hauptgrund gewesen zu sein, der unsere Reisenden zur Unternehmung einer Reise antrieb, welche zu der Entdeckung des Sees Ngami führte, eines außerordentlich wichtigen Gliedes in der Kette seiner auf einander folgenden Errungenschaften. Sechele, ein Anführer der Backwainer, der in der Nachbarschaft von des Doctors Station wohnte, verdankte seine Wiedereinsetzung als Häuptling einem gewissen Sebituana, einer Art afrikanischen Napoleons, der, nach einer Reihe aufrührerischer Unternehmungen sich zur Zeit, als Dr. Livingston in Afrika ankam, in Besitz einer weit ausgedehnten Macht gesetzt hatte, deren Mittelpunkt eine Stadt Namens Linyanti (18° 17' 20" Br., 23° 50' 9" L.) war. Der Hauptwunsch seines Lebens zielte auf eine directe Verbindung mit den Weißen. Sechele, der dem Dr. Livingston außerordentlich anhing und zum Christenthum übergetreten war, sprach mit ihm über Sebituanes Macht und Edelmuth und erregte in dem Reisenden ein großes Verlangen, die Bekanntschaft einer so merkwürdigen Persönlichkeit zu machen. Der Einfluß Sebituanes, wenn nicht seine thätige Gewalt, erstreckte sich südwärts über den See Ngami hinaus, der wegen der ungeheuren Anzahl Elephanten, die ihn und die Nachbarschaft häufig besuchen, als die Hauptquelle der Elfenbeinlieferungen angesehen werden mag. Aber zwischen diesem Anziehungspunkte und dem Reiche des Sechele liegt eine weite Wüste, die den Ruf hat, für Europäer unzugänglich zu sein; jedoch ist sie es jedenfalls nicht unmittelbar nach der Regenzeit, während der Monate März und April, wenn hier und da möglicher Weise Regensümpfe gefunden werden können. Wie dem auch sei, Dr. Livingston versuchte, trotz der angedrohten Gefahren durchzudringen. Der Widerstand der Boerer, über die er die bittersten Klagen führt, hat verhindert, daß ferner auf dem Wege der Mission irgend eine Unternehmung bei den östlichen Stämmen ausgeführt werden konnte, und er faßte den kühnen Entschluß, sich einen neuen Weg in eine ihrem Einflusse sehr ferne Gegend bahnen.

Indeß ist diese große Ebene, welche zu durchreisen Dr. Livingston sich vorbereitete, nicht so gänzlich aller Lebensmittel entblößt, als ihr Name, Kalahari-Wüste, vermuthen läßt. Gesetzt, die kegelförmigen Erdmassen, welche den hervorspringenden Theil des Vorgebirges bilden, wären in drei Längenstreifen eingetheilt, so bietet jeder Landstrich eine besondere Eigenthümlichkeit des Klimas dar. Der östlichste Theil ist bergigt und reich bewaldet, indem seine südwärts gelegenen Schluchten mit riesigem Bauholze bewachsen sind. Er wird von Bächen und reißenden Strömen hinlänglich bewässert; der alljährliche Regenzufluß ist beträchtlich, und die Bewohner (Kaffern oder Zulusen) sind ein großes, tapferes und wohlgebildetes Volk. Der Landstrich oder die Zone, die zunächst liegt und das Centrum des Festlandes in sich schließt, besteht hauptsächlich in ausgedehnten, wellenförmigen Ebenen mit wenigen Quellen und Flüssen und sehr kargem Regenflusse. Ohne künstliche Bewässerung würde kein europäisches Samenkorn aufgehen, und alle paar Jahre werden bedeutende Wasserleitungen vorgenommen. Eine derselben fand während Dr. Livingstons Aufenthalts Statt und bildete ein großes Hinderniß für sein Vorwärtsdringen, weil sie im Geiste aller Völkerschaften mit seinen Bekehrungsversuchen in Verbindung gebracht wurde. Sie glaubten, er habe Sechele mittelst Zauberbanns gefesselt, und fortwährend empfing er Deputationen von den einflußreichern Räthen, die ihn ersuchten, er möge seinem Opfer wenigstens erlauben, nur einige Regenschauer zu veranstalten; denn unglücklicher Weise stand dieser Backwainesen-Häuptling in dem Rufe, ein außerordentlich geschickter Regenfabrikant zu sein, und die Verzweiflung seiner Unter-

thanen über die Lage, in die sie sich gebracht sahen, war so groß, daß man erstaunte, sie sich auf Beschwerden gegen die eingebildete Ursache des Uebels beschränken zu sehen.

„Wir lieben dich so sehr", sagte Secheles Onkel, ein sehr einflußreicher und gemüthlicher Mann, „als ob du unter uns geboren wärest, aber wir wünschen, du mögest das immerwährende Predigen und Beten aufgeben; wir können uns damit durchaus nicht vertraut machen. Du siehst, wir bekommen niemals Regen, während die Stämme, welche gar nicht so viel wie wir beten, Ueberfluß daran haben." — „Laß den Häuptling nur dies eine Mal uns Regen verschaffen!" heulte die Deputation, und wir Alle — Männer, Frauen und Kinder — wollen in die Schule kommen und singen und beten so lange, als es dir gefällt." Sechele selbst indeß blieb in seinem neuen Glauben fest. Sein einziger Zweifel bestand darin, welche Bekehrungsweise er für seine Unterthanen annehmen solle. „Bildest du dir ein, diese Menschen würden nur durch dein Sprechen zum Glauben geführt werden", sagte er zu dem geduldigen Lehrer. „Ich kann nicht anders als durch Prügel Etwas von ihnen erreichen, und wenn es dir recht ist, will ich meinen Hauptmann rufen, und mittels litupa (Geißelriemen von Rhinocerosfell) wollen wir sie Alle zusammen gläubig machen.

Dieser mittlere Landstrich Süd-Afrikas wird von Bechuanesen bewohnt, von denen die Backwainesen einen Stamm bilden. Dr. Livingston betrachtet sie als aus demselben Geschlechte, wie die Kaffern, entsprungen, aber diesen in physischer Entwickelung und Haltung untergeordnet, obwohl sie in beiden Beziehungen den Bewohnern der westlichern von den drei Abtheilungen überlegen sind — eines flachen Landstrichs von weiter Ausdehnung, mit Einschluß der Kalahari-Wüste, die kaum jemals ein Regen benetzt. Er wird von Buschmännern und Backalaharis bewohnt; Erstere sind die Abkömmlinge der ursprünglichen Rasse Süd-Afrikas, Letztere die einer Bechuanesen-Horde, welche in frühern Zeiten aus dem mittlern Landstriche einwanderten. Diese bewahren noch immer die Vorliebe ihrer Voreltern für Ackerbau und Hausthiere, selbst unter den ungünstigen Umständen ihrer gegenwärtigen Stellung; aber die Buschmänner sind wirkliche Nomaden, die weder irgend ein Hausthier aufziehen, den Hund ausgenommen, noch den Acker bebauen. Sie folgen den wilden Thieren auf ihren Wanderungen, wie man von den Wölfen in Amerika erzählt, daß sie den Büffelheerden folgen und ihnen nachstellen, wenn sie von Ort zu Ort ziehen. Sie haben magere langgezogene Formen, sind befähigt, große Anstrengungen bei harten Entbehrungen zu ertragen, von niedrigem, aber durchaus nicht zwerghaftem Wuchse (wie man gewöhnlich glaubt). Sie sowohl, als die Bakalaharis, sind von großer Liebe zur Freiheit beseelt, und der Wassermangel in der von ihnen bewohnten Wüste bietet ihnen für dieselbe eine wirksamere Garantie als die mächtigsten Armeen oder Flotten.

Aber für ihre eigenen Kinder ist die Kalahari-Wüste nicht ohne Hülfsquellen. Da giebt es weite Strecken büschelartig aufwachsenden Grases, mit kahlen Stellen dazwischen, um manchen Arten von Antilopen zur Nahrung zu dienen, die monatelang ohne Trunk existiren können. In den Magen getödteter Elenthiere findet man zuweilen eine beträchtliche Quantität Wasser, obgleich es unmöglich war, daß die Thiere bei Lebzeiten irgend welches erreichen konnten. Andere Geschöpfe, wie der Steinbock, der Gemsbock und das Stachelschwein, sind befähigt zu leben, indem sie Feuchtigkeit enthaltende Zwiebeln und Knollen ausgraben. Eine derselben, Leroshua genannt, ist ein wahrer Segen für Menschen sowohl als Thiere. Sie erscheint über der Erde in Form einer kleinen Pflanze mit einem Stiele, nicht dicker als eine Krähenfederspule, aber wenn man 1 Fuß oder 18 Zoll tief gräbt, findet man eine Knolle von der Größe eines Kindeskopfes, die eine Masse mit Flüssigkeit gefüllten Zellgewebes enthält, gleich einer jungen Rübe. Eine andere Art, Namens Mokuri, eine krautartige kriechende Pflanze, legt unter der Erde eine Menge Mannskopf großer Zwiebeln ab, an Stellen kreisförmig um den Stamm herum, in yardlangen Strahlen. Die Einwohner schneiden mit einem Steine einen Umkreis in die Erde ein, und wenn die Abweichung des Thones das Vorhandensein der wasserhaltigen Zwiebel anzeigt, so graben sie ein und finden sie ungefähr einen Fuß tief unter der Oberfläche. Merkwürdiger jedoch ist die Wassermelone, die, wenn ein wenig mehr Regen als gewöhnlich fällt, weite Strecken des Landes bedeckt. Im Jahre 1852 benutzte ein englischer Reisender die Ueberfülle davon, um geraden Wegs die Wüste zu durchziehen von einem, ein wenig südlich gegen Kolobeng zu gelegenen Punkte aus (24. Breitegrad, 26. Längengrad) nach dem See Ngami. Seine Ochsen lebten von den Wassermelonen nicht weniger als 21 auf einander folgende Tage, ohne zu saufen, und als sie nach Verlauf dieser Zeit Wasser erreichten, erschienen sie gleichgültig dagegen.

Es war am 1. August 1849, als der See Ngami vor den Augen des Dr. Livingston und seiner Gefährten ausgebreitet dalag; sie waren die ersten Europäer, welche ihn jemals besucht. Sie hatten Kolobeng am 1. Juni verlassen, aber nur die Hälfte des Zeitraums war zu der Reise durch die Wüste verwendet worden. Anfangs Juli erreichten sie den Zouga, einen schönen Fluß, der in den See ausmündet, und auf dem sie, nachdem sie nahe an hundert Meilen seinen Ufern entlang gewandert waren, auf Kähnen sich einschifften, die von den freundlichen Bewohnern des Landes gerudert wurden. Nichts kann irriger sein als die Meinungen, die sich über diesen Theil Afrikas gebildet haben, vielleicht die ausgenommen, die sich auf die Gegend nördlich vom Aequator beziehen, welche durch die fast gleichzeitigen Entdeckungen des Dr. Barth widerlegt worden sind. Anstatt der Mittelpunkt einer unfruchtbaren Ebene zu sein, ist der See Ngami der niedrigste Punkt eines unermeßlichen, überall vortrefflich bewässerten und dichtbewaldeten Landstrichs. In der That ist er das Reservoir einer Anzahl von Flüssen, die eine Fläche bewässern, welche sich vom 12. zum 21. Breitengrade, und vom 18. zum 21. Längengrade ausdehnt. Indem er die Erhebungen über die Meeresfläche nach der Temperatur schätzte, die Wasser zum Sieden brachte, berechnete Dr. Livingston, daß er, nachdem er Kolobeng verlassen, 2000 Fuß abwärts gegangen war, ehe er den See erreichte.

Zur Kritik älterer Dramen.

* Bremen, 7. Januar. Der hiesige Künstlerverein hat seit seiner Einweihungsfeier, von welcher in der letzten Nr. die Rede war, bereits zwei Versammlungen gehalten, (am 2. und 6. Januar), in welchen die Herren Professor Nicolaus Delius aus Bonn und Professor Gravenhorst in Bremen Vorträge hielten. Es traf sich, daß den Gegenstand derselben zwei berühmte Dramen älterer Zeit bildeten, indem der eine der Herren über den „Cid" des Corneille sprach, der andere des Euripides „Iphigenie in Tauris" in moderner Bearbeitung vortrug.

Professor Delius sprach über den „Cid" des französischen Tragikers Corneille und über das Verhältniß dieser Tragödie zu dem ihr zum Grunde liegenden spanischen Drama Las Mocedades del Cid von dem Valencianischen Dichter Don Guillen de Castro. Er hob zunächst den provinziellen Charakter der Theaterschule von Valencia im Gegensatze zu der Madrider Bühne und ihren Dichtern hervor und ging dann zu einer Charakteristik des Standpunktes de Castro's über, der, sein Drama auf die Romanzen vom Cid gründend, sie theilweise wörtlich benutzend und eine vertraute Bekanntschaft mit denselben bei seinem Publikum voraussetzend, weniger ein künstlerisch abgerundetes Schauspiel als vielmehr eine Reihe der interessantesten Scenen aus dem Jugendleben seines Helden

in dramatisirter Gestalt vorführen wollte. Der Redner wies sodann in einer Analyse des Stückes, die er durch alle Akte und Scenen durchführte, die Ungleichheiten des Stils und der Behandlung nach, welche sich aus der Tendenz des Dichters ergaben, und stellte dann in fortlaufender Parallele die grundverschiedene Tendenz und das demgemäß modificirte Verfahren Corneilles gegenüber, der zuerst aus einem naiven, mit verschiedenartigem Stoff überhäuften Volksschauspiel eine einheitliche Tragödie mit psychologischen Motiven in gleichmäßig gehaltenem Stil und consequent durchgeführter Charakteristik schuf und dabei von seinem Vorgänger nur das, aber das auch Alles benutzte, was den Anforderungen des französischen Geschmacks und seines eignen dramatischen Standpunktes entsprach. — Schließlich deutete der Redner, als auf eine Norm zur Beurtheilung der beiden Dramen, auf das verschiedene Schicksal hin, das sie im Laufe der Zeit erfahren: das spanische Stück, trotz seines anziehenden Stoffes, der den spanischen Lieblingshelden feiert, früh von der Bühne verschwunden und auch im Drucke nur als literarische Seltenheit in wenigen Exemplaren fortlebend, bis in unseren Tagen erst die Chrestomathie eines deutschen Sammlers einen neuen Abdruck davon gegeben, der in Spanien selbst durchaus zu fehlen scheint — dem gegenüber das französische Drama Corneilles noch immer auf der Bühne lebend, obgleich der Held des Stückes den Franzosen ein Fremder bleibt, noch immer in neuer Auflage vervielfältigt und verbreitet und gelesen, so weit die französische Literatur gekannt und geschätzt ist.

Am 6. Januar las Professor Gravenhorst seine Bearbeitung der Euripideischen Iphigenie in Tauris in der zum ersten Male auch den Damen geöffneten Versammlung des Künstlervereins. Die Wahl dieses Vortrags schien zu diesem Zwecke um so passender, weil die bekannte Art der Gravenhorst'schen Uebersetzung bei weitem mehr beabsichtigt den Totaleindruck der antiken Dichtung wiederzugeben und Nichtkennern einen möglichst ungestörten Kunstgenuß zu verschaffen, als auf die Gefahr der Verständlichkeit und der dichterischen Schönheit hin dem zweideutigen Ruhme einer äußerlichen sogenannten Treue nachzujagen. Die Tendenz seiner Leistungen bezeichnete er selbst in einem kurzen poetischen Vorworte.

Wie? Denkt ihr noch mit alter Macht zu schalten,
Ihr Zeugen einer todten Herrlichkeit?
Steigt ihr aus eures Grabes Dunkelheit
Ans Licht empor, heroische Gestalten?
Erliegen müßt ihr feindlichen Gewalten,
Verhüllt ihr euch nicht unter fremdem Kleid.
Verlangt ihr Zutritt zu der neuen Zeit,
Dürft ihr die alte Larve nicht behalten.
Den ächten Geist kann's wenig nur berücken;
Durch alle Hüllen dringt sein Götterstrahl.
Und will das deutsche Wort nicht immer glücken,
Von euch bekommt's des Genius Göttermal,
Und, täuschend durch des Urbilds hohe Schöne,
Erklingen griechisch des Barbaren Töne.

Die Euripideische Tragödie ist dadurch für das deutsche Publikum besonders interessant, weil sie mit dem wunderbaren Goetheschen Meisterwerke gleiches Namens zu einer Vergleichung auffordert, welche zu einem tieferen Verständniß und einer richtigeren Würdigung der deutschen Dichtung führen kann. In den dramaturgischen Vorlesungen des Professors Gravenhorst, die dem ersten Bande seines „griechischen Theaters" beigegeben sind, ist eine solche Parallele gezogen (S. 110—116), worauf wir verweisen können. Vorzüglich muß aber darauf aufmerksam gemacht werden, daß im Alterthum die Kunstgattungen nicht so scharf getrennt waren als bei uns, und daß wir bei dem Euripides außer dem poetischen Gehalte noch einen bedeutenden Zusatz von musikalischen Kunstleistungen mit in Anschlag zu bringen haben. Die antike Tragödie stand unsern Opern viel näher, als man gewöhnlich meint. Der Bearbeiter hatte dies Element zwar durch eine reiche Benutzung der im Reime enthaltenen bedeutenden Kunstmittel unserm Gefühle näher zu bringen versucht, verhehlte sich aber selbst am wenigsten, daß dies immer ein Versuch bleiben mußte. Wer übrigens vor einigen Wochen der Vorlesung der Sophokleischen Tragödie „König Oedipus" beigewohnt hatte, konnte in der Gravenhorstischen Bearbeitung sogar den Unterschied des Kunststils der beiden griechischen Meister wohl durchfühlen, besonders in der Behandlung der lyrischen Partien, welche bei Euripides einen unverkennbaren Zusatz des Sentimentalen trugen, während bei Sophokles die grandiose Einfachheit vorwog.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Meine Wanderung durchs Leben. Ein Beitrag zur innern Geschichte der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Gerd Eilers. Dritter Theil. — Berthold von Holle. Herausgegeben von Karl Bartsch. — Aus Amerika. Erfahrungen, Reisen und Studien. Von Julius Fröbel. Zweiter Band. — Johann Georg Hamanns, des Magus im Norden, Leben und Schriften. Von C. H. Gildemeister. Dritter Band. — Deutsche Weihnachtsspiele aus Ungarn, geschildert und mitgetheilt von J. Schröer.

— * Von der großen Ausgabe der Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit in deutscher Bearbeitung von Pertz, J. Grimm, Lachmann, Ranke und K. Ritter sind wieder drei Hefte erschienen, nämlich aus dem 10. Jahrhundert die Fortsetzung des Regino, das Leben des Bischofs Adalbert von Prag und die Annalen von St. Bertin und St. Vaast.

— * In diesen Tagen erscheint der fünfte Band der großen „Geschichte des osmanischen Reiches in Europa" von Professor Zinkeisen. Der vorliegende Theil behandelt das fortschreitende Sinken des türkischen Reiches vorzüglich unter dem Einflusse der wachsenden Macht Rußlands, vom Ausgange des Krieges mit Venedig (im Jahre 1669) bis zum Frieden zu Kutschuk-Kainardsche (1774). Der Verfasser denkt im sechsten Theile die Geschichte von dem Frieden zu Kutschuk-Kainardsche bis zu dem zu Paris im Jahre 1856 abgeschlossenen Frieden herabzuführen.

— * Der sächsische Ministerialrath Karl von Weber in Dresden giebt in einer Sammlung „Aus vier Jahrhunderten" Mittheilungen aus dem von ihm verwalteten Archive. Der erste Band bringt besonders kulturgeschichtliche Beiträge; die meisten derselben beziehen sich auf alchymistische und sonstige Betrüger und Verbrecher. Besonders hervorzuheben sind die ausführlichen Berichte über den Alchymisten Johann Hector von Klettenberg, auf den auch Lappenberg in den „Reliquien des Fräuleins von Klettenberg" neuerdings hingewiesen hatte, über den Betrüger Johann Michael von Kleement, von dem der König von Preußen sagte, er würde seiner Wissenschaft wegen sein Glück bei ihm gefunden haben, wenn er ein ehrlicher Kerl hätte sein wollen, und über den berüchtigten sogenannten Grafen St. Germain. Auch die Angaben über die Hexenprocesse und die am Schlusse gegebenen Curiositäten allerlei Art bieten vieles Anziehende, wenn auch freilich Manches sehr wohl ungedruckt bleiben konnte.

— * Eine wunderliche Beschlagnahme ist in Stuttgart erfolgt; eine neue (die achte) Auflage des bekannten Kunstromans „Ardinghello" von Heinse wurde dort confiscirt, was diesem Roman seit seinem ersten Erscheinen im Jahre 1787 nicht widerfahren war. Die Maßregel ist jedenfalls ein Schwabenstreich.

— * Bei dem stets zunehmenden Umfange geographischer Studien und Forschungen ist von hohem Interesse die vom Buchhändler Engelmann in Leipzig herausgegebene „Bibliotheca geographica, Verzeichniß der seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu Ende des Jahres 1856 in Deutschland erschienenen Werke über Geographie und Reisen mit Einschluß der Landkarten, Pläne und Ansichten." Keine Nation dürfte wohl ein ähnliches, bei so großer Reichhaltigkeit doch so übersichtlich geordnetes Werk aufzuweisen haben. Ein sehr vollständiges Sachregister erhöht die Brauchbarkeit des auch äußerlich sehr gut ausgestatteten Buches.

— * Der französische Literarhistoriker Damas-Hinard hat in Paris eine neue Ausgabe des ältesten Denkmals spanischer Poesie und Sprache unter dem Titel „Le poème du Cid" erscheinen lassen. Die Ausgabe enthält den spanischen Text, französische Uebersetzung, Noten, Wörterbuch und eine umfassende Einleitung.

— * Die französische Literatur hat im verflossenen Jahre schwere Verluste erlitten, unter denen der von Beranger am schmerzlichsten empfunden wird. Von den anderen Dichtern, welche der Tod hinraffte, waren die bekanntesten Eugen

Sue und Alfred de Musset; ferner starben der Kritiker Gustav Planche, der Philosoph August Comte, der Dramendichter Leon Battu. Alfred de Musset soll ein Denkmal auf Staatskosten erhalten.

— * Am 31. December starb in Berlin im Alter von 71 Jahren der Consistorialrath Friedrich August Pischon, bekannt durch manche theologische und literarhistorische Schriften.

— * Zu Freiburg im Breisgau starb vor Kurzem der einst so angesehene, nun seit Langem schon verschollene Theaterdichter Josef Freiherr von Auffenberg im Alter von 60 Jahren. Er war Lieutenant in badischen Diensten und wurde 1823 Kammerherr und Hoftheaterintendant. Während einer zeitweiligen Pensionirung machte er 1831 eine Reise nach Spanien, wurde bei Valencia von Räubern angefallen und schwer verwundet, kehrte aber geheilt ins Vaterland zurück. 1849 nahm er seine Entlassung aus großherzoglichem Hofdienste. Einen Theil seines Vermögens soll er einem spanischen Kloster vermacht haben, in dem er während seiner Krankheit verpflegt wurde. — In Gratz starb am 26. Decbr., 41 Jahre alt, der in Oesterreich beliebte Dichter Alexander Baumann, dessen Liederspiel „Das Versprechen hinterm Heerd“ auf allen Bühnen heimisch ist.

— * Die berühmte Schauspielerin Rachel ist am 4. Januar ihren schweren Leiden, für die sie in Egypten und im südlichen Frankreich vergebens Heilung suchte, nach hartem Todeskampfe erlegen. Sie hat ein Alter von 37 Jahren erlangt; 1820 war sie in einem schweizerischen Wirthshause, wo sich ihre Eltern, herumwandernde Musikanten, befanden, geboren.

— * Ueber Gottfried Kinkel erfahren wir aus einem Berichte der „Zeitung für Norddeutschland“, daß es ihm in London recht gut geht. Er wohnt in einem zierlichen Hause der Terrasse von Eastbourne und hält an der Londoner Universität und vor einem deutschen Publikum stark besuchte Vorlesungen über Kunstgeschichte und deutsche Literatur. Er ist heiter und kräftig. Seine Frau Johanna, einst so aufgeregt und leidenschaftlich, ist jetzt still und sanft geworden.

— * Eins der schönsten Meisterwerke der Kunst, Jan von Eycks Gemälde „Die Anbetung des Lammes“ in der Kirche St. Bavon zu Gent geht seinem vollständigen Ruin entgegen; einige Kunstfreunde bemühen sich, die Mittel zu seiner Wiederherstellung herbeizuschaffen.

— * Das schon früher in München aufgeführte Drama „Colombus“ von Schmid ist jetzt auch in Leipzig auf die Bühne gekommen und ziemlich gut aufgenommen worden. Es ist indeß mehr eine geschickte Bearbeitung von Anekdoten und Charakterzügen des großen Entdeckers als ein regelrechtes Drama.

— * Das große mittelrheinische Musikfest soll in diesem Jahr in Wiesbaden gehalten werden; folgendes Programm ist aufgestellt: Für den ersten Festtag das Oratorium „Die Schöpfung“ von Haydn. Für den zweiten Festtag Ouverture Op. 124 von Beethoven, Pianoforte-Concert in Es von demselben, Scene mit Chor aus „Alceste“ von Gluck (eventuell aus dessen „Orpheus“), Symphonie von Franz Schubert, der 114. Psalm von Mendelssohn-Bartholdy und das Hallelujah aus dem „Messias“ von Händel.

— * Robert Schumann. Die Biographie des Componisten Robert Schumann von Wasielewski (Dresden, Kunze) ist ein fleißiges, mit Liebe gearbeitetes Buch. Die folgenden Notizen über das Leben und die Entwickelung des Verstorbenen sind der Schrift entlehnt. Robert Schumann, geboren den 5. Juni 1810 in Zwickau, war der einzige Sohn des in der buchhändlerischen Welt bekannten schriftstellernden Verlagsbuchhändlers August Schumann. Mit dem sechsten Lebensjahre wurde Schumann einer sogenannten Sammelschule übergeben. Der Musikunterricht begann dort zwischen dem sechsten und siebenten Jahre. Bald entwickelte sich auch beim Knaben Robert das Compositionstalent und die Gabe des Phantasirens. Hatte er einerseits frühzeitig seine Begabung für die Musik bekundet, so zeigte er jedoch auch gleich große Neigung zu schönwissenschaftlicher Beschäftigung, wovon die Folge schriftstellerische Versuche waren. So stritten sich bei Schumann schon in Knabenjahren Musik und Schriftstellerei um die Herrschaft und diese doppelseitige Begabung ist, wenn auch die Neigung für die Tonkunst das Uebergewicht erhielt, charakteristisch für das Wesen Schumanns. Sein Vater, dem die Vorliebe und das Talent Roberts zur Musik nicht entgangen war, wollte ihn gegen den Willen der Mutter Musiker werden lassen, und wandte sich deßhalb brieflich an Karl M. von Weber mit der Bitte, seinem Sohne eine kunstgemäße Ausbildung zu Theil werden zu lassen. Doch kam es hierzu nicht. Schumann blieb auf dem Gymnasium, welches er seit dem zehnten Lebensjahre besuchte, nebenbei mit ganzer Liebe seine musikalischen Studien verfolgend und nach Kräften selbst schaffend. Nachdem er das Gymnasium 1828 absolvirt, ging er auf den Wunsch seiner Mutter — sein Vater war inzwischen gestorben — nach Leipzig, um sich dem Studium der Rechtswissenschaft zu widmen, obgleich er eine entschiedene Abneigung dagegen hatte und behielt. Er besuchte kaum ein juristisches Colleg während seiner beinahe dreijährigen Studienzeit und gab sich dagegen fast ausschließlich dem Musiktreiben hin. Besondere Anregung hierzu empfing er in Leipzig durch Friedrich Wieck, seinen nachmaligen Schwiegervater, bei dem er Clavierstunden nahm, und durch dessen Tochter Clara, seine spätere Gattin. Ostern 1829 bezog Schumann die Universität Heidelberg. Hier entschied sich sein Schicksal; er erklärte seiner Mutter unverholen, daß er sich der virtuosischen Laufbahn widmen wolle und müsse. Dies geschah im Sommer 1830. Im Herbst desselben Jahres kehrte er nach Leipzig zurück, um dort seine früher begonnenen Studien auf dem Piano bei Wieck fortzusetzen. Doch bald erhielt dieser Plan durch den Umstand, daß Schumann sich in Folge unvorsichtiger technischer Uebungen unfähig machte, seine rechte Hand beim Spielen fernerhin zu gebrauchen, eine andere Wendung. Man erzählte, Schumann habe sich den vierten Finger, den er gegen die Natur forcirte, um ihn gelenkiger zu machen, vollständig ruinirt, — ein Umstand, den Friedrich Wieck in einer Beschwerdeschrift gegen Schumann bei der Weigerung zu dessen Verbindung mit der Tochter, selbst vor Gericht geltend zu machen suchte. Schumann blieb bei der Musik, widmete sich aber ausschließlich der Composition. Zu dem Ende unterzog er sich dem ihm noch ganz fremden theoretischen Studium bei H. Dorn, welcher damals Musikdirector am Leipziger Theater war, und schuf dann in der Folge eine ziemlich bedeutende Anzahl Compositionen für das Pianforte, welche sämmtlich Tiefe und Originalität bekunden. Als die bekanntesten und werthvollsten derselben sind aus jener Periode namhaft zu machen: die Phantasiestücke (op. 12) und die Kinderscenen (op. 15). Im Jahre 1834 gründete Schumann mit mehreren gleichgesinnten jungen Musikern Leipzigs die „Neue Zeitschrift für Musik“, wodurch er sich das Verdienst erwarb, der musikalischen Kritik einen mächtigen Aufschwung gegeben zu haben. Er war zehn Jahre lang Redacteur derselben und bereicherte ihre Spalten mit einer großen Anzahl der geistreichsten und für die Kunst werthvollsten Aufsätze und Kritiken, welche 1852 als „gesammelte Schriften“ in vier Bänden (Leipzig bei Georg Wigand) erschienen. Im Jahre 1840 vermählte Schumann sich mit der gefeierten Clara Wieck, gegen den Willen des Vaters derselben, jedoch mit unbedingter Zustimmung der betreffenden gerichtlichen Behörde, bei welcher von Seiten Schumanns deßhalb ein Proceß anhängig gemacht worden war, und die den väterlichen Consens supplirte. In demselben Jahre componirte Schumann den größten und bei weitem schönsten Theil seiner Lieder, deren Zahl sich im Ganzen auf mehr als zweihundert beläuft. Hiernächst wandte er sich der Orchestercomposition sowie der Composition der Kammermusik zu. Diesem Umstande ist das Entstehen mehrerer Werke von hoher künstlerischer Bedeutung, als Symphonie (B dur op. 38), deßgleichen (D moll op. 121), Quintett für Pianoforte (op. 44), Quartett für Pianoforte (op. 47), drei Streichquartette (op. 41) rc. zu verdanken. Im Jahre 1843 schuf dann Schumann sein größtes Gesangswerk: Paradies und Peri (op. 50). Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er unausgesetzt in Leipzig gelebt, im Herbst 1844 siedelte er nach Dresden über. Hier wurde er vielfach durch Krankheit heimgesucht, deren Beschaffenheit als Vorbereitung zu seinem spätern geistigen Leiden, sowie zu seiner Geistesstörung zu betrachten ist. Nichtsdestoweniger schuf er in der Folge eine sehr große Anzahl von größeren und kleineren Tonwerken, unter denen viele von außerordentlichem künstlerischen Werthe sind. Der Einfluß seines Leidens machte sich vor der Hand nicht sowohl in Bezug auf die Qualität seiner Geistesprodukte, sondern vielmehr in Bezug auf die Quantität geltend, welche gegen das Ende der vierziger Jahre eine fast unnatürliche Höhe erreichte. Erst ganz spät, und zwar kurz vor dem Eintritt der schließlich ausbrechenden Geisteskrankheit lassen sich, sagt der Biograph, in einzelnen Compositionen Spuren des Schwachsinnes erkennen und nachweisen. Zu den bedeutendsten Compositionen, welche Schumann während seines bis zum Jahre 1850 andauernden Dresdener Aufenthaltes schrieb, gehören: die Symphonie (C dur op. 61), die Claviertrios (op. 63 und 80), das Clavierconcert (op. 54), die Composition zu mehreren Scenen aus dem ersten und zweiten Theil von Goethe's Faust (bis jetzt noch unveröffentlicht), die Oper „Genovева“, das Weihnachtsalbum (op. 68), die Musik zu Byrons „Manfred“ (op. 115), das Adventlied (op. 71) rc. Im Sommer 1850 folgte Schumann einer an ihn ergangenen Berufung als städtischer Musikdirector nach Düsseldorf, in welcher Stellung er bis zum Herbst 1853 blieb, da er dann plötzlich seiner Functionen entbunden wurde. Während dieser Zeit blieb er unermüdlich thätig im Bereiche des Schaffens. In jene Zeit fallen seine Symphonie in Es dur (op. 97), mehrere Ouvertüren für Orchester, zwei Sonaten für Pianoforte und Violine, ein Concert für Violoncell, zwei Concertstücke für Violine, die Composition mehrerer Balladen für Chor, Solo und Orchester, ein Requiem, eine Messe und viele kleinere Compositionen. Nach längeren, mehr oder minder sich offenbarenden Leiden verfiel Schumann endlich dem finstern Geschicke, welches ihn seiner Geisteskräfte beraubte, und zwar im Februar 1854. In Folge dessen wurde er der Privatheilanstalt des Dr. Richarz zu Endenich bei Bonn übergeben, wo er am 29. Juli 1856 verschied.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

1

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 3. Bremen, 17. Januar. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Julie Lespinasse.

(1732—1776.)

Von Karl Frenzel.

Es ist zu Paris, an einem Winterabend, zwischen sechs und zehn Uhr — welch' eine lange Wagenreihe vor dem bescheidenen Hause in der Rue de Belle-Chasse! Wer wohnt dort? Geht nur hinein, die Stiegen hinauf, Jedem ist der Eintritt unverwehrt, der ihn durch ein geistreiches Wort, einen gelungenen Scherz bezahlen kann. Oben, in ihrem Zimmer am marmornen Kamin, nachlässig in ihrem Lehnsessel ausgestreckt, ruht die Herrin des Hauses, umgeben von ihren Freunden: Künstlern, Philosophen, Männern der Kirche und großen Seigneurs. Die Flammen des Kamins, das Licht der Kerzen fallen und spielen über ihr kaltes, strenges Gesicht hin; sie ist weder jung noch schön, und keiner wird diesen mattblauen Augen glauben, daß sie die Spiegel einer leidenschaftlichen Seele seien, — aber eins besitzt diese Frau, eine bezaubernde, unvergleichliche Anmuth, eine harmonische Sprache; die Grazien haben ihr all' ihre Gaben in die Wiege gebunden. Sie leitet, belebt und begeistigt das Gespräch, für Jeden findet sie eine Stelle darin und weiß die höchsten und tiefsten Fragen der Philosophie mit den Anekdoten und Neuigkeiten des Tages sinnvoll in einen Kranz der Unterhaltung zu verflechten. Ihr Lächeln, ihr Blick, der wie ein zitternder Sonnenpfeil durch ihre langen, weichen Wimpern fliegt, ihr kluges, verständiges Wort sind die goldenen Ketten geworden, worin sie die ganze, vornehme Gesellschaft von Paris geschlagen und an ihre Bergere gefesselt hat, wie an einen römischen Triumphwagen.

Denn sonst — was ist Mademoiselle Julie Leonore Lespinasse? Ein armes, außereheliches Kind der Frau Gräfin Albon, zu Lyon in der Kirche St. Paul als Tochter eines Kaufmanns, Claude Lespinasse, 1732 getauft. Ein Herbsttag mit hängenden Wolken, Regen und Sturm und seltenen Sonnenwinken, das ist ihre Jugend. Nach dem Tode des Grafen Albon hat ihre Mutter sie aus Barmherzigkeit, als Waisenkind, zu sich genommen, nach dem alten Schloß in Burgund. Dort ist sie aufgewachsen, nicht zu großer Schönheit, aber zum Ertragen des Schmerzes; geduldig, in sich gekehrt bleibt sie, als auch ihre Mutter gestorben, ohne sie anzuerkennen, inmitten ihrer Familie — als die Erzieherin der Kinder ihrer Schwester, der Frau von Vichy. Siebenzehn Jahre zählte sie erst, und schon ausgesetzt aller Verachtung, der Noth des Lebens, recht wie eine Sklavin, sie mit ihrem heroischen Herzen, ihren erhabenen Gedanken; denn in ihr ist etwas, ihr selber noch unbewußt, von einer Pythia; so leben drei Jahre hindurch, das achtzehnte, neunzehnte, zwanzigste Jahr, diese Frühlingsblumen, diese Thauperlen des Daseins! Ein Zufall befreite sie; eines Sommertages trifft die Frau Marquise Marie du Deffand auf dem Schlosse ein, sie ist entfernt mit den Albons verwandt, sie findet Gefallen an der Anmuth und dem sprühenden Geiste Juliens. In Paris hält die Frau Marquise einen großen, weitberühmten Salon; — einst, als sie selber noch jung war, hat er wie eine planetarische Sonne alle Schöngeister vom König Voltaire bis hinab zu den Poeten von großen Namen und mühseligen Versen, die Madrigale an Doris und Chloris reimen, als Sterne um sich kreisen lassen; jetzt mit ihren Runzeln von mehr als fünfzig Jahren und dem Argwohn des Alters fühlt sie sich einsam, verlassen, ihre Freunde sind Schmetterlinge, welche von der niederbrennenden Kerze zurückfliegen. Wenn du diese junge, in ländlicher Verschollenheit aufgeblühte Rose mit dir nach Paris nähmest, denkt sie da auf dem stillen Schloß in Bourgogne, beim Anschauen Juliens. Du wirst sie bilden, erziehen, einen Trost des Alters und eine treuergebene Gesellschafterin haben, und während ihre Frische und ihre Rede, wie Sirenensang, die verlorenen Freunde wieder zurückrufen, neue gewinnen werden, wird der Purpurmantel und die Krone im Reiche der Literatur dein bleiben. Julie Lespinasse willigt ein; Paris, die große Welt zu sehen, — wie ein ungestümer Drang reißt es sie fort, ihre stolzen, ehrgeizigen Gedanken flackern wie eben so viele Irrlichter auf und locken sie magisch leuchtend weiter. Sie unterschreibt die Bedingungen der Frau Marquise, entsagt allen Rechten und Ansprüchen, die sie auf den Namen und das Vermögen der Albon's hat, — und nun sitzt sie am Tisch der du Deffand im Kloster St. Josef, wo ihre Beschützerin wohnt! Wärest du ein armes, unbekanntes Veilchen an der Schloßmauer von Vichy geblieben und endlich in die Hütte eines redlichen Mannes getreten, vielleicht hätte dir ein größeres Glück, sicher mehr Frieden geblüht, o Julie; — aber dem Einen Leidenschaft, Schmerz und Ruhm, dem Andern Verschollenheit und Ruhe, so theilt das Geschick.

Zehn Jahre, von 1754—1764, hat Mademoiselle Lespinasse mit der Marquise zusammengelebt. Wie schön und sonnig ließ dieser innige Verkehr sich zuerst an, als Julie noch bescheiden die zweite Rolle spielte, die Marquise jubelte, daß ihre junge Freundin die Herzen eroberte, — bis dann endlich, wie an allen Dingen, auch hier die Schattenseiten hervortraten. Die Dame des Hauses erblindete fast ganz, die Langeweile ward die dritte im Bunde zweier schönen Seelen. Und nun denkt euch diese beiden Frauen an einander gefesselt; die eine gemüthlos, durchaus selbstsüchtig, mit den Launen des Alters, der mürrischen Verdrossenheit einer Kranken, die andere, wenn auch nicht schön, selbst mit den Spuren der Blattern im Gesicht, doch im Hochmuth der Jugend, ihrer geistigen Kraft sich bewußt — jene kalt, vertrocknet, diese elastisch, leidenschaftlich angeregt, wie eine klingende Harfe — und beide zusammen, die langen Nächte hindurch, wo die Marquise nicht schlafen kann und das Fräulein nicht schlafen darf, um ihr vorzulesen, Buch nach Buch, von den Briefen des Apostels Paulus, wo die Marquise einmal über das andere ausruft: »aber, Julie, verstehen Sie eine Silbe von diesen Dingen?« bis zu Richardson's Clarisse Harlowe, vor der wiederum Julie mit Diderot anbetend niederkniet und die Hand erhebt: »Göttlicher Richardson!« — dies Verhältniß mußte sich lösen.

Und dann die Freunde, diese treulosen Männer! Verstohlen schleichen sie durch die Corridore, die Wendeltreppe hinauf in das Dachstübchen des Fräuleins, um mit ihr zu reden, zu plaudern, ehe die Klosteruhr die sechste Stunde schlägt, wo die Marquise unwandelbar unten im Salon erscheint. O Eitelkeit der Freundschaften! Du arme Marie du Deffand, was haben dir nun all' deine Scherze, dein Geist und das frühere Leuchten deiner Augen eingebracht? Da sitzest du nun, eine entthronte Königin, mit deinem Hündchen, unter einem Trümmerhaufen von Erinnerungen! Das Herz deines besten Freundes, des großen d'Alembert, der die Vorrede zur Encyklopädie geschrieben

auch etwas Unvergängliches — hat Julie auf immer gewonnen, und es ist zu spät, als du ihm herrisch Bruch mit ihr oder mit dir vorschlägst; er hat sich für die Jugend entschieden. Diesen Raub hat die Marquise niemals vergeben; als sie manches Jahr nachher den Tod Juliens erfuhr, sagte sie nur zornig und unversöhnlich: „Sie hätte vor zwölf Jahren sterben sollen, dann würde sie mir d'Alembert nicht entführt haben.“

So aber verließ Julie Lespinasse flüchtend am Arme d'Alembert's das Kloster von St. Josef, wo sie schon, um ihre Qualen zu enden, einmal sechzig Gran Opium genommen. In diesen zehn Jahren ihres Zuges durch die Wüste hat sie ihren eigenen Werth fühlen und schätzen, die Adlerflügel ihres Geistes brauchen gelernt. Sie kennt die Welt, die Verhältnisse; was sie erlebt hat, es sind Geschichten, „die sich weder in Prevost noch in Richardson finden, die beweisen, daß oft das Wahre nicht einmal wahrscheinlich ist.“ Mit der Gabe des Wortes, ihrer Gewandtheit und Anmuth wird sie sich im Leben zurecht finden, und dann hat sie einen hochherzigen, immer getreuen Freund, nach dem Patriarchen zu Ferney den gefeiertsten Schriftsteller Europa's — d'Alembert. Welche Frau, — und bedenkt nur, sie ist nicht schön, — sah je einen besseren und ergebeneren Sklaven an ihrem Wagen von Gold und Seide? Sie scheinen für einander bestimmt, denn auch er ist ein Kind der Liebe, und sie wohnen zusammen in der Rue de Belle-Chasse, in allem Guten und aller Ehre; Ludwig XV. giebt ihr eine jährliche Pension von 1500 Livres, eine Einrichtung hat ihr Frau von Luxemburg, kostbar und geschmackvoll, geschenkt, und die Marquise spricht mit spöttischem Lächeln von der bevorstehenden Heirath Beider oder einem noch zärtlicheren Verhältniß. Aber, um auch das zu sagen, d'Alembert war häßlich, mit kleinen Augen, großem Munde — und dann, als einst eine Dame, um ihren Geliebten eifersüchtig zu machen, vor ihm d'Alembert pries und in ihrer pathetischen Uebertreibung ausrief: „Ja, er ist ein Gott!“ bemerkte jener: „Ach, wenn er ein Gott wäre, würde er sich zuerst zum Manne machen.“ So besitzen sie einander in Freundschaft, sie haben einen Lorbeerkranz über sich und Paris bewundernd zu ihren Füßen, was braucht es mehr? Denn noch ist das Herz Juliens, dies zweiunddreißigjährige Minervenherz, nur von Haß und Selbstliebe durchstürmt worden, und die goldenen Tropfen der Freundschaft sind allein als besänftigendes Oel in seine Wogen geflossen; wenn ihr d'Alembert an seinem Geburtstage sein Bild mit der Unterschrift giebt:

> Siehst du dies Bild, sag' einmal —
> Und sag's nie wieder mehr:
> Von Allen, die ich liebte,
> Wer liebte mich, wie Er!

so findet sie nur Güte und freundliches Wohlwollen in diesen Worten. Ihr Streben geht allein dahin, die Schwäche eines Jeden zu erkennen, ihn daran zu fesseln und in ihrem einfachen, schmucklosen Kleide die Pythia der französischen Literatur zu sein. Durch d'Alembert hat sie die Thorschlüssel zur Akademie erobert, sie ist die einzige Frau, die Madame Geoffrin zu den Mittagsmahlen zuläßt, die sie den Gelehrten und Literaten giebt; um ihren Fauteuil drängen sich die Großen der Erde, Philosophen und Poeten, sie liest die Briefe, welche Friedrich der Große ihrem Freunde schreibt, und so manche Berühmtheit hängt an dem Wink ihrer Augenwimpern. Da — während Alle glauben, daß diese Frau nur mit Büchern und Systemen atheistischer Lehre beschäftigt sei, so ganz darin aufgegangen und über die Zartheit ihres Geschlechtes hinaus, daß man ihr in philosophischen Gesprächen über den Materialismus und die Erschaffung des Menschen eine Rolle zutheilt, — Alle nichts in ihr sehen als eine geistvolle, anmuthbeseelte Dame, die um so mehr fesselt, je offener sie den Eindruck zeigt, den Andere auf sie ausüben, gleichsam eine Kranzwinderin, um jeden Abend eine neue, duftigere Krone des feinsten, zierlichsten Scherzes, melodischer, sinniger Rede auf die Stirn zu setzen, da entbrennt diese vestalisch verhüllte Gestalt in einem hell auflodernden Liebesfeuer, als ob alle goldenen Pfeile Amors zündend in ihr Herz geflogen.

Ja, Julie Lespinasse liebt zärtlich, romantisch; die Kälte und Härte, deren sie d'Alembert oft beschuldigt, ist nur eine schützende Hülle um dies leidenschaftliche Wesen, um diese „entzündlichste Phantasie“, die seit Sappho im Haupt einer Frau gebrannt. Der Marquis von Mora, der Sohn des Grafen von Fuentes, des spanischen Gesandten in Paris, verwandt mit dem berühmten Aranda, noch ein junger, ritterlicher Mann von siebenundzwanzig Jahren, ward von d'Alembert seiner Freundin vorgestellt; seine Gestalt, seine Persönlichkeit gewannen sie bald. Nicht daß er in Vollkommenheit die sensibilité besessen hätte, die höchste Tugend im Codex der Mademoiselle Lespinasse und ihrer Zeitgenossinnen, oder wie Lovelace ein „liebenswürdiger Dämon“ gewesen wäre; er vernachlässigt um seine Liebe weder die Pflichten seiner Stellung noch seine Interessen, er schätzt die Frauen nicht höher als liebliches Spielzeug, das man nach einer Stunde des Tändelns von sich wirft; in ihm ist keine Saite, die der Leidenschaft und Zärtlichkeit weder im Leben noch in den Dichtwerken erklingend antwortete. Nur eine Frau achtet er vielleicht, — es ist Julie. Sie bemerkt recht wohl die Schatten in seinem Wesen, wie wenig die ruhige Grundstimmung seiner Seele ihren schwärmerischen Entzückungen entspricht, wie er mehr „die Eigenschaften und Tugenden besitzt, die wir unserm Bruder, unserm Jugendfreunde wünschen als unserm Geliebten.“ Aber endlich, was kann sie thun als die Hände erhebend mit feuchtem Auge zu ihm aufblicken und den Vers des Metastasio flüstern: „So groß und verhängnißvoll ist deine Herrschaft über meine Sinne und mein Herz, daß du mich rühren konntest, ohne mich zu verblenden.“ Ohne sie zu verblenden, denn sie selbst hat in beredten Worten den Marquis de Mora uns geschildert, mit den Tugenden seines Charakters und den Fehlern und Mängeln seines Herzens; die Leidenschaft Juliens ist wie die Lanze des Achilles, sie verwundet und heilt zu gleicher Zeit. Muß sie, eine Frau „ohne Rang, Reichthum und Schönheit“, wie Grimm sie nennt, nicht bei alledem von der Anhänglichkeit und Treue eines edlen Mannes entzückt sein, der ihr seinen Namen, seine Schlösser freigebig und liebend verspricht? Es ist kein unbedeutender, leichtsinniger Adeliger, kein Graf Almaviva aus Beaumarchais' barbier de Sevilla, dieser Marquis von Mora; die Zeitgenossen, Voltaire voran, hoffen Großes von ihm, eine bedeutende Zukunft für ihn und Spanien. Eingezogen, von strengen Sitten, bleibt er der Neigung, die er dem Geiste und der Anmuth Juliens gewidmet, unwandelbar treu; während einer kurzen Abwesenheit in Fontainebleau schreibt er ihr, es ist im Herbst 1771, zweiundzwanzig Briefe in zehn Tagen. Welche Stunden für Julie! Damals träumte sie ihren Sommernachtstraum, und als sie später einer Freundin diese Geschichten schilderte und die halb erblichenen Bilder der Vergangenheit im Spiegel ihrer Erinnerung idealisch verklärt wieder aufleuchten ließ, rief sie selber, von ihren Worten, ihrer Leidenschaft und ihrem Schmerz hingerissen, wie Sappho auf dem leukadischen Felsen, aus: „Nein, die flammendste Einbildung kann das Glück nicht malen, das er mich empfinden ließ! Als ich ihn liebte, welche Tage der Lust habe ich da genossen, voll jener seelischen Trunkenheit, die, wie ich glaube, ohne Ausdruck in allen Sprachen der Welt geblieben ist!“

Der Hof, ganz Paris sprach von dieser Liebe; d'Alembert kannte

und verzieh sie, nur zuweilen, auf einsamem Spaziergang klagte er schluchzend dem treuen Marmontel sein Leid. Das ist der erste Flecken auf dem weißen Priestergewande Juliens, daß sie den Mann, dem sie ihre Stellung, ihren Ruhm in der Welt, Alles bis auf die Kunst ihrer Rede verdankte, gleichgültig und undankbar von sich stieß und nicht mit einem Blicke die Schmerzen bemerkte und heilte, die ihre Treulosigkeit ihm schlug. Aber so sind diese egoistischen „liebestollen" Frauen, sie fahren in ihren Träumen und ihrem Rausch auf hoher Fluth und verachten die Zärtlichkeit, die ihnen furchtsam die Hand entgegenstreckt und sie an das sichere Ufer ziehen möchte.

Juliens Verhältniß zu seinem Sohne war dem Grafen von Fuentes nicht fremd geblieben und anfänglich von ihm gebilligt worden. Die Liebe der Mademoiselle Lespinasse gab einem jungen Manne bei seinem Eintritt in die Welt eine gewisse Bedeutung, Glanz und Ruhm. Allein statt mit der Zeit niederzubrennen, flammte die Leidenschaft Beider mit jedem Tage heller auf, und als der Marquis sogar von einer Ehe mit Mademoiselle Lespinasse sprach, hielt es der Vater für das Gerathenste, den phantastischen Sohn nach Spanien heimzuschicken. Den 7. August 1772, an einem Freitag — es sollte ein verhängnißvoller Tag für ihn werden — verließ der junge Mora auf einen Befehl des Königs Karl III., den der Graf ausgewirkt, Paris und Julien. Auf immer! Solcher Abschied, wem hätte er nicht schon einmal das Herz zerrissen, wem wird er es nicht zerreißen bis an das Ende der Welt? Julie, die einsame, trostlose Geliebte, hüllt sich in den Schleier ihres Grames, der Trauer und Thränen ein, wie Andromache in der Tragödie Racine's, ihres Lieblingsdichters. Mit ihren Klagen, ihrem Schluchzen erfüllt sie die Salons von Paris und weiß diese frivole, in Nichtigkeiten verlorene Gesellschaft auf Augenblicke wenigstens wahrhaft zu bewegen und zu rühren. Ihr hilft es freilich nicht, daß der Schmerz sie noch einmal so anziehend macht, d'Alembert allein tröstet sie; jeden Morgen eilt er zur Post, um ihr vielleicht einen Brief von dem Marquis zu bringen; seine Treue und Hingebung läßt ihn Alles versuchen und wagen, den Geliebten, der zu Madrid in gleicher Sehnsucht nach ihr hinschmachtet, schon von den Anfällen eines Bluthustens gequält, wieder zu ihren Füßen zu rufen. Auf seine Bitten geht Lorry, der berühmte Arzt, zum Grafen Fuentes, stellt ihm in eindringlichen Worten die Lebensgefahr seines Sohnes vor, wenn er ihn noch länger unter spanischem Himmel lasse, und erhält endlich von dem besorgten Vater die Einwilligung zur Rückkehr des Marquis. Nun glaubt ihr schon das thränenbenetzte Antlitz Juliens von den Lichtstrahlen der Freude durchzuckt wie das liebliche Götterangesicht Selenens aus dem Schleier der Nachtwolken aufgehen zu sehen — o Eitelkeit alles Irdischen, Nichtigkeit aller Schwüre, menschlicher Wallungen und Liebe! Staunt, diese Lespinasse, geliebt von dem edelsten Herzen und selbst schwärmerisch glühend, — muß ich es sagen, mit ihren vierzig Jahren, — hat ihre eigenen Luftschlösser, ihre und seine Zärtlichkeit in einer Stunde vergessen, bis auf die Erinnerung daran vergessen!

Ihren Schmerz zu zerstreuen, hat sie d'Alembert zu einem Feste geführt, das die Malerin Madame Lebrun-Vigé auf ihrem Landsitze zu Montie-Foly den Künstlern und Gelehrten, der schönen Welt giebt. Dort, noch war kaum ein Monat seit Mora's Abreise verflossen, sah Julie zum ersten Mal den Grafen von Guibert. Eben aus Corsika, von den Kämpfen gegen Paoli angekommen, ehrgeizig, voll stolzer Pläne, sprach er viel von seinen Feldzügen, Duellen, seinem Buche über die Taktik. Poet und Soldat zugleich, hat er eine Tragödie geschrieben: „Der Connetable", die Aufsehen machen wird, wie dienstbereite Freunde lobpreisend versichern; er arbeitet an einer Lobrede auf Catinat für den Preis der Beredsamkeit in der Akademie, vor Allem hat er die Gabe, sich vorzudrängen, sich geltend zu machen, und das Glück ist ihm günstig, das die Mittelmäßigkeit seines Talentes und seines Wesens freundlich selbst schärferen Augen verbirgt als denen Juliens. Erst neunundzwanzig Jahre alt, — und schon wird er von Jedem wie ein Cäsar betrachtet, es scheint etwas Magisches um ihn zu sein. La Harpe sagt von ihm: „er strebt nach nichts Geringerem, als Turenne, Corneille, Bossuet zumal gleich zu kommen"; — und sie erst, die ihn lieben mußte, klagt: „in den Zeiten, wo man noch an Zauberei glaubte, würde ich gesagt haben, daß Sie einen Bann über mich geworfen hätten, mein Freund, der wider meinen Willen mich mir selbst entreißt." Wie beklage ich sie, die Unselige! Während zu Madrid ein braves, ritterliches Gemüth sich ihretwegen verzehrt, — denn ich glaube nicht, daß auch er treulos gewesen, wie Madame Suard mit boshafter Feder berichtet, — ist sie in blinder Leidenschaft an diesen Mann gefesselt, der in ihr und ihrer glühenden Freundschaft nichts als ein bereites Mittel sieht, die Meinung der Pariser Gesellschaft für sich und seine langweilige Tragödie zu gewinnen, eine Staffel zu seinem Ruhme. Sonst ist ihm ihre Liebe lästig, hinderlich, beinahe wie das Nessushemd, kaum erträgt er sie. Als er im Mai 1773 nach Berlin zum Könige von Preußen reist, verschweigt er ihr den Tag seiner Abreise, läßt sie Monate lang ohne Nachricht; ihre Briefe, — jeder von ihnen ist eine Perle aus dem tiefen Liebesmeer eines Frauenherzens, kostbar wie eine Elegie von Tibull, — verliert er leichtsinnig, oft liest er sie kaum. Aus dem Lager, von den Uebungen der preußischen Truppen in Schlesien kehrt er nach Paris im October 1773 zurück, der Blick des „einzigen" Monarchen, der auf ihn gefallen, umgiebt sein Haupt noch mit einer neuen Glorie.

Was kann jetzt Juliens Leben sein, die schon in seiner Abwesenheit nur von seinen Worten lebte, nichts als seine Ruhmesposaune gewesen? Ein beständiges Glühen und Lodern, ein Verzehren aller ihrer Kräfte — zuweilen eine Stunde süßer Schwermuth, wenn ein milder Herbsttag sie nach dem Garten der Tuilerieen lockt, im Opernhause die Klänge von Orpheus goldener Leier die Furien im Tartarus wie in ihrem Herzen einwiegen und diese berauschende Musik Glucks aus dem Schmerz selbst eine Wonne macht — dann wieder Krämpfe, Wahnsinn, Schlaflosigkeit, wie sie schreibt: „in allen Augenblicken meines Lebens! Ich leide, mein Freund, ich liebe Sie, ich erwarte Sie!" Selbst Träume des Glückes umschweben ihr Lager nicht mehr, in der Nacht erschreckt sie trotz der Opiumtropfen, die sie in Schlummer senken sollen, ein Gespenst — der Marquis von Mora! Freitag, den 6. April 1774, hat er Madrid verlassen, jetzt ist er über die Grenze, in Bayonne, in Bordeaux; obwohl todtkrank, schreibt er ihr von jeder Stadt, fast an jedem Tage — welche Vorwürfe, welche Qualen für sie! Noch wenige Stunden, und sein brechendes Auge wird von ihrem bleichen Antlitz ihre Treulosigkeit und Schuld lesen — halt da, Ritter von Mora! Es ist wieder ein Freitag, der 27. Mai, wo der Tod dir freundlich das Zerrinnen der Täuschung, daran du dein Leben gehängt, dir die Verzweiflung und ihr das Erröthen ersparte.

Es mochte Augenblicke geben, wo die vorübergehende Freundlichkeit Guibert's solche Gedanken und die Reue in Juliens Brust zurückdrängte, aber ganz vernichten konnte sie kein Liebesgruß, keine Freude. Unwillkürlich mußte sich oft die Gestalt des ersten, zärtlichen Freundes in ihrem Geiste neben den kalten, gefühllosen, sie so rauh verletzenden Mann stellen; dann verspricht sie, ihn zu hassen, zu verachten, nie wieder zu sehen. Den Schatten Mora's beschwört sie herauf: „O mein Freund, wenn du im Reiche der Todten mich hören kannst, empfinde meinen Schmerz, meine Reue. Ich bin schuldig gewesen, ich habe dich beleidigt, aber hat meine Verzweiflung nicht mein Verbrechen gesühnt? Ich habe dich verloren — und ich lebe, ja — ich lebe! Ist das nicht Strafe genug?" Denn wenn er wüßte, wie Guibert sie gekränkt, verletzt, ihre Seele gebrochen hat, wie gern würde er ihr verzeihen! Aber auch dieser Rausch fliegt vorüber, und sie verfällt dem alten, dämonischen Zauber — „ich weiß nicht, ob ich jemals die Kraft wiederfinden werde, seine letzten Worte noch einmal zu lesen; wenn ich Sie nicht geliebt hätte, mein Freund, würden sie mich getödtet haben. Noch schaudere ich davor,

ich sehe sie — und Sie, Sie haben mich zur Schuldigen gemacht, Sie allein lassen mich noch leben, Sie beunruhigen meine Seele, Sie sind es endlich, den ich liebe, den ich hasse, Sie zerreißen und bezaubern im beständigen Wechsel ein Herz, das ganz Ihnen gehört!« Wen die Götter hassen und beneiden, dem geben sie eine große Leidenschaft als unseliges Geschenk. So hatte sie Mora oft mit einer Tochter der Sonne verglichen, deren Herz die Sonne von Lima entzündet, und andrerseits ist sie nicht wie jene andere Tochter des Sol, — Phädra, die dem Zorn des Venus erliegend in schuldbewußter Liebe sich zum eigenen Sohne wendet? Und dies Herz langsam zu zerbrechen, in allen Qualen der Verdammten, in Reue, Haß und Eifersucht, das war die einzige That Guibert's, die seinen Namen auch den Nachkommen nennt. Nicht genug, daß er sie treulos hintergeht, vernachlässigt, mit ihr brechen will, weil sein Eloge de Catinat nur ein Accessit von der Akademie erhält, er hat die eherne Stirn sich mit einer andern zu vermählen und, einmal Brigadier, Generalinspector der Infanterie, die Frau kaltblütig durch seine Härte und Gleichgültigkeit dem Tode entgegen zu führen, die seinen Ruhm und seine Stellung begründet.

In diesen letzten Jahren ihres Lebens war Mademoiselle Lespinasse die anerkannte und verehrte Fürstin der Pariser Gesellschaft; wenn sie einen Abend nach dem Theater ging oder einige Tage auf dem Lande verbrachte, war es ein Ereigniß, von dem überall gesprochen, das in den Tagebüchern verzeichnet wurde. Niemals hatten sich mehr und bedeutendere Personen in ihren Salon gedrängt und nach der Ehre gegeizt, ein Wort mit ihr zu wechseln. Doch ist sie wie Dido eine Königin mit gebrochenem Herzen und Todesgedanken. Zu ihrem Glücke ahnte Niemand ihre zweite, verbrecherische Leidenschaft, die unter dem schwarzen Florschleier der ersten düster brennt; dem Angedenken an den Ritter von Mora, meinen Alle, fließen die Thränen, die oft unwillkürlich in zahlreicher Versammlung aus Juliens Augen strömen, und begreifen nicht, daß die Hand, die sie der jungen Gräfin Guibert bei ihrem Eintritt in die Gesellschaft wohlwollend entgegenstreckt, nichts ist und sein kann als die erkaltende Hand einer Sterbenden. Am 23. 1776 starb sie, vierundvierzig Jahre alt; es hieß, sie folge dem Marquis ins Grab, Dido dem Sichäus. Den Einen vergeht ihr Leben wie ein Herbsttag mit grauen Wolken und wenigen Sonnenblicken, den Andern leuchtet es auf und brennt es nieder, rasch, einen kurzen Augenblick lang, im höchsten Glanz und tiefsten Schmerz, wie ein Meteor; — wo ist das Glück?

Was uns von Julie Lespinasse geblieben, sind außer einer Uebersetzung eines Capitels aus der »Empfindsamen Reise« eilf Briefe an eine Freundin und die Briefe an Guibert, die Geschichte ihrer Seele. Die erste Liebe schildern die Bekenntnisse an die Freundin, aber wie entstellt von der Wahrheit, wie ganz und durchaus in idealischen Duft und Schimmer verklärt; Clarisse Harlowe und Rousseau's Heloise, sie sind wieder lebendig geworden in Julie Lespinasse. Schon im Leben konnte sie sich über den Flecken ihrer Geburt niemals trösten, wie viel weniger in der Dichtung ihn eingestehen. In ihrem Roman ist sie darum die Tochter eines vornehmen Geschlechts, d'Alembert wird zu ihrem Bruder, einem Grafen Sinclair, Marie du Deffand verwandelt sich in ihre Tante, eine Herzogin, sie hat einen vornehmen Freund, einen Herzog von Wilfort, der manches Jahr schon vergebens um ihre Neigung wirbt. Er selbst endlich, der Ritter von Mora, als wäre er gegen den Amadis von Gallien umgetauscht, tritt uns aus diesen Briefen entgegen, schwermüthig, von einer unglücklichen Leidenschaft durch die Länder gejagt, inmitten des Glückes, im Besitz einer schönen Geliebten, Frau von Valcourt, verzweifelnd, — jener Mora, der, wie ihr Alle schon wißt, »niemals geliebt und weder ein zärtliches noch ein empfindsames Herz hat.« So tilgt Julie an ihrem Idealbilde alle Flecken, die sie in der Wirklichkeit so oft und so grausam verletzt. Daß sie sich selbst zu viel Sonne gegeben, kann ich nicht entdecken; eine wunderbare zartbesaitete Seele, eine romantische Schwärmerei besaß sie immer, und die Feinheit und den Adel ihres Gefühls vermochten doch wohl die materialistischen Philosophen, die sie umgaben und in ihren Gesprächen redend einführten, wie im »Traum d'Alembert's«, nicht dauernd zu trüben; an der Spiegelhelle ihres Herzens flogen solche Anschauungen und Gedanken wie ein Hauch vorüber. In dieser aufgelösten, leichtsinnigen und leichtlebenden, nichts achtenden Gesellschaft, welche die Götter bei dem Klingen der Champagnergläser stürzt, in der die himmelstürmenden Titanen der alten Sage sich in hochfrisirte, liebliche Frauengestalten verwandelt haben, bewahrt Julie ein gewisses Pathos des Herzens; denkt nur: dreimal hat sie Clarisse Harlowe gelesen, sie gehört zur Familie des Don Quixote. Sie sucht jene leidenschaftliche und zärtliche Liebe aus den Tragödien Racine's, die nirgend mehr ist, vielleicht die Entzückungen jener Julie Capuleti, denn sie liest und bewundert Shakspere, sie ist eine Fackel, die glühen und im Glühen sterben muß; beklagt, aber verdammt sie nicht, es giebt einen Aufschwung in ihr nach dem Ideal. Erst unter ihren hinterlassenen Papieren fand d'Alembert zu seinem Schmerze jene Briefe an Guibert, ihren Anspruch auf die Unsterblichkeit, welche die Untreue ihres Herzens und die Macht ihres Genius beweisen, Dithyramben und Elegieen der Leidenschaft, wie sie feuriger und zärtlicher, begeisternder und ergreifender weder vor ihr noch nach ihr das entfesselte Gefühl eines Weibes gestammelt. Sie enthalten wenig Thatsachen, wenig zuständliche Schilderungen, kaum hier und dort ein literarisches Urtheil, was für jene Zeit bedeutungsvoll genug ist, — nur Stimmungen, Kämpfe, Ergüsse, ein Rauschen wie von Aeolsharfen. Ohne die Form, sind sie ihrem Wesen nach Gedichte, mehr als einmal hat die Sprache selbst rhythmischen Fluß; in der Macht ihres Ausdrucks, in der Gluth ihrer Leidenschaft übertreffen sie alle Verse französischer Poeten bis hinan zu denen Racine's, und fortgerissen von ihren schmeichlerischen, weichen und doch schmerzlichen, melancholischen Tönen, leiden wir noch einmal alle Wonne und Qualen Juliens; was ein neuerer Dichter gesagt, er habe mit dem Blute seines Herzens geschrieben, lange vor ihm hat es auch Julie gethan. Unter den Dichtwerken, welche das Pathos der Liebe schilderte, gebührt neben Romeo und Julien, neben Andromache und Phädra auch den Briefen der Lespinasse ein Ehrenplatz. Sie waren ihr Vermächtniß an die Nachwelt; sonst hinterließ sie die Bezahlung ihrer Schulden dem Erzbischof von Toulouse, ihre Einrichtung an d'Alembert, die Locken ihres Haares allen ihren Freunden.

---

* Bérangers letzte Gesänge.

Von Adolf Laun.

Noch einmal Bérangers letzte Gesänge, werden Sie und Ihre Leser sagen, wird das nicht zu viel? Ich fürchte es nicht. Wenn einzelne dieser Lieder solche Gewalt auf den Uebersetzer ausüben, daß er sich nicht davon frei machen kann, so darf er vielleicht auch auf einige Theilnahme beim Leser hoffen.

Der frühere Béranger wurde im vorigen Sommer in diesem Blatte eingehend von Fr. Ruperti gewürdigt; wodurch seine jüngeren Lieder sich von den älteren unterscheiden, suchte ich vor Kurzem gleichfalls hier anzudeuten und theilte (in Nr. 51 und 52 des vorigen Jahrgangs) einige charakteristische Proben aus der neuen, noch wenig, wie es scheint, bekannten und kaum schon besprochenen Sammlung mit. Wenn ich heute diese Mittheilungen fortsetze, so geschieht dies in der Ueberzeugung, es sei das die geeignetste Weise, diese eigenthümlichen und fremdartigen Produkte der Mehrzahl deutscher Leser zugänglich zu machen.

Béranger als Mensch und Dichter läßt sich charakterisiren und ist oft charakterisirt worden, Stoff und Inhalt seiner Gedichte lassen sich erzählen, die von ihm befolgte Weise läßt sich beschreiben und

durch Citate pikanter Stellen deutlich machen, aber das innere Leben, die Seele seiner Lieder, ihr Organismus als Kunstwerk entschlüpft der Analyse. Wie wunderbar der Dichter in ihnen musikalische Stimmung mit epigrammatischer Schärfe, lyrischen Schwung mit platten Ausdrücken und Wendungen verschmilzt, wie er tiefe und umfassende Intentionen in die leisen Andeutungen eines einzigen Verses legt, wie er seine Motive in Scene setzt und trotz bunter Bilder und fern abspringender Einfälle doch immer die Grundgedanken durchführt und die Stimmung innehält, vor Allem aber woher es kommt, daß alle seine Gedichte, wie Goethe will, den Eindruck von Gelegenheitsgedichten machen, das kann man nicht im Einzelnen erforschen und nachweisen; das muß empfunden werden.

Erfülle ich einigermaßen die bei Béranger besonders schwierige Aufgabe, daß seine Lieder deutsch klingen, ohne darüber ihren specifisch französischen Geist einzubüßen, so trage ich ohne Zweifel etwas zum Verständniß derselben bei; sie sind kleine musikalisch-poetische Kunstwerke und bedürfen als solche der künstlerischen Vermittelung, mit der nackten Wiedergabe von Sinn und Wort ist dabei nicht Alles gethan. Selbst wer die Originale besitzt und mit Leichtigkeit liest, möge sich durch diese Leichtigkeit nicht täuschen lassen; sie ist nur scheinbar, die volle Bedeutung jedes einzelnen Gedichtes, die ganze Fülle seines Inhalts tritt dem ausländischen, wenn auch kundigen Leser erst bei längerem Verweilen, nach wiederholter Lectüre entgegen; auch ihm kann eine poetische Nachbildung zur raschen Gesammtauffassung, zum tieferen Eindringen ins Einzelne von einigem Nutzen sein; eine Vergleichung zwischen Copie und Original wirft immer ein neues Licht auf das letztere, sollte sie auch nur allzusehr zum Nachtheil der ersteren ausfallen. Der leichte Béranger ist der schwerste unter Frankreichs neueren Dichtern, und ich gestehe gern, daß ich mich seiner Lieder erst ganz während der Reproductionsversuche bemächtige; deßhalb hoffe ich auch, daß diese Mittheilungen einiges Interesse gewähren können.

Manchen in unserer täglichen Lyrik bewanderten Leser wird Bérangers Weise befremden und sogar verletzen. Wir sind gewohnt, im lyrischen Gedicht vor Allem den subjectiven Stimmungsausdruck mit den Motiven von Lenz und Liebe, Mondschein und Wehmuth zu suchen; wir finden es prosaisch, wenn neben einer schwungvollen Wendung eine triviale steht, wenn die musikalische Stimmung durch satirische Anspielungen gestört wird, wenn die Combinationen eines scharfen logischen Verstandes, wenn Witz und Antithese sich im Liede geltend machen. Das Alles findet sich beim französischen Chansonier, und es würde schwer sein, ihn in einer unserer Kategorieen unterzubringen; dennoch steht es fest, daß kein anderer unter den neueren französischen Dichtern so viel Freunde und Verehrer in Deutschland findet, als er, der von allen am wenigsten unter deutschem Einfluß stand. Er ist aber auch dazu angethan, uns zu imponiren und uns anzuziehen trotz seiner Fremdartigkeit, denn er besitzt und leistet das, was wir nicht haben und nicht haben können; jedes seiner Lieder erklingt im Centrum seines Landes und tönt bis an die fernsten Gränzen desselben; was er schafft und dichtet, springt aus einem sicheren Nationalbewußtsein hervor, und jedes, selbst das kleinste seiner Bilder erhebt sich auf einem großartigen nationalen Hintergrund. Wollen wir Frankreich auch nicht um alle Stoffe, die es im raschen Wechsel seiner Muse bot, beneiden, so doch darum, daß es einen solchen Volksdichter besitzt und besitzen kann. Kein anderer Dichter der Welt war in so umfassendem Sinne popular wie er, bei keinem vereinigt sich in demselben Maße Natur und Kunst, Volksthümlichkeit und Eleganz, keiner reichte je so hoch hinauf und so tief hinunter in die gesellschaftlichen Sphären, als er vermöge seiner eigenthümlichen Stellung und Bildung thut; der Salon liest, versteht und goutirt ihn, die Gasse singt und empfindet ihn, wenn sie ihn auch nur halb versteht, denn er ist in ganz anderem Sinne Volksdichter als etwa ein Burns oder Hebel, die so zu sagen von unten nach oben hinauf singen, während er recht eigentlich in der Mitte steht und zugleich nach oben und unten singt, wobei nicht zu vergessen ist, daß in Frankreich der Begriff Volk ein anderer ist als anderswo.

Bei der subjectiven Verschwommenheit und der Inhaltslosigkeit unserer jetzigen auf's Technische gerichteten Lyrik ist es wohlthuend und nutzenbringend, auf einen fremden Dichter hinzublicken, der immer einen stofflichen Inhalt hat, bei dem das Besondere stets mit dem Allgemeinen in Verbindung steht, dessen Tendenzgedichte den Eindruck des persönlich Empfundenen machen, und bei dem die Absicht nicht verstimmt, weil das Lied, wohinein er sie legt, fast immer einen selbständigen künstlerischen Werth hat.

Geben die folgenden Proben auch nicht grade ein specielles Zeugniß für das Gesagte, so reflectiren doch auch sie die in den letzten Gesängen vorherrschende Stimmung und zeigen, mit welcher Kunstvollendung und dramatischen Lebendigkeit Béranger noch im Alter seine Motive in Scene zu setzen wußte.

Der Rosenstrauch.

(1843—44.)

Du hier im Porcellan als Schaugepränge,
Du armer, hübscher Rosenstrauch;
In dieses Saales schwüler Enge
Vergiftet dich mit ihrem Hauch
Der Gäste neidisch rohe Menge,
Dies Schloß bewohnt ein reicher Gauch.
Du armer, hübscher Rosenstrauch!

In diesen Lärm verpflanzt aus stillen Auen
Beherrscht auch dich des Goldes Macht,
Der Börsenmann will dich hier schauen,
Du mehrest seines Festes Pracht,
Laß deiner Kelche Düfte thauen,
Wie Weihrauchduft für Gott entfacht,
Auch dich beherrscht des Goldes Macht!

Hier unter dieses Lüstres heißen Kerzen
Harrt dein, o Rosenstrauch, der Tod,
Der Jude mit dem kalten Herzen
Fühlt Nichts bei armer Schuldner Noth
Und ahnt auch Nichts von deinen Schmerzen.
Dir fehlt die Luft, des Lebens Brod,
Dein harrt, o Rosenstrauch, der Tod!

Ein junger Dichter kommt dahergegangen
Durch dieser Säle Glanz und Pracht,
Er neigt sein edles Haupt befangen
Vor dieses Reichthums stolzer Macht,
Auch ihm hat fieb'risch ein Verlangen
Nach Gold die heiße Brust entfacht
In dieser Säle Glanz und Pracht.

An diesem schwülen Ort gedeiht Ihr nimmer,
Gott schenk' Euch seiner Sonne Schein,
Hier im Gewühl bei Glanz und Flimmer
Wird bald zugleich erblichen sein
Der Dichterkrone heller Schimmer,
Der Kelch der Rose, zart und rein.
Gott schenk' Euch seiner Sonne Schein!

Mein Garten zur Grenadière bei Tours.

(1834—38.)

Mit Gott zu plaudern unterwindet
Sich meine Seele manches Mal,
Und aus der Antwort, die sie findet,
Erwacht ihr stets ein Hoffnungsstrahl.

Einst wagt' ich gegen ihn zu klagen:
Die sechszig Jahre nähern sich,
Da sich die Reime mir versagen,'
Womit im Alter tröst' ich mich?

Zwar Freude giebt der Saft der Reben,
Und Gott gestattet sie uns gern,
Doch mag ich nicht das Glas erheben,
Die alten Freunde sind ja fern.

Der Liebe Gunst entflieht dem Greise,
Deß Seufzer unerwiedert bleibt,
Sein Herz, der Fisch ist's unterm Eise,
Der stets umsonst nach oben treibt.

Was Heitres, Ernstes du gesungen,
Fällt, sagt man, in Vergessenheit,
Bewahre dem was nicht verklungen,
Den Dufthauch der Unsterblichkeit.

Die Freud' am Lob ist mir verschwunden,
Die Sangeslust erlahmte schon,
Noch zeigt die Uhr den Lauf der Stunden,
Doch klingt dazu kein Glockenton. —

Ja, Ruh' an dieses Stromes Gleisen,
Das ist mein Loos, von Gott beschert,
Ach wär' das stille Glück des Weisen,
Des Alters Honig mir gewährt!

Laß mich zu dir vertraulich sprechen,
O guter Gott, und hör' mich an,
Erbarme dich der kind'schen Schwächen,
Ein Spielzeug gieb dem alten Mann. —

Ich sprach's, da zeigt mit einem Male
Sich rings ein reicher Blumenflor,
Und schimmernd wie im Morgenstrahle
Blüht ihre Farbenpracht empor.

Ein Rechen springt mir in die Hände,
Der Boden strotzt in Fruchtbarkeit,
Gott hat gewollt, daß hier ich fände
Mein Eden für den Rest der Zeit.

Ihr Bäume und ihr Blumen bringet
Duft, Schatten diesem stillen Ort,
Ihr Vögel in den Zweigen singet
Die Güte Gottes fort und fort. —

Der Rosenkranz des guten Mannes.

(1847—51.)

Hör' auf, Gebete herzusagen,
Du guter Mann, und laß dein Klagen.
„Ach, wie ich zu bedauern bin,
Mein bester Freund starb mir dahin!“
Dort unter'm Strohdach hungern Arme,
Daß ihrer sich dein Herz erbarme,
Dann fall'n am Rosenkranz der Pein
Die schwarzen Kugeln ein bei ein.

Hält dich auf's Neu der Gram gebunden,
Du guter Mann, wo sind die Wunden?
„Ach wieder hab' ich Qual und Noth,
Mein alter Vater, er ist todt.“
Man mordet dort in jenem Wald,
Auf! den Verbrechern ruf' ein: Halt,
Dann fall'n am Rosenkranz der Pein
Die schwarzen Kugeln ein bei ein.

Dein Jammer wird ja täglich schlimmer,
Du guter Mann, weinst du denn immer?
„Ach sollt' ich denn nicht traurig sein?
Mir starb mein Weib, ich bin allein.“
Dort stürzt ein Dorf in Gluth zusammen
Auf, eil', ein Retter, in die Flammen,
Dann fall'n am Rosenkranz der Pein
Die schwarzen Kugeln ein bei ein.

Wirft dich der Kummer ganz danieder?
Einst siehst du die Verlor'nen wieder.
„Ach, ist zu klagen nicht erlaubt?
Die Tochter hat der Tod geraubt.“
Ein Kind ertrinkt — zum Flusse springe,
Der Mutter Trost der Fluth entringe,
Dann fall'n am Rosenkranz der Pein
Die schwarzen Kugeln ein bei ein.

Jetzt geht der Gram dir bis an's Leben,
Du guter Mann, was hat's gegeben?
„Ich weine, weil so alt ich bin,
Die letzten Kräften schwinden hin.“
Dort fällt erstarrt ein Zeisig nieder,
Ergreif' ihn und erwärm' ihn wieder,
Dann fall'n vom Rosenkranz der Pein
Die schwarzen Kugeln ein bei ein.

Da endlich wird sein Antlitz heiter,
Und sein Orakel redet weiter:
Beglückt, wer thut nach meinem Sinn,
Der ich des Trostes Engel bin.
Man nennt mich thät'ge Christenliebe;
Hört man auf mich im Weltgetriebe,
Dann wird am Rosenkranz der Pein
Bald keine schwarze Kugel sein. —

Die Buhlerin des Königs.

(1847—51.)

Die Tochter.

Sieh, Mutter, wer im Wagen sitzet,
Sechs Pferde, Reiter und Lakai'n.
O, wie der Schmuck der Dame blitzet,
Das muß wohl uns're Kön'gin sein!

Die Mutter.

Nie sah man solchem Aufwand fröhnen,
Kind, die verstoß'ne Königin,
D'rum Schande jener tollen Schönen,
Sie ist des Königs Buhlerin.

Ach, wär' ich, spricht die Tochter vor sich hin,
Doch eines Königs Buhlerin!

Die Tochter.

O, wie von Perlen, Edelsteinen
Der Anzug blitzt, das dunkle Haar,
Stellt denn bei festlichen Vereinen
Noch größ're Pracht an ihr sich dar?

Die Mutter.

Kind, man erkennt sie ohne Mühe
Trotz Federhut und Spitzenbord,
Sie hütete als Magd die Kühe,
Und barfuß lief sie von uns fort.

Ach, wär' ich, spricht die Tochter vor sich hin,
Doch eines Königs Buhlerin!

Die Tochter.

Wer kommt ihr im Galopp entgegen,
Wer mag die stolze Dame sein?
Sie lächelt spöttisch und verwegen
Und hüllt' in Staub die and're ein.

Die Mutter.

Die Stolze, edlem Haus entsprungen,
Vernichtete sie nur zu gern,
Sie hätte gern den Platz errungen
Der Buhlerin des höchsten Herrn.

Ach, wär' ich, spricht die Tochter vor sich hin,
Doch eines Königs Buhlerin!

Die Tochter.

Wer ist's, der schützend sie begleitet?
Ein schmucker Herr auf stolzem Thier,
Er hascht, wie er am Wagen reitet,
Nach einem gnäd'gen Blick von ihr.

Die Mutter.

Ein Graf, des größten Namens Erbe
Ist er voll Eifer und gewandt,
Er hofft, daß er durch sie erwerbe,
Commandostab und Ordensband.

Ach, wär' ich, spricht die Tochter vor sich hin,
Doch eines Königs Buhlerin!

Die Tochter.

Sie hält, — sie will vom Wagen steigen,
Ein Domherr, der daneben stand,
Küßt ihr mit demuthsvollem Neigen,
Die sie ihm reicht, die kleine Hand.

Die Mutter.

Er schmachtet nach dem Bischofsstuhle,
D'rum schmeichelt er dem Beichtkind so,
Er, der nur spricht vom Höllenpfuhle
Den armen Sündern auf dem Stroh.

Ach, wär' ich, spricht die Tochter vor sich hin,
Doch eines Königs Buhlerin!

Die Tochter.

Ein Brautzug kommt ihr dort entgegen,
So schön wie sie ist nicht die Braut,
Der Bräut'gam wird beschämt, verlegen,
Wenn er die stolze Schönheit schaut.

Die Mutter.

Das fürchte nicht; die armen Leute,
Sie wissen, ach, nur zu genau,
Daß, was ihr Schweiß erwirbt, die Beute
Wird jener lasterhaften Frau. —

Ach, wär' ich, spricht die Tochter vor sich hin,
Doch eines Königs Buhlerin!

Feuilleton.

Das Tragische und das Komische.

* Bremen, 14. Januar. In der Versammlung des Künstlervereins am 13. Januar hielt Herr Dr. Wilhelm Meyer einen Vortrag über die Begriffe des Tragischen, des Komischen und des Humors. Der Vortragende wies zuerst im Eingange darauf hin, daß die Begriffe, obwohl es allerdings tragische und komische Verwickelungen und Charaktere im gewöhnlichen Leben der Menschen schon gebe, und auch die Blüthe des Humors dem alltäglichen Leben nicht fremd sei, doch recht eigentlich als ästhetische Begriffe angesehen werden müßten, d. h. als solche, die erst in der Kunst ihre volle Ausprägung erhalten haben. Er bemühte sich sodann nachzuweisen, daß das Tragische sowohl als das Komische in einem Widerspruch und Gegensatz sich bewege zwischen dem Erwarteten und dem Eintretenden, zwischen dem Gehofften und dem Erlangten, zwischen der Vorstellung und der Wirklichkeit, mit dem Unterschiede, daß das Komische mehr in den Schwächen und Thorheiten der Menschen und im Spiele des Zufalls, das Tragische dagegen in den verhängnißvollen Fügungen des Schicksals und in der Schuld oder Leidenschaft des Menschen zu Tage komme. Er zeigte, daß eben deßhalb das Komische wohl in das Tragische übergehen könne, wenn etwa die Thorheit und Schwäche der Menschen ernstere Folgen habe oder auch das komische Subject durch achtungswerthe Eigenschaften unsre besondre Theilnahme in Anspruch nehme, und daß umgekehrt das Tragische wieder in das Komische umschlagen könne, sobald nämlich das Pathos aus dem tragischen Conflict hinweggedacht werde oder auch als in sich hohl und nichtig sich erweise. — Der Vortragende unterschied nun zwar das Komische, insofern es schon in der Anlage des Charakters begründet ist, von demjenigen, welches mehr in den Verwickelungen des Zufalls sich äußere; er unterschied ferner tragische Conflikte überhaupt und — vorzugsweise so zu nennende tragische Charaktere, in denen sich irgend ein tragischer Conflikt gleichsam verkörpere: aber er wies nach, daß nicht nur in der Charakter-Komödie auch der Zufall fast immer zugleich eine wichtige Rolle spiele, sondern auch in der Tragödie der Dichter für die dramatische Entwickelung den Zufall als äußeren Hebel nicht wohl entbehren könne; wie denn auch Zufall und Schicksal aus dem menschlichen Leben selber nicht hinwegzuleugnen seien. — Nachdem der Vortragende sodann noch die verschiedenen Arten und Gestaltungen tragischer Conflikte an Beispielen erläutert und nachgewiesen hatte, versuchte er noch in der Kürze eine Schilderung des Humors. Er faßte den Humor als gewissermaßen die höhere Einheit des Tragischen und des Komischen, da ja auch in der Wirklichkeit, wie gezeigt worden, Beides so leicht in einander übergehe. Der Humor stelle diesen Uebergang des Einen in das Andere subjektiv und reflektirend in sich dar, er betrachte das menschliche Leben aus einem höheren Gesichtspunkt, zwar nicht theilnahmlos, aber ohne Leidenschaft; er lache wohl über die Leiden und weine nicht selten über die Thorheiten der Menschen. Der Humor sei das Erzeugniß des tiefsten Gefühls und keineswegs mit dem Sprühfeuer des Witzes zu verwechseln; weßhalb dann auch wahrer, tiefer Humor hauptsächlich nur bei den großen Dichtern, z. B. bei Shakspere, und zwar nicht nur in den Lustspielen, sondern eben so sehr und noch mehr vielleicht in den Tragödien zu Tage komme.

— * Von der Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius liegt ein neues Heft vor, das erste des vierten Bandes; es enthält „König Heinrich VI., 1 Theil."

— * Im Verlage von Cotta erscheinen die Denkwürdigkeiten des verstorbenen Feldmarschalls Radetzky und eine biographische Skizze desselben.

— * Eine Schrift von Dr. Ludwig Eckardt in Bern „Anleitung, dichterische Meisterwerke auf eine geist- und herzbildende Weise zu lesen und sich dauernd anzueignen" spricht ein Verdammungsurtheil aus über die Art, wie die deutsche Literatur auf unseren höheren Töchter-, Bürger- und gelehrten Schulen getrieben werde, und behauptet, daß die deutsche Literaturgeschichte als solche nicht für unsere Mittelschule gehöre, sondern den Hochschulen und den Vorträgen für weitere gebildete Kreise zufallen müsse, daß die frühe Betreibung derselben die Empfänglichkeit für die großen Meister unserer Dichtung abstumpfe, statt sie zu wecken, daß es viel zweckmäßiger sei, die Jugend nur wenige ausgezeichnete Dichtwerke auf das innigste nach allen Beziehungen sich aneignen zu lassen und sie zu reiner, selbständiger Erfassung derselben anzuleiten, als sie in ein weites rauschendes Meer zu werfen, wo sie an nichts haften, nur ihre zügellose Neugierde und Unterhaltungssucht befriedigen könne.

— ⁂ Von dem encyklopädischen Werke „Unsere Zeit. Jahrbuch zum Conversations-Lexikon" (Leipzig, F. A. Brockhaus) ist vor Kurzem mit dem Jahresschluß das zwölfte Heft erschienen. Dasselbe beginnt mit einer umfassenden Abhandlung über die russischen Eisenbahnen. Der Verfasser thut dar, daß das russische Eisenbahnsystem, wie es jetzt im Entwurfe der gemischten Commission vorliegt, wesentlich politisch-militärischen Zwecken dienen soll, und daß die Combination in dieser Beziehung die geschickteste ist, die erdacht werden konnte. Dagegen wird hiernach jenes Bahnsystem gegenwärtig und für unsere Zeit nur in sehr beschränktem Maße die Kulturinteressen Rußlands und den Weltverkehr zu fördern vermögen, da diesen friedlichen Zielen die natürlichen und socialen Verhältnisse des Landes ebenso sehr entgegenstehen als die innere und äußere Politik, namentlich aber die wirthschaftlichen Principien der russischen Regierung. Ein zweiter Aufsatz behandelt die Drainage oder die unterirdische Entwässerung des Bodens durch Thonröhren: eine der bedeutendsten Verbesserungen, welche in unserer Zeit die Bodencultur erfahren hat. Die folgenden Artikel des Hefts führen auf das Gebiet der zeitgenössischen Biographie. Ein mit seinem Gegenstande sehr vertrauter Autor schildert das Leben und den Charakter des belgischen Staatsmanns Frère-Orban, welcher als liberales Oppositionshaupt in der Kammer sowie als früherer und gegenwärtiger Finanzminister für Belgien von großer Bedeutung ist. Ein anderer Artikel erzählt das Leben von Sir John Bowring, dem Leiter der britischen Angelegenheiten in China und Gouverneur zu Hongkong, der den gegenwärtigen anglo-chinesischen Krieg ohne Kriegserklärung durch die Beschießung von Kanton begann. Der ohne Zweifel gut unterrichtete Verfasser dieser Lebensskizze sagt aus, daß Bowring hierbei nur nach den geheimen Instructionen Palmerston's, überhaupt nach einem überlegten Operationsplane gehandelt, den freilich die indische Rebellion durchkreuzte. Es würde dies ein helleres Licht auf die Ereignisse in China werfen und die Meinung widerlegen, als sei der Conflict gegen den Willen der britischen Regierung ausgebrochen. Die „Kleineren Mittheilungen" des Hefts bringen Biographien des amerikanischen Nationalökonomen Carey, des mexikanischen Präsidenten Comonfort, des preußischen Generals der Cavalerie v. d. Gröben, des englischen Naturforschers Forbes und des deutschen Naturforschers Petzholdt, sowie nekrologische Notizen über den Theologen Credner, den Dichter Eichendorff, den Rechtsgelehrten Zein, die Dichterin Elise von Hohenhausen, den Bildhauer Rauch ꝛc. — Da mit diesem zwölften Hefte der erste Band des Werkes seinen Abschluß erhält, so ist demselben ein alphabetisch geordnetes Register beigegeben, das vollständig alle die Gegenstände und Persönlichkeiten nachweist, welche in diesem ersten Bande behandelt worden sind. Der Gebrauch des Werks zum Nachschlagen wird dadurch auf das zweckmäßigste erleichtert. Ferner ist auch außer dem Titel das an die Spitze des Bandes gehörende Vorwort zum ganzen Werke angeschlossen, in welchem der Plan, die Aufgabe und die leitenden Gesichtspunkte des Unternehmens ausgesprochen werden. Vergleicht man die bisherigen Leistungen mit den Aufstellungen jenes Vorworts, so muß man gewiß zugestehen, daß die Herausgeber ihr Versprechen gehalten und ihrem Ziele mit Fleiß und Ernst nachgestrebt haben. Schon dieser erste Band bietet eine Reihe der gediegensten Abhandlungen über Das, was die Zeitgeschichte bewegt, eine interessante Galerie zeitgenössischer Charaktere und eine Fülle kürzerer die Gegenwart berührender Artikel, wie man sie anderswo kaum beisammen finden dürfte.

— * Im Nachlasse des am 9. Januar 1855 in Bremen verstorbenen Ludwig Pape haben sich einige Compositionen für vier Violoncelle vorgefunden, die sich dem Besten, was von dem Verstorbenen geschaffen wurde, würdig anschließen sollen. Es ist zu hoffen, daß diese Musikstücke im Druck erscheinen. Einige derselben werden durch einen Freund Pape's, J. Cabisius, Mitglied des Orchesters

in Bremen, in einem nächstens stattfindenden Concerte zur Ausführung gebracht werden.

— * Der Pianist **Hans von Bülow** in Berlin, der Schüler und Schwiegersohn von Franz Liszt, giebt in diesem Winter einen Cyclus von Orchesterconcerten, welche lediglich die Zukunftsmusik vertreten sollen. Das erste Programm ist vom reinsten Wasser und enthält nur Compositionen von Liszt, (darunter ein neues Clavierconcert), Richard Wagner, Hector Berlioz und Bülow selbst.

— * Die Königin Victoria von England hat sich von **Richard Wagner** die Brautmusik aus dem „Lohengrin“ für die bevorstehende Vermählung in London ausgebeten. Ein durch die Blätter gehendes Gerücht, als habe **Wagner** um Amnestie nachgesucht, wird von Zürich aus als falsch bezeichnet.

— * Am 11. Januar erfolgte in Paris das Leichenbegängniß der **Rachel** unter dem Zuströmen einer Menschenmasse, welche auf 15,000 Personen geschätzt wird, und in welcher die Berühmtheiten Frankreichs zahlreich vertreten waren. Unter den Rednern am Grabe war **Jules Janin**, welcher warm sprach und es bedauerte, daß der einzige Poet, welcher würdig sei, an diesem Grabe zu sprechen, — Victor Hugo —, abwesend sein müsse.

— * In der Nähe von Rom, an der Straße nach Neapel, hat man auf einem Gute des Fürsten Barberini eine Katakombe mit einer Basilika entdeckt. Sechs Säulen von kostbarem Marmor und verschiedene Inschriften sind schon aufgefunden worden.

— * **David Livingston.** Den Bericht der vorigen Nummer über die Reisen des Engländers **Livingston** in Südafrika ergänzen wir noch durch Folgendes: Sebituane befand sich unglücklicher Weise gegen 200 Meilen nördlich vom Ngami, als die Reisenden an seinen Ufern ankamen; und der Eifersucht eines eingebornen Häuptlings gelang es, jedem ferneren Vorschreiten wirksamen Widerstand entgegen zu setzen. Im nächsten Jahre erneuerte Dr. Livingston den Versuch, aber als er den See erreichte, wurden seine Kinder fieberkrank, und er war genöthigt, um ihretwillen nach „der reinen Luft der Wüste“ umzukehren. Ein dritter Versuch wurde endlich mit Erfolg gekrönt. Anstatt westlich auf den See zuzugehen, wurde ein nördlicher Weg durch die Wüste, unter Führung eines Buschmannes, eingeschlagen. Von der Gefahr dieses Unternehmens mag der Umstand einen Begriff geben, daß zwischen gewissen Quellen und Sebituanes Lande der Führer keine Hoffnung machte, früher als in einem Monate Wasser zu finden. Glücklicher Weise hatte er sich hierin getäuscht, so wie er sich überhaupt gar nicht für die Aufgabe eignete, die er unternommen hatte, denn schon am zweiten Tage verirrte er sich. Am vierten Tage verschwand er gänzlich, und die Gesellschaft blieb sich selbst überlassen. Der Wasservorrath in den Proviantwagen war von einem Diener verschüttet worden, und so war keins vorhanden, um das dringende Verlangen der Kinder des Missionars zu befriedigen. Endlich sahen sie einige Vögel und später die Spur eines Rhinozeros, ein unfehlbares Zeichen, daß Wasser nahe war. Die Ochsen wurden ausgespannt und rannten sogleich westlich einem Flusse zu, der in jener Richtung gefunden wurde. Erst am folgenden Nachmittage kehrten einige Leute mit Wasser zurück, und bis dahin blieb immer zu fürchten, daß die armen Kinder vor ihrer Eltern Augen umkommen müßten. Wirklich, obgleich sie vor dem schrecklichen Geschicke bewahrt blieben, welches ihnen drohte, sollten die Reisenden nicht mehr ohne Schaden entkommen. Die Ochsen hatten in ihrem Laufe nach dem Flusse einen kleinen, mit Bäumen bewachsenen Fleck durchstrichen, in denen eine Art Fliegen, Dsétse genannt, nisteten, deren Biß, wenngleich er Menschen keinen größeren Schmerz als ein Moskitostich verursacht, doch Pferden, Ochsen oder Hunden beinahe sicher den Tod bringt. Das Thier fährt nicht bei dem Stiche zusammen, aber in einigen Tagen fangen Augen und Nase an zu triefen, das Fell wird steif, ein Geschwulst erscheint unter den Kinnbacken, Abzehrung beginnt, Durchfall kommt hinzu, und das Thier stirbt in einem Zustande gänzlicher Entkräftung. Zuweilen verfolgt die Auszehrung monatelang ihren Lauf; dann wieder, besonders wenn das Thier in gutem Zustande ist, treten bald nach dem Stiche Schwindel und Blindheit ein, als ob das Gehirn verletzt wäre. Das Befremdendste bei dem Ganzen ist, daß das Gift weder auf das Maulthier noch den Esel noch die Ziege noch selbst auf saugende Kälber wirkt. Die wilden Thiere ebenfalls scheinen für die nachtheiligen Einflüsse unzugänglich zu sein; wenigstens sieht man Zebras, Büffel und Antilopen ruhig mitten unter Dsétses weiden, obgleich es hier möglich ist, daß der Tod nach einiger Zeit folgt, entweder in natürlicher Weise oder durch Vermittelung von Carnivoren, denen kräuterfressende Thiere gewöhnlich zum Opfer fallen, sobald ihre Thätigkeit nachläßt. Die anscheinende Unzulänglichkeit solcher unbedeutenden Ursache, als der Biß einer kleinen Fliege ist, so schreckliche und so ungewöhnliche Folgen hervorzubringen, ließ Einige der Gesellschaft glauben, daß das Uebel von einer giftigen Pflanze herrühre. Aber Einer derselben erlangte Gewißheit über den Gegenstand, indem er auf einem Pferde einen kleinen, von den Insecten heimgesuchten Hügel hinauf ritt und nur so lange da blieb, um die Aussicht über das Land zu gewinnen und einige Dsétse-Exemplare auf dem Thiere zu fangen, dem sie keine Ruhe zum Grasen ließen. Nach 10 Tagen war das Pferd todt. Die eben erzählte Begebenheit kostete dem Dr. Livingston 43 seiner eigenen Ochsen. Glücklicher Weise dauerten sie aus, bis er Sebituane erreichte, der ihn mit einem innigen Willkomm empfing, jedoch hinzufügte: „all' Ihr Vieh ist von Dsétses gebissen worden und wird gewiß sterben, aber das thut nichts, ich habe Ochsen und will Ihnen so viele geben, als Sie bedürfen.“ Indeß wurden die Thiere sorgfällig gehütet, und so lange sie unter der Aufsicht der Reisenden blieben, haben sich kaum 20 Fliegen an sie angesetzt. — Dem Häuptlinge, zu dem unsere Reisenden mit so vieler Mühe gelangt, ward nicht gestattet, lange den Verkehr mit Weißen zu genießen, der seines Herzens Wunsch gewesen. Er erkrankte an einer Lungenentzündung, die von einer frühern Wunde herrührte, und starb „als der beste eingeborne Häuptling, den ich jemals gesehen“, wie Dr. Livingston sagt. Nach seinem Tode ging das Häuptlingsamt, seinem Wunsche gemäß, auf eine Tochter über, die zwölf Tagereisen nördlich entfernt war. Im Ganzen schwebte ein trauriges Geschick über der Expedition. Die Makolos (Sebituanes Unterthanen) hatten erst im vorhergehenden Jahre den Sclavenhandel begonnen. Wären die Hindernisse nicht gewesen, die ihm bei Lechrelatébe durch den Häuptling an den Ufern des Sees Ngami in den Weg gelegt wurden, dessen wir erwähnt haben, so würde Dr. Livingston zeitig genug angekommen sein, um solchem Unglücke vorzubeugen. Die Anstifter waren die Manbaris, ein Stamm in der Nähe Bihés (12° 30' Br. 17° L.), der gewohnt war, mit den Barotsenen zu verhandeln, einer Neger-Rasse, deren Vaterland die Makolos und ihr Hauptmann erobert hatten. Seit der Zeit der Eroberung war der Verkauf von Kindern verboten worden, aber unglücklicher Weise kehrten im Jahre 1850 die Mambéris, nach einem langen Zeitraume, mit einer Anzahl portugiesischer Flinten zurück. Aus einem Kampfe um die gegenwärtige Existenz gegen einen Kaffernstamm jenseits des Flusses Zambési war Sebituane erst kürzlich siegreich hervorgegangen und dachte, diese Geschosse würden vortreffliche Dienste bei einem etwaigen spätern Angriffe auf seine Feinde leisten. Er bot Vieh oder Elfenbein an, aber die Unterhändler wollten nichts als 14jährige Knaben annehmen. Die Versuchung war groß, und 8 alte Musketen wurden in Sicherheit gebracht durch Austausch gegen eben so viele Borotse-Jünglinge. Die Mambaris wagten nun einen weitern Schritt. Sie schlugen einen räuberischen Einfall in einige der östlichen Stämme unter der Bedingung vor, daß, während die Macokolos alles Vieh behalten sollten, sie die männlichen Gefangenen als Ersatz für das Darleben ihrer Feuerwaffen erhielten. Zweihundert Sclaven waren der Preis dieses sündlichen Handels, und was noch schlechter war, die Marokolos traten im Laufe der Expedition mit einigen Arabern von Zanzibar zusammen, die ihnen drei englische Musketen, im Tausche gegen ungefähr dreißig ihrer Gefangenen, gaben. So wurde ein Stamm, den bis dahin kein Handel mit Menschenfleisch befleckt hatte, in Verbindung mit den Sclavenmärkten sowohl der westlichen als östlichen Küsten Afrikas gebracht. Das Eis war gebrochen, und in den folgenden Jahren fand Dr. Livingston manche von den vornehmen Mokolos, in verschiedenfarbige Bombazins (baize) und gedruckte Baumwollenzeuge gekleidet, die alle mit dem Verkaufe ihrer eigenen Leibeigenen erhandelt waren. Dem Uebel Einhalt zu thun, war jetzt nur ein Weg möglich, nämlich Eröffnung einer Landstraße von der Küste in das Innere des Landes, um gerade die Güter, welche durch Sclavenpreis erlangt worden, im unmittelbaren Austausche gegen Elfenbein und andere Landesproducte zu liefern. Dr. Livingston erbot sich, dieser Angelegenheit sich selbst zu widmen. Mamochisane, die Tochter des verstorbenen Häuptlings, erbte ihres Vaters Vorliebe für die Weißen. Die letzten Worte, welche er gesprochen, waren ein Ausdruck freundlicher Gesinnungen gegen eines von des Doctors Kindern gewesen, und nun sendete seine Nachfolgerin den Reisenden die Erlaubniß, nach ihrem Gefallen jeden Theil ihrer Herrschaften zu besuchen. Dies benutzend, wurden Dr. Livingston und sein Gefährte, Mr. Oswell, Ende Juni 1851 durch den Anblick eines herrlichen Flusses mit einem tiefen Kanale belohnt, von 300—600 Yards Breite, obgleich beim niedrigsten Wasserstande gesehen. Dies war der Zambesi, welcher gegen den 19. Breitegrad an der östlichen Küste Afrikas sich ins Meer ergießt, und welchen die portugiesischen Seekarten so dargestellt haben, als ob er beträchtlich gegen Osten nach dem Punkte hin aufstiege (17° 31' 38" Br., 25° 13' L.), wo man ihn eine Fülle von Wasser in solcher Pracht dahinwälzen sieht. Es war einleuchtend, daß sich hier die günstigsten Verhältnisse für die Lösung der großen socialen Aufgabe darboten. Hier gab es eine Landstraße für jeglichen Handelsverkehr. Führte sie auch noch weiter? Allem Anscheine nach versprach sie eine directe Verbindung mit dem indischen Ocean im Osten; und im Westen bieten sich Mittel für Wasserleitungen nach einem, von dem Thale der Coanzesen nicht sehr fernen Punkte. Der oberste Häuptling an seinen Ufern begünstigte die Eröffnung des Handels, für den er Erleichterungen darbot. Alles schien den Beschluß zu befürworten, zu welchem unser Reisender gekommen war, nach dem Cap zurückzukehren, seine Familie nach England zu schicken, und den Hindernissen enthoben, welche Frau und Kinder selbst dann auferlegen, wenn, wie es bei einer Missionär-Familie der Fall ist, „sie zu solcher Lebensweise geboren sind“, den neuen Landstrich zu durchforschen, der vor ihm da lag.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 4. Bremen, 24. Januar. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Der Weihnachtsabend eines Einsamen.

Erzählung von B. Tschischwitz.

Es war ein recht bitter kalter Tag, der 24. December. Die nahen Berge rauchten vor Frost, und die Bäume und Sträucher des Waldes hatten sich über Nacht in einen weißen Flaum gehüllt, so daß sie wie candirt aussahen. Die Krähen und Raben flohen krächzend über weite Schneeflächen und suchten in der Nähe der Dörfer bei den mitleidigen Menschen die Nahrung, welche ihnen die erstarrte Natur versagte. Kalte Winde fegten um die Berglehnen und bogen die Wipfel der Tannen, daß sie stöhnten und ihre Wurzeln sich im harten Granit wund rieben, während ein glitzernder Regen von Eisspitzen aus ihren zottigen, braunen Locken herabrieselte. In weiter Ferne dampfte die Stadt, deren Thürme sich nur matt aus dem fahlen Hintergrunde abhoben. Die Landstraße ist einsam. Nur in weiten Entfernungen bemerkt man hastigen Schrittes einen Menschen dahin eilen, der sich beim Einkauf einiger Weihnachtsgeschenke in der Stadt verspätet, oder einen andern, der noch zur rechten Zeit am warmen Heerde im Kreise seiner harrenden Lieben einzutreffen denkt. Belastete Schlitten klirren im Fluge über die glatte Fläche der Chaussee hin und überholen das müde, schwerfällige Thier des Landmanns, welcher verdrießlich daneben durch den Schnee schreitet, der bei jedem Schritt unter seinen Füßen knirscht.

Einige hundert Schritt von der Stadt entfernt liegt ein Landhaus, von dichten Taxuswänden und Lärchenbäumen umgeben, hinter denen sich eben die sinkende Sonne verbirgt. Lange Schatten huschen über den Schnee, und gegenüber ist die Sichel des Mondes aufgegangen, um das Werk des scheidenden Tages in seiner Weise fortzusetzen. Alles ist still, einsam todt und traurig, was er draußen mit seinem Silberblick berührt, aber in den Häusern der Dörfer und Städte schafft sich zu dieser Stunde der Mensch einen freundlichen, einen hellen Tag.

Auch in dem einsamen Landhause ist es still, ganz still. In dem obern Stock sind die Rouleaux herabgelassen, unten aber brennt ein Licht, dessen heller Schein durch eine dichte Glocke zu einem trüben, melancholischen Düster herabgedämpft ist. Der runde Tisch, auf welchem die Lampe steht, ist mit einer Menge von Büchern, Gemälden und Kupferstichen aller Art bedeckt, und vor demselben sitzt ein Mann, wie es scheint, in eifriges Studieren vertieft. Er ist nicht eben jung, denn sein Haar bedeckt nur spärlich die hohe Stirn, die nicht frei ist von jenen Zeichen, die schwere Schicksale dem menschlichen Antlitz aufzudrücken pflegen, und dennoch bezeugt das lebhafte Auge des Lesenden und sein dunkler Bart, daß er über die besten Jahre des Mannesalters noch nicht hinaus sei. Es ist still im Zimmer — todtenstill —, nur daß das zeitweilige Rauschen des umgewendeten Blattes und das Picken der Uhr auf dem Bücherschrank diese Stille einförmig unterbricht. Nach langer Zeit öffnet sich die Thür, und ein alter Diener tritt leise herein, etwas hüstelnd, als ob er dem Leser seine Gegenwart damit ankündigen wollte. Wirklich schlägt dieser auch seine Augen auf und wendet sich mit gleichgültig fragendem Blick an den Eingetretenen.

„Was bringst du, Caspar?“ spricht er endlich mit dem Tone der Ungeduld, den der Herr dem Diener gegenüber hören läßt, wenn er ihm andeutet, daß er lieber nicht gestört sein will.

„Ich bringe nichts; ich will nur fragen, ob ich heut Ihren Thee im gewöhnlichen oder in dem chinesischen Geschirr serviren soll.“

„Alberne Frage“ giebt der Leser mürrisch zur Antwort.

„Aber, Herr Ewald“ —

„Geh', sag' ich, und störe mich nicht.“

„Sie befehlen also —“

„Thue, was du willst, Narr, mir ist jedes recht!“

„Aber ich habe geglaubt, da heute“ — — —

Der ungeduldige Herr nahm hierauf sein Buch auf und las, um Caspar zum Schweigen zu bringen, ein Paar Minuten lang mit lauter Stimme, so daß er nicht hören konnte, was jener noch weiter sagte, weil der Schall dessen Worte übertönte. Der alte Diener entfernte sich murmelnd und schlug die Thür heftig zu, als er hinausging. Hierauf setzte sich der Herr in seine vorige Stellung und fuhr fort leise für sich zu lesen.

Der Mann, in dessen Häuslichkeit wir uns hier so unberufen eingedrängt haben, war ein bemittelter Hagestolz, den wir Ewald nennen wollen, und der seit vielen Jahren bereits das Landhaus bewohnte und dort eifrig mit ästhetischen und historischen Studien beschäftigt war. Er hatte in seiner Jugend mehrere deutsche Universitäten besucht und sich eine ungewöhnliche Menge von Kenntnissen angeeignet, die er durch fortgesetzte Forschungen täglich zu vermehren bemüht war; dies ist das Einzige, was wir vorläufig von ihm sagen können, da es auch das Einzige ist, was die zunächst wohnenden Nachbarn von ihm wußten. Im Uebrigen lebte er seit Jahren stets mit demselben Diener zusammen, der außer einer alten tauben Haushälterin die einzige Person war, die mit ihm das Haus bewohnte.

Herr Ewald las mit derselben Ruhe weiter fort, mit welcher die Uhr ihr einförmiges Ticktack dazu schlug; in fast gleichmäßigen Zwischenräumen rauschte ein Blatt nach dem andern herum, und nur wenn zwei zusammenhängende Blätter, wie es in neuen Büchern oft geschieht, des nachhelfenden Federmessers bedurften, entschlüpfte oft ein ärgerliches „ah“ dem Munde des wißbegierigen Mannes. Nach Verlauf einer geraumen Zeit klapperten Tassen vor der Thür des Zimmers; Caspar erschien mit dem Tragbrett, worauf eine chinesische Theekanne nebst Tassen stand. Herr Ewald winkte dem Diener, auf dem Tische Platz zu machen, und dieser schob einen Stoß Bücher von der einen Ecke bei Seite, um das Tragbrett dorthin zu setzen. Die Unterhaltung bestand aus Winken von des Herrn Seite und aus mimischen Zeichen Caspars, daß er verstanden habe. Als Caspar im Begriff war, sich zu entfernen, blieb er noch ein Mal an der

Thür stehen, drehte sich nur halb um und sagte: „Das Zimmer oben ist auch schon geheizt, und der Kronenleuchter angezündet.“

„Das Zimmer geheizt, der Kronenleuchter angezündet?“ fragte Herr Ewald gedehnt zurück — „wie so?“

„Ja, ich meinte nur, weil doch Weihnachtsabend wäre, und da, und daß“ —

„Ach so“, sagt der Herr, und seine Miene verfinstert sich, während er sich etwas verlegen über die Stirn fährt, wie um nachzusinnen; — „schon wieder einmal Weihnachten“, — fuhr er dann gleichgültig fort, wobei er eine goldne Uhr aus der Tasche zog, auf welcher außer den Stunden auch die Tage des Monats angegeben waren. „'s ist richtig! siehe, hier: Montag 21., Dienstag 22., Mittwoch 23., Donnerstag 24. December — ja, wenn dem so ist, dann zünde nur die Kronleuchter an und decke für das Abendbrod im oberen Zimmer.“ — Hierauf wandte Herr Ewald sich wiederum zum Lesen.

„Befehlen Sie für den Abend Burgunder oder Rheinwein?“ fuhr Caspar seinerseits fort, die Bresche immermehr erweiternd, die er bereits in das starre Schweigen seines Herrn gebrochen hatte.

Herr Ewald zog noch ein Mal seine Uhr heraus, als ob er sich überzeugen wollte, daß er sich nicht täusche, dann sagte er barsch und ohne Caspar anzusehen: „Burgunder.“

„Von dem hinter dem Verschlage oder vor dem Verschlage?“ fragte Caspar hierauf vergnügt und rasch; seine Kenntniß der Weinsorten beschränkte sich nämlich auf den Keller seines Herrn, wo ein Verschlag von Holz die Qualitäten streng von einander sonderte.

„Ist denn des Fragens heut mit dir gar kein Ende!“ fuhr Herr Ewald auf ein Mal unwillig los.

„Nun, ich meinte nur, weil heute Weihnachtsabend wäre, daß Sie doch auch was davon gewahr werden müßten, — und darum“ —

„Ei was!“ — fuhr der Herr ihn an, „was geht das dich an?

„Es geht mich freilich nichts an, aber ich meinte doch, daß Sie eben so gut ein Mensch wären als die andern, wenn Sie auch noch so gelehrt wären.“ —

Herr Ewald warf das Buch, in welchem er gelesen hatte, zur Seite, sprang auf und ging einige Male im Zimmer auf und nieder; dann hub er an: „Weißt du noch, unter welchen Bedingungen ich dich miethete?“

„Ja, Herr!“

„Nun?“

„Ich sollte nur mit Ihnen sprechen, wenn ich von Ihnen gefragt würde.“

„Recht, dies war die einzige Bedingung; hast du sie erfüllt? Du schweigst, Caspar, und damit gestehst du dein Unrecht ein.“

„Aber, lieber Herr“ —

„Still, Caspar! Kein Wort mehr! Ich bin bisher viel zu nachsichtig mit dir gewesen und habe in Geduld deine unerträglichen Fragen mit angehört; ich will von nun an ein für alle Mal nicht, daß du mich an Dinge erinnerst, an die ich mich nicht selbst erinnere. Weißt du, ob ich erinnert sein will? Weißt du, welche Erinnerung mir angenehm ist, und welche unangenehm?“

„Aber der Weihnachtsabend“ —

„Ich habe keine Lust, den Weihnachtsabend anders zu feiern als den gestrigen. Damit Punktum. Du bringst von dem Burgunder vor dem Verschlage!“

Caspar entfernte sich wieder murrend und schlug die Thür noch heftiger zu als vorher. Herr Ewald aber nahm das Buch wieder auf, um weiter zu lesen. Er konnte die Stelle nicht sogleich wieder finden und warf es auf den Tisch zurück. Dann stand er auf und summte ein altes Lied vor sich hin, wie man wohl thut, um gewisse Gedanken, sogenannte „Grillen“, zu verscheuchen. So ging er ein Paar Mal im Zimmer auf und nieder, bis er an einem der Fenster stehen blieb. Der Mond stand diesem grade gegenüber — eine schöne, glänzende Sichel, und die flammenden Sternlein glitzerten so freundlich durch die eisige Nacht. Nichts regte sich draußen, nur fernes Hundegebell war hier und dort vernehmbar, und die glitzernden Eisspitzen prasselten an die Fensterscheiben, wenn der Wind die hohen Bäume vor dem Hause bewegte. Herr Ewald sah lange gedankenlos ins Leere hinein, sein Blick haftete auf nichts, in seinem Herzen war es so öd und kalt wie da draußen. Aber keine blinkende Sternlein glitzerten belebend durch diese Oede, es war die Oede einer recht trüben, recht neblichten Wolkennacht. Aber einst hatte es doch eine Zeit gegeben, wo auch er freundlicher zu den freundlichen Sternen emporsah, wo der ganze unendliche Himmel sich auch unendlich in seiner Seele wiederspiegelte, und wo ein Blick hinauf zu den trostreichen Welten sein Herz mit Freude und stolzen Hoffnungen füllte; wohl war auch dieses Herz einst begeistert für Alles, was wir Menschen schön, edel, erhaben nennen, aber schon früh hatte er lernen müssen, wie das empfindende Herz uns oft gar zu bitter betrügt, und um nie wieder betrogen zu werden, verbannte er das Empfinden ganz aus diesem Herzen und begnügte sich fortan mit dem kalten, gefühllosen Verstande. Trauriger Ersatz, traurigste der Täuschungen! Als ob nicht grade das Glück in der Täuschung bestände, als ob nicht der grade am Glücklichsten wäre, der am geschicktesten darin ist, sich selbst zu täuschen. Sehen wir doch, wie vergnügt die Kinder auf dem Kirchhofe spielen, wie sie bunte Blumen von Gräbern pflücken und sich lustig Kränze damit winden, — wehe dem vorwitzigen Knaben, der bei dem heiteren Spiele des Todes gedächte! der Gedanke würde ihm seine kindliche Freude verderben und seinem warmen Herzen die Schauer der Verwesung anhauchen! — Und sind wir denn nicht alle gleich den Kindern, die auf Gräbern spielen? Haschen wir unsere Freuden denn nicht alle von Gräbern hinweg? Oder erbaut sich das Glück eines Fürsten nicht auf den Ruinen zertrümmerter Existenzen, das Glück des schwelgerischen Reichen nicht auf den zerstörteren Hoffnungen der darbenden Armuth, und wächst die Resignation, das einzige Glück des Bettlers, nicht aus einem großen und weiten Grabe abgestorbener und längst vermoderter Wünsche empor?

Herr Ewald dachte nicht so wie wir, und das war sein Unglück; ihn hatten die Menschen bitter getäuscht oder, was richtiger gesagt ist, enttäuscht, und dies hatte ihn verbittert. — Er hatte in seiner Jugend ein warmes Herz für die Menschen, aber er war thöricht genug, es sich merken zu lassen; er besaß damals nicht Verstand genug einzusehen, wie natürlich es sei, daß andere zu ihrem Vortheil ausbeuten, was ihnen völlig umsonst dargeboten wird, wie Niemand Goldkörner liegen läßt, wenn er sie irgendwo am Wege findet; und so hüllte er denn später aus Vorsicht die Goldkörner seiner natürlichen Gutmütbigkeit in die harte undurchdringliche Schale eines sonderbaren, menschenscheuen Benehmens und vergönnte Niemandem auch nur deren Anblick.

Es war wieder eine geraume Zeit vergangen. Herr Ewald hatte inzwischen seinen Thee geschlürft und saß wieder über seinem Buche. Da tönte aus den unteren Räumen des Hauses, wo die Küche lag, eine heisere weibliche Singstimme zu ihm herauf; die Stimme sang einen Choral, wie ihn Herr Ewald sich erinnerte in seiner frühsten Jugend gehört zu haben. Die Melodie ging in seinem Kopfe herum und weckte den gebannten Funken der Empfindung in seiner Seele. Seine Phantasie wich plötzlich hinweg aus dem Reiche der todten Gesteine, in die das Buch ihn eingeführt hatte, und führte seine Seele über viele traurige Jahre des bitteren Herzeleids hinüber in die seligen blüthenreichen Gefilde seines Kinderlebens; dort schwelgte er einige Minuten wie im glücklichen Traume, während sein Auge die Worte des Buches weiter las, ohne daß sein Geist den Sinn derselben gefaßt hätte. Plötzlich erwachte er; er war verwirrt, er hatte sich über einer Abschweifung ertappt, die er sich nie verzieh; ärgerlich suchte er die Stelle des Buches wieder auf, die er zuletzt verstanden, und fand, daß er wohl über eine Seite mechanisch weiter gelesen hatte.

Als er aber wieder anfangen wollte, tönte die Melodie des

Chorals noch lauter und stärker an sein Ohr. Er warf das Buch hastig auf den Tisch und sprang auf. „Hat sich denn heut Alles verschworen, um mich zu verstimmen“, sagte er zu sich selbst, indem er sich mit der Hand über die Stirn fuhr; dann ging er zur Thür hinaus und den Corridor entlang auf die Küche zu.

„Uns ist ein Kindlein heut gebor'n,
Von einer Jungfrau auserkor'n;
Ein Kindelein so zart und fein,
Das soll eur' Freude und Wonne sein.“

Das waren die Worte, welche er deutlich verstehen konnte. Es war die Stimme der alten Marthe, seiner Haushälterin, die sich um so kreischender vernehmen ließ, mit je größerer Andacht sie das Lied vortrug. Eben stimmte auch Caspar mit ein, als Herr Ewald plötzlich die Thür öffnete. „Seid ihr mit dem Geheul nicht bald zu Ende?“ fragte Herr Ewald barsch.

Die beiden Alten hörten auf zu singen und antworteten nicht.

Die alte Marthe saß auf einem kleinen Schemel am Ofen und hatte ein Tischchen vor sich stehen, über welches eine reinliche Serviette gedeckt war. Vor ihr standen zwei Kerzen, die an der Stelle, wo sie im Leuchter stecken, mit zierlich geschnitztem, bunten Papier umwickelt waren. Kaspar hatte diese „Lichtmanschetten“ der alten Marthe selbst gefertigt und sich ein „Gotteslohn“ dafür verdient. In ihren Händen hielt die Haushälterin ein Gesangbuch, das noch viel älter zu sein schien als sie selbst, obgleich sie schon etliche siebenzig zählte. Sie hatte eine Brille mit sehr großen Gläsern aufgesetzt und sah den strengen Herrn damit stumm und vorwurfsvoll an. Caspar trug seine neue Livree, deren Knöpfe spiegelblank geputzt waren; auch hatte er seine beste Weste angezogen und die weiße Cravatte so sauber um den Hals gelegt, als sollte er diesen Augenblick an dem Tische eines Ministers serviren. Er hatte sich auch ein Glas Punsch „angethan“, welches er an diesem feierlichen Tage ehrlich aus seiner Tasche bezahlte, während er zu jeder anderen Zeit schon wußte, woher er die Ingredienzien am billigsten, d. h. umsonst beziehen könne.

Herr Ewald schien etwas verlegen darüber zu sein, daß er die beiden alten Leute in ihrer harmlosen Festfreude gestört hatte; doch ließ er wie in anderen Fällen auch jetzt sich diese Verlegenheit nicht merken. „Was soll das, alter Narr?“ herrschte er Caspar an, als er sah, daß dieser eine Flasche Punschessenz zur Seite stellte, um sie den Blicken seines Herrn zu entziehen.

„Ich wollte, ich dachte“, — stotterte Caspar.

Herr Ewald ging unwirsch hinweg und schlug die Küchenthür zu. In seinem Zimmer angekommen, setzte er sich wieder über sein Buch und las weiter. Eine Zeitlang war es ganz still, mäuschenstill. Nur das Rauschen der umgewandten Blätter war in Pausen zu vernehmen und das einförmige Picken der großen Uhr auf dem Secretär. Da scholl plötzlich von der Küche her die Stimme des alten Dieners. Es klang so, als ob er etwas vorlese, und seine Worte mischten sich wieder in die Gedanken Ewald's. Dieser bemühte sich die Störung durch gespanntere Aufmerksamkeit zu vermeiden, er versuchte es, sich immer eingehender in den Inhalt des Buches zu vertiefen, seine Gedanken überflogen Seen und Meere, sie durchdrangen die tiefen Klüfte der Gebirge, die unergründlichen Schachten der Erde; und als er sich besann, hatte ihn wieder seine Phantasie weit abgeführt, und er fand, daß er von Neuem mehr als eine Seite mechanisch gelesen hatte. „Verdammte Wirthschaft!“ brummte er, indem er unruhig auf seinem Stuhle hin- und herrückte. Das Lesen in der Küche hörte aber nicht auf, es wurde im Gegentheil immer stärker und stärker. Herr Ewald sprang auf und lief wiederum hastig nach der Küche. Als er die Thür öffnete, sah er, wie Caspar die große Hausbibel vor sich aufgeschlagen hatte und mit angestrengter Stimme bemüht war, der halbtauben Marthe das Evangelium vorzulesen. Caspar bemerkte den Herrn nicht, sondern as unverdrossen weiter: „Und es waren Hirten in derselbigen Gegend auf dem Felde bei den Hürden, die hüteten des Nachts ihrer Heerde. Und siehe, des Herren Engel trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete.“ ......

„Caspar“, unterbrach Herr Ewald den Diener rasch, „zünde die Laterne an, wir gehen nach der Ressource.“

„Aber das Abendbrod im oberen Zimmer“, entgegnete Caspar. —

„Wir gehen nach der Ressource, sage ich — keine Widerrede!“

Der alte Diener gehorchte schweigend und stand auf. Der Herr hing seinen Mantel um, und bald schritt er hinter dem leuchtenden Diener durch den tiefen Schnee auf die Stadt zu; unterwegs sprach Herr Ewald kein Wort, nur bisweilen murmelte er etwas von unverschämtem Lärm, durch den er aus dem eignen Hause getrieben werde. Das Gebäude, in welchem die Ressource gehalten wurde, lag am entgegengesetzten Ende der Stadt. Dort versammelten sich allabendlich eine Menge älterer und jüngerer Herren aus den ersten Ständen. Für Herrn Ewald bot dieser Ort die einzige Gelegenheit, mit seinen Universitätsfreunden zusammenzutreffen, die er, da die Gewohnheit seine zweite Natur geworden war, allabendlich von acht bis zehn Uhr benutzte. Er verbrachte diese Zeit mit Gesprächen über Politik, Literatur und Kunst oder mit Schach- und Billardspiel; die Freunde, die er hier zu treffen pflegte, waren nicht zahlreich, da Ewald sich nicht mit Jedermann zu unterhalten pflegte und gewöhnlich ein Gespräch kurz abbrach, sobald er merkte, daß er nur durch fades Gewäsch aufgehalten wurde. Man liebte den Sonderling im Allgemeinen nur wenig, und nur die ernsteren, geistig durchgebildeten Männer fanden Vergnügen an seiner Unterhaltung.

Als Herr Ewald in der Ressource ankam, fand er das gewöhnliche Versammlungslocal verschlossen. Als er ärgerlich und heftig klopfte, wurde ihm von innen die Antwort, daß man Niemand einlassen könne, weil der Weihnachtsbaum für die Kinder des Hotelbesitzers so eben angeputzt werde; Herr Ewald möge sich nur nach dem gegenüberliegenden Lesezimmer verfügen. Zu gleicher Zeit öffnete sich das genannte Zimmer, und der Kellnerbursche, ein blasser Knabe von kaum fünfzehn Jahren, lud ihn freundlich ein, doch einzutreten.

„Verdammte Wirthschaft“, brummte Herr Ewald und trat ein. Als ihm Caspar Mantel und Hut abnahm, fiel Ewald's Blick auf den kleinen Kellnerburschen, der sich rasch nach einem Winkel des Zimmers gewendet, wo er sich mit einem Taschentuch die Augen trocknete. Der Knabe mußte geweint haben. Er war in dem halbdunklen Zimmer ganz allein.

„Weshalb weinst du“, fragte Ewald mit barschem Tone, welchen er annahm, um zu verbergen, daß er wirkliche Theilnahme empfinde.

Anfänglich wollte der Knabe nicht antworten, doch begann er, nachdem Ewald ihn wiederholt gefragt hatte: „Wie sollt' ich auch nicht weinen, gnädiger Herr, wenn ich an einem Tage, wo sich Alles freut und guter Dinge ist, hier sitzen muß, mutterseelen allein in das Zimmer eingesperrt, ohne daß nur ein Mensch sich um mich kümmerte.“

Herr Ewald gab nichts zur Antwort, sondern setzte sich auf einen Divan, zog das Gaslicht etwas herab und nahm die illustrirte Zeitung, um zu lesen; aber er fand, daß es eine alte Nummer sei, die er bereits kannte; er griff nach anderen Zeitungen, auch diese waren alte Nummern.

„Verfolgt mich denn heut die ganze Hölle mit Widerwärtigkeiten?“ brummte er in sich hinein. „Wo sind die Zeitungen?“ herrschte er den Kellner an.

„Entschuldigen Sie, gnädiger Herr“, antwortete der Knabe etwas verlegen, „vor drei Stunden ist telegraphirt worden, daß der Bahnzug im Schnee stecken geblieben sei, der die Zeitungen von der Hauptstadt bringt, und der Postwagen, der dem Zuge entgegen geschickt wurde, ist noch nicht zurück.“

Herr Ewald summte ein Lied vor sich hin, etwa in der Weise, in welcher man sich selbst zu überreden sucht, daß man kaltblütig und resignirt sei; in der That aber war sein Inneres aufgeregt, mißgestimmt, trostlos und unzufrieden mit sich selbst. Obgleich kein

leidenschaftlicher Raucher, verschmähte Ewald trotz seiner Pedanterie eine gute Cigarre nicht. Er fühlte in die Seitentasche seines Rockes und zog eine feine Cigarrentasche hervor; als er sie öffnete, war sie leer, er hatte vergessen, Cigarren einzustecken. Noch resignirter als vorher, warf er sich in die Ecke des Divans und summte das Lied von vorher viel lauter; der Kellnerbursche hatte sich in einen Winkel gesetzt und sich ganz seiner Trauer überlassen; er weinte still für sich hin, denn er hatte es noch nicht gelernt, sich selbst Resignation vorzuheucheln, wie wir Erwachsenen, und ein lustiges Lied zu summen, wo wir vor Aerger oder Kummer bersten möchten.

„Junge, was weinst du denn wieder", fragte Ewald.

„Ach", sagte der Knabe und trocknete sich die Augen.

„Heraus mit der Sprache, was fehlt dir?" herrschte Herr Ewald ihn an; dabei aber hatte er schon die eine Hand in der Tasche, um seine Börse zu ziehen. Herr Ewald gehörte nämlich zu denjenigen gutmüthigen Egoisten, die, um an den eigenen Gram nicht erinnert zu werden, das Elend anderer gern durch Geld mildern, und da er dessen genug besaß und des Elends genug in der Welt ist, so hatte sich Herr Ewald trotz seiner Sonderbarkeiten auch den Namen eines wohlthätigen Mannes erworben. Im Grunde entspringt der Wohlthätigkeitssinn bei allen Begüterten auch aus der nämlichen Quelle, dem Egoismus, und vielleicht dürfen wir kaum einen Fall von hunderten annehmen, wo die Theilnahme für den leidenden Bruder tief im Herzen des Wohlthäters wurzelt.

„Fehlt es dir irgend woran?" fragte Ewald und klirrte mit der Börse.

Der kleine Kellner horchte hin und sagte mit verschämter Stimme. „O ja, gnädiger Herr, ich bin recht arm und recht unglücklich."

Er hatte kaum ausgesprochen, als ein hartes Zweithalerstück auf der marmornen Tischplatte klirrte, auf den Boden fiel und nach dem Winkel rollte, wo der Knabe saß. Er bückte sich hastig und hob es auf.

„Höre jetzt auf zu weinen", sagte Herr Ewald.

Der Knabe stotterte einige Worte des Dankes und bemühte sich still zu sein. Er war auch still; er ließ das blanke neugeprägte Geldstück in seiner Hand spielen, und der Glanz beruhigte ihn; wie viele Thränen hat das herzlose Metall schon getrocknet, wie unzählige Mal mehr aber schon hervorgerufen! O, der menschlichen Nichtigkeit, die unser Glück und Unglück von Steinen abhängig macht!

Herr Ewald saß ruhig in dem Winkel des Divans — der Knabe in einer Fensternische. Es war mäuschenstill im Zimmer, nur seufzte der Beschenkte in Zwischenräumen von etwa zwei bis drei Minuten aus tiefster Brust auf. Anfangs hörte Herr Ewald nicht darauf, dann horchte er wieder hin und sagte: „Was fehlt dir denn wieder?"

„Ich denke an meine Mutter", sagte der Knabe.

„Hast du keinen Vater mehr?"

„Nein, gnädiger Herr, aber noch eine Schwester."

„Wovon lebt deine Mutter?" fragte Herr Ewald so gleichgiltig als möglich.

„Sie hat mich und meine Schwester bisher mit ihrer Hände Arbeit ernährt; aber zuletzt, als Alles so theuer wurde, wollte es für uns drei nicht mehr ausreichen; d'rum mußte ich sehen, wie ich mein Brot selbst verdiente.

„Hm" brummte Herr Ewald. „Wolltest du denn nie dein Brot selbst verdienen?"

„Lieber Gott, o ja", sagte der Knabe und sah etwas vorwurfsvoll nach Ewald hin, „aber, gnädiger Herr, als Dienstbote, das ist doch hart." —

Die Worte des Knaben waren in einem Tone gesprochen, die ein sehr weiches Gemüth verriethen, und die Reinheit seiner Aussprache ließ vermuthen, daß er eine Erziehung erhalten habe, die mit seiner dürftigen Stellung nicht ganz im Einklange stehe.

„Wo wohnt deine Mutter?"

„Hier in der Stadt, gnädiger Herr, in einem kleinen Gäßchen, nicht sehr weit von hier."

„Wie heißest du?"

„Eigentlich heiße ich Arthur, hier aber nennt man mich Johann."

Nie in seinem Leben hatte der gelehrte Hagestolz sich um andrer Leute Angelegenheiten so viel gekümmert als grade jetzt, wo es ihm so durchaus an jedem anderen Unterhaltungsstoffe gebrach. Ohne es selbst zu ahnen, interessirte er sich für den Knaben, dessen feines Gesicht sehr mit seinen Händen contrastirte, die durch harte Arbeit roth und aufgelaufen waren. Er hatte ein Paar große und lebhafte Augen, und die kastanienbraunen Locken, der feine Mund und die sanft gebogene Nase verliehen dem Gesicht jenen Reiz, der allein Kindern eigen ist, die der höheren Gesellschaft angehören.

„Wolltest du denn nicht gern Kellner werden?" fragte Herr Ewald wieder.

„Ach nein, gnädiger Herr; als Papa, als mein Vater noch lebte", verbesserte er sich erröthend, „dachte ich immer noch zu studiren; Mutter wollte es auch wohl gern, doch konnte sie es leider nicht durchsetzen; und obwohl ich schon bis Quarta gekommen war, mußte ich doch von der Schule abgehen; Herr Steinauer, der meinen Vater gekannt hat, nahm mich gern in sein Hotel, weil er meinte, ich sei artig genug erzogen, um seinen Gästen in der Ressource aufzuwarten."

„So?" sagte Herr Ewald gedehnt und heftete einen festen, sehr ernsten Blick auf den Knaben. Es lag eine unendliche Milde auf diesem schönen Gesicht. Herr Ewald rückte unruhig auf dem Divan hin und her. Es ward ihm eigenthümlich zu Muthe. Von seinem Herzen löste sich etwas los, was seit Jahren wie eine Eisrinde darum gelegen hatte.

„Hast du gute Zeugnisse von der Schule?" fragte Herr Ewald.

„Besser könnten sie sein", sagte der Knabe etwas erröthend, „aber sie waren die besten, die in der Klasse ausgegeben wurden; es war dort sehr streng, aber ich war doch in Quinta und Quarta jederzeit Primus.

„So?" sagte Herr Ewald, der immer unruhiger geworden war, „hm, hm, jederzeit Primus." — Mit diesen Worten stand er auf und trat an das Fenster, wo der Knabe saß.

Da stand der Mond, eine schöne glänzende Sichel, hoch am Himmelsgewölbe und warf sein Silberlicht durch die breiten Spiegelscheiben auf das blasse freundliche Gesicht Arthurs. Am Himmel funkelten tausend goldene Sterne, und kein Wölkchen trübte die Heiterkeit des tiefblauen Aethers. Herr Ewald sah hinaus in die kalte Natur, da wiegten sich die starren, blätterlosen Bäume des Gartens im Winde; aber die Himmelslichter ließen ihn die todte Oede vergessen; das kalte, starre Band, das um sein Herz gelegen hatte, löste sich immer mehr und mehr. Tropfen wärmeren Blutes ergossen sich in sein Herz; seit Jahren hatte er es noch nie laut klopfen gehört, ihm ward so wohl, wie er sich noch nie gefühlt.

„Würdest du denn gern etwas Tüchtiges lernen wollen, Arthur", fragte er den Knaben weiter; er erschrack aber über sich selbst, als er fand, daß der Ton seiner Stimme sich gänzlich geändert; er nahm den herrischen Ton wieder an, doch fühlte er, daß er sich Gewalt anthun mußte.

„Ach, ja, gnädiger Herr, und wie gern", entgegnete Arthur, „aber wir sind zu arm und können es nicht durchsetzen."

„Hast du keine Verwandte mehr?"

Der Knabe stockte und schlug die Augen nieder; dann entgegnete er schüchtern: „O, ja, wir haben sehr angesehene Verwandte, — aber" —

„Aber? — Nun?"

„Sie kümmern sich nicht um uns und haben sich gänzlich von uns losgesagt."

Herr Ewald wurde aufmerksamer. Er hatte sich, wie wir bereits wissen, seit Jahren nicht mehr für die Menschen interessirt,

aber das Schicksal eines Kindes, das noch nichts beigetragen haben konnte, um den Jammer in der Welt vermehren zu helfen, das unverdient litt, dem er keinen Vorwurf machen konnte, nahm seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch.

„Wer war dein Vater?“ fragte er daher weiter.

„Mein Vater war Offizier und fiel in dem schleswig-holsteinischen Kriege bei dem Sturm auf Friedrichsstadt.“

„So seid ihr aus Holstein oder Schleswig?“

„Nein, gnädiger Herr, mein Vater war Preuße und trat im Jahre 1848 in schleswig-holsteinische Dienste.“

„War dein Vater Soldat?“

„Er war preußischer Landwehroffizier; sonst war er Jurist.“

„Wie? Jurist?“

„Assessor, gnädiger Herr.“

„Und hieß?“

„Von Below.“ —

Der Knabe hatte kaum dies Wort ausgesprochen, als Herr Ewald sich plötzlich von ihm abwendete. Ein heftiges Zittern befiel seinen ganzen Körper; er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und warf sich auf einen in der Nähe stehenden Lehnstuhl.

„Um Gottes Willen, was habe ich gethan?“ fragte Arthur mit weinerlicher Stimme.

Herr Ewald antwortete nicht, sondern wehrte sprachlos den Knaben mit den Händen ab. So blieb er eine Zeitlang ganz ruhig, anscheinend einem unendlich tiefen Seelenschmerze überlassen. Es schienen in dem Herzen des Mannes zwei riesige Gewalten von verschiedener Natur zu streiten. Hier der starre feste Wille, die Energie des männlichen Gemüthes, welche die Wallungen des Herzens, die Empfindungen unterdrückt, dort die Empfindung selbst, die lange Zeit ein schwaches wirkungsloses Flämmchen in der Asche geschlummert hat und nun durch die Erinnerung an eine schmerzliche Vergangenheit zu einer mächtigen Flamme emporlodert.

Lange blieb Herr Ewald diesem Zustande überlassen, als er plötzlich gesammelt aufsprang; seine sonst ruhigen und nicht unangenehmen Gesichtszüge waren verzerrt und häßlich, sein Auge sah unheimlich und feindselig auf den Knaben, er erhob sich von seinem Sitze und stand vor dem zitternden Kinde. —

„Junge“, sagte er finster und grollend, ich hätte viel für dich thun können, recht viel, — aber, das Schlimmste, was mir Jemand auf der Welt zugefügt, hat dein Vater mir gethan — er hat mein Lebensglück mir geraubt und meine Jahre bis ans Ende meiner Tage vergiftet.“

„Gnädiger Herr“, begann Johann wieder weinend, „Sie müssen mir verzeihen, wenn ich diesen Vorwurf ungerecht finde; wie können Sie mich für das verantwortlich machen, was mein Vater Ihnen Schlimmes zugefügt?“

„Dein Vater hat an dem Heiligsten gesündigt, was es auf Erden giebt; noch verstehst du mich nicht ganz, wenn ich dir sage, er hat die heiligsten Schwüre zerrissen, die theuersten Bande frevelhaft gelöst und den Fluch des Freundes auf sich geladen, der ihn liebte wie einen Bruder.“

(Fortsetzung folgt.)

* Zur Literatur der Kunst.

Die Museen und Kunstwerke Deutschlands, von Dr. Hermann Alexander Müller. Leipzig, Weber, 2 Bde.

Wenn der Engländer in seinem Murray einen kundigen und gewissenhaften Begleiter nach allen Weltgegenden findet, die zu der großen Tour der Söhne Albions gehören, so durften wir Deutschen in mancher Beziehung wohl neidisch darauf hinblicken. Weniger in Bezug auf das Ausland, zumal Italien, das immer noch gelobte Land deutscher Reisenden, wohin uns Förster, Burckhardt und manche andre mehr oder minder ausführliche Reisebegleiter schon seit lange nicht fehlen. Wohl aber in Beziehung auf unser deutsches Vaterland selber, das leider noch in vielen Richtungen eine wahre terra incognita für uns blieb. Namentlich aber waren es die reichen Kunstschätze Deutschlands, in öffentlichen Museen sowohl als in Privatsammlungen, die noch immer eines gewissenhaften Registrators entbehrten, der die an mancherlei oft sonst unbedeutenden Orten verstreuten nicht bloß dem Reisepublikum in geordneter Weise anschaulich vorführte und zu besserer Benutzung aufzählte. Dieses wahrhaft tief und seit Langem empfundene Bedürfniß wird durch das obengenannte uns jetzt in seiner Vollendung vorliegende Werk in passendster Weise erfüllt, und wir haben zuerst und vor allen Dingen den aufrichtigen Dank sowohl dem trefflichen Verfasser wie dem Verleger auszusprechen, die dem deutschen Publikum diese erwünschte Gabe entgegenbringen.

Es liegt in der Natur der Sache, daß solche Werke nicht mit einer gewissen Vollständigkeit gleich von vorn herein auftreten können, da keine genügenden Vorarbeiten das allzu reiche Material übersichtlich und zur Redaction bequem machten, und nur eine Reihe von Auflagen, wie wir sie diesem vortrefflichen Unternehmen mit Sicherheit voraussagen dürfen, kann und wird diese Vollständigkeit immer mehr und mehr möglich machen. Dennoch dürfte schon jetzt nichts von Bedeutung an den reichen Schätzen Deutschlands an alter und neuer Kunst vermißt werden. Eine klare, einfache und übersichtliche Anordnung des reichen Stoffes, die nöthigen Inhaltsverzeichnisse erhöhen den praktischen Werth des Werkes, das bald in den Händen aller Reisenden sein wird und ebenso in dem Bücherschatz eines Jeden, der Interesse an Kunst nimmt, nicht fehlen darf. Daß auch Unrichtigkeiten, in den einzelnen Angaben, nicht immer vermieden werden konnten, liegt ebenfalls in der Natur der Sache, und man muß immer wieder allen denen, welche Kraft und Lust an solche mühsame Arbeiten wenden, die größte Nachsicht in allen solchen Beziehungen entgegenbringen, weil es bei allen solchen und ähnlichen Arbeiten viel wesentlicher ist, überhaupt einen Anfang zu machen als ein gleich von Hause aus Vollendetes zu geben. Wir wiederholen den Wunsch, daß erneute Auflagen den trefflichen Verfasser bald in den Stand setzen mögen, dergleichen zu verbessern, und fordern zu dem Ende die für jede einzelne Materie vorhandenen Sachverständigen dringend auf, ihn mit ihrer gründlichen Kenntniß auf jedem besondern Felde thätig zu unterstützen; eine Bedingung, die allein solche Aufgaben zu einer befriedigenden Lösung führen kann.

Sollten wir noch einen Wunsch in Beziehung auf die schriftstellerische Behandlung uns erlauben, so wäre es der, daß es dem geehrten Verfasser gefallen möge, häufiger statt eines doch immerhin nur kurzen und unmotivirten Urtheils über die einzelnen Kunstwerke eine genauere Beschreibung und Darstellung derselben einschalten zu wollen. Bei Werken der alten Kunst ist ja doch nur eine Wiederholung längst festgestellter Urtheile möglich, bei Neuerem aber tritt unwillkürlich oft ein Vorurtheil an die Stelle des Urtheils. Im Ganzen aber würde in der oben angedeuteten Weise der Ausführung dem Publikum zugleich ein freierer Gebrauch des eigenen Urtheils zugemuthet, der leider bei unserer Nation mehr als bei andern noch immer ein Beweis des Mangels an Selbständigkeit überhaupt ist. Daß alles in einem solchen Buche Angeführte ja eben deßhalb schon zum Guten gehört, ist Fingerzeig genug für den Laien. Und mit diesem Wunsche unsererseits verbinden wir noch einmal die aufrichtigste und wärmste Empfehlung des vorliegenden Werkes, das auch durch seine äußere Ausstattung, die Beigabe belehrender Grundrisse u. s. w., vor allem aber durch seinen passenden Umfang und richtiges Taschenformat sich selbst am besten und wirksamsten empfiehlt.

Dresden. Julius Hübner.

Der Verein für deutsche Kulturgeschichte.

* Während der Septemberfeste wurde in Weimar, wie bekannt, ein Verein für deutsche Kulturgeschichte gegründet. Am Abend des 5. September trat ein kleiner Kreis von Bekannten zusammen und entwarf einen Aufruf an die Freunde der deutschen Kulturgeschichte, d. h. der Geschichte der inneren, selbstthätigen und organischen Entwickelung des Volkslebens als eines nothwendigen, ergänzenden Zweiges der Wissenschaft neben der politischen Geschichte, neben den verschiedenen Fachgeschichten und neben der, mehr auf die Erforschung des Einzelnen und Aeußeren gestellten Alterthumswissenschaft. Zwei Tage später gesellten sich mehrere Freunde der Kulturgeschichte zu den Begründern des Vereins, so daß derselbe nunmehr am 7. September förmlich constituirt ward und einen Centralausschuß unter dem Vorsitze von Karl Biedermann ernannte, welcher vorläufig die Sache in das Leben rufen und leiten sollte. Dieser in Weimar gebildete Ortsverein trat sofort in Thätigkeit und erließ an alle Freunde der Kulturgeschichte die Aufforderung, alle einschlagenden Mittheilungen ihm zugehen zu lassen, Material zu sammeln und die Gründung anderer Ortsvereine zu veranlassen. Der Centralausschuß übernahm es ferner, in der zu Nürnberg erscheinenden „Zeitschrift für Kulturgeschichte“ regelmäßigen Bericht über die Entwickelung der neuen Stiftung zu geben.

Jetzt liegt nun ein solcher Bericht über den Bestand und die Thätigkeit des Vereins im ersten Vierteljahr seines Bestehens, vom 6. September bis zum 6. December 1857, vor und giebt erfreuliches Zeugniß, daß dies in Weimar begründete Unternehmen Anklang gefunden und bereits einen Wirkungskreis sich geschaffen hat. Dem Wunsche, daß die Freunde der Kulturgeschichte Material einsenden möchten, ist vielfach entsprochen worden; der Ausschuß hat von Mitgliedern und Nichtmitgliedern, zum Theil aus entlegenen Gegenden Deutschlands, derartige Zusendungen erhalten, handschriftliche und gedruckte, die in dem Rechenschaftsberichte aufgeführt werden.

Bestimmte kulturgeschichtliche Aufgaben, d. h. bestimmte Richtungen für planmäßige Sammlungen von kulturgeschichtlichem Material vorzuzeichnen, glaubt der Ausschuß auf so lange hin sich versagen zu müssen, bis ihm durch Bildung einer größeren Zahl von Ortsvereinen eine wenigstens einigermaßen ausreichende, über einen größeren Theil von Deutschland verzweigte Organisation zu Gebote stehen würde. Doch hat er, um wenigstens, so weit als es ihm unter den gegebenen Umständen möglich war, anregend zu wirken, an alle Redactionen von Zeitungen, Zeitschriften, Kalendern und ähnlichen Publikationen die Aufforderung gerichtet: in allen den Fällen, wo sie größere oder kleinere Mittheilungen von kulturgeschichtlichem Interesse, die nicht schon anderweit bekannt und auf andere Weise leicht zugänglich sind, veröffentlichen, ein Exemplar des betreffenden Blattes dem Centralausschusse (zu Händen seines Vorstandes, Professor Biedermann in Weimar) unter Kreuzband postfrei einsenden zu wollen. Er wiederholt dieses Ersuchen ebenso angelegentlich als vertrauensvoll und bittet alle Redactionen öffentlicher Blätter, nicht nur selbst für ihren Theil freundlichst davon Notiz zu nehmen, sondern auch zur Weiterverbreitung dieser Aufforderung durch ihre Organe nach Kräften beizutragen. Aus demselben Gesichtspunkte eignet sich der Centralausschuß die vom Ortsverein zu Weimar zunächst für dessen Bereich erlassene Aufforderung an a. zur Mittheilung älterer Familienpapiere jeder Art (Hauschroniken, Tagebücher, Stammbücher, Briefwechsel, Haushalt-, Handwerker- und andere Rechnungen, Hochzeits- und andere Gedichte u. dgl. mehr) als Materialien zur Kenntniß des Familienlebens und der Sitten einer früheren Zeit 2c. 2c. b) zu Mittheilungen über das Vorhandensein und den ungefähren Inhalt von Ortschroniken, als eines Mittels zur Veranschaulichung der Entwickelung des Gemeindelebens, der Güter- und Personenverhältnisse u. s. w. Der Ausschuß ersucht daher alle Mitglieder des Vereins, sowie alle Freunde der vaterländischen Kulturgeschichte, durch Aufsuchung und Zusendung derartigen Materials an ihn eine der fühlbarsten Lücken unserer heutigen Kulturgeschichtsforschung ergänzen und einen der wichtigsten Zwecke derselben fördern zu helfen. Die Redactionen öffentlicher Blätter werden höflichst gebeten, auch dieser Aufforderung durch ihre Mitwirkung möglichste Verbreitung geben zu wollen.

Von Ortsvereinen sind bis jetzt drei wirklich organisirt und in Thätigkeit begriffen, nämlich in Weimar, Nürnberg und Meiningen. Der von Weimar gliederte sich zur besseren Theilung seiner Arbeiten in Sectionen, und zwar für volkswirthschaftliches Leben, Kirchen- und Schulwesen, Sittenkunde, Rechtsleben, Staats- und Gemeindeleben, Literatur, Kunst und Buchhandel und hielt bis Ende Novembers fünf ordentliche Versammlungen, in denen nächst allerlei einzelnen Mittheilungen kulturgeschichtlichen Inhalts bestimmte kulturgeschichtliche Aufgaben theils angeregt, theils für praktische Verfolgung vorbereitet wurden. Der Ortsverein in Nürnberg hat sich im October constituirt und hat unt. And. die Aussicht, den reichhaltigen Nachlaß des verstorbenen Dr. Rehlen zu erwerben; er wird geleitet von den Herren Stadtbibliothekar Lützelberger, Dr. Falke und Buchhändler Merz. Der Verein zu Meiningen hat zu Vorstehern die Herren Professor Brückner, Professor Henneberger und Kammerherr von Liliencron. In mehr oder minder gewisse Aussicht gestellt ist noch für die nächste Zeit die Bildung von Ortsvereinen in Bremen, Mannheim, Köln, Hildesheim, Stuttgart, Eisenach, Rudolstadt und Hohenleuben, im Fürstenthum Reuß. Die Gesammtzahl der dem Vereine bis jetzt beigetretenen, theils in Ortsvereinen, unter sich wieder verbunden, theils zur Zeit noch alleinstehenden Mitglieder beträgt gegenwärtig: 125. Davon kommen 102 auf die drei genannten Vereine, die übrigen 23 sind die folgenden bis jetzt einzelnstehenden Mitglieder: In Dresden: Dr. Berthold Auerbach; in Leipzig: Professor Wachsmuth, Dr. Diezmann, Dr. H. Marggraff; in Berlin: Dr. W. Lübke; in Halle: Professor Dr. med. Weber; in Rostock: Vicekanzler von Both; in Hamburg: Dr. Bona-Meyer; in Bremen: Dr. Pletzer; in Hildesheim: Oberlehrer Fischer, Dr. Seifart; in Hannover: Dr. Eichholz, A. Lammers; in Köln: R. Hocker; in Frankfurt a. M.: Dr. Römer-Büchner; in Hanau: Heinrich Koenig; in Darmstadt: Professor Künzel; in Mannheim: Prof. Dr. Fickler; in Basel: Professor Floto; in Innsbruck: Professor Zingerle; in Reichenberg in Böhmen: Dr. Groß. Wie man aus Vorstehendem sieht, hat der Verein trotz der erst kurzen Zeit seines Bestehens doch schon weithin, fast nach allen Richtungen Deutschlands Wurzel geschlagen, eine namhafte Zahl von Mitgliedern gewonnen und auch bereits vielversprechende Anfänge einer fruchtbaren praktischen Wirksamkeit entwickelt.

Die englischen Parlamentswahlen.

* Bremen, 21. Januar. Herr Dr. W. Sattler sprach in der gestrigen Versammlung des Künstlervereins über die englischen Parlamentswahlen. Sie sind entweder bloße Ergänzungswahlen oder allgemeine Wahlen, wie sie durch eine Auflösung (dissolution) veranlaßt werden. Nach einigen Bemerkungen über die Zusammensetzung des Oberhauses, über die Zahl der Mitglieder des Unterhauses sowie über die Befähigung zur Wahl ging der Vortrag auf eine nähere Schilderung der Wahlhandlung selbst ein. Einzelne Züge aus früherer Zeit, wie die sogenannte spendthrift election des Jahres 1768, die Wahlkämpfe zu Westminster, die für das ganze Land tonangebend wurden und auch eine allgemeine Betheiligung der Damen zur Folge hatten, seitdem die schöne Herzogin von Devonshire sich im Jahre 1786 für Fox so thätig bezeigt hatte, dienten zur Ergänzung eines Bildes, wie es uns in den humoristischen Zeichnungen Hogarths entgegentritt. Jetzt ist das Alles freilich ganz anders,

obschon die „gute alte Zeit“ nicht so gar weit hinter uns liegt. Sobald die Auflösung erfolgt ist, nimmt die Wahlbewegung ihren Anfang: Adressen werden erlassen, Ausschüsse bilden sich für die verschiedenen Candidaten, Meetings werden gehalten; daran reiht sich das sogenannte canvassing oder Stimmensammeln. Unter solchen Vorbereitungen ist denn der Wahltag, the nomination day, herangekommen; dies ist indessen eine bloße Form, da ein Jeder zu dem freien Platze vor den Hustings — einem besonders zu diesem Zwecke errichteten Brettergerüste — Zutritt hat und durch Handaufhalten für den einen oder andern Candidaten stimmen kann. Ist die Wahl nicht bestritten, so hat es dabei sein Bewenden: andernfalls erfolgt die eigentliche Entscheidung erst Tags darauf durch die namentliche Abstimmung, the pall, wobei denn von beiden Seiten alle Mittel angewandt werden, sich den Sieg zu sichern. Hat der Sheriff oder der die Wahl leitende Beamte endlich am folgenden Tage das Resultat der Abstimmung proclamirt, so kann der glückliche Candidat noch durch eine bei dem Parlamente eingereichte Petition, sei es wegen Bestechung oder wegen eines vorgekommenen Formfehlers, seines Sitzes verlustig gehen. Trotz der sehr strengen gesetzlichen Vorschriften findet noch immer Bestechung Statt, nur müssen, wie die angeführten Beispiele zeigten, allerlei Kunstgriffe dabei angewandt werden. Schließlich wurde hervorgehoben, daß, wenn auch die Ehre eines Sitzes im Parlamente noch immer eine kostspielige Sache ist, da die erlaubten Ausgaben mitunter auf 8 bis 10,000 £ anwachsen, die Mitglieder auch Gelegenheit haben, für ihre Freunde und Constituenten manche Vergünstigung zu erhalten, ohne daß die Minister, wie zu Walpole's Zeit, die Einzelnen förmlich mit Geld erkaufen.

Feuilleton.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen sind besonders hervorzuheben: Neue Novellen von Paul Heyse.

— * Von dem Werke „Deutschland im 18. Jahrhundert“ von Karl Biedermann, dessen erster Band großes Interesse erregte, ist nun der zweite erschienen, der den besonderen Titel hat: Deutschlands geistige, sittliche und gesellige Zustände im 18. Jahrhundert.

— * Der noch im hohen Alter allezeit fleißige und bereite Ludwig Rellstab hat einen großen Roman geschrieben, der fünf starke Bände haben und bei Brockhaus erscheinen wird. Er heißt: „Drei Jahre von Dreißigen“ und schildert die ersten Jahre des dreißigjährigen Krieges und wird nach der Meinung der Verlagshandlung nicht geringeres Interesse erregen als der bekannte Roman „1812.“

— * Die „Denkwürdigkeiten“ des Feldmarschalls Radetzky, welche im Cotta'schen Verlag erscheinen sollen, werden von einem österreichischen Veteranen, der sich nicht nennt, nach den Dictaten und der Correspondenz des Verstorbenen herausgegeben. Er hat nach und nach einen vollständigen Abriß seines vielbewegten Lebens in die Feder dictirt und die Aufzeichnungen mit eigenhändigen Bemerkungen versehen, auch seine ganze Privatcorrespondenz zur Verfügung gestellt, jedoch die Bedingung gemacht, daß die Veröffentlichung erst nach seinem Tode erfolge.

— * Von Béranger's Selbstbiographie erscheint schon eine neue Ausgabe, welche durch eine große Anzahl noch ungedruckter Anmerkungen des Dichters zu seinen Liedern vermehrt wird. Diese Anmerkungen werden auch abgesondert verkauft.

— △ Aus dem thätigen Verlage von Scheidlin und Zollikofer in St. Gallen gingen folgende Werke hervor: „Das Engadin“ von Dr. Papon; für diese erste, genauere Beschreibung dieser interessanten und bisher wenig gekannten und bereisten Gebirgswelt werden alle Naturfreunde dem Verfasser sehr dankbar sein. Ein angefügtes Verzeichniß der selteneren Pflanzen der rhätischen Hochgebirge sowie eine Analyse der bisher wenig beachteten Heilquellen von St. Moritz und Tarasp ist besonders für Aerzte und Naturforscher bestimmt. Ferner: „Neue Reisebilder aus der Schweiz“ von Adolf Stöber, welche sich der früher erschienenen poetischen Sammlung desselben Verfassers würdig anreihen; sodann die „Sängerfahrt“, Novelle von Jacob Maehly; „Ein Liederstrauß“, Dichtungen von C. Pousch und H. J. Brugger; endlich Gedichte von Theodor Klein; letztere verrathen tiefes Gefühl und eine gesunde Naturanschauung; dabei ist hervorzuheben, daß der Verfasser zu jener kleinen Schaar deutschgesinnter Elsäßer gehört, welche alle Geisteskraft aufbieten, um das theuere Erbe der Muttersprache so lange als möglich vor dem drohenden Untergang zu bewahren.

— * Das Schlußheft des Jahrgangs 1857 der „geographischen Mittheilungen“ von August Petermann enthält eine Original-Mittheilung von Lieutenant Maury, Chef des hydrographischen Departements der Vereinigten Staaten Nordamerika's und Autor des berühmten Werkes „Physikalische Geographie des Meeres.“ In derselben sind alle bisherigen amerikanischen und englischen Sondirungen, welche Behufs der Legung eines elektrischen Telegraphen zwischen England und Nordamerika im nordatlantischen Ocean ausgeführt worden sind, mittels Karte und Text zusammengestellt und kritisch beleuchtet. Lieutenant Maury verwirft die amerikanischen Messungen und scheint die englischen unter Lieutenant Dayman im vergangenen Sommer ausgeführten Sondirungen für zuverlässiger zu halten; diese letzteren ergaben eine Maximum-Tiefe von 2385 Faden oder 14,310 englischen Fuß und zeigen gegen frühere Vorstellungen höchst merkwürdige Undulationen des Seebodens zwischen Irland und Newfoundland. Ein von Dr. Petermann gezeichnetes Kartenblatt läßt die verschiedenen Angaben und Messungen auf einen Blick übersehen. Zwei andere Aufsätze beziehen sich auf die Geographie Central-Europa's; der eine hat zum Gegenstande die Bestimmung der Seehöhe von Olmütz, nach ganz neuen umfangreichen Arbeiten des Astronomen J. F. Julius Schmidt, welche 688 Pariser Fuß, also 65 Pariser Fuß höher als die bisherige Annahme ergaben; der andere Aufsatz enthält eine physikalisch-geographisch-statistische Skizze von Siebenbürgen, mit drei Karten-Beilagen, die nach den neuesten Aufnahmen entworfen sind, und wovon die erste die allgemeine Geographie des Landes, die zweite die Bevölkerungs-Verhältnisse, die dritte die Ausdehnung der Wälder im genauesten Detail veranschaulicht. Zwei andere Aufsätze erörtern die Geographie und Statistik Aegyptens, nach offiziellen Documenten zusammengestellt von Freiherrn Dr. von Reimans, der vor Kurzem nach Darfur abgereist ist, um über Dr. Vogel's Schicksal genauere Nachrichten einzuziehen und im Falle seiner Gefangenhaltung Alles zu thun, um ihn zu befreien.

— * Bei einer Besprechung des Buches von Haym über Hegel bemerkt Gutzkow in seinen „Unterhaltungen“: „Wir hörten Hegel und kannten ihn näher. Die Mängel, die ihm persönlich anklebten, kamen aus einem ungroßherzigen Sinne, einer in langer Gedrücktheit verkümmerten und bittergewordenen Natur. Seine Anschauungen entbehrten jenes ursprünglichen Sinnes für das Schöne auch im Fühlen, Denken und Handeln. Er war der Vision des Großen und Erhabenen an sich vollkommen fähig und erhob sich auch oft dazu mit majestätischem Aufschwung; aber immer wieder sank er in etwas zurück, was wir Cynismus nennen möchten. Er besaß den äußern und innern Cynismus, der dem Idealen im Menschen einen unvertilgbaren Rost ansetzt. So mundete ihm auch die Schmeichlerkost und das geheimräthliche Berliner Emporkömmlingsglück. Von den irdischen Schlacken eines so seltenen Geistes gab uns einst eine Matrone, die in ihrer Jugend in Tübingen ihn gekannt, eine Vorstellung, indem sie sagte: „Es war der unsauberste und schmutzigste Magister, der je aus dem Tübinger Stifte kam.“ Hegel's Lehr- und Vortragsweise glauben wir in unserm Jugendversuche „Nero“ in der Schilderung des dritten Sophisten nach dem Leben gezeichnet zu haben.“

— * Eines der ältesten belletristischen Blätter Deutschlands, die einst von Theodor Hell geleitete, in den letzten Jahren von einem Dresdener Dichterkreise weitergeführte „Abendzeitung“, ist eingegangen. Das „Weimarer Sonntagsblatt“, welches besonders die Erinnerung an die Dichterheroen von Weimar pflegte, hat auch zu erscheinen aufgehört.

— * Die deutsche Wissenschaft hat wieder einen schmerzlichen Verlust erlitten durch den Tod des Professors der Geschichte Friedrich Wilhelm Barthold in Greifswald, des Verfassers der „Geschichte des großen deutschen Krieges vom Tode Gustav Adolfs ab.“ Barthold, geboren in Berlin 1799, war ursprünglich Theolog, wandte sich aber schon auf der Universität der Geschichte zu, wurde Gymnasiallehrer in Königsberg, dann 1831 Professor in Greifswald. Die erste historische Schrift, mit der er sich einführte, war eine Monographie über „Johann von Werth“, den tapferen General im dreißigjährigen Kriege; derselben folgte später das geschichtliche Zeitbild „Georg von Frundsberg.“ Ferner schrieb er eine Geschichte der Hugenotten, die aber unvollendet blieb, ein Buch über die historischen Persönlichkeiten im „Casanova“ und in den letzten Jahren eine Geschichte des deutschen Städtewesens, daneben viele Monographieen im historischen Taschenbuche von Raumer. Durch übermäßiges Arbeiten hatte er seine Gesundheit untergraben und suchte vergebens sie durch längere Ruhe im südlichen Bayern herzustellen.

— * In Eisenach verschied am 10. Januar nach langen Leiden der Professor und Musikdirector Kühmstedt im Alter von 50 Jahren, ein trefflicher Orgel- und Liedercomponist, der in engeren musikalischen Kreisen hochgeschätzt wurde. Sein größtes Werk, das Oratorium „Die Verklärung des Herrn“, wurde durch Spohr in Kassel zur Aufführung gebracht.

— * In Aurich starb vor Kurzem der Rath Stüerenburg, Präsident der Anwaltskammer, ein merkwürdiger Mann von umfassender Bildung und staunenswerther Arbeitskraft. Noch vor wenigen Monaten gab er ein ostfriesisches Wörter-

buch heraus, das zwar nicht von hohem Werthe, aber doch eine ganz erwünschte Gabe ist. Stürenburg war ein begeisterter und gebildeter Musikfreund, der besonders für die ältere Kirchenmusik und ihre Pflege sehr eifrig war und eine ausgezeichnete musikalische Bibliothek besaß.

— * Seit dem Beginne der Wintersaison hat Dawison in Dresden dem reichen Kranze seiner Rollen bereits vier neue hinzugefügt, nämlich den Lear, den Czaren im „Demetrius“ von Gustav Kühne, den Perin in der „Donna Diana“ und die Titelrolle in Moliere's „Geizigem.“ Besonders durch die beiden letzten Charaktere hat er Bewunderung erregt; hinsichtlich des „Geizigen“ heißt es in der „Europa“: Dawison erreichte den Höhepunkt des Komischen, indem er der grellen Komik des Molierrschen Stückes die nöthige Beimischung gab, die sie nicht bloß erträglich, sondern auch anmuthig, ja behaglich macht und sie zum Humor erhebt; er ironisirt nicht bloß die einzelne Erscheinung, sondern die gesammte Menschennatur. Daß die Komödie zugleich an die Schrecken der Tragödie streifen kann, beweist die Scene, wo Harpagon, in der Wuth, den Dieb seines im Garten vergrabenen Schatzes zu entdecken, das versammelte Publikum haranguirt, ob dort vielleicht der Dieb zu finden sei, und dann blind mit beiden Händen herumtastend seinen eignen Arm erfaßt, in der Meinung, er ertappe den Dieb. Hier mischt sich, auf der Grenze des momentanen Wahnsinns, Grausen ins komische Spiel, und wir fühlen, wie richtig Jean Paul das Komische erklärt, wenn er sagt, der poetische komische Standpunkt lasse das Hohe und das Niedrige, das Erhabene und das Gemeine ineinanderspielen. Dawison hat mit dieser Leistung seinem Kranze ein neues Blatt eingefügt.

— * In Berlin giebt man ein neues Trauerspiel „Herodes“ von Bernhard von Lepel, einem schnell beliebt gewordenen Dichter. Es ist derselbe Stoff, den Rückert und Hebbel bearbeitet haben, den aber Lepel nicht zu bewältigen wußte. Es fehlt die Gewalt der Charakterschilderung und der dichterischen Sprache, so daß der Erfolg ein geringer war und sich meist den Hauptrollen des Herodes, der Mariamne und Alexandra zuwandte, die von Herrn Kaiser und den Damen Crelinger und Heusser gegeben wurden.

— * Der französische Dichter Alexander Dumas der jüngere hat in diesen Tagen einen unerhörten Erfolg mit seinem auf dem Gymnase-Theater in Paris aufgeführten neuesten Stücke „Le fils naturel“ gehabt. Das Publikum war entzückt und begrüßte den Herausgerufenen mit unbeschreiblichem Enthusiasmus. Pariser Berichte meinen, eine solche Begeisterung sei seit vielen Jahren im Theater nicht vorgekommen, der Dichter sei ein zweiter Beaumarchais. Die Gluth wird sich wohl etwas abkühlen; übrigens will man in dem natürlichen Sohne die Geschichte eines sehr bekannten, noch lebenden Schriftstellers erkennen.

Für das Händel-Denkmal.

* Vor einigen Wochen haben wir an dieser Stelle hervorgehoben, wie dringend nothwendig es sei, bei Zeiten die Mittel herbeizuschaffen, welche für die Errichtung des Händel-Denkmals in Halle im April 1859 erforderlich sind. Seitdem hat die Stadt Halle selbst, auf Anregung der Frau Jenny Goldschmidt-Lind, durch das dort im December stattgefundene Händel-Concert, in welchem der „Messias“ aufgeführt wurde, den ersten ansehnlichen Beitrag (von beiläufig 1400 Thalern) gegeben. Die ausgezeichnete Künstlerin hat sich durch das von ihr veranlaßte Concert ein hohes Verdienst erworben. Wer im Stande ist, Aehnliches zu thun, mag rasch folgen und sich von ihr nicht beschämen lassen; in dieser Saison noch werden hoffentlich an manchen Orten Concerte zum Besten des Händel-Denkmals stattfinden, dessen Angelegenheit rasch von unternehmenden Leuten in die Hand genommen werden muß, damit sie nicht elend scheitert wie so Manches, was bei einiger Energie hätte gelingen können. Die Aufführung des großartigen Werkes, in welchem Jenny Lind, Jenny Meyer und die Herren Otto und Sabbath vom Berliner Domchor die Hauptrollen sangen, und das von Franz dirigirt wurde, war eine ausgezeichnete. Nebenbei wollen wir bemerken, daß Berichterstatter mehrerer Blätter hervorheben, Jenny Lind habe bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal in Deutschland in einem Oratorium gesungen; die Herren sollten billig wissen, daß das schon vor Jahren geschehen ist.

Wir theilen bei dieser Gelegenheit einige Notizen über den „Messias“ mit, welche den kürzlich herausgekommenen Biographieen Händels von Victor Schölcher und G. M. Meyer entnommen sind. Händel erhielt im Jahre 1741 eine Einladung nach Irland, direct ausgehend von dem Vice-König und unterstützt von den vielen Musikvereinen in Dublin, welche wesentlich aus Dilettanten bestehend, — das Orchester des einen führte der Vater des Herzogs von Wellington, — Aufführungen für wohlthätige Zwecke zu veranstalten pflegten. Sie hatten schon in früheren Jahren eine große Vorliebe für seine Musik gezeigt und boten ihm jetzt ihre Orchester und Chöre für seine Concerte an; er sollte dagegen ein Concert für ihre Zwecke veranstalten. Der wichtigste jener Vereine war der für Unterstützung der Schuldgefangenen, welche damals in den Gefängnissen buchstäblich verschmachteten; sie lebten allein vom Mitleid, und Hungertod war nichts Seltenes. Händel beschloß, um die Theilnahme zu erhöhen, für das Armenconcert ein neues Oratorium zu schreiben; und der besondere Zweck wie die Befreiung aus seiner eigenen drückenden Lage mögen ihm den äußern Anstoß gegeben haben, den lange gehegten Wunsch auszuführen, die Erlösung des Menschen aus seinem geistigen Schuldgefängniß in Tönen zu verherrlichen.

So entstand sein „Messias.“ Die Worte hatte nach Händels Anleitung sein reicher und enthusiastischer Verehrer Charles Jennens zusammengestellt und eingerichtet, der ihm auch den Text zum Belsazar wie zum 3. Theil des Allegro geliefert hat. Händel, damals 56 Jahre alt, schuf das Werk mit seinem gewohnten Feuer der Erfindung und Arbeit in 21 Tagen, vom 22. August bis 12. Septbr. 1741; zwei weitere Tage brauchte er zur Instrumentirung. Nachträgliche Aenderungen, die bei keinem der größeren Werke Händels fehlen, scheinen nur einige Soli betroffen zu haben, zeigen aber, mit welcher Sorgfalt der Meister auch das Kleinste behandelte, bis er sich selber genügte. Die Hirtenscene hat erst später die jetzige Einfachheit erhalten; „Wie lieblich ist der Boten Schritt“ ist in vier oder fünf Gestalten vorhanden. Und diese riesenmäßige Arbeit hatte ihn in keiner Weise erschöpft. Wenn V. Schölcher in diesem Punkte nicht einen Irrthum begeht, so begann Händel acht Tage nach Vollendung des „Messias“ den „Samson“ und beendigte ihn in fünf Wochen. Dann erst reiste er nach Irland.

Herder hat den „Messias“ eine christliche Epopöe in Tönen genannt; mit Recht, wenn man erwägt, daß der „Messias“ wohl das einzige Tonwerk sein möchte, welches den Gedanken der Erlösung in einer abgerundeten Vollständigkeit darstellt; mit Unrecht, wenn man dabei an die sinnliche Plastik des Epos denkt. Denn der „Messias“ entbehrt jener epischen oder besser dramatischen Plastik, welche die übrigen Oratorien Händels auszeichnet; nirgends tritt uns die sinnliche Erscheinung des Erlösers oder einer andern Persönlichkeit entgegen. Alles ist in das Subject gezogen; aus den Thatsachen der Erlösung ist das Bewußtsein derselben, der Glaube geworden, und die Thatsachen werden nur als integrirende Theile des Glaubens, und so weit als für diesen Zweck nothwendig ist, vorgeführt. Wie aber jedes öffentliche Bekenntniß, jede Predigt etwas Dramatisches hat, so ist auch hier der Glaube in seinem vollen Leben, also eigentlich das gläubige Subject, mit der ganzen Händel'schen Plastik und Objectivität dargestellt. Der „Messias“ ist ein Glaubensbekenntniß in Tönen; so ist er von Händel gedacht, so will er dargestellt sein.

Händel gab in Dublin zuerst sechs, sodann auf allgemeines Begehren noch einmal sechs Concerte auf Subscription. Darauf erfolgte für die Schuldgefangenen und zwei andere Wohlthätigkeitsanstalten die erste Aufführung des „Messias.“ Sie fand statt 1742 am 13. April, dem 13. April, dem späteren Todestage Händels, auch an einem Dienstage, ebenfalls in der Mittagsstunde, um 12 Uhr. Die Befriedigung war allgemein; der Saal bei Probe und Aufführung gedrängt voll; sonst nur auf 600 Plätze veranschlagt, hatten diesmal mehr als 600 Hörer Raum gefunden, da die Damen der an sie ergangenen Aufforderung, „um die Wohlthätigkeit zu vermehren, ohne Reifröcke zu erscheinen“, gutwillig Folge geleistet hatten. Nähere uns interessirende Umstände werden über diese erste Aufführung wenig mitgetheilt. Die Oberstimmen der Chöre scheinen theilweise oder ganz aus Knaben bestanden zu haben, da die Singchöre zweier Kirchen als mitwirkend aufgeführt werden. Die Sopransoli sang Mrs. Avolio, die Altsängerin Mis. Cibber machte in der Arie „Er ward verschmäht“ einen solchen Eindruck, daß ein Geistlicher ihr zurief: „Weib, dafür mögen Dir alle Deine Sünden vergeben sein!“ —

Händel gab den „Messias“ noch einmal in Dublin und kehrte im August nach England zurück. Hier führte er sein Werk zum ersten Male im März 1743 vor; aber es fand nicht den gehofften Beifall; er gab den „Messias“ in dieser Saison nur drei Mal, während der „Samson“ sogleich acht Aufführungen erlebte. Die Zeitungen melden von beiden Oratorien gar nichts; wir wissen nur aus einem Privatbrief, daß der König und mit ihm das ganze Publikum beim Hallelujah aufstand, eine Sitte, die seitdem stets in England beobachtet wird. Auch in den spärlichen Aufführungen der folgenden Jahre errang das Werk noch keine Anerkennung. Sein Triumph begann erst mit der 7. (?) Aufführung im April 1750. Seitdem ist der „Messias“ das populärste Oratorium Händels geworden und hat seinen Namen bis in die entferntesten Länder getragen. Nicht nur Neuyork und Boston erlebten Aufführungen des „Messias“, auch in Melbourne in Australien hat man ihn gegeben. Unter den musikalisch gebildeten Ländern ist Frankreich das einzige, welches den „Messias“ nicht kennt. Auch seiner ursprünglichen Bestimmung, der Wohlthätigkeit oder andern öffentlichen Interessen zu dienen, hat der „Messias“ mehr als irgend ein andres Kunstwerk entsprochen. Von den unzähligen Aufführungen für solche Zwecke zu schweigen, so gab ihn Händel selbst jährlich einmal für das Findlingshospital; und die Sacred Harmonic Society giebt ihn noch jährlich für die Familien armer Musiker. Ueberhaupt seine Aufführung geleitet hat Händel 34 Mal, welche Zahl indeß nach den übrigen Angaben Schölcher's etwas zu gering ist. Der großen Verbreitung entspricht die Zahl seiner Ausgaben. Schölcher besitzt deren 43, wovon 33 englische; — wohl mehr als irgend ein anderes musikalisches Werk aufweisen kann. Bei Händels Lebzeiten war nur die größere Zahl der Soli in einer Sammlung seiner Oratorienarien erschienen; die erste vollständige Ausgabe kam erst nach seinem Tode 1768 bei Randall heraus. Eine allen Ansprüchen genügende, hoffentlich mit allen Varianten, dürfen wir ja nun wohl erwarten, da es mit der deutschen Gesammtausgabe der Händel'schen Werke Ernst werden will.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 5. Bremen, 31. Januar. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Englische Parlamentswahlen sonst und jetzt.

Von W. Sattler.

Man hört häufig genug die Aeußerung, das englische Parlament sei nicht der eigentliche Ausdruck des Volkswillens. Allein abgesehen von den allerdings noch immer vorkommenden Mißbräuchen bei Wahlen und dem Vorwiegen des Geld- und Familieninteresses, wird doch kein unparteiischer Beobachter den gewaltigen Fortschritt, den unsere Zeit auch auf diesem Gebiete gemacht hat, verkennen können.

Hing unter Heinrich VIII. Alles fast einzig und allein von der Laune und Willkür dieses despotischen Fürsten ab, so daß der Candidat für Oxford schreiben konnte, der Herzog von Norfolk habe mit dem Könige gesprochen und dieser sei damit zufrieden, daß er Oxford vertrete, er werde deßhalb ganz nach den Instruktionen handeln, welche der Herzog ihm von dem Könige geben werde: so machte es auch die vielgepriesene Elisabeth nicht besser. Sie besetzte das Haus ausschließlich mit ihren Günstlingen und Creaturen, und wie dabei verfahren werde, zeigt uns das Beispiel einer Wahl für Surrey, wo Lord Burleigh dem Sheriff befiehlt, das Wahlresultat nicht ohne seine Instruktionen, die er zuvor einzuholen habe, zu veröffentlichen und ihm später aufträgt den Namen des Gewählten einfach auszustreichen und an dessen Stelle einen andern zu setzen. Man schuf willkürlich neue Boroughs und Wahlbezirke, wie es unter Anderm in Cornwall geschah, wo ihre Zahl auf 21 erhöht wurde, weil diese Grafschaft gänzlich in der Gewalt der Krone war. Noch vor hundert Jahren kamen die unglaublichsten Dinge in dieser Beziehung bei den Wahlen vor; — dem Hofe und der Regierung zu Gefallen erlaubten sich diejenigen, in deren Händen die Leitung dieser Angelegenheit lag, die größten Willkürlichkeiten und Eingriffe in die persönliche Freiheit, sowie andrerseits kein Mittel unversucht blieb, um die Masse des Volkes zu gewinnen, was denn selbstverständlich ohne alle Rücksicht auf die Gebote der Moral und Sittlichkeit geschah. Wohl macht sich auch eine Opposition gegen diese despotische Art des Verfahrens bemerklich, doch tritt sie erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts deutlicher und entschiedener hervor, wie denn die Berühmtheit, welche die Wahlen für Westminster erhielten, hauptsächlich dem Umstande zuzuschreiben ist, daß hier der Hof, die Regierung und das Volk persönlich in den Kampf verwickelt wurden und mit gleicher Aufbietung aller Kräfte um den Sieg stritten.

Um nun aber zu verstehen, um wie viel besser es heutzutage bei den Wahlen herzugehen pflegt, als in früheren Zeiten, ist es nothwendig, einen Blick auf jene zurückzuwerfen.

Bei der sogenannten „spendthrift election" im Jahre 1768 ließen Lord Spencer, Halifax und Northampton, wie der von der Rennbahn entlehnte Ausdruck lautet, ihre Candidaten gegen einander „laufen", und obschon die Gesammtzahl der bei dieser Gelegenheit abgegebenen Stimmen nur 1149 betrug, so erreichten die Kosten die Höhe von 400,000 £. Die Abstimmung dauerte volle vierzehn Tage, und während dieser ganzen Zeit fanden die Wähler auf den Familiensitzen der drei hohen Herren offene Tafel. Nachdem man aber bei Lord Halifax allen alten Portwein rein aufgetrunken hatte und nun mit Bordeaux bewirthet wurde, ging die ganze Schaar seiner Anhänger ins Haus seines Gegners über, indem sie dabei erklärten, sie würden nie einem Manne ihre Stimmen geben, der sie mit saurem Portwein insultire. Schließlich wurde die Wahl angefochten und die Entscheidung an das Haus verwiesen. Während der sechs Wochen, daß darüber berathen wurde, hielt Lord Spencer täglich offene Tafel für 60 Parlamentsmitglieder, verdankte aber seinen Erfolg, da die Stimmen gleich waren, nur dem Glücke, welches beim Würfeln für ihn entschied. Lord Halifax mußte seinen Familiensitz verkaufen, ohne seine Vermögensverhältnisse dadurch besonders zu verbessern, Lord Northampton aber starb nach Veräußerung eines großen Theils seines Eigenthums in der Schweiz, und es befinden sich noch jetzt in den Händen der Familie versiegelte Papiere mit der Aufschrift „Wahlpapiere", die noch Niemand zu öffnen gewagt hat.

Mit Bezug auf eben diese allgemeinen Wahlen schreibt Lord Mahon in seiner englischen Geschichte (V. 288), daß das Kaufen und Verkaufen von Sitzen öffentlicher und schamloser betrieben sei denn je zuvor. „In der That, so lauten seine Worte, begann es, noch ehe die Auflösung erfolgt war. Der Mayor und die Aldermen von Oxford hatten ihren beiden Vertretern geschrieben, sie sollten wieder gewählt werden, falls sie 7500 £ bezahlen wollten, um damit die Schulden der Corporation zu decken. Eine solche Zumuthung wurde dem Hause mitgetheilt, und dieses verurtheilte die Schuldigen zu fünftägigem Arrest in Newgate. Nachdem sie ihre Schuld bekannt und um Verzeihung gebeten, wurden sie wieder in Freiheit gesetzt. Gleichwohl waren sie, wie es heißt, noch während ihrer Haft mit zwei hohen Persönlichkeiten aufs neue handelseinig geworden. Im Dezember 1767 schreibt der bekannte Lord Chesterfield an seinen Sohn: „Ich habe mich nach einem käuflichen Wahlflecken für dich umgesehen, auch mit einem Wahlfleckenhändler gesprochen und ihm für einen sicheren Sitz 2500 £ geboten, aber er verlachte mich mit dem Gebot und sagte, dergleichen sei jetzt gar nicht zu haben, weil die reichen ost- und westindischen Plantagenbesitzer sie alle zu wenigstens 3000 £ aufgekauft hätten; für manche betrage der Kaufpreis sogar 4000, und er wisse 2 oder 3, für die bis zu 5000 £ bezahlt worden." Einige Wochen später schreibt derselbe: „George Selwyn hat seinen Wahlflecken Ludgershall an zwei Vertreter für 9000 £ verkauft." Manche der kleineren Wahlflecken, die auf eigne Hand Geschäfte machten, hatten Anwälte beauftragt, im Lande umherzureisen und Käufer aufzutreiben. Aber kein anderer Ort kam Shoreham an Käuflichkeit gleich. Dort hatte man die Bestechung förmlich systematisch eingerichtet; die Wähler vereinigten sich zu einem Bunde, um alles Geld, das man erhalten mochte, gleichmäßig zu vertheilen. Da aber in der ersten Zeit der Apostel

Alles Gemeingut ihrer Anhänger gewesen war, so nannte sich diese Verbrüderung lästerhafter Weise den „christlichen Club.“ Im Jahr 1771 ward ihr Treiben ans Licht gezogen, und die Theilnehmer verloren durch eine Parlamentsacte ihr Wahlrecht.“

Und wie den Wählern für Geld Alles feil war, so standen die Candidaten in einzelnen Fällen nicht an, selbst ihre Religion wie ein Kleid zu wechseln; so lesen wir, daß inmitten der durch den Fanatiker Gordon angefachten Unruhen zwei Sprößlinge altangesehener katholischer Familien, der Earl of Surrey und Sir Thomas Gascoigne ihren Glauben vor dem Erzbischof von Canterbury abgeschworen und in Folge dessen bei der nächsten Wahl Beide ins Parlament gekommen seien.

Wo mit Geld nicht durchzukommen war, versuchte man es mit andern Mitteln, die, ob recht oder unrecht, gleichwohl zum Ziele führten. Chipping Wycomb war ein solcher Wahlflecken, wo nur hundert Wähler einen Abgeordneten ins Parlament sandten. Der Mayor aber wußte mit Hülfe eines Alderman mehr als 70 neue Wahlberechtigte in die Listen einzuschmuggeln. Bei einer Neuwahl im Jahre 1722 fanden sich die Wähler wie gewöhnlich auf dem Stadthause ein; dorthin zog auch, etwas später als um die festgesetzte Stunde, der Mayor an der Spitze seiner Anhänger und unter dem Schalle von Pauken, Trompeten u. s. w.; in seinem Gefolge befand sich der von ihm begünstigte Candidat. Statt nun aber die Treppe hinaufzuziehen, machte er auf halbem Wege Kehrt, ließ eine Wache zurück, um die oben anwesenden Wähler daran zu verhindern, sich wieder zu entfernen, und eilte dann grades Weges nach einem Wirthshause, wo er in der Schenke die Abstimmung vornehmen ließ. Hier wurden 44 Stimmen für den Candidaten des Mayors eingetragen: von den zwei Leuten, die für den Gegencandidaten gestimmt, war der Eine ein Trunkenbold, der auf besondern Befehl hin, um den Schein wenigstens zu retten, so gehandelt hatte. Die 70 im Stadthause eingesperrten rechtmäßigen Wähler setzten einen Protest auf, und als Einige nach einer Weile in dem Wirthshause erschienen, zwang man sie durch Verlesung der Riot-Akte sich zu entfernen. Der Mayor aber hatte seinen Willen erreicht: sein Protegé trat als neues Mitglied ins Parlament ein.

Seinen Höhepunkt erreichte das Unwesen bei den Wahlen für Westminster, welche zugleich eine Art geschichtlicher Bedeutung erlangten. Es war im Jahre 1786, daß hier Fox und Lord Hood den ministeriellen Sir Cecil Wray nach einem Kampfe schlugen, über den ein Oberst Hanger, der dabei eine Rolle gespielt, sich folgendermaßen ausläßt: „Niemand hat nach meiner Ansicht das Leben, wie es in der Wirklichkeit ist, gesehen, noch kann es kennen, wenn er sich nicht bei einer bestrittenen Wahl für Westminster handelnd betheiligt hat. In keiner Schule kann man besser über das menschliche Leben unterrichtet werden — da kann man die menschliche Natur in ihrer niedrigsten Gestalt erblicken; Aufruhr, Mord und Trunkenheit sind an der Tagesordnung, Bestechung und Meineid gehen Hand in Hand: denn Leute ohne alle und jede Berechtigung zum Stimmen fanden sich in dem Garten so gewöhnlich wie die Rüben und ließen sich durch ein Geringes bewegen ihre Stimmen abzugeben. Ein „Gentleman“, der sich irgend einer Partei besonders nützlich machen will, muß eine ganze Masse einnehmender, familiärer und herablassender Eigenschaften besitzen: er muß einem Arbeitsmann seine Last aufhelfen, einem Fischer die Hände drücken, vor einem Austernweibe den Hut abziehen, einen Bänkelsänger küssen und mit einem Bettler familiär thun. Wenn er zu allen diesen liebenswürdigen Eigenschaften noch ein guter Boxer ist, seinen Stock gut zu führen versteht und Abends, während er herumgeht, um die Wähler in ihren verschiedenen Clubs zu gewinnen, ganze Eimer von allen möglichen Flüssigkeiten hinuntergießen kann, dann ist er in der That ein höchst vollendeter brauchbarer Agent.... Ich würde indessen undankbar sein, wollte ich nicht jenen tapfern Truppen vom Riemen und den schwarzen Diamant-Rittern (er meint die irischen Sänftenträger und Kohlenträger) meinen Dank aussprechen.“

Die Bürger hatten natürlich ein Interesse dabei, daß der Wahlkampf ein möglichst heftiger sei; sie betrachteten es eben als eine Gelegenheit, sich für manche andere Verluste schadlos zu halten. Was soll man aber dazu sagen, daß der Oberamtmann — High-bailiff — von Westminster sich noch 1814 an das Unterhaus mit der Bitte wenden konnte, ihm eine Vergütung für die in seiner Eigenschaft als Wahlbeamter erlittenen Verluste zu bewilligen. Diese Verluste bestanden aber darin, daß er sein Amt für 4000 £ gekauft hatte; 3000 £ fielen auf seinen Vorgänger dafür, daß er zurücktrat, und 1000 £ sowie eine jährliche Rente von 150 £ an den Dechanten und das Kapitel von Westminster für die neue Bestätigung.

Westminster wurde in Wahlangelegenheiten gewissermaßen tonangebend für das ganze Land: was hier geschah, fand überall sofort Nachahmung, und so machte sich nach jenem vorhin berührten Wahlkampf ein ganz neues Element bei den Wahlen, die Theilnahme der Damen, geltend. Fox hatte nämlich an der schönen Herzogin von Devonshire bei jener Gelegenheit eine sehr mächtige Fürsprecherin gehabt. Dieselbe lohnte oft das Versprechen für ihren Candidaten stimmen zu wollen mit einem Kusse, und nicht weniger als drei ihrer Equipagen holten die Wähler nach der Stimmbude ab. Die vielfachen Spottgedichte und Pasquille schienen sie nur noch mehr anzufeuern, und sie warf sich mit solchem Eifer auf diese neue Thätigkeit, daß sie gar bald die erste Rolle spielte. Ihre Gnaden besuchte die Versammlungen, bisweilen in männlicher Kleidung; sprach, schmeichelte, trank, rauchte, unterhandelte, versprach, bat, befahl, drohte, sang, tanzte und schrie, und alles dieses, um die Sache „ihres Mannes“ zu fördern. Als ein Beweis ihres Enthusiasmus wird angeführt, daß, während sie einen Schlachter um seine Stimme ersuchte, ihr Schuh zufälligerweise so sehr beschädigt wurde, daß sie ihn nicht anbehalten konnte. Rasch schleuderte sie ihn ganz fort und sagte: „Seht, ich gehe barfuß, um meinen Freunden zu dienen!“ Sie erhielt die Stimme, obschon sie zuvor dem Gegencandidaten Wray versprochen war. Ein ander Mal ging sie einen Lichtzieher um seine Stimme an. „Ich will Euer Gnaden allein meine Stimme geben und Ihnen noch fünf andere verschaffen, doch nur unter einer Bedingung.“ — Und das wäre? — „Daß Eure Gnaden mir einen Kuß geben.“ — „Nun wohl, sagte die Herzogin, nehmt denn einen.“ Andere Damen von hohem Range folgten ihrem Beispiele, und dann griffen auch die Gegner zu denselben Waffen. Der Ausschuß, in dem die Herzogin von Devonshire den Vorsitz führte, zählte unter seinen Mitgliedern die berühmtesten Schönheiten jener Zeit. Die Herzoginnen von Rutland und Portland, die Gräfinnen von Carlisle und Derby, die Lady Beauchamp und Duncannon, sowie überhaupt die meisten vornehmen Damen Londons betheiligten sich — und nicht selten zu der großen Unzufriedenheit ihrer Ehemänner — an dem Wahlkampf. Die Hustings waren beständig von eleganten Equipagen belagert, sei es um Wähler zur Abstimmung herbeizubringen oder auch um durch persönliche Anwesenheit die Anhänger zu ermuthigen. Die Ausdauer, welche man von beiden Seiten an den Tag legte, um Stimmen zu gewinnen, brachte die ehrlichen Handwerker schier zur Verzweiflung, und manche wußten sich nicht anders zu helfen, als daß sie solange aufs Land gingen. Eine Dame hatte eine ganze Schaar Putzmacherinnen in ihrem Wagen, die beständig Schleifen für die Anhänger Lord Hood's anfertigten und dieselben an die Umstehenden vertheilten. Die Herzogin von Rutland beaufsichtigte in Person die Austheilung von Grog an die Soldaten und Matrosen, welche für Lord Hood waren, damit die Anhänger von Fox sie um so leichter aus dem Felde schlagen könnten, und sie begünstigte auf alle Weise die Straßengefechte zwischen den beiden Parteien. Die Devonshire Damen saßen auf einem Balkon in Henrietta Street und begrüßten hier Freund wie Feind, die an ihnen vorbei zum Orte der Abstimmung zogen. Hier versammelte

sich auch eine geheime Committe. Dies Beispiel fand bald allgemeine Nachahmung bei den Frauen aller Stände, und ihr Einfluß war denn weit mehr zu fürchten als die derben Fäuste des männlichen Pöbels.

Nicht überall herrschte eine solche Organisation wie zu Anfang dieses Jahrhunderts in Bristol, wo das Abzeichen der conservativen Partei die blaue Farbe war. Man begnügte sich indessen nicht damit, blaue Cocarden zu tragen, auch die Knüttel, deren sich die Partei bei dem Wahlkampfe bediente, waren blau, und ein wie begehrter Artikel diese letzteren waren, beweist das eine Factum, daß bei einer Haussuchung bei einem Agenten dieser Partei nicht weniger als 1800 solcher blauer Knüttel aufgefunden wurden. Hier wirkten neun Zehntel der städtischen Behörden, Kirchspielvorsteher u. s. w. im Interesse der sogenannten Blauen, und während der Candidat umherzog, sich um die Stimmen der einzelnen Wähler zu bewerben, läuteten alle Glocken des Kirchspiels, in dem er sich eben befand. Bei der Abstimmung verhinderte eine Anzahl mit Knütteln bewaffneter Männer unter Anführung eines berühmten Preisfechters alle diejenigen, welche dem blauen Interesse entgegen waren, sich den Wahllisten zu nähern: die Polizei that so wenig ihre Pflicht, daß sie einen von dem liberalen Candidaten persönlich verhafteten Rädelsführer auf dem Wege zum Gerichte entkommen ließ. Jeder Blaue erhielt aber außer sonstigen Geschenken 7 *s* 6 *d*, nachdem er abgestimmt hatte; in spätern Jahren trat an die Stelle des Geldes eine Fleischration, die alljährlich um Weihnachten vertheilt wurde. Mit blauen Bändern geschmückte Ochsen wurden nach Art der Bremer Klosterochsen im festlichen Aufzuge durch die Stadt geführt, und wer im blauen Interesse gestimmt hatte, erhielt dadurch ein Anrecht auf vierzehn Pfund blaues Ochsenfleisch sowie auf drei große blaue Weizenbröte, während die Namen aller derer, welche gegen den blauen Candidaten gestimmt, in genaue Listen eingetragen und in Wirthshäusern und öffentlichen Lokalen ausgehängt wurden. Das Geld milder Stiftungen wurde bei solchen Gelegenheiten in Bier vertrunken, und es durfte Niemand, der nicht blau war, sich auf eine Unterstützung Rechnung machen. Kein Wunder denn, daß die Ehre, Bristol im Parlamente zu vertreten, in diesen Zeiten nicht unter 20,000 £ zu haben war.

So sah es denn etwa in der „guten alten Zeit" aus — eine Zeit übrigens, die nicht so ganz weit hinter uns liegt. Ich gestehe, es drängten sich mir Betrachtungen eigner Art auf, wenn ich alte Reformers bei den Erzählungen aus dieser Zeit förmlich warm werden und in der Erinnerung die bestandenen Kämpfe mit den glänzendsten Farben ausmalen sah. So erzählte ein ehrenwerthes Mitglied einmal von seinem „Contest" gegen den bekannten Cobbett, der volle vierzehn Tage gedauert, und wo er zuletzt den Sieg davon getragen, weil er eine stärkere Lunge gehabt, Cobbett aber heiser geworden sei. An der Spitze einer Schaar von 40 Spitalfields Webern, die per Mann täglich zwei Pfd. Sterl. erhalten, sei er dorthin gezogen und ordentliche Schläge habe es gesetzt — schließlich hätte aber eine Anzahl special constables eingeschworen werden müssen, um Cobbett nur mit heiler Haut aus der Stadt hinauszubringen.

Auch hier ist Vieles ganz anders geworden, auch hier ist, das läßt sich nicht leugnen, mit dem Verschwinden der alten Mißbräuche, des alten Zopfes ein gut Stück Romantik verloren gegangen; gleichwohl wird sich bei unbefangener Prüfung auch hier wohl herausstellen, daß die Gegenwart mit dem Tausche zufrieden sein darf.

Nehmen wir nun einmal an, daß das jetzige Parlament durch eine königliche Proclamation aufgelöst werde, so muß die schriftliche Meldung — the writ — dem Sheriff sowie den übrigen Wahlbeamten sofort mitgetheilt werden. In den Counties hat dann der Sheriff nach Empfang dieses Schreibens eine Proclamation zu erlassen und darf die Wahl nicht vor dem sechsten, aber auch nicht nach dem zwölften Tage nach Bekanntmachung derselben stattfinden. Für Boroughs ist diese Frist auf sechs Tage beschränkt, doch müssen wenigstens drei volle Tage zwischen der Bekanntmachung und der Wahl selbst verfließen.

Das neue Parlament hat sich spätestens 35 Tage nach der Auflösung des alten zu versammeln, und binnen dieser Zeit müssen denn auch alle Wahlen in Schottland wie in Wales beendet sein.

Nicht sobald ist die Auflösung erfolgt, als auch die Wahlbewegung ihren Anfang nimmt —; ja selbst noch vor diesem Zeitpunkte sind Manche bereits auf dem Kampfplatz erschienen, da die Auflösung selten ganz unerwartet eintritt, und schaarenweise verlassen die alten Mitglieder ihren Platz im Hause, um möglichst früh die nöthigen Schritte zu ihrer Wiedererwählung zu thun. Auch hier heißt es: „le roi est mort, vive le roi!" Für den Augenblick denkt und spricht ein Jeder nur von den Wahlen, ihrem vermuthlichem Ausfall und den Chancen, welche dieser oder jener hat, seinen Sitz zu behalten oder als neues Mitglied einzutreten. Dasselbe Thema wird in hundertfachen Variationen von den Tagesblättern, einerlei, welcher Farbe sie angehören mögen, verhandelt, und die kleinsten Provinzialblätter schlagen einen Ton an, daß man wirklich glauben sollte, der Bestand des englischen Reiches hänge von der Wahl oder Nichtwahl irgend eines obskuren M. P. ab. Findet man bei alledem noch Zeit einen Blick in die Inserate zu werfen, so bietet sich hier ein neues weites Feld zu Beobachtungen. — Man muß staunen über diese Masse von Gesellschaften und Vereinen, die alle urplötzlich ein Lebenszeichen von sich geben und durch die Presse auf die Wahlen einzuwirken suchen. So liest man — und ich beschränke mich darauf, nur eine oder zwei solcher Anzeigen namentlich zu erwähnen: „An die Wähler des Vereinigten Königreichs. Gänzliche Abschaffung der Kirchensteuern und kein „Compromiß", oder: „Auflösung des Parlaments. Der Ausschuß der protestantischen Association hält täglich von 11 bis 3 seine Sitzungen. Anweisungen sollten gleich zahlbar gegeben werden." Daneben erlauben sich die Herren X. und Z. — Papier- und Schreibmaterialienhändler — den Parlaments- und Wahlagenten sowie den Anwälten die ergebene Anzeige zu machen, daß sie alle in ihr Fach schlagende Aufträge bezüglich der Wahlen annehmen und stets eine genügende Anzahl von Arbeitern bereit haben." Gegen die dürre Erklärung eines „erprobten Mitgliedes der geheimen Polizei", welches Privaten oder einem leitenden Ausschusse seine Dienste für die Zeit der Wahlen anbietet, sticht die Gesinnungstüchtigkeit einer Annonce mit der Ueberschrift „Hülfe bei den Wahlen" auf eine fast zu vortheilhafte Weise ab. Man höre nur einmal. „Ein Herr von Geschmack und Energie, der große Erfahrung und gleichförmigen Erfolg in der Leitung von Wahlen gehabt hat, sucht ein Engagement für die bevorstehenden allgemeinen Wahlen. Nur Candidaten der liberalen Partei und solche, welche aufrichtig entschlossen sind, jede Art von Bestechung zu vermeiden, brauchen sich zu melden; noch brauchen sich Candidaten zu melden, welche andern Liberalen entgegentreten, wo solch eine Spaltung der Partei Aussichten auf einen Triumph der Conservativen begünstigen könnte. Reflectant ist bereit seine Dienste gegen eine mäßige Vergütung anzubieten, die theilweise vom Erfolg bedingt sein könnte. Ebenso ist er geneigt, die Leitung von Wahlen nach streng ökonomischen Principien zu führen." — Und nun gar dieses Labyrinth von Adressen aller Art! Der Eine nimmt mit den Versicherungen des wärmsten Dankes von seinen Wählern Abschied, da Alter oder sonstige Rücksichten ihn zwingen auf die Ehre, sie ferner zu vertreten, zu verzichten; ein Anderer bewirbt sich aufs Neue um die Stimmen seiner Constituenten, sagt tausend schöne Dinge, wie schmeichelhaft ihm ihr bisheriges Vertrauen gewesen sei, und zählt mit großer Breite seine vielfachen Verdienste auf, die er sich um das Vaterland im Allgemeinen wie um seine Wähler im Besondern bereits erworben, oder die er sich in der Folge, da es ihm bisher nur an der Gelegenheit gefehlt, zu erwerben gedenkt; ein Dritter tritt endlich als ganz neuer Candidat auf, und dieser hat es denn

mit dem Versprechen am leichtesten, obschon auch die Andern es nicht sehr genau damit zu nehmen pflegen.

Hervorzuheben ist dabei, daß der Einzelne sich nicht scheut, wie es in Deutschland wohl zu geschehen pflegt, mit seiner Bewerbung selbständig hervorzutreten, obschon es ebenso häufig, wenn nicht häufiger vorkommt, daß eine Anzahl einflußreicher Wähler irgend Jemand auffordert, als Candidat in die Schranken zu treten. Der Einzelne würde aber gar nicht Alles zu leisten vermögen, was jetzt von ihm erwartet und gefordert wird: es bildet sich demnach zunächst ein Ausschuß entweder für den einzelnen Candidaten oder, giebt es deren mehr und gehören sie derselben Partei an, für dieselben gemeinschaftlich. Irgend ein einflußreicher Mann tritt als Präsident — Chairman — an die Spitze, und ihm zur Seite stehen ein oder auch zwei Honorary Secretaries.

Das Nächste ist alsdann die Wahl eines Hauptquartiers für die Dauer des bevorstehenden Feldzugs. Ist der Wahldistrict ein sehr großer, so giebt es deren nothwendiger Weise mehrere, wo stets einige Mitglieder des Ausschusses versammelt sind, um die laufenden Geschäfte zu besorgen. Eine nicht ungewöhnliche List war es, daß sich die eine Partei aller passenden Lokale, — und meist sind dies aus nahe liegenden Gründen Wirthshäuser und Schenken, — im Voraus versicherte, wodurch die Gegenpartei in eine höchst bedenkliche Lage gerieth und trotz der besten Aussichten mehr als einmal eine Niederlage erlitt. Der Ausschuß hat indessen nicht bloß zu arbeiten und das moralische Gewicht seiner Namen in die Wagschale zu werfen, er hat auch, was in manchen Fällen die Hauptsache ist, zu zahlen. Es ist nämlich auch jetzt noch schon unter gewöhnlichen Umständen eine kostspielige Ehre, sich zum Vertreter wählen zu lassen; ist aber der Erfolg ungewiß, so würde Mancher Bedenken haben, die Kosten daran zu wagen, falls nicht seine Partei einen Theil derselben übernähme. Früher kam es nicht selten vor, daß die angesehensten und reichsten Familien des Landes durch eine einzige streitige Wahl, wenn auch nicht an den Bettelstab gebracht, so doch auf Jahrzehnte ruinirt wurden. Fox's Wahlen bezeichnen auch in der Hinsicht eine neue Epoche: hatte aber das erste Mal seine Partei nur 1600 £ zu zahlen gehabt, so kostete der vorhin schon erwähnte Wahlkampf den Whigs mehr als 100,000 £, da auch die Tories von ihren Gegnern gelernt hatten und zu denselben Mitteln griffen.

Fragt man nun: worin bestehen die sonstigen Arbeiten des Ausschusses, so ist darauf zu erwiedern, daß sie zwar äußerst anstrengend und vielseitig sind, mit wenigen Worten indessen geschildert werden können. Außer einer sehr bedeutenden Correspondenz mit dem oft ja abwesenden Candidaten, mit sonstigen Leitern ihrer Partei und einem Theile der Wähler, sind hier Adressen und Ansprachen zu berathen und zu entwerfen, deren Druck und möglichst weite Verbreitung besorgt werden muß; die Wahllisten sind zu revidiren, ein Ueberschlag zu machen, auf wieviel Stimmen wohl zu rechnen sei, und daran reiht sich denn das eigentliche Stimmenwerben — the canvass — wo man von Haus zu Haus geht, mit jedem Wähler spricht, für Jeden ein freundliches Gesicht, ein gutes Wort hat, um ihn zu bewegen, sich für den Candidaten der Partei fest zu erklären — to pledge himself. — Das Gleiche geschieht in den meisten Fällen auch von dem Candidaten in Person; oft freilich, wo es sich um die Form handelt, in solcher Eile, daß, wie Lord Cockburn in seinen Memoiren erzählt, Lord Jeffrey bei einer solchen Gelegenheit in der Zeit von 3½ Stunden nicht weniger als 635 Besuche machte und 494 Männern die Hand drückte. Es liegt in der Natur der Sache, daß es an mancherlei komischen Situationen dabei nicht fehlt, und so haben auch die Romanschreiber — ich erinnere nur an Bulwer im Pelham, an Douglas Jerrold im St. Giles and St. James, denen sich leicht noch andere Namen anfügen ließen — diese Seite oft und mit dem glücklichsten Erfolge geschildert. Auch ergeben sich die ergötzlichsten Quids pro quo, wie z. B. Mr. Layard bei den letzten Wahlen von einem ehrsamen Farmer die Antwort erhielt, er könne ihm seine Stimme nicht geben, da er ja durch seine Abstimmung im Unterhause die Minister gezwungen habe, einen so scheußlichen Mann wie Sir John Bowring nach China zu schicken!

Das Haus, wo der Ausschuß seine Sitzungen hält, ist mit gewaltigen Plakaten, welche oft die ganze Außenseite bedecken, überklebt; auch andere Häuser tragen denselben Schmuck, den wir in mehr oder weniger riesigen Lettern überall an den Straßenecken, an Ladenfenstern, Omnibus u. s. w. wiederfinden. Regelmäßige Meetings — zu denen übrigens ein Jeder Zutritt hat — finden Statt, und auf diesen erscheint der Candidat an der Spitze seiner Freunde, um sich sowohl über seine politischen Ansichten auszusprechen wie auch Fragen und Einwürfe, die von den Anwesenden an ihn gerichtet werden mögen, zu beantworten. Daß es dabei immer ganz ruhig und ordentlich hergehe, läßt sich nun nicht behaupten; nicht selten wird der Redner durch muthwillige oder bezahlte Unruhstifter in seinem Vortrage unterbrochen, und ich habe es erlebt, daß diese Störungen einen solchen Charakter annahmen, daß man sich beeilte, der Sache durch ein hastiges Dankvotum für den Vorsitzenden ein Ende zu machen.

Unter solchen Vorbereitungen ist inzwischen der Wahltag, nomination day, herangekommen. Der Wahlakt, nomination, selbst findet in der Regel im Freien, auf einem großen überdeckten Brettergerüste — the hustings — Statt, welches zu diesem Zwecke stets an derselben Stelle von dem Sheriff, oder wer sonst die Wahl vornimmt, errichtet ist. Von all dem früheren Gepränge der Wahlaufzüge, den Fahnen, den Standarten mit Inschriften, den Symbolen, wie es zur Zeit der Freihandelsbewegung das große und kleine Brot waren, den Bändern, der Musik ist meistentheils wenig oder nichts übrig geblieben. — Hin und wieder habe ich solches außerhalb Londons wohl gesehen, was aber nach der einstimmigen Versicherung Aller kaum ein Schatten der alten Herrlichkeit genannt zu werden verdiente. — Nachdem die verschiedenen Candidaten mit ihren Freunden sich auf den Hustings aufgestellt, beginnt der Sheriff damit, die königliche Proclamation vorzulesen oder vielmehr mit so leiser Stimme herzumurmeln, daß man kaum bemerken würde, daß er damit fertig sei, wenn nicht am Ende eine alte Formel mit einem dreimal wiederholten God save the Queen etwas Leben in die Sache brächte. Dasselbe gilt von der dann folgenden Vorlesung eines sehr langen Schriftstückes, welches, wie ich bei weiterem Nachfragen erfuhr, die Parlamentsakte gegen Bestechung ist. Dies dauert eine ganze Weile, — inzwischen hört aber die Menge ebenso wenig zu wie die Herren auf den Hustings, man plaudert, macht seine Bemerkungen, vielleicht benutzt auch einer der anwesenden Diebe im Gedränge die Gelegenheit, die Taschen seines nächsten Nachbarn vorläufig zu untersuchen, um später desto sicherer operiren zu können: büßte doch Lord Grosvenor, der liberale Candidat für Middlesex, selbst auf den Hustings eine sehr werthvolle Uhr ein. —

Jetzt erst kommt mehr Leben in die Sache: es tritt nämlich einer der Herren des Ausschusses auf, schlägt seinen Candidaten vor — propose — und sagt einige Worte zu seiner Empfehlung, ein Zweiter — the seconder — unterstützt den Vorschlag, und nun ist es an dem Candidaten, seine Sache weiter zu verfechten.

Dann erfolgt die Abstimmung durch Aufhalten der Hände — the show of hands —; nach Probe und Gegenprobe, bisweilen auch nach vorgängiger Besprechung mit den Herren an seiner Seite erklärt der Sheriff diesen oder jenen Candidaten für gewählt. Allein nur für den Fall, daß die Wahl überhaupt nicht streitig, ist die Sache damit auch abgemacht, sonst bildet es weiter nichts als ein Vorspiel, an dem sich die nicht stimmberechtigte Masse handelnd betheiligen darf. Denn wie ein Jeder das Recht hat hier zu erscheinen, so hält auch die Hand auf wer da will, ohne Wähler zu sein. Es ist daher eine bloße Förmlichkeit, bei der es aber der unterliegende Candidat bewenden läßt, wenn er seinen Wunsch, von den Hustings herab einmal zum Volke gesprochen zu haben, erreicht sieht. Will

er aber die weiteren Kosten daran wenden, oder glaubt er nach den bereits erhaltenen Zusicherungen des Erfolgs sicher sein zu können, so läßt er durch seine Freunde eine namentliche Abstimmung — a poll — verlangen und wird dieselbe von dem Sheriff auf den nächsten Tag angesetzt.

Die ungebührlich lange Dauer dieser Abstimmungen in früherer Zeit gab Anlaß zu den größten Mißbräuchen, den gröbsten Ausschweifungen. Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts hatte man die früher üblichen sechs Wochen auf vierzehn Tage herabgesetzt; eine weitere Beschränkung dieser Frist stieß dann aber von liberaler Seite auf vielfachen Widerstand. Andererseits wollten selbst die großen Kaufleute und Fabrikanten in Städten wie Manchester nichts von einer Ausdehnung der Vertretung beim Parlamente wissen, man wandte den großen Zeitverlust bei den Wahlen dagegen ein, und als nun Lord John Russell diese Vorstellungen soweit berücksichtigte, daß er die Dauer des Polls auf 3 statt auf 14 Tage festzusetzen beantragte, warf Huskisson im Parlamente das Papier unwillig zur Erde und bezeichnete eine solche Neuerung als „Manchester Stuff."

Jetzt ist die Abstimmung — mit Ausnahme der beiden Universitäten Oxford und Cambridge — das Werk eines einzigen Tages und geht in weit größerer Ordnung vor sich als früher. Dieselbe geschieht bekanntlich öffentlich und zwar so, daß jeder Wähler persönlich vor einem der Schreiber in der sogenannten Stimmbude — the polling-booth — erscheint und hier, nachdem die vorhandenen Register seine Berechtigung zur Wahl ergeben haben, seine Stimme für diesen oder jenen Candidaten eintragen läßt. Jede Partei vermag auf solche Weise ganz genau zu controlliren, ob ein Wähler, der sich ihnen vorab verpflichtet hat, seinem Versprechen wirklich nachgekommen, doch hat das bisherige Verfahren die Unzuträglichkeit, daß eine große Menge solcher Leute, die in einer abhängigen Stellung leben, durch die Furcht ihren Lebensunterhalt zu verlieren gezwungen werden können, für einen bestimmten Candidaten, der ihnen von irgend einer einflußreichen Seite aufgedrungen wird, zu stimmen. Dies ist nicht bloß bei der ländlichen Bevölkerung der Fall, sondern auch bei den Fabrikarbeitern, den Beamten der Regierung, welche in einzelnen Orten, wie Woolwich u. a., den Ausfall der Wahlen dadurch völlig in ihrer Hand hat. Wie es scheint, ist aber die Zahl derer, welche die geheime Abstimmung, the vote by ballot, an die Stelle zu setzen wünschen, in stetiger Zunahme begriffen, wenn ihre Bemühungen im Parlamente bislang auch noch ohne Erfolg geblieben sind.

---

* Eine Epistel vom Lande.

An Hn.

August 1856.

Was für ein Sommer, was für ein August!
Die Wolken balgen sich nach Herzenslust
Und stürmen auf einander an im Grimm,
Als sei der ganze Himmel eine Krim;
Und wenn sie statt des Bluts auch Wasser bloß
Vergießen, wird doch jeder Erdenkloß
So naß, daß man in diesem schmutz'gen Grau
Kaum unterscheidet zwischen Mensch und Sau.

In solchem atmosphärischen Einerlei,
Wo Erde, Luft und Wasser wie ein Brei
Von Elementen in einander schwimmt,
Wär' ich von selbst zu keinem Ritt gestimmt,
Und käm's auf mich an, ließ' in jedem Fall
Ich alle Pferde gern in ihrem Stall.
Doch du, Rittmeister, bist mein Meister auch,
Ich folge dir und übe deinen Brauch.
Es gilt denn einen Ritt, um deinethalb!
Zwar ist mein Gaul diesmal nicht mansfelb,
Doch ist's ein Thier, das auch von Race ist,
Behender läuft und wen'ger Hafer frißt.
Du kennst es, denn auch deinen Schenkelschluß
Hat es verspürt; es nennt sich Pegasus.

Ich sporn' es nicht zu lyrisch wildem Lauf,
Zu episch sanftem Trabe zäum' ich's auf
Und will berichten ohne Redeschmuck,
Was ich in einem alten Brem'schen Druck,
In einer Chronik aufgezeichnet las,
Dir zur Erbauung oder auch zum Spaß.

Als einst — dreihundert Jahre floh'n seitdem —
In Bremen nach lutherischem System
Die große Kirchensäuberung begann,
Kam auch der reichdotirte Tempel dran,
Der in papist'scher Nacht dem Sanct Ansgar
Von unsern Vätern fromm gewidmet war,
Und dessen Thurm jetzt, stolz emporgebaut,
Auf protestant'sche Weide niederschaut.
Man machte Sanct Ansgar dann bestens rein,
Zog seine Stiftungen und Pfründen ein
Und schlug das bunte Fensterglas entzwei,
Auf daß es heller in der Kirche sei.
Wegnahm man auch, was von kathol'schem Graus
Sich angehäuft so lang' im Gotteshaus,
Was auf Altären, was in Nischen stand,
Und was am Pfeiler hing und an der Wand.
Was golden oder silbern war, das schmolz
Im Tiegel bald, doch was aus Stein und Holz
Gefertigt war, kam in die Sakristei,
Die Rumpelkammer für Abgötterei.

Da lagen nun, vermodernd und bestaubt,
Die armen Heiligen, so ganz beraubt
Der Ehr' und Andacht, die in bess'rer Zeit
Inbrünstig ihnen Aug' und Herz geweiht;
Wie Mancher auch vordem zu ihnen schrie,
Jetzt kümmerte sich Keiner mehr um sie!

Nur Einer that's. Ein Mann der Vorsicht war's,
Ein kluger Mann, ein Nachbar Sanct Ansgar's;
Der dachte: „Unstät ist des Volkes Sinn,
Leicht giebt's die neue Lehre wieder hin
Für jene alte, die es jüngst verschwor,
Dann sucht's den alten Trödel auch hervor;
Aus dem Gewahrsam holt es dann zuhauf
Die Heiligen und stellt sie wieder auf;
Drum müssen sie unwiderbringlich fort,
Denn Schaden stiften sie so hier wie dort." —

Gedacht, gethan! Mit schlauem Vorbedacht
Schlich sich fortan der Denker Nacht für Nacht
Zur Sakristei und nahm ein Bild heraus
Und trug es heimlich in sein nahes Haus.
Die steinernen zerstückt' er und zerhieb,
Daß keine Heil'gennase heil verblieb;
Die hölzernen, die schob er wohlgemuth,
Als wären's Ketzer, in des Ofens Gluth,
Ausstreut' er dann, wie beim Autodafe,
Die Asche, daß kein Unheil draus entsteh'.

So sichert' er nach praktischem Rezept
Der neuen Lehre Stand, und weggeschleppt
Hat er die Bilder all' in kurzer Frist,
Bis daß nur eins, nur eins noch übrig ist,
Das er als letzten Trumpf sich aufgespart:
Ein Muttergottesbild von seltner Art,
Obwohl von Holz, das schon viel Wunder that,
Vor das schon mancher gläub'ge Pilger trat
Mit Bitten bald und bald mit Dank und Lob:
Deswegen auch mit wahrer Wollust schob
Der Mann es in den Ofen; aber, ach,
Der Ofen birst mit donnerndem Gekrach,
Davon das Haus im tiefsten Grund erbebt
In Schutt und Feuer seinen Herrn begräbt.

So war, selbst noch in aufgeklärter Zeit,
Das Heil'genbild zum Wunderthun bereit
Und rächte, trotz der neuen Lehre, sich
An diesem Bilderstürmer fürchterlich.

Das glaubte damals man, doch die Kultur,
Die alle Welt beleckt, kam auf die Spur
Auch diesem Wunder bald und fand bald aus,
Es habe von der Sakristei zum Haus
Ein Schalk den klugen Eiferer schon lang
Achtsam verfolgt auf seinem nächt'gen Gang
Und endlich dem Madonnenbilde sacht
Ein ziemlich Quantum Pulver beigebracht.

N. Delius.

* Der Weihnachtsabend eines Einsamen.

Erzählung von B. Tschischwitz.

(Fortsetzung.)

„O Gott, welch einen Vater muß ich gehabt haben!“ sagte der Knabe zusammenschaudernd; dann setzte er, den Blick zum klaren Sternenhimmel gerichtet, mit sanfter, lieblicher Kindesstimme hinzu: „O, und er war doch so gut, so gut gegen uns alle, daß er für uns gestorben ist.“

„Nun ist er todt“, sagte Herr Ewald mit dumpfem Tone — „aber das Böse, das er mir gethan, ist nicht mit ihm gestorben.“

„Nein“, sagte der Knabe ruhig und fest, wobei er Herrn Ewald dreist ins Gesicht sah, „es wird noch heimgesucht an den Kindern, damit sich die Worte der heiligen Schrift erfüllen. Ein guter Sohn trägt die Schulden seines Vaters ab, wenn dieser es nicht mehr kann; und ich bin gern unglücklich, da ich weiß, wofür ich es bin.“

„Du weißt es, du kennst die Geschichte deiner Eltern ganz?“

„Ich weiß nur dies eine, daß Mutter in den Stunden bittersten Kummers, der drückendsten Noth, immer mit heißen Thränen ausrief: das haben wir um Theodor verdient. Ich wußte nicht, wer Theodor sei, aber jetzt glaube ich, ihn zu kennen.“

„Wie“, rief Herr Ewald im heftigen Zorne aufbrausend, „wie, sie brachte meinen Namen noch über ihre Lippen, der sie an hundert gebrochene Schwüre erinnern mußte?“

„Sie hat uns beide, meine Schwester und mich, von Kindheit auf gelehrt, für Sie, gnädiger Herr, zu beten. Noch heute beim Erwachen nannte ich Ihren Namen in meinem Morgengebet; so thut sie und mein Schwesterchen ebenfalls.“

„Deine Mutter muß alt werden, wenn sie all das Herzeleid abbeten will, das sie mir zugefügt“; sagte Herr Ewald und nahm dabei den vornehmsten Ton, die kälteste Miene an.

„Gott schenke ihr trotz ihres Unglücks ein hohes Alter, gnädiger Herr, so bitte ich täglich. Sie hat Gottlob zwei Kinder, die wissen, was ihre Pflicht ist, und wohl für ihre Feinde beten lernten, aber kein Almosen von ihnen annehmen.“

Dabei hatte er das Zweithalerstück aus der Tasche gezogen und es auf den Marmortisch zurückgeworfen, daß es laut klirrte.

„Trotzkopf!“ brummte Herr Ewald; — er ging mit unruhigen, heftigen Schritten im Zimmer auf und nieder; dann blieb er wieder vor dem Knaben stehen und fragte: „Also du willst das Geld nicht —? So gieb es deiner Mutter als Lohn für ihre Gebete, — ich verlange keinen Dienst umsonst.“

Der Knabe wandte sich von dem Manne ab; sein Auge fing an zu funkeln, man sah dem hübschen Gesicht den ganzen Unwillen an, der in seinem Herzen tobte; — dann faßte er sich und sprach mit sehr gemessenem Tone: „Nach allem, was ich von Ihnen erfahren habe, gnädiger Herr, verdienen Sie weniger die Gebete einer unglücklichen Frau und zweier unglücklicher Kinder als diese ihren Haß. Vielleicht hat meine Mutter viel zu bereuen, denn sie sagt es ja, und ich glaube ihr Alles, was sie sagt; noch habe ich bis jetzt keinen Trost für ihre unsägliche Bekümmerniß gefunden, das aber wird sie trösten, wenn ich ihr sage: Mutter, der Mann, für dessen Glück du die Vorsehung bittest, haßt dich und uns alle; denn Mutter war bisher so thöricht zu glauben, daß Theodor unter allen Menschen sie am meisten lieb gehabt hätte, selbst noch lieber als mein armer, unglücklicher Vater.“

Dabei bedeckte Arthur sein Gesicht mit beiden Händen und weinte bitterlich. Herr Ewald ging und nahm seinen Mantel; der Knabe kam, um ihm beim Anziehen zu helfen. Da fiel das Licht der Lampe auf das schöne, blasse Gesichtchen. Zwei helle Thränen perlten in den großen, sanften Augen, und der stumme Schmerz malte seine melancholischen Linien um den frischen, feingeschnittenen Mund. Herr Ewald zitterte, als der Knabe ihm den Mantel anziehen half.

„Beeile dich“, sagte er mit etwas stotternder Stimme, als Arthur ihm den Hut reichte und den Stock nicht sogleich erlangen konnte. Dann schritt er hastig auf die Thüre zu; eben war er im Begriff zu öffnen, als der laute Ton einer gellenden Glocke durch die weiten Räume des Hotels hallte. Zugleich ließen sich die hellen Stimmen von einem halben Dutzend fröhlich lachender Kinder vernehmen, die über die Corridore eilten und die Treppen herabpolterten. Dazwischen tönte heiteres Lachen der Eltern und wiederholtes, nutzloses Rufen nach Ruhe und Ordnung.

„Was bedeutet das?“ fragte Herr Ewald.

„Die Christbescheerung für Herrn Steinauers Kinder“, entgegnete der Knabe betrübt.

„So“, sagte Herr Ewald gedehnt und öffnete die Thür.

Da strahlte ihm aus dem gegenüberliegenden Zimmer eine blendende Helle entgegen. Es war der prächtig geschmückte Christbaum; die sechs blühenden Kinder des Hotelbesitzers hüpften und sprangen unter frohem Jauchzen hinein in das festlich ausgeputzte Zimmer. Ein lautes Ach der Bewunderung tönte wiederholt von den kindlichen Lippen, wenn sie immer neue Geschenke, immer neue Gegenstände ihrer Freude vorfanden; und wenn sie die gefunden, dann flogen die Knaben und Mädchen an das Herz des Vaters und bedeckten sein Gesicht mit tausend Küssen, und von dem Herzen des Vaters eilten sie an die Brust der Mutter, die sie mit Zärtlichkeit an sich zog und über der himmlischen Mutterfreude in Thränen floß. Herr Ewald stand in der Thür des gegenüber liegenden Zimmers. Niemand bemerkte ihn, Arthur saß still in seinem Winkel und schluchzte laut. Herr Ewald fuhr zusammen, als er es hörte; er faßte krampfhaft den Griff der Thür, aber er vermochte es nicht, die Thür hinter sich zuzuschlagen; er stand wie festgebannt auf der Schwelle, aber wer ihn gesehen hätte, würde bemerkt haben, wie heftig er zitterte, und wie er rang und mit sich selbst kämpfte. Einer jener Gedanken, deren wir uns niemals erwehren können, wenn wir sie auch noch so gern verscheuchen wollen, stürmte auf ein Mal auf ihn ein, und die aufgeregte Phantasie riß ihn fort, weit fort in die lieblichen, sonnenhellen Tage seiner eigenen Kinderzeit. O, des unendlichen Weh's, das die Erinnerung ihm in diesem Augenblick bereitete! Da stand er denn einsam und verlassen in der Welt wie ein Fluchbeladener, den die Freude von ihrer Schwelle scheucht, und dem das Jauchzen der unschuldigen Kleinen das Herz bluten macht. — So stand er einige Minuten und starrte wie betäubt in die blendenden Lichter, die den Christbaum schmückten.

Das bitterliche Weinen des schönen Knaben wurde immer heftiger, das Jauchzen und Lärmen der Kinder im anderen Zimmer hatte aufgehört; jedes der Eltern hatte drei Kinder in seine Arme geschlossen und sich dem seligen Entzücken, das Elternfreude bereitet, überlassen. Es war ein heiliger Anblick, und Herr Ewald wich, überwältigt von ihm, ins Zimmer zurück. Er schwankte auf den Knaben zu und ergriff seine Hand; sie war feucht von Thränen; er wollte den Knaben anreden, aber er brachte kein Wort hervor, die Wallung des Gemüths, die er seit Jahren nicht mehr empfunden, schnürte ihm die Brust zusammen. Er setzte sich auf einen Sessel neben den Knaben, zog diesen an sich, drückte ihn ans Herz und fing bitterlich an zu weinen. Er glaubte an den lang verhaltenen Thränen zu vergehen, so reichlich, so heiß flossen sie. Endlich, nach

Verlauf einer geraumen Zeit sagte er mit leiser Stimme: »Arthur, komm, führe mich zu deiner Mutter!«

Der Knabe stand schweigend auf, ergriff Ewalds Hand, führte ihn hinaus und schloß das Zimmer. Die gegenüberliegende Thür war inzwischen auch geschlossen worden; sie schritten unbemerkt über die Hausflur nach der Straße. Vor einem niedrigen Häuschen in einem entfernten Stadttheil blieben sie stehen. Zwei kleine Fensterchen im oberen Stockwerke waren erhellt. »Sie hat Licht«, sagte der Knabe.

»Führe mich im Dunkeln hinauf«, bat Ewald, und sein Herz pochte laut und immer lauter.

Der Knabe ergriff die Hand seines Begleiters, und beide traten den beschwerlichen Weg über ein Paar enge dunkle Treppen an, die bei jedem Schritte knarrten. Am Ende der letzten bemerkte Herr Ewald ein mattes Licht, welches von einem kleinen Fenster in der Mitte einer Thür herrührte. Der Knabe flüsterte leise und bat Herrn Ewald so sacht als möglich aufzutreten; Mutter könnte vielleicht schlummern. Aber Mutter schlummerte nicht, wie Herr Ewald durch das kleine erhellte Fensterchen bemerken konnte. Eine blasse Frau in sehr dürftiger Kleidung saß an einem unscheinbaren Tischchen, auf welchem eine düstere Oellampe brannte. Sie war emsig mit einem Strickzeuge beschäftigt, und ihr gegenüber saß ein etwa zwölfjähriges Mädchen, das ihr aus einem Buche vorlas. Vor sich hatte das Kind ein Paar kleine, thönerne Leuchter stehen, auf welchen dünne, bunt bemalte Talglichter brannten. Sonst war auf dem ärmlichen Tischchen nichts weiter zu bemerken als ein Paar Tassen von grobem Thon und ein kleiner Kaffeekrug von demselben Stoffe, aus welchem die Mutter der Kleinen so eben einschenkte. Herr Ewald seufzte aus Herzensgrunde auf. — Was war aus ihr geworden, aus ihr, die er einst so heiß geliebt, als sie noch in der Fülle ihrer Schönheit, ihrer Jugend prangte! Waren dies die Augen, in die er damals mit Entzücken blickte, wenn sie unter den großen Wimpern hervor ihn so seelenvoll anschauten und das Bewußtsein weiblicher Macht und Unwiderstehlichkeit aus ihnen leuchtete? War diese kummervoll gefurchte Stirn dieselbe, die einst die Fülle rabenschwarzer Locken umwallte, und um die sich jetzt das zerschlissene Tuch schlingt, weil das dünne Haar, ach, so manche Blöße zeigen würde? War dieser hagere Hals derselbe, den einst die kostbare Rubinenkette schmückte, und dessen blendende Weiße den Neid und die Bewunderung der damaligen Schönen erregte; und diese knöchrige Hand, die jetzt in unermüdlicher Emsigkeit die Strickstöcke handhabt, war sie dieselbe, die einst fleischig und voll den schönsten Arm vollendete und weich wie Sammet zu fühlen war, wenn sie sanft in der seinigen ruhte oder über sein Antlitz glitt, um ihm die herabwallende Locke von der Stirn zu streichen, die auch ihm die Zeit vor Jahren schon vom Haupte geweht? O trügerisches Leben, täuschungsvolles Dasein! Welch entsetzlicher Wahn ist doch der Stolz auf die vergänglichen Güter des Lebens!

Herr Ewald seufzte tief auf, als er klopfte, und drinnen eine Stimme »herein« rief. Er trat ein und schritt auf die Frau zu, die Anfangs vor Staunen über das Erscheinen eines fremden Mannes kein Wort vorzubringen vermochte. Auch er redete nicht, sondern betrachtete sie mit einem Blicke des innigsten Mitleids; endlich aber lösete sich beiden die Sprache, sie erkannten einander an den Augen wieder und an der Art, wie sie sich einst anzublicken pflegten, und zu gleicher Zeit rief das eine Theodor! das andere Johanna! Während aber Theodor sein Gesicht mit beiden Händen bedeckte, faßte die Frau sich zuerst und begann, wiewohl mit bebender Stimme: »Wer hat Sie, nach so vielen Jahren der Trennung, mir zugeführt, welcher Engel hat Ihren Schritt in diesen abgelegenen Winkel gelenkt?« —

Ewald deutete auf den Knaben, und dieser erzählte der Mutter, indem er ihr um den Hals fiel, was wir bereits wissen.

»Gottlob«, sagte die Mutter, als Arthur seine Erzählung beendet. »Der Himmel hat mich sechszehn lange Jahre diese Stunde erflehen lassen; endlich, endlich hat er mir gewährt, worauf zu verzichten ich mich schon zu gewöhnen fürchtete.«

»Wie«, sagte Ewald, »Sie hätten eine Begegnung mit mir gewünscht? Danken Sie dem Allmächtigen, daß er sechszehn Jahre zwischen jenen Augenblick, wo ich Sie zum letzten Mal sah, und den jetzigen legte! Wer weiß, was die Vorsehung verhütete!«

»Ewald, Sie liebten mich einst«, sagte die Frau sanft.

»Bei Gott, das that ich«, antwortete Ewald; — »aber« —

»Aber«, fuhr die Frau ruhig fort, »Ihre Heftigkeit beraubte Sie eines Glückes, das Ihr Herz verdient hatte, und das ich Ihnen eben so sehr gönnte.«

Herr Ewald wollte antworten, aber die Frau schob ihm einen Stuhl zu und winkte ihm sich niederzulassen; dann sagte Sie: »Unterbrechen Sie mich nicht, bis Sie mich zu Ende gehört haben, dann urtheilen, dann richten Sie über mich.«

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

— * Unter den **neuen literarischen Erscheinungen** nennen wir eine Uebersetzung der Poesieen des römischen Dichters Catull von Th. Stromberg; ferner einen historischen Roman von F. Carlon »Ein getheiltes Herz oder Karl Theodor und seine Zeit«; ein historisches Drama »Der letzte Bruderkampf im Hause Wittelsbach« von K. S. von Merz.

— * Die geographischen Mittheilungen von Petermann werden ihren neuen Jahrgang mit einer Specialkarte des Kantonflusses und der Umgebungen von Hongkong und Macao bis oberhalb der Stadt Kanton eröffnen.

— ⁖ Central-Anzeiger für Freunde der Literatur. Leipzig, Brockhaus. — Der deutsche Buchhandel besitzt schon seit längerer Zeit ein eigenes Organ, welches außer der Mittheilung officieller Bekanntmachungen und mannichfacher geschäftlicher Notizen namentlich auch den Zweck hat, den Buchhandel selbst mit den neuen Erscheinungen der Literatur bekannt zu machen und ihn dadurch gewissermaßen auf dem Felde seiner eigenen Thätigkeit zu orientiren. Während es also in dieser Weise schon immer ein Organ des Buchhandels für seine eigenen Mitglieder gegeben hat, fehlte es bisher gänzlich an einem Blatte, welches in ähnlicher Weise, als Medium zwischen Buchhandel und Publikum dienend, dazu bestimmt wäre, diesem letztern einen umfassenden Ueberblick über die literarischen Novitäten, wie sie der Buchhandel in täglich steigender Menge in die Welt sendet, zu gewähren und ihm dadurch gleichzeitig das Mittel zu liefern, aus der Fluth des Erscheinenden das jeden speciell Interessirende leicht herauszufinden. Ein solches Organ aber ist jetzt begründet; der »Central-Anzeiger für Freunde der Literatur« (Leipzig, F. A. Brockhaus), dessen erste Nummer soeben erschienen ist, tritt mit dem ausgesprochenen Zwecke auf, Vermittler zwischen Buchhandel und Publikum werden zu wollen. Das neue Blatt, welches ein Centralorgan der deutschen Literatur sein will, zerfällt in zwei größere Theile, einen redactionellen und einen Inseratentheil. Während sich für den letztern, wie das Programm an der Spitze des Blattes sagt, die Art der Auffassung aus dem Charakter der literarischen Ankündigung von selbst ergibt, soll in dem ersten Theile neben kürzern literarischen Notizen vermischten Inhalts namentlich eine Uebersicht der wichtigern neuen Erscheinungen auf den verschiedenen Literaturgebieten gegeben werden, die insofern von Aehnlichem abweicht, als sie außer Titel, Preis, Verleger der Bücher rc. ein kurzes, thatsächliches Resume von dem Inhalt derselben giebt, welches es dem Leser leicht macht, sich ein Urtheil über Werth oder Unwerth eines Buches für seine speciellen Zwecke zu bilden, und überhaupt vortrefflich geeignet ist, zu orientiren und zurechtzuweisen. Der Preis ist unerhört niedrig; er beträgt nur 20 Silbergroschen für den Jahrgang.

— * Am 27. Januar hielt im Künstlerverein in Bremen Herr Pastor Nagel einen Vortrag, den er »Beitrag zur Erkenntniß des Wesens der Musik« betitelte. Es ist nicht wohl thunlich, von diesem Vortrage in der üblichen Weise

eine Skizze zu geben; wir werden denselben demnächst vollständig mittheilen. Die musikalischen Mitglieder des Vereins begingen den Geburtstag Mozarts durch Aufführung einiger Compositionen des Meisters, auf die wir in einem Kunstberichte, für welchen die letzten Wochen den Stoff geben, zurückkommen werden.

— * In diesen Tagen beginnt auf dem Münchener Hoftheater die Vorführung der Dramen, welche von der durch den König Max niedergesetzten Commission für des Preises würdig erkannt wurden. Ihnen ging am 19. Januar die neue Tragödie „Karl der Kühne“ von Melchior Meyr voran und hatte Erfolg. Die Berichte lauten freundlich, — worauf man freilich in München sich versteht, — und bezeichnen das Drama als eine historische Tragödie im wahren Sinn und als einen großen Fortschritt gegen des Verfassers „Herzog Albrecht.“

— * Die Parodie auf den „Tannhäuser“ von Wagner wird jetzt auch in Hamburg mit glänzender Ausstattung gegeben und macht großes Glück.

— * Das in der letzten Nummer erwähnte Drama „Le fils naturel“ vom jüngeren Dumas erhält sich bei dem Publikum und der Kritik von Paris im Ansehen und macht fortdauernd ungewöhnliches Glück. Der Verfasser erhielt 8000 Frs. nach der Lesung, 4000 Frs. am Tage der ersten Aufführung; er erhält ferner 5000 Frs. nach der fünften und 5000 Frs. nach der hundertsten Aufführung, ganz abgesehen von seinem Autoren-Antheile.

— * Das Modell zu der Statue des Componisten Karl Maria von Weber von der Meisterhand Rietschels soll herrlich gelungen sein. Ein Correspondent aus Dresden schreibt: „Es ist wahrhaft bewunderungswürdig, mit welcher Kunst Rietschel den süßen Fluß der Weber'schen Melodieen in den Linien des Körpers auszudrücken und dabei doch streng plastisch zu bleiben verstanden hat.“

— * Der König von Bayern hat dem Dichter Hermann Lingg, der vor einigen Jahren von Emanuel Geibel eingeführt wurde, und dessen Gedichte schon die dritte Auflage erlebten, einen Jahrgehalt von 600 Gulden verliehen, nachdem er ihm schon früher 1000 Gulden hatte auszahlen lassen, um ihm ein sorgenfreies Leben und Muße für seine Poesieen zu geben. Man erwartet von ihm zunächst „Bilder aus der Völkerwanderung.“ Außerdem hat der König namhafte Summen zur Förderung mehrerer literarischer Unternehmungen ausgesetzt; z. B. 1000 Gulden für die Ausgabe der Werke des Philosophen Franz von Baader, 1800 Gulden für eine Geschichte Ostfrankens, kleinere Summen für die naturwissenschaftlichen Untersuchungen des Professors Helmholz in Bonn u. a., 1800 G. für eine Reise des Professors Maurer nach Island, 6000 Gulden für eine Geschichte der bayrischen Staatsverwaltung, 10,000 Gulden für ein Wörterbuch der Sprach- und Alterthumswissenschaft.

— * Die Jubelfeier der Universität Jena im August wird durch eine berühmte und vielgeprüfte Theilnehmerin verherrlicht werden. Es ist die dem Zuge der Studenten von fast sämmtlichen deutschen Universitäten im Jahre 1817 bei dem Wartburgsfeste von den Jungfrauen Eisenachs gefertigte und jenen verehrte, mit den deutschen Farben gezierte sogenannte Wartburgfahne. Von weiland der Mainzer Central-Untersuchungs-Commission und der Polizei in ganz Deutschland verfolgt, mußte auch sie ein Asyl in fremden Landen suchen, fand solches und will nun wieder nach Jena (ihrem früheren Domicil) zurückkehren. Möge sie die deutschen Farben jetzt unangefochten entfalten dürfen und dann auf der Wartburg die Ruhe und Sicherheit finden, die ihr bis jetzt in Deutschland nicht vergönnt war.“

— * Der jetzt in Rom lebende Pianist Louis Rakemann (aus Bremen) schreibt der Redaction der „Signale für die musikalische Welt“, daß der geniale Bildhauer W. W. Storie in Rom eine Statuette von Beethoven verfertigt habe, welche das Schönste sei, was an Porträts von Beethoven existire, voll Wahrheit und Charakter. Der Künstler hat sich Beethoven componirend (die C moll-Symphonie) gedacht. Die Statuette ist nur klein, sitzend, etwa $1\frac{1}{2}$ Fuß hoch. Rakemann meint, es wäre zu wünschen, daß von Deutschland ein Auftrag käme, dieselbe lebensgroß auszuführen, da bis jetzt keine vollendete Statue Beethovens vorhanden sei.

— * Die große deutsche Kunstausstellung, welche von der Künstlerversammlung in Bingen angeregt wurde, bisher aber vergebens nach einer Stätte suchte, soll nun in München, und zwar im östlichen Flügel des Glaspalastes, stattfinden und vom 15. Juli bis zum 15. October dauern. Sie soll nicht bloß die Werke Lebender, sondern auch bedeutender Verstorbener aufnehmen; die Commission fordert alle künstlerischen Kräfte Deutschlands zur Betheiligung auf.

— * Ein ungedrucktes Werk von Kant. Vor einiger Zeit berichteten die Blätter von der Entdeckung eines umfangreichen, seinem Inhalte nach bisher unbekannt gebliebenen Manuscriptes von Kant. Obwohl es für den ersten Blick nicht wahrscheinlich war, daß bei der großen Sorgfalt, mit welcher der Nachlaß des Königsberger Philosophen geordnet wurde, ein handschriftliches Werk desselben vergessen oder verloren sein sollte, so ist doch sicher, daß hier von einer Fälschung oder Unterschiebung nicht die Rede sein kann. Haym kann auf Grund von Mittheilungen eines Freundes, der das Manuscript in Händen gehabt hat, in den „preußischen Jahrbüchern“ Näheres berichten. Die Handschrift enthält nichts Geringeres als jenes merkwürdige Werk, welches Kant's Feder noch in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte und welches unter dem Titel eines „Systems der reinen Philosophie in ihrem ganzen Inbegriffe“ vornehmlich den Uebergang aus der Physik in die Metaphysik vermitteln sollte. Von Schubert, dem Biographen des Philosophen, war im Jahre 1842 erklärt worden, daß dieses Werk spurlos verschwunden sei. (Kant's Werke, herausgegeben von Rosenkranz und Schubert XI. 2. S. 161). Nur ein einziges Zeugniß seiner ehemaligen Existenz überhaupt schien vorhanden. Einer der letzten Hausfreunde Kant's, nämlich Joh. Gottfr. Hasse, berichtet darüber in dem selten gewordenen, übrigens dürftigen Schriftchen: „Merkwürdige Aeußerungen Kant's von einem seiner Tischgenossen. Königsberg 1804.“ Oft, erzählt derselbe, habe er Kant noch um Mittag an dem mehr als hundert Folio-Bogen starken Manuscripte schreibend gefunden. „Er ließ mich es“, heißt es wörtlich, „mit Wissen mehrere Male an- und einsehen und durchblättern. Da fand ich denn, daß es sich mit sehr wichtigen Gegenständen: Philosophie, Gott, Freiheit, und wie ich hörte, hauptsächlich mit dem Uebergange der Physik zur Metaphysik beschäftige. Dieses Werk pflegte Kant im vertraulichen Gespräche „„sein Hauptwerk, Chef d'oeuvre““ zu nennen und davon zu sagen, daß es ein absolutes, sein System vollendendes Ganze, völlig bearbeitet und nur noch zu redigiren sei. Gleichwohl wird sich der etwanige Herausgeber desselben in Acht nehmen müssen, weil Kant in den letzten Jahren oft das ausstrich, was besser war, als das, was er überschrieb, und auch viele Allotria (z. B. die Gerichte, die für denselben Tag bestimmt waren) dazwischen setzte.“ Es habe geheißen, daß es dem Professor Gensichen zur Herausgabe übergeben werden solle. Schulz, der bekannte Commentator Kant's, dem es einstweilen zur Beurtheilung mitgetheilt worden, habe indeß nach genommener Einsicht von einer solchen Veröffentlichung abgerathen. Nach Form und Inhalt entspricht die jetzt aufgetauchte Handschrift diesem Zeugniß vollkommen. Das Ganze, um zunächst bei dem Aeußerlichen zu verweilen, besteht aus zwölf Convoluten ungehefteter Foliobogen von festem, grauem Conceptpapier. Die Bogen, zum Theil äußerst eng und voll beschrieben, sind sorgfältig geordnet und beziffert; ihre Zahl wechselt in den verschiedenen Convoluten von etwa fünf bis zu dreizehn; in einigen befinden sich halbe Bogen; dazwischen liegen zahlreiche Blättchen mit Verweisungen und anderweitigen Notizen. Als Umschläge dienen akademische Einladungen, Programme, Intelligenzblätter u. s. w., deren Data auf die Gleichzeitigkeit der Arbeiten hinweisen. Auch diese Umschläge sind fast vollständig, wo sich nur eine weiße Stelle finden wollte, und eng beschrieben, wie nicht minder zu jenen Notizen alle zufällig dem Autor in die Hand gerathenen Schnitzel, Streifen, Briefcouverts u. s. w. aufs Sparsamste benutzt sind. Nun aber hat der Inhalt dieser Blättchen und Umschläge nichts weniger als einen stätigen Bezug auf das Thema des Werkes. Zuweilen wohl stößt man auf Digressionen, die in einem entfernten Zusammenhang mit demselben stehen, aber viel öfter doch auf ganz selbständige Betrachtungen und Einfälle. Es finden sich Lesefrüchte aus der physikalischen, journalistischen, politischen Tagesliteratur; es finden sich endlich reine Tagebuchs- und Kalender-Notizen, als z. B. Beschlüsse und Erörterungen über Demarchen in akademischen Verhältnissen, Herzenserleichterungen gegen den famosen Lampe, den Diener des Philosophen, Einladungen oder Namenverzeichnisse von Tischgästen nebst Angabe der zu wählenden Schüsseln, kleine Geldangelegenheiten, mit Spenden. Offenbar: Alles, was während der vormittägigen Arbeit am Schreibtisch dem Alten durch den (allmälig der Vergeßlichkeit verdächtigen) Kopf ging, ist hier sogleich schriftlich festgehalten worden, um nur durch Federzüge von dem übrigen Inhalt gesondert zu werden. Es war, wie gleichfalls Hasse berichtet, die Hoffnung des Alten, die Herausgabe seines Chef d'oeuvre noch selbst besorgen zu können. Damit nun stimmt es durchaus, daß wir im Gegensatz zu den eben erwähnten Allotriis auch auf Manuscript stoßen, welches entschieden den Charakter des Druckfertigen an sich trägt. Es sind dies Reinschriften von ganzen Capiteln, und zwar mehrmals von einer zweiten Hand, mit hin und wieder übergeschriebenen eigenhändigen Emendationen. Die Verpflichtung tritt damit ein, auch über den Inhalt etwas zu sagen. Es geschieht dies an dieser Stelle ohne die Prätension, ein entscheidendes Urtheil über die Bruchstücke zu fällen, ein Urtheil, zu welchem nur die vollständigste Vertrautheit mit dem System und die probehaltigste Belesenheit in den Schriften des großen Denkers berechtigen könnte..... Unstreitig ist hier die Anstalt gemacht und ein gleichsam ununterbrochener Anlauf genommen zur Lösung der höchsten Fragen, welche die denkende Vernunft interessiren können. Es wird bei diesen Versuchen mit jener Gewissenhaftigkeit zu Werke gegangen, die für immer noch Kant genannt zu werden verdient. Kein Schritt wird gethan ohne die strengste, stets wieder von vorn anfangende Rechenschaft vor sich selbst.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Ctr.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

№ 6. Bremen, 7. Februar. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Berlin und seine Architektur.

Von E. Linden.

Die Architektur ist diejenige Kunst, welche zunächst einer Stadt ihre Physiognomie zuertheilt. Man hört vielfach die Behauptung, die Bauart Berlins sei charakterlos, kasernenartig, die Straßen von ermüdender Länge und Gradlinigkeit und rechtwinkliger Regelmäßigkeit. In dieser Beziehung, wie in so vielen andern, kann meiner Meinung nach Berlin von sich sagen, wie Schottlands schöne Königin: Ich bin besser als mein Ruf.

Die beiden Hauptströme des Fremdenzuflusses kommen von Westen und Norden der Stadt, durch das Potsdamer und Oranienburger Thor. In beiden Fällen sieht der Ankömmling in eine unendlich lange und in schnurgrader Richtung laufende Straße, die Leipziger- und Friedrichsstraße, und siehe da — die vorgefaßte Meinung von den unendlich langen und langweilig graden Straßen Berlins finden die guten Leute durch die eigne Erfahrung bestätigt. Daß diese beiden Straßen aber die einzigen unendlich langen sind, und daß von den acht oder zehn Stadttheilen, aus denen Berlin besteht, nur diese einzige Friedrichsstadt in rechtwinkligen, meinetwegen langweiligen Vierecken gebaut ist, kommt später nicht weiter in Betracht. Die Friedrichsstadt war bis vor etwa sechszehn Jahren der jüngste Stadttheil. Bei seiner Erbauung wurde die Stadtmauer bis auf einen gewissen Umkreis hinausgerückt, und das gewonnene Terrain — Äcker und Gärten — zu Straßen und Häusergruppen abgesteckt. Unter diesen Umständen war sicher die grade Richtung, die man den Straßen gab, die natürlichste, ich möchte sagen, die einzig natürliche, ebenso wie es bei den alten, nach und nach planlos entstandenen und dazu durch Festungswerke eingeengten Städten das Natürlichste war, daß ihre Straßen in unregelmäßigen Krümmungen und in allen Graden des Winkels liefen, jenachdem es der Zufall oder der Zwang der Raumbeschränkung fügte. In diesem Charakter ist denn auch der alte Kern Berlins, die Königsstadt, gebaut.

Ueberhaupt hat vielfältige Erfahrung mich gelehrt, den Lehrsatz: „Zweifel ist der erste Schritt zur Wahrheit“ ganz besonders auf den Ruf, der über Städte und Länder gäng und gebe ist, anzuwenden, und daß man nicht mißtrauisch genug gegen die Urtheile der Reisenden gewöhnlichen Schlages sein kann. Voltaire karikirte durchaus nicht den großen Haufen der Touristen, wenn er einen von ihnen, der aus dem Fenster seines Gasthofs eine Frau mit rothen Haaren sah, in sein Tagebuch schreiben ließ: die Frauen in dieser Stadt haben rothe Haare.

Nicht ganz so unbedingt möchte ich dem andern, oft zu hörenden Vorwurfe entgegen treten, dem nämlich, daß die Bauart der Häuser Berlins etwas Einförmiges, Kasernenartiges habe. Bei vielen in den dreißiger und Anfangs der vierziger Jahre entstandenen Privatbauten und bei den in den allerletzten Jahren von unsern tonangebenden Bau- und geheimen Oberbauräthen entworfenen öffentlichen Gebäuden trifft dieser Vorwurf zu, indessen ist es doch ungerecht, an einer einzelnen Stadt eine Schattenseite hervorzuheben, die sich in den neuen Theilen fast aller großen Städte und manchmal in noch viel höherem Grade vorfindet. Nicht nur die neuesten Vorstädte Wiens, sondern selbst weniger neue zeigen denselben kasernenartigen Charakter, und zwar um so auffälliger, als die Häuser dort im Allgemeinen größer sind als in Berlin. Dasselbe gilt von manchen neuen Straßen in Hamburg, von vielen Neubauten in Frankfurt am Main, von Köln und den größeren Städten am Rhein. Dagegen tragen einen ganz bestimmt ausgeprägten und einer Hauptstadt durchaus würdigen Charakter die älteren bis zum Anfange unseres Jahrhunderts entstandenen Häuser, von denen sogar eine große Anzahl in jeder Stadt zweiten Ranges mehr oder minder palastartig erscheinen würde.

Vier Epochen sind es, in welchen Berlin vorzugsweise mit Prachtbauten geziert wurde; die erste dieser Epochen fällt in die Zeit des prachtliebenden Friedrich I., des ersten Königs von Preußen. Während seinem Vorbilde, Ludwig XIV., ein Heer von Künstlern, Italiänern und Franzosen, zu Gebote stand, und diese doch nichts Besseres als Werke im entartetsten italiänischen Geschmacke herstellen konnten, mußte dem neuen Könige ein einziger Meister genügen, der aber in sich mehr Genie und Originalität vereinigte als sämmtliche Italiäner und Franzosen des französischen Herrschers. Schlüter schuf zwei der größten Meisterwerke der neueren Baukunst: das königliche Schloß und das Zeughaus; dabei die beste aller existirenden Reiterstatuen, (denn er war ein ebenso großer Bildhauer als Baumeister), den großen Kurfürsten auf der langen Brücke. Viele andre, minder großartige, aber an sich ebenso schöne Bauwerke entstanden noch unter seiner Leitung und nach seinem Weggange von Berlin, (er wurde durch Hoffkabalen verdrängt), nach seinen Zeichnungen und denen seiner Schüler.

Beiläufig bemerkt, ist es gradezu unbegreiflich — selbst bei der unbegrenztesten Bewunderung für das organisatorische Genie des großen Kurfürsten, des Vorgängers Friedrichs I., wie die Einkünfte des kleinen und dazu durch den dreißigjährigen Krieg verwüsteten Ländchens die Mittel bieten konnten zu allen jenen Prachtbauten und zu der sonst verschwenderischen Hofhaltung des Königs. Man weiß, in wie grauenvoller Weise dieser Krieg ganz Norddeutschland verwüstet und entvölkert hatte, und wie von allen Landestheilen grade die Mark Brandenburg die größten und anhaltendsten Drangsale zu erdulden hatte, so daß sie Friedrich der Große in seinen Mémoires pour servir à l'hist. etc. „abîmée d'une espèce d'anéantissement“ nennt.

Die zahlreichsten Baudenkmale Berlins entstanden unter der Regierung Friedrichs des Großen. Die meisten derselben sind im Zopfstile gebaut, einzelne mit einem Beigeschmacke von holländischer

Baukunst; nur das Opernhaus und die katholische Hedwigskirche tragen griechischen Charakter; die letztere ist eine ziemlich genaue Copie des Parthenon in Rom, freilich in viel kleinerem Maßstabe als das Original.

In vielen Fällen waren dem Könige seine Bauschöpfungen mehr Mittel als Zweck, — Mittel nämlich, um Straßen und Plätze auszufüllen und zu zieren, ohne Rücksicht auf den wirklichen Zweck des Bauwerkes; ein Verfahren, das jedenfalls dem Eindruck des Gebäudes Abbruch thut, indem bei der so naturnothwendigen Frage nach dem Zwecke eines großartigen Werkes dieser letztere in seiner Einseitigkeit in einem Mißverhältnisse zu dem Aufwande von Mitteln steht und zugleich eine Herabsetzung der Baukunst enthält. In der bezeichneten Weise entstanden die beiden Kirchen auf dem Gensdarmen-Markte. Beide sind durchaus gleichmäßig im Innern und Aeußern und bestehen aus zwei ganz verschiedenartigen Theilen, nämlich aus einem prächtigen Säulen- und Kuppelbau und einem gleichsam daran geklebten, im allernothdürftigsten und vernachlässigten Stile gehaltenen gewöhnlichen Hause, das den eigentlichen Kirchenraum enthält, während jener Bau in seiner ganzen Großartigkeit vermöge seiner baulichen Construction fast gar keinen benutzbaren Raum enthält und rein als Decoration dasteht; nicht einmal die Glocken sind in dem Thurme angebracht, sondern hängen zu einer Dachluke des Kirchengebäudes hinaus.

Der dritten Epoche unter Friedrich Wilhelm III. prägte Schinkel seinen Charakter auf. Er führte die Architektur von ihrer Entartung zurück zu der Reinheit des antiken und mittelalterlichen Stiles in den Schöpfungen der Gemälde- und Sculpturengalerie, der neuen Königswache, des Schauspielhauses, der Ingenieurschule und der Werderschen Kirche und zeigte sich selbstschöpferisch in dem tadellos schönen und vollkommen originellen Gebäude der Bauakademie und mehreren Privathäusern, die, solange sie stehen, zu den schönsten Zierden der Stadt gezählt werden müssen.

Am dürftigsten in Bezug auf Originalität und selbst bloßen Geschmack tritt die jüngste Epoche auf. In die amtliche Stellung und den Wirkungskreis Schinkels ist Stüler getreten. Daß man in unsrer Zeit die bloße Copie der Antike nicht mehr gelten lassen will, ist in der Ordnung. Andrerseits muß man zugeben, daß in keiner Kunst die Schwierigkeit, Neues zu schaffen, größer ist als in der Architektur. Indessen, daß es nicht unmöglich ist, hat Schinkel mit seiner Bauakademie bewiesen. In Ermangelung eines Besseren wird man sich also mit der geist- und geschmackvollen Zusammenstellung von schon Vorhandenem begnügen müssen. Eine Zusammenstellung verschiedener Stil- und Geschmacksrichtungen ist nun freilich das von Stüler erbaute neue Museum, aber von den Geschmacksrichtungen sind eben nur die Richtungen sichtbar; der Geschmack selbst fehlt. Die Façade ist ohne ausgesprochenen Charakter, elegant, glatt, kalt und kahl. Den Hauptraum des Innern bildet — architektonisch genommen — das bloße Treppenhaus. Ein Fundamentalsatz der architektonischen Schönheitslehre ist, daß die äußere und innere Gliederung des Bauwerkes aus der Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit hervorgehe; wo dies nicht der Fall ist, sinkt das Bauwerk zu einem bloßen Decorationsgegenstande herab. Ein prachtvoller Treppenbau ist nun durchaus kein geringer oder unwürdiger Vorwurf für einen Baukünstler; es hat große Meister gegeben, die all ihr Genie auf diesen Gegenstand verwendet haben; nie aber machten sie den Treppenraum zum Haupttheile eines Gebäudes, als ob das Gebäude der Treppe wegen gebaut wäre, sondern sie begnügten sich, die Nothwendigkeit, aus einem Stockwerke in das andere zu gelangen, mit dem Gewande der Schönheit zu umkleiden.

Trotz ihrer Breitspurigkeit erfüllt die Treppe im neuen Museum nicht einmal vollständig ihren Zweck, denn sie läßt in dem oberen Stockwerke die beiden Hälften, in welche der vom Parterre bis unters Dach und durch die ganze Tiefe des Gebäudes gehende Treppenraum das Gebäude getheilt hat, ohne Verbindung, so daß für diesen Zweck auf dem ersten Absatze der Treppe eine eigne Galerie gesetzt werden mußte, welche den Eindruck eines fremdartigen Bestandtheils hervorbringt. Die ungeheuren Wandflächen sind mit den bekannten Gemälden Kaulbachs bedeckt. Die übrigen Räume des Baues zeigen, abgesehen von ihrer Buntscheckigkeit, in den Einzelheiten sehr viel Schönes, da alle bedeutenderen Künstler Berlins an der malerischen und plastischen Ausschmückung derselben gearbeitet haben.

Neben Stüler ist Strack vielfach mit öffentlichen und privaten Schönbauten beauftragt. Für seinen schönsten Bau gilt das unlängst vollendete Wohnhaus eines reichen Brauereibesitzers. Die luxuriöse Ausstattung des Gebäudes beweist, daß dem Talente des Architekten keine Fesseln angelegt wurden, so daß es wohl erlaubt ist, die Tragweite seines Könnens nach diesem Werke abzumessen. Die beiden ersten Stockwerke des Gebäudes, (es ist ein Eckhaus an einem der schönsten Plätze der Stadt), bilden einen durchaus glatten, ungegliederten Würfel, dessen Flächen keine andere Unterbrechung zeigen als die Fenster, und mehrere Basreliefs an denjenigen Stellen, an welchen der äußeren Gleichmäßigkeit zufolge hätten Fenster sein müssen, aus wohnlichen Rücksichten diese aber weggelassen waren. Auf diesem Würfel steht, in eine corinthische Säulenordnung gekleidet, das dritte Stockwerk. Wie schon gesagt, wird das Haus von Manchen für schön gehalten; indessen will uns scheinen, als ob diese „Manche" solche sind, denen neu und schön für gleichbedeutend gilt, wie denn nicht zu leugnen ist, daß der marmorartige Anstrich von Oelfarbe, die Größe der Fenster, die Spiegelscheiben und die prachtvollen Gardinen dahinter dem Gebäude etwas Stattliches geben; originell habe ich es nie nennen gehört, selbst nicht von Denen, die es schön fanden.

Einen angenehmen Gegensatz gegen die Glätte und Kälte dieser Façaden bilden mehrere von Hitzig entworfene. Wenn man dort nichts als Schönthuerei, Kleinigkeitskrämerei und Willkürlichkeit sieht, wird hier das Auge auf den ersten Blick befriedigt durch eine große durchgreifende und harmonische Gliederung; an die Stelle der dünnen, bindfadenartigen Gesimse an den Stüler'schen und Strack'schen Bauten setzt Hitzig weitausladende, kräftig schattirende, wie sie ein so großer Körper, als ein Haus ist, erfordert.

Steht es demnach im Allgemeinen nicht gar wohl um die Profan-Baukunst in Berlin, so liegt die Kirchenbaukunst ganz und gar im Argen. Vielfach und aus guten Gründen ist unsrer Zeit die Fähigkeit für religiöse Kunst abgesprochen worden: Berlin scheint, seinen Kirchen nach zu urtheilen, zu keiner Zeit Talent dafür gehabt zu haben, wie es denn auch zu keiner Zeit im Geruche der Frömmigkeit gestanden hat *). Unter den älteren und ältesten Kirchen sind zwei, deren Schönheit oder wenigstens Ansehnlichkeit sich fast bis zur Stufe mittlerer Anständigkeit erhebt; unter den neueren, mit denen man alle tieferen Stufen besetzen kann, selbst diejenigen, bei denen der Begriff von Anständigkeit schon lange aufgehört hat, — unter den neueren also befindet sich sogar eine, die Spittelkirche, deren Einfachheit und Größe oder vielmehr Kleinheit den Anforderungen einer nicht ganz armen Dorfgemeinde vielleicht eben nur genügen würde. Im äußersten Osten der Stadt giebt es Distrikte, jeder Kultur und Industrie bar, in welche ihrer Ferne und Abgelegenheit wegen die Mehrzahl der Berliner nie gekommen ist und kommen wird; in diesen Regionen wäre das Dasein der erwähnten Spittelkirche wenn nicht zu entschuldigen, doch wenigstens zu erklären, aber mitten in der Stadt, am Endpunkte einer der schönsten Straßen und wenige Schritte entfernt von einem der schönsten Plätze, muß man sie für ein komisches und unlösbares Räthsel halten. Mehreren andern in den letzten Jahren in eleganterem, aber desto kleinlicheren Stile erbauten Kirchen hat der Volkswitz mit der Benennung „Polkakirchen" ihr Urtheil gesprochen.

---

*) Zu keiner Zeit?

Bescheidene Anfrage der Redaction.

Ist es zufällige Ausnahme, oder ist es der Anfang zum Bessern, — auf zwei ganz neuerdings vollendete Kirchen findet das oben Gesagte keine Anwendung. Dem nicht verwöhnten Auge der Berliner muß die Markuskirche in der Weberstraße als ein ganz anerkennenswerthes Bauwerk erscheinen, namentlich aus einiger Ferne gesehen, wo die Contouren des Ganzen wirken, während in größerer Nähe die Dürftigkeit der Ausstattung von den knapp zugemessenen Geldmitteln zeugt. Mit Recht kann man behaupten, daß der Baumeister in seinem Werke schon Vorhandenes mit Geschmack und sogar mit großem Geschmacke zusammengestellt hat. Auf einem achtseitigen, in Kapellen auslaufenden Unterbau erhebt sich in wohlthuenden Linien ein Kuppelbau; neben dem Hauptbau in gleichgefälligem Stile der Glockenthurm. Der Entwurf der Kirche ist von dem Oberbaurath Langhans, einem der ältesten Baumeister Berlins, demselben, der das Palais des Prinzen von Preußen und den inneren Ausbau des Opernhauses nach dem Brande aufgeführt hat. Noch vortheilhafter präsentirt sich die nach den besten Mustern von mittelalterlich-romanischem Stile erbaute katholische Michaelskirche. In der splendiden Ausschmückung durch Statuen und Ornamente verräth sich auf den ersten Blick der Grundsatz der katholischen Kirche, die Einwirkung der Künste für ihre Zwecke in Anspruch zu nehmen.

Eine Lichtseite der Berliner Baukunst bilden noch die in leichtem italiänischen und Villenstile erbauten Landhäuser im Thiergarten und den sonstigen ländlichen Umgebungen der Stadt. Die meisten derselben zeugen von Geschmack, Phantasie, und mehrere sogar von Sinn für reine und edle Schönheit, und es wäre im Hinblick auf die städtischen Bauwerke schwer zu erklären, wie dieselben Meister so verschieden geartete Werke schaffen könnten, wenn nicht die Werke der andern Künste von der Wahrheit des Satzes zeugten, daß unsre Zeit im kleinen Genre groß sei und im großen Genre klein.

---

* Der Magus des Nordens.

Von Thaddaeus Lau.

Weil die industriellen Interessen, klagt man heute, herrschend in dem Centrum unserer Gesellschaft stehen, weil Industrie und Spekulation Nerv und Pulsschlag unsres Lebens und der Materialismus der Diktator unsrer Tage geworden: deßhalb auch hat sich die geistige Produktion von heute mehr oder minder zu einer literarischen Spekulation verseichtigt; und wenn die Richtung auf das realistische Element wie ein breiter, mächtiger Strom alle anderen Interessen und Erscheinungen im Leben der Menschen zu überfluthen und mit sich fortzureißen droht, und wenn in allen Zweigen und Gebieten, nach allen Richtungen und Thätigkeiten hin die Bestrebungen und Leistungen, die Zwecke und Ziele durch das Autokratorthum des Materialismus bedingt und geformt sind: was Wunder, wenn auch die edelsten und kostbarsten Erzeugnisse einer Nation, wenn die geistige Produktion, von jener Richtung ergriffen und ihr angepaßt, ihre geistige und sittliche Natur, Das was an ihr ewig und gottgegeben, immer mehr einbüßt und sich, in schnöder Prostitution, den merkantilischen und commerziellen Interessen des literarischen Geschäftsbetriebes zum Opfer bringt, — was Wunder?

Gewiß ist die Reaction gegen eine solche Richtung, das Aufbäumen des Idealismus gegen den Materialismus für alle Diejenigen, welche noch nicht Schillers schönen Spruch: „Segen ist der Mühe Lohn“ dahin verändert haben: „Thaler, Groschen, Pfennige sind des Scharwerks Preis“, eine erfreuliche Thatsache, um so erfreulicher, wenn die Reaction sich nicht bescheidet mit elegischen Stoßseufzern oder mit rhetorischen Deklamationen voll lyrischer Wuth über und gegen den funesten Einfluß der Richtung, sondern wenn die Reaction sich äußert durch eine That selbst. Als eine That von dieser Bedeutung, als eine hochwillkommne, männliche That begrüßen und empfehlen wir eine jüngst versandte Arbeit: „Johann Georg Hamanns, des Magus im Norden, Leben und Schriften. Von Dr. C. H. Gildemeister. Drei Bände. Gotha, Andr. Perthes, 1857.“ Das Buch, seine Tendenz und sein Inhalt, hat in seinem Verhältniß zu der Zeit, in welche das Erscheinen fällt, eine gewisse Wechselbeziehung und Wahlverwandtschaft zu Hamann in dessen Verhältniß zu seiner Zeit. Das Werk von Gildemeister mit seiner Treue und Pietät für den behandelten Gegenstand, mit der Gewissenhaftigkeit und der Strenge des eifrigsten Forscherfleißes, die jedem einzelnen Urtheile zu Grunde liegt, mit der liebevollen Hingabe, der innigen, warmen Versenkung in den Stoff, ist ein ausdrucksvoller Protest gegen die leichtfertige und leichtsinnige Buchmacherei, welche das Kainszeichen und der Kainsfluch der modernen Literatur: ganz so wie das Leben und die schriftstellerische Wirksamkeit Hamanns ein energisches Ringen und Ankämpfen gegen die einseitigen und verkehrten Erscheinungen und Strömungen seiner Zeit waren. Von der Wahrheit des Wortes tief durchdrungen: a christian is the highest style of man, tritt er zu einer Zeit des fast allgemeinen Abfalls als Kämpfer für das höchste Gut der Menschheit mit einem Heldenmuth und Erfolg in die Schranken, der von den Besten und Größesten seiner Zeitgenossen, die ihn erkannten und seinen Werth begriffen, durch laute und ehrende Zeugnisse gepriesen worden. Der Himmel ist allzeit gütig und sorgt allzeit dafür, daß es niemals ganz Nacht werden kann auf diesem Erdenrunde, wenn auch die Finsterniß mitunter dicht und stark und das kaum noch auflodernde Licht im Erlöschen scheint; das ist das Resultat und der erhebende, tröstende Lohn des geschichtlichen und speziell des biographischen Studiums, die Erkenntniß, wie die Vorsehung wacht, daß zu Zeiten, wo in der Region des Geistes ein alles Höhere zu vernichten drohender und Verderben bringender Hauch weht, es nicht an Männern fehlt, die bald gleich verheerenden Sturmwinden die Luft reinigen, bald sie von Neuem mit Lebensduft erfüllen.

Gottschall macht in seiner Geschichte unsrer Nationalliteratur im neunzehnten Jahrhundert die ganz richtige Bemerkung, daß im Volke ganz andere Schriften oder Schriftsteller gekannt würden als in den von Literaten für Literaten geschriebenen Literaturgeschichten. Wir möchten zu dem zweiten Theil der Bemerkung einen Zusatz fügen. — Es giebt genug Schriften und Schriftsteller, die auch in den Kreisen der gens des lettres um Nichts besser oder mehr gekannt werden als in dem profanum vulgus, wenngleich man dort sich den Anschein giebt, jene Autoren und ihre Werke genau zu kennen, und sie bei jeder Gelegenheit auf der Lippe führt. Man affektirt die Kenntniß, weil das so zum guten Tone gehört. Wer wirklich ehrlich und aufrichtig ist, wird eingestehen müssen, daß er, wenn überhaupt Etwas, besten Falls nur Fragmente und Bruchstücke von Schriftstellern kennt, über die er kein Bedenken trägt, ein sehr vollständiges Urtheil mit der Miene und der Anmaßung der Unfehlbarkeit vorzutragen. Hamann dürfte vielleicht derjenige Schriftsteller sein, dem es in dieser Hinsicht am Uebelsten ergangen. Die gegenwärtige Eisenbahnära hat uns an Eile und Hast gewöhnt; dem soll auch die Lektüre entsprechen. Hamann erfordert zu seinem Verständniß Nachdenken und Studium. Weil eine solche Conzession der großen Mehrzahl unbequem ist, so begnügt man sich, über den „Magus des Nordens“ die vulgären Phrasen, die über ihn wie Scheidemünzen in Cours gesetzt sind, zu variiren, aber ihn selbst liest man nicht, behüte.

Auch dieser Thatsache gegenüber erhöht sich das durchaus Zeitgemäße und der Werth der Leistung Gildemeisters. Durch seine Arbeit wird es den Bequemen bequem gemacht, früheres Unrecht zu sühnen. Mit seltenem Geschick versteht es Gildemeister, in die biographische Erzählung seines Helden die Entstehungsgeschichte seiner schriftstellerischen Werke hineinzuverweben, der gesammte innere Bildungsproceß des Mannes wird uns klar und anschaulich dargelegt, wir erhalten die erforderlichen Aufschlüsse bei dunklen Partien, den

Commentar und die Auslegung zu den einzelnen Schriften, ihre Analyse, ihre Kritik. Als ein zweiter Vorzug der Composition will es rühmend hervorgehoben sein, daß der Verfasser eine nicht mindere Kunst bei der gelungenen Skizzirung der Zeit- und Lokalverhältnisse entwickelt, unter denen Hamann lebte, bei den Porträts und Charakterschilderungen der zahtreichen Persönlichkeiten, mit welchen Jener im intimen Verkehr stand, und die fast sämmtlich für die Literaturgeschichte von Bedeutung sind. Die vorzügliche Lösung seiner Aufgabe nach dieser Seite hin wurde Gildemeister durch die ihm freundlich gewährten Hilfsmittel ermöglicht, die bisher meistens unbekannt waren. Von dem Professor Nicolovius in Bonn, dem Professor Roth in Rostock und dem Geh. Rath Voigt in Königsberg wurde Gildemeister mit bereitwilliger Liberalität eine umfangreiche Menge von nicht veröffentlichten Originatmanuscripten, Briefen, Papieren 2c. zur Verfügung gestellt; von Riga aus gingen ihm über die dortigen Verhältnisse und die Personen, mit denen Hamann in häufige Berührung gekommen, namentlich über die Berens'sche Familie, interessante und wichtige Mittheilungen zu. Es sind nicht weniger als 270 bisher ungedruckte Briefe für die Arbeit benutzt und zum Theil derselben einverleibt worden.

Der geschätzte Verfasser wird uns nicht mißverstehen, wenn wir uns hier eine Notiz über seine Benutzung jener Correspondenzen gestatten. Keine Frage, daß die Benutzung eine höchst sorgfältige, prüfende, abwägende, sichtende gewesen. Die Art und Weise, wie die genaue Kenntniß und die sorgfältige Prüfung verwerthet wird, ist es, die uns bedenklich erscheint. Gildemeister thut dem Eindruck seiner Lektüre dadurch Abbruch, daß er den Gang seiner Erzählung sowohl als seiner Kritik auf die langen und massigen Excerpte der Briefe aufbaut, daß er den Zusammenhang seiner Darstellung zu häufig durch die langen und massigen Auszüge unterbricht; die Rücksicht auf die ästhetische Schönheit der Composition hätte eine größere Oekonomie geboten, mehr Beschränkung in der breitspurigen Entwickelung der minutiösesten und untergeordnetsten Details. Noch bedenklicher erscheint es uns zweitens, daß Gildemeister zwar stets mit Kritik die Briefe benutzt, aber, wie uns bedünken will, nicht immer mit Erwägung und Berücksichtigung eines Umstandes, dessen man bei der Lektüre von Briefen allemal eingedenk sein sollte. Nach Makepeace Thackeray giebt es auf dem Markte des Lebens keine bessere Satire als Briefe. Man nehme nur ein Bündel derselben von seinem besten Freunde aus einer seit zehn Jahren vergangenen Zeit, — von dem Freunde, den man jetzt haßt. Man mustere eine Anzahl Briefe von seiner Schwester; wie wir aneinander hingen, bis wir uns wegen einer armseligen Erbschaft veruneinigten! Man nehme die ersten Briefversuche seines Sohnes zur Hand, der uns durch sein pflichtwidriges Betragen seitdem fast das Herz gebrochen hat, oder eine Anzahl der eigenen Briefe, die ewige Liebe und endlose Freundschaft athmen, und die wir von unsrer Geliebten zurückerhielten, als sie mit einem Andern auf und davon ging! Wie komisch lesen sich nach einiger Zeit Gelübde, Liebesbetheuerungen, Versprechungen, Versicherungen von Dankbarkeit! Es sollte auf dem Markte des Lebens ein Gesetz bestehen, welches die Vernichtung jedes schriftlichen Dokuments, ausgenommen die Rechnungen der Handwerker und Kaufleute, nach einer geeigneten, kurzen Zeit anordnete. Die Marktschreier und Menschenfeinde, welche unverlöschliche Dinte ankündigen, sollten sammt ihrer schlechten Erfindung vertilgt werden. Die beste Dinte würde die sein, welche nach zwei Tagen völlig verschwunden und das Papier weiß und rein zurück ließe, so daß man etwas Anderes darauf schreiben könnte.

So ungefähr Makepeace Thackeray. Ich finde einen ähnlichen Gedanken in einer Note ausgesprochen, mit welcher Frese seine Uebersetzung von Lewes' „Leben Goethes" begleitet. Der verdienstvolle Uebersetzer vergleicht — ich habe die Stelle nicht gleich bei der Hand — in einem zutreffenden Bilde Briefe mit Photographien. Der Inhalt des Briefes wie die Gestaltung der Photographie hängen von der momentanen Stimmung des Schreibenden oder des Sitzenden ab; man gewinnt aus beiden nicht das Bild des Mannes, nur das Bild von seiner momentanen Stimmung.

Die umfassende Belesenheit Gildemeisters nicht allein in den Werken Hamanns, sondern auch die vollständige Herrschaft über die in das Thema einschlagende Hilfsliteratur, so weit verzweigt dieselbe ist, der eiserne Sammler- und Forscherfleiß ferner, welcher die ganze Arbeit hindurch unermüdlich und rastlos thätig gewesen, zugleich auch die Feinheit und Freiheit des kritischen Vermögens, die Präcision und Schärfe des Urtheils, — diese Verdienste und Vorzüge, durch welche sich der Verfasser auszeichnet, dokumentiren sich auf die bezeichnendste Weise bei den Interpretationen, mit denen er gesuchte und dunkle Stellen in Hamanns Schriften dem Verständniß näher rückt. Was diese „Dunkelheit" anbetrifft, so nimmt er Hamann gegen die Vorwürfe entschieden in Schutz, welche wiederholt und von verschiedener Seite gegen den Punkt gerichtet worden. Das Wortreiche gesteht Gildemeister zu, das Abgezirkelte, das Kunstmäßige, das über und über Redende widerstrebte Hamann, aber, meint sein Interpret, daß geheimnißvolle Aperçus, die wie ein Blitzstrahl seine Schriften durchzucken:

> Brief as the lighting in the collied night
> That (in a spleen) umfolds heav'n and earth
> And ere man has power to say: Behold!
> The jaws of darkness do devour it up.

nicht in systematischer Breite ausgeführt werden konnten, verstehe sich von selber. Im ersten Bande p. 210 erfahren wir Hamanns eigene Ansicht über die Angelegenheit: „Leser, die nicht nur Dasjenige einsehen, worüber man schreibt, sondern auch, was man zu verstehen geben will, werden Anmerkungen leicht und gerne ohne fernere Handleitung fortsetzen können. Für Kinder, denen man den Brei fertiger Bissen in den Mund schieben muß, gehören gründlichere Lehrmeister als ein Schriftsteller, der ein Notenschreiber ist, sein darf. Kennern und Liebhabern, die selbst Anmerkungen zu machen wissen, fehlt es nicht an der Gabe Anderer ihre anzuwenden, und an der Behendigkeit, die Ellypsis einer Abhandlung ohne einen Lambertus Bos aufzulösen."

Wir vermögen Gildemeisters Anschauung nicht völlig zu theilen. Darin treten wir ihm bei, wenn er behauptet, daß Viele, welche über die Unverständlichkeit unsres Autors sich beschwert, die ihn einen verworrenen, unklaren Kopf gescholten, nur auf das Klarste dargethan haben, daß sie Hamann theils gar nicht verstanden, theils auf das Gröbste mißverstanden haben. Es ist in jenen Anklagen viel Uebertriebenes und Gemachtes. Offenbar jedoch geht Gildemeister in seinem Entschuldigungseifer zu weit, wenn er sogar die mystischen Stilspielereien aus dem spätesten Lebensalter Hamanns schön findet. Wir legen ein Beispiel vor; der Leser entscheide. Hamann spricht sich in einer Herzensergießung über seine Autorschaft unter seinen Zeitgenossen aus. Die Stelle ist III. p. 321 mitgetheilt; Gildemeister rechnet sie zu dem Schönsten, was je aus Hamanns Feder geflossen: „Dem Könige, dessen Namen wie sein Ruhm groß und unbekannt ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet wie das Wasser zu Siloah, das stille geht. Kunstrichterlicher Ernst verfolgte den dürren Halm und jedes fliegende Blatt meiner Muse, weil der dürre Halm mit den Kindlein, die am Markte sitzen, spielend pfiff, und das fliegende Blatt taumelte und schwindelte vom Ideal eines Königes, der mit der größten Demuth und Sanftheit des Herzens von sich rühmen konnte: sie ist mehr denn Salomo. Wie ein lieber Buhle mit dem Namen seines lieben Buhlen das willige Echo ermüdet und keinen jungen Baum des Gartens noch Waldes mit den Schriftzügen und Mahlzeichen des markinnigen Namens verschont: so war das Gedächtniß des Schönsten unter den Menschenkindern mitten unter den Feinden des Königs eine ausgeschüttete Magdalenensalbe und floß wie der köstliche Balsam vom Haupt Aaraons hinab in seinen ganzen Bart, hinab in sein Kleid. Das Haus Simonis des Aus-

fätigen in Bethanien ward voll von Geruch der evangelischen Salbung; einige barmherzige Brüder und Kunstrichter waren unwillig über den Unrath und hatten ihre Nase nur von Leichengeruch voll.«

Wir glauben, selbst wenn man in Psalmen und Propheten so bewandert und erfahren, wie der bibelfesteste Independent in Cromwells Lager, der Passus wird ein unverständlicher Klingklang bleiben. Wir erblicken in der Stelle »keine Herzensergießung, schön an Innigkeit und Tiefe«, sondern die Culmination einer müßigen Spielerei, die greisenhafte Absurdität einer verschrobenen Manier. Ebenso wenig wie Klopstocks Bedeutung darin zu suchen ist, daß er die deutsche Sprache in das Prokrustesbett des antiken Metrums gewaltsam einzuzwängen und den Parnaß mit Odinsgöttern zu bevölkern unternahm, ebenso wenig Bedeutung hat man bei Hamann darauf zu legen, daß seine Spielpuppe die bezeichnete war. Hamanns Bedeutung liegt darin, daß er für Goethe war, was Johannes für den Messias. Auf seinen fruchtbaren Ansichten, oder vielleicht ist der Ausdruck »Divinationen« richtiger, beruht die kraftgeniale Kritik und Poesie.

Wenn wir von der Entschuldigung der träumerisch verwaschenen Stilspielerei absehen, ist Gildemeister bei der Charakteristik Hamanns durchaus nicht bemüht gewesen, ein Geheimniß aus dessen Fehlern und Schwachheiten zu machen; sehr mit Recht, er hätte dadurch den Leser um einen großen Theil des Nutzens gebracht, den er nur aus dem treuen Bilde eines solchen Mannes ziehen kann. Bei kleinen Lichtern, wo man fürchten muß, daß ihr schwacher Glanz durch zu starken Schatten gänzlich eclipsirt werde, mag eine entgegengesetzte Methode unter Umständen wenigstens Nachsicht finden. Wo es sich aber um Sonnenflecken handelt, würde sie unverzeihlich sein. Auch wäre ein solches Verfahren gewiß nicht im Sinne Hamanns, welcher seine Schwachheiten und Mängel mit solcher Unbarmherzigkeit gegen sich selbst und mit so grellen Farben aufgedeckt hat, daß man ihm in diesem einzigen Punkte beinahe die volle Glaubwürdigkeit absprechen muß.

Unser Artikel soll nicht die Lektüre von Gildemeisters Arbeit entbehrlich machen, vielmehr zu derselben einladen und anregen. Man erwarte daher auch nicht einen weiteren Inhaltsbericht des trefflichen Buches, der übrigens, wollten wir uns zu demselben verstehen, ungleich mehr Raum erfordern würde, als wir irgend beanspruchen dürfen. Der Inhalt von 84 Bogen läßt sich nicht auf ein paar Spalten abthun. Der erste Band reicht bis zum Tode von Hamanns Vater; er erzählt die Geschichte des Knaben und des Jünglings, berichtet von den schriftstellerischen Erstlingsversuchen. Der gereifte Mann bildet den Vorwurf des zweiten Theils; Hamann erscheint als Familienvater, als Vormund, als königlicher Beamter. Ueberall erleuchtet die Fackel seines Geistes nicht nur seine eigene großartige Persönlichkeit, sondern verbreitet auch über die ihn umgebenden Personen und Verhältnisse ein überraschendes Licht. Der dritte Band umfaßt die letzten Lebensjahre von 1784 bis 1788.

Die überaus sorgfältigen Register und Inhaltsangaben, das höchst exakte alphabetische Personenverzeichniß, die genaue chronologische Uebersicht der Druckschriften Hamanns verdienen schließlich als ein Verdienst des Herausgebers Erwähnung, als ein Verdienst des Verlegers die durchweg ansprechende und würdige äußere Ausstattung in Druck und Papier, die Zugabe eines saubern Porträts von Hamann sowie der beiden Facsimiles des berühmten Todten.

---

* Der Weihnachtsabend eines Einsamen.

Erzählung von V. Tschischwitz.

(Schluß.)

»Sie wissen, Ewald, als ich so glücklich war, mich Ihre Braut zu nennen, zählte ich nicht mehr als achtzehn Jahre; ein Alter, in welchem ein Mädchen selten eine vollkommene Kokette ist. Ich war es gewiß nicht, und Sie selbst haben mir hundert Mal gestanden, daß es gerade meine Natürlichkeit sei, die Sie fessele und Sie zwinge, mich zu vergöttern. — Sie theilten damals Freud und Leid mit einem Manne, der, wie er Sie aufrichtig als seinen Freund schätzte, auch mir seine Aufmerksamkeit nicht versagen durfte; Sie nahmen edelmüthig genug den Referendar von Below in Ihr Haus, um ihm seine Existenz während der Zeit, in welcher er dem Staat unbesoldet zu dienen verpflichtet war, zu erleichtern. Sie fanden beide Zutritt in dem Hause meiner Tante, die mich erzogen hatte. Was war natürlicher, als daß von Below, der einige Jahre jünger war als Sie, von dieser Gelegenheit Gebrauch machte. Wohl mag damals meine Eitelkeit mich verführt haben, die Huldigungen eines so fein gebildeten Mannes, wie Below es war, mit einer Art von Genugthuung und Vergnügen anzunehmen, und ich glaube sogar, es war Ihnen selbst nicht unangenehm zu hören, wenn er seine Artigkeiten selbst in Ihrer Gegenwart nicht zurückhielt; — aber, welches Mädchen in meinem Alter, dem alle und jede Erfahrung abging, hätte es über sich vermocht, dem Manne mit Kälte zu begegnen, der selbst dem Geliebten, dem Bräutigam theuer ist. Sie wissen, unsere Verbindung schob sich hinaus, wegen eines Hindernisses, das Familienverhältnisse uns in den Weg legten; wie unaussprechlich lieb ich Sie hatte, wissen Sie aber auch, Ewald, und schon der Umstand mußte es Ihnen gesagt haben, daß ich jedes Mal in die heftigsten Thränen ausbrach, wenn unsere Verbindung um ein Paar Wochen weiter hinaus gerückt wurde, denn ich hatte Grund genug eine Beschleunigung derselben zu wünschen.«

Ueber diesen Worten erwachte Ewald wie aus einem Traum; er öffnete den Mund um zu sprechen, aber die Erzählerin machte eine abwehrende Bewegung und fuhr fort: »Zu jener Zeit wurden die Huldigungen Below's mir immer auffallender, und sein Benehmen gegen Sie schien mir nicht mehr das gleiche zu sein. Er vermied es, Sie bei Ihren Besuchen zu begleiten, und benutzte öfter die Gelegenheit mich allein zu sprechen. Ich wagte nicht Sie darauf aufmerksam zu machen, weil ich Sie eines bewährten Freundes nicht berauben wollte; ich war thöricht genug zu glauben, meine Ueberredungskunst würde im Stande sein, die auflodernde Flamme, deren Funken ich vielleicht kindischer Weise geschürt hatte, nun allein unterdrücken zu können; ich suchte ein Verhältniß freundschaftlich zu gestalten, das von Below's Seite heftig und leidenschaftlich ward. Sie bemerkten die Lage der Dinge und wurden mürrisch gegen mich und bitter gegen ihren Freund; als es zu spät war, sah ich meine Thorheit ein, und als ich ihn mit Gewalt von mir stoßen wollte, war der Entschluß in Ihnen gereift, mich zu verstoßen. O, Ewald, Ewald, Sie thaten mir Unrecht, Sie glaubten an meine Schönheit, aber nicht an meine Tugend und meine Liebe. Sie wissen es nicht, durch welche Drohungen Below mich damals ängstigte; er drohte mit Verzweiflung, mit Wahnsinn, endlich mit Selbstmord. Was ich an Kraft besaß, wandte ich damals an, ihn zur Flucht zu überreden, und, — ich weiß nicht, welcher Genius mir damals beistand, — er versprach mir zu fliehen, mich niemals wieder zu sehen, wenn ich ihm nur noch eine Stunde zum Abschiede gewährte. O, der unglückseligen Nachsicht, sie sollte mich unendlich elend machen und mir das Theuerste auf Erden, Ihr edles Herz, für immer rauben.«

»Die festgesetzte Stunde nahte; mir ward wohl und immer wohler, je mehr sie heranrückte. Es war, als ob ein schwerer Stein auf meinem Herzen laste, der nun herabgewälzt werden sollte; vielleicht war es das drückende Schuldbewußtsein, vielleicht das Gefühl der Unbehaglichkeit, das ich schon längst empfunden, weil Below sich zwischen Ihr Herz und das meinige gedrängt, vielleicht beides zugleich; ich weiß es nicht. Was ich Below in dieser Stunde zu sagen hatte, war wenig; und ich glaube, daß der Inhalt meiner Worte sich darauf beschränkte, ihn zur Männlichkeit, zum Vergessen zu ermuthigen; er versprach mir viel, er versprach Alles, er war zum Abschiede fertig, wiewohl in Gefühlen aufgelöst. Heftig weinend sank er in meine Arme; an meiner Brust lag er wie betäubt und weinte

bittre Thränen; — da — o furchtbarer Hohn des Schicksals — da treten Sie herein in dem Augenblicke, wo Sie mir wieder ganz gehören, und sprechen das furchtbare, das eisige Wort der Trennung aus, das mir wie ein unbarmherziges Schwert tief durch das Herz schnitt.«

Ewald hatte sein Gesicht wieder mit den Händen bedeckt und sagte leise seufzend: »Ich Thor, ich Elender!«

»Der Schreck hatte mich an jenem Abend betäubt; ich hörte nur, daß Sie zu Below Etwas sagten, das wie eine Forderung klang; und als ich ihren entfliehenden Schritt auf der Treppe hörte, war mein Schicksal entschieden. — Sie waren edel genug aus Rücksicht auf mich den Zweikampf zu vermeiden; als ich aber am anderen Tage erfuhr, daß Sie noch in derselben Nacht nach Italien abgereist seien, kannte meine Verzweiflung keine Grenzen. Damals habe ich es kennen gelernt, welch tausenderlei unsäglicher Schmerzempfindungen ein Menschenherz fähig ist; und wenn es nur eine Art und wenige Grade der Freude giebt, — in wie unzählbaren Gestalten der Jammer dagegen und das Herzeleid auftritt. Ich war unglücklich, namenlos unglücklich. Meine Tante sagte sich los von mir, meine Verwandten wiesen mich von ihrer Thür, die ganze Stadt sprach von meiner Treulosigkeit, und meine Freundinnen vermieden es, mir auf der Straße zu begegnen. Der einzige, der sich meiner annahm, war der Urheber meines Unglücks; ich hatte ja nur ihn noch, sollte ich ihn von mir stoßen, weil er nicht minder unglücklich war als ich? Von Below schwur mir auf den Knieen, daß er es als eine heilige Pflicht betrachte, sich meiner im Elende anzunehmen; er bot mir die Hand, die mich niedergeworfen, um mich an ihr wieder emporzurichten, und ach, wie konnte ich anders, wenn ich in die nächste Zukunft sah, als sie annehmen. O, Ewald, wie schwer ward mir ein Geständniß, das ich Ihnen zu machen erröthete, und das ich nun einem Manne machen mußte, der keinen Anspruch auf den geringsten Theil der Liebe hatte, die ich an Sie so rückhaltslos verschwendete. Aber wie groß auch sein Leichtsinn gegen Sie, seine Treulosigkeit in der Freundschaft war, er bewies sich gegen mich von diesem Augenblicke an als Ehrenmann. Die Reue über seine blinde Leidenschaftlichkeit war ebenso ungeheuchelt und aufrichtig als sein Versprechen, mir ein treuer Gatte und meinem Kinde ein liebevoller Vater sein zu wollen. Da die Verhältnisse unmöglich einen längeren Aufschub gestatteten, so verband uns schon nach einigen Wochen die Hand des Priesters, und während die Welt über den Leichtsinn und die Charakterlosigkeit ihrer ehemaligen Braut den Fluch aussprach, harrte ich an Below's Seite, in der stillen Abgeschiedenheit eines Provinzialstädtchens der Geburt meines geliebten Arthur entgegen.«

»Großer Gott«, rief Herr Ewald tief bewegt; »Arthur, er ist —«

»Er war das Einzige, was mir von Ihnen geblieben ist, aber Gott weiß es, auch das Theuerste, was mir der Himmel in der Zeit der Drangsal gelassen hat.« Bei diesen Worten drückte sie den Knaben fest an ihr Herz, und heiße, bittre Thränen tropften in das braune Lockenköpfen hinab. Es herrschte ein Paar Secunden Todtenstille im kleinen Zimmerchen.

»Und dein weiteres Schicksal?« fragte Ewald mit fast erstickter Stimme und ergriff ihre Hand.

»Mein weiteres Schicksal! guter Gott — Sie wissen Alles, wenn Sie erfahren, daß von Below in einem entfernten Grenzstädtchen eine Anstellung erhielt, die uns kümmerlich nährte, daß meine eigenen, einflußreichen Verwandten ihn höheren Orts so anzuschwärzen wußten, daß er auf jede Beförderung verzichten mußte, was um so betrübter für uns war, als unsere Familie sich um zwei Kinder vermehrte, von denen das jüngste uns jedoch schon nach zwei Jahren wieder genommen wurde. Der Brave hat gethan, was ein Mann in seiner Lage nur immer zu thun vermag, um sich eine Stellung zu erringen, und als sich ihm im schleswig-holsteinischen Kriege eine günstige Gelegenheit zu bieten schien, vermied er es nicht, sein Blut, sein Leben für uns zu wagen. Aus Rücksicht für meinen guten Arthur hielt ich ihn nicht zurück; die Erziehung des Knaben lag mir zu sehr am Herzen, als daß ich diese Aussicht auf eine Wendung unseres Schicksals nicht hätte ebenfalls freudig begrüßen sollen. Sie wissen den Ausgang bereits und sehen, in welche Lage uns das Mißlingen dieses Versuchs und der Tod meines Mannes gebracht hat. Ich murre nicht mit dem Schicksal; obgleich es mich oftmals bedünken will, daß es mich für mein Vergehen allzu hart bestraft habe.«

»Hart bestraft, Johanna, aber auch schön belohnt für deine Treue«, rief Ewald. — »Komm an mein Herz, Arthur, mein Kind, mein Sohn. — O, nun stehe ich nicht mehr allein und vereinsamt in der Welt, und was ich aus Trotz und Uebertreibung von mir gestoßen, das habe ich ja Alles, Alles wiedergefunden.«

Arthur verstand nichts von dem, was die Mutter und Herr Ewald sich gesagt hatten; aber er schmiegte sich so an Letzteren, als ob ein geheimer Trieb ihm sagte, daß ihm Herr Ewald recht theuer, recht lieb sein müsse.

Noch Vieles erzählte an diesem Abend die Mutter, und Herr Ewald lauschte mit Beschämung und Rührung; auch er schüttete sein Herz aus, so ganz, so wahr und offen, wie er es sechszehn Jahre lang gegen keinen lebenden Menschen hatte thun können. Eine häßliche Rinde nach der andern fiel von diesem Herzen ab, eine Wunde nach der andern schloß sich wieder, bis es wieder so schön und rein und groß und warm war wie damals, wo er es zuerst vor der Berührung mit der Welt und den Menschen verschlossen hatte.

Und als es schon spät, recht spät war, da nahm Herr Ewald die Mutter bei der Hand und führte sie an das Fensterchen; Arthur aber nahm das Schwesterchen in seinen Arm, die vor Staunen gar nicht reden konnte, und beide lauschten nach der Mutter hin, die leise im Fenster mit Herrn Ewald flüsterte. Da fiel das Mondlicht so schön herein auf Beider Antlitz, und die Augen, die sich so lange, lange nicht angeschaut, glänzten wie von Liebe verklärt. Als sie aber lange mit einander geflüstert, da hörten die Kinder, wie Mutter ein deutlich vernehmbares »Ja« sagte, und wie Herr Ewald ihr um den Hals fiel und sie herzlich küßte.

»Ihr habt einen neuen Vater bekommen«, sagte die Mutter hierauf zu den Kindern und trocknete sich mit der Schürze die nassen Augen. Die Kinder aber flogen Herrn Ewald ans Herz und bedeckten sein Gesicht mit tausend Küssen und wollten gar nicht von ihm lassen.

Hierauf nahm der neue Vater Arthur bei der Hand, und die Mutter gebot der kleinen Johanna, das Licht zu nehmen und ihr zu folgen. So stiegen sie über die Treppe hinab und erreichten die Straße. Durch viele kleine Gäßchen und Hauptstraßen eilten die vier Glücklichen nach dem Thore, vor welchem Ewalds Haus lag, das sie bald erreichten. Herr Ewald schellte heftig an der Thüre; Niemand hörte. Im Küchenfenster, welches auf der andern Seite des Hauses lag, war Licht zu bemerken. Herr Ewald ging hin und horchte. Da vernahm er die Stimme seines alten Dieners, welcher der tauben Marthe wieder laut vorlas und grade die Worte sprach: »Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!«

Herr Ewald klopfte; Caspar schwieg. Dann ging er aus der Küche und öffnete, prallte aber erschrocken zurück, als er vier Menschen eintreten sah; so viel Gesellschaft hatte er nie in seines Herrn Hause beisammen gesehen. Sein Herr aber beruhigte ihn mit freundlichen Worten, indem er sagte: »Sieh, Caspar, heute, am lieben Weihnachtsfeste, wo selbst die ärmsten beschenkt werden, bin ich gewiß von allen Menschen der Erde am reichsten ausgegangen. Der Himmel hat mir auf ein Mal ein Weib und zwei schöne, muntere Kinder geschenkt.«

»Gelobt sei Gott«, sagte der fromme Caspar und nahm seine Mütze ab, indem er gutmüthig dem Herrn ins Gesicht leuchtete, als

ob er sich durch die Freundlichkeit seines Auges von der Wahrheit seiner Worte überzeugen wollte; „das passirt nicht vielen, setzte er dann hinzu, indem er ungläubig den Kopf schüttelte.“

„Ist im oberen Zimmer noch gedeckt?“ fragte Herr Ewald dann lächelnd.

„Alles noch unangerührt“, sagte Caspar.

„Nun gut, so leuchte uns hinauf; den Wein aber trage wieder hinunter und bringe von dem hinter dem Verschlage!“

Wohl wenige Menschen haben an jenem Tage ein so glückliches Weihnachtsfest gefeiert wie die vier. Herr Ewald ist von allen, die ihn kennen, geachtet und geliebt, denn jetzt erst lernten ihn die Menschen kennen. Er ist ein zärtlicher Gatte und ein glücklicher Vater trotz seiner sechsundfünfzig Jahre.

Arthur ist nun schon längst ein flotter Studiosus, aber ein grundgescheuter, lebensfroher Jüngling; Johanna aber, seine Schwester, ist zur blühenden Jungfrau aufgewachsen, ein frisches, rothbäckiges Blondköpfchen, mit himmelblauen Augen; das Glück und der Stolz ihres Vaters. Man sagt, daß sich schon viele junge Männer von bedeutender Stellung um ihre Hand beworben hätten, aber der muß gewiß besondere Vorzüge besitzen, dem sie ihre Hand reicht; denn nur wenige junge Damen haben eine so sorgfältige Erziehung genossen als die gefeierte Johanna von Below.

Die glückliche Mutter aber, — was sollen wir von ihr sagen! Wenn wir das, was sie in ihrem Glücke empfindet, mittheilen wollten, müßten wir sie in ihrem Gebet belauschen; — das aber hört Niemand, selbst nicht einmal ihr eigner Gatte.

Feuilleton.

Das Schöne in der Natur.

* Bremen, 4. Februar. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins sprach Herr B. Tschischwitz über das Schöne in der Natur. Der Vortrag geht aus von den Erscheinungen der Körperwelt im Allgemeinen und verbreitet sich über die Aeußerungen des Lebensprincips innerhalb der organischen und unorganischen Formationen. Als höchste Leistung der schöpferischen Kraft unseres Planeten wird der Mensch hingestellt, der überhaupt der einzige Zweck der ganzen Natur sei. Sie soll von ihm begriffen und zu vernünftigen Zwecken ausgebeutet werden. Die Natur schuf den Menschen aber nicht vernünftig, sondern als Thier; nicht als das vollkommenste Thier, sondern nur mit mangelhaften physischen Geschenken im Vergleich zu andern Geschöpfen ausgestattet; dadurch wies ihn die Natur selbst aus der Sphäre des Thierreiches heraus. Die Fähigkeit, die Dinge mit einander zu vergleichen, aus dem Vergleich einen Schluß zu ziehen, folglich zu urtheilen, ist der einzige Vorzug, den der nackte hülflose Mensch vor dem Thiere voraus hat. Dies ist der Keim zu allen späteren Entwickelungen, zu seiner jetzigen Bildung, an welcher Jahrtausende gearbeitet haben. Der Mensch objectivirte sich nun im Weltall; er erkannte sich als Geistiges der Natur gegenüber, er erkannte auch Geist, Gesetz und Ordnung in der Natur.

An diese Auseinandersetzung knüpft sich die Begriffsbestimmung des Kosmos, als des unendlich Schönen in der sinnlichen Erscheinung, und des Microcosmos, als der Ideenfülle im Bewußtsein der gesammten Menschheit.

Der Vortrag ging dann über auf die Betrachtung einzelner Naturformationen, indem er mit ihrer höchsten Leistung, dem Menschen, beginnend, das Prädicat Schön allen Gattungsbegriffen vindicirte, indem sie als Glieder in die allgemeine Harmonie der unvernünftigen Schöpfung stimmen, so daß der Mangel der Schönheit nur in den vom Zufall abhängenden Individuen wahrzunehmen ist. Das besonders Schöne wies der Vortrag sodann bei einigen Thiergattungen nach, auf die der Mensch vorzüglich das Wesen und die Eigenthümlichkeit des Geistes zu übertragen pflegt, und ging sodann auf die Beziehungen des Menschen zur Pflanzenwelt über, wobei die ästhetische Betrachtung des Waldes behandelt wurde.

— * Neue literarische Erscheinungen. Georg Friedrich Händel. Von F. Chrysander. Erster Band. — Die deutsche Politik König Heinrichs I. Von Franz Loeher. — Kurzer Lebensabriß des österreichischen Feldmarschalls Josef Grafen von Radetzky. — Die Wahl und Krönung der deutschen Kaiser zu Frankfurt a. M. Von B. J. Römer-Büchner. — Kirchliche Bauwerke in gothischem Stile. Von B. Statz. — Die Dresdener Galerie. Bilder und Geschichten von A. von Sternberg. Zweites Bändchen.

— * Die Angelegenheit der Errichtung eines Nationaldenkmals für den großen deutschen Staatsmann Freiherrn vom Stein nimmt einen guten Fortgang. In Berlin bildet sich ein Centralcomité, welchem Alexander von Humboldt und Pertz angehören.

— * Die prachtvolle illustrirte Ausgabe des Goethe'schen „Faust“ von Engelbert Seibertz liegt nun vollendet in 25 großen Stahlstichen und einer Fülle von kleineren Zeichnungen vor. Seibertz hat sich länger als ein Jahrzehnt hindurch seiner Aufgabe gewidmet, zu welcher ihn zunächst der zweite Theil des Gedichtes anregte.

— * Das Singspiel „Scherz, List und Rache“ von Goethe ist in Musik gesetzt worden von einem jungen Kölner Max Bruch, einem Schüler von Hiller, im Druck erschienen und kürzlich in Köln mit Erfolg aufgeführt. Bruch ist erst 19 Jahre alt; man erwartet außerordentlich viel von ihm. Seine Richtung ist eine gediegene; er lehnt sich an Mozart und dessen schlichte, naive, melodienreiche Weise an. Der Componist ist nach Leipzig und Dresden gereist, um seine Oper und andere Werke am Mittelpunkte deutscher Musik zur Geltung zu bringen.

— * Eine neue Symphonie von Eduard Franck in Köln (in B dur) wurde dort in einem Concert aufgeführt und erwies sich als ein achtungswerthes Werk, dessen klarer Fluß und gediegene Schreibart Anerkennung fanden.

— * Das diesjährige niederrheinische Musikfest soll zu Pfingsten in Köln gefeiert und von Ferdinand Hiller, dem die Commission einstimmig die Direction übertragen hat, geleitet werden. Im vorigen Jahre hatte man es bekanntlich in Aachen gewagt, Liszt mit der Leitung zu betrauen, und das Fest litt dabei Schiffbruch. Das bevorstehende wird einen ganz anderen Charakter tragen und von Hiller, der damals sehr scharf über Liszt urtheilte, gewiß sorgfältig vorbereitet werden. — Die Partei der Zukunftsmusik ist übrigens in diesem Winter sehr thätig. Wir berichteten schon von den Orchesterconcerten, welche Hans von Bülow in Berlin giebt, deren erstes aber weder beim Publikum noch bei der Kritik Anklang fand. Zwei andere Schüler von Liszt, Bronsart und Tausig, reisen umher und geben Concerte, in denen sie Compositionen ihres Lehrers und eigene vortragen, machen aber wenig Glück. Es ist gut, daß die Partei so rührig ist; um so eher wird die schwebende Angelegenheit spruchreif.

— * Im September wird in Wiesbaden das mittelrheinische Musikfest begangen werden. Als Hauptwerke sind dazu die „Jahreszeiten“ von Haydn und Schuberts Symphonie in C dur bestimmt worden. Kapellmeister Hagen in Wiesbaden wurde einstimmig zum Dirigenten gewählt, überließ jedoch den einen der Festtage dem Kapellmeister Vincenz Lachner von Mannheim.

— * Die neue große Oper, an welcher Heinrich Marschner in der letzten Zeit arbeitete, „Hiarne“, ist vollendet. Bis jetzt ist es nur dem allerengsten Kreise seiner Verehrer gestattet gewesen, einen Blick in das neue Werk des bewährten Meisters zu thun. Von diesen wird das glänzende Colorit, die außerordentliche Noblesse des Ganzen und der hinreißende Schwung vieler einzelnen Piecen, namentlich der Finales, sehr gerühmt.

— * Seit dem November ist der Egyptologe Heinrich Brugsch aus Berlin, ein Schützling Alexanders von Humboldt, zum zweiten Mal im Lande des Nils. Kaum war er dort angekommen, so hatte er schon das Glück, manche Entdeckungen zu machen, über welche die ersten Berichte vorliegen, die wohl von der Gegenpartei werden angefochten werden. In Kairo fand Brugsch einen Stein, dem er unter den die altegyptische Geschichte aufhellenden Monumenten eine der ersten Stellen anweist. Derselbe enthält, bei kaum 1½ Fuß Durchmesser, auf seiner Oberfläche und am Rande nicht weniger als 34 Königsringe, welche, unter Auswahl der einzelnen, die Namen der Vorfahren von Ramses II. einschließen, darunter die von zwei Königinnen, Nofretari und Ahhetep.

— * In Celle ist vor einigen Tagen eine früher vielgenannte Persönlichkeit gestorben, der Dr. Christiani aus Lüneburg, der einst in politischen und literarischen Dingen eine Rolle spielte, zu den Herolden der jungen Zeit gehörte und von Heinrich Heine als der Mirabeau der Lüneburger Haide besungen wurde. Seitdem er den Dänen seine Dienste angeboten hatte und doch wieder kam, um die frühere Rolle abermals durchzuführen, fand er keinen Glauben und keinen Boden mehr. In hannoverschen Dingen war Christiani sehr bewandert und beleuchtete sie scharf, war überhaupt auch noch in den letzten Jahren eine beweg-

liche Persönlichkeit; er ist 61 Jahre alt geworden. Wie weit er mit der ihm übertragenen Ordnung des Nachlasses von Heine gekommen ist, erfährt man bis jetzt nicht.

— * Der früher in Kiel, jetzt in Wien angestellte bekannte Nationalökonom Professor Stein erklärt öffentlich, daß die durch Zeitungen verbreitete Nachricht, als beabsichtige er mit seiner Familie zur katholischen Kirche überzutreten, gänzlich unbegründet sei.

— * Der französische Dichter Lamartine schreibt jetzt für die von ihm herausgegebene Zeitschrift eine umfassende Vertheidigung gegen alle Angriffe, die er als Schriftsteller, Staatsmann und Mensch zu erleiden gehabt hat.

— * In den vereinigten Staaten von Nordamerika erscheinen jetzt 3754 Zeitungen; davon 613 im Staate Newyork, 418 in Pennsylvanien.

— * Die junge Stiftung des Vereins für deutsche Kulturgeschichte wird von Haym im ersten Hefte seiner „preußischen Jahrbücher“ begrüßt. Der Herausgeber sagt: „Die lebendige Vergegenwärtigung der Vergangenheit kann nur durch das Eingehen in die ganze Breite der socialen und der privaten, der moralischen und der intellectuellen Zustände eines Volkes gelingen. Nur durch den Zusammenhang mit der Bildungsgeschichte einer Nation wird deren politische Geschichte humanisirt. Nur durch die Zurückführung auf die concreten Verhältnisse und die realen Existenzen werden die geistigen Bewegungen einer Epoche dem Boden einer bloß gelehrten oder einer ideologisch-constructiven Behandlung entzogen. Alle Factoren echter Geschichtsschreibung in Fluß zu bringen, ist sichtlich eine der Tendenzen heutiger Wissenschaft, und das Erwachen des Interesses an der Kulturgeschichte einer der erfreulichsten Beweise dafür, daß wir auf dem Wege sind, zwischen schlechtem Pragmatisiren und voreiligem Idealisiren zu derjenigen Methode durchzudringen, deren Gesetz lebendige, individualisirende Treue und Wahrheit ist. Nur aus der Mühe unendlicher Detailarbeit aber können auf diesem Gebiete größere Resultate gewonnen werden.“

— * Die berühmte italiänische Tragödin Adelaide Ristori ist wieder in Deutschland und hat kürzlich in Hannover und Hamburg gespielt; an beiden Orten erregte sie Begeisterung, hatte jedoch in Hannover kein großes Publikum. Von dort schreibt man der Kölnischen Zeitung: Unter den Zuschauern befand sich auch Marie Seebach. Noch vor wenigen Tagen hatte sie an derselben Stelle und in derselben Rolle, wie ihre große Rivalin, den Applaus und die Kränze Hannovers geerntet. Darüber kann nur eine Stimme sein, daß — seit Rachel's Tode — neben der Ristori nur die Seebach steht. Unerreicht in der Energie des pathetischen Ausdrucks, in der sichtbar gewordenen Metaphysik der Leidenschaft, ein Mannweib an tragischer Kraft, steht die Italiänerin, die Ristori; unerreicht in der Tiefe und dem Umfang des Gefühls, in der mehr zur Ahnung und Empfindung als zur Anschauung gebrachten Entfaltung jeder edlen Leidenschaft, — nichts als ein Weib, aber ein ganzes Weib an schöner, unendlich liebenswürdiger Innerlichkeit, steht die Deutsche, die Seebach. Mag unsere Bewunderung für die Ristori lauter gewesen sein, unsere Liebe zur Seebach ist tiefer! — Robert Heller hebt in den „Hamburger Nachrichten“ als die glänzenden Eigenschaften der Ristori hervor die Kunst ihrer Mimik, die Gewalt ihrer Sprache, die zauberhafte Leichtigkeit, womit sie die schroffsten Gegensätze des Ausdrucks natürlich aneinander reiht und zuletzt das Hauptsächlichste: die Wahrheit und den gesetzmäßigen Zusammenhang in ihrer Charakteristik.

— * Seit Kurzem hat Dawison einen Theil der Regie des Schauspiels an der Dresdener Hofbühne übernommen. In den letzten Wochen gab dieselbe einige Vorstellungen, die sich durch das Zusammenwirken von Devrient und Dawison gleichsam zu Festabenden gestalteten, wie es einst in Berlin ein Fest war, wenn man Wolf und Ludwig Devrient neben einander sehen konnte. Die beiden Künstlerpaare entsprechen sich auch in eigenthümlicher Weise, indem sie den subjectiven Idealismus und den drastischen Realismus in sich vereinigen. Devrient und Dawison spielten kürzlich zusammen im Tasso (Tasso und Antonio) und im „Spieler“ (Wallenfeld und Posert.) Die „Europa“ sagt über diese Vorstellungen: „Schien dabei der Vertreter des idealen Subjectivismus als Träger der Hauptrollen in seinem Vortheil, so erhielten objectiv diese Dichtungen doch erst durch die Folie des frappanten Realismus in Dawisons Mitwirkung ihre Erfrischung und ihren Reiz des thatsächlich wahren Lebens. Emil Devrient ist als Tasso, als Baron Wallenfeld unübertroffen, in Darstellung all der Stimmungen, des Aufschwungs, der Launen und der Demüthigungen des Genies und des verwöhnten Aristokraten vielleicht unübertreffbar; allein erst mit Blut und Leben der Realität färbt sich der Ton dieser blassen Illusions- und „Situationsscenen zu greifbaren Wahrheiten, die noch täglich gelten. Wenn die Idealität zur Phrase zu werden droht, — und in beiden Werken ist viel Sentimentalität zur blassen Phrase geworden, — dann thut es doppelt noth, daß ein Rembrandt mit seinen Pinselstrichen das Bild erfrischt. Diese Erfrischung bringt Dawison als Antonio, als Posert in jene Bilder.“

— * In Neapel starb vor Kurzem der berühmte Bassist Lablache, der in Paris, London, Petersburg so viele Triumphe gefeiert hat. In Neapel, wo er gestorben ist, war er 1794 geboren, der Sohn eines politischen Flüchtlings; dort betrat er zuerst das San Carlo Theater und legte hier den Grund zu seiner triumphreichen Laufbahn. Seine Leiche soll nach Paris gebracht und dort beigesetzt werden.

— * In Athen will man am 1. Juni, dem Tage der Thronbesteigung des Königs Otto, die „Antigone“ des Sophokles aufführen, und zwar im Odeum des Herodes Attikus, das bis dahin vollkommen ausgegraben sein wird.

— * In München hat der alljährliche Cyclus von Vorträgen bei Liebig wieder begonnen. Sybel sprach von den Kreuzzügen und ihrer welthistorischen Bedeutung, Kobell trat als kundiger Waidmann auf und sprach über das Raubwild, indem er die Jagd auf Bären und Wölfe nach der geschichtlichen Ueberlieferung schilderte, den Fuchs aber zugleich aus eigener Erforschung mit heiterem Humor behandelte. Bodenstedt charakterisirte Marlow und Green als Vorläufer Shakspere's.

— * Die Deutschen in Californien. Im zweiten Bande seines Buches „Aus Amerika“ sagt Julius Fröbel in dem Kapitel, welches von der californischen Stadt San Francisco handelt, nachdem er manches harte Urtheil über die Zustände des Landes angeführt hat, Folgendes: „Was mein Urtheil betrifft, so muß ich erklären, daß ich zu San Francisco so gebildete, humane, freundliche und liebenswürdige Menschen gefunden habe wie in irgend einer europäischen Stadt, nur mit dem Unterschiede, daß sie zugleich erfahrener, von schärferem Verstande, von geprüfterem Charakter, und in größerer Proportion vorhanden waren als meines Wissens irgendwo in der alten Welt. An geistigem Verkehre hat es mir daher in San Francisco niemals gefehlt. Ich konnte zu jeder Zeit Menschen — ich möchte sagen Menschen auf der Straße finden, mit denen ich eine mir interessante Unterhaltung über einen Gegenstand der Politik oder der Naturgeschichte, der Moral oder der Metallurgie, der Medicin oder der Aesthetik, der chinesischen oder der europäischen Verhältnisse führen konnte. Allerdings erfährt man dort manche Begebenheiten erst viele Monate, nachdem sie vor sich gegangen, aber man hat dabei den Vortheil, daß man andere, welche dem gebildeten Europa erst nach vielen Monaten bekannt werden, am nämlichen Tage schon erfährt, an welchem sie sich ereignen, so daß Vortheile und Nachtheile sich in gewisser Hinsicht compensiren. Die deutsche Nationalität ist, wenn ich mich nicht irre, in Californien, im Verhältniß zur Gesammtzahl ihrer Angehörigen in jenem Lande, durch eine größere Proportion intelligenter Männer vertreten als anderwärts in den Vereinigten Staaten. Besonders aber ist es eine größere Weltkenntniß, ein höherer Grad von Lebenserfahrung, ein größerer Maßstab für die Beurtheilung der Dinge, was den californischen Deutschen, bei übrigens gleichem Bildungsgrade, vor dem Deutschen in anderen Theilen der Vereinigten Staaten auszeichnet. Hier sah ich Landsleute, welche früher die indischen Inseln und Australien bereist hatten, andere welche Peru und Chili genau kannten, noch andere welche zu den Pionieren des Gadsden-Ankaufes gehörten oder in Sonora zu Hause waren, wie in irgend einem deutschen Bundesstaate. Genauere Kenntnisse Mexiko's, Central-Amerika's, der Plataststaaten und Brasiliens waren ebenfalls repräsentirt, und dazu kamen Männer von vielfältigen Erfahrungen in europäischen Ländern. Ich machte die Bekanntschaft eines gebornen Hamburgers, welcher die afrikanischen Küstenländer, besonders die von Guinea, genau kannte und die barbarischen Sitten von Dahomey mit angesehen hatte. Ich lernte einen jungen Bremer kennen, welcher mit einer Gesellschaft von anderen jungen deutschen Kaufleuten auf einem von ihnen angekauften Schooner, dessen Bemannung sie selbst ausmachten, unter einem von ihnen angestellten Capitäne, um das Cap Horn gekommen waren und darauf eine Handelsgesellschaft im stillen Meere bildeten. Sie machten mit ihrem Fahrzeuge mehrere Expeditionen nach der Behringsstraße, nach den Inseln des großen Oceans, nach Australien und nach China, bis sie sich nach verschiedenen Punkten des großen Oceans zerstreuten. Ich war während des größten Theils meines Aufenthaltes zu San Francisco Redacteur einer daselbst erscheinenden deutschen Zeitung, die den Titel „San Francisco-Journal“ führte. Bei den ausgebreiteten Beziehungen meiner deutschen Bekannten und Freunde strömte diesem Blatte aus den Ländern um den großen Ocean der Stoff zu, und namentlich war es eine anerkannte Quelle für mexikanische und central-amerikanische Zustände. Unter den Mittheilungen, welche mir auf diese Weise zugingen, waren einige Briefe eines jungen Bremer Kaufmanns zu Hongkong an einen Freund, ebenfalls einen jungen Bremer, zu San Francisco, welche ich damals publicirte. Beide, der Schreiber und der Empfänger, hatten zu der vorhin erwähnten Schiffmannschaft und nachherigen Handelscompagnie im stillen Meere gehört. Neben der individuellen Freude an dem Blicke in das große und heitere Gebiet der Natur und des Geschäftslebens im großen Ocean, welchen mir diese Briefe eröffneten, gewährten sie mir zugleich die nationale Befriedigung, den deutschen Handel in diesen Räumen durch junge Männer von Geist, Energie und Bildung repräsentirt zu sehen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Delzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 7. Bremen, 14. Februar. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Beitrag zur Erkenntniß des Wesens der Musik.

Von W. Nagel.

Man ist von jeher in Verlegenheit gewesen, die Musik begrifflich zu erklären und ihr die rechte Stelle unter den übrigen Künsten anzuweisen. Daß sie eine Kunst sei, zweifelt man nicht; wie man nun aber auch den Begriff der Kunst bestimmen möge, in der Musik ist immer etwas, was sich in diesen Begriff nicht fügen will, etwas Besonderes, was in dem Allgemeinen nicht ganz aufgeht. Wir irren vielleicht nicht, wenn wir in der Kunst die Wiedererzeugung der wirklichen Welt im Bewußtsein des Menschen erkennen oder die durch menschliche Mittel bewirkte Veranschaulichung der Ideen, welche in der Welt gleicherweise, nur in anderen Maßen und mit weiterreichenden Mitteln, sich darstellen; aber wenn sich auch begreifen läßt, daß dies in der Dichtkunst und namentlich in den bildenden Künsten geschehe, welche ja jedenfalls die Gegenstände der wirklichen Welt nachschaffen müssen: so ist das doch auf die Musik nicht anzuwenden, und man ist sich keineswegs ganz sicher und fühlt einige Vorwürfe des logischen Gewissens, wenn man die Musik den übrigen Künsten als gleichartig beiordnet.

Denn sie hat nichts in der wirklichen Welt, was sie, etwa so wie die bildenden Künste oder die Dichtkunst, nachahmte, ihr ist nichts gegeben, was sie zunächst als Muster betrachtete. Die Melodieen und Harmonieen schwimmen nicht in der Luft, daß sie dieselben abhorchen könnte. Es giebt in der ganzen Welt, soweit sie uns erschlossen ist, nichts ihr Gleiches. Daß auch die Natur Töne hat, welche z. B. bei den Vögeln gewissermaßen bis zur Melodie sich erheben, kann doch niemals die Schöpfung des einfachsten Liedes etwa durch Nachahmung erklären, wie das bei allen andern Künsten sich von selbst ergiebt, da ihr erstes Streben sein muß, den Gegenstand treu wie die Natur wiederzugeben. Man ist hier ganz verlassen, und Batteux' bekannte Begriffsbestimmung, daß die Kunst Nachahmung der Natur sei, muß entweder sogleich an der Musik scheitern, oder die Musik ist keine Kunst.

Und es ist wahr, die Musik kann den übrigen Künsten nicht sowohl beigeordnet werden, als sie vielmehr allen als eine für sich bestehende gegenübergestellt werden muß. Jene nehmen nachweislich ihren Vorrath aus der vorhandenen Natur; sie muß ihn zunächst unbegreiflicher Weise selbst erzeugen und erfinden. Jene konnte man bis zu einer gewissen Gränze allerdings versucht sein, unter den Begriff der Nachahmung der Natur zu stellen; bei dieser ist dies nicht möglich, da ihr keine Gegenstände vorliegen, welche sie abzuschreiben hätte. Jene haben den Raum, auf dem sie ihre Schöpfungen, gleich den übrigen Dingen der Welt ausbreiten; sie hat nur die Zeit, die Aufeinanderfolge der Töne, durch die sie ihr Wollen offenbart, in einer Weise, wie sich, außer sparsamen Anklängen, kein Gegenstück in der Natur findet.

Wir müssen daher sagen, verdient die Kunst irgend den Namen Schöpfung, so ist das recht eigentlich bei der Musik der Fall. Sie ist unbestritten des Menschen Eigenthum, seine freie, nirgend vorgezeichnete Schöpfung.

Nun werden wir aber überhaupt nicht zugeben, daß die Kunst Nachahmung der Wirklichkeit sei. Sie ist keine Abschrift des Vorgeschriebenen. Gehen wir auf den philosophischen Satz zurück, daß der Geist, welcher im Weltall auf den verschiedensten Stufen der Entwicklung erscheint, natürlich auch den Menschen erfülle, so wird es uns nicht Wunder nehmen, daß der Mensch, wenn er in der Kunst sich eine Welt gestalten will, sich innerhalb derselben Formen bewege, welche auch in der Welt den Ausdruck des Geistes liefern. Es ist ihm dabei nicht um die einzelnen Dinge zu thun, welche er bildet, sondern unmittelbar, wie in der großen Schöpfung, um die Ideen, deren Versinnlichung jene einzelnen Dinge sind. Diese Ideen sind ebenso gut der Inhalt seines Geistes als des allgemeinen Geistes. Und zufolge der Einheit, in welcher der, so zu sagen, specifische Menschengeist mit dem allgemeinen Geiste steht, kann derselbe auch keinen anderen Ausdruck für die Ideen finden, als diese in der Welt der Wirklichkeit in all jenen stufenmäßig sich ergänzenden Formen besitzen. Er scheint darum nachzuahmen, während er in Wahrheit den auch ihn erfüllenden Ideen frei schaffend Gestaltung verleiht. Er hat keine andre Möglichkeit, sich zur Erscheinung zu bringen, als eben jenen Weg, auf welchem der allgemeine Geist in der mannichfaltigen Welt die Fülle des Lebens nach- und nebeneinander zu Millionen von Einzeldingen schafft, die sich zu Gattungen und Arten sondern und in der buntesten, scheinbar ungeordneten Zusammenstellung doch Harmonie bleiben und hervorbringen.

So ist die Kunst allerdings Darstellung derselben Ideen, welche das Wesen der Welt sind, nur in der Beschränktheit menschlicher Mittel; der Mensch schafft für sich das nach, was der allgemeine Geist vorgeschaffen hat, und offenbart darin seine Einheit mit dem Weltengeiste. Nicht das Endliche, d. h. das Vereinzelte der Welt ist ihm in der Kunst Gegenstand; das erniedrigte ihn zum knechtischen Abschreiber; sondern das Unendliche, der schöpferische Urgrund selbst, aus dem nach dem Gesetze der Ursächlichkeit, in Zeit und Raum unterschieden, dann die einzelnen Gestalten aufsteigen. Er schafft so entweder Ungesehenes, Neues — was so nirgend vorhanden ist, und bringt die besondere Idee, um die es ihm zu thun ist, auch in dieser Weise zur Erscheinung, oder wenn das nicht, so ist es doch nichts Nachgemachtes, sondern unmittelbar Geschautes und Gewolltes. Darum ist die Kunst des Menschen höchste Stufe, weil er in ihr den Beweis liefert, daß er, ungeirrt durch die verwirrende Masse der endlichen Dinge, seine Heimath im Unendlichen, im Geiste habe und unmittelbar aus dessen ursprünglicher Tiefe Gestalten erschaffe, mögen diese nun so in der wirklichen Welt zu schauen sein oder nicht. Die Kunst erst liefert das Zeugniß, daß

der Mensch der Mikrokosmos sei, oder daß der allgemeine Schöpfergeist sich im Menschen, sozusagen, wiederhole.

Das Alles gilt natürlich nur von dem wahren Genius, dessen Kunstschöpfungen unmittelbar durch die Anschauung der Idee gegeben sind; nicht durch Ablesen der einzelnen Lettern des Weltbuches, sondern durch Gemeinschaft mit dem Geiste, der es verfaßt, und durch Vertiefung in den Grund, aus dem die einzelnen Dinge und Formen hervorsteigen. Es ist gleich dem Instinkt der Thiere, weil es nicht durch Reflexion entsteht und nicht den Weg des Begriffes verfolgt; aber weil es der Geist selbst ist, der hier handelt, so findet sich dieselbe Sicherheit, in welcher der Vogel seinen Flug beginnt nach dem Lande, das bis dahin seine Augen niemals sahen. Deßwegen hat auch die wahre Kunst stets etwas Unbegreifliches und gewissermaßen Uebermenschliches, weil sie sich der gewöhnlichen Vermittlung durch Begriffe entzieht, sich bei aller Theorie und Fertigkeit nie nachahmen läßt. Wir reden da von Gottbegeisterung und lassen den echten Künstler — wider Willen und Verständniß — von einer übermächtigen Gewalt ergriffen und fortgerissen sein.

Was aber hat nun die Musik mit diesem Allen zu schaffen, und wie kommen wir hierdurch ihrem Verständniß näher?

Sie theilt mit den übrigen Künsten dies, daß sie gleich ihnen auf einem unmittelbaren Lebendigwerden (Verständniß) der Ideen ruht, welche sich in der Stufenfolge der Weltentwickelung gleichsam räumlich und zeitlich auseinander legen und in den verschiedenen Gattungen und Arten und Kräften und Gesetzen offenbaren, aus welchen und durch welche die Welt der Wirklichkeit besteht. Während nun der Menschengeist in den übrigen Künsten bei Veranschaulichung der Ideen dieselben Spuren betritt, welche der große Weltengeist ihm vorangegangen, und dieselben Gestaltungen wählt, die als Vorbilder in der Wirklichkeit vorhanden sind: verläßt er in der Musik den betretenen Weg — oder die bekannte Weise der Geistesoffenbarung und schafft sich unmittelbar seinen Ausdruck, reproducirt gleichsam die ganze mannichfaltige Welt selbständig durch ein nirgend so gebrauchtes Mittel; und da er das Räumliche vermeiden muß, weil er sonst nothwendig in dieselbe Darstellungsart verfallen müßte, welche sich als Welt schon vorfindet, bleibt er rein in der Zeit und gestaltet in Tönen, welche in ihrer Aufeinanderfolge alle räumliche Darstellung ausschließen und daher etwas ganz Neues, allein dem Menschen Eignes zu geben im Stande sind.

Der Menschengeist schafft sich in der Musik, als Gegenstück der Welt, eine zweite Welt, in welcher durch Töne dasselbe auszudrücken versucht wird, was sonst die ganze stufenmäßige Mannichfaltigkeit der räumlichen Welt auszudrücken bestimmt ist. Es ist hier der ganz unvermittelte, von keinem Muster geleitete schöpferische Trieb wirksam, der weder Stoff noch Form aus dem Reiche der Wirklichkeit erwählt, sondern allein sich selbst überlassen, seinem Drange folgt und den Aufbau des Ganzen gewissermaßen aus eignen Mitteln bestreitet. Es fehlt bei der echten Musik daher an aller Reflexion, wie sie in anderen Künsten, welche mit dem Reiche der Begriffe, wie z. B. vor Allem die Dichtkunst, sich berühren, immerhin nicht ganz entbehrt werden kann. Sie wird durch Reflexion um ihre eigenste Natur gebracht, und wenn man ihren Inhalt begrifflich feststellen und ausdrücken will, so sträubt sich ihre Ursprünglichkeit in angeborner Kraft gegen diese Versetzung aus dem Gebiet des Lebens, d. h. des Concreten in das Reich des Todten, d. h. des Abstrakten. Sie will eben nicht die Erklärung von etwas Andrem, das Erläuternde für irgend etwas in der Welt sein, sei es Zustand, Stimmung, Einzelding und somit zuletzt Begriff: sondern sie ist nichts als sie selbst, bedeutet nichts als sich selbst und bedarf, um verstanden zu werden, nie einer andern Vermittlung als ihrer selbst. Was man ihr vorsetze oder beisetze, welche Namen und Titel oder Worte, es gilt ihr gleich. Ihre Wirkung ist ihr Name und ihr Titel — und sie hat kein Gleichniß in der Welt, durch das man sie dem Begreifen näher bringen müsse. Sie bedarf keines und duldet keines. Sie ist in sich selbst die werdende Welt und hegt alle Dinge derselben in ihrem Schooße — denn die Ideen, deren Abbilder die Gattungen der Dinge sind, leben auch in ihr, wie in der Welt, nur nicht in der Gestalt wie dort, sondern allein in der Folge und der Mannichfaltigkeit der Töne, so daß der ganze Reichthum hier wie dort vorhanden und ausgeschüttet ist.

Darum aber, weil es ihr Wesentliches ist, die Ideen als solche, nicht in Gestalt, Farbe, Körperlichkeit und Leben, wie in der wirklichen Welt, sondern in Tönen zu verwirklichen, und es ihr also nicht möglich ist, die Einzelheiten der Welt, gleich den übrigen Künsten, wiederzugeben, so ist sie, begrifflich verstanden, die deutsamste, unbestimmteste der Künste, ja, sie widerstrebt jeder Erkenntnißform und wie sie die Ideen zunächst im Gemüthe erfaßt, so vermittelt sie dieselben auch ganz allein für das Gemüth, d. i., den Complex der Gefühle, dem Alles zufällt, was sich nicht begrifflich bestimmen und einschränken läßt. Sie ist hierdurch indessen zugleich die am allgemeinsten wirksame Kunst, weil gar keine durch Begriffe vermittelte Bildung erforderlich ist, um von ihr ergriffen und bewegt zu werden. Sie rührt, erheitert, erschüttert, erhebt und begeistert unmittelbar und erregt den Menschen nur im Allgemeinen, so daß Alles in ihm lebendig wird, was irgend Verwandtes zu der gehörten Musik in ihm sich findet. Er fühlt eine Steigerung seines inneren Lebens, je nach der einen oder der andern Richtung hin, und je tiefer er ergriffen wird, desto mehr entschwinden ihm die Einzelheiten der endlichen Welt, durch deren Vermittlung die übrigen Künste noch wirken, und er wandelt selbst- und weltvergessen in dem reinigenden Aether des Unendlichen, wo der Schöpfergeist unmittelbar zu dem verwandten Geiste spricht. Hat nun überhaupt die Kunst die Wirkung, den Menschen von der endlichen Erscheinung zu erlösen und zur Vertiefung in die unendliche Idee zu führen; so muß das einestheils zwar am vollständigsten der Musik gelingen, welche den Menschen ganz aus der Fluth der Erscheinungen in das Reich des Unendlichen entführt und durch ihre Töne die Schmerzen stillt, die uns die Stöße der rauhen Wirklichkeit erzeugen; anderntheils aber, wo es sich um Bestimmtheit der Richtung handelt, in welche das Gemüth geleitet, und um deutliche Umrisse des Bildes, in welchem die Idee uns nahe gebracht werden soll, wird sie die Palme andren Künsten reichen, welche ihre Vermittlungen der sichtbaren Welt entlehnen und in bekannten, in der Wissenschaft anderweitig durch Begriffe bestimmten Größen rechnen.

Aus Alledieſem wird nun wohl das Wesen der Musik im Allgemeinen sich bestimmen lassen, wenn es überhaupt gelingen kann, einen Blick in die geheimnißvollen Tiefen zu thun, aus denen ihr Quell hervorspringt. Die in Begriffen aufgespeicherte Welt der Erkenntniß, welche in Worten, als den Namen der Begriffe, mitgetheilt wird, ist ihr ganz verschlossen. Wo man ihr Worte beisetzt, um die Bestimmtheit ihres Wollens zu vermehren, können dies bloß Parallelen sein aus einem andren Gebiete der menschlichen Kunst, als etwa: so würde man dies dort ausdrücken; aber wesentlich kann dadurch der Musik nichts zugegeben werden. Oder sie dient dazu, das, was im Worte, als der begrifflichen Bestimmung, sich nicht genügend wiedergeben läßt, um so unmittelbarer zum Gefühle zu bringen und so das menschliche Wort zu erwärmen und zu verstärken. Im Grunde ist sie es aber doch, welche das ganze Gefühlsleben beherrscht, und eben ihre Unfähigkeit, die Welt, insoweit sie Gegenstand der Erkenntniß ist, irgend wieder zu geben, bedingt ihre Beschränkung auf das unvermittelt Menschliche, welches eben die Gefühle sind, und ihre, durch jede Reflexion nur getrübte und gehemmte Wirkung. Wo alle Möglichkeit aufhört, einen Gegenstand durch die Kunst dem menschlichen Bewußtsein nahe zu bringen, da behauptet noch die Musik ihre Gewalt und bearbeitet mit Erfolg das menschliche Gemüth. Man möchte sie der Heilfluth des Bades vergleichen, welches durch alle Poren dringt und den Leib zur Genesung und Neuschöpfung treibt. Das Wie bleibt verborgen und

alle Analysen hinken nach; genug es geschieht und beweist in sich selbst die Heilkraft, die wohl erfahrungsmäßig sich voraussehen läßt, aber deren geheimes Walten in einen unerforschten Grund hinabreicht.

So erfaßt uns die Musik in der zeitlich aufeinander folgenden Reihe ihrer Töne, theils im Rhythmus, theils in der Melodie und Harmonie, und entspricht der ganzen Mannichfaltigkeit des menschlichen Gemüthes. Im Rhythmus spiegelt sie die Form, in Melodie und Harmonie den Gehalt der Empfindung, nur daß beides als gegenseitig bedingt erscheint, also Eins mit dem Andren gegeben ist. Die Melodie weist stets auf die Harmonie zurück, aus welcher sie hervorwächst, gleich der Blüthe aus der Pflanze; man kann die Harmonie verschweigen; aber will man die volle Wirkung, so ist sie unentbehrlich; eben so kann man die Melodie bloß ahnen lassen; indessen wird nur sie, in ihrer leichten Beweglichkeit, sich dem Gange der menschlichen Empfindung vollkommen anpassen; die Harmonie ist noch zu allgemein, und erst in der Melodie erringt sie das individuelle Leben, wie es der menschlichen Fassung entspricht.

Durch diese drei in Einem, wo sie in nothwendiger Verbindung bestehen, erringt die Musik ihre Erfolge. Sie umfaßt die ganze Stufenleiter menschlicher Gefühle und erhebt zum Gipfel der Andacht sowohl, als sie in die Tiefen verzweifelnden Schmerzes hinabführt. Ihr ist es gegeben, jede Saite unsres Gemüthes mitklingen zu lassen, unberechenbar, wie die Summe ihrer Tonverbindungen, und doch in ihrer grenzenlosen Mannichfaltigkeit stets getragen und beherrscht von dem Gesetz, welches jede Offenbarung des Geistes durchdringt und regelt. In ihrer geordneten Welt findet der Mensch sich als den rein empfindenden wieder. Er vergißt das mühsame Streben, nach Begriffen zu verstehen und sich zu bestimmen, und fühlt sich erlöst von der auf ihn eindringenden Fülle der nur halbverstandenen Erscheinungen der Welt. Seinem unmittelbaren Gefühle hingegeben, träumt er sich in seine Heimath, wo ihm Alles verwandt und vertraut ist, und immer wieder, wenn ihn das Wesen der Welt verwirrt, kehrt er zu ihr, um aufzuathmen und hier wenigstens ganz er selbst zu sein, das Rauhe zu ebnen, das Stockende zu lösen und im unmittelbaren Bewußtwerden der unendlichen Idee mit dem Verletzenden und Beunruhigenden der einzelnen Erscheinungen sich zu versöhnen.

Die Musik ist die dem Menschen eigenste Sprache, um ohne die Vermittlung der in der sichtbaren Welt einheimischen Gestaltungen, doch das Wesen der Welt in seinen allgemeinen Stufenformen wieder zu geben und auszudrücken.

Wenn nun aber der Menschengeist in der Musik seine Schöpfung vollbracht hat, so wendet er sich — wie überall in der Kunst — rückwärts, um die Gesetze und Regeln des Geschaffenen aufzufinden, zu verstehen und festzustellen. Es folgt die That der Abstraction, welche nicht dem Schaffen, aber dem Verständniß dient, und so entsteht die Theorie der Musik, in welcher das unmittelbare Werk des menschlichen Genius ins Bewußtsein erhoben und in die Erkenntnißform des Begriffes zu bringen versucht wird. Man wird dann allerdings gewahr, daß hier durchaus keine Willkür herrscht, sondern eine bestimmte Gesetzlichkeit das Wesen des Geistes auch in der Musik ist, wenngleich immer Manches übrig bleibt, was sich nicht zur Regel abstrahiren läßt, und in der Lebendigkeit des Geistes gar oft Neues erscheint, was gleichwohl berechtigt ist, ob man es schon in keine der bisher bekannten Regeln zu bringen weiß. Alles nun, was in der Musik Wissenschaft ist, läßt sich erlernen, und ebenso kann der Fleiß sich die Fertigkeiten aneignen, welche zur Ausübung der Musik erforderlich sind. Viele mögen sich auch hier der angenehmen Täuschung hingeben, etwas in der Musik zu vermögen, weil sie mit Allem, was in der Musik sich begrifflich feststellen läßt, sich vertraut gemacht und in der Anwendung desselben eine genügende Fertigkeit erlangt haben. Indessen ist das Nachmachen niemals ein Schaffen und wird stets von untergeordnetem Werthe bleiben. Der wahre Musiker verfügt über eine Kraft, die niemand gewinnen kann, dem sie nicht angeboren ist. Sein Bildungsgang ist Entwicklung des in ihm Vorhandenen, nicht aber Anlernen des Gegebenen. Er stellt die unmittelbar geschaute und im Gemüthe lebendige Idee dar, nicht den später erst abstrahirten Begriff. Er steht unter den Propheten der Menschheit, welche unmittelbar aus der Quelle des Gottesgeistes schöpfen, und nur die Art ihrer Wirkung auf der Menschen Geschlecht ist der Maßstab ihres Werthes. Was sie geben, ist für uns Andre wie Offenbarung, Aufschluß eines Lebens, das zuvor uns verborgen war, in dessen Tiefen wir nun mit Bewunderung schauen, durch dessen Schätze wir uns bereichern, das sich aber, wenn es Leben des echten Genius ist, den uns bisher bekannten und geübten Regeln entzieht, bis wir denn nach und nach auch seine Eigenthümlichkeit unter das Maß eines Begriffes bringen und dadurch in die feststehende Wissenschaft einfügen lernen.

So ist denn wohl gewiß, daß in keiner Kunst der Mensch so ganz auf sich selbst gepflanzt sei, wie in der Musik, und daß keine das Eigenthümlich Menschliche unmittelbarer darstelle und treffe, als sie. Darum ist sie weit weniger abhängig von der Intelligenz der Völker oder des Einzelnen, als irgend eine andre Kunst, und rührt auch in den einfachsten Volksweisen selbst den Hochgebildeten, der ja nicht aufhört, an dem allgemein Menschlichen Theil zu haben. Dank sei denen, welchen Gott das Herz bewegt und die Lippe entsiegelt hat, uns den Reichthum der Welt in Tönen zu verkünden und dem eine beredte Sprache zu leihen, was ohne sie in den Tiefen des Gemüths unbewußt schliefe. Sie zaubern uns die im Gemüthe lebendigen Ideen der Welt ins Dasein und lassen uns, was sonst nur das Auge füllt, zu Ohr und Herzen kommen, damit die Kunst ihr Werk vollende und den ganzen Menschen in allen Richtungen seines Wesens durchdringe und erfasse.

---

* Das Wort.

Eine Skizze nach Carlyle.

Die Schafe gehen aus drei Gründen heerdenweis. Erstens weil sie von geselligem Temperament sind und gern mit einander laufen; zweitens wegen ihrer Feigheit, denn sie fürchten sich, allein zu bleiben; drittens weil die Mehrzahl von ihnen sprichwörtlich kurzsichtig ist und ihren Weg nicht selbst zu wählen versteht. Die Schafe sehen in der That soviel als gar nichts und würden an einem himmlischen Lichte und einer gescheuerten Zinnkanne weiter nichts bemerken, als daß sie von beiden geblendet werden, und daß beide einen unaussprechlichen Glanz ausstrahlen.

Wie ähnlich sind in allen diesen Beziehungen ihre der Menschheit angehörigen Mitgeschöpfe! Auch die Menschen sind eine Heerde, im himmlischen wie im irdischen Sinne; sie sind gesellig und ziehen gerne heerdenweis. Zweitens sind sie auch furchtsam und bleiben sich nicht gerne allein überlassen. Drittens und vor allen Dingen sind sie fast bis zur Blindheit kurzsichtig.

Daher kommt es, daß wir Menschen fortwährend in Strömen und Haufen rennen, wenn wir nämlich überhaupt rennen; und nach welchen albernen gescheuerten Zinnkannen, die wir irrthümlich für Sonnen halten! Irrwische, die im Grunde nichts Anderes sind als gescheuerte Zinnkannen, mögen sie sich Parvenüs oder sonst wie nennen, erfüllen ganze Nationen mit Zittern und Beben, so daß sich ihnen das Haar emporsträubt. Auch wissen wir Menschen nicht anders als in Folge blinder Gewohnheit, wo die guten Weideplätze liegen. Erst wenn das süße Gras sich zwischen unsern Zähnen befindet, wissen wir es und kauen es; auch wenn das Gras bitter und mager ist, wissen wir es und blöken und rennen mit den Köpfen zusammen.

So spielen Schafe und Menschen ihre Rollen auf dieser Erde. Sie wandern rastlos, in großen Massen, ohne zu wissen, wohin Jeder geht. Meistentheils geht Jeder seinem Nachbar und seiner eigenen Nase nach.

Meistentheils, aber doch nicht immer. Sieh dich genau um, und du wirst Einige, wenngleich Wenige finden, welche wissen, wohin sie gehen. Schafe haben ihren Leithammel, einen mit größerer Tapferkeit und hellerem Blick als andere Schafe begabten Widder. Er führt sie über Berg und Thal nach den Wäldern, nach schönen Weideplätzen oder nach Wasserquellen in ein sicheres Versteck. Muthig geht er voran, springt, wenn es sein muß, und kämpft mit Huf und Horn. Dreist folgen ihm die Schafe und mit zuversichtlichem Herzen. Es ist rührend, wie jeder Hirte erzählen kann, mit welcher ritterlichen Hingebung diese wolligen Schaaren ihrem Widder anhängen und ihm nachstürzen, gehe es nun unter ein sicheres Obdach und auf grüne anmuthige Wiesen, oder in steile Abgründe und in den Rachen des Wolfes. Wenn man dem Widder einen Stecken vorhält, bemerkt Jean Paul, so daß er nothwendig im Vorbeigehen darüber springen muß, und dann den Stecken wegzieht, so springt nichtsdestoweniger die ganze Heerde ebenso wie er, und das tausendste Schaf setzt ebenso ungestüm über die leere Luft hinweg, wie das erste über ein nicht anders zu umgehendes Hinderniß.

Willst du die Gesellschaft und das Leben verstehen, so denke wohl über dieses Thun und Treiben der Schafe nach. Du wirst finden, daß in dem Thun und Treiben der Schafe auch für die Menschen eine große Bedeutung liegt.

Wenn schon Schafe immer ein Oberhaupt und einen Anführer haben müssen, wie viel mehr muß dieß mit den Menschen der Fall sein! Die Menschenheerde braucht ihren Leithammel und Widder, welcher ihr vorausgeht und für sie kämpft, dem sie folgt und nachahmt.

Vielleicht daß eure Eitelkeit der Vergleich verletzt. Wie unerlaubt und schlechtpassend, die Menschheit und die Thierwelt zusammenzuwürfeln im grellen Gemisch des Höchsten und des Niedrigsten! Ja, ihr fühlt euch wirklich verletzt. Stille mit der Klage! Was ist der Mensch gewöhnlich weiter als eine Art Thiergottheit und unser Leben das Leben einer Thiergottheit, wobei der Gott in uns immer mehr über das Thier triumphirt und sich mehr und mehr bemüht, es zu seinen Füßen niederzuwerfen? Stellten nicht die Alten in ihrer weisen, ewig bedeutsamen Manier die Natur selbst, ihr geheiligtes All oder Pan, als eine Mischung dieser beiden Widersprüche dar, als musikalisch und menschlich in seinem obern Theile, aber unten endend in gespaltene, behaarte Füße eines Bockes? Es war die Verbindung des melodischen, himmlischen, freien Willens und der Vernunft mit niedriger Unvernunft und Fleischeslust, worin trotzdem eine geheimnißvolle unaussprechliche Furcht und halb toller panischer Schrecken wohnte, wie dieß für Sterbliche nicht anders sein konnte.

Aber ihr schüttelt noch immer das Haupt. Wohl, eure Gefühle sollen nicht gekränkt werden. Auch ein anderes Bild, überdieß ein kürzeres führt uns zum Zweck. Die Menschheit macht ihre Lebensreise in ungeheuren Flotten; sie folgt dabei einem einzigen auf den Wallfisch- oder Heringsfang ausziehenden Commodore. Das Logbuch des Einzelnen weicht in keiner wesentlichen Bedeutung von dem des Andern ab. Die Meisten haben gar kein leserliches Logbuch, weil Nachdenken und Beobachtung nicht zu ihren Talenten gehören. Viele führen gar keine Rechnung, sondern halten sich bloß in Sicht des Flaggenschiffes und fischen. Die Papiere des Commodore muß man lesen; alles Andre ist Spreu, Wind, Nichts.

Der Leithammel und der Commodore — da habt ihr es! Nennt es Heerde oder Flotte, der Anführer und das Oberhaupt sind immer da.

Die Geschichte spricht nicht von einem Leithammel oder von einem Commodore; sie spricht von Helden. Daß sie von den wirklichen Helden spräche, von den Heroen, würdig der Heroenverehrung! Aber die Geschichte spricht bloß von Königen und Höflingen, von Schatten, verhüllt in vergoldete Wämmser. Der Hof, der Senat und das Schlachtfeld, nicht die Kirche, die Werkstätte und der häusliche Heerd sind die Tummelplätze, welche die Geschichte liebt und aufsucht. Was nützt es, wenn unzählige Smollets und Belshams mir fortwährend die Ohren vollleiern, daß ein Mann, Namens Georg III., geboren und erzogen ward, und ein Mann, Namens Georg II., starb; daß Walpole und die Pelhams und Chatham und Rockingham und Shelburne und North mit ihren Coalitions- oder Separationsministerien Alle einer den andern verdrängten und sich aus Leibeskräften um das Ding balgten, das sie das Ruder des Staats nannten, das aber in der That bloß der Schlüssel zur Besteuerung war? Was nützt es, wenn ich erfahre, daß Debatten gehalten wurden und unendliches kauderwelsches Geschwätz stattfand, und daß Chaussee-Bills und Jagdrechts-Bills und India-Bills und Gesetze, die kein Mensch zählen kann, mit welchen aber glücklicher Weise sich außer in dem vorübergehenden Augenblicke Niemand den Kopf zu beschweren braucht, beschlossen und in der königlichen Buchdruckerei gedruckt wurden? Daß Der, welcher im Kanzleigericht saß und vom Wollsack aus seine Spekulationen betrieb, bald ein Mann war, welcher schielte, bald ein Mann, welcher nicht schielte?

Dem hungrigen und durstigen Geiste hilft dies Alles soviel als Nichts.

Wie oft beten die Menschen jämmerliche, aus Tuchlappen zusammengeflickte oder mit Seetang ausgestopfte Götzenbilder entweder an oder schlagen dieselben, wenn sie des kostspieligen fruchtlosen Anbetens überdrüssig sind, in Stücke und werfen sie zur Thüre hinaus, unter lautem Jubel und Hurrahgeschrei, als ob sie eine wunderbare Heldenthat ausführten! Im Privatleben sowohl als im öffentlichen haben Täuschungen dieser Art ihre Folgen. Der Blinde führt den Blinden, und plötzlich fallen beide in die Grube.

Nicht die oberste Schaumblase, welche sich einbildet, der oberste Lenker von Allem zu sein, während sie doch nur platzt und verschwindet in der wildgährenden Masse, nicht Irrwische und Truglichter sind die Leitsterne der Menschheit und die Helden der Geschichte. Groß sind nicht diejenigen Männer, welche einen großen Staat zu regieren und große Schlachten zu schlagen haben; alle Menschen haben einen Geist zu leiten, und groß sind diejenigen, welche berufen und auserwählt worden, ein Leben der Weisheit zu führen, weil sie, die wahren Könige und Herrscher, ihren großen Geist zu beherrschen, ihren großen Geist dem Nutzen der Menschheit dienstbar zu machen verstehen. Siehe da, die Heroen, die Helden! Sie sind die wichtigsten Erscheinungen eines jeden Zeitalters; alle anderen Phänomene, wären es auch Waterloo- oder Alma-Siege, Constitutionen und Revolutionen, neue Geburten des goldenen Zeitalters, in welcher Art man will, alle sind dagegen klein und trivial. Alle diese Dinge vergehen und verlöschen, wie Pechpfannen und Theertonnen, die zu ihrer Verherrlichung angezündet wurden, und das neugeborne goldene Zeitalter erweist sich stets als todtgeboren. Auch ist, war und wird nie ein anderes goldenes Zeitalter möglich sein, als einzig und allein im neuen Wachsthum der menschlichen Würde und Weisheit, das heißt in dem neuen Auftauchen reifer und würdiger Menschen unter uns. Ein solches Auftauchen ist das größte Ereigniß, wenn es auch nicht überall bemerkt wird; alles Andere, was in irgend einer Art geschehen kann, ist bloß die bergauf oder bergab führende rauhere oder ebenere Bahn, aber keineswegs die Kraft, die uns in den Stand setzt, auf derselben weiter zu wandern.

Ein Glück, daß man heute endlich zu ahnen beginnt, daß die wirkliche Kraft, welcher in dieser Welt alle Dinge gehorchen müssen, geistige Anschauung, geistige Einsicht und geistige Entschlossenheit sind. Der Gedanke ist die Mutter der That, ja er ist die leitende Seele derselben, denn er ist nicht bloß ihr Urheber, sondern auch ihr Erhalter. Der Gedanke ist die Grundlage, der Anfang und das innerste Wesen der ganzen menschlichen Existenz hienieden. In diesem Sinne ist das Wort des Menschen — der ausgesprochene Gedanke — die Zauberformel, welche die Welt beherrscht. Gehorchen ihm nicht Winde und Wogen und alle tobenden Mächte, leblose sowohl

als belebte? Ein armseliger, ganz mechanischer Zauberer spricht, und feuerbeflügelte Schiffe durchkreuzen auf sein Geheiß den Ocean. Die Nationen sind in Zwietracht, Verzweiflung und finstere chaotische Wuth versunken, und siehe! die schüchterne Stimme eines hebräischen Märtyrers und Erlösers besänftigt, beschwichtigt und beruhigt Alles. Die barbarische Erde wird freundlich und schön, und der Wohnsitz entsetzlicher Grausamkeit ein Tempel des Friedens. Der wahre Herrscher der Welt, der Prophet und Heros der Menschheit, welcher die Welt nach seinem Willen formt wie weiches Wachs, ist Der, welcher liebend und glaubend in die Welt hineinsieht und hineinspricht, der begeisterte Denker, den wir in unserer Zeit den Dichter nennen.

Handhabe das Wort, und du übst das Hohepriesterthum der Menschheit aus.

Wie unendlich klein ist gegen die Unendlichkeit des Meeres die winzige Sichel des Mondes. Dennoch hebt der Mond das atlantische Meer in Ebbe und Fluth, und die steigenden und fallenden Wogen gehorchen. Wort und Zunge in ihrem Verhältniß zu dem Leben und der Welt sind das Seitenstück zu dem Monde und dem Ocean.

Das Wort ist das Höchste, der Anfang, das Ende. Blicke hin auf die Hohenpriester des Worts! Wir haben einen Napoleon gesehen, der gleich dem Schießpulver, mit welchem er in der That auch hauptsächlich arbeitete, seine Kraft auf einmal explodirte und in dem kurzen Zeitraum von fünfundzwanzig Jahren verkrachte und verstummte. Für einen großen Mann, der mit dem Wort arbeitet, sind Jahrhunderte keine ungewöhnliche Periode, ja es hat auf dieser Erde Menschen gegeben, deren Impuls seine Entwickelung erst nach Jahrtausenden beendigt haben wird. Verehrt einen solchen Mann! lernt von ihm, ahmet, strebt, wetteifert ihm nach! So erhascht ihr die Musik des Weltalls.

Das Wort ist das Höchste, der Anfang, das Ende. Welche neue bessere Welt hätten wir, wenn wir stets des Ernstes, der Tiefe, der Heiligkeit des Worts eingedenk wären! Oder wird heute nicht an jedem Ort und zu jeder Minute in Fluthen müßiger, heuchlerischer Worte das Denken der Menschheit sozusagen ersäuft? Wer seiner Zunge keinen Zügel anzulegen versteht, gehört zu den unstreitigen Uebelthätern, welche das Criminalgesetzbuch zu erwähnen vergessen hat.

Für Den, der die Sache recht überlegt, ist müßiges Geschwätz Grund und Ursache aller Hohlheit, aller Halbheit, alles Unglaubens, die günstige Atmosphäre, in welcher wucherndes Unkraut aller Art die Herrschaft über die edleren Früchte des menschlichen Lebens erlangt und sie unterdrückt und erstickt — eine der schreiendsten Krankheiten unsrer Zeit, welcher auf jede Weise Widerstand geleistet werden muß. Weise, von einer Weisheit, die weit über unsre seichte Tiefe reicht, war jene alte Regel; hüte deine Zunge, denn aus ihr quillt der Strom des Lebens!! Der Mensch ist im Grunde genommen ein verkörpertes Wort; das Wort, welches er spricht, ist der Mensch selbst. Wurden wohl Augen in unsern Kopf eingesetzt, damit wir sehen, oder bloß, daß wir uns einbilden und auf plausible Weise behaupten möchten, wir hätten gesehen? Ward uns die Zunge in den Gaumen gehängt, daß sie wahrheitgetreu erzählen, was wir gesehen und daß sie den Menschen zum Seelenbruder des Menschen machen, oder bloß daß sie eitle Töne und seelenverwirrendes Geschwätz ausstoßen und dadurch wie durch bezauberte Mauern der Finsterniß die Vereinigung des Menschen mit dem Menschen hindern sollte? Du, der du im Besitz jenes sinnreichen, vom Himmel geflossenen Organs, einer Zunge bist, bedenke dieß wohl. Sprich, ich bitte dich dringend darum, nicht eher, als bis dein Gedanke schweigend zur Reife gediehen ist, bis du ein anderes als tolles und tollmachendes Geräusch von dir zu geben hast; laß deine Zunge ruhen, bis ein vernünftiger Sinn sich dahinter legt und sie in Bewegung setzt. Bedenke die Bedeutsamkeit des Schweigens. Das Schweigen ist grenzenlos, niemals durch Nachdenken zu erschöpfen, unaussprechlich gewinnbringend für dich. Höre auf mit jenem chaotischen Geplauder, durch welches deine eigene Seele verworrener, selbstmörderischer Verzerrung und Betäubung anheimfällt; in dem Schweigen ruht deine Kraft. Reden ist Silber, Schweigen ist Gold; Reden ist menschlich, Schweigen ist göttlich. Du Narr! glaubst du, daß, weil Niemand mit Papier und Bleistift zur Hand ist, um dein Geschwätz zu notiren, dieses deßhalb sterbe und harmlos sei? Nichts stirbt, nichts kann sterben. Das müßige Wort, welches du sprichst, ist ein in die Zeit gestreutes Samenkorn, welches in alle Ewigkeit wächst. Der Engel, welcher alle unsre Worte und Thaten in sein Buch einschreibt, ist keine Fabel, sondern die wahrste aller Wahrheiten. Die papiernen Schreibtafeln kannst du verbrennen, aber das „eiserne Blatt“ kann niemals verbrannt werden.

Aus Händels Kinderjahren.

* Von einer guten Sache kann man nie zu viel reden. Wir kommen deßhalb immer wieder auf Händel und die Errichtung eines Nationaldenkmals für den großen Meister zurück. Es muß bei Zeiten darauf hingearbeitet werden, daß diese Angelegenheit in würdiger und vollständiger Weise erledigt werde, daß ihre Ausführung nicht mit den gemachten Anstrengungen in gar zu grellem Mißverhältnisse stehe. Heute veranlaßt uns zu erneuerter Anregung das Erscheinen eines großen biographischen und zugleich zeitgeschichtlichen Werkes über Händel von F. Chrysander, welcher mit den Herren Gervinus, Hauptmann, Rietz, Breitkopf und Härtel das Comité der deutschen Händelgesellschaft bildet. Sein Buch, dessen erster Band soeben ausgegeben wurde, ist denen von Schölcher in London und G. W. Meyer in Halle rasch gefolgt. Es enthält im ersten Bande die Lehrjahre und die Wanderjahre des Meisters, die Zeit von 1685 bis 1720. Wir wollen der Schilderung Chrysanders in der nächsten Nummer unseres Blattes ausführlich nachgehen und schicken heute den Abschnitt voran, welcher die ersten Spuren des keimenden Talentes in dem Knaben darlegt.

Er lebte und webte von Kindesbeinen an in den Tönen, horchte darauf, lief ihnen nach, und fing selber an zu musiciren, als er kaum seiner Gliedmaßen mächtig war. Tuthorn, Trompete, Pommer und Flöte, Trommel und Maultrommel und was der Weihnachtsmann Alles zu bescheeren pflegt, bildete anfänglich sein Orchester. Zuerst war es der Sippschaft nur eine Merkwürdigkeit mehr an dem merkwürdigen Kinde; als aber die Musik immer ärger und besonders immer ernster betrieben wurde, gerieth man in Unruhe. Der Vater hatte seine früheren Kinder, namentlich die Söhne, nicht höher bringen können, als er selber gekommen war; dieser spätgeborne Liebling aber sollte von dem nach und nach erlangten Wohlstande Nutzen haben, um so mehr, als sich eine große Lernbegierde kund gab. Er sollte die Rechte studiren. Die Liebe zur Musik mußte gedämpft, sein Thätigkeitsbetrieb in andere Bahnen gelenkt werden. Daher hieß es: die Klimperei wolle man nicht mehr hören, musikalische Häuser seien fortan zu vermeiden, und so weiter! Es fiel ihm schwer aufs Herz; nach dem erzürnten Gesicht der Eltern mußte er sich schuldig fühlen, und wußte doch nicht wie. Für den Augenblick war es ihm wohl, als dürfe er sogar den Musikanten eines Ehrbarn und Hochweisen Raths, wenn sie des Abends vom Thurm der Liebfrauenkirche (wie noch geschieht) „die Nacht ist kommen“ „Nun ruhen alle Wälder“ „Wo Gott der Herr nicht bei uns hält“ „Vater unser im Himmelreich“ und derlei fromme Gesänge abbliesen, nur verstohlen zuhören. Des Vaters Wille änderte sich nicht, Georg Friedrichs Neigung auch nicht: wie sollte es werden? Aber leiden mochte ihn nun einmal Jedermann, so fanden sich leicht Helfer und Hehler. Es war das erste Mal, daß ihm Freundesbeistand von Nöthen war, und er entging ihm auch nicht. Ob es die Tante Anna gewesen ist, oder wer

sonst noch mit dabei war, läßt sich nicht sagen: genug, ein kleines Clavichord wußte sich unbemerkt ins Haus zu stehlen und nahm oben unter dem Dache Platz. Dies ist eine Art von Clavier, aber nur so groß, daß es ein behender Mann unter dem Arme forttragen kann; auch sein Ton ist so, daß er nur so eben die Mäusemusik überragt und muß Einem, der heimlich spielen will, äußerst erwünscht sein. Der Knabe konnte dreist daran gehen, wenn die Andern zu Bette waren, konnte sich bis zum Fortissimo aufschwingen: es hörte Niemand. Die ersten Früchte dieser nächtlichen Uebungen waren nur für ihn allein, in den Theegesellschaften durfte er sein Licht nicht leuchten lassen. Doch läßt sich annehmen, daß dem Vater bedeutet worden, ein wenig Kunstübung schade auch einem Studirenden nichts, die Zeiten hätten sich hierin schnell geändert, da nun so viele Kinder etwas Musik trieben, von denen doch die wenigsten gedächten ihr Brot daraus zu ziehen. Der Knabe hatte unterdessen gezeigt, daß er auch noch für andere Dinge Lust und Fähigkeit besaß, also konnte der alte Vater ein Uebriges thun und die Musikübung freigeben. In diesem heimlichen Spielwerk bemerkt man die Neigung, eine Weile still in sich zu beharren; aber auch die ersten Spuren jener Kühnheit, die der innern Kraft vertraut und zur Selbständigkeit hindrängt.

Eine Reise nach Weißenfels sollte weiteres offenbaren. Der Vater hatte dort beim Herzoge zu thun. Sein Sohn wollte mitgenommen sein, um den Neffen Georg Christian, nicht den Halbbruder, wie allgemein erzählt wird, zu besuchen; aber der Vater schlug es ab. Der Reisewagen setzte sich in Bewegung, der Knabe sah leider, daß für ihn kein Platz bereitet wurde: da machte er in der Noth und in der Eile einen neuen Plan. Er wußte sich so zu halten, daß ihn Niemand beachtete, und dann lief er zu Fuße hinterdrein, bis er endlich den Wagen wieder einholte. Den Vater setzte der Streich in Erstaunen, die Strafpredigt begann. Aber der kühne Trotz lag nur in der That, das Mitkommen durchzusetzen, er war plötzlich gebrochen, als sich der Vater vernehmen ließ. Die Vorwürfe erwiederte der Knabe mit Bitten und Flehen, weinte heftig, wollte es auch nie wieder thun, aber man sollte ihn doch nur mitnehmen, und redete sehr beweglich. Was war zu thun? Nach einigen väterlichen Erwägungen mußte er aufsitzen. Zuerst wurden noch allerlei ehrenrührige Anmerkungen gemacht, und was die Mutter wohl denken werde, auch ein Plan ersonnen ihr nur recht schnell den Sachverhalt mitzutheilen; dann kamen fremde Gegenden und andere Menschen vor's Auge, es gab zu fragen und zu antworten, man sprach von kleinen Städten und großen Kirchdörfern, und langte vergnügt in Weißenfels an. Vier bis fünf Meilen waren es nur.

Dortigen guten Freunden legte Georg Händel seinen Erziehungsplan vor, setzte auch hinzu, seine Grundsätze vermöchten der großen Musikliebe des Kleinen nur so eben die Wage zu halten. Unter den Freunden waren verständige Männer, die bemerkten: wo sich die Natur so stark erkläre, da habe man einen göttlichen Fingerzeig, Widerstand werde nicht nur fruchtlos, sondern vielleicht gar mit Schaden ablaufen. Es ist nicht zu verwundern, wenn man in Weißenfels von der Würde der Tonkunst etwas richtigere Gedanken hatte, als in Halle. Hier lebte ein edler Fürst, der für diese Kunst viel aufgehen ließ und täglich zeigte, wie werth ihm die Musiker waren; außer der Musik in den Kirchen fand auch das früheste deutsche Singspiel bei ihm eine besondere Pflegestätte. Ja was mehr ist, hier war der Vater der deutschen Musik, Heinrich Schütz, geboren, Sohn des Bürgermeisters, und war hier bis in sein hohes Alter, das er auf 87 Jahre brachte, ein- und ausgegangen. Obwohl schon vor 20 Jahren verstorben (1585—1672), mußten sie ihn doch noch alle kennen und voll sein von seinen Verdiensten, auch von seinem Ruhm und Ansehen bei deutschen und auswärtigen Fürsten. Der sollte ebenfalls die Rechte studiren, that es auch, schrieb schon an seiner lateinischen Dissertation, als ihn höhere Bestimmung doch wieder davon wandte. Sie konnten kein besseres Beispiel finden. Weil indeß die Beweisführung von einem Freunde, dem früheren Kapellmeister in Halle Johann Philipp Krieger und dessen Gesellen, also von Musikern ausging, mußte sie für Georg Händel immer noch etwas parteiisch klingen; sie wurde aber nicht wenig bestärkt durch das, was sich bald darauf ereignete.

Die Kapelle nahm den Knaben mit in ihre Uebungen, eines Sonntags auch mit aufs Orgelchor. Man hatte sich schon überzeugt, daß er sattelfest war, also hob ihn der Organist am Schluß des Gottesdienstes auf die Orgelbank, damit er zum Ausgang etwas loslassen könne. Der Fürst bemerkte das Experiment, hörte zu, fragte darauf seinen Kammerdiener, wer der kleine Organist gewesen, der sich eben so wacker gehalten. Dieser antwortete: »der kleine Händel aus Halle, meines Großvaters jüngster Sohn.« Die Verwandtschaftsverhältnisse lagen in dieser Familie so närrisch, daß er hätte mit Fug und Recht sagen können: »es war mein Onkel;« der Neffe war hier volle zehn Jahre älter als der Onkel. Hierauf wurde der Knabe gerufen sammt dem Vater. Einige Vorfragen leiteten bald auf das, was schon erzählt ist. Der Fürst hielt der Musik eine Lobrede, die damit endete: es müsse zwar ein jeder am besten wissen, wozu er seine Kinder anführen wolle, doch seines Erachtens wäre es eine Sünde wider das gemeine Beste und die Nachkommen, wenn man die Welt eines solchen anwachsenden Geistes gleich in der Jugend berauben und dem nicht folgen wolle, wozu bereits Natur und Vorsehung die Bahn gebrochen. Fügte hinzu: er sei weit entfernt, das musikalische Studium Jedermann so ausschließlich anzupreisen, daß bürgerliches Recht und Sprachen darunter litten, wo die Möglichkeit vorhanden, müsse man alles dieses glücklich zu verbinden suchen; sein Wunsch ziele nur dahin, daß den Kindern in der Wahl des Berufs keine Gewalt angethan und insonderheit gegenwärtigem Knaben die Freiheit gelassen werde, dem natürlichen Hange seines Geistes zu folgen, es treibe ihn derselbe auch zu welchem guten Zwecke er immer wolle. Dem Sohne füllte er hierbei die Taschen mit Geld an und verhieß bei fortgesetztem Fleiße weitere Aufmunterung. Alles miteinander machte großen Eindruck. Die Musik sollte nun gewiß geduldet werden, und noch mehr, der Vater wollte bei seiner Zurückkunft nach Halle sich nach einem guten Lehrer umsehen und auch in diesem Zweige eine geordnete Unterweisung beginnen lassen. Der Vater wollte nicht dafür und auch nicht dagegen sein: er wollte der Natur ihren Lauf lassen, wenn auch ohne sonderliches Behagen. Ein Doctor der Rechte blieb nach wie vor das Ziel seiner Wünsche. Er bedachte nicht, wie sehr solche Vorfälle des Sohnes Geist entflammen und ihn in seiner angebornen Neigung befestigen mußten.

Der Gegensatz: wunderbarer Trieb zur Tonkunst beim Kinde und Hemmung desselben beim Vater, zieht sich durch Alles, was aus der Kindheit zu berichten war. In diesem Grundgedanken haben die Geschichtchen ihre höhere Bedeutung; das eben ist es, was sie über das Gebiet zufälliger Begebenheiten hinweg zu historischen Merkzeichen erhebt. Denn den Widerwillen Georg Händel's gegen die »Profession der Musik« theilten damals Viele, besonders in Deutschland. Als hübschen Zeitvertreib ließ man die Musik wohl gelten, fand es auch ganz nett, wenn sich die Jugend damit zu schaffen machte, was in den ruhigen schlaffen Zeiten nach dem dreißigjährigen Kriege schnell Mode wurde; aber ein Hauptwerk des ganzen Lebens sollten nur diejenigen daraus machen dürfen, deren Eltern solches gethan, und die es überhaupt nicht weiter zu bringen vermöchten. Sei doch außer Zweifel, daß die Musik im Vergleich zu andern Wissenschaften nur geringen Nutzen stifte, bloß zur Lust und Ergötzlichkeit diene; selbst in der Kirche komme es immer mehr aus dem Gebrauch, daß ein Diener des göttlichen Wortes mit der Musik beginne und mit der Predigt aufhöre, nämlich die Wirksamkeit als Cantor anfange und als Pastor sein Leben beschließe: lauter Beweisthümer gegen diese Kunst, wie man meinte. Dergleichen Gedanken gingen nirgends stärker um, als eben in Deutschland. Und

doch war hier der Tonkunst in aller Stille schon ein fester Grund gelegt, auf dem viele geschäftige Hände geräuschlos weiter bauten und Alles soweit bereiteten, daß Händel und Bach die Vollendung bringen konnten. Es war der schon genannte Heinrich Schütz, welcher für deutsche Musik wirkte, wie ein Heiliger für die Kirche; doppelt verdienstlich, da es in dem schrecklichen dreißigjährigen Kriege geschah. Er zügelte den eignen Geist, daß er nicht unstät wurde noch verzagte, erschöpfte die Kunst und verkündigte sie in erhabenen Werken, die der Unsterblichkeit gewiß sind, obgleich man sie heut zu Tage fast vergessen hat; saß in der Heimath fest, so lange es die Umstände gestatteten, dachte aber auch in der Fremde immer zunächst an das Vaterland und die heimischen Kunstgenossen: ein fester großer Mann, der sicher stand, als Alles wankte, und durch sechzig Jahre! Man bedenke auch die Eigenthümlichkeit dieser Kunst. Der Krieg konnte ihr weniger anhaben, als irgend einer anderen Kunst oder Wissenschaft; ich meine sogar, daß er befreiend für sie gewirkt hat. Ihre Grundlagen sind unscheinbar, aber für eine fremde Hand auch unerreichbar, äußere Mißgeschicke können sie nicht zerstören, es muß, mehr als bei andern Künsten, wesentlich von innen, durch die Musiker selbst geschehen. Was man in anderen Fällen beklagt hat, gereichte dieser Kunst damals ebenfalls zum Gewinn: die Inhaber derselben gehörten großentheils zum geringeren Stande. Ihre sonstigen Fähigkeiten waren nicht weit her; das einzige, was sie zu allgemeiner Zufriedenheit verstanden, war ihre Profession, also mußte man sie wohl dabei lassen. Gegen Saitenspiel, Orgelkunst und den Contrapunkt der Cantoren hatte Niemand etwas einzuwenden. Selbst die berüchtigten Länderverwüster hegten gegen die Tonkunst nur friedliche Gesinnungen; und wessen Länder das Spiel des Krieges in Ruhe ließ, den erfreute das Spiel der Töne, so Dänemark, Braunschweig-Lüneburg, zu Zeiten auch Kursachsen und andere Höfe. War sie bei dem allgemeinen Zwiespalt doch Jedem willkommen, diese erwünschte Verständigung ohne rechtskräftige Verpflichtungen, diese durch ein paar Schafdärme, hohle Stangen, Trichter und Metalldräthe plötzlich herzustellende Harmonie! Musik müsse sein, in diesem Satze wenigstens waren alle Kriegsparteien und alle Glaubensgenossen einig.

In eine solche Zeit stelle man einen Mann wie Heinrich Schütz, und das Ergebniß ist begreiflich. Ueberall kümmerliche Verödung beim Friedensschlusse 1648, einzig und allein in der Musik prangende Gesundheit, reiche Fülle, tagtägliche Vervollkommnung und Aussicht auf eine herrliche Zukunft. Auf diese Weise war es möglich, die nach und nach wieder erstarkenden besseren Kräfte unseres Volkes zunächst um diese Kunst zu versammeln und an ihr zu weltgeschichtlicher Bedeutung emporzuheben. Wir konnten nun, und zwar durch die Tonkunst, den umwohnenden Nationen wieder beweisen, daß in uns noch Kräfte eines höheren Lebens vorhanden waren. Es ist der schönste Segen stiller Arbeit und einer durch mehrere Geschlechter erhaltenen guten Schule, daß sie den rechten Geistern die Stätte bereiten, die Handhaben darbieten und also dem Großen vorarbeiten kann; ohne solche Grundlagen ist keine Erhebung möglich, die Kräfte zerarbeiten sich nutzlos oder flüchten in ein anderes Gebiet. Da aber die bisher gepflegte, mitunter auch etwas handwerksmäßig betriebene Kunst etwa seit 1670 anfing sich an einen falschen Geist zu verlieren, so war es nun wirklich hohe Zeit, daß wieder große Männer erstanden, die ihr besseres Theil retteten.

An den geringschätzigen Vorurtheilen des damaligen deutschen Bürgerstandes über Musik und Musiker hat man wieder ein recht lehrreiches Beispiel, wie ein Volk es nur zu häufig liebt, über seinen eigentlichen Werth sich so gänzlich zu täuschen. Was damals Vorurtheil war, gestaltete sich hernach zum richterlichen Kunsturtheil, und so sehen wir mit Händel zugleich sein späteres deutsches Publikum heranwachsen.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Roswitha, die Nonne von Gandersheim. Von E. Dorer. — Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Von J. Zacher. — Das Buch von den ägyptischen Mysterien. Zur Geschichte der Selbstauflösung des heidnischen Hellenenthums. Von A. von Harleß. — Des Sokrates Leben, Lehre und Tod. Nach den Zeugnissen der Alten dargestellt von E. von Lasaulx.

— * Das Leben Goethe's von Lewes in der Frese'schen Uebersetzung ist in der Octavausgabe ganz, in der kleineren fast vergriffen, so daß der Verleger an einen dritten unveränderten Abdruck denkt.

— * Der alte Wolfgang Menzel, der trotz allen Protesten, die gegen ihn erhoben werden, unermüdlich ist, giebt jetzt in drei starken Bänden eine deutsche Literaturgeschichte mit Proben heraus, welche betitelt ist: „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit.“ Wenn es wahr ist, was der Verleger in der Ankündigung sagt, daß der Herausgeber statt des räsonnirenden Verfahrens das bloß referirende beobachtet habe, so mag die Sache erträglich ausfallen. Das Werk soll in 18 Lieferungen erscheinen, den Preis von $4\frac{1}{2}$ Thaler haben und bis auf die neueste Zeit fortgeführt werden.

— Δ Die Schweiz in ihren bürgerlichen und politischen Zuständen, ihren finanziellen, militärischen, Gewerbs- und Handelsverhältnissen. Zürich, Schabelitz'sche Buchhandlung. — Dieses Werk schildert in kurzen, übersichtlichen und doch gründlich gehaltenen Abschnitten die neuere staatliche Entwicklungsgeschichte und die jetzige Bundesverfassung der Schweiz. Es giebt ferner eine genaue Uebersicht über das Verwaltungswesen, die Justiz, die Finanzverhältnisse, (wobei Zoll, Post und Telegraphie besprochen und hinsichtlich des Besteuerungswesens interessante Vergleiche mit anderen Ländern gleicher Größe gemacht wirden), das Militär, die Gewerbeindustrie und den Handel. Diese Schrift kann somit als Ergänzung zu den vielen Reisehandbüchern, welche über dieses Land erschienen sind, betrachtet werden und wird dem Reisenden, welcher die großen Naturschönheiten der Schweiz nicht bloß in einer Eiltour genießen, sondern sich auch über deren vielfach verkannte und im Auslande falsch beurtheilte Institutionen und Verhältnisse (z. B. die Kantonalsouveränität, die Herrschaft der Parteien) in Kürze, aber gründlich belehren will, manchen nützlichen Wink geben. — Die auch in Deutschland im vorigen Jahre vielfach und meist einseitig abgehandelte Entwicklung der Neuenburger Frage wird in durchaus objektiver, referirender Weise besprochen, in welchem Tone überhaupt das Büchlein gehalten ist, welches nun in zweiter Auflage vorliegt und, wenn wir nicht irren, der unparteiischen Feder eines fremden, aber aufmerksamen Beobachters entflossen ist.

— Δ Die deutschen Volksfeste, Volksbräuche und der deutsche Volksglaube von Montanus. Iserlohn, Bädecker. — Dem schon im Jahre 1854 erschienenen ersten Bändchen dieses Werkes, welches die Jahresfeste und Familienfeste beschrieb, folgt hier das zweite Heft, welches einen nicht minder interessanten Beitrag zur deutschen Sittengeschichte liefert. In dem Abschnitt der Volksbräuche werden die Hexen, die Zauberei, der Liebeszauber, Riesen und Zwerge, Feuer und Wasser, der Aberglaube hinsichtlich der Juden, des Mondes u. s. w. abgehandelt, in der mythologischen Naturgeschichte die heiligen Sträucher und Bäume, die Vögel und übrigen Thiere besprochen. Dagegen finden wir zu unserem Bedauern hier nicht das früher für dieses Heft versprochene, so reichhaltige Kapitel der Volksspiele, der alten Almanache und Glück- und Unglückstage. Es ist daher zu erwarten, daß letztere in dem dritten Hefte, dessen Erscheinen hoffentlich nicht zu lange anstehen wird, nachgeholt werden; es sollen in demselben nach früherer Ankündigung die Märchen, Volkslieder, die Reste der deutschen Göttersage und die Religion der alten Deutschen besprochen werden. Wenngleich dieses Feld kürzlich von mehreren Seiten sehr gründlich bearbeitet wurde; so von Ernst Meier für Schwaben, von Rochholz für die nördliche Schweiz und den alten alemannischen Gau, von Zingerle und Ritter von Alpenburg für Tirol, so geschah dieses mehr für einzelne Landestheile; wir müssen daher jeden Beitrag zur Erforschung vaterländischer Sittengeschichte vollkommen heißen.

— * Das mittelalterliche Gedicht „Lohengrin“ ist von Heinrich Rückert zum ersten Male mit kritischer Gründlichkeit und unter Beifügung von Anmerkungen herausgegeben worden.

— * Ein bisher fast verschollener und wenig gekannter deutscher Dichter des dreizehnten Jahrhunderts, also der Blüthezeit unserer mittelalterlichen Poesie, ist durch neuere Forschungen, zu denen Wilhelm Müller in Göttingen den Anlaß gab, für die Literaturgeschichte wieder gewonnen worden mit großer Mühe und

Sorgfalt hat Professor Bartsch gesammelt, was von ihm handschriftlich oder hier und da gedruckt vorhanden war, (im Wesentlichen die drei Gedichte: Crane, Demantin und Darifant), und zu einem Buche zusammengestellt, das den Namen des Poeten zum Titel hat und von uns unlängst unter den neuen literarischen Erscheinungen angeführt wurde. Es stellt sich mit ziemlicher Gewißheit heraus, daß Berthold von Holle zwischen 1250 und 1260 dichtete.

— * Der englische Forscher David Livingston, über dessen Reisen in Afrika wir in den Nummern 2 und 3 berichteten, hat schon keine Ruhe mehr in England und tritt am 16. Februar in Begleitung mehrerer Männer der Wissenschaft eine neue Reise nach Afrika an, zu der die englische Regierung 5000 Pfd. Sterl. angewiesen hat. Außerdem erhält die Expedition freien Transport und wird mit einem Kriegsschiffe von der Kapstadt nach der Zambese-Mündung gefahren. Livingston denkt den Zambese in einem Dampfer 300 englische Meilen weit hinaufzufahren und von dort alsdann seine eigentliche Reise ins Innere zu beginnen.

— * In der Künstlerwelt erregt es große Freude, daß Rietschel, der Schöpfer der Statuen von Goethe, Schiller und Lessing, den Auftrag erhalten hat, das große Lutherdenkmal in Worms auszuführen.

— * In München erregt ein neues prachtvolles Landschaftsbild von Albert Zimmermann, der Chiemsee im silberschimmernden Morgenlicht, Entzücken. Es hat eine Feinheit des Tons, besonders in der Luft, die sich vollständig mit den alten Meistern messen kann.

— * Die Ausschmückung des alten Kaisersaales im Rathhause zu Aachen mit Fresken aus dem Leben Karls des Großen erregt durch die Art ihrer Weiterführung Bedenken. Alfred Rethel hat eine Anzahl derselben in ausgezeichneter Weise ausgeführt und eine würdige historische Auffassung an den Tag gelegt, so daß die Bilder: Sturz der Irmensäule, Sarazenenschlacht, Einzug in Pavia, Taufe Wittekinds mit Recht bewundert wurden. Da wurde Rethel von einer Gehirnkrankheit befallen und seinem Werk entzogen, das nun dem Historienmaler J. Kehren aus Düsseldorf übertragen wurde. Derselbe hat nun an den übrigen Bildern (Karls Krönung in Rom, Gründung des Aachener Münsters, Krönung Ludwigs des Frommen) mit vielem Fleiße, aber mit so koketter Farbenpracht weiter gemalt, daß dagegen ein lauter Protest erhoben wird, zumal da einige Verehrer des Malers sogar verlangen, er solle die Rethelschen Bilder in derselben Weise umgestalten.

— * Das germanische Museum in Nürnberg hat einen werthvollen Zuwachs zu seinen Sammlungen durch testamentarische Stiftung erhalten, indem Fräulein Elise Zimmermann zu Wiesbaden demselben eine aus mehr als 2000 Kupferstichen und Radirungen alter Meister, vorzüglich von A. Dürer, dann eine schöne Sammlung römischer und mittelalterlicher Münzen und Medaillen vermacht hat.

— * In diesen Tagen machte Karl Reinecke, Musikdirector in Barmen, einen künstlerischen Ausflug nach Leipzig, um dort einige neue Compositionen zu Gehör zu bringen, und zwar ein Trio für Pianoforte, Violine und Violoncell, Variationen über ein Thema von Joh. Seb. Bach für Pianoforte und eine Ouverture zum Trauerspiele „Sophonisbe“ von Röber. Diese wurde im Gewandhause aufgeführt, machte einen guten Eindruck und wurde beifällig aufgenommen. Sie ist gut gearbeitet, die zu Grunde liegenden Gedanken, ohne gerade tief und hervorstechend zu sein, besitzen Ausdruck, und das Ganze war der ihm zu Theil gewordenen Anerkennung würdig.

— * Roderich Benedix hatte neulich in Frankfurt abermals einen Kampf um die Fortdauer seiner Bühnen-Verwaltung zu bestehen. Es handelte sich um die Bewilligung einer Unterstützungssumme von 12,000 Gulden, welche der Staat geben sollte. In der gesetzgebenden Versammlung, in welcher gegen Benedix allerlei kleinliche Vorwürfe erhoben wurden, z. B. daß man in seiner Loge zuweilen Kinder und sogar Künstlerinnen erblicke, wurde doch schließlich die Summe unter Anempfehlung von Sparsamkeit erledigt.

— * Auf dem Hoftheater zu Weimar machte kürzlich eine Gräfin Merseldt, geb. von Bismarck-Schönhausen, als Fiammina in dem jetzt über alle Bühnen gehenden französischen Drama dieses Namens ihren ersten theatralischen Versuch. Dieser Schritt der Dame, die Kunde von einem großen Talente, das ihr verliehen sei, und der Umstand, daß sie der klassischen Erinnerungen wegen gerade das Theater von Weimar gewählt, hatte hohe Erwartungen rege gemacht. Denselben hat nun der Erfolg des Auftretens nicht entsprochen; die Debutantin, die überdies die erste Jugend überschritten hat, legte kein bedeutendes Talent an den Tag.

— * Der Volksgesang in Italien. In den „Grenzboten“ finden wir einen interessanten Artikel von Robert Waldmüller, dem Verfasser der Schilderungen aus Rom in dem vorigen Jahrgang unseres Blattes, über den Volksgesang in Italien; wir entlehnen ihm folgende Bemerkungen: „Es sind über italiänische Musik seit langer Zeit umfassende Studien angestellt worden und wer seine Kenntnisse auf diesem Gebiete erweitern will, findet reiches Material und Lehrmeister in Menge. Anders steht es mit dem Volksgesange. Der Nichtitaliäner hat selten hinlängliche Muße und ausreichende Vorkenntnisse, um seine Beobachtungen in Italien auf dieses wüst liegende Feld auszudehnen; der Italiäner selbst ist noch nicht zu der Ueberzeugung gelangt, daß Forschungen in so niederer und unakademischer Sphäre die immer nicht unerhebliche Mühe lohnen können. Wie die Sage in Italien eine verschüttete Fundgrube ist, so der Volksgesang. Dialektschwierigkeiten kommen hinzu, um die Arbeit zu vergrößern, und zwar nicht allein für den Ausländer. Auch der Römer, auch der Venezianer versteht eine Menge Ausdrücke nicht, die im Golf von Salerno, auf Capri, im Mola di Gaëta mundgerecht sind. Der Neapolitaner schüttelt seinerseits nicht minder verlegen den Kopf, wenn er in die Sprachgeheimnisse der mailänder, der genueser Plebs eindringen soll. Was zur Hebung dieses Uebelstandes durch Wörterbücher und Grammatiken geschehen ist, weist sich bis jetzt als durchaus unzulänglich aus und belehrt höchstens über den großen Umfang der Abweichungen. Dabei hat jeder Dialekt sich das Recht des schriftlichen Ausdrucks erobert. Während in den meisten deutschen Gauen das Hochdeutsche die gewöhnliche Schriftsprache ist und nur ausnahmsweise das Wort, wie es gesprochen wird, aufs Papier kommt, giebt sich das Volkslied in Italien auch im Druck als Dialektlied und verwirrt das Auge noch mehr, als das gesprochene Wort das Ohr irre führt. Eine Menge solcher Lieder werden an der Chiaja, am Ponte St. Angelo, an der Riva dei Schiavoni feilgeboten, einige mit beigedruckter, andere nur mit namentlich bezeichneter Singweise, wieder andere ohne allen derartigen Nachweis. Aber die Physiognomie dieses Liedertrödels ist eine so bunte, durch so massenhafte Kreuz- und Querzüge entstellte, daß es schwer hält, für das endliche Ergebniß einer Nachforschung nach den wesentlichsten Bestandtheilen den richtigen Ausdruck zu treffen. Der Gesang ist eins der Kennzeichen, welches die Natur mit sichtlicher Parteilichkeit dem Italiäner vor allen andern Nationen aufgeprägt hat. Wenn es wahr ist, daß der Italiäner ewig Kind bleibt, und daß nur diejenigen Kinder, welche bei ihrer Geburt schon ihre Lungen gebrauchten, eine gesunde Brust und Lebensdauer versprechen, so hat das italiänische Volk Aussicht, den letzten Athemzug später als irgend ein anderes zu thun. In der That giebt es kaum ein Alter, das nicht singt, kaum einen Stand, der auf den tönenden Gebrauch der Stimme verzichtet, kaum einen Raum, der hierzu nicht für tauglich gehalten wird, kaum eine Zeit, die zum Schweigen verurtheilt. Keiner Mutter fällt es ein, ihrem Kinde Stille zu gebieten, weil das Singen sich etwa im Zimmer nicht schicke oder weil Besuch da sei. Keine Herrschaft nimmt es der dienenden Cattina oder Nenella übel, wenn Trepp auf, Trepp ab ihr Lied durchs ganze Haus klingt. Niemand findet Unziemliches in dem lauten Gesang eines Mädchens, das vom Brunnen Wasser oder vom Markt Gemüse holt. Und wenn der heimkehrende Bettler, nach kläglicher Tagesverrichtung sein Lied singt, reut niemanden der Bajocco, den die trostlose Bettlergeberde noch kurz zuvor der Tasche des Besitzenden entlockte. Auch das Pfäfflein singt, wenn es auf seinem Grauthier über Land trabt; der Urahn, dem man das noch nicht gehfähige Kind in die Arme gab, singt und bildet sich nicht ein, die alte Stimme thue es nicht mehr. Ja, wir erinnern uns einer armen Geisteshirten, die unweit Castellamare in den blauen Morgen hineinsang, einen großen Blumenstrauß in der Hand und fröhlichen Auges, als sei ihr recht von Herzen wohl zu Muth, wenn sie so aus voller Brust singen könne. Es ist bekannt, daß lautes Lesen als ein diätetisches Auskunftsmittel für solche Leute empfohlen wird, die sich nicht durch Gehen Bewegung machen können. Daß der Gesang in noch viel vollerem Maße für Körperbewegung Ersatz bietet, ist jedem Singenden eine Erobeerung eigner Erfahrung. Der Italiäner, ohne sich wie der Schweizer auszuarbeiten, besitzt durchschnittlich einen Brustkasten, der das Entzücken und Erstaunen des nicht italischen Malers und Bildhauers ausmacht. Es ist etwas Beneidenswerthes in dieser Sangbevorzugung und ihren gesunden, geistbeseelenden Folgen. Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man auf Rechnung des Singens der ganzen Nation die Unmöglichkeit schreibt: aus Italien ein Kloster zu machen, wie es andern Ländern begegnet ist. — Venedig steht unter den singenden Städten Italiens ziemlich in erster Linie. Seine Geräuschlosigkeit ladet dazu ein. Der Venezianer hat das Bedürfniß, das verzauberte Schweigen, welches über seinen Straßen lagert, von Zeit zu Zeit zu unterbrechen. Die hohen Häuser, welche seine Kanäle umstehen, verstärken den Schall. Das nachtwache Treiben der Lagunenstadt fordert zu Serenaden heraus. Die Leichtigkeit der Bewegung von einem Punkte zum andern giebt dem Sänger Gelegenheit, sein Auditorium nach Belieben zu wechseln, wenn ers will, unerkannt zu bleiben, oder auch eine zahlreiche Hörerschaft in Gondeln nach sich zu ziehen, wohin ihn die Laune treibt. Eine Primadonna, welche sich zu dem Gondelsouper irgend eines Mäcens herbeiließ, bringt mitten in der Nacht durch ihre Rouladen und Fiorituren ganz Venedig aus den Betten und löst hundert Gondeln von den Eisenringen der marmornen Palasttreppen. Wer kann daheim bleiben, wenn plötzlich im Kanal Grande oder der Piazzetta gegenüber eine jener klangreichen, jugendfrischen Stimmen lockt, die nur Italien in Fülle groß zieht? Aber auch dem vierstimmigen Männergesange, unserm heimischen Kunstprivilegium, begegnet man in Venedig. La compagnia dei Pittori, deren Mitglieder dem kunstfertigen Theile der Beschäftigungen auf dem Staatswerft obliegen, giebt häufig Abends den Venezianern einen Ohrenschmaus. Ihr Leiter, Giacomo Bortolini, gilt für einen fähigen Meister und hält die vorhandenen tüchtigen Kräfte mit Geschick zusammen. Das Quartett ist sonst keine italische Pflanze. Da eine Menge Solisten ihr Lebtag nicht Noten lesen lernten, so bewahrt jeder seine Selbständigkeit und befindet sich um so besser dabei, als er auch die gemachten Eroberungen nicht eben zu theilen liebt. Auch Straßenmusik andrer Art — Geigen, Clarinetten, Contrabaß, wie sie Abends der Marcusplatz aufweist — erinnert an deutschen Einfluß. Man sucht dergleichen vergebens in andern italischen Städten. In Rom herrscht die seit einem halben Jahrhundert aus Frankreich eingedrungene Chitarra, hin und wieder sieht man noch die Mandoline. In Neapel und am ganzen Golf führt erstere fast ausschließlich das Wort.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 8. Bremen, 21. Februar. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Georg Friedrich Händel.

Von F. Pletzer.

I. 1685—1710.

Es war eine rettende That, welche Chrysander ausführte, als er die Biographie Händels schrieb, in welche wir unsere Leser in der letzten Nummer einführten. Das Leben des großen Componisten des „Messias" ist durch Diejenigen, welche es bisher schilderten, mehr entstellt als dargestellt worden. Es lag nur ein Material vor, das ungeschickt genug aufgehäuft war, und das der sichtenden Hand bedurfte, und zwar der Hand eines seiner Aufgabe vollkommen gewachsenen, sie in allen künstlerischen Dingen beherrschenden Mannes, nicht der wohlmeinender, aber ungenügend gebildeter Dilettanten, die hier wie bei Mozart und Beethoven mehr geschadet als genuzt haben. Indem Chrysander neben der Liebe zur Sache und dem eisernen Fleiß auch eine vollkommene Gewalt über den Stoff mitbrachte, ist er für Händel's Studium, was Otto Jahn für das Mozarts ist und für das Haydns und Beethovens sein wird. Aus den Händen dieser Männer erhalten wir die Gestalten jener großen Meister nunmehr gereinigt von allem Flittertand, der ihnen allmälig umgehängt wurde, zurück. Und nicht bloß dies; ihre Werke sind auch die Bausteine zu einer Geschichte der Musik, die nicht eher sich als stattliches und massives Gebäude erheben kann, als bis der aufgehäufte Schutt entfernt ist.

In diesem Sinne begrüßen wir das Werk Chrysanders (G. F. Händel. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1858, erster Band) abermals mit Freude und können diese Freude nicht besser ausdrücken, als indem wir den Lebenslauf des Tondichters, den wir beim Studium des Buches an uns vorübergehen ließen, auch dem Leser vorführen. — Es schildert der erste Band die Lehrjahre Händel's in Halle und Hamburg, die Wanderungen durch Italien, Deutschland und England; der zweite wird den Meister zeichnen. Wir halten uns streng an die Darstellung des Verfassers und geben sie, so weit es thunlich ist, wörtlich.

Georg Friedrich Händel, geboren zu Halle im Jahre 1685, war der Sohn des kurfürstlichen Kammerdieners und Amtschirurgen Georg Händel und der Dorothea Händel, geb. Taust, einer Pfarrerstochter von Giebichenstein. Gleich bei dem Geburtstage des Meisters stocken wir schon. Es geht mit ihm wie mit Schiller; man streitet sich bei Beiden über den Tag, an welchem sie das Licht der Welt erblickten, und so wie bei Schiller der 10. und 11. November angegeben werden, so bei Händel der 23. und 24. Februar. Chrysander entscheidet sich aus gewichtigen Gründen für den ersten Tag. Des Knaben Jugend war eine glückliche, er wuchs als Liebling seiner trefflichen Eltern unter guten Verhältnissen auf. Der Vater, ursprünglich Barbier und Chirurg, hatte sich wacker emporgearbeitet, es zu Titel und Stellung, auch zu stattlicher Wohlhabenheit gebracht. Seine zweite Gattin, Dorothea Taust, war einmal so jung als ihr Eheherr, eine feste, treffliche Frau, deren herrliche Eigenschaften auf den Sohn übergingen. Von ihr zumeist hatte er den hellen Geist, die echte Frömmigkeit und Bibelkenntniß, Tüchtigkeit, Ernst und gesunden kernigen Sinn, die ihm sein ganzes Leben hindurch eigen blieben. Auch der Alte war ein wackerer Mann und liebevoller Vater des spät geborenen Sohnes, aus dem er etwas Tüchtiges machen wollte. Und seine Hoffnung sollte nicht zu Schanden werden, denn der Kleine wuchs prächtig heran, und allerlei Besonderes und Außerordentliches entzückte die Eltern und wies auf die nachherige Laufbahn des Sohnes hin. Wie sich in ihm die musikalische Neigung und Befähigung regte, wie sie genährt und gefördert wurde, haben wir in dem Abschnitte, der in der letzten Nummer mitgetheilt wurde, gesehen.

Der Vater blieb zwar bei dem ursprünglichen Vorsatze, aus dem Sohne einen tüchtigen Juristen zu machen, und ließ ihn zunächst die lateinische Schule durchmachen, doch gab er ihm zugleich in dem besten Meister von Halle, dem Organisten Zachau, einen musikalischen Erzieher. Der war nun zwar kein großer Meister in seinem Fache, selbst auch noch in der künstlerischen Entwickelung begriffen, aber er war seinem Zögling ein treuer und liebevoller Präceptor, der ihn mit den besten Vorbildern bekannt machte, da die eigne schöpferische Kraft nicht übermäßig weit reichte, und ihn gründlich in seiner Kunst unterrichtete. So war Händel in jungen Jahren ein tüchtiger Orgelspieler, und das Componiren ging ihm schnell von der Hand. Orgelstücke und Cantaten, die verschollen sind, entstanden in Menge, und in Gemeinschaft mit dem nur einige Jahre älteren Telemann, der zu den musikalischen Autoritäten seiner Zeit gehörte, schritt Händel so rasch vorwärts, daß er schon im Alter von 16 Jahren als ein begabter Künstler anerkannt war. Zachau hatte ihn als reif entlassen, und während das juristische Studium nach dem Wunsche des Vaters fest im Auge behalten wurde, sah man sich doch schon nach einer passenden Stellung um und unternahm dies und das, um sie zu gewinnen. Dahin gehörte ein Ausflug nach der Hauptstadt, der bereits mehrere Jahre vor der soeben erwähnten Zeit gemacht war.

Berlin mußte für eine erste Kunstreise von Halle aus in mehrfacher Beziehung der geeignetste Ort sein. Die Kurfürstin Sophia Charlotte, Prinzessin von Hannover und Schülerin von Steffani, wegen ihrer metaphysischen Untersuchungen mit Leibnitz die philosophische Königin genannt, konnte sich mit manchem Kapellmeister messen. Durch sie kam die Musik am preußischen Hofe schnell in die Mode, nachdem sie dort fast ein Jahrhundert hindurch wenig beachtet war. Die Kurfürstin, seit 1701 Königin, pflegte vom Clavier aus die Concerte und Opern zu dirigiren, während Prinzen und Prinzessinnen mit sangen, spielten und tanzten. Das Orchester war großentheils mit Kapell- und Concertmeistern aus aller Herren Ländern besetzt. An sicher begründete Kunstleistungen ist dabei wohl kaum zu denken: es waren vorschnell gezeitigte Blüthen, als die ernste Kriegszeit des großen Kurfürsten so eben vorüber war, die daher auch leicht welkten und hinfielen, sowie Sophie Charlotte starb

und mit König Friedrich Wilhelm I. das sparsamere Philisterregiment begann. Musikalische Virtuosen fanden dort eine warme Aufnahme, ohne Ansehen der Nationen, doch würde man von dem Knaben Händel, wenn er aus Italien gekommen wäre, sicherlich noch mehr Aufhebens gemacht haben.

Nach einigen Berichten war Händel 1698 in Berlin; es muß aber schon 1696, im zwölften Jahre seines Alters gewesen sein, wenn die übrigen Umstände passen sollen. Ein Freund des Vaters führte ihn am dortigen Hofe ein. Man fand sein Clavierspiel bewundernswerth, nicht bloß in Betracht seiner Jahre. Unter den Musikern standen die Italiäner an Zahl, mindestens an Bedeutung obenan. Giovanni Bononcini soll in der Bande der beste Componist und Pater Attilio der beste Clavierspieler gewesen sein. Pater Attilio, ein herzlich gutmüthiger Mann, seinem Stande nach ein Priester, soll den kleinen Händel so lieb gewonnen haben, daß er sich stundenlang von ihm vorspielen ließ, wobei er ihn mitunter auf dem Schooße hatte und ihm manchen lehrreichen Wink ertheilte. Für solche Güte blieb ihm Händel lange dankbar. Ganz anders benahm sich der hochfahrende Giovanni Bononcini. Er hörte, Händel sei an Jahren ein Kind, also hielt er ihn auch in der Kunst dafür, auf nähere Prüfung ließ er sich nicht ein. Als er nun doch tagtäglich zu seinem Aerger vernehmen mußte, wie seine Collegen des Knaben Fähigkeiten, namentlich im Generalbaß, herausstrichen, ersann er eine exemplarische Probe, setzte eine chromatische Cantate mit einem Grundbaß für das Clavier und legte sie dem Händel zur Begleitung vor. Auf Zureden der Musiker versuchte dieser es vom Blatte weg: und als er hierbei das, woran ein gewiegter Meister seine volle Ladung hatte, nicht nur hurtig abfertigte, sondern auch noch mit Nachdruck, richtiger Betonung und einer gewissen Sauberkeit vortrug, zog Bononcini andere Saiten auf. Doch behielt der verbindliche Ton, in welchem er fortan zu ihm redete, zuviel von kalter Höflichkeit, um das Herz des feurigen Knaben gewinnen zu können. Es ist derselbe Bononcini, dem Händel später in England zehn Jahre und länger als unbezwinglicher siegreicher Nebenbuhler gegenüberstand. Sicherlich wurde er unangenehm berührt von den Anzeichen einer so bedeutenden musikalischen Kraft, deren Dasein ihm um so unerklärlicher sein mußte, da sie sich in einem der verachteten Deutschen offenbarte, und ohne schon damals eine förmliche Eifersucht für möglich zu halten, kann man doch mit vollem Rechte annehmen, daß schon hier in Berlin der Same zu ihrer Verfeindung ausgestreut worden. Als erster Zusammenstoß mit Bononcini und mit italiänischer Musik ist der Berliner Aufenthalt denkwürdig.

Es ist erklärlich, daß der Kurfürst, der spätere König Friedrich I., Verlangen trug den kleinen Händel in seinen besonderen Schutz zu nehmen, da dieser sein geborner Unterthan war und es ihm schmeicheln mußte, in seinem eigenen Lande einen Musiker von solcher Begabung emporkommen zu sehen. Er gedachte den Knaben sobald als möglich nach Italien zu senden, sobald als möglich wieder heim zu holen und dann gleichsam als einen Leibeigenen beständig im Dienste seines Hofes, also im Dienste des Vaterlandes, zu behalten. Dem Vater wurde dieses Begehren zur Entschließung übermittelt, worauf nach sorgfältig gepflogenem Familienrathe diese Antwort einlief: Er, der alte Vater, müsse es zwar allemal mit der größesten Ehrerbietung anerkennen, daß Ihro Kurf. Durchlaucht ein so gar gnädiges Auge auf seinen Sohn zu schlagen geruheten; weil er aber den Wunsch hege, die kurze Zeit über, so ihm noch zu leben vergönnet, den Sohn zur Seiten zu haben, so hoffe er, Kurf. Durchl. werden allergnädigst verzeihen, wenn er die hohe Gnade, die ihm auf Dero Befehl angetragen sei, in Unterthänigkeit verbitte. Der Brief ist nun allerdings in dieser Fassung wohl nicht Acten-, sondern Phantasiestück. Will man ihm Glauben schenken, so ist die Frage, was den greisen Vater zu einer so entschiedenen Ablehnung bewegen mochte? Wer sich auf Kosten eines Fürsten ausbilden ließ, spannte sich dadurch für immer in dessen Dienste, sie mochten ihm später behagen oder nicht; das war damals allgemeine Praxis. Dabei waren die Musiker den Wechselfällen des Hofhaltes um so rücksichtsloser unterworfen, weil sie nach Aller Ansicht doch nur zur Ergötzlichkeit dienten. Sobald Einschränkungen vorgenommen wurden und Abdankungen stattfanden, hatte „die Musik insgemein den Vortanz“, wie der witzige und sachkundige Telemann bemerkt. In Preußen vernichtete der neue König Friedrich Wilhelm I. (1713) mit einem Federstriche die ganze musikalische Kapelle; wer sich nicht bequemen wollte dem Militär aufzuspielen, konnte reisen. Händel als ein gebundenes Subjekt wäre selbstverständlich gehalten gewesen von nun an Marsch zu blasen. Ueber die Bevorzugung der gewandten, schmiegsamen, äußerlich fertigen Ausländer können wir uns nicht sehr wundern, denn sie waren um 1700 in mancher Hinsicht den Unsrigen voraus. Aber diese Begünstigung fällt doch mit ins Gewicht, wenn man die Ursachen aufsucht, derentwegen gerade die besten deutschen Musiker den deutschen Höfen fern blieben oder sich, wie Bach, bei ganz kleinen Fürsten einquartirten. Daß der preußische Hof in seiner damaligen Verfassung, etwa bis 1740 An., nicht geeignet war, die bleibende Werkstätte des Händel'schen Geistes zu werden, muß Jeder einsehen: und damit erledigt sich alles Weitere.

Bereichert an mancherlei Erfahrungen und angeregt von der zum ersten Male gehörten italiänischen Musik, kam Georg Friedrich aus der Hauptstadt zurück. Weil er die Reise, wie aus dem Erzählten erhellt, noch bei Lebzeiten seines Vaters unternahm, kann er spätestens Ende 1696 in Berlin gewesen sein. Legen wir den Ausflug in diese Zeit, so war er nicht lange zu Hause, als er einen Eindruck ganz anderer Art erhielt: sein alter Vater starb am 11. Februar 1697 im 75. Lebensjahre.

Die folgenden Jahre vergingen unter Studien mancherlei Art, und so daß die Musik, nach der darauf verwendeten Zeit zu urtheilen, wohl nicht immer den obersten Platz eingenommen hat. Noch nicht 17 Jahre alt, hatte er die lateinische Schule hinter sich. Zu Anfang des Jahres 1702 bezog er die 1694 in seiner Vaterstadt gestiftete und schnell aufblühende Friedrichs-Universität; am 10. Februar schrieb er eigenhändig in das Studenten-Buch:

„10) Georg Friedrich Händel Halle-Magdeburg.“

Der Cassirer fügte hinzu: dd. d. h. hat bezahlt. Die Fakultät ist nicht angegeben, es versteht sich aber nach dem Voraufgegangenen von selbst, daß Händel sich auf die Rechte legte. Hieraus ergiebt sich denn die ebenso unbekannte als auffallende Thatsache, daß er noch fünf Jahre nach des Vaters Tode bei dessen Willen beharrte. Es ist ein weiterer Beweis von dem soliden Grunde, auf dem diese Familie ruhte, von der schönen Einigkeit, die in ihr waltete. Das äußere Leben mit dem inneren in Einklang zu bringen, ist das Bestreben jedes kräftigen Menschen, und wie sehr mußte unser Georg Friedrich darnach Verlangen tragen! Dennoch hat er solches niemals eigenmächtig oder vorzeitig durchsetzen wollen. Bei allem übermächtigen Genie, das im Händel lebte, hat er seinen Eltern nie durch Geniestreiche kummervolle Nächte gemacht. Erst als er ein gesetztes Alter und jene wunderbare innere Reife erlangt hatte, bog er mit Aller Einwilligung in die Bahn ein, welche der angeborne Beruf ihm anwies, und versuchte nun, ob's ihm nicht gelingen wollte, das, was ihn der studiosus juris gekostet, bei der Musik wieder herauszuschlagen.

Was da nun zunächst äußerlich erreicht wurde, das war allerdings blutwenig. Die reformirte Domkirche mußte ihren liederlichen Organisten entlassen und erhielt vom Könige Friedrich I. von Preußen die Erlaubniß, ein „lutherisches Subject“, das bereits interimistisch den Dienst versehen hatte, anzustellen. Dies Subject war der 17jährige Händel; er erhielt vierteljährlich 12 Thaler 12 Groschen und eine Wohnung, die aber so kläglich war, daß er sie nicht selbst bezog, sondern vermiethete. So stand er sich auf jährlich 66 Thaler, war aber dabei guter Dinge und rastlos thätig, phantasirte und componirte, da sein Vorgänger alle Notenbücher verschleudert hatte, regte die Studenten der seit 1694 bestehenden Universität zu musikalischem Treiben an und hatte bald das Regiment in dem damals sehr lebendigen

Halle in Händen. Die Stelle an der Domkirche hatte er nur auf ein Jahr übernommen, und als es um war, folgte er dem längst in ihm liegenden Wandertriebe, packte seinen Koffer mit Cantaten und anderen nothwendigen Dingen und reiste im Frühjahr 1703, achtzehn Jahre alt, nach Hamburg.

Der Entschluß Händel's, zunächst auf eine gewisse Zeit nach Hamburg zu ziehen, ist von allen seinen Biographen so aufgefaßt, als sei der Aufenthalt in einer glänzenderen fürstlichen Kapelle nicht rathsam, der Gang nach Italien aber zu weit und zu kostspielig gewesen. Bei einer solchen Meinung wird Hamburgs damalige Bedeutung für die Tonkunst viel zu gering angeschlagen. That sich auch der preußische König auf seine schnell zusammengemiethete Bande etwas zu Gute, und wollte auch Herzog Anton Ulrich von Braunschweig sein Operntheater durchaus als das erste in Deutschland angesehen wissen, so stand doch in der Wirklichkeit sowie im Urtheil der Menge das hamburgische Singhaus obenan. Von nah und fern wurden Wanderungen dorthin unternommen, und wer von den Herrlichkeiten einmal Augen- und Ohrenzeuge gewesen, dem fiel es schwer einzuräumen, Italien und Frankreich könnten noch etwas Besseres aufzuweisen haben. Es hieß allgemein: von dem was Deutschland an Poeten, Musikern und Sängern besitze, seien die sinnreichsten, geschicktesten und trefflichsten in Hamburg beisammen; wer seine Sache verstehe, finde dort am leichtesten Beachtung und Brot. Dazu die bunte Welt und das freie Leben! Händel folgte gewiß nur seiner Neigung, indem er sich dorthin wandte.

In keiner der freien Reichsstädte, kaum an einem Fürstenhofe hatte die Musik um diese Zeit so festen Fuß gefaßt, als in Hamburg. Hier waren die ersten Künstler auf allerlei Instrumenten, auch einige vortreffliche Sänger zu finden, und sie hatten Gemeinsinn genug sich noch außer der „Dienst"-Zeit frei und friedlich zusammen zu thun: das „große Collegium musicum" bestand viele Jahre, meistens unter Oberleitung des Cantors Christoph Bernhard, eines treuen Schülers und Amtsnachfolgers von Heinrich Schütz. Die Musiker wurden auch schwerlich an einem andern Orte so in Ehren gehalten. Mattheson erzählt mit Verwunderung und mit Stolz: als der Cantor Bernhard ankam, „fuhren ihm die vornehmsten der Stadt Hamburg mit 6 Kutschen bis Bergedorff zwo Meilen entgegen." Wer in der Musik etwas Außerordentliches hören wollte, kam nach Hamburg. Für auswärtige Musiker war es eine Ehre, ihre Compositionen und sonstigen Fähigkeiten in der dortigen musikalischen Gesellschaft zu Gehör gebracht zu haben. Selbst dem alten edlen Schütz wurde das Herz groß nach der Sicherheit, dem kaum zu erschütternden Wohlstande und der schönen Einigkeit der Geister, die er bei mehrmaliger Anwesenheit in Hamburg wahrnahm; daher that er einmal (im Jahr 1651 bei seiner Bitte um Pensionirung) die merkwürdige Aeußerung: „ich möchte mir bey meinem nunmehr herangekommenen hohen Alter noch etwa eine fürneme Reichs- oder Hansa Stadt zu meiner letzten Herberge auff dieser Welt erwählen" — er dachte aber an keine andere als an die Elbstadt. Sein Wunsch wurde ihm zwar nicht gewährt, er mußte für immer unter den Castraten des sächsischen Hofes aushalten; aber eine Ahnung durchzog seinen Geist, die Pflege des besten Theiles der Kunst werde nun zunächst in die Hände des Bürgerstandes übergehen. Zu diesen Zeiten kam die Redensart auf: wer stille sitzen wolle, müsse sich in eine solche freie Reichsstadt begeben. Als Bernhard auf Geheiß des sächsischen Kurfürsten 1674 Hamburg wieder verlassen mußte, that er Weissagungen gegen seine Freunde: die Musik hat hier viele Jahre geblühet, sagte er, nun wird sie wieder fallen. Der gute Mann irrte sich zwar; indeß seine Wahrnehmung, daß die Neigungen anfingen sich zu ändern und daß der Geschmack noch auf eine andere Art von Kunst aus war, als die bisher gepflegte, traf völlig das Rechte.

Die Bühne am Gänsemarkt hatte von 1692 bis 1703 goldene Tage. Der Widerspruch der Prediger war verstummt, die biblischen Stücke traten ab vom Schauplatz, Reichthum und üppiges Wohlleben bei friedlichen Zeiten trafen zusammen mit Musikliebe und Uebung in allen gebildeten Ständen. Man fand Musiker und Poeten, die vereint etwas Außerordentliches leisteten. Der Dichter Christian Postel war zwar kein Genie, zeigte aber in seinen nach damaligem Geschmack angefertigten albernen Textbüchern doch Gewandtheit und sicheres Gefühl für das zur Composition Geeignete. Der Componist Reinhard Keiser stellte alle seine Vorgänger in Schatten und machte die Hamburger Bühne weit und breit berühmt. Er hat an 120 Opern geschrieben, war allerdings mehr ein Naturgenie als ein durchgebildeter Musiker, aber ein reicher und beweglicher Tondichter, den nur sein Leichtsinn vom Schönen fort häufig auf Abwege führte, und der die ihm verliehene herrliche Kraft oft schmählich vergeudete. Der erste Tenorist der Bühne, Mattheson, als musikalischer Schriftsteller vielfach überschätzt, war ein gesuchter Lehrer. Als Händel nach Hamburg kam, war die Blüthezeit des dortigen Theaters schon vorüber, er machte sich aber als Organist rasch geltend, hatte Stunden zu geben und componirte eine von Postel nach dem Evangelium des Johannes zusammengestellte Passion, die zwar den technisch tüchtigen Musiker verräth, aber auch zeigt, daß er des Ausdrucks noch nicht Meister war. Bald darauf entstand die Oper „Almira" oder „Der in Krohnen erlangte Glücks-Wechsel", die schon viel sicherer und fester auftrat und Händels Befähigung zur musikalischen Charaktermalerei bewies. In der Form lehnt sie sich an den Deutschen Keiser und den Italiäner Scarlatti; sie wurde 30 Male in rascher Folge gegeben. Dasselbe Glück machte gleich nachher die Oper „Nero", die mit der ihm damals schon eignen fabelhaften Schnelligkeit entstand. Er hatte durch seine Thätigkeit und sein solides Leben die trägen und ausschweifenden Nebenbuhler bald verdrängt, indeß auch ihre Eitelkeit und Eifersucht geweckt. Händel mied aber den Kampf mit Verhältnissen, in denen er sich ohnehin unbehaglich fühlte, beschränkte sich auf das Unterrichten, componirte später noch die Doppeloper Florindo und Daphne, über die wir wenig Genaues wissen, machte sich aber bald auf nach Italien, dem gelobten Lande der Musik, wohin längst sein Sinn stand. So begannen 1707 seine Wanderjahre.

Die Wanderungen fangen an mit einer Reise, derentwegen Händel zunächst sein Vaterland verließ, und leiten uns dann zu dem Volke, unter welchem er für immer wohnen sollte. In dieser Zeit hatte er nirgends seine bleibende Statt, obwohl er überall, wo er war, gern war und gern gesehen wurde. Er wandte sich hierhin und dorthin, um Land und Leute zu sehen; sah die Welt und die Kunst, wie sie in der Welt steht, gedeiht und wirkt; faßte Alles durch lebendige Anschauung, das Einzelne im Ganzen, das Aeußerliche im Geistigen. Wo er sich länger niederließ, war er nur ein Gast, der unter fremdem Dache rastet, ein Freund, der eine Weile aus- und eingeht und dann weiterzieht. Ueberall hinterließ er köstliche Werke als Beweise seines Geistes wie seiner Dankbarkeit und nahm eine reifere Erfahrung mit. Sein Wesen war freudiger erregt, seit er den Schritt nach Italien lenkte, diese Freudigkeit ist allen seinen Werken aufgedrückt. Es muß ihm zu Muthe gewesen sein, als ob jetzt erst seine Jugend beginne.

Italien war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts mehr als jetzt das Ziel der Wallfahrt aller gebildeten Leute, besonders aus England und Deutschland. Wer damals unter uns etwas bedeuten, namentlich wer einen Kenner, Liebhaber und Schützer der Künste, nach der Sprache dieser Zeit einen schönen „galanten" Geist abgeben wollte, mußte Italien, Frankreich und England gesehen und sich auch einige Tage im Haag aufgehalten haben. Unermüdlich, wie schon im Mittelalter bei den Bußfahrten nach Rom, setzte sich eine Schaar nach der andern in Bewegung, und ebenso nutzlos. Die meisten hatten nicht mehr davon als der gefeierte hamburgische Dichter Brockes, der mit übermäßiger Offenheit gesteht: ich war (um 1703) auch in Italien, es ist mir aber dort „nichts sonderliches begegnet." Die deutschen Musiker waren seit hundert Jahren und länger gewohnt, auf Italien als auf den Sitz der musikalischen Meisterschule

zu blicken. Schütz, der wiederholt dort war, bezeugte noch 1648 bei einem seiner reifsten Werke, die rechte musikalische hohe Schule müsse man in Italien suchen, und „an die von allen vornehmsten Componisten gleichsam Canonisirte Italiänische Classicos Autores“ will er hiermit troß seiner eigenen Leistungen jedermann „gewiesen haben“, denn „deren fürtreffliche und unvergleichliche Opera werden denen jenigen, die solche absetzen und mit Fleiß sich darinnen umbsehen, in einem und dem andern Stylo als ein helles Licht fürleuchten.“ Seit dieser Zeit gehörte die Reise nach Italien gleichsam mit zum Handwerk als eine Pflicht, der sich die meisten ohne viel Nachdenken und ohne viele Vorbereitung unterzogen. Doch ist es sehr merkwürdig, daß zu Händel's Zeit unter den deutschen Musikern hierin eine Stockung eintrat, daß man bei dem neugewonnenen eignen Boden die alte musikalische hohe Schule entbehren zu können meinte. Eben die bedeutendsten, die einflußreichsten deutschen Tonmeister — Keiser und Bach — waren nicht in Italien, überhaupt nicht in fremden Ländern, auch Mattheson kehrte in Holland wieder um; Telemann war nur in seinen späteren Jahren einmal in Paris. Keiser war fertig, Mattheson wußte nicht, was er dort suchen sollte, und Bach betrat in seiner Kunst einen Weg, den ihm die Italiäner seiner Zeit nicht erhellen konnten. Was diese Männer pflegten und verfochten, war theils ein Zweig, theils ein nationaler Zug, theils eine Abart der Kunst, es war nicht die volle Kunst in der Universalität und in der über das Nationale hinausgehenden Verständlichkeit, wie sie Händel in sich barg. Man halte daher die autochthonische Natur dieser Zeitgenossen Händel's nicht für Nebensache oder Zufall, am allerwenigsten bei Bach. Wir kennen seine Beharrlichkeit. Hätte er wirklich das Bedürfniß empfunden sich in Italien zu schulen, so würde er die Reise durchgesetzt haben, und sollte es auch zu Fuße geschehen. Daß er daheim blieb, zeigt uns die von der Händel'schen abweichende Einrichtung seiner Natur und ist ein Fingerzeig auf das ihm eingeborne Kunstideal. Die Hauptstätten deutscher Organistenkunst waren sein gelobtes Land, dahin er heimlich und unter Mühen pilgerte. Hätte ihm Jemand einige tausend Thaler zu einer italiänischen Reise freigestellt, so ist zu vermuthen, daß er, falls er sie überhaupt annehmen wollen, gebeten haben würde, ihm dafür eine Musterorgel nach eigner Disposition bauen zu lassen; während Händel durch nichts zu bewegen gewesen wäre, von einer Reise abzustehen, deren Aussicht allein ihm den mühsamen Erwerb in den voraufgegangenen Jahren versüßte. Diesen auffallend abweichenden Bildungsgang des Größten, der neben Händel stand, muß man nicht außer Acht lassen: die Abweichung ist um so mehr ein Ergebniß innerer Unterschiede, da beide als Schüler deutscher Organisten von demselben Punkte ausgingen. Bach bleibt in dem Kreise, aus welchem Händel sich empor schwingt, und bahnt sich einen Nebenweg, während dieser in gerader Mitte zur Höhe kommt. Beide steigen aufwärts, aber wie verschieden! Der Sonne gleich steht Händel's Kunst von ihrem ersten Aufgange an vor aller Welt da und wirkt schnell und kräftig auf eine große Oeffentlichkeit.

Seit die Niederländer mit ihrer Musik nach Italien wanderten und hier die Nation zu reger Bethätigung aufriefen, leuchtet auch in der Tonkunst hell auf, was den Lebensgeist jeglicher Kunst bildet, die Schönheit. Alles gewann eine andere Gestalt, da die Italiäner es angriffen. Es war für den Gehalt der italiänischen Musik entscheidend, daß sie gleich in der ersten Blüthe eine solche Probe zu bestehen hatte, wie die war, welche das Tridentiner Concil ihr auferlegte, und daß sie diese in Palestrina so herrlich bestand und mit einer so hohen Leistung in die Geschichte eintrat. In einer entscheidenden Stunde gezeigt zu haben, daß sie geistigen Gehaltes voll und würdig sei das Gefäß heiliger Dinge zu werden, mußte hier der Tonkunst für alle Zeiten einen nachhaltigen Ernst verleihen. Mit religiöser Inbrunst sehen wir die Künstler ihr Werk treiben. Doch ist es nirgends, auch bei Palestrina nicht, der Ausdruck religiöser Andacht, was ihre Werke unsterblich gemacht hat, sondern die Darstellung der Schönheit. Aber man mag es ansehen als eine Hinweisung auf das Gebiet, in welchem die musikalische Kunst überhaupt ihr Höchstes erreichen sollte, daß Palestrina, der erste italiänische Componist, unter seinen Landsleuten der größte geblieben ist. Gluth und Zartheit der Empfindungen waren diesem Volke von jeher vorzüglich eigen; doch was sie so tief in die musikalische Gestaltung eingehen ließ, war nicht zunächst eine Folge dieser Eigenschaften, sondern das Ergebniß eines mehr künstlerischen Verhältnisses.

Das Gefühl für künstlerische Form war bei ihnen in einem Grade ausgebildet und in einer so ursprünglichen Frische vorhanden, daß man geneigt sein muß, es mehr noch ihrem angebornen Schönheitssinne zuzuschreiben, als der Jahrhunderte langen Kultur. Ein schöneres Lob kann einem augenscheinlich hochgebildeten Volke wohl nicht gespendet werden. Nirgends liegen die Beweise dafür voller und schlagender zur Hand, als in ihrer Musik, obwohl gerade auf diesem Felde fast noch Alles des näheren Nachweises harrt. Der kleinste Tonsatz der Italiäner hat ein Ebenmaß, eine einheitliche Gesammthaltung, eine Form in und aus sich selbst, wie man es in diesen frühesten Zeiten anderswo nur sehr selten finden wird. Sie gingen auch, da einmal der feste Grund gewonnen war, in der Entwicklung musikalischer Formen ebenso unaufhaltsam als sicher weiter. Dabei vermochten sie sich in den merkwürdigsten Gegensätzen zu bewegen, ohne zu ermatten oder sich so bald zu erschöpfen. Wer sollte denken, dasselbe Volk, welches soeben in den Kirchenchören und in dem vollstimmigen weltlichen Gesange, im Madrigal, das Höchste geleistet hatte, könne berufen sein, unmittelbar darauf das Allereinfachste gleichsam neu zu schaffen, das Recitativ, den Sologesang und die Kunst des Gesanges? Alles Neue in dieser Hinsicht haben wir ihnen fast allein zu danken; kaum waren die anderen Nationen daran gegangen, sich das Gewonnene, vertiefend oder verflachend, anzueignen, als die Italiäner sie schon wieder mit Neubildungen überraschten. Und so ging es fort, bis endlich auch dieses Volk an seine gesetzte Grenze kam. Ein Ende erreichte ihr Schaffen — dieses Wort in seiner höchsten Bedeutung genommen — zunächst in der Kirchenmusik, denn Luther war nicht umsonst dagewesen; doch erst, als Händel die Musik aus den Tempeln in die große Welt einführte und dabei die Töne der Andacht zu der Sprache des geistigen Lebens umschuf. Ihr musikalisches Theater gedieh aber fort, auch durch Händel's Gesänge nur angefeuert und selbst durch Gluck's Reformen wenig beirrt, bis es Mozart mit ihren eignen Waffen faßte.

Ueber Venedig, wo sich Prinz Eugen der edle Ritter nach dem Siege von Turin im Winter auf 1707 ausruhte, begab sich Händel nach Florenz und führte sich am kunstliebenden Hof als Virtuos und Componist ein. Unter mehreren Solo-Cantaten schlug eine, Lucretia betitelt, besonders ein, errang ihm den Beifall des Hofes und die Liebe der sie vortragenden Bravoursängerin. In Rom machte er sich durch den 109 Psalm geltend, setzte, der dortigen Richtung sich anschließend, noch mehrere Psalme in Musik und ließ andere geistliche Sachen folgen. Bei einem zweiten Aufenthalt in Florenz entstand die Oper „Rodrigo“, die reichen Beifall eintrug und die berühmte Sängerin Vittoria Tesi zur heißen Liebe für den Tondichter hinriß. Diese Contraaltistin gehörte zu den gefeiertsten Künstlerinnen ihrer Zeit, über die eine Fülle von Geschichtchen, künstlerischen und menschlichen, umläuft, so daß man auch ihr Verhältniß zu Händel nicht mehr klar verfolgen kann; er scheint die Sache ziemlich kühl genommen zu haben. Noch bedeutenderen Erfolg als „Rodrigo“ hatte in Venedig die Oper „Agrippina“, die durch die Fülle schöner Melodieen den ausschweifendsten Beifall hervorrief. Hierin liegt die Meisterschaft Händels bei diesem Werke, nicht in der Gestaltung und allseitig reifen Durchbildung der Tonsätze, an denen es sehr mangelt. Besonders entzückt waren auch die anwesenden Deutschen, besonders der hannoversche Hof mit seinem englischen Anhang; man bat Händel dringend, nach Hannover und England zu kommen, doch wollte er erst Italien ganz durchwandern.

Bei einem zweiten Aufenthalt in Rom schuf er eins seiner interessantesten Werke, den später in England neu bearbeiteten „Triumph

der Zeit und Wahrheit", ein Oratorium voll frischer und schöner Musik, der er aber erst in den letzten Jahren seines Lebens einen ernsteren und kunstgemäßeren Charakter verlieh. Die geistlichen Väter in Rom nahmen lebhaften Antheil an dem Componisten, machten auch einen Bekehrungsversuch; doch erklärte Händel, er sei fest entschlossen, als ein Glied der protestantischen Kirche Zeit seines Lebens zu verharren. Die Erklärung wurde so unbefangen und offen gegeben, daß man ihn trotzdem lieb behielt, auch als er sich weigerte, der Gleichförmigkeit wegen die gewöhnlichen katholischen Kirchengebräuche mitzumachen.

Von Rom ging es nach Neapel, von dort zurück über die heilige Stadt nach Venedig. Ueberall war Händels Muse thätig, namentlich im Gebiete der Cantate, der Vorstudie zur Oper. Diese Gattung ist für den Musiker, was die Skizze und Studie für den Maler ist, eine dramatische Scene, von welcher er zum dramatischen Werke fortschreitet. Die meisten Cantaten, welche Händel damals machte, sind Skizzen, die aber zum Theil frisch, feurig, glänzend ausgeführt sind, von origineller Melodiebildung, voll Sang und Klang, in der Ausführung auf Virtuosen berechnet. Neben ihnen entstand das Schäferspiel „Acis, Galatea und Polyphem"; hier wie überall fand er sich leicht in die gangbaren Formen und vertrat zugleich die deutsche Musik in einer Weise, welche ihm die lebhafteste Anerkennung brachte. Daneben erwarb er sich eine tiefe Kenntniß von den bildenden Künsten, namentlich von der Malerei; Rom machte ihn durch täglichen Umgang mit dem Besten, was in diesem Bereiche vorhanden ist, zu einem leidenschaftlichen Liebhaber derselben.

In Venedig zur Carnevalszeit 1710 erneuerte er die alten Bekanntschaften und machte neue mit mehreren angesehenen Hofleuten, Künstlern und Kunstfreunden aus London und Hannover. Engländer und Hannoveraner betrachten sich bei der bevorstehenden Erhebung des Kurfürsten auf den englischen Thron als ein Volk. Der Baron Kielmannsegge und der Kapellmeister Steffani nahmen ihn mit nach Hannover; ohne ihre Dazwischenkunft dürfte er die schon beschlossene und versprochene Reise nach London auf dem geradesten Wege ausgeführt haben. Sie wußten ihm begreiflich zu machen, daß der richtigste Weg nach England von jetzt an über Hannover gehe, und daß es für ihn ebenso leicht als rathsam sei, sich durch eine Anstellung am dortigen Hofe für alle Fälle zu sichern. Deßhalb schloß er sich ihnen an und ging vorerst nach Deutschland zurück, mußte aber den englischen Freunden sein Wort geben, daß er in London eintreffen wolle, noch ehe das Jahr zu Ende gegangen. Zuerst besuchte er noch die Mutter in Halle, sprach dann in Düsseldorf beim Kurfürsten Johann Wilhelm vor, durchzog Holland und betrat englischen Boden, auf dem sich sein Genius zur höchsten Blüthe entfalten sollte. Dort wollen wir ihn in der nächsten Nummer aufsuchen.

---

* Bérangers letzte Gesänge und sein Vorwort.

Von Adolf Laun.

Dem Schlusse meiner Mittheilungen aus Bérangers letzten Gesängen mögen die Worte zur Einleitung dienen, mit denen er seine geistvolle, concis und elegant geschriebene Vorrede dazu im Jahre 1842 beendigte. — Er spricht im Eingang zu derselben die Hoffnung aus, daß man nicht ungern die Vervollständigung einer Gedichtsammlung aufnehmen werde, die von Jahr zu Jahr, von Lied zu Lied ein treues Gemälde vom Leben ihres Autors geworden ist. Er zählt dann die Gründe auf, die ihn abgehalten haben, nach der Veröffentlichung seiner letzten Liedersammlung vom Jahre 1833 aufs Neue hervorzutreten, und weßhalb die vorliegende Sammlung erst nach seinem Tode erscheinen solle.

Jene Gründe sind zum Theil persönlicher Art; sie liegen in seinem zunehmenden Drange nach Einsamkeit und Zurückgezogenheit, in seinem Unabhängigkeitsgefühl, das er selbst seiner eigenen Partei gegenüber bewahren möchte, und in der Unlust, den Gelüsten und Forderungen eines zudringlichen und indiscreten Publikums nachzugeben. Die Hauptveranlassung zum Schweigen lag aber für ihn darin, daß mit dem Fall der älteren Bourbonen die Zeit des politischen Parteiliedes vorüber war.

Das politische Lied, meint er, ist zwar eine furchtbare Waffe, aber die Spitze desselben stumpft sich rasch ab. Nicht jeder Moment ist ihm günstig; damit es treffe und einschlage, muß es zwischen zwei feindlichen Lägern zu wählen haben und stark ausgeprägte Leidenschaften vorfinden. — So war es während der Restauration, so aber nicht mehr während der Julimonarchie, wo Alles kleinlich wurde, wo die Parteien sich zersplitterten, und das enttäuschte Volk sein Interesse an den Bewegungen der Politik verlor; während jener Periode, die er als avocassière und cupide bezeichnet.

„Zu jenen Gründen meines Schweigens möchte ich einen Gedanken höherer Art hinzufügen", so beginnt der Schluß der Vorrede, der andeutet, weßhalb der politische Parteisänger in seinen alten Tagen ein Socialdichter, ein ethischer Satiriker geworden ist und die laute Tribüne des Tages mit stillen Betrachtungen und Zukunftsträumen im ländlichen Asyl vertauscht hat.

Bei der Auswahl meiner Mittheilungen faßte ich besonders solche Lieder ins Auge, in denen jene neue Wendung der Bérangerschen Muse hervortritt, und es würde mich freuen, wenn die technische Sorgfalt, die er nach eignem Geständniß auf sie verwendet hat, nicht ganz durch die Uebersetzung beeinträchtigt wäre. — Ich gebe jene Schlußworte mit einigen Auslassungen hier wörtlich wieder: „Wir dürfen es nie vergessen, der Ruhm Frankreichs besteht nicht allein darin, eine große politische, sondern auch eine unermeßliche sociale Revolution hervorgerufen zu haben. Das Jahr 89 hat neue Elemente der Civilisation geschaffen, und ihre Aneinanderreihung, die von Regierungen, welche nichts als Copisten der Vergangenheit sind, allzusehr vernachläßigt wurde, ist unerläßlich geworden. — Sie verlangt, glaube ich, mehr den Beistand der Wissenschaft und der Philosophie als den der schönen Literatur und der Künste. Die letzteren müssen warten, bis das große Problem gelöst ist, das heißt: bis Ordnung in der Gleichheit herrscht, um einer neuen Entwicklungsphase der Civilisation dienen zu können. Welche Aufnahme würde einem Liedersänger zu Theil werden, der in Arien vom Pontneuf die Organisation der Demokratie verlangte? Jene so wichtige Aufgabe, die noch immer zu lösen bleibt, und an welche die Demokraten selber nicht einmal zu denken scheinen.

Der Dichter irrt heutiges Tags ziellos umher mitten unter Bauversuchen und Trümmerhaufen; so möge er denn die Arena den Gelehrten und Weisen überlassen, die da kommen werden, wenn sie nicht schon gekommen sind, worüber ich mich aus Respekt vor unseren großen Staatsmännern nicht auszusprechen wage. Wenn der Dichter recht von den Bedürfnissen der Gegenwart durchdrungen ist, so muß er, wenn ich mich nicht irre, in die Zukunft flüchten, um den Generationen, die herannahen, ihr Ziel anzudeuten.

Indem ich jene biographische Arbeit (deren Vorhaben ausführlich im Texte besprochen wird) aufgab, habe ich fortgefahren zu singen, aber nur selten und für mich allein. Wenn man sich einst mit meinen letzten Versen beschäftigen wird, so wird man den Mann darin wieder erkennen, der es gewagt hat, mit einer durch die fremden Mächte seinem Lande aufgedrungenen Regierung zu kämpfen, man wird ihn etwas verändert finden, aber auch freier in jener moralischen Freiheit, die allein die Zurückgezogenheit gewährt. Wenn die Blicke des Publikums Anfangs eine Ermuthigung für den Schriftsteller sind, so werden sie ihm doch bald unbequem. Es scheint bald so, als hätte man sich mit diesem gestrengen Herrn in Verbindlichkeiten eingelassen, denen man sich nicht entziehen darf. Hat er dir in einem Costüm Beifall gezollt, so hüte dich, es mit einem anderen, selbst besseren, zu vertauschen, sonst erkennt er dich nicht mehr an. — Er hat mich mit seiner Gunst beschenkt, ich bin ihm dankbar dafür, aber da ich als Liederdichter nur nach meinem Tode noch mit ihm zu schaffen haben wollte, so habe ich geglaubt, ich könne mich

in etwas von den rhythmischen Formen frei machen, denen ich mich, ihm zu gefallen und im Interesse der Sache, der ich diente, bis dahin unterworfen hatte.

Man wird dies daran merken, daß bei mehreren dieser letzten Gesänge die Wahl einer Melodie fehlt, was mich jedoch nicht abgehalten hat, sie nach improvisirter Musik mit zitternder Stimme mir vorzusingen.

Besonders wird es aber auffallen, daß ich weniger Gebrauch vom obligaten Refrain gemacht habe, von dem ich mich bis dahin nicht lossagen mochte, weil ich bemerkt hatte, daß ohne die Wiederkehr derselben Worte das Chanson weniger Gewalt auf Ohr und Geist der Zuhörer ausübt. — Welche Mühe, guter Gott, hat mir der Refrain gekostet! —

Wie viele Nächte habe ich damit hingebracht, um nach jenem unbeweglichen Pfeiler hinzurudern und an ihm mein armes Schifflein anzubinden, das lieber frei dahin geschwommen wäre, wohin der Wind es trieb. — Ich muß es jedoch anerkennen: Wenn ich unter jenem Zwang gelitten habe, so ist er doch auch nicht ohne Vortheil für mich gewesen. — Mit Recht habe ich gesagt, daß der Refrain der Bruder des Reims sei, er hat mich gezwungen, meine Gedanken fester zusammen zu ziehen und den Ausdruck derselben tiefer zu begründen.

Diese kurze Bemerkungen mögen zeigen, daß ich voll Ehrfurcht vor dem Publikum, dem ich immer zu gefallen suchte, mich in diesem Sinn der gewissenhaftesten Arbeit unterzog. Es wird sich bei meinen letzten Gesängen davon überzeugen, daß das Alter mich in diesem Punkt Nichts hat vernachlässigen lassen.

Ich hätte am allerwenigsten das erfunden, was man jetzt die leichte Literatur nennt, und was ein Todfeind jener Literatur ist, die den Reiz meines Lebens ausmachte und so lange Zeit der Stolz Frankreichs war.«

Die Träume unsrer jungen Mädchen.

(1847—51.)

Des kleinen Vogels Lieder schweigen
Im Laube, wo der Zephyr ruht,
Der Lilien weiße Häupter neigen
Sich schläfrig bei des Mittags Gluth.
Des kleinen Vogels Lieder schweigen
Im Laube, wo der Zephyr ruht.

Auf Polstern schlummert hingegossen
Ein schönes Kind im Gartensaal,
Die Augenlieder halbgeschlossen;
Zur Seite liegen Hut und Shal.
Auf Polstern schlummert hingegossen
Ein schönes Kind im Gartensaal.

Was ihr zuletzt im Sinn geblieben,
Das lächelt noch durch ihren Traum;
Die Sonne hat sie hergetrieben
In diesen schattig kühlen Raum.
Was ihr zuletzt im Sinn geblieben,
Das lächelt noch durch ihren Traum.

Durch seid'ne Wimpern, halbgeschlossen,
Dringt dämmernd ihres Blickes Strahl,
Wie liegt sie schön dahingegossen,
Des Künstlerauges Ideal.
Durch seid'ne Wimpern, halbgeschlossen,
Dringt dämmernd ihres Blickes Strahl.

Der Träume leise Flügel schweben
Ob dieses Sees entschlafner Fluth;
Was macht sie plötzlich so erbeben,
Was kündet ihrer Wangen Gluth?
Der Träume leise Flügel schweben
Ob dieses Sees entschlafner Fluth.

Vielleicht kam ihr im Traum entgegen
Ein schöner Pag' auf weißem Roß
Und sprach: »Komm mit, auf nächt'gen Wegen
Entführ' ich dich aus deinem Schloß.«
Vielleicht kam ihr im Traum entgegen
Ein schöner Pag' auf weißem Roß.

Vielleicht horcht sie dem Klang der Lieder,
Die ein Petrarka schmelzend singt,
Und blickt voll Huld auf den hernieder,
Der ihr den Preis der Schönheit bringt.
Vielleicht horcht sie dem Klang der Lieder,
Die ein Petrarka schmelzend singt.

Vielleicht schweift sie durch Himmelsfluren, —
Der Jugend ist der Pfad bekannt; —
So flieget auf des Lenzes Spuren
Die Schwalbe zu der Heimath Strand.
Vielleicht schweift sie durch Himmelsfluren, —
Der Jugend ist der Pfad bekannt. —

Jetzt ist die Schläf'rin aufgesprungen,
Die Wange glüht, der Busen fliegt;
Was hat der Engel dir gesungen,
Womit hat er dich eingewiegt?
Jetzt ist die Schläf'rin aufgesprungen,
Die Wange glüht, der Busen fliegt.

»O schöner Traum, der nun zerronnen,
O Seligkeit, die nun entschwand,
Ich schwelgte in des Reichthums Wonnen
An eines alten Gatten Hand!«
»O schöner Traum, der nun zerronnen
O Seligkeit, die nun entschwand.« —

Auch deine Seel', o Blume, schmachtet
Dein Thau ist Gold und Weltgenuß?
»O Glück, ich war mit Neid betrachtet,
Ich hatte Gold in Ueberfluß!« —
Auch deine Seel', o Blume, schmachtet,
Dein Thau ist Gold und Weltgenuß?

Wo solche Jugendträume walten,
Erbleichet meiner Hoffnung Strahl,
Das Kind beschämt den Witz der Alten,
Das Gold macht alles bleich und schal.
Wo solche Jugendträume walten,
Erbleichet meiner Hoffnung Strahl.

Der erste Schmetterling.

(1847—51.)

Du Schmetterling, gegrüßt sei mir,
Zuerst von Allen bist du hier!

Was hast auf deinen leichten Schwingen
Du gutes Neues uns zu bringen,
Wird bald, verscheuchend Angst und Noth und Pein,
Der Freund, der Frühling, bei uns sein?

Der Schmetterling.

Sieh, Alter, wie's am Himmel glühet,
Die Welt erwacht im Sonnenstrahl,
Bald duftet das ergrünte Thal,
Und bald ist jede Blum' erblühet.

Du Schmetterling, gegrüßt sei mir,
Zuerst von Allen bist du hier.

O sage, hast du Nichts vernommen,
Warum die Schwalben noch nicht kommen?
Ihr Freudenschrei, sehn sie ihr Heimathdach,
Ruft der Verbannten Hoffnung wach. —

Der Schmetterling.

Bald wirst du die ersehnten schauen;
Auch klang mir heute morgen schon
Des ersten Zeisigs Liederton
Herüber aus den fernen Auen.

Du Schmetterling, gegrüßt sei mir,
Zuerst von Allen bist du hier.

Wird unsre Sehnsucht sich erfüllen,
Wird jede Knospe sich enthüllen,
Durchhaucht noch einmal würz'ger Blumenduft
Das Gras des Kerkers und der Gruft?

Der Schmetterling.

Den Mädchen winkt und Schmetterlingen
Zuerst des Frühlings Blumenflor,
Sieh, wie durch's todte Laub hervor
Schon blaue Veilchenaugen dringen!

Du Schmetterling, gegrüßt sei mir,
Zuerst von Allen bist du hier.

Was hast du Gutes uns zu sagen;
Das Feld, wird's reife Aehren tragen?
Daß man des Hungers Schrei nicht ferner hört,
Wenn er des Reichen Festmahl stört.

Der Schmetterling.

Was kommen soll, ist noch im Werden;
Wie reichen Segen Gott verspricht
Der Flur, die schlummert, weiß ich nicht,
Doch keimt es schon im Schooß der Erden.

Du Schmetterling, gegrüßt sei mir,
Zuerst von Allen bist du hier.

Was hast du Neues sonst zu bringen;
Wann wachsen uns die Engelsschwingen,
Wann watet unser Fuß nicht mehr im Blut,
Das steigt und fällt wie Meeresfluth?

Der Schmetterling.

Lebwohl, das mag ein Mensch dir sagen,
Ich fliege zu der Sonne heim
Und saug' aus Blumen Honigseim,
Und deine Welt — muß ich beklagen.

Du Schmetterling, gegrüßt sei mir,
Zuerst von Allen bist du hier.

Die Wälder.

(1840—41.)

Ich kann die Menge nicht ertragen,
Den Lärm, der tausendstimmig schallt;
Oft führte seit der Jugend Tagen
Mich eine Fee zum grünen Wald;
Drückt Angst und Gram den Busen nieder,
Dort jauchzt das Herz aufs Neu' empor,
Wie's Vöglein, das die Mutter wieder
Zum Neste bringt, eh' sich's verlor.

Ich floh der Hauptstadt dumpfe Schwüle
Einst, als ich noch ein Jüngling war,
Da bot in Meudons Waldeskühle
Die Fee mir holde Gaben dar;
Verzehrt von Fiebergluthen setzte
Ich dort mich hin im schatt'gen Raum,
Da kam die Fee zu mir und netzte
Mit Liedern meiner Lippe Saum.

Fontainebleau, die Fee zur Seiten,
Wie schwärmt' ich froh durch deinen Wald,
Wo Duft und Schatten sich verbreiten,
Du stolzer Königsaufenthalt.
Das Schloß, die Zinnen, die dort ragen,
Der Garten mag des Königs sein,
Doch soll man's nicht vom Walde sagen,
Die schönen Bäume, die sind mein.

Boulogner Holz, vom Sturm verschlagen,
Such' ich in dir des Alters Glück
Und blicke zu der Jugend Tagen
Vergeblich seufzend oft zurück;
Da kommt die Fee noch einmal wieder
Und lindert meiner Seele Qual,
Auf meine Thränen fällt hernieder
Wie Morgenroth ein Himmelsstrahl.

Sie sprach: „Ich lind're deinen Kummer
Was wünschest du? Ist's Liebe? sag'.“
O holdes Wesen, nein, nur Schlummer
Am Abend nach dem langen Tag.

„Willst du von mir des Reichthums Gaben?“
Nein, eine Last nur hätt' ich d'ran.
„Willst du die Jugend wieder haben?“
Nein, alt zu werden scheu' ich dann.

Ein Gütchen ist's, was ich verlange,
Mit eig'ner Hand es anzubaun,
Wo alte Freund' im Laubengange,
Was sie gedichtet, mir vertraun;
Wenn rasch empor die Bäume steigen,
Die ich gepflanzt, dann lern' ich bald
Vom Lied der Vögel in den Zweigen,
Wie schnell des Sängers Lied verhallt.

Was ich verlangt, sie will mir's geben,
Doch Thorheit ist's, o Fee, halt' an.
Bin ich gewiß, so lang zu leben,
Daß ich den Lenz noch sehen kann? —
In diesem Wald winkt Ruh entgegen
Dem müden Greis am Wanderstab;
Wo flüsternd sich die Zweige regen,
Hier grab', o gute Fee, mein Grab.

Ein Gedanke.

(1838—40.)

Ich dacht' an uns're Zeit, die kranke,
Versenkt in banges Traumgesicht,
Da zeigte mir sich ein Gedanke,
Ja, ein Gedanke, zittert nicht,
Noch jung und zart, doch schön gestaltet,
Ihr Herrn, ich zweifle nicht daran,
Wenn Gottes Güte gnädig waltet,
Daß er einst mächtig werden kann.

Wohin, so ruf' ich ihm entgegen,
Denn man verfolgt dich, wo's auch sei,
Spione steh'n auf deinen Wegen,
Und hinter dir die Polizei. —
„Mich freut's, erwidert er, zu sehen,
Daß ich sie stör' in ihrer Ruh,
Das Volk lernt besser mich verstehen,
Macht man den Commentar dazu.“

Ich Alter zittre deinetwegen,
Der Ausweg wird dir rings verwehrt,
Colonnen ziehen dir entgegen,
Schwadronen mit gezücktem Schwert.
„Mehr noch als Tambour und Trompette
Verkünd' ich, daß der Tag begann,
Hinschreitend durch die Bajonnette,
Werb' ich beim Feind Rekruten an.“ —

Man sinnet, wie man dich vernichtet
Bis auf den Namen, darum flieh,
Horch! hierher ist der Sturm gerichtet
Sieh, dort erscheint die Artill'rie! —
„Vielleicht steh'n bald in heißen Schlachten
Die Feuerschlünd' in uns'ren Reih'n,
Anwälde sind's, nicht zu verachten,
Wenn sie den ehrnen Mund uns leih'n.“ —

Die Kammer haßt dich um die Wette;
Dort ist des Stärk'ren Recht in Kraft;
Minister schmieden dir die Kette. —
„Mir wächst die Schwing' in Kerkerhaft.“ —
Der Kirche Fluch schlägt dich in Bande.
„Dort wird man mir einst Opfer weihn.“
Der König treibt dich aus dem Lande;
„Dann wird sein Hof mir Zuflucht leih'n.“ —

Da plötzlich stürmet durch die Gassen
Der Bürgerkrieg mit Mord und Blut,
Vor den geschloss'nen Truppenmassen
Erliegt des Volkes Heldenmuth.
Umsonst! Wo die Gefall'nen schweigen,
Taucht lebend der Gedank' hervor,
Er kränzt ihr Grab mit Palmenzweigen
Und schwingt ihr Banner stolz empor. —

Feuilleton.

Die neuesten Entdeckungen in Afrika.

* Bremen, 18. Februar. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins sprach Herr Dr. med. Hartlaub über die neuesten Forschungen und Entdeckungen in Afrika. Der Redner berücksichtigte vorzugsweise die von Richardson, Overweg, Vogel und Barth in Nord- und Mittel- sowie die von David Livingstone in Südafrika gewonnenen Resultate. Zunächst wurden die Ursachen beleuchtet, die Schuld waren an der Erfolglosigkeit zahlreicher Versuche, in das Innere Afrika's vorzudringen. Dann ward der Triebfedern gedacht, die immer wieder zu neuen Untersuchungen führten, und welchen es jetzt endlich gelang, den Welttheil offen zu legen. Es folgte nun eine Schilderung der Sahara, wie wir sie jetzt kennen, und ihr gegenüber der Kalahariwüste in Südafrika. Beide scheinen gleichsam von verschiedenen Seiten den Eingang zu den fruchtbaren Niederungen der Mitte des Welttheils zu verwehren. Der Vortragende gab sodann in einigen Zügen ein orographisches Bild von der Mitte Afrika's und sprach über die von Livingstone bestätigte Ansicht von der Trog- oder Bassinform der Südhälfte des Continents. So erklärt sich der ungeheure Wasserreichthum; das veranlaßte eine Besprechung der Seen Ngami, Tsad und Nyassi, besonders wurde der Beschiffung des Tsad durch Overweg, seiner Aufnahme bei dem Negerstamme der Hauptinsel und des frühen Todes dieses Reisenden gedacht, dessen Gebeine am Ufer des Sees ruhen. Im Zusammenhange mit jenen Forschungen über die afrikanischen Wassermassen steht die Livingstonesche Theorie vom periodischen Anschwellen der großen Ströme, des Nils, des Niger und des Zambese. Ausführlicher sprach der Vortragende über den Niger und seine Hauptarme, den Benuë und den Quorra-Djoliba, und über den Triumph der Barth'schen Reisen, das Erreichen des Benueufers, sowie über die zweite Nigerexpedition der Engländer unter Dr. Baikie. — Afrika liegt jetzt von beiden Oceanen her geöffnet da; die Beschiffung des Niger durch die Engländer und die des Zambese durch Livingstone haben über die Zukunft des Welttheils entschieden, über dessen Klima der englische Arzt Hutchinson ein viel günstigeres Urtheil fällt, als es bisher Gewohnheit war. — Der Redner sprach weiter über die außerordentliche Wichtigkeit des Handels in Bezug auf Bekehrung und Civilisation, von der unverwüstlichen physischen Dauerbarkeit der schwarzen Rasse, den patriarchalischen Sitten bei den heidnischen Stämmen des Innern und gab in schönen, klaren Zügen eine Charakteristik der beiden größesten Forscher in Afrika, des Deutschen Barth und des Engländers Livingstone, nach ihrer Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Aus den Tagen der großen Kaiserin. Historische Novellen von Levin Schücking. 2 Bde. — Die Politik der Kaiser Rudolf von Habsburg und Albrecht I. Von Karl Hagen. — Gedichte von Otto Banck. — Deutsche Städtewahrzeichen. Ihre Entstehung, Geschichte und Deutung. Von W. Schäfer. Erster Band. — Reisen im Nordwesten der Vereinigten Staaten. Von J. G. Kohl.

— △ Lob und Tadel über Gesehenes. 1855—1857. Von Woldemar Seyffahrt. 2 Bände. Gotha, Scheube. — Der Herr Verfasser führt den Leser, nachdem er Paris und seine Universal-Ausstellung beschrieben, in die Dresdener Gesellschaft, skizzirt sodann Kempten, Lindau, den reizenden Bregenzerwald und Baden-Baden; im zweiten Bande geht derselbe von Paris durch's ganze südliche Frankreich über Marseille nach Nizza, wo er den letzten Winter zubrachte und dessen üppige, in der Fülle südlicher Vegetation prangende Natur wir mit seinen nächsten Umgebungen Monaco, Mentone und Roccabruna hier kennen lernen. Des Verfassers Naturbeschreibungen sind für den Leser, welcher die Gegenden auch nicht kennt, anziehend und anschaulich gemacht, die seltenen Bemerkungen, welche in Italien auch in's politische Gebiet hinüber schweifen, gemäßigt; die Charakteristik der Menschen scheint uns weniger gelungen, namentlich nimmt oft irgend ein unbedeutendes Gespräch mit einem Reisegefährten, Hauswirth oder Nachbarn, die Begegnung eines Hirtenjungen u. s. w. eine ungehörige Breite an oder wird gar zu einer ganzen Geschichte ausgedehnt; ein Fehler, dem wir in ähnlichen Werken jetzt häufig begegnen. Das Gelungenste des Werkes scheint uns das Kapitel über Nizza und seine herrlichen Umgebungen zu sein, worin ein kurzer Abriß der Geschichte des benachbarten kleinen Fürstenthums Monaco verflochten ist.

— * Professor Rosenkranz in Königsberg ist dem Werke von Haym über Hegel entgegengetreten mit einer „Apologie Hegels gegen Dr. Haym."

— * Das zwölfte Heft des Jahrgangs 1857 von Petermanns geographischen Mittheilungen enthält einen kurzen Lebensabriß des am 27. October 1857 gestorbenen Buchhändlers Bernhard Perthes, des Besitzers der geographischen Anstalt in Gotha. Geboren zu Gotha den 3. Juli 1821, war er der älteste und nach dem Tode eines jüngeren Bruders auch bald wieder der einzige Sohn von Wilhelm Perthes, dem Sohne des ersten Begründers der dessen Namen tragenden Handlung „Justus Perthes" — von mütterlicher Seite ein Enkel von Friedrich Perthes und ein Großenkel von Matthias Claudius. Er durfte wohl stolz auf solche Ahnen sein, und er war ihrer würdig, wie aus der Schilderung seiner Wirksamkeit erhellt, die sich gleichzeitig auf die wissenschaftlichen und technischen Leistungen der von ihm zu einer großartigen Thätigkeit erhobenen geographischen Anstalt und auf die commerciellen Zweige des Geschäfts erstreckte.

— * Zu dem Jubelfeste der Universität Jena im August dieses Jahres werden die großartigsten Vorbereitungen getroffen, und man erwartet zahlreichen Besuch aus allen Gegenden Deutschlands. Herbergen in Menge werden für die alten Burschen, die herbeiströmen werden, eingerichtet; auch verdursten wird Niemand, wie ein Weimarer Correspondent versichert. Die kleine Universitätsstadt will im schönsten Schmuck prangen, um ihre Gäste zu begrüßen. Die Wartburgfahne, welche bei dieser festlichen Gelegenheit wieder auftauchen soll, wird von einem ehemaligen Jenenser in der Nationalzeitung geschildert. Sie wurde von den Frauen und Jungfrauen Jena's am 31. März 1816, ein Jahr nach der Stiftung der Burschenschaft, derselben geschenkt und bei dem Wartburgfest 1817 verwendet, dann der Verfolgung entzogen. Sie hat, schreibt jener Jenenser, gar nichts, was sie verdächtigen könnte, sondern sie stehe auf dem allerlegitimsten Grunde, denn sie verdankt ihre prächtigen Farben dem — Könige Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Es waren nämlich die eigentlichen Gründer der Burschenschaft im Winter 1814 auf 15, zu denen auch der Schreiber dieser Zeilen gehörte, eine ganz kleine Zahl aus dem Felde zurückgekehrter Freiwilliger, meistens Lützow'scher Jäger, größtentheils dem nördlichen Deutschland angehörend. Wie es ihnen gelang, die Masse der Studirenden mit sich fortzureißen, um in ihrem frischen, freien Jugendleben das Bild der Einheit Deutschlands darzustellen, so wußten sie auch ihre Farben, die ihnen liebgewordenen Farben der Lützow'schen Freischaar, die Trägerin der Idee der Einheit und Freiheit des Vaterlandes, die Farben Schwarz und Roth mit goldener Verzierung zum Symbol der neuen, allgemeinen Studentenverbindung zu erheben. Es ist aber eine Thatsache, daß die diese Farben darstellende Kleidung der „„wilden Jagd"" (schwarzer Waffenrock — damals Litewka genannt — mit rothem Vorstoße am Kragen, Aermelaufschlag und an den Achselklappen, und mit gelbem Metall — Messing oder vergoldet — der Knöpfe, des Schulterschutzes der Reiter wie des Beschlages der Kartuschen u. s. w.) von dem Könige Friedrich Wilhelm III. selber bestimmt sind.

— * Robert Prutz hat die außerordentliche Professur der Literaturgeschichte, die er in Halle seit 1849 unter vielen Anfeindungen bekleidete, niedergelegt und kehrt nach seiner Vaterstadt Stettin zurück, wo er noch im Februar einen Cyclus von Vorlesungen über Goethe's Leben und Werke eröffnet.

— * In Heidelberg starb am 16. Februar einer der ersten Gelehrten Deutschlands, der Professor Friedrich Creuzer, im Alter von 87 Jahren. Bis an seinen Tod stand er mit den größesten Männern der Wissenschaft in lebhaftem Verkehr, namentlich mit denen auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft, zu deren Autoritäten er gehörte. Creuzer war Doctor der Rechte, der Philosophie und der Theologie; mit seiner tiefen Gelehrsamkeit vereinigte er ein freundliches und gefälliges Wesen, das ihm nach allen Seiten hin Freunde erwarb.

— * Die Modelle zu den für Wien bestimmten Denkmälern des Prinzen Eugen von Savoyen und des Erzherzogs Karl sind fertig und überaus gut gelungen. Der Sieger von Aspern ist im militärischen Gewande auf einem hoch sich bäumenden Rosse dargestellt, in der Hand eine Fahne mit dem deutschen Reichsadler haltend. Das Standbild umgeben vier symbolische Gruppen: der Aufruf, die Vaterlandsliebe, die Menschenliebe und nach der Schlacht. Das sich bäumende Pferd ist nach der Natur aufgenommen. Die Reiter-Statue hat eine Höhe von 20, das Postament von 24 Fuß.

— * Die Errichtung eines Denkmals für Philipp Melanchthon in Wittenberg wird zu Stande kommen, da bereits 6200 Thaler beisammen sind. Professor Drake in Berlin hat die Ausführung des Standbildes übernommen.

— * Die kleine Bühne von Weimar entwickelt unter der Leitung von Dingelstedt eine große Thätigkeit und führt viele neue Schauspiele auf. Besonderes Glück machte „Das Regiment Madlo" von Alexander Rost; erwartet werden „Florian Geyer" von Genast, „König Manfreds Kinder" von Josef Rank, in der Oper „Dominga" von Dessauer in Wien und „Komala" von Sobolewski in Bremen.

— * In Dresden giebt man ein neues Schauspiel von Wilhelm Wolfsohn, dem Verfasser der Dramen „Czar und Bürger" und „Nur eine Seele." Das neue Stück, „Die Osternacht", hat die spanischen Judenverfolgungen am Ende des 15. Jahrhunderts, Torquemada's Henkersknechte mit ihren Folterwerkzeugen und Scheiterhaufen, ihnen gegenüber die helleuchtenden Gestalten im Conflicte des Juden- und Christenthums zum Hintergrunde. Man rühmt die edle Behandlung des Stoffes und die Gedankenfülle der schön gefügten Verse. Die Erinnerung an Lessings „Nathan" ist nur eine äußerliche, dem Schauspiel nicht nachtheilige.

— * In Neapel wurde am 2. Februar die Leiche des berühmten Sängers Lablache feierlich bestattet. Der Componist Mercadante, ein Freund des Verstorbenen, legte einen Kranz auf den Sarg und sank dann ohnmächtig nieder.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

№ 9. Bremen, 28. Februar. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Graf Gustav von Schlabrendorff.

Von A. Wilde.

Die preußischen Jahrbücher geben unter den interessanten Mittheilungen, die das erste Heft enthält, auch einige neue Züge zu dem übrigens aus Varnhagen's Denkwürdigkeiten wohl bekannten Bilde des deutschen Eremiten in Paris. Selbst wenn das Gegebene nicht neu wäre, — es wäre dennoch wohl gethan die Aufmerksamkeit der Lebenden wieder einmal auf den Sonderling zu lenken. Jetzt zumal, wo endlich die Bestrebungen unserer Nation andere Wege einzuschlagen scheinen, wo ein Bruch oder Abschluß eingetreten zu sein scheint mit dem ideologischen Träumen, das unsere Väter einst so lieb hatten, ein Bruch, über den mancher Gelehrte nach altem Schlage tadelnd und traurend den Kopf schüttelt, — jetzt mag es gerade frommen sich an einer gewiß hervorragenden Persönlichkeit zu spiegeln, die bis zum Unmuth und zur Wehmuth jene Seiten des deutschen Volkscharakters repräsentirt. Der Graf hat mit großem Ernste und wie sonst in der besten Absicht dafür gesorgt, daß wenigstens nach seinem Tode das Vaterland und die Menschheit einen dauernden Vortheil von seinem Leben hätte; er hat den größten Theil seines großen Vermögens für die Errichtung eines philanthropischen Lehrinstituts ausgesetzt. Ist es nicht eine gerechte Strafe des Geschickes, daß dieser Plan unausgeführt geblieben? Es darf der Mensch nicht hoffen, daß eine Saat aufgehe nach seinem Tode, wenn er im Leben träge die Hände in den Schooß gelegt hat. Wie Schlabrendorff, während er noch in voller Kraft stand, selbst und allein es gehindert hat, daß seine großen Fähigkeiten dem Ganzen zu Gute kamen, so hat das Schicksal, gerechte Rache nehmend, sich dem in den Weg gestellt, was in seinem Testamente festgesetzt war; — weil bei dem Manne, der die That scheuete, der Wille allein selbst da nicht zur That werden sollte, wo dies Andern oblag.

Bemerkenswerth ist auch an dem seltsamen Manne, daß er in der Fremde ein Talent ausbildete, das wenig deutsch ist und doch mit seinen übrigen Eigenschaften so innig verwachsen scheint, — das der Conversation. Wer wüßte nicht aus Madame Staël's „Deutschland", daß wir Deutsche alle möglichen Vorzüge besitzen, nur nicht den zu unterhalten, gut zu unterhalten. Einerlei, woher dies kommt; mag die geistreiche Französin Recht haben oder nicht, — wir haben diese Tugend nicht. Daß sie Graf Schlabrendorff hatte, ist nicht eine Frucht des langen Aufenthaltes in Frankreich, auch nicht eine Aeußerung und Kundgebung seiner seltenen geistigen Befähigung allein; kennen wir doch manchen guten Landsmann, der wohl an ihn heranreicht und auch nicht allein hinter dem heimischen Ofen groß-geworden ist, aber doch steif und ungelenk in der Conversation ist, der, wenn er auch gut spricht, doch darum noch nicht gut unterhält. Vielmehr ist der Pariser Eremit deßhalb Meister in der feinsten Kunst des Lebens, der deutsche Träumer deßhalb so groß in der Uebung der ächt französischen Tugend, weil er es mit der Handlung, der That eben nicht weiter bringt als bis zum Wort; oder deutlicher, der Franzose versteht zu conversiren, weil er auch in das Gespräch Handlung hinein bringt, Schlabrendorff, weil das Gespräch das Einzige ist, wo sein Gedanke zur That, zur Handlung wird.

Doch — wir wollen die Wunderbarlichkeiten unseres Landsmanns nicht glossiren, wie viele erbauliche Anmerkungen sich auch dabei machen ließen. Wir haben vor, unsererseits ein paar Züge von ihm mitzutheilen, die wir aus einem Packet Pariser Briefe entnehmen. Ihnen mag eine kurze Erinnerung an den Lebenslauf des Grafen vorhergehen.

Man weiß aus Varnhagen's meisterhaftem Aufsatze, daß Schlabrendorff ein geborener Preuße war, daß er, noch ein Jüngling, sich auf Reisen begab und zunächst in England längere Zeit verweilte, daß er hier mit dem Freiherrn vom Stein verkehrte und mit F. H. Jacobi Freundschaft schloß. Von England begab er sich eben vor Ausbruch der Revolution nach Paris, wo er über 30 Jahre ohne Amt, ohne öffentlichen Auftrag, selbst ohne eigenen Willen, meist in demselben Hause, im Hotel des deux Siciles, blieb. Er hatte früh seinen Vater verloren und konnte, im Besitze eines sehr bedeutenden Vermögens, das besonders in der Herrschaft Kolpig bei Glogau bestand, unangefochten seinen Neigungen und Bedürfnissen leben. Während der Schreckenszeit wurde er verhaftet und nur deßhalb nicht auf die Guillotine geschleppt, weil er am Tage der Hinrichtung ohne Stiefel war und nachher vergessen wurde. In der Folgezeit hat ihn nichts dahin bringen können, an dem öffentlichen Leben Theil zu nehmen; mit allen bedeutenden Leuten bekannt, von den bedeutendsten geschätzt und als Rathgeber aufgesucht, zumal eine Zuflucht für alle Deutsche, hat er seine Wohnung selten verlassen, nur literarischen Beschäftigungen und der Unterhaltung mit seinen Bekannten sowie ihren Angelegenheiten seine ganze Zeit und seine reichen geistigen und materiellen Mittel gewidmet. Er war in der lebensfrohen Stadt Einsiedler, und dies nicht sowohl aus bestimmten Motiven, sondern aus Lässigkeit und Gewohnheit. Mit den trefflichsten Anlagen ausgestattet, mit enormem Wissen und feinem Urtheil und Geschmack, mit einem Herzen voll Hingebung und Menschenliebe und — was die Hauptsache, das Auge immer auf das Höchste gerichtet für das Ganze sowohl als für den Einzelnen — was hätte er der Menschheit, seinem Vaterlande werden können, wenn nicht sein Leben an Grillen, an der Gewohnheit der Selbstbeschauung, an der Verachtung aller regelrechten Beschäftigung verloren gegangen wäre? Es ist keine Mythe, daß er so hoch über Anderen stand; alle, die ihn gekannt haben, Georg Forster, Wilhelm Humboldt, Varnhagen, berichten von seiner geistigen Ueberlegenheit, von dem Adel seiner Gesinnung; er erinnert an die alten griechischen Philosophen, aber er ist ein deutscher Philosoph, ein deutscher Edelmann, ein deutscher Gelehrter, der zum Theil deßhalb verkümmerte, weil ihm das öffentliche Staatsleben der Alten fehlte. Er selbst hat ein volles Bewußtsein davon gehabt, daß er gegen die Welt etwas gut zu machen habe; c'est par son testament que le défunt voulut réparer grandement ce que sa

vie bizarre, sous beaucoup de rapports très respectable, a présenté néanmoins de peu conforme à sa naissance, à ses hautes relations, à sa fortune, à ses moyens intellectuels et à ses principes, sagt eine unserer Quellen. Er wollte durch sein Testament ein Institut gründen, das von seiner Liebe zur Menschheit Zeugniß abgebe, eine Lehrerbildungsanstalt in großartigstem Stile; die Herrschaft Koltzig sollte den Fond dazu geben. Man wird schwerlich ausfindig machen, wie das Testament hat verschwinden können. Schlabrendorff selbst starb im Jahre 1824 in Battignolles bei Paris in einer maison de santé, wo er sich die Gesundheit wieder zu holen gedachte und den Tod fand. Daß der König von Preußen ihm das eiserne Kreuz gab für die Hülfe, die er den Deutschen in Paris brachte, ist auch eine von seinen Seltsamkeiten, aber doch nicht eine active, nur eine passive; er hatte sich den Orden in der That unter den Franzosen verdient, nicht gegen sie. Wir jedoch, die wir ihn nicht persönlich gekannt, müssen dabei stehen bleiben, daß sein Leben nur beachtenswerth ist, um an ihm die Schattenseiten des deutschen Charakters anzuschauen.

Das Bremer Sonntagsblatt hat gewissermaßen Recht und Pflicht, unsere Mittheilungen zu bringen, weil ein Bremer dem Grafen für die ernsteste Angelegenheit seines Lebens, für sein Testament, der einzige Vertraute gewesen ist, ein Dr. Keidel, von dem wir sonst nichts wissen*). Unsere Papiere sagen darüber Folgendes: Le testament fut soumis à l'examen de Mr. le Docteur Keidel de Brême, agent du commerce des villes anséatiques et plus tard résident de Danzig à Paris, aujourd'hui à Vienne, pensionnaire du gouvernement Prussien. Le comte avait particulièrement en vue le bienêtre des écoles de village. Dans sa seigneurerie de Kolzig près de Glogau en Silesie aurait été l'école normale ou seminaire des maitres d'école. Sa vaste bibliothèque à Kolzig de 12,000 volumes environ et celle qu'il avait formée pendant les 30 années qu'il residait à Paris, et qui devait y être transportée, devaient servir à ce but. La collection, peutêtre une des plus complettes qui existe, des écrits et des mémoires concernant la révolution francaise, était destinée à une université Prussienne. Il avait aussi l'intention de faire quelque chose pour l'église et l'école des Lutheriens à Paris. (Das Testament wurde dem Herrn Dr. Keidel aus Bremen, welcher Handelsagent der Hansestädte und später Resident für Danzig in Paris, dann in Wien war und eine preußische Pension bezog, zur Prüfung übergeben. Der Graf hatte besonders das Beste der Dorfschulen im Auge. In der Herrschaft Koltzig bei Glogau in Schlesien sollte die Normalschule oder das Seminar für die Lehrer sein. Seine große dortige Bibliothek, etwa 12,000 Bände stark, und die, welche er während seines dreißigjährigen Aufenthaltes in Paris angesammelt hatte und nach Koltzig schaffen lassen wollte, sollten demselben Zwecke dienen. Seine Sammlung von Schriften und Denkwürdigkeiten zur Geschichte der französischen Revolution, vielleicht eine der vollständigsten, die es giebt, war für eine preußische Universität bestimmt. Er hatte auch die Absicht, für die lutherische Kirche und Schule in Paris etwas zu thun.)

Wir lassen einige Bruchstücke aus den uns vorliegenden Papieren folgen, wobei wir darauf sehen werden, daß wir nicht solche wiederholen, die schon bei Varnhagen oder in den Preußischen Jahrbüchern eine Stelle gefunden haben.

„Graf Schlabrendorff besaß Würde und liebte Anstand. Indeß war sein Gewand oft so durchsessen, daß es die lächerlichsten Blößen gab. In seinen früheren Jahren hielt er so viel auf Reinlichkeit, daß ihm ein Stäubchen störend war. Nunmehr stak er in fingerdickem Schmutz ohne den Mißstand wahrzunehmen. Sein Zimmer, durch Bücherschränke und Pulte verengt, gewährte einen äußerst unbequemen Aufenthalt, dessen Luft sich selten erneuerte; und um ihm das volle Ansehen eines Gefängnisses zu geben, spazierten Mäuse in diesem Raume herum.“

„Dennoch fühlte man sich wohl darin, weil man in seiner Gesellschaft war, ja nicht selten wurden glänzende Feste dort gegeben. Dem Dr. Kerner, der vor einigen Jahren in Hamburg gestorben ist, war der Graf ausnehmend zugethan. Lebendiger Geist, Offenheit des Charakters, Edelsinn, viel Originalität und wahrer Heldenmuth empfahlen ihn dem älteren Freunde, den seine jugendliche Thorheit ganz besonders ergötzte. Er konnte bei dem Grafen stets auf unerschöpfliche Nachsicht rechnen. Dem französischen Gesandten beim deutschen Bundestage auf seinen vielfältigen Missionen beigegeben, reiste Kerner mit Depeschen gewaltig hin und her. Bei Gelegenheit einer solchen Reise kommt er zu Schlabrendorff. „Morgen gebe ich meinen Abschiedsschmaus, denn wer weiß, ob mich die Piemontesen nicht todtschießen. Ich habe Sieveking nebst zwanzig andern guten Freunden zu Ihnen eingeladen. Sorgen Sie, daß wir ein aufgeputztes Zimmer finden.“ Am andern Morgen sendet Beauvilliers, der Restaurant, seine Garçons mit Tisch und Geräth, die Gesellschaft stellt sich ein, es wird aufgetragen, und der Graf bewirthet seine von ihm unberufenen Gäste auf das Beste und Artigste. Nach dem Essen empfiehlt der Reisende seine Person den Anwesenden, die Carte payante dem Hausherrn.“

„Dagegen sticht es fast traurig ab, wie kümmerlich der Graf für sich selbst sorgte, er, dem es bei seinem Vermögen so leicht war sich eine seiner Gesundheit angemessene Nahrung zu verschaffen. Er aß im Fluge, einige schlechte Bissen des Garkochs, und trank schlechten Wein.“

„Seitdem er den aus England mitgebrachten Kammerdiener schon im ersten Jahre seines Pariser Aufenthaltes abgedankt, ist keiner mehr angenommen worden; der Pförtner des Hotels des deux Siciles sorgte für die überaus geringen Bequemlichkeiten. Er schlief bei offenen Thüren. Daß ihm eines Morgens unter seinen Augen alle seine Kleidungsstücke gestohlen wurden, änderte nichts an dieser Gewohnheit.“

„Durch den schlichten Anzug schimmerte der Mann von Stande. Nie legte es der Graf darauf an sich als solchen geltend zu machen. Seine Haltung, seine Manieren gaben ihn als solchen zu erkennen. Wegen des schlichten Anzuges und des sonst ehrwürdigen Aeußern wurde er eines Tages in der Rue Vivienne vermuthlich für ein Opfer der Zeitumstände gehalten. Den Wagen auszuweichen hatte er sich an die Mauer zurückgezogen. Da fiel ihm ein kleines Almosen in den Hut, den er eben unter dem Arme hielt.“

„Schon vor seiner Gefangenschaft, selbst in England, scheint er von Zeit zu Zeit das Zimmer gehütet zu haben; nachher jedoch begegnete ihm dies öfter. Dann wurde der Bart nicht eher abgeschoren, als bis ihn die Lust anwandelte wieder auszugehen. Waren die Kleidungsstücke zu abgenutzt um sie mit Anstand einem Armen darzubieten, so warf man sie bei Nacht in einen Bündel geballt zum Fenster hinaus auf die Straße.“

„Wo er erschien, in jedem Kreise, nahm er für sich ein, versammelte man sich um ihn, fand er Hörer. Sein fließender Vortrag, die Mannichfaltigkeit seiner Kenntnisse, seine Empfänglichkeit für die Vorstellungen Anderer, seine Nachsicht und Bescheidenheit machten ihn überaus anziehend und liebenswürdig. Ohne den Frauen recht eigentlich die Cour zu machen bezauberte er sie noch in seinem hohen Alter durch seine beständig angemessene und nie zu erschöpfende Unterhaltung.“

„Seine Thür stand Jedermann offen, sogar den Ueberlästigen begegnete nicht leicht ein unfreundlicher Empfang. Gewöhnlich wurde

*) Eine Notiz von kundiger Hand mag hier ergänzend eintreten. Dr. jur. Keidel, einer hannoverschen Familie angehörend, trat in preußischen Staatsdienst und erwarb sich Verdienste um die Monarchie zur Zeit ihrer Zertrümmerung durch Napoleon. Besonders in Betreff Danzigs war er eifrig und mit Erfolg bemüht, bezog später eine preußische Pension und hatte angeblich noch weiter gehende Ansprüche, deren Befriedigung indeß auf Hindernisse gestoßen zu sein scheint. Keidel starb zu Wien in den Vierzigerjahren.

die Unterhaltung weit über das Verlangen des Besuchs hinausgeführt. Mit eben der Gefälligkeit womit er sein Pult verließ um Visiten anzunehmen schob er seine Lieblingsstudien bei Seite um sich weitläuftigen literarischen Untersuchungen, juristischen Arbeiten u. d. m. für Andere zu unterziehen. Von seiner Bereitwilligkeit zu dienen bis ins Mühseligste giebt es eine Menge Beispiele. Einem Literator hat er die gründlichste Kenntniß des Englischen beigebracht, zu welchem Zwecke, da der Lehrling der Arbeit nur die Morgenstunden widmen konnte, der Graf viel früher aufstehen mußte als ihm sonst beliebte. Fünfzehn Monat hat er nach seinem eigenen Geständnisse alle Abend von 11 Uhr bis weit über Mitternacht einem hanseatischen Kaufmann Literatur, Philosophie und Politik vorgetragen.“

„Welche Zuflucht er für Hülfsbedürftige war, für Nothleidende und Arme, ist zu weltbekannt um hier ausführlich erwähnt zu werden. Er begnügte sich nicht mit Almosen und gutem Rathe, er reichte mehr, viele von ihnen wurden Gegenstände seiner ganz besondern Fürsorge. Oft mißbrauchte man ihn. Die deutschen Gesandtschaften in Paris beschickten ihn mit Handwerksburschen, das Hotel beider Sicilien wurde wirklich zu ihrer Herberge.“

„Graf Schlabrendorff hatte Freunde, ihm aufrichtig ergeben, unter Männern und Frauen. Hartnäckig entzog er sich ihrer Pflege, tiefliegender Stolz schien den entferntesten Anschein von Verbindlichkeit zu scheuen. Daher auch der Rath von Personen, die er am meisten achtete, am wenigsten über ihn vermochte. Je mehr man den ehrwürdigen und edelgesinnten Greis schätzte, desto schmerzlicher war es ihn zerlumpt, verfallen, einsam und in trüben Gedanken anzutreffen. Sich auszusprechen war sein höchster Genuß; dieser ist ihm in übervollem Maße zu Theil geworden. Wie er eines sehr bedenklichen nächtlichen Zufalles erwähnte und man ihn dringendst bat Wärter oder Wärterin anzunehmen, erwiederte er: „so viel Kräfte werden mir immer bleiben, daß ich bis an die Schelle kriechen kann den Portier zu rufen.“

„Unterdeß wurde seine Krankheit mit jedem Tage gefährlicher. Endlich wurde ein Arzt angenommen, aus dessen Namen Schlabrendorff ein Geheimniß machte; es war Dr. Spurzheim.“

Man weiß, daß er bald darauf in einer maison de santé starb. Jener Dr. Spurzheim berichtet, daß er noch in den letzten Momenten das Verlangen kund gegeben habe zu unterhalten und unterhalten zu sein, obwohl er kaum noch einige Phrasen herauszubringen im Stande gewesen sei.

Seltsamer Mann! Es gehörte der fremde Boden dazu um ihn in seinen seltsamen Eigenthümlichkeiten versteinern zu lassen. Es gehört derselbe auch als Hintergrund zu seinem ganzen Bilde; denn der Hauptfehler, den er beging, ist doch nur eine deutsche Tugend ohne Maß, sich selbst völlig zu vergessen und nur an Andere zu denken.

---

* Georg Friedrich Händel.

Von F. Pletzer.

II. 1710—1720.

In England fand Händel eine Aufnahme, die für ihn ebenso ermunternd als für das Volk ehrenvoll war. Es erkannte in vollem Maße die Bedeutung, die er in einem Alter von 23 Jahren bereits hatte, es ehrte die Festigkeit und das bestimmte Wesen des Mannes, der unwandelbar seinen Weg gegangen war mit einer Reinheit und Charakterstärke, die bewundernswerth sind, der an den Verlockungen, die ihm in seiner Jugend nahe traten, an der Liederlichkeit Hamburgs, an der Frivolität, den Bekehrungsversuchen und den Theatersirenen in Italien unbeirrt vorübergeschritten war und seinen deutschen Stolz nicht vor dem Fremden gebeugt, von ihm sich nur so viel angeeignet hatte, als sich Brauchbares und Gutes vorfand. Gebildet in der Schule des Lebens und der Kunst, betrat er nun England, dem er hinfort mit geringen Unterbrechungen angehörte und alle seine Kräfte weihte, das ihm dafür seine Liebe schenkte und über das Grab hinaus erhalten hat, eine Liebe, die zur Religion geworden, wie irgendwo schön gesagt ist. Hier schuf Händel bis zu seinem Tode die ganze Reihe bewunderungswürdiger Werke, — der Shakspere auf dem Gebiete der Musik, — in deren Anerkennung Deutschland zu seiner Beschämung hinter England zurückgeblieben ist, obwohl die größesten Meister nach ihm mit dem Finger gezeigt haben. Haydn sagte: „Er ist der Vater von uns allen“, Mozart pries ihn als den, der von allen am Besten wisse, die größesten Wirkungen hervorzubringen, und das mit den kleinsten Mitteln; Beethoven nannte ihn den Monarchen im Reiche der Tonkunst, den größesten, der jemals gelebt, und that auf dem Todbette, mit brechendem Auge nach seinen Werken deutend, den köstlichen Ausspruch: „Da ist das Wahre.“ — Es sind die Aussprüche einer edlen selbstlosen Bewunderung, wie sie Goethe über Shakspere that, — sagt ein trefflicher Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ über das Chrysander'sche Buch. Sie sollten uns billig zur Weisung dienen und wenigstens den ersten Trieb in uns wecken, im ganzen Umfang doch das zu besitzen, was jenen Meistern so große Bewunderung entlockte. In jedem anderen Volk, zu welchen Anstrengungen würden nicht Stolz und Eifersucht führen, um an einem solchen Manne die lange Versäumniß der Achtlosigkeit gutzumachen und die verzögerten Ehren schleunig nachzuholen!

In England betrat Händel kein unkünstlerisches Feld, man hatte dort eine selbständige, zum Theil große musikalische Vergangenheit. Die Entwickelung war ähnlich der Deutschlands, aber sie war tiefer in das Volk gedrungen. Man holte zuerst allerlei aus Italien, blieb aber weit hinter den Vorbildern zurück; dann wurde die große französische Oper Lully's von Karl II. begünstigt, bis Henry Purcell (1658—95) als Reformator auftrat, einen eigenen Geschmack ausbildete, das Beste, was vorhanden war, benutzte und ihm eine dem englischen Geist entsprechende Färbung gab. Die Geschmacksverirrung der Zeit bedurfte eines Zuchtmeisters, der aber freilich Purcell, der englische Mozart, so wenig war, als der deutsche Mozart es gewesen ist; so ernst beide die Kunst nahmen, so leicht nahmen sie das Leben und lebten nicht lange. Purcell schuf eine Oper, die eigentlich nur ein Drama mit musikalischen Scenen war, eine Halboper; solcher Werke hat er 39 componirt, die viele Fehler und Mängel, aber einen gesunden tief dramatischen Charakter haben und durch den hohen Geist der Chöre auf Händel hinleiten, dem es vorbehalten war, diese Gattung zu vervollkommnen. So lange Purcell lebte, versorgte sich England mit eigenen Mitteln, auch an Spielern und Sängern. Aber sowie diese dürftiger und die Ansprüche größer wurden, kamen nach und nach Hülfstruppen von allen Nationen, zuerst einzeln wie Schwalben vor dem Sommer, dann in Haufen. Italiener kamen immer zahlreicher und mit jedem Jahre bedeutendere, sie stellten durch ihre Kunstfertigkeit bald die Nebenbuhler in den Schatten und beherrschten das musikalische Gebiet.

In solche Verhältnisse trat Händel ein, von seinen Gönnern, die ihn in Italien kennen gelernt hatten, mit Ungeduld erwartet, als Clavier- und Orgelspieler, als Componist bei Hofe und in tonangebenden künstlerischen Kreisen sogleich in seiner Bedeutung gewürdigt und als der erste anerkannt. Die Oper empfing ihn mit offenen Armen, ein Text wurde alsbald aus der Liebesgeschichte Rinalds und Armidens im „befreiten Jerusalem“ entnommen, und im Jahre 1711 entstand die Oper „Rinald.“ In vierzehn Tagen war das Werk, für welches manches Musikstück aus früheren benutzt wurde, fertig und machte einen außerordentlichen Eindruck; der Sieg über alles bis dahin Geltende war mit einem Schlage errungen. Zwar an Neidern und Gegnern fehlte es nicht, aber „Rinald“ gewann alle, die unbefangen waren und natürlichen Tonsinn hatten.

Als die Saison zu Ende ging, dachte Händel an den Aufbruch, um die ihm angebotene Kapellmeisterstelle in Hannover, wo man ihn damals gern gleich behalten hätte, anzutreten; doch versprach er den in England gewonnenen Freunden auf ihr Drängen, möglichst bald um einen Urlaub zu bitten und London abermals zu besuchen. Im Juni reiste er ab, sprach bei den Seinigen in Halle vor, wo er das Kind seiner Lieblingsschwester aus der Taufe hob, und begab sich dann nach Hannover. Hier wurde er vom Kurfürsten, der ihm in Italien so freundlich entgegen kam, und von seinem berühmten Kapellmeister Steffani auf das Beste aufgenommen. Bei diesem merkwürdigen Manne wollen wir einen Augenblick verweilen.

Agostino Steffani war 1655 zu Castelfranco im Venetianischen geboren; seine herrliche Stimme brachte ihn unter die Singknaben der Kirchenchöre. In der St. Markuskirche hörte ihn ein deutscher Kunstfreund und war so entzückt, daß er ihn mit nach München nahm, vom Kapellmeister Bernabei unterrichten, zugleich aber für den geistlichen Stand erziehen ließ. So wurde er Abate und Organist zugleich, ein vollendeter Sänger und frühreifer Componist, der schon im neunzehnten Jahre ausgezeichnete Psalmenchöre anfertigte. Bald legte er sich auf die Oper und schrieb einen „Servius Tullius" für die Vermählungsfeier des Kurfürsten Maximilian Emanuel mit der Erzherzogin Marie Antonie. Herzog Ernst August von Hannover, der bei großen Schmausereien mit musikalischen Genüssen nicht fehlen durfte, war zugegen, lernte Steffani kennen und nahm ihn als Kapellmeister mit nach Hannover. Schon vor seiner Ankunft waren hier versuchsweise musikalische Dramen aufgeführt. Die Musik brachte der Herzog von Venedig mit. Weil aber die Sache keinen rechten Fortgang hatte, wurde jene reizende Musikstadt nur um so häufiger aufgesucht. Hauptsächlich um den Herzog von diesen kostspieligen und umständlichen Kunstgenuß-Reisen abzulenken, entschloß man sich, ihm in seiner eignen Residenz das denkbar prunkreichste Theater herzustellen. Man baute ein eignes Opernhaus an das Schloß hinan; der Bau gelang und wurde bewundert. Barthold Feind, der alle ersten Theater Europa's gesehen hat, behauptet: „von deutschen Opernhäusern ist das Leipziger wohl das pauvreste, das Hamburgische das weitläuftigste, das Braunschweigische das vollkommenste, und das Hannoversche das schöneste." Der Ton des Publikums war ein guter und wurde der trefflichen Kurfürstin Sophie verdankt, welche das Hofleben mit feinem Takte leitete. Man gab in der Carnevalszeit und zu Herrenhausen im Sommer Opernvorstellungen, für die Steffani als Componist, der Abate Mauro als Textdichter thätig war. Mit ihnen beginnt und endet auch schon die kurze Geschichte der hannoverschen Oper, die aufhörte, als Ernst August 1698 starb, übrigens nie mit dem rechten musikalischen Ernste betrieben, hinterher mit Spott behandelt wurde. War sie doch nur für den Fürsten geschaffen, nach seiner Geschmacksrichtung und nach venetianischem Muster zugeschnitten. Steffani hatte sie mit „Heinrich dem Löwen" 1689 eröffnet und ließ diesem neun andere Opern folgen. Sie sind zumeist auch Specktakelstücke, voll von allen möglichen Schaustellungen, Zauberkünsten und Maschinerieen, alle nach damaliger Praxis mit einem vergnügten Ende versehen. Dem Componisten waren sie eigentlich nur die Veranlassung zu einer Reihe von Gesangnummern, die jedoch einen lebendigen musikalischen Eifer zeigen; prachtvollen Einzelstücken, die sich aber nicht zu einem dramatischen Ganzen vereinigen. Am Glänzendsten zeigte sich sein Talent in Gesangduetten, die für alle Zeiten werthvoll und schön bleiben, und die meistens selbständig componirt, nicht Opernbestandtheile sind. Sie haben Mannichfaltigkeit und volles, frisches Leben, breite Formen, höchst kunstvolle, wechselreiche Modulation, große, mitunter erhabene Gedanken. So begrenzt das Gebiet ist, verfällt er doch nie in Manier und Spielerei, seine Gebilde sind gesund und natürlich, einige unter ihnen bezaubernde Liebesgesänge. Steffani nimmt mit diesen Duetten die Stellung ein, welche Haydn beim Quartett einnimmt. Beide zeigen die Kunstgattung in voller Weite, und denken wir bei Haydns Quartetten nicht an Solospiel oder große Symphonie, so vergessen wir bei Steffani's Duetten, daß es auch noch ein- oder drei-, vier- und mehrstimmige Gesänge giebt.

Aus seiner Musik wurde Steffani mit einem Mal in die Politik geschleudert. Er mußte für des Herzogs Erhebung zum Kurfürsten thätig sein und war es als feiner, gewandter katholischer Priester an den katholischen Höfen mit Glück. Er galt nun für einen Staatsmann, blieb aber nach seiner Rückkehr zugleich Kapellmeister und trat seinen Stab erst an Händel ab. Sein größestes und vielleicht letztes Tonstück ist ein stabat mater, das bis jetzt nur handschriftlich existirt, ein schönes und würdiges Werk, an dessen Herausgabe gedacht wird. — Im hohen Alter wurde Steffani durch die Sehnsucht nach seinen Verwandten zu einer Reise nach Italien getrieben, wo er als Greis von 74 Jahren noch durch seinen Gesang Entzücken erregte. Er starb 1730 in Frankfurt.

Als Händel mit Steffani in Berührung kam, stand er im bildsamsten Alter und lernte Manches von ihm, namentlich auch in Betreff der Behandlung der Musiker. Auf Steffani's Empfehlung wurde er engagirt und hatte ein Gehalt von etwa 1000 Thalern, dabei die schönste Muße zum Componiren, da die Oper still stand, sein Dirigiren sich auf Kammermusik beschränkte. Dem lebhaften Händel war das aber viel zu wenig und zu einförmig, so daß er sich bald nach London sehnte, wo die Freunde ihn zu haben wünschten. Der Kurfürst gab ihm einen unbestimmten Urlaub; es hieß, er habe sich nach Verlauf einer geziemenden Zeit wieder einzustellen. — In die hannoversche Zeit fällt neben einer Anzahl von Duetten wohl auch ein Häuflein deutscher Lieder. Sie sind leider nach meist geschmacklosen Texten gemacht, aber trotzdem von siegreicher Schönheit, sangbare Schilderungen eines frommen, friedlichen Naturlebens. Die Melodie des zweiten „Das Zittern der glänzenden spielenden Wellen versilbert das Ufer, beweget den Strand" ist eine wahre Perle, ein melodischer Springquell voll Schalkheit und sprudelnder Lust.

In London hatte er alsbald im November 1712 in wenigen Tagen die Oper „Il pastor fido" fertig. Werk und Aufführung waren aber übereilt und machten kein großes Glück; die schönsten Gesänge brauchte Händel für eine spätere Bearbeitung. Noch vor Weihnachten folgte „Theseus", ein viel bedeutenderes und mehr abgeschlossenes Werk. Jetzt aber verließ der Componist diese Bahn und warf sich auf geistliche Musik, um zur Feier des Friedens von Utrecht und des Geburtstages der Königin Anna bei der Hand zu sein. So entstand die schöne Ode zur Feier der Monarchin, welcher das Utrechter Tedeum folgte, eines seiner größesten Meisterwerke, daneben das Jubilate nach dem hundertsten Psalm, eine nicht minder großartige Schöpfung.

Wir setzen einige von den Bemerkungen hierher, welche Chrysander über beide Tondichtungen macht. Man kann das Tedeum trotz der vierzehn Einschnitte als einen einzigen Satz, als ein durchcomponirtes Lied von vierzehn Strophen ansehen. Der geringe Umfang dieser Ein- oder Abschnitte und der einheitliche Ton, der das Ganze durchdringt, wird beim Anhören nur das Gefühl von zweckmäßiger schöner Gliederung, nicht das von hervortretenden breitentfalteten einzelnen Sätzen aufkommen lassen. Der Gesammtausdruck ist es, welcher sich auf bewundernswerthe Weise überall geltend macht, auch da wo die Musik an sich nicht gerade ausgezeichnet zu nennen ist; ihn zu erreichen, sehen wir alle musikalischen Künste hier freudig vereint. Gewiß muß diese meisterhaft leichte und gewandte Handhabung der schwierigsten contrapunktischen Kunstmittel Erstaunen erregen; aber noch viel unerklärlicher ist es, wie Händel schon bei einem Alter von 28 Jahren in religiösen Dingen die reife Erfahrung gewinnen konnte, die sich hier kund giebt. Man sieht, er führte, auch wenn er sanften italiänischen Liebesweisen nachging, ein ernstes Innenleben, das dann von Zeit zu Zeit, angeregt durch frohe Erlebnisse seiner Mitmenschen, gewaltig hervorbrach. Die Genesis dieser Composition läßt sich noch ziemlich weit verfolgen. Mit dem

Tedeum, mit einem Kirchenwerke trat Händel den englischen Meistern, wenn auch nur den verstorbenen, näher als mit italiänischen Opern. Purcell hatte vor zwanzig Jahren zur Feier des Cäcilientags auch ein Tedeum nebst Jubilate gesetzt, das alljährlich wenigstens einmal aufgeführt und einstimmig für die größte Composition dieses Textes, auch wohl für unübertrefflich gehalten wurde. Nun legte Händel das Werk vor sich hin und arbeitete danach sein eignes aus. Daß er dies that, ist weder durch Entlehnung ganzer Gedanken oder Sätze, noch durch bestimmte Nachrichten bezeugt, aber es ist nichtsdestoweniger gewiß. Die Verwandtschaft ist so groß, als sie ohne Gleichheit nur sein kann. — Aber hier suche man doch nach dem schwächsten Schatten eines Plagiats! Purcell's Jubilate hält den Vergleich am wenigsten aus, ihm fehlt die tiefe weihevolle Poesie des Händel'schen; gute Musik bleibt es immer, aber nach Händel's übermächtiger That wird man kaum noch davon erfaßt. Das Tedeum selbst scheint mir bedeutend höher zu stehen. Im Grundgefühl stimmen beide Meister wesentlich überein, doch auch in den Sätzen, die uns solches recht deutlich beweisen, hebt Händel sich durch einen längeren stärkeren Athem hervor; und wenn es gilt Wirkung zu machen, so kennt er die wahren Wege und Schliche der Kunst immer am besten. Sein Werk hat fast die doppelte Länge des Purcell'schen. Aber Purcell's Composition wird groß und berühmt bleiben, obwohl die seines Nachfolgers größer und idealer ist. Hätte Händel sich mit seiner That jemals gebrüstet, so würde es bekannt genug geworden sein, daß er Purcell übertreffen wollen und übertroffen. Aber nichts lag ihm ferner als Ueberhebung über große Vorgänger.

Der Jubel und die Ehrenbezeugungen in London ließen ihn die Rückkehr nach Hannover aufschieben und vergessen. Da starb Anna, Georg von Hannover folgte, und Händel mußte sich nun vor seinem Herrn verkriechen, lebte im Palaste seines Gönners, des Grafen von Burlington, pflegte sich und schrieb eine kleine Oper „Silla." Im folgenden Jahre componirte er den „Amadis", der unter seinen Opern mit in erster Reihe steht. Nun erfolgte endlich auch die Aussöhnung mit dem bisher grollenden Könige Georg. Händel componirte für eine Themsefahrt des Hofes seine Wassermusik, wurde dafür vom Monarchen huldvoll gelobt und mit erhöhtem Gehalte wieder angestellt, begleitete ihn dann auch auf der 1716 unternommenen Reise nach Deutschland.

Dieser Aufenthalt im Vaterlande brachte Händel wieder mit deutscher Musik in Berührung und gab seinem letzten deutschen Werke, der Passion, die Entstehung. In der evangelischen Kirche war das Oratorium wesentlich Passion, ursprünglich ein Absingen des einfachen Bibeltextes. Dann kamen das Recitativ und die erbaulichen, in die Worte des Evangelisten eingeflochtenen Betrachtungen hinzu. Das einflußreichste Werk dieser Art ist die Passion von Barthold Heinrich Brockes in Hamburg, der freie Reime an die Stelle des Bibelwortes setzte, Strophen von Kirchenliedern einflocht und sich Berühmtheit als Passionsdichter erwarb. Seine Dichtung ward zuerst in Musik gesetzt von Keiser, und Brockes berichtet selbstgefällig über den Erfolg; die Composition ist übrigens seicht und ohne kirchliche Würde. Dann versuchte sich Telemann an der Passion, fast gleichzeitig mit ihm Händel. Er stellte seine Vorgänger in den Schatten, verlieh der Composition Ernst und Weihe, frommen Ton und Aufschwung. Er vereinte deutsche Frömmigkeit mit feinem italiänischen Takt und englischer Charakteristik und leitet als kräftiges Mittelglied von der Oberflächlichkeit Keisers zur Tiefe Johann Sebastian Bachs über. Die Beziehung zu diesem wird dadurch noch enger, daß er in seiner Johannespassion mehrere Arientexte aus Brockes entlehnt und neu gesetzt hat. Von jenen drei erwähnten Elementen des Händel'schen Kunstcharakters, welche schon in dieser Passion eine freilich noch sehr unreife Gestalt empfangen haben, offenbart Bach in seinen Vocalwerken nur das eine, die deutsche Frömmigkeit, den kirchlichen Sinn und Tiefsinn mit einem Anflug subjectiver Mystik, dieses aber in einer Innigkeit und Stärke, daß seine Schöpfungen über das Zeitalter der Geschmacklosigkeit, in dem der Meister doch befangen blieb, und über den Mangel gestaltenbildender Kraft ebenfalls zu unvergänglicher Dauer hinausgekommen sind; und zwar waren es das Bibelwort und der Choral, welche unserm Bach diejenige Gestalt vertraten, die bei Händel frei und ursprünglich wie eine neue Schöpfung emporwuchs. Hierin sehen wir den Fortgang von Händel's Passion zu Bach, namentlich zu dem Werke über den Evangelisten Matthäus, und später von Bach's Passionen zu Händel's Oratorien. Alles aber, was Händel in Italien und England gelernt oder gefestigt hatte, lag Bach's Künstlernatur so fern, daß die Entwicklung dieselbe geblieben wäre, wenn dem Choralmeister auch die Opern Rinald und Amadis nebst Te Deum und Jubilate von seinem gleichaltrigen Landsmanne bekannt geworden wären. Dergleichen ist viel zu sehr mit der eignen Persönlichkeit verwachsen und so völlig die Frucht rein individueller Kräfte, daß es nur unvollkommen abgelernt und nachgemacht werden kann. Es ist ein müssiger Wunsch, wenn man dem Einen das noch zugesellen möchte, was den Hauptwerth des Andern ausmacht, wenn man besonders auf Bach gern so manches übertragen sähe, was der vermeintlich viel mehr vom Glück begünstigte Händel anscheinend so mühelos gewann. Ihre Werke, im vollen Umfange untersucht, lehren uns sehr bestimmt, daß jeder von ihnen das wirklich geworden ist, was er seiner Natur nach werden konnte: und damit sollten wir uns zufrieden geben.

In dieser Passion setzte Händel den Fuß auf deutsches Gebiet, zog ihn aber schnell wieder zurück; er ging von dieser Verarbeitung biblischer Dichtung alsbald zum Urquell zurück, auch dauerte sein Aufenthalt in Deutschland nur kurze Zeit.

In Halle besuchte er die Verwandten und unterstützte die Wittwe des inzwischen verstorbenen Zachau, sprach bei seinem Freunde Schmidt in Ansbach vor, kehrte nach Hannover zurück, wo es damals ungemein belebt war, und befand sich etwa um Weihnachten schon wieder in London. Seine Freunde wünschten ihn dort zu haben, die Oper sollte Großes leisten, Rinald und Amadis wurden erneuert. Aber es folgte eine schlechte Zeit, die mit ihren politischen Parteikämpfen und ihren Scandalen aller Art keinen Sinn für ernste Musik hatte und französische Tänzer vorzog. Die Besseren zogen sich zurück; Händel nahm eine Stelle als Privatkapellmeister bei dem reichen Herzoge von Chandos an.

Das war ein curioser Herr, dieser James, Herzog von Chandos, der zu Cannons bei London mit verschwenderischer Pracht lebte und den souveränen Herrn spielte. Er war unter Anna Zahlmeister der Armee gewesen, hatte sich zurückgezogen, aber als unermeßlich reicher Mann immer noch Gewicht behalten und lebte auf seiner prachtvollen Villa wie ein Fürst, hielt sich hundert Schweizer Soldaten und war ein Kunstmäcen, dessen Gebahren viel Spott und boshafte Bemerkungen hervorrief. Bei ihm sollte nun Händel in voller Unabhängigkeit, in romantischer Gegend und unter verschwenderischen Verhältnissen die Kapelle leiten, Orgel spielen und geistliche Musik componiren. Hier entstanden seine Anthems (ant-hymns), eine Art Vereinigung von Motette und Cantate, von jener den biblischen Text und die chormäßige Durchführung, von dieser den Sologesang und das Instrumentspiel entlehnend. Händel componirte deren 12 und mußte sich dabei anfangs nach den vorhandenen Kräften richten; als aber der Herzog Gefallen an ihnen fand, ließ er die Londoner Kapellsänger kommen, und nun konnte der Meister weiter ausgreifen; die Sänger mochten durch seine Töne vielleicht mehr als durch das Gold des Fürsten in die kleine Kirche gelockt werden, die für mehrere Jahre der Mittelpunkt englischer Kirchenmusik werden sollte. In den prächtigsten, ideen- und musikreichsten Worten hat Händel dem alttestamentlichen Gefühlsleben Ausdruck gegeben, seine Anthems sind die wahre ursprüngliche Psalmenmusik, sie hängen unter sich zusammen wie die Gesänge eines Epos und bilden gleichsam vereinigt ein Oratorium. Man kann sie als Vorstufe und Vorstudie zu dieser Kunstgattung ansehen, und von ihnen zu dieser that auch Händel zu Cannons den Schritt.

Das 1720 componirte Oratorium „Esther" ist das erste englische Oratorium. Vor Händel hatte Niemand sich hier in dieser Gattung versucht, die Musik ging einfach in Kirchen- und Theatermusik auseinander, bis der deutsche Tondichter in seinen Anthems den kirchlichen Zweig dem Oratorium zuführte. Der Herzog ermunterte ihn zur „Esther", die mit 1000 Pfd. belohnt und am 29. August 1720 zuerst aufgeführt wurde. Der Text ist nach Racine bearbeitet, bei der Musik benutzte Händel zum Theil seine deutsche Passion. Die Ouverture ist die schönste und sinnvollste von allen, die er geschrieben; sie schildert in drei Sätzen Hamans Tücke, Israels Klagen und das Gefühl der Errettung. Die kunstvolle und freudestrahlende Schlußfuge machte das Musikstück zu einem der berühmtesten und beliebtesten. Das Oratorium selbst verräth noch vielfach den Anfänger und Neuling in der Gattung, der sich vom Drama noch nicht los machen kann und selbst an erhabenen Stellen mehr dramatisch als kirchlich ist. Esther ist stellenweis auf Kosten des Oratoriums dramatisch und opernmäßig gebaut, und hieraus zum Theil muß man sich die verwerfliche Neigung erklären, solche Oratorien Händels wieder auf die Bühne zu bringen. Die Ursachen der Abhängigkeit von der Anlage eines bühnengerechten Drama und von der sinnfälligen Wirkung einer Opernscene haben wir nicht weit zu suchen; die französische Quelle, Racine's Esther, und der unvollkommene Zustand der Oratoriencomposition vor Händel's Esther klären das Verhältniß völlig auf. Die französischen Bibelstücke waren mit Aristoteles' Gesetzen, so gut man die Sache verstand, zu wirklichen Dramen gemacht, deßhalb auch hat in Frankreich niemals das Oratorium gedeihen wollen. Andererseits war die Grundform des Oratoriums vor Händel noch so wenig sichtbar geworden, daß eine solche Composition nur eine Oper mit geistlichen Texten zu sein schien; ja man hatte sich in Italien diesen niedrigen Standpunkt oratorischer Praxis schon theoretisch gerechtfertigt und schien dort, die besseren Anfänge eines Carissimi und Stradella wieder aufgebend, nach und nach ganz zur Bühne und in die geistliche Cantate abgleiten zu wollen. So hatte weder der Dichter noch der Componist ein musterhaftes reines Vorbild; zwischen Abwegen, Schwächen und Irrungen aller Art mußten sie sich zu der reineren Gestalt des Oratoriums frei hindurch arbeiten. Kein Wunder, daß ihnen solches nicht schon mit dem ersten Wurfe völlig gelang. Esther bildet gegen das Frühere wohl einen großen unerwarteten Fortschritt, aber keinen Fortsprung.

Einen Gegensatz zu „Esther" bildet das zweite Oratorium „Acis und Galatea", welches im ersten Bande der neuen Gesammtausgabe eine Stelle finden wird. Hier ist die Gattung rein, die Quelle treu und lauter wieder gegeben, das Ganze eine weltliche Dichtung, ein Schäferspiel. Für diese Gattung waren Muster da, und Händel konnte sich auf eigene stützen, war auch durch einen trefflichen Text günstiger gestellt. In ein Thal Siciliens, aus dem ein kleiner Fluß dem Meere zuströmt, der noch jetzt Acis heißt, verlegt die Sage den Vorgang. Das friedliche Leben der Flur, der heitere Himmel darüber, der Kranz der Berge ringsum, ein plötzlich hereinbrechender Gewittersturm, der Felsblöcke bergab schleudert, Bäume entwurzelt, endlich in einem Gewässer sich entladet, das die Fluren befruchtend seinem Ursprunge, dem Meere, zufließt: dieses Naturleben denke man sich im Geiste der Bewohner, denen diese Elemente Obdach geben, Freude oder Furcht einflößen, persönlich gestaltet, so entsteht eine Geschichte wie die unsrige; die Geschichte von der schönen Meernymphe Galatea, die aus Liebe zu einem Hirten ihr göttlich Element verläßt und sich wie ein Menschenkind in süßer Liebe freut; von dem menschenfressenden Ungeheuer Polyphem, einem Abkömmling der oberen Gottheiten, der sie lächerlich zudringlich umwirbt, aber höhnend abgewiesen ihr mit einem Felsblock den Geliebten zerschmettert; von Acis dem Hirten, dem in der Liebe zu Galatea ein neues Leben aufgeht, ein Glück höher als Hirtenfreude, selbst im Tode herrlich; von dem Hirtenchore, den dieses alles, Freud und Leid, theilnehmend bewegt, der wie der Bergkranz das Thal, wie ein Allgemeines das besondere einzelne Menschenleben umsteht und einschließt. Eine solche köstliche, so unschuldige als sinnvolle Begebenheit, von der schon der natürliche Untergrund so musikalisch ist, daß sich darüber eine prächtige Instrumentalsymphonie schreiben ließe, mußte wohl aus Händel's Händen in der runden idealen Gestalt herhorgehen, in welcher sie nun vorliegt. Das an Umfang sehr bescheidene Werk zerlegt sich in zwei Theile; den ersten erfüllt Glück und Freude, den zweiten Unruhe, Mißgeschick und Schmerz. In dem Anfangschore „O the pleasure of the plains" vernehmen wir die lebhaft bewegte, reizend natürliche Sprache jenes frohen Völkchens, das in Sang und Klang, mit Spiel und Tanz sein Leben hinbringt und alle Blüthen und Früchte der Natur, alle Segnungen der Jahreszeiten sein nennt. Es ist ein Vergnügen, wie die Töne einander fliehen und haschen, bis sie sich ergreifen und im Einklange austönen. Der geistige und musikalische Charakter des Werkes ist durch diesen ersten Chor mit größter Bestimmtheit angekündigt; nach einem solchen Eingange erwarten wir nicht die erhabenen Gestalten des alten Testamentes, die tief sittlichen aber düsteren Gewalten der Hebräer, vielmehr die Heiterkeit der klassischen Mythologie, jener großen, von dem menschlichen Geiste unbewußt vollzogenen Dichtung, die das Naturschöne in geistiger Schönheit verkörpert hat, in der auch das tiefste Weh, Tod und Untergang, in sanfter Elegie verklingt.

In Galatea erblickten Händels Zeitgenossen eines seiner vollkommensten und am gleichmäßigsten gearbeiteten Werke, was auch nicht übertrieben ist. In England ist es noch allgemein bekannt und in Clavierauszügen zu 2 Shilling (20 Silbergroschen) verbreitet wie bei uns Mozarts Opern; in Deutschland ist es einige Male aufgeführt, aber doch so gut wie unbekannt geblieben, sogar Mozarts Instrumentirung hat ihm hier keinen Boden zu bereiten vermocht, ja diese selbst, deren Originalhandschrift sich in der Berliner Bibliothek befindet, ist viel weniger verbreitet, als man erwarten sollte.

Durch solche Werke wurde Händels Ruhm vergrößert; kam er einmal nach London, so umringten ihn seine Verehrer, er mußte in der Paulskirche die Orgel spielen und mit ihnen gesellig zusammen sein. In Cannons führte er mit seinen Kapellmusikern und Sängern ein herzliches Musikantenleben, während er componirend für den herrlichsten Theil seines späteren Kunstschaffens die Keime legte und sich das Reich eroberte, von dem aus er die Tonwelt beherrschen sollte. — Die erste Hälfte seines Lebens ist hiermit abgethan; an sich schon ein bedeutendes, fruchtreiches Künstlerleben, steht sie bei Händel einer herrlicheren zweiten Hälfte gegenüber da als eine von sehr wenigen Künstlern so normal, von keinem einzigen jemals allseitiger und tiefer vollzogene Bildungsgeschichte im Großen, die dadurch noch merkwürdiger und anziehender wird, daß der innere Fortgang mit der äußeren Wanderung durch die musikalischen Kulturländer gleichen Schritt hält, und daß die Spuren davon überall noch erhalten oder doch mit einiger Mühe nun fast vollständig wiedergefunden sind. Händel, der später diese beiden Lebenshälften und ihren Charakter sehr klar übersah, schied sie von einander und setzte einen Denkstein in das Jahr 1720, indem er sagte: Man muß lernen, was zu lernen ist, und dann seinen eigenen Weg gehen.

Ein Tag in Pisa.

* Bremen, 25. Februar. Der Vortrag der gestrigen Versammlung des Künstlervereins war ein Bericht des Herrn Dr. H. A. Müller über seinen im vorigen Sommer von Livorno aus den Kunstwerken in Pisa abgestatteten Besuch. Nachdem der Redner in kurzen Zügen ein Bild der jetzt so verödeten, prächtigen Stadt im Vergleich mit der früh-mittelalterlichen Periode ihres Glanzes und ihrer Macht entworfen hatte, — einer Zeit, die mit der Er-

bauung des Campo santo zu Grabe getragen wurde, — führte er seine Zuhörer in die nordwestliche Ecke der Stadt, auf den Domplatz, auf und an dem sich die merkwürdigste mittelalterliche Baugruppe der Welt erhebt. Es sind die Kathedrale, das Baptisterium, der bekannte schiefe Thurm und der Campo santo, die sämmtlich ihre Entstehung, wenn auch nicht ihre völlige innere Ausschmückung jener Blüthezeit der pisanischen Handelsmacht verdanken. Es war zugleich die Zeit der dort blühenden Architektur und Sculptur. Von dieser auch durch einige Abbildungen den Zuhörern veranschaulichten Gruppe wurde, der architektonischen Wichtigkeit und der chronologischen Folge gemäß, zuerst der fünfschiffige Dom betrachtet, dessen Bedeutung für die Geschichte der Kunst besonders darin besteht, daß er das älteste und edelste Musterbild des romanisch-toskanischen Basilikenbaues ist. Wie seine Haupteigenthümlichkeit im Aeußeren die Westfaçade und die elliptische Kuppel über der Vierung bildet, so im Innern das dreischiffige Querhaus und die durchbrochene Galerie, mit der sich das Obergeschoß der Seitenschiffe sogar durch den Querbau hindurch als Empore nach dem Mittelschiff öffnet. Unter den Kunstwerken des Inneren wurden fast nur die große Mosaik der Hauptapsis, von welcher der Redner nur die Nebenperson des Johannes dem bekannten Cimabue zuschrieb, und die Stücke der Kanzelreliefs des Giovanni Pisano in nähere Betrachtung gezogen. — Dann folgte zunächst die Besichtigung des der Westfaçade des Doms gegenüber liegenden Baptisteriums, eines mächtigen, von einer allzu hohen Kuppel überwölbten Rundbaues, als dessen bedeutendstes Kunstwerk im Innern die berühmte marmorne Kanzel aus dem Jahre 1260, das Hauptwerk des Niccolo Pisano, umständlicher beschrieben und in ihren einzelnen Reliefs charakterisirt wurde, wobei insbesondere das Fortschreiten des Meisters in der naturgemäßen Bildung der Körper und im Entlehnen antiker Motive und Gestalten Berücksichtigung fand. — Bei der Beschreibung des dritten Gebäudes unsrer Gruppe, des bekannten Campanile an der Ostseite des Domes, kam der Redner natürlich auch auf die Streitfrage nach der Absichtlichkeit oder Unabsichtlichkeit der Schiefheit, wobei er sich, wenn wir nicht irren, in Uebereinstimmung mit Burckhardt's Ansicht, dahin äußerte, daß, da die Neigungslinie nicht eine einzige gerade, sondern eine nach dem dritten und fünften Geschosse gebrochene ist, er annimmt, die Baumeister haben bis zum dritten Stockwerke keine Schiefheit bezweckt, daß aber dann der Boden sich gesenkt habe, so daß von nun an die Schiefheit beabsichtigt wurde. Er verfehlte dabei nicht, auch der vielen Unregelmäßigkeiten und kleinen Schiefheiten der übrigen Bauten unsrer Gruppe zu gedenken, erklärte sie aber nicht aus einer wirklichen Vorliebe für Unregelmäßigkeiten, sondern aus einer allgemeinen mittelalterlichen, besonders in der romanischen Zeit gewöhnlichen Gleichgültigkeit gegen mathematische Genauigkeit. Schließlich wurde eine längere Betrachtung dem unvergleichlichen Musterbild aller Friedhöfe der Welt, dem Campo santo, und seinen Wandgemälden gewidmet. Hier fesseln uns, abgesehen von der hohen Zierlichkeit der Fensterarchitektur, zunächst die Todesbilder des Andrea von Orcagna an der langen Südwand, die eine wunderbare Fülle großartiger Gedanken, göttlicher Erhabenheit und irdischer Lieblichkeit offenbaren. Andere an derselben Wand, die gleichfalls in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts gehören, lehren uns den sonst unbekannten Francesco von Volterra als einen bedeutenden Schüler Giotto's, noch andere, fast 100 Jahre später an der Nordseite entstandene den Pietro di Puccio aus Orvieto kennen; aber das Wichtigste an dieser Nordwand ist das Hauptwerk des realistischen Florentiners Benozzo Gozzoli, die alttestamentlichen Darstellungen, unter denen besonders die der Trunkenheit Noah's durch die Vergognosa di Pisa die köstlichste und ergötzlichste ist. Mit diesem dem Naturalismus des späten Mittelalters entsprechenden verschämten Schlusse schied der Redner aus dem Campo santo und führte gegen Abend seine Zuhörer an den Hafen von Livorno zurück.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Ueber die vier bedeutendsten Dramatiker der Spanier, Lope der Vega, Tirso de Molina, Alarcon und Calderon. Von L. Schmidt. — Helena, Tragödie des Euripides, metrisch übersetzt von F. Fritze. — Der neue Don Quixote. Roman von F. W. Hackländer. — Louis Napoleon, Kaiser der Franzosen. Eine Biographie von J. A. St. John.

— * Ein Vortrag, welchen Heinrich Pröhle in Berlin über die Fremdherrschaft zur Zeit des ehemaligen Königreichs Westfalen gehalten hat, erscheint im Druck.

— * Das bei Brockhaus erscheinende encyclopädische Werk „Unsere Zeit" hat mit dem dreizehnten Hefte seinen zweiten Band begonnen. Es enthält einen weiteren ausführlichen Artikel über Heinrich Barths afrikanische Reise, von der schon im ersten Bande berichtet wurde. Von den sonstigen Artikeln ist besonders eine Skizze über die Marinen Frankreichs und Englands hervorzuheben.

— * Von der Sammlung plattdeutscher Sprichwörter „Wie das Volk spricht" von Edmund Hoefer erscheint eine dritte, stark vermehrte Auflage.

— * Der in der literarischen Welt bekannte Schauspieler, Vorleser und Dichter Emil Palleske arbeitet an einem Werk in zwei Theilen „Schillers Leben und Schriften"; der erste Band erscheint zu Ostern.

— * Erinnerungsblätter. Von A. von Sternberg. Drittes Bändchen. Leipzig, Brockhaus. — Von Dresden aus, wo er jetzt lebt, schickt Herr von Sternberg zum dritten Male Plaudereien aus den literarischen und künstlerischen Kreisen Berlins in die Welt. Sie lassen sich in der Sophaecke ganz gut lesen, und man muß oft lächeln über die treffenden Bemerkungen des Verfassers, der auch etwas besser schreibt, als er es sonst in den letzten Jahren zu thun pflegte. Er plaudert über den Fürsten Pückler, über Laube, Putlitz, Varnhagen von Ense, der recht gut charakterisirt wird, den König und die Prinzen, Ranke, Olfers, die Paalzow und viele andere Persönlichkeiten, und zwar sehr ungenirt. Die Naivetät seines Urtheils ist bei künstlerischen Gegenständen, die ihm fern liegen, oft so naiv, daß man nicht weiß, ob man jenem Urtheil diese freundliche oder eine andere, weniger gut klingende Bezeichnung geben soll.

— * Die geographischen Mittheilungen von Petermann eröffnen ihren neuen Jahrgang mit einer colorirten Specialkarte vom Kantonstrom und einer dazu gehörigen Abhandlung. Das Kartenblatt giebt in drei Abtheilungen: eine Darstellung des Kantonstromes und der Umgebungen von Kanton bis Macao und Hongkong im Maßstabe von 1: 450,000, der wichtigsten Strecke von Kanton bis zur Bocca Tigris im Maßstabe von 1: 200,000 und einen Plan der Stadt Kanton im Maßstabe von 1: 60,000, basirt auf die neuesten Aufnahmen und Forschungen, und enthält vieles, was sich noch nicht einmal auf den großen englischen, vor Kurzem in neuer Auflage erschienenen hydrographischen Karten (Preis 5 Thaler) verzeichnet findet. Auch in den neuesten und besten Atlanten vermißt man gerade von diesem, dem einzigen innerhalb des bloßen Küstenrandes von Europäern genau aufgenommenen und durchforschten Theile des chinesischen Reiches jegliche ausreichende Darstellung, während das uns noch fast ganz unbekannte Innere dieses ausgedehnten Landes in neuen Karten mit Recht nicht anders als in ganz alten angegeben werden kann. Das Heft enthält außerdem zwei Aufsätze über Professor Roth's Reise nach Palästina und dessen Höhenmessungen von Professor Kuhn und Graf Koriotha; ferner Dr. Titus Tobler's Wanderungen in Palästina, 1857, in übersichtlich belehrender Form. Ferner eine längere Abhandlung nebst Karte von Dr. Petermann: die sogenannten „König-Max-Inseln", Kerguelen, St. Paul und Neu-Amsterdam, oder die hauptsächlichsten Inseln im südlichen indischen Ocean.

— * Düsseldorf verliert seinen größesten Maler, Karl Friedrich Lessing, welcher nach Karlsruhe übersiedelt. Nach langen Verhandlungen, die anfangs darauf abzielten, Lessing für die von Schirmer geleitete Kunstschule in Karlsruhe zu gewinnen, hat sich die Sache nun so gestaltet, daß Lessing als Galeriedirector mit namhaftem Gehalt und eigens neu zu erbauendem Atelier in badische Dienste tritt. Vorher wird er noch sein großes Gemälde „Gefangennehmung des Papstes Paschalis durch Kaiser Heinrich V." vollenden.

— * Die musikalische Saison in Paris zählt zu ihren ausgezeichnetsten Genüssen einen Cyclus von drei Soireen, welche nach zweijähriger Pause Wilhel-

mine Claus, jetzt Gattin des Schriftstellers Szarvady, giebt. Man ist entzückt über das einfache, natürliche und doch feine und vollendete Spiel, welches die ausgezeichnete Virtuosin im Vortrage von Musikstücken Mozarts, Beethovens, Bachs, Hellers und Chopins an den Tag legte. Sie trug nur deutsche Musik vor und wurde von deutschen Sängern unterstützt.

— * Der Aufsatz über Händel im letzten Sonntagsblatt hat uns ein paar Zeilen ins Gedächtniß gerufen, die in Weichmanns „Poesie der Niedersachsen" abgedruckt und für die Geschichte der deutschen Musik nicht ohne Interesse sind. Sie rühren von einem der berühmtesten Tonkünstler der damaligen Zeit, von Telemann, her.

Zeigt Kuhnau seine Pracht in reinen Kirchenstücken,
Läßt Kaiser (Keiser) seinen Geist in hundert Opern blicken,
Bemüht sich Hendels (Händels) Fleiß in ändernden Cantaten,
Setzt Bez die Feder an zu schmeichelnden Sonaten,
Läßt Pepusch seine Kunst meist in Concerten spüren,
Und weist sich Pataton in netten Ouvertüren,
So muß Venedig, Rom, Paris und London sagen:
Die besten Meister sind in Deutschland zu erfragen.

Weichmann aber fügt dann noch, damit auch Telemann, der sich bescheiden selber übergangen hat, seine Ehre erhalte, den Schluß hinzu:

Wen aber wundert nicht, daß man in Telemann,
Gleich als im Mittelpunkt, dies alles finden kann?

F. R.

— * Ein Abkömmling des berühmten Geschlechtes derer von Berlichingen ist im Besitze des Ehevertrages, welchen Ritter Götz mit der eisernen Hand mit seiner Gattin abschloß. Demselben zufolge hat gerade im Jahre 1518, in dem Jahre, in welchem der Götz der Tragödie Goethe's handelnd auftritt, derselbe sich vermählt, und zwar mit der ehrbaren, edlen Jungfrau Dorothea von Gayling. Seine eigenen Verwandten, ein Herr von Seldeneck und sein Schwäher Arnold von Gayling, sind Zeugen des nach der Sitte der Zeit mit allen Formeln und Klauseln verwahrten Vertrages. Das Eingebrachte der Braut betrug 700 Florin; auch dieses dürfte als interessante Vergleichung mit unseren Zeitverhältnissen zu erwähnen sein; die Wiederlage des Bräutigams eben so viel und die Morgengabe 400 Florin, was Götz auf seine Eigengüter und Lehen versicherte. Dorothea von Gayling war Götzens zweite Gattin. In erster Ehe war er mit Dorothea von Sachsenheim verbunden, einer Tochter von Reinhard von Sachsenheim, den er selbst in seiner Lebensbeschreibung als seinen Schwiegervater bezeichnet.

— * In der geographischen Gesellschaft in Berlin zeigte neulich Karl Ritter an, daß nach einem von Heinrich Barth an ihn eingegangenen Briefe der Reisende mit Herausgabe des vierten Theiles seiner Reisebeschreibung beschäftigt sei, und daß derselbe in dem erwähnten Schreiben sich über die Möglichkeit äußere, wenigstens die Papiere des Dr. Vogel zu retten. Ritter erwähnte ferner, daß erhaltenen Mittheilungen zufolge Capitän Baikie bei seiner zweiten Expedition nach dem Benué zwar sein Dampfboot eingebüßt habe, aber sammt seinen Begleitern am Leben sei und wahrscheinlich zu Lande über Sokotu zurückkehren werde.

— * Die Gewandhausconcerte in Leipzig. Ueber die Entstehung und Erweiterung dieser berühmten und wichtigen Stiftung giebt uns die „Gartenlaube" einige Notizen. „Schon im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts bildeten in Leipzig die Studirenden unter Direction „qualificirter Personen" ein sogenanntes Collegium Musicum, welches Mittwoch Abends von acht bis zehn Uhr in der Wohnung des königlichen Hofchokoladier Lehmann seine Zusammenkünfte hielt. Auch kam damals ein sogenanntes großes Collegium Musicum vor, welches Freitags oder Sonnabends auf dem Ballhause in der Petersstraße gehalten wurde und dessen Stifter der Organist an der Neukirche, Georg Philipp Telemann, welcher später als Musikdirector in Hamburg angestellt war. Eine weit bedeutendere Anstalt aber wurde das sogenannte große Concert, welches als der eigentliche Keim der musikalischen Bedeutung zu betrachten ist, welche Leipzig im Laufe der Zeit errungen und bewahrt hat. Es war ein Verein von nicht mehr als sechszehn Personen sowohl adeligen als bürgerlichen Standes, welcher im März 1743 das große Concert begründete. Jedes Vereinsmitglied sollte zur Erhaltung des Instituts jährlich zwanzig Thaler beitragen, so daß vierteljährlich ein Louisd'or zu entrichten war. Die Zahl der Musicirenden belief sich gleichfalls auf sechszehn „auserlesene" Personen. Das erste Lokal dieses Concerts war auf der Grimmaischen Gasse bei dem Bergrath Schwabe, ward aber nach kurzer Zeit in das Haus des Buchhändlers Gleditsch verlegt. Schon damals traten auch fremde Künstler in diesem Concerte auf, und an musikalischen Wunderkindern fehlte es ebenfalls nicht. Freilich waren letztere noch nicht so häufig wie später, denn wir finden es als eine große Merkwürdigkeit aufgezeichnet, daß am 16. Septbr. 1743 „in dem bei Herrn Gleditschen, dem Buchführer, mit Trompeten und Paukenschall abgehaltenen großen Concert ein Knabe von zwölf Jahren sich auf dem Clavicembalo mit einem Concert wohl hören ließ." Schon im October desselben Jahres wurde von diesem Verein durch ein bis auf dreiundzwanzig Musiker gebrachtes Orchester ein großes Concertexercitium auf dem Saale des Ranstädter Schießgrabens gehalten. Dieses Concert wurde von vielen vornehmen Personen besucht, unter andern von dem Grafen von Manteuffel und dem Grafen von Wackerbarth-Salmour, Oberhofmeister des Kurprinzen und selbst geschickten Musikus und Componisten. In diesem Concerte ließen sich nach dem noch vorhandenen Programm hören: „Der königl. Flaut-Traversiste Monf. Knöcher; ferner Herr Doles", der nachmalige berühmte Cantor der Thomasschule — „ein Membrum dieses Concerts auf dem Clavicembalo, und drittens der Eisenachsche Hofbassiste Monf. Voigt, welcher nicht allein einen schönen tiefen Baß, sondern auch einen unvergleichlichen Alt in zwei Arien sang." Alle diese wurden mit Beifall angehört, insbesondere aber ward ein „Monf. Abel auf der Viol da Gamba in Spielung eines Trio und musikalischer Fantasie solo sehr admiriret." Auch mußte Letzterer Tags darauf sich vor den gerade in Leipzig anwesenden königlichen Majestäten hören lassen und hatte das Glück, der königlichen Kapelle zugewiesen zu werden. Zu dem ersten Jahrestage des großen Concerts, welcher feierlich begangen ward, componirte der wackere Doles eine große Cantate mit Trompeten und Pauken. Zu einem für die Sache selbst sehr heilsamen Wetteifer ward das große Concert durch eine Gesellschaft italiänischer Opernsänger angestachelt, welche in dem Reithause am Ranstädter Thore unter der Direction eines gewissen Pietro Mingotti ihre Vorstellungen gaben. Unter dieser Gesellschaft befanden sich zwei Castraten und zwei Damen, Rosa Costa und Stella, deren Gesang mit dem ungetheiltesten Beifall aufgenommen ward. Mit dem großen Concert ging schon im zweiten Jahre seines Bestehens eine bedeutende Veränderung vor. Buchhändler Gleditsch, welcher das Amt eines Directors bekleidet, starb, und der Verein beschloß nun, die musikalischen Unterhaltungen in den Gasthof zu den drei Schwanen im Brühl zu verlegen. Zugleich wurde die Anzahl der Mitglieder auf dreißig vermehrt und in einer Generalversammlung derselben beschlossen, daß von nun an Niemand ohne Billet Einlaß erhalten sollte. Ein solches Billet liegt den Notizen, aus welchen wir diese Nachrichten schöpfen bei. Es hat die Größe eines Kartenblattes, auf welchem die Muse der Tonkunst sehr sauber gestochen erscheint. Oben darüber stehen die Worte: „Vetat Tristari" (Es wehret der Traurigkeit) und darunter: „Leipziger Concert 1744." Die Damen beschloß man wie zeither, so auch in Zukunft frei einzulassen, ebenso wie die „Fremden und reisenden Passagiers." Unter den außerordentlichen Mitgliedern des Concerts befanden sich damals die zwei Prinzen von Fürstenberg, der Minister Graf von Manteuffel und viele andere gräfliche und adelige Personen. Drei Jahre später ward das große Concert durch Signor Carini und Signora Forcellini, welche Beide mit ungemeinem Beifall auftraten, verherrlicht. In demselben Jahre wurden nach einem gedruckt vorliegenden Circular in Bezug auf die ökonomischen Bestimmungen des Concertinstituts einige Abänderungen getroffen. „Da" — so heißt es in diesem Circular — „die Gesellschaft des Leipziger großen Concerts den mit den Billets getriebenen Mißbrauch wahrgenommen, so zeigt sie an, daß künftighin gar keine Billets mehr umsonst ausgegeben werden sollen." Für die Zukunft solle mit drei Ducaten auf das ganze pränumerirt werden, was aber bloß von den Einheimischen zu verstehen sei. Fremde Cavaliere und auswärtige Studirende sollten vier Ducaten zahlen. Niemand sollte ohne Vorzeigung eines authentischen Billets passiren, ausgenommen durchreisende Fremde, welche nach geschehener Anzeige beim Director oder dessen Assistenten freien Eintritt haben sollten. Auch Damen sollten keines aparten Billetes bedürfen, aber nur in Begleitung eines mit einem Billet versehenen Führers zugelassen werden. Jeder Abonnent konnte sonach damals den weiblichen Theil seiner Familie frei mit in das Concert bringen. Das Concert wurde jedes Mal vom ersten Juni eines jeden Jahres an berechnet und fand im Sommer alle vierzehn Tage, im Winter aber von Michaelis bis Ostern alle acht Tage und zwar Donnerstags um fünf Uhr statt. Das fortwährende Gedeihen und immer erfreulichere Emporblühen dieses Kunstinstituts hatte seinen Grund in der Thätigkeit nicht bloß vieler begeisterter Kunstfreunde, z. B. des verdienstvollen Gottlieb Benedikt Zehmisch, Besitzers der drei Schwanen, in späterer Zeit des Baumeisters Limburger und Anderer, sondern auch einer fast ununterbrochenen Reihe tüchtiger Dirigenten, namentlich eines Hiller, Schicht, Polenz, Mendelssohn-Bartholdy u. s. w. Aus dem Gasthause zu den drei Schwanen siedelte das große Concert in das Thomä'sche Haus am Markte über, wo es unter Hiller bis 1781 blieb und dann in den jetzigen großen Concertsaal auf dem Zeug- oder Gewandhause verlegt ward. Die einfache, aber dennoch berühmte Ausschmückung dieses Saales ward dem Künstler Oeser anvertraut, der hier ein Deckengemälde ausführte, welches bis zum Jahre 1833 zu den Sehenswürdigkeiten Leipzigs gehörte. Es versinnbildlichte die Vertreibung der älteren Musik durch die neuere. Im eben erwähnten Jahre aber kam die Concertdirection auf den heute noch unbegreiflichen Einfall, dieses herrliche Gemälde mit rother Farbe überpinseln zu lassen. Im Jahre 1831 feierte das Gewandhausconcert sein fünfzigjähriges Jubiläum, und der Contrabassist Wach figurirte auf demselben als besonderes Curiosum, weil er auch schon bei jener ersten Eröffnung des Concerts in dem neuen Saale mitgewirkt hatte und sonach seit länger als fünfzig Jahren diesem Orchester angehörte."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Bleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

№ 10. Bremen, 7. März. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur *).

Von J. W. Appell.

Christian August Vulpius und sein Rinaldo Rinaldini.

Der Vielschreiber Christian August Vulpius hat sich durch seinen Rinaldo Rinaldini einen mächtig großen Ruf erworben, und Goethe's englischer Biograph G. H. Lewes befindet sich sehr im Irrthum, wenn er sagt, sein Name werde der Vergessenheit nur dadurch entrissen, daß er der Bruder jener Christiane Vulpius, jener kleinen Vulpia war, die achtundzwanzig Jahre hindurch an des Dichters Seite lebte. Sein unförmlicher und buntscheckiger Roman, dem noch jetzt in den Leihbibliotheken nachgefragt wird, ist wohl der vornehmste Ahnherr unsrer zahllosen Banditenromane, — wenn auch Zschokke's Abällino ihm fünf Jahre vorausging —, und als solcher jedenfalls eine literarische Unsterblichkeit. Ueber alle anderen Räubergeschichtenhelden ragt der valoroso Capitano Rinaldini hervor, das Schrecken und die Furcht der italiänischen Staaten. Was ist selbst die Volksberühmtheit eines bayrischen Hiesel oder „Johannes durch den Wald" (alias Schinderhannes) gegen diejenige dieses „verwogenen" und theatralischen Straßendiebs, welcher dem „dreibeinigen Ehrenbogen" dennoch glücklich entwischt, wird ihm auch sein Wunsch, im männlichen Gefechte zu sterben, durch das unerbittlich grausame Schicksal versagt! Rinaldo, als Sohn eines schlichten Bauern in der Stille aufgewachsen und von einem Klausner unterrichtet, erhitzte schon beim Ziegenhüten seine Einbildungskraft an den Lebensbeschreibungen des Plutarch, die ja auch Karl Moor begeisterten. Wäre er „edler geboren gewesen", wer weiß, welche glänzende Rolle er gespielt hätte! Rinaldo ist ebenso nobel als gräulich tapfer, und mitunter wandeln ihn so löbliche und weinerliche Stimmungen an. Die schönsten vornehmen Damen werfen sich ihm sogleich in die Arme, und er zeigt sich in seinen verliebten Stunden, von denen wir hin und wieder sehr üppige Schilderungen erhalten, als ein honigsüßer, zärtlicher Schäfer. Daher heißt es denn auch im Liede der Schönen:

„An der lauten Meeresküste,
In dem Thal, in Feld und Wald,
In der öden Berge Wüste
Such' ich deinen Aufenthalt.

Rinaldini! Dich zu finden
Eil' ich ängstlich durch die Flur,
Und um mich Bedrängte schwinden
Alle Reize der Natur."

. . . .

„Husch! und horch! es rauscht dort drüben,
Ha! es pfeift! das ist sein Ton!
Ja! ich find' ihn, meinen Lieben,
Seine Stimme hör' ich schon."

„Ganz Italien — sagt der Verfasser — spricht von ihm; die Apeninnen und die Thäler Siciliens hallen wider von dem Namen Rinaldini. Er lebt in den Canzonetten der Florentiner, in den Gesängen der Calabresen und in den Romanzen des Sicilianers. Er ist der Held der Erzählungen in Calabrien und Sicilien. Am Vesuv und am Aetna unterhält man sich von Rinaldini's Thaten 2c. 2c."

Vulpius fand auf einer seiner Reisen in Regensburg ein italiänisches Schriftchen, worin das Ende des Räuberhauptmanns Rinaldini, der wirklich existirt hat, berichtet war; bald darauf kam ihm auch das Journal de l'Europe mit einer Mittheilung über diesen Capitano in die Hände. Da faßte er den Gedanken, den Rinaldini zu schreiben, und ein weimarisches Klatschmährchen erzählte sogar, sein Schwager Goethe habe ihm gewissermaßen dabei geholfen: er habe aus Scherz einige Kapitel zu diesem Räuberroman geliefert. (Vergl. O. L. B. Wolff, Allgemeine Geschichte des Romans S. 437.) Im Jahre 1798 trat das literarische Mirakel zu Leipzig in die Welt, unter dem Titel: Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann; eine romantische Geschichte unsers Jahrhunderts, in drei Theilen oder neun Büchern. (Mit Kupfern 3 Bde.)

Groß war der Beifall; der Rinaldini wurde ein wahres Volksbuch, eine Legion von Nachahmungen folgte. Der Roman erlebte fünf rechtmäßige Auflagen. Eine zweite Auflage kam 1799 heraus; eine dritte verbesserte und wohlfeile Auflage 1800; eine vierte, die um drei ganz neue Theile vermehrt war, in sechs Bänden und mit 18 Kupfern von F. Pentzel 1801, und die fünfte vollständig umgearbeitete Auflage in vier Bänden 1823. Außerdem wurden Nachdrücke und Auszüge davon ins Publikum gebracht, auch wurde er durch Vulpius selbst zu einem fünfaktigen Schauspiele zurechtgeschnitten. In den Jahren 1800 und 1801 erschienen zwei französische Uebersetzungen zu Paris, die eine von Duperche, die andere von Delamarre; eine englische, von Hinklei, erschien 1800 zu London. Dann eine russische, dänische, holländische, spanische, polnische, ungarische und italiänische. Eine neue Ausgabe des Originals wurde auch wiederum 1843 von der Wienbrack'schen Verlagshandlung in Leipzig ausgeboten; ebenso erhielten wir noch 1840 und 1845 neue Abdrücke, nämlich in der „Bibliothek von Ritter-, Räuber- und Criminalgeschichten, neu bearbeitet von O***" (Leipzig, Schreck), sowie in der „Lieblingsbibliothek aus der Zeit des Siegwart, Hasper a Spada 2c., herausgegeben durch Otto von Friedheim" (Stuttgart, Fr. Henne).

Man sollte annehmen, daß sich zum Wenigsten eine glückliche und hervorstechende Erfindungsgabe in diesem überbunten Endelgemälde an den Tag lege. Davon ist jedoch wenig zu verspüren; es fehlt durchaus an einem geordneten, zusammenhängenden Geflecht der Begebenheiten, und die ewige Wiederholung plumper Abenteuer-

*) Vergl. Nr. 1 und 2 dieses Jahrgangs.

lichkeiten wird bis zum Eckel ermüdend. Etwas Ergötzliches hat aber freilich doch wieder die dummdreiste Naivetät im Tone des Erzählers.

Uebrigens beschränkt sich Vulpius im Rinaldo keineswegs auf die hochgeschminkte Romantik des italiänischen Räuberlebens. Er springt Hals über Kopf in das Reich des Wunderbaren oder vielmehr des baaren Unsinns hinüber und wendet noch den phantastischen Apparat im Verborgnen wirkender mystischer Gesellschaften auf, was für die damalige wundersüchtige Lesewelt einen besonders starken Reiz haben mochte. Ein geheimnißvoller feierlicher Graubart, ein Demiurg und „Oberster der Kreta Repoa", genannt der Alte von Fronteja, erscheint von Zeit zu Zeit als deus ex machina und demaskirt sich am Ende sogar als der leibliche Vater unseres Capitano. Er ist seines Standes ein Prinz und heißt in Wirklichkeit Nikanor. Seine Mutter war die Sultanstochter Fardina, sein Vater der italiänische Prinz Anselmo Sansovini. Schon in zartem Alter wurde er einem Manne übergeben, der „die Weisheit der alten und neuen Zeit" in sich vereinigte. Mit diesem Weisen durchstreifte er als Jüngling Gräcia und Aegypten und vertiefte sich unter Thebens ehrwürdigen Ruinen in die Mysterien der Ceres und Proserpina. Später durchzog er auch Indien und Persien und wurde in die Lehre der Braminen eingeweiht, und selbst das Reich der himmlischen Mitte wurde von ihm besucht. Nach Europa zurückgekehrt, machte er in Florenz die Bekanntschaft eines schönen Fräuleins, das seine Eltern zum Kloster bestimmt hatten. „Wir sahen, wir liebten uns (erzählt er). Die Wachsamkeit der Eltern wurde hintergangen, und wir — waren glücklich, um unglücklich zu werden." Die Frucht dieser Liebe aber war Rinaldo Rinaldini. Man sieht, wie hier fast alle verschiedenartigen Ingredienzen der damaligen Romankochkunst durcheinandergeknetet werden.

Auch Lieder und Romanzen brachte Vulpius in seiner Banditengeschichte an. Außerordentlich beliebt war einst bei der hoffnungsvollen und thatendurstigen Jugend das vielgesungene: „In des Waldes finstern Gründen" 2c., das wir hier folgen lassen, da es manchen unserer Leser nicht mehr bekannt sein dürfte.

Romanze.

In des Waldes finstern Gründen
Und in Höhlen tief versteckt,
Ruht der Räuber allerkühnster,
Bis ihn seine Rosa weckt.

„Rinaldini! — ruft sie schmeichelnd; —
Rinaldini! wache auf!
Deine Leute sind schon munter,
Längst ging schon die Sonne auf."

Und er öffnet seine Augen,
Lächelt ihr den Morgengruß.
Sie sinkt sanft in seine Arme,
Sie erwidert seinen Kuß.

Draußen bellen laut die Hunde,
Alles fluthet hin und her,
Jeder rüstet sich zum Streite,
Ladet doppelt sein Gewehr.

Und der Hauptmann schön gerüstet,
Tritt nun mitten unter sie.
„Guten Morgen, Kameraden!
Sagt, was gibt's denn schon so früh?"

„Unsre Feinde sind gerüstet,
Ziehen gegen uns heran!"
„Nun, wohlan! sie sollen sehen,
Ob der Waldsohn fechten kann.

Laßt uns fallen oder siegen!"
Alle rufen: „Wohl, es sey!"
Und es tönen Berg' und Wälder
Rund herum vom Feldgeschrei.

Seht sie fechten, seht sie streiten!
Jetzt verdoppelt sich ihr Muth;
Aber, ach! sie müssen weichen,
Nur vergebens strömt ihr Blut.

Rinaldini, eingeschlossen,
Haut sich, muthig kämpfend, durch.
Und erreicht im finstern Walde
Eine alte Felsenburg.

Zwischen hohen, düstern Mauern
Lächelt ihm der Liebe Glück,
Es erheitert seine Seele
Dianorens Zauberblick.

Rinaldini! lieber Räuber!
Raubst den Weibern Herz und Ruh.
Ach! wie schrecklich in dem Kampfe,
Wie verliebt im Schloß bist du*)!

Außer seinem Rinaldo Rinaldini hat der fingerfertige Vulpius noch eine schreckenerregende Masse von belletristischer Pfennigwaare zusammengepfuscht. Bereits im Jahre 1782 wurde er Mitarbeiter an der „Bibliothek der Romane", welche Reichard in Gotha herausgab, und von 1784 an kamen seine ersten selbständigen Erzeugnisse auf den Markt, wie die „Geschichte eines Rosenkranzes" (Weimar 1784), „Eduard Rosenthal; eine abentheuerliche Geschichte" (Leipzig 1784—85. 2 Thle.), die „Abentheuer des Prinzen Kalloandro" (Berlin 1785. 2 Thle.) u. a. m. Er lieferte Ritter-, Räuber- und Zauberromane, theils von eigner Erfindung, theils nach älteren und ausländischen Mustern bearbeitet, romantische Geschichten der Vorzeit und des achtzehnten Jahrhunderts, deren zum Theil wunderbare Titel man in Meusel's „gelehrtem Teutschland" oder in Engelmann's Bibliothek der schönen Wissenschaften nachsehen kann. Ferner kleine Erzählungen, Schauspiele, Possen und Singspiele, historisch-romantische Gemälde und Skizzen, Prologe, Gedichte und Aufsätze in Almanachen sowie in vielen Zeitschriften. Er befaßte sich auch mit Geschichte, Numismatik, Heraldik und Genealogie und veranstaltete verschiedene Sammlungen. So namentlich, auf Bertuch's Zureden, die „Curiositäten der physisch-literarisch-artistisch-historischen Vor- und Mitwelt zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser" (Weimar 1811—25. 10 Bde. Mit Kupfern.)

Was die Lebensgeschichte dieses Vulpius betrifft, so hauste er, welcher durchaus zu dem literarischen Sumpfgeschlecht gehörte, bekanntlich an der Lieblingsstätte der deutschen Musen, in dem klassischen Weimar, und machte hauptsächlich durch Goethe seine Carriere. Er war am 22. Juni 1763, nach anderen Angaben am 23. Januar 1762, in dem Ilm-Athen geboren und der Sohn eines Kanzleiarchivars. Frühe wurde er in der Schule des Elends gezeitigt; denn sein Vater war ein unverbesserlicher Trunkenbold, der sogar seine Kleider versetzte, wenn er kein Geld zum Vertrinken besaß. Vulpius selbst soll späterhin von jenem unseligen Hange nicht frei gewesen sein, wie sich denn auch leider Goethe's Lebensgefährtin zuweilen betrank. Nachdem er in Jena und Erlangen studirt und sich den philosophischen Doctorhut erworben hatte, verweilte er in den Jahren 1787 und 88 zu Nürnberg als Gesellschafter und Sekretär des durch seine dramatischen Dichtungen bekannten Reichsgrafen von Soden. Hierauf lebte er noch an verschiedenen Orten, bis er im Jahre 1790 nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Er versah nun zuerst am Hoftheater unter Goethe's Direction die Stelle eines Theatersecretärs, resp. Theaterdichters, und in dieser Eigenschaft wird er auch von

*) Es hat auch noch ein Poet aus unseren Tagen, Eduard Boas, den Rinaldo Rinaldini besungen. Sein Gedicht hebt folgendermaßen an:

Vom Räuberfürsten las ich heut' die Mähre;
Und wünschte, daß ich Rinaldini wäre;
Der Horizont mein Dach, der grüne Wald mein Schloß,
Mein ganzer Reichthum: Liebchen, Büchs' und Roß.

. . . .

Im Schooß des Liebchens ruht' ich, wenn ich müde;
An meiner Seite wacht der treue Rüde;
Die Büchse scharf geladen jedenfalls,
Die Silberpfeife trug' ich um den Hals.

Und laß' ich ihre lauten Töne gellen,
Dann tauchen auf die wilden Spießgesellen
Im Waldesdickicht; breiter Hut und Bart
Verhüllt ihr Antlitz nach der Räuber Art.

seinem großen Schwager in dessen „Annalen oder Tag- und Jahresheften" als ein allzeit fertiger und brauchbarer Mensch in jenem hinlänglich bekannten Tone erhabener Gelassenheit erwähnt. Im Jahre 1797 kam Vulpius als Sekretär an die Bibliothek; 1805 rückte er zum Oberbibliothekar und Aufseher des weimarischen Münzkabinets hinauf; 1816 wurde ihm der Titel eines großherzoglichen Rathes und außerdem noch das Ritterkreuz des weißen Falkenordens verliehen. Er starb am 26. Juni 1827.

Die persönliche Erscheinung des Rinaldodichters muß etwas ziemlich Spaßhaftes gehabt haben. Schiller macht seinem Freunde Körner folgende Beschreibung eines Zusammentreffens mit ihm, das im Juli 1787 stattfand:

„Eben hatte ich eine gar liebliche Unterbrechung, welche so kurz war, daß ich sie Euch ganz hersetzen kann.

Es wird an meine Thür geklopft.

„Herein."

Und herein tritt eine kleine dürre Figur in weißem Frack und grüngelber Weste, krumm und sehr gebückt.

„Habe ich nicht das Glück, den Herrn Rath Schiller vor mir zu sehen?"

Der bin ich, ja.

„Ich habe gehört, daß Sie hier wären, und konnte nicht umhin, den Mann zu sehen, von dessen Don Carlos ich eben komme."

Gehorsamer Diener. Mit wem habe ich die Ehre?

„Ich werde nicht das Glück haben, Ihnen bekannt zu seyn. Mein Name ist Vulpius."

Ich bin Ihnen für diese Höflichkeit sehr verbunden — bedaure nur, daß ich mich in diesem Augenblick versagt habe und eben (zum Glück war ich angezogen) im Begriff war auszugehen.

„Ich bitte sehr um Verzeihung. Ich bin zufrieden, daß ich Sie gesehen habe."

Damit empfahl sich die Figur und ich schreibe fort." (S. Schiller's Briefwechsel mit Körner I., 105 ff.)

Bei der Nachwelt ist Vulpius übrigens, nach unserer Ansicht, viel zu gut weggekommen. Erkennt man ihm doch noch heutigentags mitunter ein „schönes Talent" zu, und wird er doch in der zehnten Auflage des Brockhaus'schen Conversationslexikons ohne Weiteres als ein fruchtbarer und vielseitig gebildeter Schriftsteller aufgeführt.

* Karl Immermann.

Von A. T. Brück.

Im vorigen Jahre sind wir durch zwei literarische Erscheinungen von neuem an Immermann erinnert: durch die neue wohlfeile Ausgabe (die dritte) des Münchhausen bei Hoffmann und Co. in Berlin und durch die Biographie der Gräfin Ahlefeldt, der vieljährigen Freundin des Dichters, von Ludmilla Assing. (Berlin, Franz Duncker.)

Eine ächt deutsche Natur, entwickelte sich Immermann der deutschen Eiche gleich allmälig. Lange tastete er nach der seinem Genius am meisten zusagenden poetischen Form. Er war schon 25 Jahre alt, als seine erste Schrift, die „Papierfenster eines Eremiten", erschien, uns Jungen damals (1821) in der öden Zeit des öffentlichen und literarischen deutschen Lebens eine erquickliche Erscheinung. Dann folgte eine Reihe dramatischer Arbeiten: das Thal von Ronceval, Edwin, Petrarca, Periander, das Auge der Liebe, Cardenio und Celinde, der Pater Brey (gegen Pustkuchen), das Trauerspiel in Tyrol, Kaiser Friedrich II., Verkleidungen, die Schule der Frommen, Alexis, Merlin, Ghismonda; dazwischen Miscellen, lyrische Gedichte und Anderes.

Wenn man in allen diesen Arbeiten ein achtbares Talent, ein ernstes Streben, oft Tiefsinn und glücklichen Humor anerkennen mußte: es fehlte den meisten an Originalität. Immermann's Nachahmung der Romantiker, in den frühesten Dramen besonders Shakspere's, zumal in den komischen Partieen, ging oft bis zur Geschmacklosigkeit. So erklärt sich der Zorn Platen's, der in seinem romantischen Oedipus die melodische Geißel seiner „mörderischen Trimeter" unbarmherzig über „den Nimmermann" schwang, wobei er freilich nicht bloß unsres Dichters mißlungene Produkte, sondern die gesammten Schicksalstragödien damaliger Zeit treffen wollte. Formlos und schwach fiel die im ersten Aerger geschriebene Erwiderung Immermann's gegen „den im Irrgarten der Romantik herumtaumelnden Kavalier" aus, und im späteren, gelungeneren „Tulifäntchen" verfehlte er gleichfalls seine Absicht.

Wir erleben häufig, daß junge Schriftsteller in einem gelungenen Erstlingswerke die Gunst des Publikums erwerben; dann aber erschöpft, nicht im Stande sind, die erregten Erwartungen durch fernere Leistungen zu erfüllen. Umgekehrt sehen wir Immermann's Leistungen mit der Reife seiner Jahre gediegener werden. Wurde er selbst es inne, daß das Lyrische und Dramatische nicht sein poetischer Beruf sei: er wandte sich endlich dem Roman zu. Rüstig, wie er war, hatte er sich in der Welt versucht und das Leben kennen gelernt. Preuße von Geburt, ein Magdeburger, hatte er noch 1815 als Freiwilliger theilgenommen an der Begeisterung des vaterländischen Kampfes und Sieges, war dann als Student den damaligen akademischen Reibungen in Halle nicht fremd geblieben, (worüber das Bremer Sonntagsblatt in der ersten Nummer des Jahrgangs 1856 berichtete), endlich hatten Reisen und literarische Verbindungen ihn bedeutenden Persönlichkeiten nahe gebracht. Als Garnisonauditeur in Münster, dann als Gerichtsrath in Düsseldorf vorzugsweise im Criminalfach beschäftigt, war er mehr der lebendigen Praxis als dem Aktenleben zugewandt, und als Theaterdirector in Düsseldorf fand er vollends Gelegenheit, seine Menschenkunde zu vermehren und den Einzelnen, wie dem Publikum gegenüber, die Energie seines Charakters geltend zu machen.

Wenn nun sein erster Versuch im Roman, die Epigonen, (1836) neben großer Frische und Tüchtigkeit in einzelnen Partieen noch mancherlei Excentrisches und die Spuren der Nachahmung des Goethe'schen Wilhelm Meister trägt: so gelang es ihm unmittelbar darauf (1838—39) im Münchhausen eine „Geschichte in Arabesken" hervorzubringen, welche in ganz Deutschland einen ungewöhnlichen Beifall erwarb. Mit Recht, denn in diesem durchweg originellen Buche hatte er endlich einen glücklichen Wurf, er hatte sein Bestes gethan. Wie Cervantes im Don Quixote, hält Immermann im Münchhausen seinen Zeitgenossen einen Spiegel vor, in dem sie lachend ihre Gebrechen und Thorheiten erblicken. — „Dichten ist ein Uebermuth", sagt Goethe; der ganze Münchhausen ist ein übermuthsprudelndes Gedicht, keineswegs eine kalte Satire nebst obligater Liebesgeschichte. Daher wird das Buch voraussichtlich noch viele Auflagen erleben, wenn einst auch manche der darin geschilderten Zustände in Deutschland, wie jetzt das irrende Ritterthum des Cervantes in Spanien, überwunden sein sollten. Jetzt sind sie das noch lange nicht; ja der Münchhausen hat — etwa abgesehen von den allgemach zur Ruhe gegangenen Gespenstern Weinsberg's — noch seine volle Frische. Die Familie Schnuck-Muck-Puckelig ist mit dem alten Baron keineswegs ausgestorben, im Gegentheil, sie hat sich verjüngt; statt der Weinsberger Gespenster weissagten jüngst die Tische und die Bänke; neuerdings wagen sich spukhafte Ideen an's Licht, die wir schon von Galilei nach Hause geleuchtet glaubten — und die „Ziegen des Helikon" treten uns überall in Crinoline entgegen. — Ich habe an Don Quixote erinnert: wer dächte nicht dabei an dessen materialistischen Gegensatz, Sancho Pansa, welcher in Münchhausens Bedienten, Karl Buttervogel, neu erstanden ist?

Immermanns Aufenthalt in Westfalen verdanken wir die erste Dorfgeschichte und wohl eine unübertroffene: die Darstellung des westfälischen bäuerlichen Lebens und des wahrhaft großartigen Repräsentanten desselben, des alten urkräftigen Hofschulten, mit seinem prächtigen Selbstgefühl, seinem Scharfblick, seinem Dünkel und seinen Schwächen. Mit gleicher Virtuosität, wie diesen männlichen, hat der Dichter in der köstlichen Lisbeth, nur mit noch größerer Liebe, einen jungfräulichen Charakter dargestellt, dessen krystallne Reinheit

die Sonnenstrahlen der ersten Liebe in der schönsten Farbe bricht. Sie und ihre Geschichte bezaubert daher auch solche, welche für den übrigen Inhalt des Romans kein Organ besitzen.

Sehr zu loben ist es, daß ein solches Buch in einer wohlfeilen Ausgabe (ein Exemplar, hübsch gebunden, für 1⅓ Thlr. liegt vor mir) nun eine große Verbreitung findet. Möchte es in der Bibliothek jeder gebildeten Familie stehen!

Schließlich noch ein Wort über das zweitgenannte Buch, worin eine enthusiastische Freundin das Leben der Gräfin Ahlefeldt schildert, der Gemahlin des durch seine „wilde, verwegene Jagd“ in den Freiheitskriegen berühmt gewordenen Generals von Lützow. Die patriotisch entflammte, schöne Frau war das poetische Ferment der Lützowschen Freischaar. Sie selbst warb und begeisterte die, großentheils gebildeten, jungen Männer zum Kampf. — In eigenem Liebreiz und noch umstrahlt von der Glorie der Heroine, trat sie zuerst in Münster, wo Lützow im Anfange der zwanziger Jahre garnisonirte, dem Garnisonauditeur Immermann entgegen. Bei dem poetisch begabten jüngeren Manne fand sie ein Seelenverständniß, das sie in der Ehe mit dem braven, etwas beschränkten General vermißte, der überdieß durch eine Menge Verwundungen invalid geworden war. Die Ehe war kinderlos und wurde aufgelöst. Immermann wurde 1827 als Gerichtsrath in Düsseldorf angestellt, wohin ihm die Gräfin Ahlefeldt folgte und mit ihm ein freundliches Gartenhaus bewohnte. Sie war der ordnende Genius des gemeinsamen Hauses, die Seelenfreundin, die Muse des Dichters. So blieb das Verhältniß etwa dreizehn (!) Jahre, in welchen, da es auf die Dauer den Mann nicht befriedigte, dieser ihr zu wiederholten Malen seine Hand anbot. Ueber das Urtheil der Welt, (es war in diesem Falle ein irriges), hatte sich die Gräfin hinweg gesetzt; eine naturgemäße Verbindung mit dem Manne, dem sie dies Opfer brachte, lehnte sie jedoch standhaft ab, angeblich, weil sie an die Dauer einer, den jüngeren Mann beglückenden Ehe zweifelte. Doch war sie noch in der Mitte ihres dritten Lebensjahrzehnts, als dies Verhältniß begann, welches ich mit einem Worte als ein ungesundes bezeichnen möchte. Diese entsagende Liebe wird aber von der Lebensbeschreiberin als bewundernswerthe That der Verklärten dargestellt, welche unser Dichter nicht zu würdigen verstanden habe. Er machte nämlich auf einer Reise die Bekanntschaft eines unverbildeten, jungen Mädchens und nahm sie, nachdem er noch zum letztenmal der Gräfin seine Hand angeboten, zu seiner glücklichen Gattin.

Es ist eine nicht selten wiederkehrende Erscheinung, daß junge Dichter ihre Huldigung Frauen, die schon im Sommer des Lebens stehen, darbringen. Wenn ein solches Verhältniß der Frau schmeichelt, mag es dem Poeten anziehend sein, ein tieferes Verständniß bei ihr, als bei der naiven, jungfräulichen Natur zu finden. Wer denkt hier nicht an eine ähnliche Situation zwischen dem jungen Goethe und der älteren Frau von Stein? Mag eine vorübergehende Huldigung als interessante Episode hingehen: auf die Dauer wirkt ein solches ungesundes Verhältniß, zumal für den männlichen Theil, verstimmend, verweichlichend. Und es scheint, daß selbst die Produktivität eines Goethe in jener Zeit darunter gelitten hat. Die sentimentale Kokelterie, womit gar häufig jene poetischen Huldigungen aufgenommen werden, erinnert nur zu oft an die Frau Melina in Goethe's Wilhelm Meister, welche er als eine „Anempfinderin“ so treffend zeichnet, sei es auch, daß die poetisch Verehrten weit bedeutendere Naturen wären als jene Schauspielerin. Wenn nun endlich sowohl Goethe als Immermann diese nur zu lange drückenden Fesseln zu brechen sich ermannten: so mögen wir sie glücklich preisen, falls auch, wie bei dem letzteren, die vita nuova schon nach Jahresfrist durch den Tod beendigt wird.

---

* Flokki.

Von P. J. Willatzen.

„Lebt wohl, ihr jähen Schluchten, wo schäumend der Bergstrom ras't,
Ihr rothbeblümten Haiden, wo frei das Rennthier gras't,
Ihr Berge, hochgeschichtet, Norwegens Felsenbrüste,
Die seit den Tagen Odins des Meeres blaue Welle küßte.

„Wildschöne Wikingsheimath, sonst warst du unser Glück;
Wir kehrten aus der Ferne froh zu dir zurück,
Ob uns Hesperien winkte, ob Gold der Omejaden —
Uns trieb's zurück, o Heimath, zu deinen felsigen Gestaden.

„Doch wir, die Englands Städte, Frankreichs gelegt in Schutt,
Von Königen und Kaisern einfoderten Tribut,
Ha, wir, von deren Herrschaft die Wellenmeere zeugen,
Wir sollten unsern Nacken vor heimischem Tyrannen beugen?

„Nein, stolzer Harald, Alle machst du nicht unterthan:
Die Krähe läßt sich fangen, doch fängst du nicht den Schwan;
Der breitet aus die Schwingen, weit über's Meer zu fliegen;
Bald soll auf tanzenden Wogen das mächt'ge Drachenschiff uns wiegen.

„Helft suchen, blonde Knaben, ein Land, wo Freiheit wacht,
Wo euch ihr frischer Odem zu starken Männern macht!
Folgt uns, ihr Nordlandstöchter, auf daß nicht euer Schooß
Einst Schergen Dasein gebe, daß ihr nicht Knechte ziehet groß!

„Wir lassen Gold und Silber, nur Eisen ist uns werth,
Drum führen wir von dannen nur Helm und Schild und Schwert;
Dazu drei heilige Vögel, Odins geweihte Raben,
Wegweiser, wenn die Wellen der wilden See uns nicht begraben.“

So steigen sie zu Schiffe in felsumragter Bucht,
Ein stolz Geschlecht, das trotzig der Freiheit Freistatt sucht;
So ziehen sie gen Westen, das Segel rauscht, das Wasser —
Der alten Heimath Berge verdämmern blasser bald und blasser.

Und nieder sinkt der Abend, die Sterne steigen auf,
Das Schiff eilt durch die Oede des Meers in raschem Lauf,
Indeß geheimnißvoller die leuchtenden Wellen sprechen,
Die wilder sich und wilder schäumend am Kiel des Schiffes brechen.

Und als die Stern' erbleichen, und als der Morgen graut,
Ist Himmel nur und Wasser, so weit das Auge schaut;
Und in der Wogen Wallen blickt starr ein hoher Greis,
Dem wohlgegürtet die Lenden, dem die Locken sind wie Silber weiß.

Das ist der Kämpen Führer, um den sie oft sich geschaart
Vordem, so oft der Frühling lud zur Wikingsfahrt.
Flokki hebt das Auge und winkt heran den Knaben,
Den Hüter, und der Kleine bringt alsbald den ersten Raben.

„Nachtschwarzer Göttervogel, breit' aus dein Schwingenpaar,
Künd', ob schon Freiheit winket, ob ihr noch droht Gefahr!
Gen Abend muß es liegen, verblieb ihr noch ein Land;
Zeig's, und wir werden folgen, doch nimmer nach der Heimath Strand!“

Der Rabe schlägt die Flügel und schwinget sich empor — —:
Die Kämpen sehn ihn fliegen in's goldne Morgenthor.
Da spannen sie noch straffer, westwärts gewandt, das Linnen,
Der Kiel jagt durch die Wellen, die schaumgekrönten, stolz von hinnen.

Und Tage gehn und kommen in ew'gem Einerlei —
Kein Zeichen noch, daß nahe ein wirthlich Ufer sei.
Im Winde lang hin flattert der Frauen goldig Haar,
Vom Wogengischte tropfet der Bart der ernsten Männerschaar.

Am Steuer stehet wieder Flokki und starrt hinaus,
Doch hebt sich kein Gestade aus wilder Wasser Graus.
Da winket er dem Knaben: „Der Vögel zweiter steige!
Nun gebt, ihr alten Götter, gebt, daß rechten Pfad er zeige!“

Der Rabe schlägt die Flügel und flattert himmelan,
Weit kreisend, daß kaum ein Auge zuletzt ihm folgen kann;
Und lange Stunden kreis't er, da kehrt er müde zurück,
Noch fand er keine Stätte, wo sicher blühe der Freiheit Glück.

Und eh der matte Flügel ihn trägt in des Schiffes Bort,
Versagt die Kraft, es haschen die Wellen und reißen ihn fort.
Und dichter ziehn die Krieger die buschigen Augenbrauen,
Und bleicher sehen nieder vor sich die hohen Nordlandsfrauen.

Und wieder sinkt der Abend, die Sterne steigen auf,
Das Schiff eilt durch die Oede des Meers in raschem Lauf;
Es plaudern geheimnißvoller indeß die leuchtenden Wellen,
Die an des Schiffes Seiten in jäher Hast vorüberschnellen.

Da sitzt gelehnt am Maste der düstre Greis und sinnt;
Mit seinen Locken spielet leise der nächtige Wind.
Sein Auge ruht auf den Zügen der Tochter, welche, los
Der Sorgen, schlummernd lieget, das schöne Haupt in seinem Schooß.

Doch schrieb ihre Runen die Noth in dies Gesicht,
Aus dem mit schweigender Klage laut die Entbehrung spricht;
Und Flokkis Enkel, die treulich der Arm der Mutter gewiegt,
Sie finden, wenn sie erwachen, den heil'gen Labequell versiegt.

Bekümmert blickt in's bleiche Angesicht der Greis,
Erinnerungen steigen in seiner Seele leis —
Ragnhild in seinem Schooße, sie ist ihrer Mutter Bild,
Die einst die stürmischen Tage so sonnig ihm gemacht, so mild.

Als er um sie geworben, da war sein Haupt nicht Schnee
Und sein Herz wohl kühner, als eines die Fluth getragen je.
In Norwegs Felsenthale, im steinumpflanzten Grab,
Ruht, die nach heißen Kämpfen daheim der Freuden viel' ihm gab.

Oft an des Südens Küsten, wo Alles sonniger Glanz,
In Vandalos, Sicilien, im prächtigen Byzanz,
Da hätten schöne Weiber zu gern umgarnt sein Herz,
Doch hielt er Treue der Einen — allherbstlich zog er nordenwärts.

O helles Schwerterklingen in blutiger Männerschlacht!
Wie jauchzten die Heldenseelen, wenn Schild an Schild gekracht!
Wenn Städte und Schlösser lohten, wenn Christentempel sanken,
Aus deren goldnen Kelchen sie Meth bei Siegesfesten tranken!

Und jetzt? — Im Schiffe wie stille, als walte schon der Tod
Geheimnißvoll, zu enden die Qual vor dem Morgenroth!
Und auf die Brust läßt Flokki das Haupt, das müde, hangen
Und wird gemach vom Schleier des Schlafes mitleidvoll umfangen.

Als wieder er erwachet, da ist das Schiff bereift,
Die Taue und die Segel, sie sind vom Frost gestreift,
Und Alles blitzt und funkelt im goldnen Morgenschein;
Der Wind geht scharf, und höhnend pfeift er sein gellend Lied darein.

Den Greis durchrieselt's eisig. Er schaut umher; da sitzt
Ragnhild ihm zur Seiten; sie hat den Arm geritzt
Und läßt der Kinder Lippen die rothen Perlen fangen
Und kehrt sich ab vom Alten, doch sah er die verweinten Augen.

Da hebt bewegt sich Flokki vom Sitz und ruft dem Knaben:
„Im Namen denn der Götter bringe den letzten Raben!“
Und der Alte lös't die Flügel, und der Vogel blickt sich um
Und steigt dann rasch, und Alle schaun ihm zaghaft nach und stumm.

Und sieh! nach Westen, nach Westen geht hin sein eilender Flug!
Nach Westen, immer nach Westen! Nun wissen sie genug;
Die Hoffnung, fast erloschen, strahlt der Sonne gleich,
Die Augen leuchten, die Wangen röthen sich, die sonst so bleich.

Das Steuer wird gerichtet — wie rasch sich Alles regt!
Flokki steht bei Ragnhild und blickt sie an bewegt.
Er küßt ihr die Stirn, er küßt der Kinder Haupt:
„Wir haben nicht vergebens geopfert, nicht umsonst geglaubt.

„Ragnhild, diese Kleinen, die dein Blut genährt,
Sie wird ein Gott erhalten so großer Liebe werth;
Aus ihnen wird erblühen ein markiges Geschlecht,
Stolz auf der Väter Sitte, im Frieden stark und kühn im Gefecht.“

Da ruft's mit gewaltigen Stimmen: „Land!“ schallt es, „Land!“
Und eilends hat sich Flokki verklärt emporgewandt:
Es liegen sich in Armen die bärtigen Schiffsgenossen
Und halten, jubelnd die Einen, die Andern weinend sich umschlossen.

Weit aber, wo Meer und Himmel im Westen sind geeint,
Sieh, wie dort ein Gipfel eisbedeckt erscheint;
Allmählich tauchet breiter auf aus dem Wellenbade
Mit starren Zackenkronen ein winterliches Felsgestade.

Und laut schallt's: „Dank euch Göttern, daß ihr uns nicht verwerft!
Ihr gabt ein Land, das Keinen verweichlicht und entnervt.
Und frägt man, wo die Freiheit vom Glauben nicht zu trennen,
Vom Glauben an euch Götter, wird stolz dereinst man „Island“ nennen!“

Die Indianer von Sonora.

* Bremen, 4. März. Im Künstlerverein hielt gestern Herr Clemens Pajeken einen Vortrag über den mexicanischen Staat Sonora und seine Bewohner, auf Grund eigener Erlebnisse und Untersuchungen. Der Redner suchte in gedrängter Kürze von diesem Lande, welches in Europa noch ganz unbekannt ist, eine Skizze zu entwerfen. Er hat sich durch viele Reisen und durch einen Aufenthalt von mehr als zwei Jahren in jenem Lande überzeugt, daß die Berichte von M. G. Ferry (Voyage et aventures en Mexique), wonach einige deutsche Jugendschriftsteller gearbeitet haben, soweit sie Sonora betreffen, Märchen und Phantasiegebilde sind. Nach der Angabe der geographischen Lage, des Klimas und der Produkte gab der Vortragende eine Beschreibung des im Ganzen wüsten, bergigen und wasserarmen Landes, dann eine historische Skizze von der Gründung der Missionen durch den deutschen Jesuiten Pater Kino (Kühne), den ersten Apostel Sonoras, und ging hierauf zu den Einwohnern über, die er nach der Weise jenes Landes in vernünftige Leute und Indianer theilte. Hier unterschied er bei jenen ersten die wirklich civilisirten Leute europäischer Abkunft von der großen Masse des Volkes, die fast ganz indianischer Abkunft ist und meistens auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung und der Intelligenz steht. Die Indianer theilte er in zahme (Indios mansos) und wilde (Indios broncos); diese wurden näher geschildert. Es sind: die Yaquis, die Mayos, die Opatas, die Pápagos, Pimas und Gileños, und die Yumas als zahme, und die Ceris und die Apaches als wilde Indianer. Diese Völker unterscheiden sich von einander sowohl in ihrem Aeußern als in ihrer Lebensweise, und fast von jedem wurde eine Eigenthümlichkeit erwähnt. So von den Yaquis die Liebe zur Musik, von den Opatas die Tapferkeit, Treue und Ausdauer, von den Gileños die Gastfreiheit, von den Yumas die Wanderlust und von den Ceris die Blutgier. Ein genaueres Bild entwarf Herr Pajeken von dem Leben und Treiben der Apaschen; wir theilen den betreffenden Abschnitt des Vortrags mit.

Es ist ganz unmöglich auch nur annähernd die Zahl dieser großen Nation anzugeben, welche den ausgedehnten Landstrich zwischen Texas und dem Rio Colorado im Norden des Flusses Gilla bewohnt. Ebenso wenig kann man die verschiedenen Volksstämme aufzählen, aus denen sie besteht. Die in Sonora am bekanntesten sind die Apaches tontos, Coyoteros, Alacranes, Pinaleños, die von der Sierra blanca und dem Rio puerco.

Sie kommen gewöhnlich in einem Haufen von 300 bis 500 Mann über die Grenze, aber dann theilen sie sich in kleine Trupps von 20, 15, 10 oder gar 5 Mann, um im Lande, welches sie nach allen Richtungen durchstreifen, zu rauben und zu morden. Sie benutzen bei ihren Zügen sehr selten die Heerstraßen, sondern kommen und gehen auf dem hohen Tafellande der Gebirge oder durch die schroffsten Schluchten und Pässe, die ihrer Unwegsamkeit wegen von den reisenden Mexicanern gemieden werden. Sie warten oft mehre Tage in der Nähe eines Dorfes oder einer Viehzüchterei auf eine gute Gelegenheit, eine Heerde Pferde oder Rindvieh fortzutreiben, beobachten die Leute und benutzen den ersten Augenblick des Mangels an Wachsamkeit, sich auf ein Pferd zu werfen und so viele, als sie zusammenbringen können, durch eine Schlucht auf den Gipfel des Gebirges zu treiben, von wo aus sie an der andern Seite wieder hinuntergehen, um wieder eine andere Gebirgskette zu übersteigen. Dies wird Alles in gestrecktem Galopp gemacht, wobei sie die Thiere mit ihren Lanzen antreiben und lenken. Gewöhnlich entkommen sie mit ihrer Beute, wenn sie aber eingeholt werden, so leisten sie selten ernsthaften Widerstand und sind nur auf ihre eigne Sicherheit bedacht, nachdem sie vorher noch alle Thiere, die sie nicht mit fortbringen können, mit ihren Lanzen erstochen haben. Sie stehlen so-

gar Schafe, welche sie nicht mit fortbringen können, nur um sie zu tödten und den Schakalen und Geiern zu überlassen.

Auf diese Weise ist alles Vieh aus dem ganzen Norden des Staats auf eine Strecke von 150 leguas von Ost nach West verschwunden, die Viehzüchtereien und fast alle Dörfer und Städte sind von den Einwohnern verlassen und liegen in Ruinen, die wenigen Ortschaften, welche noch bewohnt sind, enthalten kaum ein Drittheil ihrer früheren Bevölkerung, schöne Strecken ackerbaren Landes liegen wüst, und reiche Bergwerke sind verlassen und verfallen. Die früher so reichen Viehzüchter sind jetzt arm, und das Volk im Allgemeinen darbt im Mangel und Elend. — Die Goldentdeckung in Obercalifornien vollendete den Ruin dieses Distrikts. Alle Leute, die noch Pferde und Packthiere zur Reise besaßen, wanderten aus; Rindvieh, Pferde und Schafe wurden zum Export verkauft, so daß jetzt auch dem Volke die Mittel fehlen sich den Lebensunterhalt zu verdienen.

Es würde einen Band erfordern, nur die Angriffe zu schildern, welche diese blutdürstigen Wilden in den letzten Jahren auf das wehrlose Volk von Sonora gemacht haben. Da ist keine Familie, welche nicht auf eine oder andre Weise von ihnen zu leiden gehabt hat; groß ist die Anzahl der Wittwen und Waisen der Opfer ihrer Mordlust, und noch größer ist die Anzahl derjenigen, die durch ihre Räubereien auch das letzte Thier ihrer Heerde eingebüßt haben. Jetzt da die nördlichen Distrikte von Menschen und Vieh entblößt sind, dehnen die Apatschen ihre Raubzüge bis in den Süden des Staats aus, und zwar häufiger als je zuvor. Im Jahre 1853, während ich an der Nordgrenze wohnte, wo ich auch sieben Mal von ihnen angegriffen wurde, raubten sie mehr als 1500 Pferde und Maulthiere, und allein im Monate Februar jenes Jahres wurden über 200 Personen von ihnen ermordet. Außer diesen erschlugen sie noch elf Postboten zwischen Ures und Chihuahua, und in diesen Fällen ging natürlich auch die ganze Post verloren.

Der Krieg gegen die Apatschen ist von der beschwerlichsten Art. Der gehörig bewaffnete und mit Proviant ausgerüstete Soldat, der noch wenigstens eine Decke gegen die Rauhheit der Witterung mit sich führen muß, kann dem leichtfüßigen Apatschen nicht durch Wüsten und Bergschluchten folgen, da dieser außer seiner Waffe, die in einer Lanze, in Bogen und Pfeilen, selten in einer Büchse besteht, nichts zu tragen hat, dabei eine genaue Kenntniß der ganzen Wildniß besitzt. Diese Indianer können nur durch Indianer bekämpft werden, und nur dem schlechten Zustande der Finanzen des Gouvernements, wodurch es gehindert wird die Opatas, Pápagos und Yaquis gehörig zu besolden, zu nähren und zu kleiden, so wie dem Mangel an Offizieren, die im Indianerkrieg erfahren sind, ist es zuzuschreiben, daß diesen Gräueln nicht schon längst ein Ziel gesetzt ist. Die verschiedenen erwähnten Indianerstämme sind nie sehr freundschaftlich gegen einander gesinnt, aber in einem Punkte sind sie alle einig; es ist der Haß gegen die Apatschen. —

Die Militärposten an der Grenze sind nicht in dem Zustande, den Wilden Widerstand zu leisten, denn anstatt der 125 wohl genährten, gekleideten und besoldeten Soldaten enthalten sie jetzt kaum 20 oder 30 zerlumpte, halbverhungerte junge Burschen, die außerdem oft nicht einmal Patronen zu ihren Flinten haben, und zu ihrem Lebensunterhalt auf Diebstahl angewiesen sind.

Obgleich die Apatschen einen gewissen großen Landstrich im Süden von Neumexico ihr Land nennen, so haben sie doch keine sichern Wohnplätze, weil sie fortwährend auf der Wanderschaft sind. Sie erkennen keine andre Obergewalt als ihren eignen Willen und kein andres Recht als das der Stärke. Wenn sie sich an einem Orte einige Zeit aufhalten wollen, bauen sie sich Hütten aus Baumzweigen, welche sie mit Gras decken; aber sie verbrennen sie immer, wenn sie weiter ziehen. In allen andern Zeiten wohnen sie unter freiem Himmel, wie die Thiere der Wildniß, unbekümmert, ob es heiß oder kalt ist, ob es regnet oder nicht. Sie haben ein Oberhaupt, genannt der Rothärmel (mangas coloradas), aber dieser hat kein andres Ansehn, als daß er in irgend einer großen Unternehmung die Anführung übernimmt und bei ihren Berathungen den Vorsitz führt. —

Die Kleidung der Apatschen ist seit einigen Jahren dieselbe, wie die der Mexicaner, da sie diesen hinreichend Zeug stehlen; früher kleideten sie sich in Hirschleder und hatten fast nie eine Kopfbedeckung außer einem Federschmuck, montera, der aus den Federn des wilden Truthahns gemacht wird. Sie gehen nie barfuß, sondern tragen bequeme Stiefel aus Hirschleder. —

Bei den Apatschen läßt sich weniger, als bei einer andern Indianernation, das Aeußere beschreiben, denn sie sind verschieden an Wuchs und Hautfarbe. Die Mehrzahl hat jedoch einen gedrungenen Wuchs, breites Gesicht mit hervorstehenden Backenknochen und platten Nasen, dunkle Kupferfarbe, kleine Hände und Füße. Dabei sind sie bartlos, wie alle Indianer. —

Es giebt auch Albinos (Apaches Gueros) unter ihnen, deren Hautfarbe ganz weiß ist, und die auch, wie die Albinos unter andern Völkern, weißes Haar und blöde, röthliche Augen haben. Da diese nicht zur Theilnahme an den Raubzügen tauglich sind, so werden sie von der Gemeinschaft ausgeschlossen und leben dann abgesondert in kleinen Trupps von der Viehzucht. Schon seit vielen Jahren wiederholen sich die Berichte von Reisenden, noch kürzlich von Mr. Aubry, welche weiße Indianer angetroffen haben und diese für Nachkommen irgend einer Colonie Europäer aus alten Zeiten halten. Diese Berichte werden hiedurch hinreichend aufgeklärt, da es einem flüchtigen Reisenden und oberflächlichen Beobachter wohl verziehen werden kann, wenn er sie für wirklich weiße Leute hält.

Von seiner Kindheit an lernt der Apatsche den Gebrauch des Bogens, und als Knabe schießt er damit nach Vögeln, Ratten, Eidechsen und andern kleinen Thieren, wodurch er eine große Fertigkeit im Schießen erlangt. Die Hauptwaffe ist aber die Lanze, deren Schaft ein 8 bis 10 Fuß langer Blüthenstengel der großen Aloe ist; auch haben einige von ihnen Feuerwaffen, welche sie sehr gut zu handhaben verstehen. —

Der Charakter der Apatschen ist launisch, stolz, unabhängig, treulos und im höchsten Grade rachsüchtig. Einen abgeschlossenen Vertrag halten sie nur so lange, als er ihre Interessen fördert. Sie haben kein Andenken für empfangene Wohlthaten, aber eine Beleidigung vergessen sie nicht in vielen Jahren, wovon ich nur ein Beispiel erwähnen will. Im Jahre 1818, als eine beträchtliche Anzahl Apatschen friedlich in Bacuachi wohnte, entstand bei einem Kirchenfeste und dem damit verbundenen Saufgelage eine Rauferei unter den Apatschen; Soldaten und Einwohner traten zusammen, um den Streit zu schlichten, und unter diesen auch Don Leonardo Escalante, ein reicher Bürger des Orts. Dieser sprang mit einer Reitgerte zwischen sie und theilte einige Hiebe aus, wobei einer der Apatschen ein Auge verlor. Als die Ruhe wieder hergestellt war, bedauerte Escalante sehr den unglücklichen Erfolg seines Eifers, ließ dem Verwundeten ärztliche Pflege zu Theil werden, und als er wieder geheilt war, schenkte er ihm Pferde, Rindvieh und Kleider, um seinen Zorn zu besänftigen, was ihm auch scheinbar gelang. Aber der Apatsche war nicht befriedigt und wartete auf eine Gelegenheit sich zu rächen, die er elf Jahre nachher fand, als er Herrn Escalante mit seinem Begleiter, dem Pater Robles, auf der Straße zwischen Fronteras und Bacuachi ermordete.

Die Apatschen verstehen bewunderungswürdig der Fährte eines Thieres oder eines Menschen zu folgen, wo ein Europäer nicht die geringste Spur eines Fußtritts sehen würde. Sie kennen an den Fußtapfen eines Pferdes genau, ob es mit oder ohne Reiter war, ob es freiwillig ging oder getrieben wurde. —

Wie alle wilden Indianer können sie unbeschreiblich viel essen, dagegen können sie aber auch Hunger und Durst in hohem Grade ertragen. Obgleich es erwiesen ist, daß ein Apatsche oft 6 und sogar 8 Tage nichts gegessen hat, so ist doch noch kein Beispiel vor-

gekommen, daß einer aus Mangel an Nahrung gestorben ist. — Sie essen keinen Fisch, obgleich es deren eine Menge in den Flüssen ihres Distrikts giebt, und brauchen nie Salz. Das Fleisch von Pferden und Maulthieren ist ihre liebste Speise, aber gegen Schweinefleisch haben sie, wie auch andre Indianer jener Gegend, eine natürliche Abneigung. Sie tödten aber jedes Thier, dessen sie auf der Wanderung ansichtig werden, entweder zur Uebung im Gebrauche des Bogens oder um ihren Blutdurst zu befriedigen, und schonen nur den Uhu, vor dem sie eine abergläubige Scheu haben.

Wenn sie auf der Hirschjagd sind, setzen sie sich einen Hirschkopf auf, und in dieser Verkleidung beschleichen sie das Wild hinter hohem Grase und Gesträuch. In früherer Zeit verkleideten sich ihre Spione auf dieselbe Weise, aber die Spanier merkten die List und schickten jedesmal, wenn sich ein Hirschkopf zeigte, ein Detaschement Soldaten aus, um ihn zu fangen. Seitdem haben sie es unterlassen.

Bei den Apatschen ist hohes Alter verächtlich. Ein Mann, der durch Alterschwäche gehindert wird, die Strapazen eines Raubzugs zu ertragen, wird mit großer Geringschätzung behandelt, wenn er sich auch in frühern Zeiten durch seine Verwegenheit, Kraft und List ausgezeichnet hat.

Sie sind stark, behende, listig und vorsichtig. Sie vertheidigen sich mit großer Tapferkeit, wenn sie in die Enge getrieben werden; aber sie wagen keinen Angriff und leisten keinen Widerstand, wenn sie Gefahr laufen einen Mann zu verlieren. Wenn sie sich aus einem Gefechte zurückziehen, so nehmen sie ihre Verwundeten und auch wohl ihre Todten mit sich, um dem Feinde ihren Verlust zu verheimlichen.

Wenn ein Mann auf dem Marsche krank wird und ihre Kräuter und Zauberformeln keine heilsame Wirkung hervorbringen, so überlassen sie ihn seinem Schicksale, nachdem sie ein Gefäß mit etwas Wasser neben ihn gestellt und eine glühende Kohle hinter seinen Kopf gelegt haben. Was der Zweck dieser letzten Ceremonie ist, hat man mir nicht erklären können.

Die Apatschen haben eine gewisse Vorstellung von einem höhern Wesen, welches sie Jastaritanne, d. h. Befehlshaber des Himmels nennen, aber von religiösem Cultus ist bei ihnen keine Spur zu finden.

Die Frauen haben alle Arbeiten zu thun und sind die Sklavinnen der Männer, welche sie von ihren Vätern durch Kauf erlangen und so viele nehmen, als sie glauben ernähren zu können.

Die Sprache der Apatschen ist mißtönend und guttural und enthält kaum einen menschlichen Laut; sie hat die größte Aehnlichkeit mit dem Würgen eines Hundes, der sich anstrengt einen ihm im Schlunde steckenden Knochen auszuspeien. Ihre Lieder sind ähnlicher Art; das Klaggeschrei der Weiber bei einem Todesfall ist noch am meisten melodisch, doch gleicht es fast dem Geheul des Schakals.

Von den Apatschen, welche früher von den Spaniern zur Ansiedelung in Sonora veranlaßt wurden, sind nur noch 250 bis 300 übrig geblieben. Man nennt sie zahme Apatschen, Apaches mansos. Diese halten sich meistens in der Nähe der Grenzfesten auf, wo ihnen früher regelmäßig Rationen ausgetheilt wurden, da aber die mexicanischen Soldaten jetzt selbst nichts zu essen haben, so ist dies schon seit Jahren unterblieben. Sie arbeiten deßhalb als Tagelöhner auf den Höfen, aber wenn die Pitaya, (Frucht des Riesencactus), reift, gehen sie wieder in die Wüste und bleiben da, bis der Hunger sie nöthigt, wieder an die Arbeit zu gehen. Sie sind Todfeinde ihrer wilden Vettern und leisten auf den Heerzügen gegen sie treffliche Dienste. Ihre Zahl nimmt aber fortwährend ab, so daß auch dieser kleine Volksstamm bald aufgehört haben wird zu existiren.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Belagerung und Eroberung Konstantinopels durch die Türken im Jahre 1453. Von A. D. Mordtmann. — Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen. Von O. Peschel. — Waldo, Kaiser Karls des Großen geistlicher Rath und die älteren Waldenser. Eine historische Studie von Ph. Heber. — Hellenika, Forschungen auf dem Gebiete der alten Völker- und Mythengeschichte. Von G. Muys. — Die Gegenkönige Friedrich und Ludwig und ihre Zeit. Von J. E. Kopp. — Das gefangene Bild. Dramatische Phantasie in drei Aufzügen von S. H. Mosenthal. — Erinnerungsblätter. Von A. von Sternberg. Vierter Theil.

— * Der Schlußband der großen Geschichte des Consulats und Kaiserreichs von Thiers wird nun demnächst im Druck erscheinen. Die Geschichte der „hundert Tage" ist besonders ausführlich behandelt, und Thiers soll nachzuweisen versucht haben, daß es Napoleon damals mit seinem Constitutionalismus aufrichtig gemeint habe.

— * Die neue Schrift des Ritters C. C. J. Bunsen, „vollständiges Bibelwerk für die Gemeinde", beginnt demnächst bei Brockhaus in Leipzig zu erscheinen. Es besteht aus drei Abtheilungen, welche in acht Bänden ausgegeben werden. Die erste enthält in vier Theilen eine Uebersetzung und Erklärung der Bibel, die zweite in drei Bänden eine Darstellung der Forschungen über die Bibel, die dritte und letzte in einem Theile eine Bibelgeschichte; darunter ein „Leben Jesu." Das Werk erscheint nach und nach; der Preis wird sich auf etwa 10 Thaler belaufen.

— * Im Cotta'schen Verlag erscheint eine Geschichte der Jagd mit Illustrationen von Franz von Kobell, dem Verfasser der reizenden Gedichte in pfälzischer und oberbayerischer Mundart.

— * Der Historiker Thomas Gar zu Trient wird eine Geschichte von Tyrol herausgeben; im Schlosse Thun fand er viele ungemein wichtige, bisher nicht benutzte Urkunden, auch manchen interessanten Beitrag zur Geschichte der Unternehmungen Wallensteins und seines traurigen Endes.

— * Bei Rümpler in Hannover erscheint demnächst eine deutsche Uebertragung der letzten Lieder Bérangers, von denen manche in der Uebersetzung Launs von uns mitgetheilt wurden, von Julius Rodenberg.

— * Der ausgebreitete Kunstverlag von Arnz und Comp. in Düsseldorf wird nicht in Folge des Bankerotts aufhören, sondern es hat sich eine Commission gebildet, welche die wichtigen und gesicherten Unternehmungen fortführt. Das bekannte Künstleralbum, das sonst immer gegen Weihnachten ausgegeben wurde, soll sogar schon nächstens erscheinen; die ersten Künstler Düsseldorfs sind mit den von ihnen versprochenen Beiträgen beschäftigt.

— △ Kurzer Lebensabriß des k. k. österreichischen Feldmarschalls Josef Grafen von Radetzky. Nach authentischen Quellen. Wien, Sommer. — Unter den vielen, größtentheils mangelhaften Biographien, die kürzlich über den verewigten Feldherrn veröffentlicht wurden, erhalten wir hier eine geordnete und zusammenhängende Darstellung, welche Radetzky's Herkunft, Erziehung, Eintritt in die Armee, Feldzüge gegen die Türken und Franzosen bis 1808 und 9, ferner die Befreiungskriege, dann seine Dienstverwendung bis 1831, sein Commando in Italien bis 1857, seinen Ruhestand und Tod beschreibt. Besonders anziehend für den Leser ist sein früheres Wirken in Böhmen, in den Niederlanden und der Lombardei, seine Thätigkeit in den verschiedensten Waffengattungen bei unglaublich langsamer Beförderung zu höhern unabhängigern Stellungen, gelähmt durch den weitläufigen und engherzigen Geschäftsgang des frühern Hofkriegsraths, bis es ihm endlich beschieden war, in einem Lebensalter, in welchem sonst Generale einer mehr oder weniger verdienten Ruhe genießen, im 81 Jahre, nachdem sein jahrelang fortgesetztes Ersuchen um Verstärkung gegen den vorausgesehenen Sturm in Wien unbeachtet geblieben war, unverwelkliche Lorbeern um sein Heldenschwert zu flechten. Der Aufstand in Mailand brach los, der Vicekönig Rainer entfloh, Oesterreichs reichste und schönste Provinzen, Ungarn und Oberitalien, waren in vollständiger Empörung, Kaiser Ferdinand barg sich in den Tiroler Bergen, in Wien regierte die jugendliche Aula, Radetzky war nur auf sein kleines, aber festes und treues Heer angewiesen; er mußte — und mit welchen Gefühlen mag es geschehen sein — die aufrührerische Hauptstadt verlassen und sich auf Verona und das feste Mantua zurückziehen. Die Einzelheiten oder selbst nur Hauptmomente der beiden Feldzüge 1848 und 49 anzudeuten, ist hier nicht der Ort, dieselben sind in mehreren werthvollen, militärischen Werken geschildert, so namentlich von Schönhals in den „Erinnerungen eines österreichischen Veteranen", von Hackländer, der ebenfalls Augenzeuge war, in anziehender Weise für das größere Publikum; der zweite dieser Feldzüge — der kürzeste vielleicht, den die Geschichte kennt — endigte einem bei weitem stärkeren Feinde gegenüber nach der Schlacht bei Novara mit gänzlicher Niederlage des Piemontesischen Heeres, welche den treulosen und wankelmüthigen Karl Albert bewog, die Krone niederzulegen

und sein Leben in selbstgewählter Verbannung zu beschließen. In diesen schweren, aber glorreichen Tagen, in welchen der Feldherr ohne sicheren Rückhalt und von allen Verstärkungen von außen, aber auch von den stets lähmenden Verfügungen des k. k. Hofkriegsrathes zu seinem Glücke abgeschnitten, nur auf sich und sein treues Heer sich stützte, war es, daß Grillparzer mit Recht sang „in deinem Heere ist Oesterreich.“ Der ritterliche Kaiser Franz Josef verdiente in diesen Kämpfen seine Sporen und bereitete seinem im 91. Lebensjahre kürzlich verewigten Feldherrn ein großartiges und schönes Leichenbegängniß. — Vorliegendes Werk schildert einfach und kurz den langen Lebenslauf des Helden von Custozza und Santa Lucia, wobei es für den unbefangenen, ferner stehenden Leser gleichgültig erscheint, ob derselbe noch dieses oder jenes Ordensbändchen oder fremdherrliche Großkreuz in Brillanten erhalten. Radetzky selbst, den nun in seinem hohen Alter Fürsten mit Orden, Dichter mit Versen überschütteten, schätzte die Liebe und Anhänglichkeit seiner Untergebenen, die ihn als Vater verehrten, höher. Sein Andenken wird in Oesterreichs Heer und Geschichte unauslöschlich dauern.

— * Die neue Zeitschrift „Preußische Jahrbücher“ von Haym hat schon bei ihrem zweiten Heft eine polizeiliche Beschlagnahme erfahren, die wohl durch eine Besprechung des preußischen Landtages veranlaßt ist. Im Uebrigen enthält das Heft Erörterungen der holsteinischen Frage, der Krisis von 1857 und Artikel über den Historiker Spittler und die griechische Geschichte von Ernst Curtius.

— * Der preußische Cultusminister hat das Gesuch des Professors Prutz um Entlassung aus seiner Stellung an der Universität Halle „in wohlwollender Theilnahme“ beanstandet und ihm vorläufig einen Urlaub bis zum October unter Belassung seines Gehaltes ertheilt. Im Herbst hat Prutz sich zu entscheiden, ob er sein Gesuch erneuern oder der Universität wieder angehören will. Seine Vorlesungen in Stettin haben unter großer Theilnahme begonnen.

— * Ein historisches Schauspiel „Heinrich der Löwe“ von Franz Nissel wird auf dem Hofburgtheater in Wien mit großem Erfolg aufgeführt.

— * Die katholische Kirche hat einen ihrer eifrigsten Diener und Kämpfer verloren durch den Tod des Dom-Capitulars und Pfarrers am Kaiserdom zu Frankfurt, Beda Weber. In weiteren Kreisen wurde er, abgesehen von mancher historischen Schrift, besonders durch sein Auftreten im deutschen Parlamente von 1848 bekannt; in seiner Stellung als Pfarrer in Frankfurt war er ein unermüdlicher Seelsorger und ein Wohlthäter der Armen. Beda Weber war in Tyrol, zu Lienz im Pusterthale, am 26. October 1798 geboren, studirte zu Innsbruck, trat 1821 im Stift Marienberg im Vinlschgau in den Benedictiner-Orden, erhielt 1824 die Priesterweihe und im nächsten Jahre eine Pfarre des Stiftes Marienberg. Bald darauf wurde er Professor am Gymnasium zu Meran und erschien 1848 als Abgeordneter des dortigen Wahlkreises in der deutschen Nationalversammlung zu Frankfurt. Im Jahre 1849 ernannte ihn der Bischof von Limburg zum Dom-Capitular und katholischen Stadtpfarrer in Frankfurt.

— * Rachel Felix und Adelaide Ristori. Diesen Titel führt eine kleine dramaturgische Skizze, welche Frau Elisabeth Marr, die Gattin des in der Theaterwelt bekannten Regisseurs Heinrich Marr, aus Anlaß der Gastrollen, welche die gefeierte italiänische Tragödin Adelaide Ristori in Hamburg gab, entwarf und im Druck erscheinen ließ. Die Ristori war es bekanntlich, welche in Paris der Rachel als Nebenbuhlerin entgegen trat und ihr den Lorbeer entriß. Was die Verfasserin über das Wesen der französischen Künstlerin sagt, scheint uns so richtig, daß man daraus wohl schließen darf, daß sie auch die Italiänerin in ihrem eigenthümlichen Wesen erkannt, das Charakteristische, was sie im Gegensatz zur Rachel hat, hervorgehoben habe. Die beiden merkwürdigen Darstellerinnen haben kaum einen Berührungspunkt. Die Rachel hat sich exclusiv auf einen antiken Standpunkt gestellt und geheimnißvoll in die tiefsinnige Mystik des Alterthums verloren, die Ristori ist eine individuelle Natur, die der frohen Botschaft des Christenthums lauschte, dessen Ideal der Glaube und die Liebe ist. Die Rachel war in ihrem äußeren Auftreten gleich einer Statue; erhaben, einfach, ruhig, bis sie in wildes dramatisches Leben gerieth; die Ristori hat eine würdevolle echt weibliche Haltung, in ihren edlen geistvollen Zügen spiegeln sich die Gefühle ab. Die Rachel schuf gleichsam für die Kunst einen eigenen Genius des Zorns, der gleich dem Donner zu grollen verstand. Das Element der Liebe und des Hasses verschmolzen bei ihr in Eins, für eine Ausgleichung der Gefühle fehlte ihr der Instinkt des Weibes. Aus diesem Grunde erklären sich auch die grellen Uebergänge in ihren Ausbrüchen der Leidenschaft, die jähen Wechsel in ihrer Darstellungsmanier — zwischen jubelnder Liebeswonne und trunkener Rachelust. Sie stand fortwährend auf einem Vulkan, der unter ihren Füßen zitterte, der sie entweder wie auf einer Feuersäule bis in die Wolken empor steigen oder sie in den tiefen klaffenden Abgrund hinunter stürzen lassen konnte. Die Rachel war die Verkörperung jener dämonischen Gewalt, die den räthselhaften Frauennaturen innewohnt, welche mit unzähmbaren Leidenschaften und Begierden geboren werden und vergebens die Arme ausstrecken nach einer Versöhnung mit ihrem inneren Gott! Solche Frauennaturen sind nicht fähig, in die Liebe aufzugehen, sich ihr heroisch zum Opfer zu bringen; sie schleppen die himmlische Sehnsucht nach einem Anschluß des Herzens, wie eine Krankheit durch ihr irdisches Leben, weil ihnen die ursprüngliche Würde des Weibes, die Zartheit des Gemüthes versagt wurde, so daß ihr eigentliches Gefühlsdasein nur eine Dissonanz ausmachen kann! Solche räthselhafte Frauennaturen haben für ein verrathenes, betrogenes Herz keinen Schrei des Schmerzes, kein Schluchzen der Seele; von der sonnigen Höhe ihrer Liebesseligkeit grausam herabgeschleudert, kennen sie keine andere Genugthuung, als Aug' um Auge, Zahn um Zahn zu verlangen, und wie die Rachel es zu verlangen wußte in allen ihren Kunstschöpfungen, die sie uns wie eine Gedankengallerie vorführte, so war es groß und erhaben, so gewann es seine sittliche Berechtigung und erfüllte uns mit Ehrfurcht vor der unsichtbar waltenden Macht der Natur, die wohl ihre geheimen Gründe dafür haben muß, auch räthselhaftes Leben um sich her zu verbreiten! Wer erinnerte sich nicht an Rachel's Ausdrucksweise, wenn sie von Liebe sprach! Ein geheimnißvolles Flüstern drang an unsere Ohren, wir meinten eine dunkle Sage zu hören, die wie eine Gottdämmerung über uns hereinbrach, uns aber keinen rechten Glauben abzewinnen konnte. Der Ton ihrer Stimme war so klagend; so durchsättigt von Weh und unnennbarer Erdenqual, daß wir daran hätten vergehen können. Ihr tiefes, unergründliches Auge schweifte in die unendlich weiten Fernen, als suche sie mit der Seele nach dem Gefühl, von dem sie Kunde geben wollte, und das erschütterte so gewaltig, als sollte unsere kleine Menschenbrust zerspringen. Wahrlich, die Rachel verstand es, ein nie zu stillendes Verlangen nach einem unaussprechlichen Etwas in uns anzufachen, uns damit vertraut zu machen, daß dem denkenden Individuum nie Rast noch Ruhe werden kann, weil diese Welt zu eng und unvollkommen ist für das titanische Wollen einer Feuerseele! So geschah es denn auch, daß sie weit größer in der Malerei des Zorns, des Hohns, der Rache, ja der Raserei und Tobsucht war, als in der Wiederspiegelung beglückter Liebe, welche mit sich eins und fertig: ein befriedetes Dasein, der Gottesfriede selbst ist!...... Stellt neben sie nun die Ristori! Sie stellt sich uns dar als eine hochfühlende Menschendarstellerin, die uns anregt, beseligt, die Tiefen des Gemüthes erschließt und warmen Sonnenschein mit vollen Händen zu vertheilen weiß. Gleich einem Engel des Paradieses wacht sie vor den Thoren ihrer Gefühle, die wie aus Blumenkelchen hervorspringen, die reinste Idealität des Weibes reflektiren und mit einer solchen Innigkeit der liebenden Seele gegeben werden, daß uns die altgermanische Hochhaltung des Weibes begreiflich wird! Die Ristori ist die größte Herzenskündigerin, sie ist ein Apostel der Liebe; denn mit sinnlicher Beweglichkeit, mit blühendem Realismus enthüllt sie uns die Mysterien des Gemüthes und der Leidenschaft dergestalt, daß wir von einer Gluth umfächelt werden, als müßten wir wider Willen mit ihr lieben, und das weibliche Herz, welches unberührt vom Leben, von der Leidenschaft blieb, wird ahnungsvoll ergriffen und erhält im Geheimen Kunde von dem Dasein einer Liebesseligkeit. Das „Ewig-weibliche“ zieht uns zur Ristori hinan, es schimmert selbst in ihrem Hassen mild hindurch; ihr Fluchen ist so maßvoll und begrenzt, daß wir es an ihrem zitternd-melodischen Ton, dem flüchtigen Blitzen ihres Auges abzunehmen vermögen, wie ihr dies Element nicht heimisch ist, wie sie sich immer in dem unmittelbaren Besitz der göttlichen Gnade fühlt. Wenn sie in ihrem Lieben enttäuscht und verrathen wird, dann besorgen wir nicht, daß sie durch die Wirrnisse des Zweifels und der Leidenschaften pilgert; sie findet in ihrem Hingeben an die Liebe zu sehr das Selbst ihrer eigenen Seele wieder und macht den Eindruck, daß sie zu resigniren und ihren Schmerz poetisch zu verklären weiß. Dürfte uns das nicht der einfache Adel, die Hoheit ihrer Duldermiene verrathen, der überirdische Ausdruck von Ergebenheit, den ihre Züge annehmen können, wenn sie demüthigen, reinen Gemüthes und in Selbstverleugnung dem gebieterischen Schicksal sich zu unterwerfen hat? Liegt dann nicht eine ganze Leidensgeschichte über ihrem weichen Antlitz verbreitet, versinnlicht sie uns dann nicht das stille, verschwiegene Märtyrerthum, zu dem ihr Geschlecht berufen ist? Mit einem Wort: die Ristori ist in ihrer Darstellungsweise eine Apotheose des specifisch Weiblichen; die Thränen, die sie uns weinen macht, erquicken unser Herz, wie der Thau des Himmels die Blumen; ihr Schmerz wird zum Gebet vor unsern Augen, das gramvolle Schluchzen ihrer Seele zu einer frommen Erhebung unsers eigenen Gemüths. Deßhalb diese harmonische Befriedigung, die sie uns einzuhauchen vermag, die schnelle Fassung unserer Gefühle, wenn sie, nachdem sie uns erschütterte, ausgleichend zu besänftigen hat; ja in Maria Stuart kämpft und überwindet sie sogar mit einer so weihevollen Religiosität, daß selbst die freieste Denkthätigkeit bei ihrer christkatholischen Gläubigkeit stockt und sinnend das Mysterium der Erlösung der Menschheit durch Christum an sich vorüber ziehen läßt. So nenne ich die Ristori denn eine Tragödin des Herzens. Ihr Genius flattert auf den Schwingen des Gefühls, er sonnt sich an der wunderwirkenden Naturmacht der Liebe, er erquickt unsern trüben Sinn, er löscht alles Trauern unserer Seele aus und führt uns in den stillen Tempel unserer weiblichen Gefühlswelt ein. Welche von beiden Tragödinnen könnte nun die größte sein, Rachel Felix oder Adelaide Ristori?

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 11. Bremen, 14. März. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Ludwig Gleim und seine Zeit.

Von Hermann Allmers.

1.

Geweiht und geheiligt ist jede Stätte, wo edle Menschen gelebt, gewirkt oder gelitten haben. War es uns vergönnt tiefer in ihre Herzen zu blicken, waren sie gar unsre Freunde und betreten wir nun jene Stätte, dann werden wir fühlen, daß es geweihter Boden ist und ein heiliger Ort, der uns umfängt. Geheimnißvoll schauert es uns entgegen, daß es ist, als ob die Grüße der lieben Hingeschiedenen uns noch umwebten, und nur rohe Gemüther könnten es sein, die nichts Tieferes empfänden in solchen Augenblicken.

Waren nun aber jene Menschen groß und bedeutsam, griffen sie vielleicht ein in die Entwicklung ihres Volks und Vaterlandes, schufen sie Großes oder Schönes und Herzerfreuendes, oder waren sie ein Vorbild erhabener Tugenden, Herzen voll allumfassender Liebe — dann erfüllt die Nation, der jener edle Mensch angehörte, nur ihre Pflicht, wenn sie eilt die Stätte seiner Geburt oder seines Wirkens oder auch sein Grab vor Unbill zu schützen und für immer der Vergessenheit zu entziehen.

Wir Deutschen haben noch manche solche Pflichten zu erfüllen, noch manche Schuld abzutragen, und nur die leider unserm Volke so eigne traurige Lust der Selbstverspottung oder ein niederer Geist des krassesten Materialismus mag schon von Denkmalwuth sprechen. Es ist das ein herzlich dummes Gerede. Die Franzosen, die Italiäner, die praktischen Engländer, ja selbst die doch wohl nichts weniger als sentimentalen Yankees haben die Stätten aller ihrer bedeutendsten Männer im Reiche des Wissens wie der Kunst, des Staats- und Kulturlebens mit Denkmalen bezeichnet. Man hält sie hoch und heilig und besucht von nah und fern den Ort, der geweiht wurde durch ihr Leben oder ihren Tod.

In solch einer Wallfahrt liegt eine tiefe ethische Bedeutung. Sie ist ein Zoll, den wir dem Genius der Menschheit entrichten.

Und nun komme, lieber Leser, auch wir wollen jetzt eine solche Wallfahrt antreten. Diesmal freilich nur im Geiste, aber dieselbe Wanderung sollst du mit mir machen, die ich in den Tagen des vorigen Herbstes in Wirklichkeit unternahm.

Zwar kein Großer und Gewaltiger seines Volkes ist es, dessen Andenken ich hier wach rufe, an dessen Grab ich dich führen will. Aber ein Herz, so rein und edel, so voll von unwandelbarer, allumfassender Liebe und Güte und so glühend in herrlichster Begeisterung für das Schöne und Gute, wie sich nur je eins in Menschenbrust geregt hat.

Ein halbes Jahrhundert ist nun hingerollt, seitdem dies Herz stillgestanden, und den, der es trug, nannten mit Recht die Menschen nicht anders als — Vater Gleim. In dessen Heimath will ich dich jetzt führen, lieber Leser. Komm mit.

Freilich ist es eine gar einförmige, langweilige Gegend, durch die ich dich zunächst bringen muß. Nur das Auge eines eingefleischten Nationalökonomen mag sich allenfalls daran ergötzen können, denn für die Augen aller andern Menschenkinder bietet sie auf die Dauer den unerquicklichsten, ermüdendsten Anblick, und einen Maler gar möchte sie schier zur Verzweiflung zu bringen im Stande sein. — Man weiß kaum, wozu man sie rechnen soll. Es ist keine rechte Ebene, es ist kein Gebirg und kein rechtes Hügelland, sondern vielmehr ein ewiges Auf und Ab ohne jegliche Schönheit der Linien, ohne irgendwie ausgeprägten Charakter. Dazu sieht man oft weit und breit keinen Baum, geschweige denn ein Gehölz. Auch die meisten Dörfer zeigen ihre schmutzigen, gelben, ziegelbedeckten Häuser in widerwärtiger Kahlheit und Gebüschlosigkeit. — Aber Aecker und Aecker und wieder Aecker, so weit man spähen kann; hüben und drüben, nah und fern, hinten und vorn, namentlich mit Kartoffeln und edlen Runkelrüben bestellt, und aus ihnen sich erhebend endlich alle Viertelstunde weit eine Zuckerfabrik mit hohem Schornsteine.

Alles ist da zerfressen und kulturbeleckt, selbst das geringste grüne Wiesenfleckchen sucht man oft stundenweit vergebens. Nirgend labt sich das dürstende Auge an einem Stück echter unberührter Natur, es sei denn noch als Einziges der Himmel mit seinen Wolken und Sternen; doch was sag' ich, auch der ja nur da, wo zufällig keine Fabrik denselben mit ihrem schwarzen, stinkenden Braunkohlenqualm weit und breit überzieht.

Ahnst du nun, lieber Leser, wo du bist? — Du hast Recht, wenn du denkst, daß es wohl keine andre Gegend sein kann als die gesegnete Umgebung von Magdeburg. Zu keiner Gegend stimmen wohl so harmonisch die endlosen Linien der Eisenbahnen, und wohl in keiner Gegend auch freut man sich ihrer mehr als in dieser.

Auch wir eilen auf ihnen hindurch, so schnell wir können, und wenden uns gegen Süden. Nach jener Himmelsgegend wird doch das Auge am Stärksten gezogen, denn gern haftet und weilt es in so trostloser Umgebung an jenen Kontouren der Harzberge, die dort so dunkelblau und ahnungsdämmernd aus duftumhüllter Ferne ragen. Und sobald man sich ihnen nur nähert, wird auch das Gelände schon wechselnder. Vorberge heben sich ab; Felskuppen steigen auf; Waldesgrün labt uns wieder, und vor Allem fesselt uns die graue und rothe Häusermasse einer thurmreichen Stadt, derselben, zu der wir pilgern wollen. Der uralte Bischofssitz Halberstadt ist es, die Heimath unsers alten Sängers.

Sollte man nicht meinen, ein zweites Nürnberg zu schauen, wenn man diese Straßen und Plätze durchwandert, wo uns auf Schritt und Tritt die bedeutendsten und schönsten Denkmale des Mittelalters entgegen treten, daß uns das Herz dabei aufgeht! Fast die Stile und Weisen aller Zeiten, so lang man in Deutschland gebaut hat, sind vertreten.

Dort ragen aus dem Häusergedränge die ernsten, grauen und massenhaften Gemäuer romanischer Thurmpaare, wie die der alten

Burchardi-, der Pauls-, St. Moriz-, vor Allen die der höchst interessanten Liebfrauenkirche, in deren Innerm uralte, halbverblichene, aber noch immer wundersam ergreifende Wandbilder uns entgegen dämmern; zum Theil Werke echt byzantinischer Kunst. Weiterhin schaut das Thurmpaar der Martinskirche herüber, dem Uebergangsstile angehörend und zwar noch ziemlich einfach und schlicht, doch schon von ungleich schlankeren und leichteren Formen als seine schweren finstern Vorgänger. Gleichen Stils, aber noch zierlicher und ausgebildeter erscheinend schmückt denselben lindenbeschatteten Platz, an dem die Liebfrauenkirche steht, dieser gegenüber die zweithürmige Façade des Domes. Das Kirchengebäude indeß, der Dom selbst, ist ein so hoch herrliches Werk edelster Gothik, wie nur eines sich entfaltet hat in allen deutschen Landen. Mag der Dom von Halberstadt auch nicht an Größe seinen Brüdern zu Freiburg, Nürnberg, Prag, Magdeburg u. s. w. völlig gleich kommen, aber an Harmonie der Verhältnisse, an Schönheit und machtvoller Wirkung seines Innern kann er sich ruhig mit jedem derselben messen, und seinen nächsten ebenbürtigen Nachbarn in Magdeburg übertrifft er darin; sein Kirchenschatz endlich, jene reiche Sammlung mittelalterlicher Prachtgewänder, Stickereien, Teppiche (Dorsalien), edelsteinblitzender Monstranzen, Kelche, Bischofsstäbe, Missalen und Dyptichen steht in Deutschland einzig in seiner Art da.

Das sind erst die Kirchen. Aber wie Manches, was Freunde alter Kunst und Kultur entzücken würde, steckt in den heimlichen dämmervollen Winkeln, Gassen und Gängen, die oft in seltsamem Gewirr jene Gotteshäuser umgeben.

Hier längstgeschlossene Kapellen, dort Heiligenbilder, Mariensäulen oder Betstöcke, nun vereinsamt und halb vergessen seit Jahrhunderten; dort grabesstille Hallen und dort wieder abgelegene Klosterhöfe, wo grünes Gras den Boden überzieht, wo blühender Flieder duftet, während in dem alten Kreuzgang und durch das Grün säulenumrankender Schlingpflanzen der goldene Sonnenschein strömt, daß die Schatten ihrer Blattgestalten zitternd auf den alten verschliffnen Reliefs der Grabsteinplatten spielen, wie uns das Alles und in seiner ganzen Poesie Halberstadts wackrer Meister Hasenpflug so wundersam zu malen weiß.

Und trotz so vielem schon genannten Schönen ist noch längst nicht die Reihe alter Kunstdenkmale dieser reichen Stadt geschlossen, ja die eigenthümlichsten derselben besitzt sie vielmehr erst in ihren Bürgerhäusern. Jene alten Holz- und Fachwerkbauten nämlich meine ich, wie sie in dieser Weise mehr oder weniger in allen älteren Städten des Harzes und seiner nächsten Umgebung zu finden sind. Auch in Braunschweig und Hildesheim treffen wir sie schon von ansehnlicher Art, nirgends aber erscheinen sie in solcher Menge, von solchem Alter und in so entzückender Schönheit und Ausbildung als hier. Wohin wir uns wenden, auf dem Markt, in Straßen und selbst kleinen Gassen, überall schauen sie auf uns herunter, jedes ihrer Stockwerke stets über das untere etwas vorspringend in unnachahmlicher Behaglichkeit und fast den Eindruck machend, als ob sie gleichsam, die Arme verschränkt, freundlich vorübergeneigt und grüßend zu uns hernieder nickten.

Und fast jedes Stockwerk ist verschwenderisch geschmückt mit der interessantesten Schnitzarbeit; jeder Vorsprung wird getragen von seltsamen Thier- und Menschengestalten; jeder hervorstehende Balkenkopf ist ausgebildet, sei's zu einem Blätterknaufe oder zu einer grotesken Larve; jede Thüröffnung schmückt eine reiche Einfassung, und jeder Vorsprung endlich zeigt seine Sprüchlein, seinen Figuren- oder seinen Laubwerkfries, und so entwickelt sich ein Stockwerk immer zierlicher und reicher aus dem andern; das geht so hinauf in harmonischem Wechsel bis zum bunten Krongesims dicht unter dem Dache.

Das älteste dieser Häuser, der sogenannte Rathskeller, wohl überhaupt der älteste Holzbau in Deutschland, stammt aus dem Jahre 1440 und ist natürlich gothischen Stils. An diesem und an allen ihm verwandten entfaltet sich in den Reimen und den Bildwerken ein Humor, dessen mittelalterliche Derbheit und Phantastik uns jetzt schier fremd und seltsam anklingt.

Ungefähr mit dem Jahre 1520 treten dann die Formen der Frührenaissance auf, zuerst noch blühend und beseelt vom wärmsten Hauche echter Romantik, mit Muschelfüllungen, Säulchen und Pilasterschmuck, voll von Sprüchlein und Wappenschilden, Haus- und Handwerkszeichen und auch noch manche komische Menschengestalt, manche groteskgrinsende Maske zeigend, davon vor Allen der schöne und reiche Bau des „Schuhhofs“, einer Art Gildenhalle, das köstlichste Beispiel zeigt. Das Rathhaus indeß, ein Steinbau, bietet die seltsamste Mischung von späterer Gothik und früher Renaissance.

Mit dem 17. Jahrhundert werden aber sofort alle Häuser viel schmuckloser, und je später, desto nüchterner und immer nüchterner.

In jener Zeit endlich, deren Menschen und Ideen uns jetzt beschäftigen sollen, der Zeit Klopstocks und Gleims, war auch das letzte Verständniß für die herrlichen Werke des blühenden Mittelalters und das letzte Wohlgefallen an ihnen verloren gegangen. Man mochte nichts davon hören und sehen. Verzopfte Antiken-Liebhaberei machte sich überall breit, und wo noch ein deutscher Ton angeschlagen wurde, ging man lieber in ein nebelumschwommenes Urgermanenthum zurück, das man ausstattete mit einem Apparat von Bardensang und Harfenklang, mit Eichenkränzen und Trinkhörnern und einer Mythologie, welche ebenso charakterlos war, wie sie zugleich jeder tieferen wissenschaftlichen Begründung ermangelte.

Und dennoch war's eine Zeit, aus deren Regen und Streben schon die echten Morgenstrahlen einer schönen sonnigen Zukunft hervorblitzten.

2.

Es war vor hundert Jahren in der „guten alten Zeit.“ Die Welt wußte noch nicht einmal etwas von Chausseen in Deutschland, geschweige denn von Eisenbahnen und Telegraphendräthen. Aber Landstraßen, ziemlich breite Landstraßen gab es schon überall, in deren Sande es sich auch meistens viel sanfter und schlafbringender fahren ließ als auf dem damaligen halsbrechenden Pflaster der Städte. Noch so recht mit deutscher Gemüthlichkeit und Ruhe konnte man reisen, denn durch alle gesegneten deutschen Gauen zogen auf diesen Heerstraßen im Sommer feierlichen Ganges die altehrwürdigen Postkutschen, meistens eiergelb angestrichen und oben gegen Regen und Wind mit Wachsleinwand überzogen. Die brachten einen eben so sicher an den Ort der Bestimmung wie eine unsrer modernen Diligencen, nur mit dem Unterschiede, daß man denselben um ein gut Stück älter und erfahrener geworden erreichte als jetzt. Indeß wenn man an diesem Sonntage noch Berlins Hauptsehenswürdigkeit, die großen Grenadiere auf der Wachtparade, bewundert hatte und sich gleich nachher in die gelbe Kutsche setzte, so konnte man doch, wenn's gut ging, schon am nächsten Sonntage so früh in Hamburg sein, um noch den berühmten Hauptpastor Götze predigen zu hören, der bekanntlich Punkt neun Uhr Morgens regelmäßig seinen mächtigen Radkragen umband und eine Viertelstunde nachher seinen mächtigen Mund aufthat.

Doch keinen Scherz jetzt. Er wäre am unrechten Orte, denn andre Bilder jener Zeit sollen an uns vorüberziehen.

Wohin wir uns wenden im Gebiete des Kulturlebens jener Tage, fast überall treten uns die unerquicklichsten, ja betrübendsten und widerwärtigsten Zustände entgegen. Nur allein in den niederen Schichten der Gesellschaft, im Bauern- und echten Bürgerstande war noch Gesundheit und Lebenskraft zu finden; sonst war Alles faul durch und durch, Alles zerrüttet und verrottet im alternden deutschen Reiche, gleichwie dieses ja selbst schier aus Rand und Band gehen wollte und seiner völligen Auflösung mit Riesenschritten entgegen eilte.

Wo war sie geblieben, die alte deutsche Reichsherrlichkeit —, vor der sich einst die Völker gebeugt in Osten und Westen! Zerrissen

und zerschlissen war sie in hundert und aber hundert Fetzen. Schalteten und walteten doch damals mehr als dreihundert kleinere oder größere geistliche oder weltliche Fürsten in deutschen Landen in grenzenlosester Willkür und kümmerten sich wohl um nichts weniger in ihrem Wohlbefinden als um den Umstand, daß ein Mann in Wien eine Krone trug, die ihm in Frankfurt aufgesetzt war.

Sei es versucht, mit einigen Strichen hier einmal die Zustände menschlicher Gesellschaft in jener guten alten Zeit zu skizziren.

An den Höfen Ueppigkeit und Verschwendung in widerlichster Weise; Maitressenherrschaft und ein geschmackloses, auf die Spitze getriebenes Ceremoniel, um die längst verloren gegangene echte Würde einigermaßen zu ersetzen. Der Adel entnervt, ohne Saft und Kraft und in tiefster Entsittlichung und Frivolität entweder an den Höfen ein entehrendes Schranzenleben führend, im Heere auf den Rücken armer Soldaten den Rohrstock tanzen lassend oder auf seinen Landgütern das Bild rohesten Krautjunkerthums darbietend.

In den meistens nur durch Werbung zusammengebrachten Heeren sehen wir den letzten Funken von echter Manneséhre, frischer Kriegerlust und wahrem Vaterlandsgefühl untergegangen im Prügelwesen und Kamaschendienst.

Die protestantische Kirche war verkommen in finsterster Orthodoxie und geistloser Buchstabenherrschaft, die Landgeistlichkeit derselben noch dazu nur zu oft durch das Patronatwesen herabgewürdigt zur erbärmlichsten Kriecherei. Man kennt ja die Geschichte, wie der adlige Junker zum armen Candidaten sagte: „Willst du die Pfarre, so nimm diese Quarre.“ Und der Arme biß denn auch meistens in den sauren Apfel und nahm das Weibsbild.

Die Justiz und Verwaltung war ausgeartet zur umständlichsten, aktenseligsten und sportelgierigsten Bureaukratie, wie sie die Welt noch nicht gesehen hatte. Die Wissenschaft war noch das Einzige, was uns in der allgemeinen Misere einen tröstlicheren Anblick verschaffen konnte. Sie zog unangefochten und still ihre Forschergleise dahin. Die deutsche Kunst und Poesie lag dagegen in einem Zustande unnatürlichster Verzerrung, frivolsten und überschwenglichsten Schwulstes, entartet und entweiht durch sklavisches Nachahmen fremder Vorbilder.

Jene traurige Periode hat die Sprache bekanntlich mit dem guten allverständlichen Ausdrucke des Rococko, der Perrücken- oder Zopfzeit bezeichnet.

Nur im eigentlichen Volke gab's noch Lebenskraft und Gesundheit, Sitteneinfalt und Hoffnung für die Zukunft in dieser allgemeinen Fäulniß; vor Allem im deutschen Bürgerthum, und in ihm begrüßen wir denn auch freudig die ersten Regungen und Keime einer neuen heraufdämmernden Zeit.

Die Welt der Töne war es zuerst, die sich auf einmal herrlich und groß mit mächtigen Schwingen rauschend emporschwang aus dem ungeheuern puderbestäubten Wuste, der brütend über dem deutschen Lande lag. — Mochte man freilich in den kerzenschimmernden Räumen der Großen die Regungen deutscher Kunst auch noch gründlich verachten und sich lieber am frivolen Sinnenkitzel des überprächtig ausgestatteten italiänischen Opernwesens weiden; fern von diesem Treiben baute schon der alte gottbeseelte Sebastian Bach, einer der größesten und seltensten Geister, die über die Erde gegangen sind, um mit W. Menzel zu reden, alle Wunder der alten Dome noch einmal wieder in seinen gewaltigen Fugen auf, einer Baukunst in Tönen, wie man ja die gothische Architektur eine Musik in Stein genannt hat. Der große Händel und der alte kindliche Vater Haydn schufen ihre ewigen Oratorien, Gluck in einfacher Erhabenheit seine herrlichen Opernwerke, und wie flammende Schwerter drangen die wunderbaren Melodien zerstörend in die Flitterwelt des ganzen welschen Triller- und Rouladenwustes, daß im Nu Tausenden die Schuppen von den Augen fielen, Tausenden die Herzen aufgingen in ahnungsseliger Freude, — denn das war echte Zukunftsmusik.

Es lag vielleicht ganz in der Natur der Dinge, daß es eben die Musik sein mußte, welche als geistigste und wesenloseste aller Künste auch am ersten ihre Auferstehung feiern durfte. Auf sie dann folgte die Wiedergeburt der Poesie, die doch schon des Worts und fester Begriffe bedurfte, und viel später, über ein halbes Jahrhundert erst konnte sich die Welt der neuverjüngten bildenden und bauenden Kunst erfreuen, in der endlich das geistig Schöne gleichsam Fleisch und Bein geworden war.

Ueberhaupt konnte damals von einer nationalen Kunst nicht einmal die Rede sein, denn Alles erging sich ja nur in Nachahmung fremder entarteter Manier. Nur der große Schlüter in Berlin ragte in einsamer Herrlichkeit unter all den schwachen Erscheinungen; ein deutscher Michelangelo. Jedes Verständniß für die Schönheit und Bedeutsamkeit mittelalterlicher Kunst endlich war auch dem Letzten abhanden gekommen. Keine andre Zeit, keine Kriegsstürme, die über Deutschland hingebraust sind, haben daher so viele herrliche und ehrwürdige Werke der frommen Vergangenheit so vernichtet und verstümmelt, wie es die frivole Rockockozeit gethan, in der doch sogar Jemand alles Ernstes und öffentlich vorschlagen durfte: ob man nicht die alte barbarische, geschmacklose Ruine des Kölner Doms vollends abbrechen sollte. Indeß hielt er doch für gerathen, seinem herrlichen Antrage modificirend hinzuzusetzen, daß, wenn ein solcher Abbruch vielleicht zu große Kosten verursachen möchte, man wenigstens den Platz ringsumher dicht mit Linden bepflanzen sollte; dann würde doch das Auge ästhetisch gebildeter Spaziergänger nicht länger von so häßlichem Anblick beleidigt.

So traurig war's bestellt, wohin man schaute.

Aber je tiefer in der Nacht, desto näher dem Morgen.

Grade um die Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt allenthalben ein neues bedeutsames Regen und Treiben; es fängt an zu zucken und zu leuchten, zu singen und zu klingen, und durch die Herzen schauert es ahnungsfreudig. — Der Morgen deutscher Literatur war angebrochen, der schöne glanzumstrahlte Tag mußte nicht fern mehr sein.

Von der Schweiz aus wirkten Bodmer und Breitinger für die Reinigung und Hebung deutscher Sprache; Albrecht von Haller, Dichter, Physiolog, Botaniker, Anatom und Historiker in einer Person, folgte nach, und als vierter Helvetier schloß sich an diese der sanfte Salomon Geßner. Seine Schäferidyllen mochten freilich weichlich und charakterlos sein, ihre Sprache aber erscheint in einer nicht zuvor erreichten edlen Schönheit.

Im deutschen Norden am Elbestrand stimmte Hagedorn seine frischen lerchenfröhlichen Liederklänge an. Freudig empfing sie das Volk, sie hallten wieder in tausend und tausend Herzen; waren sie doch nach langer, langer Zeit die ersten wieder, die sich ordentlich singen ließen; und an der Spree schuf der edle liebenswürdige Ewald von Kleist seine herrliche Frühlingsdichtung.

Liskow und Rabener schwangen über faule und kranke Zustände die Geißel des Witzes und der Satire. In Leipzig dichtete der fromme Gellert seine herzinnigen Kirchengesänge und weltberühmten Fabeln, und neben ihm wirkten dort der Kinderfreund Weisse, Zachariä, Gärtner, Ebert und J. E. Schlegel, die geistvollen und mächtig vorwärts strebenden Mitarbeiter jener für die damalige Literatur so hochbedeutsamen Zeitschrift, die den Namen „Bremische Beiträge“ führte. Ihr eigentlicher Titel war freilich unglücklich und wenig versprechend. „Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, lautete er. Sie brachte Kritiken, Aufsätze und Gedichte, darunter viel Gutes und Frisches. Wir dürfen freilich mit dem kritischen Maßstabe späterer Goethischer Zeit nicht immer jene Erzeugnisse messen; für jene frühen Tage aber waren sie bedeutend und vielverheißend, weithervorragend über alles Aehnliche der Zeit, und das dankbare Publikum nahm das neue Gute entzückt und mit Jubel auf. Begrüßt man doch die ersten Frühlingsblümchen, die aus dürrer Moos- und Laubdecke des Bodens

hervorlugen, mit größerer Herzensfreude als den ganzen farbenprangenden Sommerflor.

Alles und Jedes aber, was sie brachten, trat zurück und erbleichte vor dem, womit sie im Jahre 1748 die Welt überraschten. Der junge Sonnenaar Klopstock ließ die drei ersten Gesänge seiner Messiade erscheinen, und damit schien denn selbst der Messias deutscher Poesie gekommen zu sein. »Sie leuchteten hin über Deutschland«, sagt von ihnen der Literarhistoriker Zimmermann, wie die Morgensonne, plötzlich über den dämmrigen Wald aufgegangen, mit überraschendem, blendendem Glanze, und es regte sich wundersam in allen Herzen bei der Musik solcher Sprache, denn man hatte so etwas nicht als möglich geahnt. Was Ohr hatte für Klang und Wohllaut und Macht der Töne, die hier wie silbern durchs Himmelblau zogen, was Augen hatte für Farbengluth und Schönheit der Bilder, was ein Herz hatte für die Natur und die Gefühle einer Menschenbrust, nahm Partei für den jungen Sänger. Die ganze deutsche Jugend und auch jugendliche Greise berauschten sich in dem neuen Wein, den Klopstock hier im kunstreich gearbeiteten Gefäß altklassischer Form seiner Nation darreichte.

Klopstock ward nun der Mittelpunkt und Führer einer Schaar von Geistern, die in ihm den Heros des Jahrhunderts sahen, die ihm anhingen in schwärmerischer Verehrung, die ihm nachgingen in all ihrem Dichten und Trachten, die ihn hinstellten als ewig herrliches Vorbild aller kommenden Zeiten.

Keiner aber von allen den Begeisterten hing an ihm mit so unwandelbarer Treue und Herzinnigkeit als der, dessen Charakterbild uns nun beschäftigen und erfreuen soll, — Ludwig Gleim.

* Kunstbericht aus Bremen.

Von F. Pleyer.

Die musikalische Saison hat ihren Höhepunkt erreicht, und es wird Zeit, daß wir einen Rückblick auf die künstlerischen Leistungen der letzten Wochen werfen. Es hat sich mittlerweile so viel Stoff angehäuft, daß eine erschöpfende Besprechung nicht möglich ist, da allein fünf Privatconcerte eines kritischen Wortes harren. Greifen wir daher, ohne Zeit und Raum mit Redensarten zu verlieren, hinein in die Schätze, welche aufgehäuft wurden, nicht um sie alle noch einmal durch unsere Hände gleiten zu lassen, sondern nur um das Anziehendste herauszusuchen und einen Augenblick zu betrachten. Mit wem könnten wir da besser beginnen, auf wem verweilt das Auge mit mehr Freude als auf Josef Joachim, der in diesen Tagen wieder den Beweis führte, — wenn das anders noch nöthig wäre —, daß er die höchste Stufe des Virtuosenthums erreicht hat, die Stufe, auf welcher es nicht mehr Virtuosenthum, sondern echtes Künstlerthum ist! Er entzückt oder blendet nicht durch irgend eine besonders glänzend ausgebildete Seite seines Spiels, denn es ist vollendet nach allen Richtungen hin, er ergreift nicht eine oder die andere Seite des Hörers, denn er ergreift den ganzen Menschen. Alles, was uns an ihm fesselt und hinreißt, die im Anmuthigen wie im Großartigen gleich mächtige Gewalt des Tones, die vollendete und leichte Beherrschung der Technik, ist überhaupt von dem ernsten und edlen deutschen Wesen, das den Grundzug seines künstlerischen Charakters bildet, und welches er Allem verleiht und aufprägt, was er, woher immer, entlehnen mag. Eine reinere und schönere Wiedergabe jener kostbaren Dichtung, die uns Beethoven in seinem einzigen Violinconcerte vermacht hat, ist undenkbar, und Keiner, der sich an dieser hohen und herrlichen Aufgabe versucht hat, reicht an ihn. Es ist auch nicht ein einziger falscher und entstellender Zug in dem Bilde, das er mit Meisterhand hinzeichnet, den krystallreinen Spiegel trübt nicht ein Hauch gemeinen Wesens, dem kaum einer der anderen sich ganz entzieht. Und wie unnachahmlich schön und fein weiß er überall Vergessenes und Halbtodtes zu neuem Leben zu wecken, indem er den geistigen Gehalt an den Tag fördert und ihm den rechten Ausdruck verleiht. Da spielte er die Teufelssonate des einst gefeierten Italieners Giuseppe Tartini (1692—1770) so prächtig, daß man nicht weiß, was zumeist zu bewundern ist, die Wiedergabe dieser Teufeleien, die uns gewaltig unschuldig vorkommen, seitdem wir durch die Musiker unserer Tage gehörig eingeteufelt sind, oder der weiche Gesang des Vortrages. Möge der Künstler fortfahren Schätze zu heben und sie so in das rechte Licht zu stellen, wie er es schon bei manchem Werke der vergangenen Zeit gethan hat; zwingt doch die Wunderlichkeit, die heutzutage das Scepter führen möchte, den Musiker, der nicht bloß auf der Woge wohlfeiler Gunst schwimmen will, sich das Gute zu holen, wo er es findet.

Auch von dem sonstigen Virtuosenthum, welches uns in den letzten Concerten gegenübertrat, können wir mit Freude und Dank berichten. Bildete zwar eine italiänische Violinistin, Fräulein Euphrosina Bordi aus Mailand, sowohl durch die Art ihres Spiels als durch die Wahl der Musikstücke einen echt welschen Gegensatz zum deutschen Wesen Joachims, so war doch die ganze Erscheinung von einer Art, die nicht grade zur Polemik auffordert, vielmehr der Kritik erlaubt, sich neutral zu verhalten. Im Uebrigen beherrschte der Concertflügel das Feld und behauptete es auf das Glänzendste. Die musikalische Geschmacksrichtung ist auch darin während des letzten Jahrzehnts unendlich weiter gekommen, daß sie das Virtuosenthum des Claviers nicht mehr mit demselben Entzücken, welches ihm vor nicht langer Zeit noch in widerwärtiger Weise dargebracht wurde, feiert. Wenn man jetzt an edle Frauen die Frage richtet, was sich dem Claviervirtuosen gegenüber gezieme, so erhält man sogar von der Berliner Damenwelt eine geziemendere Antwort als diejenige, welche zu Anfang der Vierzigerjahre im Mittelpunkte der Intelligenz factisch gegeben wurde. Das Publikum hat jenen Standpunkt der unwürdigen Schwärmerei, der verzückten Tollheit überwunden, aber auch das Virtuosenthum selbst hat sich, dem entsprechend, in die Grenzen des Anstandes zurückgezogen und verfolgt durchschnittlich eine ehrenwerthere Richtung. Oder ist es nicht bezeichnend und erfreulich, daß drei Clavierspieler ersten Ranges, welche uns in den letzten Monaten besuchten, sich mit Concerten von Beethoven, Hummel und Chopin einführten und erst hinterher das Gebiet der Salonmusik betraten? Und deßhalb grade begrüßen wir die Herren Ernst Pauer, Alexander Dreyschock und Alfred Jaell besonders freudig, denn im Uebrigen ist es kaum nöthig, von ihrem Spiele viele Worte zu machen und es kritisch zu zerlegen, da sich seit Jahren das Urtheil über sie festgestellt hat. Drei Claviervirtuosen rasch hinter einander vorzuführen, könnte einen geeigneten Anklagepunkt gegen die leitende Concertbehörde abgeben, die indeß dies Mal durch ihre Schützlinge gegen jeden Angriff gedeckt ist. Wenn wir Herrn Pauer ganz besonders für das Hummelsche Concert in H moll danken, welches er mit der ihm eignen Discretion und Feinheit, vollkommen im Sinne des Componisten, vielleicht hier und da weicher, als es angemessen ist, ausführte, so haben wir damit zugleich seinen ernsten und gediegenen Sinn, seine durchaus tüchtige und künstlerische Richtung gewürdigt, wie sie es verdient. Beweglicher schon und eher geneigt, den Liebhabereien der jetzigen Zeit sich anzuschmiegen, sind die Herren Dreyschock und Jaell, aber sie verzichteten im Vortrage des Beethovenschen Concertes in Es dur und des Chopinschen in F moll durchaus auf alle Verlockungen, welche ein modernes Concertpublikum in seiner Masse dem Virtuosen entgegen bringt. Ist auf solche Weise die Würde der Sache gewahrt, so mag dann immerhin auch die Persönlichkeit Gelegenheit erhalten, alle Vorzüge, welche sie sich nach anderen Richtungen hin angeeignet hat, in ein glänzendes Licht zu stellen.

Was den Gesang betrifft, so war es darum besser bestellt als damals, da zuletzt von den Concerten berichtet wurde. Da überhaupt nicht viel dabei herauskommt, wenn zwei Arien, eine deutsche und eine italiänische, sodann etwa noch zwei Lieder, ein trauriges

und ein vergnügtes, gesungen werden, wobei die Toilette auch noch das Ihrige thun muß, um den Eindruck zu erhöhen, so ist es im Grunde kein Unglück, wenn dergleichen einmal nicht besonders gut ausfällt. Ausgezeichnetes, was sich unter so schwierigen Verhältnissen nicht bloß wacker behauptete, sondern glänzend bewährte und wahrhaft Künstlerisches leistete, ist so selten, daß es nur gelegentlich einmal sich hier und da blicken läßt, wie denn Leipzig in diesem Winter Jenny Lind-Goldschmidt und Pauline Viardot-Garcia begrüßen konnte. Man muß zufrieden sein, wenn durchschnittlich der musikalische Anstand gewahrt und der Kunst nicht gar zu nahe getreten wird. Zwei junge Talente, welche die besten Erwartungen rege machen, erschienen in der jüngsten Zeit vor den Crinoline-Reihen unseres Concertsaales, beide von der alten Rheinstadt Köln nach der Weser entsendet. Fräulein Gebler, ein Mitglied der Bremer Bühne, ist im Besitz einer sehr tüchtigen, jetzt bereits ungewöhnlichen Schule, welche sie im Allgemeinen mit Geschick und Sicherheit in ein gutes Licht zu stellen weiß; in ihrer Coloratur ist hier und da eine Willkür und Unart, aber die Sängerin hat doch viel gelernt und bringt ohne Anmaßung zur Geltung, was sie sich angeeignet hat. Fräulein Deutz legt mehr Gewicht auf den dramatischen Ausdruck, hat die besten Absichten und zeigt schon einen recht tüchtigen Ansatz dazu, eine feste und zuverlässige Concertsängerin zu werden, für welches Fach sie eine gesunde und hübsche Summe mitbringt. Neigung zum Detoniren wurde zwar bei einigen Vorträgen bemerklich, mochte aber auf Rechnung der im Saale herrschenden Hitze zu setzen sein. Bei den Versuchen, dramatisch und ausdrucksvoll zu singen, greift sie im Eifer bisweilen fehl und thut ein wenig zu viel nach der Seite des Gefühls hin; das wird sich aber bei zunehmender Gewandtheit in die rechten Schranken weisen lassen. Von den einzelnen Gesangsvorträgen dieser Damen und Derjenigen, welche außer ihnen noch thätig waren, können wir nicht näher sprechen, da uns noch viel vorliegt; es bedarf auch eines genauen Eingehens nicht, weil es weit mehr darauf ankommt, allgemeine Gesichtspunkte aufzustellen und festzuhalten als über jede einzelne Nummer zu berichten.

Sprechen wir denn von den Hauptsäulen des stattlichen musikalischen Gebäudes, welches unsere Concerte darstellen, von den Leistungen des Orchesters, zuletzt zwar, aber mit dem Nachdruck, der ihnen gebührt! Auch dieser Theil des eifrig bebauten Feldes ward in einer besonders glücklichen und löblichen Weise bestellt, indem manche schöne und selten gewordene Gabe dargeboten wurde. So hörten wir nach langer Zeit zum ersten Male wieder Spohrs Symphonie „Die Weihe der Töne“, die in den Tagen der Romantik zu den gefeierten Schöpfungen gehörte. Es ist nicht zu leugnen, daß die im Laufe der Jahre objectiver gewordene Kritik Manches an dem stattlichen, mit einem gewissen imponirenden Pomp auftretenden Werk auszusetzen hat, aber es hat doch bei aller Ueberladung einen sehr bedeutenden Vorzug vor den meisten verwandten Tondichtungen der jüngsten Periode voraus, die Klarheit des Gedankenganges nämlich und die sichere Beherrschung der Formen; es muß daher willkommen geheißen werden und verdient durchaus wiederbelebt zu werden. Trat in ihm ein bewährter Meister vor uns, der einst zu den tonangebenden gehörte und einer ganzen Zeit Gesetze vorschrieb, von denen manche festgehalten wurden, so vergegenwärtigte uns die erste Symphonie von Niels Gade (in C moll) ein jüngeres Talent, das zwar nicht zu den „bahnbrechenden“ gehört, welches auch die großen Erwartungen, die es vor fünfzehn Jahren durch die Ouverture „Ossians Nachklänge“, durch eben jene Symphonie und kleinere Compositionen rege machte, nicht erfüllt hat, aber doch immerhin viel von jener Formgewandtheit und Anmuth besaß, die Gade seinem Vorbilde Mendelssohn abgelernt hatte, und womit er eine Anzahl geschätzter Werke der musikalischen Welt darbot. Grade jene Eigenschaften, welche Felix Mendelssohn, den Liebling der Musen, in so hohem Grade auszeichneten und ihn immerhin noch für einige Zeit gegen die verächtlichen Blicke der Zukunftsmänner schützen werden, treten auf das Angenehmste in der Symphonie in A dur zu Tage, die mit Recht unter die Zahl der oft an die Reihe kommenden Werke aufgenommen ist. Die Symphonien Beethovens in C dur (Nr. 1) und in F dur (Nr. 8) mögen für sich selbst sprechen, da sie einer weiteren Befürwortung nicht bedürfen. — Was die Ouverturen betrifft, so wurde auch hier in denjenigen von Beethoven zum Festspiele „König Stephan“, von Mehul zum „Josef in Egypten“ und von Cherubini zur „Elise“ Ungewöhnliches und Seltenes geboten, wofür wir herzlich dankbar sein wollen. Es ließe sich in gleicher Weise und nach ähnlichen Grundsätzen noch manches Werk, das unverdienter Weise fast vergessen ist, heranziehen, während dagegen dieses und jenes andere, z. B. die Freischütz-Ouverture, vielleicht der Bühne zu überlassen wäre. Wie groß aber der Reichthum ist, über den wir zu verfügen haben, und wie viel Schönes sich unter den Schöpfungen vergangener Zeiten findet, welche von den heilbringenden Männern unserer Tage mehr und mehr mit dem Banne belegt werden, tritt klar vor das Auge, wenn wir die Orchesterwerke nennen, die in den letzten fünf Concerten zur Aufführung kamen. Es waren von Beethoven die Symphonien in C dur und F dur (Nr. 8), die Ouverturen zu „Coriolan“, „Fidelio“ und „König Stephan“, von Mozart die zur „Entführung“, von Cherubini die zur „Elise“, von Mehul die zum „Josef“, von Spohr die Symphonie „Weihe der Töne“, von Weber die Ouverturen zum „Freischütz“ und „Oberon“, von Mendelssohn und Gade die Symphonien in A dur und C moll. Nur in dem „König Lear“ von Berlioz und dem „Tell“ von Rossini wurden die Neigungen der jüngeren Zeit befriedigt.

Und auf solchen Reichthum wollen wir stolz sein und vorläufig bleiben, bis, — und zwar nicht mit Redensarten, sondern mit Thaten —, der Beweis geführt worden ist, daß alles das, woran wir noch jetzt mit Liebe und Bewunderung hangen, in der That ein überwundener Standpunkt, das Heil dagegen nur bei denen zu finden ist, welche mitleidig auf jenen Standpunkt zurückblicken. Liegt dieser Beweis vor, so ist es immer noch Zeit, daß man sich bekehre, doch ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Und jetzt wenigstens hält die Mehrheit noch fest am Alten; nicht daß sie sich grundsätzlich und blind dem Neuen verschließen wollte, aber sie widersetzt sich nur dem Neuen, das mit unerträglichem Hochmuth seine vermeintlichen Herrlichkeiten, die keine sind, mit Pomp zu Markte bringt. Oder ist es nicht auch hier wieder bezeichnend, ist es nicht eine ganz natürliche Reaction, daß wir auf der Bühne und im Concertsaal mit jedem Jahre beherztere Rückgriffe in unsere musikalische Vergangenheit gemacht sehen, daß alte Opern, die vor dreißig Jahren in den Bibliotheken bestäubt lagen, eine nach der andern wieder auftauchen, daß man die klassische Orchestermusik, das Quartett mit den verwandten Gattungen pflegt und genießt? Jede Ueberfättigung zwingt zur Ergreifung diätetischer Maßregeln, und der musikalische Magen, um in einem nicht grade schönen, aber hier zutreffenden Bilde zu bleiben, ist so gründlich verdorben worden, daß er nur einfache und gesunde Kost vertragen kann. Wenn man den Himmel stürmen will, muß man zum Geschlechte der Giganten, nicht zu dem der Pygmäen gehören.

Den künstlerischen Kreisen unserer Stadt muß nachgerühmt werden, daß sie von blinder Verwerfung und blinder Vergötterung der Musik vom neuesten Datum sich gleich weit entfernt halten. Die Direction der Privatconcerte verfährt durchschnittlich mit vollkommen richtigem Takte, indem sie in ihr Repertoir alles Stichhaltige aufnimmt. Die Singakademie ließ sich manche Einseitigkeit zu Schulden kommen, indem sie allzusehr am Alten hing; ihr neuer Director Reinthaler wird den rechten Weg zu finden wissen. Ein anderer Gesangverein, der seit Kurzem unter der Leitung des Herrn D. Engel thätig ist, welchen uns Hannover als sehr schätzenswerthen und auch bereits nach Gebühr geschätzten Zuwachs unserer musikalischen Kräfte gesendet hat, studirt mit Eifer den „Fall Babylons“ von Spohr, der Cäcilienverein hat den „Paulus“ aufgeführt und verspricht für

die Charwoche den „Tod Jesu." Alle diese Genossenschaften werden ohne Zweifel sich grade für die nächste Zeit die Pflege Händel'scher Oratorien angelegen sein lassen, und schön wäre es, wenn für einen solchen Zweck eine Vereinigung aller zum gemeinsamen Wirken zu erlangen wäre. Bei Händel findet sich der Schatz, den sie behüten und wahren müssen, ohne den all ihr Thun des Kerns und Halts entbehrt.

Eine ganz besonders eifrige Pflege der Schätze, welche die deutsche Musik aufgespeichert hat, läßt sich der Künstlerverein angelegen sein, der in bescheidenen Formen und ohne großen Prunk, aber mit Eifer und Liebe künstlerische Zwecke verfolgt und schon jetzt der besten Früchte sich erfreuen darf. Ist auch die Menge des Geleisteten nicht groß, deckte auch manchmal die Ausführung nicht die Aufgabe, so ist doch sein Treiben gesund und gut. Die Musiker sind lebendiger und regsamer geworden, die Zuhörer geben sich mit Lust und immer neuem Behagen dem Schönen hin, das ihnen geboten wird, und der Kammermusik insbesondere ist ein Boden gewonnen worden, den sie früher vergebens zu erobern suchte. Vier Mitglieder des Vereins kündigten sechs Quartettsoireen an, die bereits im Zuge sind und bisher Haydn, Mozart, Beethoven, Mendelssohn und Schumann vorführten. Solche Unternehmungen wurden manchmal versucht, konnten sich aber kaum behaupten. Jetzt ist das anders geworden, und während in früheren Jahren mit Mühe einige Dutzende von Hörern zusammengebracht wurden, zählt man sie jetzt nach Hunderten, und die Haltung derselben in den beiden ersten Soireen läßt hoffen, daß nicht der Modegeschmack, der sich ja überhaupt nie auf die Quartettmusik erstreckt hat, sondern wirkliche Neigung so schöne Resultate hervorgerufen hat.

Den Mitgliedern der musikalischen Abtheilung des Vereins und der von ihnen so wacker vertretenen Sache sind wir längst einen anerkennenden Bericht schuldig, der nun erfolgen soll, da wir bisher in der Regel nur über die gesprochenen Vorträge Kunde gaben. Es kann jedoch aus der Fülle des Gebotenen nur Einiges hervorgehoben werden, und wir halten uns daher auch hier wieder besonders an das Ungewöhnliche, indem wir die geläufigeren und allgemeiner bekannten Streichquartette, deren Ausführung den regelmäßigen Grundstamm der musikalischen Leistungen bildet, übergehen. Da hörten wir zunächst drei Compositionen für vier Celli von dem 1855 verstorbenen Ludwig Pape; kleine Tonskizzen möchten wir sie nennen, die der Componist auf Wunsch eines Freundes schrieb, und welche den Violoncellspielern zu empfehlen sind. Allerdings ist die Gattung nicht besonders günstig; sie bewegen sich auf einem zu beschränkten Felde und entbehren einer lebhaften, mannichfaltigen Tonfärbung, aber es sind tüchtige Arbeiten, die das Interesse der Leute vom Fach erregen und ihnen willkommen sind. Es ist zu wünschen, daß sie im Druck erscheinen; auf Absatz wäre gewiß zu rechnen, da das Violoncellspiel immer mehr Anhänger gewinnt. Der Componist, dessen prüfungsreiches Leben wir vor drei Jahren an dieser Stelle schilderten, hat nur bei wenigen seiner Arbeiten die Freude gehabt, sie gedruckt zu sehen; für manche seiner besten Sachen suchte der aller günstigen Verbindungen Entbehrende vergebens einen Verleger. — Doch wenden wir uns von trüben zu helteren Eindrücken und Erinnerungen. Mozart sorgt dafür, daß es uns daran nicht fehle. Am Geburtstage des Meisters, dem 27. Januar, bereiteten die musikalischen Mitglieder des Vereins sich und ihren Freunden ein Fest, indem sie neben dem schönen Quintett in A dur für Clarinette und Streichinstrumente etwas ganz Außerordentliches und Rares, was man nicht alle Tage hört, hervorsuchten. Es ist das ein Quintett für zwei Clarinetten, zwei Hörner und Fagott, ein reizendes Exemplar aus der Familie der Serenaden, die jetzt nur noch einzelnen Kennern der betreffenden Zeit und Verehrern Mozarts bekannt sind. Es sind deren sechs, von denen übrigens das letzte nur ein Arrangement von Opernmelodien ist, bei Simrock in Bonn erschienen; wer sich für solche Dinge interessirt, mag sich das gesagt sein lassen. Da wir die Neugierde unserer musikalischen Leser rege gemacht haben, so wollen wir sie näher mit der Sache bekannt machen. Es verlohnt sich der Mühe, einen Blick in die Zeit, da diese Serenaden entstanden, zu thun, da sich uns dort ein Stück der Entwickelung der Instrumentalmusik darbietet. Das treffliche Werk von Jahn über Mozart giebt uns genaue Auskunft.

Serenata ist ursprünglich eine Nachtmusik im Freien, welche entweder vor den Fenstern des oder der zu Feiernden oder auf öffentlichen Plätzen aufgeführt wurde, nach einer in früheren Zeiten sehr allgemeinen Sitte. Eine ganz bestimmt ausgeprägte Form hatten diese Serenaden nicht, sie nähern sich am Meisten derjenigen der Symphonie, vor der sie jedoch gewißermaßen größeren Reichthum und Mannichfaltigkeit voraus haben, da sie sich freier bewegen, die Instrumente willkürlicher wählen und gruppiren. Oft sind mehrere Instrumente dabei beschäftigt, und diese werden in verschiedener Weise, mit sichtlichem Bestreben nach Abwechslung gruppirt, besonders aber finden sich Soloinstrumente auf mannichfache Art dabei angewandt. Ferner ist die Zahl der einzelnen Sätze meistens bedeutend erweitert und steigert sich nicht selten bis auf acht. Faßt man die Anordnung und Gliederung derselben etwas näher ins Auge, so ergiebt sich hauptsächlich, daß die in der Symphonie ausgebildeten Formen auch hier angewendet, aber in verschiedenen Modificationen vervielfältigt zusammengestellt sind. Eigenthümlich ist diesen Compositionen, daß sie gewöhnlich durch einen Marsch eingeleitet und mitunter auch beschlossen wurden. Ursprünglich mochte derselbe wirklich bestimmt sein das Auftreten und Abziehen des Orchesters bei einer festlichen Gelegenheit zu begleiten; später, wo die Saiteninstrumente dabei in gleicher Weise beschäftigt werden wie bei allen anderen Sätzen, ist dies wohl nicht anzunehmen: der Marsch war nun die Form der Einleitung geworden, welche auf den ursprünglichen Charakter nur noch mehr hinwies. Uebrigens finden wir ihn als eigentlichen Marsch behandelt, die Formen nicht ausgedehnt oder zu einer eigenthümlichen Kunstform erweitert und ausgebauet, sehr häufig hat er nicht einmal ein Trio; der Ausdruck ist meistens lebhaft und heiter. Unter den übrigen Sätzen, welche in ähnlicher Weise wie in der Symphonie abwechseln, nimmt der Menuett eine Hauptstelle ein, indem er fast regelmäßig zwischen jedes Andante und Allegro als vermittelndes Glied eingeschoben wird und also zwei oder dreimal in einem Stück sich findet. Man sucht nun nicht allein demselben einen verschiedenen Charakter zu geben, sondern besonders durch mannichfache Abwechslung in der Instrumentation einen eigenthümlichen Reiz hervorzubringen, namentlich im Trio, wobei es gar nicht selten ist, daß einem Menuett mehrere Trios mit anderer Instrumentation beigegeben sind. Nicht selten werden im Trio obligate Instrumente, Violine, Flöte, Trompete oder auch die Saiteninstrumente allein angewendet. Was die Gliederung der übrigen Sätze anlangt, so sind ein großes zweitheiliges Allegro zu Anfang und ein Allegro oder Presto zum Schluß, mitunter durch ein kurzes Adagio eingeleitet, wie bei der Symphonie die Eckpfeiler, und diese Sätze wurden auch ähnlich wie in der Symphonie behandelt. Bei einfacherer Ausführung wird der zwischen ihnen stehende langsame Satz durch zwei Menuetts eingefaßt, dann finden sich zwei langsame Sätze jeder mit zugehörigem Menuett, welche durch verschiedene Instrumentation charakterisirt sind. Bei fortschreitender Erweiterung tritt zwischen die beiden langsamen Sätze noch ein Allegro ein, das aber seinem Charakter wie der Instrumentation nach von den beiden Hauptsätzen im schnellen Tempo meistens durch leichtere Haltung und Färbung unterschieden wird. Bei dieser reichen Gliederung werden nun auch die Instrumente mit mehr Abwechselung gruppirt.

In den Siebenzigerjahren componirte Mozart mit der ihm eigenen Schreibfertigkeit eine ganze Menge solcher Serenaden, für die auch wohl oft der Titel Divertimento angewendet ist, und wählte dabei die Instrumente, wie sie ihm grade paßten. Da finden sich nun auch manche kleinere für fünf oder sechs Bläser, ursprünglich wohl für Tafelmusik oder ähnliche Zwecke bestimmt, Compositionen voll Anmuth und Grazie, fein und zart in der Erfindung, mit sicherer

Meisterhand gezeichnet. Ueberall saubere und zierliche Detailarbeit, kleine leicht hingeworfene Nebenzüge, welche das Ganze interessant und lebendig machen, glückliche Effecte und Combinationen. Da es sich um einen Modeartikel handelte, so war der Bedarf bedeutend; manche größere Serenade wurde auch wohl, den jedesmaligen Verhältnissen entsprechend, für eine geringere Zahl von Instrumenten arrangirt. Auch Beethoven hat in den ersten Jahren seines Wiener Aufenthaltes Derartiges componirt.

Die größeste und wahrscheinlich der Zeit nach späteste Tondichtung Mozarts auf diesem Gebiete ist eine Serenade für 13 Blasinstrumente, welche aus nicht weniger als sieben Theilen besteht und 1780, um die Zeit des „Idomeneo“, entstanden sein wird. Die eigenthümliche Klangweise der Instrumente ist hier schön und kunstvoll benutzt; einsichtsvolle und ungezwungene Entfaltung des Naturgemäßen, treffliche Wahl der Mittel, Feinheit und Mannichfaltigkeit in der Behandlung und Gruppirung der einzelnen Instrumente, freie und selbständige Stimmführung, Reichthum an feinen und interessanten Zügen der harmonischen oder thematischen Bearbeitung, — das Alles macht diese Serenade zu einem Meisterwerke ihrer Gattung. Sie ist neuerdings in Darmstadt, München, Hamburg und Leipzig wiederholt mit durchgreifendem Erfolg aufgeführt worden. Wenn wir dem freundlichen Leser den Genuß dieser Serenade für die nächste Zeit in Aussicht stellen, so wird er geneigt sein, die Länge unseres Artikels zu entschuldigen.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Der Aufstand in der Stadt Braunschweig am 6. und 7. September 1830 und der bevorstehende Anfall des Herzogthums Braunschweig an Hannover. — Olga und Wladimir. Skizzen aus der Urgeschichte Rußlands. Nach Nestors Annalen herausgegeben von G. Kuttler. — Cäsars gallischer Krieg in den Jahren 58 bis 53 vor Chr., eine kriegswissenschaftliche und philologische Forschung. Von A. von Göler. — Indische Studien. Von A. Weber.

— * In einigen Wochen erscheint in zweiter vermehrter und verbesserter Auflage „Goethe's Leben von J. W. Schaefer mit den Bildnissen Goethe's in seinem dreißigsten Lebensjahre und in seinem Greisenalter.

— * Der dritte und letzte Band der Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen von J. W. Schaefer in Bremen findet bei der Kritik dieselbe Anerkennung wie die früheren. Neuerdings hebt das literarische Centralblatt die Vorzüge und Verdienste des Werkes hervor.

— * Von der Geschichte der deutschen Literatur des neunzehnten Jahrhunderts von Julian Schmidt ist nun auch die dritte Auflage vergriffen; eine vierte, an welcher der Verfasser arbeitet, soll im September d. J. erscheinen. Exemplare der ersten und zweiten Auflage sind im Buchhandel zum herabgesetzten Preise von 2 und 2½ Thaler zu erhalten.

— * In der bekannten Collection of british authors erschien ein siebenter Band von Erzählungen, welche den household words von Dickens entnommen sind.

— * Die österreichische Journalistik, besonders die zu Prag, ist sehr thätig. Nachdem dort im Herbste vorigen Jahres die kritischen Blätter für Literatur und Kunst gegründet worden, erscheint jetzt seit dem Anfange des März ein tägliches „Oesterreichisches Morgenblatt für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben“, welches sehr reich mit Novellen, Correspondenzen, literarischen Besprechungen und Notizen ausgestattet ist. Wir entlehnen einer der uns vorliegenden Nummern die folgende Mittheilung: „Mehrere ungarische Schriftsteller, die namhaftesten dramatischen Dichter an der Spitze, sind eine Wette eingegangen — man könnte es ein Wettrennen auf dem Flügelroß der Poeten nennen — als deren Einsatz jeder von ihnen fünf Dukaten niederlegte mit der Verpflichtung, binnen einem Jahre, vom April angefangen, ein Drama zu schreiben. Der Verfasser des besten Stückes, sei es nun von welcher Gattung immer, erhält die Einsätze sämmtlicher Wettenden als Preis.

— * Auf dem Hoftheater in Braunschweig gab man am 8. März ein fünfaktiges Trauerspiel „Galileo Galilei“ von Adolf Glaser, dem Redacteur der Westermannschen illustrirten Monatshefte. Das Stück, dem mit Interesse entgegengesehen wurde, da ein Pastor gegen, ein Professor für den Stoff sich vorher öffentlich ausgesprochen hatten, machte Glück; es ist dramatisch wirksam behandelt und zeichnet sich durch maßvollen Ton und edlen Stil aus.

— * In Wien starb in diesen Tagen die Schauspielerin Bertha Wagner, Gattin des am Burgtheater thätigen Josef Wagner. In den Vierzigerjahren war die Verstorbene als Bertha Unzelmann eines der begabtesten und beliebtesten Mitglieder der deutschen Bühne, mit einem schönen Talent ausgerüstet, das sich auf den Theatern in Bremen und Leipzig in der anziehendsten Weise entwickelte. Der Höhepunkt ihrer künstlerischen Thätigkeit war das Engagement zu Leipzig, wo sie besonders als „Valentine“ Triumphe feierte. Wien war nicht der rechte Boden für Bertha Unzelmann, da ihr der Hauptvorzug, den die Wiener verlangen, ein schönes Organ, versagt war. Ihre Thätigkeit war daher nur eine beschränkte, auch mußte sie bald wegen eines Halsleidens, dem sie nun erlegen ist, in Pension treten.

— * Am 2. März beging der greise Dichter Castelli in Wien im Kreise von Künstlern und Schriftstellern seinen achtundsiebzigsten Geburtstag. Man erfreute den alten Herrn, seiner Neigung entsprechend, besonders durch Zithervorträge; er hielt heiteren Humors aus, bis sich die Tafelrunde auflöste.

— * Seit dem Januar harrt man in München auf die Vorführung der als preiswürdig bezeichneten Concurrenzdramen auf der Hofbühne, wird aber noch bis in den April hinein warten müssen. Nachdem Krankheit der ersten Schauspielerin in München einen Aufschub veranlaßt hatte, wollte man Frau Bayer-Bürck in Dresden gewinnen, doch verlangte sie so viel Zeit zum Einstudiren der Hauptrolle in den „Sabinerinnen“, daß man auf ihre Mitwirkung verzichten mußte.

— * Die arme Rachel ist kaum entschlafen, so wird sie wieder unbarmherzig ihrer Ruhe entrissen. Auf einem Boulevardtheater in Paris giebt man ein Drama „Rachel“ in 5 Aufzügen und 7 Tableaux. Die Hauptereignisse ihres Lebens von der Zeit an, da sie herumziehende Sängerin war, bis zu ihrem Tode bilden den Gegenstand der Handlung.

— * In Köln wurde im Gesellschaftsconcert eine Ouverture von Josef Joachim aufgeführt, welche den Titel führt „Nachruf an ****! (Robert Schumann?)

— * Der Bildhauer Wolff in Berlin hat den Auftrag erhalten, die Moses-Gruppe seines Meisters Rauch nach dem vorhandenen Modell auszuführen. Der für die Gruppe bestimmte Marmorblock ist schon vor einiger Zeit von Carrara in Berlin angelangt und jetzt durch eine, zu diesem Behufe durchbrochene Seitenwand in die inneren Räume des Ateliers geschafft worden, in welchem der verewigte Meister thätig zu sein pflegte.

— * In Nürnberg starb am 7. März plötzlich der Bildhauer und Erzgießer Burgschmiet im Alter von 60 Jahren. Er war zuletzt mit dem Gusse des Radetzky-Denkmals beschäftigt.

— * Aus den Zeitungen wissen unsere Leser, daß Korinth in Griechenland vom Erdbeben zerstört worden ist. Ein Erdstoß am 21. Februar, welcher acht volle Secunden dauerte, warf alle Häuser der Stadt in Trümmer zusammen; drei bis vier, die noch stehen, sind dem Einsturz nahe und deßwegen unbewohnbar. Eine Felsenmasse lösete sich von der Akropolis ab und wälzte sich gegen die Trümmer der Stadt zu. Entsetzt floh die Bevölkerung auf die Felder hinaus. Bis jetzt hat man 20 Todte begraben und 60 Verwundete aus dem Schutte hervorgezogen. In dem über eine Stunde entfernten Hafen von Kenchreä spaltete sich die Erde, und ein Strom schlammigen Wassers ergießt sich fortwährend über die Ebene. Kalamaki, Lutraki, Hexamilia und unzählige andere Dörfer der Umgegend Korinths haben stark gelitten — haben Todte und Verwundete. — Das neue Korinth war allerdings nur ein unbedeutender Ort gegen jene einst glänzende und großartige Stadt. Es war, — schreibt Hermann Hettner in seinen vor fünf Jahren erschienenen „Griechischen Reisebildern“ —, eine kleine, erst wieder erstehende Stadt von wenig Tausend Einwohnern. Nur sieben Säulen eines uralten dorischen Tempels zeugen von der einstigen Pracht und Herrlichkeit. Es war wohl der Tempel der Athena Chalinites, d. i. Zaumanlegerin, weil sie dem Bellerophon den Pegasus gezähmt und gezäumt hatte. Unterhalb der heutigen Stadt, nach dem Meere gelegen, ist eine wunderbar schöne, von saftigem Epheu an allen Seiten reich umschlossene künstliche Grotte mit rieselndem Quellwasser, die vor der Zeit des griechischen Befreiungskrieges zu den Gärten des reichen und edlen Kiamilbei gehörte. Die wunderbarste Rundsicht umgiebt uns, das Meer, die gewaltigen schneebedeckten Berge des Parnaß, Helikon und Kithäron und am anderen Ufer die hügelumsäumten Korinthenfelder von Achaja. Dieses entzückende Thal ist recht eigens für reiche Gartenanlagen geschaffen. — Aber am herrlichsten ist es oben auf Akrokorinth. Alle Wunder der Schweiz und Italiens verschwinden gegen die Großartigkeit dieser ganz unvergleichlichen Landschaft. Akrokorinth erhebt sich 1770 Fuß gerade aus der Meeresfläche heraus, und oben an seiner

Spitze breitet es sich aus zu einem eigenen großen, mehr als eine Stunde umfassenden Hochland, das wieder seine besonderen Berge und Ebenen hat. Alle Zeiten haben hier ihre Geschichte in Steinschrift gegraben. Noch erquickt uns der frische Quell der Pirene, an der einst Bellerophon den Pegasus einfing; und vereinzelte Säulenstücke gemahnen uns an die einstige Pracht des alten Tempels der Aphrodite. Ringsherum um den ganzen Berg laufen die mächtigen Zinnen und Thürme der stolzen Venetianer, und wüste Schutthaufen erzählen uns von den zerstörten Häusern, Moscheen und Bädern der Türken, die sich hier eine eigene kleine Stadt erbaut hatten. Jetzt aber ist hier Alles todt und verödet. Nur fünf alte Invaliden bilden die dürftige Bewachung.

— * Unter der Ueberschrift „Goethe's Großtante in Wetzlar“ giebt Heinrich Düntzer den folgenden kleinen Beitrag zur Familiengeschichte Goethe's: Als Goethe zu Ostern 1772 nach Wetzlar ging, wo auch sein Vater prakticirt hatte, begleiteten ihn freundliche Empfehlungen an seine Großtante, deren er in „Wahrheit und Dichtung“ gar nicht gedenkt. Diese Großtante war die jüngste Schwester seiner von Wetzlar stammenden Großmutter mütterlicher Seite, der drittältesten Tochter des Prokurators und Advokaten des Reichskammergerichtes Dr. Cornelius Lindheimer, Anna Margaretha. Die Schwester, Susanna Lindheimer, hatte in erster Ehe den Hofrath Dr. Dietz, Prokurator und Advokaten am Reichskammergericht, geheirathet, der 1752 starb, worauf sie mit dessen Amtsgenossen Hofrath Lange sich verband. Diese Hofräthin Lange, welche auf der Ecke der Gewands- und der Schmidtgasse wohnte, suchte der junge Doctor Goethe in Wetzlar auf. Seine Wohnung nahm er in ihrer Nähe in der Gewandsgasse, wo der Rechtspraktikant Freiherr von Breitenstein sein Hausgenosse gewesen sein soll. Ließ es Goethe auch an gelegentlichen freundschaftlichen Besuchen nicht fehlen, so trat er doch weder zur Großtante noch zu deren Töchtern, von denen die jüngere ihn am meisten anmuthete, in ein näheres Verhältniß, wie sich aus seiner Aeußerung in einem Briefe aus Frankfurt vom 15. September 1773 an Kestner ergibt: „Drunten im Visitenzimmer sitzt diesen Augenblick — die liebe Frau Großtante Lange von Wetzlar, mit der so theuren ältesten Jungfer Nichte. Die haben nun schon in ihrem Leben mehr um Lottens willen gesessen, wo ich sie nicht holte; mögen sie auch diesmal sich behelfen! Hannchen ist nicht mit da.“ Als Goethe im September plötzlich von Wetzlar floh, fühlte sich die Großtante höchlich beleidigt, daß der Doctor Goethe, dem damals ganz andere Dinge als seine Großtante Sinn und Herz quälten, ohne Abschied weggegangen, und sie ließ an Lotte sagen, sie würde es der Mutter des Doctor Goethe schreiben, wie ihr Sohn sich aufgeführt. Ein Sohn dieser Großtante aus erster Ehe, der Prokurator und Advokat beim Reichskammergericht Hofrath Dietz, verband sich um 1776 mit Lottens ältester Schwester, Karoline Wilhelmine Marie Buff, wodurch denn Goethe mit Lotten in entfernte Verwandtschaft kam. Ob die Großtante dem Dichter die Verletzung des Anstandes vergeben, wird eben so wenig berichtet, als ihr gewiß nicht zu bezweifelndes Entsetzen über die „Leiden des jungen Werthers“, die ihm auch von Lottens Gatten herbe Vorwürfe zuzogen. Weder sie selbst noch ihre Töchter haben irgend einen Zug zu dem mit glüher Jugendbrust gedichteten Roman geliefert, wenn nicht etwa bei den beiden Mädchen, mit denen Werther zu Charlotten S.. fährt, seine beiden Basen, oder eine derselben, vorschweben.

Aus der Gemäldeausstellung.

♂ Die diesjährige Gemäldeausstellung des Kunstvereins in Bremen ist, was die Zahl der eingesandten Werke anlangt, eine sehr reiche zu nennen, da der Katalog bereits über 700 Nummern aufweist, welche noch immer durch neue Zusendungen vermehrt werden; weniger dürfte sich diese Bezeichnung auf den Werth des Ausgestellten anwenden lassen, da wir unter der reichen Zahl von Bildern nur wenig Gutes und wahrhaft Erfreuliches, dagegen viel Mittelmäßiges und leider auch viel herzlich Schlechtes antreffen. Wir werden uns, bei dieser Fülle des Dargebotenen, auf ein flüchtiges Erwähnen der besseren Bilder beschränken und nur die wenigen wirklich bedeutenden und ausgezeichneten eingehender besprechen.

Beginnen wir mit demjenigen Genre, welches in neuerer Zeit fast immer, und so auch hier, in quantitativer wie in qualitativer Hinsicht am besten vertreten ist, mit der Landschaft, so haben wir zunächst hervorzuheben, als eine Perle der Ausstellung, Oswald Achenbachs „Abenddämmerung in der Römischen Campagna“, ein Bild, welches bei der größten Einfachheit der Behandlung durch Tiefe der Auffassung und innige Naturwahrheit höchst ergreifend wirkt. Ueber der ganzen weiten, von Sonnengluth verbrannten Landschaft, welche nur im Vordergrunde durch ein paar wilde, banditenhaft aussehende Gestalten belebt wird, liegt dumpf und schwer die beängstigende Schwüle eines italiänischen Gewitterhimmels; glühende, fieberathmende Dünste umziehen den einsamen Felsen, welcher traurig die traurige Einförmigkeit der Gegend unterbricht, und schwere, schwarze Gewitterwolken lagern über der ewigen Stadt, welche wir in äußerster Ferne liegen sehen, aus der noch deutlich erkennbar die riesenhaften Umrisse der Peterskuppel uns entgegentreten.

Von gleich meisterhafter Composition, wie das ebengenannte Bild, aber von ganz abweichender Ausführung, ist Achenbachs „italiänische Landschaft.“ Während der Künstler in jenem durch die großartige Einfachheit der Behandlung eine so mächtige Wirkung hervorbringt, wird hier der Eindruck einer geistvollen und poetischen Composition durch den allzusehr in die Manierirtheit des französischen Geschmackes ausartenden Stil, in welchem dieselbe gehalten ist, gestört; erst nachdem wir uns an diese, durch grelle, fast an Decorationsmalerei erinnernde Färbung frappirende Manier gewöhnt haben, kommen wir dazu die Schönheit des Motives, die Poesie der Auffassung in dieser italiänischen Landschaft zu würdigen, deren Schönheit uns in einem Kupferstich, ohne die störende Beigabe der bunten Färbung, gewiß weit deutlicher und lebhafter entgegentreten würde. Achenbach giebt in diesen beiden Bildern aufs Neue einen Beweis von der Vielseitigkeit seines Talents; ein Verfolgen der in der italiänischen Landschaft angenommenen Manier dürfte aber, unsres Erachtens, selbst für einen Künstler wie Achenbach sein Gefährliches haben.

Ein außerordentlich anziehendes, poetisch empfundenes Bild, in welchem uns gleichsam die halbvergessenen Dichtungen der Romantiker wieder entgegentreten, ist Knud Baade's „Herrensitz bei Mondbeleuchtung.“ Wir gestehen offen, daß wir uns dem Zauber desselben hingegeben haben, ohne zu reflectiren, diesem geheimnißvollen Zauber der Romantik, der uns hier anweht, wie eine Erinnerung an Tiecks „Mondbeglänzte Zaubernacht, — Die den Sinn gefangen hält — Wundervolle Mährchenwelt — Steig nun auf in alter Pracht.“ Wie aus einer fremden Welt steigt der phantastische Bau des Herrensitzes vor uns auf, dessen Fenster im Kerzenglanz leuchten, während die ganze Gegend, ein großartiger, etwas verwilderter Park, in einen bläulichen Schimmer getaucht ist durch den bleichen Glanz des Mondes, dessen Strahlen sich in dem Weiher spiegeln, der, von einem riesigen Neptun behütet, still und friedlich daliegt. Auf dem sanft ansteigenden Wege zum Edelsitze sehen wir zwei stattliche Gestalten dahin wandeln; der Mond schimmert in dem Atlasgewande der Dame, in dem Helm des Ritters; wir vernehmen das leise Geflüster des Paares, wir hören das Rauschen der zwischen dunklem Laub halbverborgenen Cascade, wir fühlen das Weben der lauen Sommernacht und träumen uns in eine längst vergangene schöne Zeit, die herrliche Wunderzeit der Romantik.

In Farbe und Stimmung verwandt, wenn gleich weniger phantastisch ist Georg Saal's „Norwegischer Wasserfall bei Mondbeleuchtung“, nur stört in diesem, sonst überaus ansprechenden und zart behandelten Bilde die allzu große Verschiedenheit in dem Charakter des Vor- und des Hintergrundes, welche gänzlich unvermittelt neben einander stehen, so daß wir, gleichsam in einem Rahmen, zwei ganz verschiedene Compositionen erblicken; vorn den Wasserfall, welcher dem Bilde seinen Namen giebt und also das Hauptmotiv desselben bilden soll, der aber nicht bedeutend genug erscheint, als daß nicht hinter ihm der glatte Spiegel des Flusses, welcher sich in duftige Ferne verliert, unser Auge mehr fesseln sollte. Dieser Wasserspiegel im Mondesglanz, die weiß schimmernden Birken, die dunklen Kiefern an seinen Ufern, sind von so elfenhafter Zartheit und Schönheit, von so poetischem Duft überhaucht, daß wir uns beinah verletzt fühlen, wenn unser Blick auf die beiden realistisch derben Gestalten fällt, welche die Staffage des Vordergrundes bilden.

Den vollständigsten Gegensatz zu diesen beiden Mondscheinlandschaften bilden zwei kleine Bilder von Adolf Rosenthal: „Abendlandschaft“ und „Abendlandschaft im Dachauer Moor in Bayern“, welche, in Motiv und Behandlung einander sehr ähnlich, uns erfreuen durch den Reiz, welchen die blendende Gluth des Abends einer an sich dürftigen, wenig ansprechenden Gegend verleiht, deren Linien und Umrisse in ihr mit wundervoller Klarheit und Schärfe hervortreten. — Ein hübsches, lebendvolles, fleißig ausgeführtes Bild ist J. A. Rust's „Auf dem Y bei Amsterdam“, welches wir belebt von größeren und kleineren Schiffen sehen, auf denen derbe, rührige Gestalten uns den Eindruck heiterster Geschäftigkeit geben. — Sehr zierlich und bis in das kleinste Detail sauber ausgeführt sind auch die Uferbilder von Ludwig Hermann, mit ihrer pittoresken, alterthümlichen Architektur und ihren bunten, hübsch gruppirten Volkshaufen, nur daß seine Art der Auffassung und Behandlung zu einer Manier wird, welche in einem Bilde recht ergötzlich wirkt, in dem zweiten und dritten aber schon den Eindruck von Monotonie macht. — A. Becker's große Landschaft „Abend in den Alpen des Berner Oberlandes“ erscheint uns in einigen Partien zu dunkel gefärbt und in der Vermittelung zwischen den Wolken und den in sie hineinragenden Gletscherspitzen nicht ganz glücklich, so daß dieselbe, trotz der fleißigen Ausführung aller Einzelnheiten, welche selbst ein Betrachten in nächster Nähe zuläßt, doch bei einer etwas weniger günstigen Beleuchtung schwerlich die Wirkung machen dürfte, wie an dem Platze, welcher ihr bei uns zu Theil geworden ist.

Wir brechen unsern heutigen Bericht ab, um in einem folgenden zunächst die drei italiänischen Landschaften von A. Flamm eingehender zu betrachten, deren eigenthümliche Schönheit, wenngleich für das ungeübte Auge nicht frappant hervortretend, doch eine ausführlichere Besprechung verdient, als wir ihnen heute zu Theil werden lassen konnten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 12. Bremen, 21. März. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Ludwig Gleim und seine Zeit.

Von Hermann Allmers.

3.

Ludwig Gleim war geboren 1719 zu Ermsleben. Bis zu seinem dreißigsten Jahre nach vollbrachtem Studium war er als Lehrer und Sekretär bei verschiedenen Privatpersonen. Dann finden wir ihn vom Jahre 1747 an bis zu seinem Tode 1803 unausgesetzt in Halberstadt als Sekretär und Archivbewahrer des dortigen Domstifts. Wenn je ein Menschendasein friedenreich und glückselig genannt werden konnte, so war es das seine, bei dessen Betrachten uns wird, als ob wir in einen Tag blickten voll Sonnenschein und Himmelsblau, voll Waldesduft und Frühlingsgesang, daß es uns ordentlich das Herz erquickt.

Seine Stelle war eine so angenehme, so ruhige, so wenig zeitraubende und so einträgliche, wie sich nur ein deutscher Dichter eine wünschen mag. Alle niederen Erdensorgen und Plackereien blieben ihm fern, er durfte ungestört denken und dichten und studiren, so viel er wollte, konnte mittheilen, helfen, beglücken und Segen rund um sich verbreiten, ohne Aufhören, nach Herzenslust; er konnte seine zahlreichen Freunde zu Gaste laden, wann er wollte, konnte stets seinen Keller mit den edelsten und duftigsten Rheinweinen füllen, in seinem Gärtchen den köstlichsten Blumenflor erblühen lassen; konnte die herrlichste und werthvollste Bibliothek gründen; konnte zum Schmuck seines lieben Hauses manches Kunstwerk, manch schöngeformtes Geräth, manch gemaltes Gefäß erwerben, ja sogar die Wände seines „Freundschaftstempels“, wie er den schönsten Saal nannte, mit den Bildnissen aller seiner theuersten und liebsten Menschen schmücken.

Dazu hatten seine Fabeln, Sinngedichte, seine scherzhaften und anakreontischen Lieder und vor Allem seine berühmt gewordenen „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“ seinem Namen früh einen guten Klang in ganz Deutschland verliehen und ihn selbst nahe gebracht und innig befreundet mit fast allen deutschen Dichtern, allen aufstrebenden Geistern jener neu anbrechenden Literaturepoche, mit Bodmer, Ramler, Kleist, Sulzer, Hirzel, Klopstock, Ebert, Zachariä, Schmidt, mit den Männern der Bremer Beiträge Gellert, Rabener, Weiße, Cramer und Schlegel, mit Uz, Jakobi, Spalding und mit Lessing, dann mit Herder und Wieland, Jean Paul, Seume und Heinse, denen sich auch noch die Dichter des Göttinger Hainbunds anschlossen, namentlich Voß, die Stolberge und Bürger.

Mit allen diesen stand er fort und fort im innigsten und lebendigsten Briefwechsel, allsommerlich hatte er die Freude der häufigsten und liebsten Besuche; jahraus, jahrein war sein Haus Allen gastlich geöffnet und der heitre geschmückte Ort eines echten deutschen Dichterverkehrs. Aber seine größte Freude hatte er daran, wenn es ihm gelang Diesen oder Jenen auf längere Zeit nach Halberstadt oder doch in dessen Nähe zu ziehen, wie es ihm unter andern mit Herder, Heinse, Jakobi und Schmidt glückte.

Der Freund seiner Jugend aber war der schöne edle Ewald von Kleist, an welchem Gleim mit der ganzen unsäglichen Gluth seiner Seele hing. Als in der Schlacht von Kunersdorf Blut und Leben des edlen Frühlingssängers hingeströmt war, ergab er sich dem tiefsten Schmerze. Selbst seine treue Muse hatte keinen Trost für ihn, er fühlte sich verwaist auf Erden, er hatte für Nichts Sinn als seines lieben Ewalds Briefe zu lesen, für seine Hinterlassenen und den Ruhm seines Namens zu sorgen.

Als der erste Frühling die Erde wieder schmückte und die Nachtigall ihre Wonnelieder von neuem sang, strömte sein Schmerz zum ersten Male wieder in Lieder aus. Ich denke an meinen Kleist, singt er —

> Ich denk' an meinen Kleist, du liebe Philomele,
> Vergebens singest du!
> Du singst ihn nicht hinweg, den Gram aus meiner Seele,
> Ich höre dir nicht zu! —
>
> Kein Kleist ist auf der Welt, sie ist mir nun zu enge,
> Vergebens singest du!
> Wenn mir ein Engel jetzt, wenn mir Eloah sänge,
> So hört' ich ihm nicht zu. —

Als nun der erste stumme Schmerz vorüber war, erzählt sein trefflicher Biograph Körte, den wir überhaupt bei dieser Skizze zu Grunde legen, da vereinte sich sein Geist wieder mit seinem Geliebten, und er liebte auch das Leben wieder und war hinfort in brüderlicher geistiger Verbindung mit dem Verewigten. Ich glaube fest und sicher, sagte er oft, daß mein Kleist bei mir weilt, wenn ich dichte, daß er da ist und freundlich lächelnd die angefangenen Verse liest, grade so wie einst, da er noch lebte. Und wenn Gleim späterhin als Greis den Kindern, die er sehr liebte und gern um sich hatte, von den Engeln erzählte, so gab er dem guten Engel immer den liebsten Namen Kleist oder Ewald.

Unter den Lebenden aber nahm die Stelle in seinem Herzen nun sein Klopstock ein, dem er hinfort anhing in schwärmender Liebe und Bewunderung bis ins höchste Greisenalter. Nach diesem standen ihm wohl Uz, Jakobi und Herder am nächsten.

Es war damals bekanntlich die Zeit jenes begeisterten und überschwänglichen Freundschaftskultus, den wir jetzt kaum mehr verstehen können, der aber die jungen Herzen mehr erglühen ließ als irgend eine andre Bewegung. Es war, die durch Gottsched hervorgerufene Spaltung abgerechnet, durchaus kein solches Zersplittern und Auseinandergehen nach verschiedenen Richtungen, Tendenzen und Principien unter jenen Dichtern, wie es unsre Gegenwart zeigt. Alle sangen sie wie aus einem Tone; Alle sahen sie sich gemeinsam an als die Jünger der neu aufstrahlenden Zukunft, geschaart um Klopstock als den Größesten und Herrlichsten unter ihnen; Alle erglühten sie in Liebe zu einander, in Verehrung gegen einander und in

jubelnder Freude über einander. In den Liedern und Dichtungen, welche die Freundschaft preisen oder an Freunde gerichtet sind, herrscht daher eine ungleich größere Wärme und Leidenschaftlichkeit als in denen der eigentlichen Liebe. Jene sind tief, glühend und überschwänglich; diese höchstens süß und zärtlich, zum Theil auch sehr sinnlich.

Gleims Seele nahm nun auch die schwärmerische Bewunderung für Friedrich den Großen oder, wie er ihn nur nannte, seinen Friedrich den Einzigen ein. Aus dieser Begeisterung allein entsprangen auch die berühmten und kraftvollen Grenadierlieder. Die frischen hellschmetternden Klänge zogen zündend und begeisternd durch alle preußischen Herzen; in diesen hatte er den Ton des Volks getroffen wie in keiner andern Dichtung, und sie auch machten es, daß sein Name gefeiert wurde bei Hoch und Niedrig, und daß eine Menge Großer und Vornehmer, ja manche Fürsten darunter, sich bemühten den wackren Sänger kennen zu lernen, der so plötzlich vom zärtlich leierspielenden Anakreon zum drommetentönigen Tyrtäus sich entfaltet hatte.

Nie war Gleim vermählt. Er hatte geliebt und war betrogen worden. „Einmal und nicht wieder", sprach er ruhig und nahm nun die Tochter seines älteren Bruders zu sich, die eine liebreiche, treue und sorgsame Pflegerin seines Daseins ward. Er war und blieb ledig bis an sein Ende, so nahe es ihm auch die Karschin zum Oefteren gelegt hatte, wie fruchtbringend und vielverheißend für die deutsche Literatur eine eheliche Verbindung mit ihr sein dürfte. Er blieb standhaft, verliebte sich hinfort nie wieder und schwelgte nun nur um so mächtiger im Vollgenuß der Liebe seiner Freunde.

Körte, der ein Neffe Gleims war, theilt uns manch schönes herzerquickendes Bild aus diesem Dichterverkehr mit. — Oft kam Klopstock von seinem nahen Heimathsorte Quedlinburg nach Halberstadt herüber geritten, um seinen Gleim zu überraschen, und fast den ganzen Sommer von 1750 brachten er und Klamer Schmidt dort zu. Das waren glückliche Tage voll echter Liedeslust und Jugendseligkeit. An Muthwillen und Heiterkeit übertraf unter den dreien keiner den andern. Abends, nachdem sie den Tag über emsig gearbeitet, waren die Stunden nur der Freude und dem Scherze gewidmet, in Lauben beim Becher und im lustigen Bade. Oft gingen sie zu einem Weinschenken, in dessen großer Rosenlaube sie musenbegeistert die Becher und die Scheitel mit Rosen umkränzten, daß es dem Wirthe schier wunderbar vorkam, noch ehe ein Becher geleert war, solche Begeisterung zu finden.

Einst aber, es war eine mondhelle laue Juninacht, und die Rosen standen in vollster Blüthe, da kamen, vom Baden erfrischt, die Freunde wieder zum gewohnten Wirth. Alter Rheinwein blinkte bald vom weißen Marmortische, und die duftende Rosenpracht erweckte in den Dichterherzen eine echt anakreontische Lust. Gleim gab dem Wirthe verheißende Winke, und alle Rosen wurden gepflückt und der ganze Tisch so damit bedeckt, daß die Flasche und die Becher kaum aus all der Rosengluth hervorragten. Da berauschte der Duft und die Pracht die Dichter, und es erscholl hell Gesang und Rede, und lauter und lauter, je höher der Mond stieg, desto höher stieg die Lust. Nüchterne Bürger, mit dem Glockenschlage nach Hause gehend, standen auf der Straße und schüttelten die Köpfe über solch wüstes Treiben. — Die Freunde aber riefen nach Wein. Der Wirth kam und versagte den Wein. Als aber Klopstock ihm ernst bekräftigend die Trinker vorzählte und auf die eine kaum geleerte Flasche zeigte, da ward natürlich auch die zweite bewilligt und besungen.

Noch war diese nicht geleert, siehe, da strahlte die goldne Morgensonne schon über die Dächer, und die Freunde machten sich auf den Heimweg. Klopstock ging voran mit tief herabgebrannter Kerze, deren Flämmchen er erst im Angesicht der Sonne ausblies, dem Tage ein reines Opfer züchtig durchschwärmter Nacht.

Im Winter aber und bei unfreundlichem Wetter wurden diese Musenfeste in Gleims Freundschaftstempel gehalten, jenem schönsten Zimmer seines Hauses im Angesichte der Bildnisse aller seiner Lieben und Hochverehrten, die rings von den Wänden auf die fröhlichen Zecher blickten.

Echte Dichtergelage waren es, herrlich und herzerhebend. So hatten einst Sokrates und Hafis geschwelgt, und Keiner vermag es, der sie nicht empfangen hat, die heilige Weihe. In die schönen Zeiten des Hellenenthums träumte man sich dann hinein. Da hieß denn Klopstock Homer, Lessing Sophokles, Uz war Pindar, die Karschin, die auch sogar oft lorbeer- und blumenbekränzt Theil nahm, war Sappho, Gleim selbst nannte sich Anakreon. — So war sein Haus gastlich geöffnet jahraus und jahrein, sein Herz warm, empfänglich und voll unverwüstlicher Jugendfrische bis in die spätesten Jahre, und als schon sein Haar dünn und schneeweiß, sein blaues helles Auge dunkel und blind geworden, erstrahlte doch noch sein Inneres wie ein Frühlingssonnenschein.

Einmal ritten Klopstock und Gleim nach Aspenstädt, einem Dorfe, das eine Meile weit von Halberstadt anmuthig unfern des Huywaldes gelegen ist. Inmitten desselben in der Nähe der Kirche ist ein Quell, dessen klare Fluth in einer gewölbten Kammer sich sammelt und von Steinen rings eingefaßt ist, damit des Dorfes Bewohner leichter das Wasser schöpfen können. Dort im Schatten herrlicher Ahornbäume ruhten die beiden Freunde aus. Der schöne Quell lockte, daß sie die Füße netzten und bald auch tiefer hineinschritten und das entblößte Knie bespülen ließen. Aus hohler Hand trank Jeder, emsig schöpfend. Als aber der Durst gestillt war, schöpfte die Hand noch fort, und muthwillig suchte Einer den Andern weidlich zu netzen. Da kamen neugierige schmucke Dirnen des Dorfes zum Quell, um Wasser zu holen. Aber die Wasserlustigen nahmen den Mädchen die Eimer und begannen nun den ernsteren Wasserkampf. Alles lief neugierig herzu, was nur des Weges kam; die Streitlust mehrte sich mit den Zuschauern, und die Wasserbogen stiegen immer höher wider den triefenden Gegner. Da gewahrte Klopstock den Kantor loci, wie er eifrig, aber ängstlich in gewisser Entfernung stehend die beiden unbändigen Wasserkämpfer durch ein langes Fernrohr beobachtete, und beide wie auf Verabredung ließen sofort den Streit und wandten sich im Nu gegen den neugierigen Kantor. Zwei mächtige Wasserbogen rauschten zugleich gegen diesen, daß er unter jubelndem Hohngelächter des ganzen Dorfs schimpfend und triefend Hals über Kopf davon laufen mußte.

So lebten die Beiden und freuten sich mit einander, war's beim Weine, war's beim Wasser. —

Die süße Ueberschwänglichkeit jener Becher- und Rosenfeste dürfen wir keineswegs nur belächeln; wehte doch ein frischer, edler und zukunftfreudiger Geist in ihnen, und darum waren sie in jener faulen Zeit, wo raffinirte Sinnlichkeit auf einer Seite, philiströses Ceremoniell, trockene Gelahrtheit oder finster hockende Frömmelei auf der anderen herrschten, doppelt schön und doppelt bedeutsam.

Unermüdet war Gleim im Wohlthun und Helfen, und Keiner wußte wie er seine Hülfsleistungen so zart, so versteckt und wenig verletzend darzubringen. Ja meistens half er, ohne daß es einmal der Unterstützte erfuhr, von wem die Hülfe kam. Manch armer Student und Candidat sah sich plötzlich seiner Noth entrückt, noch ehe er dieselbe laut geklagt hatte, vor Allen aber durften arme Dichter ihm vertrauen. So sandte er auch Seumen, von dessen Dürftigkeit er gehört hatte, eine Summe von einigen hundert Thalern zum Geschenk und wußte es trotz eifrigen Protestirens von Seiten dieses starren ehrenfesten Charakters durchzusetzen, daß er doch das Geld behalten mußte, indem er sich als Gegengeschenk Seume's Porträt für seinen Freundschafts- und Ehrentempel ausbat.

Er konnte schier nicht leben, ohne wohl zu thun und Segen auszustrahlen; die ganze Menschheit hätte er beschenken mögen, und rührende Geschichten theilt uns sein Neffe davon mit.

So machte er im Sommer des Jahres 1785, sich aufzufrischen, eine Reise nach Göttingen, Hannover, Bremen, von hier einen Aus-

flug nach Oldenburg und dann nach Hamburg, um seinen alten lieben Klopstock zu besuchen. Er erhielt überall Beweise der innigsten Verehrung, war's am Heerde seiner Freunde, war's in den Pallästen der Großen.

Auf dem Wege von Bremen nach Oldenburg fand er in dem in ödester Haidegegend gelegenen „Sandkruge“ Mangel am nothwendigsten Hausgeräth, so daß dem Durstenden nicht einmal Theewasser konnte bereitet werden, und er so die Reise wieder fortsetzen mußte. Tausend andre Reisende hätten bei dieser Gelegenheit einfach über so schlechte Wirthschaft geschimpft, sich geärgert oder besten Falls darüber lustig gemacht, wären abgereist und hätten sich die armselige Kneipe aus den Sinn geschlagen, — nur nicht ein solch seltnes allliebendes Herz wie unser Gleim. Er schimpfte nicht, er machte sich nicht darüber lustig, aber als er in Oldenburg angekommen war, kaufte er einen Dreifuß, einen Theetopf, eine Lampe, Tassen und einige Pfund Thees. Das Alles schenkte er bei seiner Zurückkunft der erstaunten Sandkrugwirthin, damit andre Reisende doch nicht so dursten sollten, wie er habe dursten müssen. Die nach Jahren noch des Weges zogen, hörten vom wohlthätigen Dichter und segneten sein Andenken.

Er konnte mit Recht singen:

Wohlthätigkeit, du Kind des Himmels,
O du, in aller Engel Schaar,
Die Unschuld selbst nicht ausgenommen,
Der liebenswürdigste fürwahr,
Und doch geliebt von Menschen wenig,
Ach könnte, könnte mein Gesang
Sie reizen, Engel, dich zu lieben,
Dich, Engel, säng' ich Lebenslang. —

Verderben müßten all die Seelen,
Die kalten, die nicht fähig sind
Dir anzuhängen, dich zu lieben —
Doch ach, was wünsch' ich, Himmelskind?
Aus meinem Herzen konnt' es kommen?
War's eines bösen Geists Betrug? —
Wohlthätigkeit, die dich nicht üben,
Die Menschen sind bestraft genug. —

Die herrlichsten Worte aber redet er erst im Nachtrag seiner pythagoräischen Sprüche.

Ihr meine lieben Menschen, Tugend ist
Dem Hülfsbedürftigen zuvor mit Gold
Und dann mit Weisheit kommen; seine Seele
Und seinen Kummer forschen und sich freun,
Daß etwas Gold und etwas Weisheit ihn
Der Freude wiederbringen, und ihn nie
Erfahren lassen, ahnen nicht einmal,
Wer seines Kummers Ueberwinder war.

Das war Gleim in Lied und Leben.

So viel ringsum ausgestrahltes Glück mußte auch wohl seine schönen Strahlen auf sein Herz wieder zurückwerfen. Einen fröhlicheren und innerlich zufriedeneren Menschen gab's kaum auf Erden, als unser Gleim es war. Darum sang er auch einmal in fröhlichem Gefühle seines Daseins:

Ich bin ein reicher Mann! hab' einen Freund und einen
Mundkoch, der Hunger heißt, und der vortrefflich kocht,
Ein kleines ist mein Glück, doch ich beneide keinen,
Der auf ein großes pocht.

Ich habe den Horaz von Elzevir, der keinen
Druckfehler hat, von Wolf den göttlichen Homer,
Die Bibel von Hans Luft und den Virgil von Heinn, —
Was wünscht' ich mir noch mehr! —

Aeußerst einfach und regelmäßig war er in seiner ganzen emsig beschäftigten Lebensweise. Bücher und Kunstwerke waren sein einziger Luxus. Ueberall sah man die Tische mit schönen Gefäßen, die Schränke mit Büsten und Gypsabgüssen nach Antiken besetzt, die Wände mit Kupferstichen und Gemälden geschmückt, und gern rühmte er sich der Seltenheiten und Schätze seiner reichen Büchersammlung. Mißtrauen kannte er gar nicht. Alle Räume ließ er offen und zugänglich, nur einen Schrank hatte er stets verschlossen und trug den Schlüssel dazu fortwährend bei sich. Dieser enthielt nämlich allerlei interessante und seltene Sachen, Bücher u. s. w., nur zu Geschenken bestimmt und um anwesende Freunde urplötzlich mit einem Gegenstand überraschen zu können, den zu besitzen sie vielleicht im Augenblicke gewünscht hatten.

Endlich waren vor Allem dem kinderlosen Greise von solch kindlichem Gemüthe auch die Kinder lieb, und eines seiner Nachbarschaft hatte er immer in ganz besondrer Obhut und Liebe. An seinem Geburtstage und an Neujahrsfesten war Vater Gleim stets von Kindern umgeben, die ihm das Silberhaar bekränzten und Blumen streuten und sein Zimmer mit Grün schmückten. Welche Lust, dann den seligen Greis zu sehen, wie er sich ergötzte, ging und wieder kam, mit den niedlichsten Gegengaben die Kleinen zu beschenken, die dann ungehindert ihren lustigsten und lautesten Tumult um ihn treiben durften.

Auf einen solchen sonnenhellen und farbenreichen Tag des Lebens sollte der stillste, ruhigste Abend folgen. Fast alle seine Freunde waren vor ihm hingeschieden, und mit dem Nahen des neuen Jahrhunderts schien auch eine andre Zeit mit neuen Ideen, neuen Regungen und neuen Klängen gekommen zu sein, die er nicht verstehen konnte. Das Doppelgestirn Goethe und Schiller war heraufgestiegen und hatte mit goldnem Glanze die Silberstrahlen Klopstock'schen Gesanges verdunkelt. In vieles Neue konnte er sich nicht finden, es waren ihm fremde Klänge. So lebte er denn stille letzte Tage, seinen umnachteten Blick nur nach innen gerichtet, sein Sinnen und Träumen nur zurücklenkend in die schöne sonnige Vergangenheit und an ihren Bildern und Gestalten sich labend und weidend. Nachts träumte er, Tags redete er von jenen Gestalten. Zwar seine treue Muse verließ ihn noch nicht; namentlich in stillen schlaflosen Stunden der Nacht kam ihm mancher Vers in die Seele, den er dann seinem alten Diener, dem treuen Stamann, in die Feder dictirte. Noch im letzten Jahre seines Lebens, 1802, erschienen sie unter dem Titel „Nachtgedichte.“ Auch an Napoleon „Den Erhabenen von St. Cloud“ sind eine Anzahl Distichen darunter; ihm ruft er einmal darin zu:

Kröne dein Werk mit dem ewigen Frieden, erhabner Feldherr,
Sieh, den ewigen Krieg schreibt die Geschichte mit Blut.
Laß sie den ewigen Frieden mit herrlicher Goldschrift nun preisen,
Setze die Krone nicht dir, — setze dem Werke sie auf.

Oft ging er auch noch mit Plänen zu größeren Arbeiten um, zum Beispiel Luthers Leben zu schildern, dann aber wieder fühlte er heiße Sehnsucht nach dem Tode.

Aber welch unsägliche Wonne für ihn, als sein einziger noch lebender Freund alter Tage, sein Klopstock, nun nach fast einem halben Jahrhunderte jene Rosenfeste in der Laube und die Wasserschlacht in Röpenstädt durch eine schöne schildernde Ode verherrlichte und verewigte. „O wie namenlos“, ruft Körte aus, „erquickte den Greis dies helle Abendroth, das ihm aus längst untergegangner Jugend zurückstrahlte, ihm den Blick hinwendend nach jenem lichtgoldnen Streif am Horizont, der ringsum für ihn so dunkel war.“ Und wie bei ihm stets jedes Sinnen und Fühlen zur That oder zum Liede werden mußte, so ließ er nun eilends die zerfallene Wölbung über dem ihm so theuren und heiligen Quell wieder herstellen und ihn mit einem Marmorgiebel bekrönen, der die Inschrift bekam:

„Klopstock hat aus dieser Quelle getrunken.“
„Zum Andenken von Gleim.“

Am 18. Februar des Jahres 1803 endlich schlug dieses herrliche Herz zum Letztenmale, und wenige Tage darauf stand auch das Herz seines Klopstock still.

* Die Berliner Gewerksembleme.

Wenn im Mittelalter die Reichsstädte und reichen Städte bei hohen Festlichkeiten die Elite ihrer Bürgerschaft aufboten, so stand in den Gewerken, Gilden, Innungen, mit der aus ihrer Mitte gewählten Regierung, der eigentliche Kern der Bevölkerung, die reicheren, wohlhabenden oder mindestens behäbigen Klassen, die wirkliche Bürgerschaft unter den Bannern. In unsrer Zeit ist das Verhältniß ein ganz andres geworden. Dieselben Gewerke bilden nur noch einen Bruchtheil der Bevölkerung, eine Körperschaft neben vielen andern, zwar von allgemein socialer Bedeutung, aber ohne wesentlichen Einfluß auf die Geschicke der Stadt; die verwaltende, nicht mehr regierende Behörde, der Magistrat, bedient sich ihrer bei Festlichkeiten als gleichsam allegorischer Bezeichnung der Commune; dagegen steht die Bevölkerung im Allgemeinen und in ungeheurer Mehrzahl in den Straßen und an den Fenstern und sitzt auf den Tribünen als Zuschauer. So war es bei dem Einzuge des zukünftigen Thronfolgers von Preußen mit seiner jungen Gemahlin, bei welchem die Stadt Berlin für sich dem jungen Paare ihr Willkommen darbrachte.

Nächst dem prinzlichen Paare waren es wohl die Aufzüge der Gewerke, die das meiste Interesse in Anspruch nahmen und den größten Theil der Berliner Bevölkerung unter die Linden und in den Lustgarten gezogen hatten. Das Anziehendere, der genaueren Betrachtung Würdige an diesen Aufzügen, die Gewerkszeichen und Gewerksproducte, welche die Handwerker trugen, ging, wie es nicht anders möglich war, in der Allgemeinheit der Festlichkeit auf und wurde von der Mehrzahl der Zuschauer eben nur als eine von den vielen andern Einzelheiten derselben gesehen und gewürdigt, und es war in dieser Beziehung eine glückliche Idee, alle diese Insignien, mit ihren Fahnen, Bannern, Marschallsstäben, Schleifen und Cocarden zu einer Ausstellung zu vereinigen, deren Ertrag noch überdies zur Förderung eines den Gewerken zu gute kommenden nützlichen Zweckes bestimmt wurde.

Diese Ausstellung, in künstlerischer Anordnung und Decorirung vermittels der Fahnen, Banner und Marschallsstäbe vier große Säle der königlichen Akademie der Künste füllend, gewährt eine genuß- und lehrreiche Nacherinnerung, und wenn auch die außer Zusammenhang mit ihren Trägern und nachfolgenden Schaaren gesetzten Gegenstände nicht mehr den lebensvollen Eindruck, wie am Festtage, hervorbringen, so erlaubt dafür ihre gedrängte und übersichtliche Aufstellung eine genauere und behaglichere Schau, als damals im schnellen Vorüberzuge, im fluthenden Gedränge der Zuschauer und bei einer Kälte von zehn Grad unter dem Gefrierpunkte.

Was zunächst den rein dekorativen Theil der Ausstellung betrifft, die Fahnen, Schleifen, Cocarden u. s. w., so bleibt ihr Eindruck ziemlich entfernt von der Idee der Gediegenheit und Tüchtigkeit, die man gern mit dem Handwerker- und Innungswesen und mit seinem Festschmucke verbindet, und die ihren Ursprung wohl zum großen Theil in den Schilderungen von dem Innungswesen früherer Zeiten hat; die Stoffe sind leicht, modern und etwas flitterhaft. Nur die sogenannten Willkommen, Humpen von Silber, hinund wieder auch wohl von Zinn, und dicht umhangen von großen goldnen und silbernen Münzen und Schaustücken, erinnern noch an die Gediegenheit früherer Zustände. Dagegen geben die Embleme selbst, in Modellen und wirklichen Industrieerzeugnissen bestehend, dem Auge und der Betrachtung die angenehmste Beschäftigung, im Allgemeinen durch den Ueberblick über die neuen, ungeheuren Gebiete, welche die Industrie der Neuzeit eingenommen hat, im Besonderen durch den genaueren Einblick in die Zusammensetzung und den Zusammenhang der complicirteren Werke.

Gleich auf den ersten Anblick als dominirend zeigen sich die Erzeugnisse der Maschinenbau- und der ihr verwandten Industrieen, als Eisengießerei, Wagenbau, Schmiede-, Bohr- und Walzwerke, wie denn auch bei dem Festaufzuge selbst die Maschinenbauarbeiter fast so zahlreich anwesend waren als die sämmtlichen andren, freilich auch nicht so vollständig vertretenen Gewerke. Wir ersehen bei dieser Gelegenheit aus dem Kataloge, daß Berlin einundzwanzig Maschinenbauanstalten besitzt, dazu eine Wagenfabrik, die für die größte auf dem Continente gilt, (ich kann nicht für die Wahrheit dieses Rufes einstehen.) Unter den Werkzeugmodellen (in Naturgröße) ragt eine Zange hervor, die größte in der Borsigschen Maschinenfabrik, ein wahrer Leviathan unter ihres Gleichen, denn ihre Schenkel haben die Länge von mindestens zwanzig Fuß? Um sie gruppiren sich Modelle und Verkleinerungen von Eisenbahnwaggons, Lokomotiven, transportablen Dampfmaschinen, Druckwerken und Gebläsen. Selbst in ihrem Miniaturformat noch großartig erscheinen eine Gitterbrücke, nur auf den beiden Uferpunkten ruhend, und eine Eisenbahndrehbrücke von enormer Spannweite oder vielmehr, da ihre Mitte auf einem Pfeiler ruht, Tragweite.

Unter den Werken der alten Gewerke erfreuen am meisten und setzen in Erstaunen einige Dachstühle und Treppenbauten. Unter ersteren befindet sich eine Thurmspitze (mit Glockenstuhle darunter), die auf den ersten Blick als ein Labyrinth von Holzconstruktionen erscheint, zu denen ein recht tüchtiges Stück Wald das Material geliefert haben muß. Bei den in Chroniken und Städtenachrichten verzeichneten großen Stürmen liest man oft von herabgeworfenen Thurmspitzen; die nach diesem Modell aufgeführte wird dies Schicksal nicht erleben; die Menge und die Zweckmäßigkeit der Verbindungen läßt den Bau als unverwüstlich erscheinen, freilich nur, so lange man an die eine der beiden zerstörenden Kräfte, den Sturm, denkt. Pomphaft, wenn auch etwas wundersam nehmen sich die vier Ritterrüstungen der Klempnerinnung aus, davon die eine Reiter und Pferd bedeckt. Unter den Zeichen des Drechslergewerks tritt ein sehr schöner Globus, scheinbar aus Elfenbein, hervor und ein Schachbrett mit verhältnißmäßig riesengroßen und sehr kunstvoll gedrehten Figuren. Das Ganze wurde beim Aufzuge auf einer Bahre von vier Männern getragen. Auf dem kleinsten Raum den größten Glanz und Werth in Stoff und Arbeit hat die Goldschmiedeinnung vereinigt. Ihre Ausstellung besteht in einem rothsammtnen Kissen, auf welchem ein silberner vergoldeter Pokal, ferner mehrere Schmucksachen von massivem Golde, sehr schön gearbeitet und mit Brillanten, Smaragden, Opalen, Granaten und Perlen besetzt. Der glänzendste Schein ohne inneren Werth strahlt von den Erzeugnissen der galvanoplastischen Institute — Tafelaufsätze, Schilder, Armleuchter, Präsentirbretter, Taufbecken u. s. w. Wenige Ausnahmen abgerechnet, giebt jede Abtheilung der Ausstellung einen ziemlich genauen Maßstab für die Wichtigkeit und Ausdehnung der betreffenden Industrie; so die sehr zahlreichen und zierlichen Arbeiten des Tischlergewerkes, das vermöge des großen Möbelexportes zu einem der wichtigsten Berlins gehört. A. L.

---

* Galilei als Schauspielfigur.

Von Thaddaeus Lau.

Sehr beachtungswerthe Stimmen von Einsicht und Gewicht beschweren sich heute laut und nachdrücklich über den fortschreitenden Verfall der deutschen Schaubühne; das Theater, welches doch ein Institut für geistige und sittliche Bildung und Erhebung, ein Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts sein solle, sinke mit jedem Jahre mehr zu einer bloßen Vergnügungsanstalt, zu einem Raritätenladen herab. Die Bühnenverwaltung verfahre meistens prinzipienlos, die ideale Aufgabe des Theaters sei von den Theaterdirectoren nicht minder wie von den Theaterdichtern vergessen; im recitirenden Schauspiel biete man fast nur Stücke von sträflicher Tendenz und laxer Moral; unsre neuen Dramen seien mit wenigen Ausnahmen Saturnalienfeste, in welchen das Gemeine, das ewig Gestrige sich übermüthig an die vollen Schüsseln des Lebens setze; die Dichter

denken nicht daran, durch eine energische Concentration und eine solide Technik, durch die Darstellung reiner Leidenschaften und sittlicher Empfindungen Erfolge zu erringen; sie bestechen durch die Entwickelung raffinirter Herzensconflikte und unverständlicher Probleme, durch die Anwendung äußerlicher Reiz- und Instrumentalmittel, durch ein zahlreiches Personal, Musik und Dekoration, historisches Kostüm, Massenbewegungen, eine schimmernde Rhetorik u. s. w. Ballet und Oper werden gehätschelt und die wunderlichsten Mißgriffe begangen; Partikularinteressen kommen zur Geltung, und diejenigen Interessen, welche allen andern voranstehen sollten, die Interessen der Poesie und Kunst, müssen gekränkt zurücktreten. Es dominire der Künstler, statt der Kunst, die Rolle statt der Dichtung, die Caprice und die Reklame statt des Urtheils und der Kritik. Die erwerbsüchtige Spekulation finde ihre Rechnung, indem sie die materialistische Richtung nach Nervenkitzel und Opiumdelirium begünstige, die Veräußerlichung der Bühne sei ein fait accompli, eine Thatsache von den bedauernswerthesten Folgen; denn nicht allein, daß die mangelnde ideelle Behandlung des Bühnenwesens den Schauspielerstand verderbe, — die meisten Akteurs wissen kaum, wie sie stehen und sich bewegen, geschweige denn, wie sie sprechen und handeln sollen, und eine nur erträgliche Aktrice vollends gehöre zu den gesuchtesten Seltenheiten; auch der ästhetische Geschmack und die sittlichen Anschauungen des Publikums werden verdorben.

Der Himmel weiß, die Anklagen sind im Großen und Ganzen nicht völlig aus der Luft gegriffen. Der Uebelstände sind zu viele; der Verfall wächst von Jahr zu Jahr in erschreckender Progression. Gehaltvollere Stücke, welche sich dem verdorbenen Tagesgeschmack nicht accommodiren, nicht den Meinungen und Neigungen der Masse entgegenkommen, nicht auf Zeitsympathieen oder Antipathieen Hetzjagd machen, sind so selten geworden wie die weißen Raben und werden überdieß, wenn sie einmal auftauchen, von den Bühnenvorständen ignorirt, da diese wissen, daß solche Arbeiten leere Häuser, hingegen elende Plattitüden volle machen. Die dramatische Production der laufenden Saison gewährt dem abfälligen Urtheil, welches wir vorgetragen, vollen Anhalt. Unter den Novitäten der vorigen Saison befanden sich wenigstens zwei Stücke, welche neben den zahlreichen Verirrungen und Mängeln, an denen sie litten, doch so achtungswerthe Vorzüge enthielten, daß man sich den Erfolg erklären konnte, wenn Brachvogels Narziß und die Grille der Dame Birch-Pfeiffer die Runde über alle Bühnen machten. Die diesjährige Saison ist nicht einmal im Stande gewesen eine Grille oder einen Narziß hervorzubringen; wenn man auf den Erfolg sieht, haben sich als die besuchtesten und einträglichsten Zug- und Kassenstücke dieses Winters der Prinz Honigschnabel und die Fiammina ausgewiesen, Beides erbärmliche, rohe Machwerke, von denen außerdem das eine aus der Fremde hergeholt ist. Der Geschmack und die Bildung, welche sich an der Grille und dem Narziß erbauten, standen denn doch auf einem noch ungleich höherem Niveau als die Bildung und der Geschmack, die ihre Freude am Honigschnabel und an der Fiammina haben.

Seien wir gerecht! Wenn wir dem Mißmuth über die unerquicklichen Zustände der neueren dramatischen Poesie und der gegenwärtigen Theaterverhältnisse Ausdruck verleihen, werde es nicht übersehen oder vergessen, daß auf dem dramatischen Parnaß denn doch nicht bloß Barbaren ihre Zelte aufgeschlagen haben; ab und zu macht immer noch ein Grieche den Versuch, sich anzusiedeln. Daß die Polizei den Griechen trotz vollständiger und richtiger Legitimationspapiere nicht selten ausweist, d. h. ohne Metapher gesprochen, daß Dramatiker, denen für Haltung und Richtung ihrer Dichtung weder die Rücksicht auf das geldsüchtige Directionsexempel noch die Rücksicht auf den verdorbenen Tagesgeschmack, auf die Neigungen und Gelüste, die Wünsche und Capricen des Publikums bestimmende Norm und Richtschnur gewesen sind, daß diese echte Production häufig der Tantieme-lüsternen Fabrikarbeit der Barbaren weit nachgesetzt wird: das mag angemerkt und bedauert werden, der Umstand aber kann uns nicht abhalten, denjenigen Dichtern, welche inmitten der allgemeinen Byzantinischen Verwilderung ein ernsteres, besseres Streben festhalten, die verdiente Anerkennung darzubringen.

Und in der That, so bettelarm sind wir denn doch noch nicht geworden, daß in der laufenden Saison keine unter den dramatischen Novitäten vorläge, kein Dichter gearbeitet hätte, dem für ernstes und besseres Wollen und für ein wenigstens relativ glänzendes Leisten der Tribut der Anerkennung zu zollen wäre. Der Tag hat seine Lorbeeren an die seichten Tageserscheinungen, welche wir vorhin nannten, an die Kulmination des Berliner Bummlerblödsinns und an das sentimentale Raffinement des Pariser Lorettenthums vertheilt; die Kritik und die Literaturgeschichte hat, wenn auch keinen Lorbeer zu vertheilen, so doch Worte des Beifalls und der Aufmunterung für andere Arbeiten, für andere Dichter.

Es ist die Arbeit eines noch jungen Schriftstellers, der indeß durch Leistungen auf verschiedenen Gebieten sich bereits als eine frische, aufstrebende Kraft ausgewiesen hat, welche uns der theilnehmenden Beachtung der Kritik besonders werth erscheint. Als Manuscript gedruckt hat uns; „Galileo Galilei, historisches Trauerspiel in fünf Aufzügen von Adolf Glaser“ vorgelegen. Wir kommen von der Lektüre mit einem Gefühl aufrichtiger Befriedigung und Genugthuung und erachten den Wunsch für keinen ungerechtfertigten, daß andre Bühnen sich beeilen möchten, dem Beispiel der Braunschweiger Hofbühne zu folgen, welche das Stück mit Erfolg gegeben hat. Den Jungen freilich, die nur eine Schüssel goutiren, welche durch ein Uebermaß von Cayennepfeffer gewürzt worden, wird dieses Drama kaum gefallen; um so mehr und um so lebhaftere Anerkennung wird dem Gedicht der geläuterte Geschmack entgegentragen, der für plastische Anschaulichkeit, für das maßvoll Schöne Empfänglichkeit besitzt und Beides zu würdigen versteht. Wir drängen die Analyse in möglichster Kürze zusammen.

Das Drama beginnt mit einer Scene, die zu Florenz im Hause Galileis spielt. Cecilia, die Tochter des Astronomen, steht im Begriff nach der Kirche zu gehen; Cassini, ein Freund des Vaters, erscheint. Die Unterredung ergiebt, daß der Vater bei seinem Kinde verläumdet, daß in dem frommen Herzen der Jungfrau die Beschuldigung der Priester und Mönche Eingang gefunden, Galilei sei der Macht der Finsterniß verfallen; um für den Vater zu beten, ist Cecilia eine so fleißige Kirchenbesucherin. Auf einem dieser Gänge ist sie von dem jungen Maler Bernardo, dem Neffen des Kardinals Barberini, gesehen worden. Beide lieben sich; eine Erklärung hat indeß noch nicht stattgefunden. Ein Zufall führt diese herbei. Ein Volksredner Marco entzündet durch leidenschaftliche Deklamationen das bigotte Volk wider den Ketzer Galilei; das Volk bedroht Cecilia, als diese aus der Kirche zurückgekehrt und von den Haufen erkannt worden. Der Maler schützt das Mädchen, geleitet die Geliebte nach Hause. Dort kommt es zu der Erklärung. Diese zweite Scene des zweiten Aktes könnte Goethe geschrieben haben, sie könnte in dessen Tasso stehen. Cecilia erklärt, sie könne dem Gefühl, das sie allerdings für Bernardo hege, nicht Raum geben; ihr Leben müsse ein Leben der Entsagung und des Gebets sein, so hoffe sie die Schuld des Vaters zu sühnen. Vergebens bestürmt sie der Maler mit Bitten und Vorstellungen; sie bleibt fest. Mit gebrochenem Herzen verabschiedet sich der Jüngling, um noch denselben Tag nach Rom zurückzureisen. Inzwischen hat Galilei bei dem Kardinal Bellarmin über Marco Beschwerde geführt, jedoch die begehrte Genugthuung nicht erhalten. Der Meister beschließt nach Rom zu gehen und bei der römischen Kurie sein Recht zu suchen. Trotz der Warnungen der Freunde tritt er in der Begleitung der Tochter und eines Schülers Viviani die Reise an. In der Siebenhügelstadt angelangt, findet er, daß die Aussichten sich sehr ungünstig gestaltet haben. Papst Gregor, auf dessen humane und aufgeklärte Gesinnung er gerechnet, ist todt, und auf dem apostolischen Stuhle sitzt der Kardinal Barberini, einst zwar dem Astronomen befreundet, jetzt

aber auf das Höchste gegen diesen aufgebracht, weil ihm sein vertrauter Günstling, der Kardinal Bellarmin, der zum Konklave nach Rom gekommen und den neuen Papst vollständig beherrscht, die Mittheilung gemacht, Galilei habe in einer seiner Schriften über die Unwissenheit Barberinis bitter gespottet. Der Astronom erhält eine Vorladung; sein Richter, der Kardinal Bellarmin, fordert Widerruf der ketzerischen Lehre, daß die Erde sich um die Sonne bewege. Als der Widerruf verweigert wird, führen Wachen Galilei in den Kerker der Inquisition: Bernardo, der Cecilien getroffen, ihr nochmals seine Liebe gestanden und erhört worden, eilt zu seinem Oheim, um den Gefangenen zu retten; er findet den Papst in Gesellschaft Bellarmins. Der Umstand entscheidet, daß seine Intervention resultatlos ist. Der Jüngling spricht heftige, drohende Worte und erhält Befehl, Rom vor Sonnenuntergang zu verlassen. Er begiebt sich zu der Verlobten und verspricht ihr, den Vater mit Gewalt Nachts aus dem Kerker zu befreien. Eine von Bellarmin nachgesandte Wache tritt ein. Der Offizier will, seinem Auftrage gemäß, Bernardo zwingen, ihm zu folgen; die Degen kreuzen sich. Bernardo fällt, auf den Tod getroffen.

Der letzte Akt verlegt sich nach dem Vorhof des Kerkers der Inquisition. Cecilia, von Viviani begleitet, sitzt vor dem verschlossenen Thore. Das Mädchen ist wahnsinnig geworden. Barberini, Bellarmin und die Inquisitionsrichter erscheinen; Mitleid ergreift den Papst bei dem Anblick der Unglücklichen. Er heißt Galilei vorführen, nachdem er zuvor die Tochter aufgefordert, den Vater dadurch zu retten, daß ihre Bitten ihn zum Widerruf bestimmen. Cecilia hat einen lichten Augenblick. Eine erschütternde Scene vollzieht sich. Barberini erfährt erst jetzt den Tod des Neffen, er verwünscht Bellarmin; wie jener Sixtus seine Krücke, wolle er den bisherigen Rathgeber fortschleudern. Der Kardinal wird verbannt. Bei der Aufführung muß die Scene recht wirksam sein, nur vermag ich nicht abzusehen, wie sich mit ihr, mit diesem Entschlusse das Folgende zusammenreimt. Denn da Galilei standhaft bleibt und durch Nichts zum Widerruf zu bewegen ist, befiehlt oder duldet es doch Barberini, daß Jener zur Folterkammer geschleppt wird. Die Schmerzen haben dem Astronomen den Widerruf ausgepreßt. Die Schlußscene zeigt uns die Inquisitionsrichter im Halbkreise; an der Erde kniet furchtbar entstellt und bleich Galilei. Er soll auf die Bibel schwören, daß die Erde sich nicht bewege. Matt neigt der Meister das Haupt; kaum verständlich haucht er: ich schwöre. Er wird aufgerichtet und soll abgeführt werden. Da trifft der Blick auf Bellarmin, der dem Akte beigewohnt; mit lauter, von innerer Ueberzeugung durchdrungener Stimme ruft Galilei, indem er gleich darauf zusammenbricht: „und sie bewegt sich doch!“ Der Vorhang sinkt zum letzten Mal.

Dieser Inhaltsbericht gewährt allerdings nur eine dürftige und schwache Anschauung von dem reichen und lebendigen Strom echter Poesie, welche in der Arbeit von Glaser enthalten ist. Das Drama zeichnet sich vor der schwächlichen Molluskenproduction des Tages durch ein streng gegliedertes Knochengerüst vortheilhaft aus, durch die Straffheit der Muskulatur, die Gespanntheit der Sehnen, welche dem dramatischen Körper nothwendig sind, um eine fortschreitende Handlung möglich zu machen. Nach jeder Seite hin gebührt der Composition ungetheiltes Lob. Was als ein weiteres Verdienst des Stückes hervorgehoben sein will, ist die Kunst der dramatischen Beschränkung und Zuspitzung, welche dem Verfasser im hohen Grade eigen ist; nie ergeht er sich in breiten Expositionen, der mächtige Fortschritt der Handlung wird nicht durch eine Folge novellistischer Situationen aufgehalten, die Auflösung ist sorgfältig vorbereitet und genau motivirt. Stets und überall haben wir den Schlüssel für jede einzelne Scene, für jeden einzelnen Charakter. Die äußere Welt steht vor uns in festen, sichern Umrissen, in einer scharf und deutlich abgegrenzten Klarheit; nicht minder achtungswerth ist das Geschick, mit dem Glaser durch leise Striche, durch zarte Conturen, die man im ersten Moment vielleicht gar nicht einmal bemerkt, die feinsten Nuancen der Seelenbewegung auszudrücken, die gründlichsten Analysen des menschlichen Herzens zu entwerfen, die Falten im Gemüth mit einem Argusauge auszuspähen versteht. Erwähnt sei schließlich die bei aller Natürlichkeit und Einfachheit bestechende Eleganz der Diktion. Nirgend baut sich der Gedanke auf rhetorischem Stelzengerüst auf; immer ist das einfachste und bezeichnendste Wort als Ausdruck gewählt.

Aus der Gemäldeausstellung.

♂ Die Landschaften von A. Flamm, von einfacher, strenger, wir möchten fast sagen klassisch edler Zeichnung und Färbung, erreichen eine tiefe und nachhaltige Wirkung hauptsächlich durch die unendlich wahre und liebevolle Auffassung der Natur, welche denselben zum Grunde liegt. Flamm giebt in seinen Compositionen nie etwas Gemachtes, Gesuchtes, er malt nichts, was er nicht sieht, aber die Art, wie er zu sehen weiß, verleiht seinen Bildern einen poetischen Reiz und stimmt den Beschauer zu derselben liebevollen Hingabe, welche der Künstler für seine, zum Theil sehr einfachen Motive empfunden haben muß. In diesen Landschaften ist nichts von jenem kleinlichen, peinlich genauen Abzeichnen der sichtbaren Gegenstände, welches die Bilder eines Jos. Haecke so schätzbar für den großen Haufen, so unleidlich für den gebildeten Geschmack macht. Flamm giebt uns nicht bloß ein Stück Gegend, wir athmen auch etwas von ihrem Geiste, von dem Leben, welches in ihr weht. Von den drei uns dargebotenen Landschaften steht nach unserm Gefühl die „Landschaft aus Oberitalien“ an Werth den beiden andern nach.

An den beiden großen Landschaften von A. Leu „Der hohe Göll am Hintersee in Baiern“ und „Die Jungfrau in der Schweiz“ macht sich, noch mehr als an früheren Bildern dieses vielgeschätzten Meisters, eine gewisse Monotonie in dem Farbenton der Wolken und der in dieselben hineinragenden Berge, durch welche die letzten nicht als compacte undurchsichtige Massen, sondern gleichsam nur als Umrisse erscheinen, unangenehm bemerklich; wie wir überhaupt bei Leu, neben unbestreitbar großen Schönheiten des Vorgrundes, die Ferne bei weitem weniger glücklich behandelt sehen, ein Vorwurf, welcher auch W. Portmann und A. Schulten bei ihren, übrigens recht erfreulichen Bildern, von denen wir besonders des Letzteren „Jungfrau bei Interlaken in der Schweiz“ hervorheben, zu machen ist.

Zwei sehr ansprechende Landschaften von F. Hendriks, beide aus der Gegend von Geldern, würden noch wirksamer sein, wenn der Maler es verstanden hätte, seinem Laubwerk überall jene Zartheit und Durchsichtigkeit zu geben, welche demselben in der Natur auch bei der dichtesten Anhäufung nicht fehlt. — Sehr befriedigend, in ihrer sinnigen Auffassung entfernt an die poetischen Compositionen Ruisdael's erinnernd, ist eine „Geldernsche Landschaft“ von A. C. Hazeu.

Als sehr gelungene Arbeiten sind noch hervorzuheben: B. Wolff's „Landschaft bei Sonnenuntergang“, Ad. Stademann's „Winterlandschaft, Partie am Ammersee“, Fr. Salzer's sehr fleißig ausgeführte „Partie aus Ulm“, C. G. Rodde's „Deutsche Haide“, F. A. Breuhaus de Groot's „Fischerdorf“ und J. Hilverdink's kleine „Strandansicht bei untergehender Sonne.“ In C. Springer's „Fischmarktscene in einer holländischen Stadt“ ist besonders der architektonische Theil gelungen, während die Gruppirung der Figuren etwas zu unruhig erscheint. Manches Schätzbare und Befriedigende findet sich außerdem noch unter den von Theodor Weber, F. Hengsbach, H. Gude, J. F. van Deventer, Gustav Lange und P. L. J. Kleyper gelieferten Bildern.

Unter den Marinemalern ist es vorzüglich C. Adloff, welcher mit seinem „Nächtlichen Fischfang“ unsere Theilnahme in Anspruch nimmt. Hier ist zunächst die außerordentliche Wahrheit der Mondbeleuchtung hervorzuheben, welche die Gegenstände ganz farblos, aber in deutlichen Umrissen hervortreten läßt; maßvoll und doch wirksam

ist, im Gegensatze zu dieser Beleuchtung, der Wiederschein gehalten, der von dem Licht einer Laterne auf einige der im Kahne befindlichen Figuren fällt, während andere in tiefem Schatten bleiben; die Ausführung dieser Gestalten, des Ufers, der glatten Wasserfläche und der Spiegelung in ihr ist bis in's Detail von einer Meisterschaft, welche nichts zu wünschen übrig läßt.

Den stärksten Gegensatz zu Adloff giebt mit seinem „Felsen von Biarritz“ Theodor Gudin, dessen unbestreitbares Talent sich in der gewagtesten Composition und Färbung gefällt.

An A. Hulk's Seestücken, von denen wir besonders das unter der Nr. 227 hervorheben, dürften dem Laien die sehr dick aufgetragenen Lichter unangenehm auffallen, durch welche indessen, in einiger Entfernung, die beabsichtigte Wirkung vollkommen erreicht wird.

Von nicht minder poetischer Auffassung als seine früher besprochene Mondscheinlandschaft ist Knud Baade's „Nächtliche Scene an der Küste Norwegens“; die etwas zu grell blaue Färbung ist ähnlich der bei A. Pleysier, in dessen ganz in der Nähe hangender „Mondnacht auf dem Meere bei stürmischem Wetter“ die französische Schule nicht zu verkennen ist.

Unter H. Eschke's verschiedenen Marinebildern ist besonders interessant seine „Norwegische Küste mit Seevögeln.“ — Als fleißige und verdienstliche Arbeiten in diesem Genre haben wir noch hervorzuheben die von J. H. B. Koekkoek und C. C. Kannemann, während M. Larson's brennende Schiffe nur als eine Verirrung des Geschmacks bezeichnet werden können.

In dem Fache der Architekturmalerei sind besonders die beiden Kirchenansichten von Josef Maswiens zu erwähnen, in denen, vorzüglich in dem „Chor der Cathedrale zu Toledo“, die Perspective höchst gelungen erscheint, während man dem Detail eine etwas breitere Behandlung wünschen möchte. Sehr hübsch ausgeführt ist „Ein Interieur“ von Wilhelm Linnig, in welchem nur die Figur des Kindes im Vordergrunde störend wirkt. Als ein Architekturbild möchten wir auch desselben Malers „Ein Alchymist in seinem Laboratorium“ betrachten, in dem alle Einzelheiten des düstren Gemaches, von dem morschen Holzwerk der Thür bis zu den zierlichen Geräthschaften auf dem Tische des Alchymisten und der Gluth des Schmelzofens, mit außerordentlicher Virtuosität behandelt sind und sich in greifbarer Wahrheit darstellen, während an der Figur des Alten das rechte Bein als vollständig mißlungen unangenehm auffällt. Sehr effectvoll erscheint die Perspective in Helfft's „Kloster bei Neapel“, welches für eine eingehendere Betrachtung des anscheinend überhaupt wohlgelungenen Bildes etwas zu hoch hängt. Die durch Hasenpflug so beliebt gewordene „Architektur im Winter“ ist durch zwei Bilder von Wilhelm Steuerwald vertreten.

Unter den Landschaften von Bremer Malern, welche zum Theil durch recht brave Leistungen vertreten sind, dürften sich J. Dunze's fleißige Ausführungen dankbarer Motive zu einem recht anmuthigen Zimmerschmuck eignen. Ansprechend sind auch die Bilder von J. F. Hennings und Christ. Grabau sowie D. Munters frisch und lebendig aufgefaßte „Landschaft aus der Umgegend Bremens.“ Von Karl Kirchner's kleinen, sauber gehaltenen Arbeiten möchten wir der Mondscheinlandschaft den Vorzug geben. Die Neigung zu einer auffallend grellen Färbung, welche bei mehreren der hiesigen Künstler zu herrschen scheint, tritt am stärksten hervor in den vier Bildern von A. W. Wedeking, dessen Talent in seiner „Landschaft mit einer großen Eiche“ sich weit mehr als an dem Hauptmotiv an der leicht und duftig behandelten Fernsicht erkennen läßt.

Unter den Thierstücken sind zunächst zwei, von Frau Henriette Ronner, geb. Kniep, mit gewohnter Meisterschaft ausgeführte hervorzuheben. Mit vielem Humor dargestellt und in dem bissigen Ausdruck ihrer Physiognomie höchst ergötzlich sind „Die kämpfenden Hunde“; in dem, „Auf frischer That ertappt“ betitelten Bilde scheinen Hund und Katze sowie das an der Wand hangende Gewehr, die Jagdtasche und das Faß etwas verkleinert zu sein, während das außerordentlich gelungene Gemüse in natürlicher Größe wiedergegeben ist, was einen etwas sonderbaren Eindruck macht. Nicht eben fein gemalt, aber leicht und natürlich sind die Thierstücke von Cottin, besonders seine „Hühner.“ Von C. Steffeck's beiden Bildern erscheint namentlich der „Hirsch in einer Landschaft“ höchst lebendig. An der „Entenhetze“ von G. Süs sind die Thiere sehr gelungen, das Landschaftliche manierirt und unnatürlich. Lossow's „Zwei junge Hunde“ sind in ihrer täppischen Ungeschicklichkeit eben so wahr als komisch.

Unter den Fruchtstücken sind als die bedeutendsten zu nennen die von Adelheid Dietrich, welcher Früchte besser gelingen als Blumen und Blätter; von C. A. Printz, der dem Effekt seiner wohlausgeführten Arbeiten durch eine allzugewagte Anhäufung der rothen Farbe schadet, und von Josef Schuster, dessen Stillleben mit vieler Eleganz, beinah etwas überladen angeordnet ist.

Als einen Uebergang von der Landschaft zum Genre haben wir diejenigen Bilder zu betrachten, in welchen, neben dem Landschaftlichen, den Figuren eine größere Bedeutung gegeben ist als die einer bloßen Staffage: so Eduard Hildebrandt's „Fischerkinder“, welche, in einer gut ausgeführten Landschaft, etwas oberflächlich behandelt sind, während in einem Bilde von August Delacroix „Fischerscene: die Erwartung“ in einer sehr anziehenden, geistvoll componirten Landschaft, an welcher nur der Uferrand im Vordergrunde etwas unverständlich ist, auch die Figuren äußerst leicht und lebenswahr gruppirt sind und sprechenden Ausdruck haben. In W. Camphausen's „Pagen Friedrichs des Großen auf Bauern-Relais-Pferden den König auf der Reise begleitend“ giebt eine vortreffliche Darstellung der beiden, für Pagen ziemlich ältlichen Reiter und ihrer Pferde, sowie der staubigen Landstraße, auf der in der Entfernung noch die königliche Kutsche sichtbar ist, uns ein lebendiges lustiges Bild aus der Zopfzeit. Auch in Karl Hilger's humoristischem Bilde „Der überwundene Krieger“ ist die Architektur des Kellers mit gleicher Sorgfalt ausgeführt wie die komische Figur des hingestreckten Zechers, welcher noch Energie genug behalten zu haben scheint, um sich bald wieder von seiner Niederlage zu erheben. Als beachtenswerthe Arbeiten dieser Art erwähnen wir schließlich noch „Aus der Schule“ von G. Süs, eine „Unterhaltung am Fenster“ von Florent Willems und ein effektvolles Stück von H. Werner, „Die Heimkehr“, um in unserm nächsten Berichte zu den eigentlichen Genrebildern überzugehen.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Skizzen und Erzählungen aus Island. Von A. Helfferich. — Paris und Louis Napoleon. Neue Skizzen aus dem französischen Kaiserreiche. Von Theodor Mundt. 2 Bde. — Novellen. Von A. von Auer. 2 Bde.

— * Die zweite englische Ausgabe von dem Werke des Engländers Lewes über Goethe erscheint soeben im Verlage von Brockhaus in Leipzig.

— * Die Verlagshandlung von Otto Wigand in Leipzig kündigt für das bevorstehende Jubiläum Schillers ein Werk von Johannes Scherr an, welches betitelt ist „Friedrich Schiller und seine Zeit“ und mit 14 Porträts und 20 historischen Bildern von Meisterhand prachtvoll ausgestattet werden soll. Eine unserer heutigen Nummer beiliegende Einladung zur Subscription unterrichtet die Leser über das Nähere.

— * Aus dem geographischen Verlage von J. Perthes in Gotha ist wieder ein werthvolles Ergänzungsheft zum großen Stielerschen Atlas hervorgegangen, drei Karten enthaltend. Durch die erste erhalten wir zum ersten Mal ein wirklich genaues und zuverlässiges Bild von Ungarn und den Nebenländern, wobei die neuesten amtlichen Aufnahmen und die in den letzten Jahren von der Regierung getroffenen Aenderungen sorgfältig benutzt wurden. Neben einer Karte der europäischen Türkei ist dann noch eine sehr genaue und vortreffliche von Griechenland mit Plänen von Athen und seiner Umgebung da. Die Ausführung ist wieder schön und ausgezeichnet.

— * Die medicinische Wissenschaft hat einen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Medicinalraths Dr. Heinrich Busch in Berlin, welcher am 15. März plötzlich im Alter von 69 Jahren gestorben ist. — In Breslau verschied in diesen Tagen der in den letzten Jahren wegen der über ihn ergangenen politischen Verfolgung viel genannte Professor Nees van Esenbeck, Präsident der Leopoldinischen Akademie. Er erreichte ein Alter von 82 Jahren und war zuletzt auf fremde Unterstützung angewiesen.

— * Ueber die in Köln aufgeführte Ouverture von Joachim „Nachruf an ***“ äußert sich Bischoff in der Kölnischen Zeitung folgendermaßen: Joachim's Ouverture hat uns in Bezug auf die Factur den erfreulichen Beweis geliefert, daß er der Formlosigkeit und der zerstückelten Schreibart, welche eine gewisse Partei für genial ausgeben will, nicht verfallen oder davon zurück gekommen ist. Die Ouverture hat das Verdienst, daß sie aus Einem Guß ist, und das ist einem jungen Componisten unserer Tage hoch anzurechnen. Ihr einheitlicher musikalischer Charakter ist unverkennbar, doch wollen wir nicht läugnen, daß das Streben zur

deutlichen Darstellung desselben, obwohl an und für sich gelungen, doch zu jener Art von Monotonie geführt zu haben scheint, die man auch in manchen Werken Schumann's findet. Die Erfindung ist nicht gerade bedeutend, das mittlere Motiv erinnert wohl etwas an ein ähnliches in der Coriolan-Ouverture, jedenfalls ist das Ganze aber eine interessante Arbeit, die uns den großen Violinspieler von einer neuen und nicht unvortheilhaften Seite des Talents zeigt.

— * Der Webersche „Freischütz“ hat am 10. März auf der Berliner Hofbühne seine dreihundertste Vorstellung erlebt. Zum ersten Male wurde die Oper mit einem selten erlebten Erfolge im Schauspielhause zu Berlin am 18. Juni 1821 aufgeführt.

— * Im September des vorigen Jahres öffnete man zu Florenz das Grab Michelangelo's in der Kirche Santa Croce. Sein Sarg war umgeben von zertrümmerten Särgen und modernden Gebeinen, der Deckel lag lose auf. Form und Lage des Körpers waren kenntlich, aber Alles war zu Staub zerfallen, die vorderen Gesichts- und Schädelknochen fehlten. Um das Haupt war ein Lorbeerkranz geschlungen gewesen; einige Blätter dieses Kranzes waren noch am Besten erhalten. Die Schnüre zerfielen in Staub, wie man sie anrührte. Fragmente von Seidenstoff starken Gewebes zeigten sich noch hier und da und modernde Reste Leders vom Fuß bis zum Knie.

— * Der Engländer Livingstone hat in diesen Tagen seine zweite Entdeckungsreise in Afrika angetreten, er begiebt sich zunächst nach dem Cap und dann nach dem Flusse Zambese. Sein Reisewerk hat die Aufmerksamkeit wieder auf die so eigenthümlichen Hottentotten-Stämme und auf die Lösung des ethnographischen Räthsels gerichtet, welches in ihrer Erscheinung vorliegt. Der erste Aufsatz des zweiten Heftes von Petermanns geographischen Mittheilungen, 1858, enthält eine übersichtliche Darstellung der Hottentotten-Stämme und ihrer geographischen Verbreitung im Lichte der Gegenwart, in welcher der wahrscheinliche Ursprung dieses Volkes aus dem Nordosten Afrikas und jene Spuren besonders nachgewiesen werden, die sich noch heute für eine Continuität der Völker im Südwesten und Nordosten von Afrika auffinden lassen. Ein zweiter Aufsatz, „Der Indische Archipel“, von dem hochverdienten Forscher H. Zollinger auf Java, giebt interessante Aufschlüsse über die geologische Bildung und die Eigenthümlichkeiten der daselbst in so ausgedehntem Maße vorkommenden vulkanischen Gebilde. Ein von Dr. Petermann nach H. Zollingers Angaben gezeichnetes colorirtes Kartenblatt begleitet diese Arbeit. In einem dritten Aufsatze: Ueber H. James' und J. Babinet's Entwurfsarten für Planigloben erörtert Hermann Berghaus die bisher angewandten Methoden zur Darstellung unserer Erdkugel im Allgemeinen und die in neuester Zeit von James und Babinet in Anwendung gebrachten Projectionen. Bekanntlich hat Oberst James, Chef der britischen Generalstabsaufnahmen, mit Erfolg versucht, zwei Drittheile der ganzen Erde, und somit sämmtliche Continente bis auf Australien, auf einer Kreisfläche zu projiciren, und Babinet, das berühmte Mitglied des Instituts von Frankreich, hat in seiner homalographischen Projection den Entwurf der Planigloben und Weltkarten in der Weise ausgeführt, daß das Verhältniß des Flächenraumes überall ein richtiges ist. Ein von Hermann Berghaus gezeichnetes colorirtes Kartenblatt enthält übersichtliche und anschauliche praktische Darstellungen von 7 verschiedenen Projectionsweisen giebt und unter andern James' Zeichnung von zwei Drittheilen der Erdkugel, Babinet's homalographische Projection der östlichen Erdhälfte und der ganzen Erdfläche.

— * Der Erzgießer und Bildhauer Burgschmiet in Nürnberg, dessen Tod wir in der vorigen Nummer anzeigten, ward am 10. März unter der Theilnahme fast der ganzen Bevölkerung der alten Kunststadt auf dem berühmten Johanniskirchhofe zu Nürnberg bestattet. Der lorbeergeschmückte Sarg wurde von 8, meist dem Künstlerstande angehörigen Personen getragen und von 12 Fackelträgern begleitet. Die ganze Künstlerschaft folgte der Leiche; am Sarge sprachen nach einem Pfarrer der zweite Director des Dürervereins und ein Maler als Vertreter des Künstlervereins. Burgschmiet war am 11. October 1796 zu Nürnberg geboren. Sein Vater war ein armer Steinhauer. Als vater- und mutterlose Waise kam er im Jahre 1807 zu einem Drechsler in die Lehre, wo er bald ein ausgezeichnetes Talent zu mechanischen Arbeiten und große technische Geschicklichkeit entwickelte. Im Jahre 1819 etablirte er sich als Fabrikant mechanischer Spielzeuge. In den Jahren 1820—22 reis'te er mit dem Steinzeichner G. P. Puchner durch Deutschland, um ihr gemeinschaftlich verfertigtes Automaten-Kabinet zu zeigen. Nach seiner Heimkehr fertigte er für das Waisenhaus in Nürnberg zwei kleine Standbilder von Waisenknaben und das eines Barfüßer-Mönches an. Albrecht Reindel ertheilte ihm die erforderliche Lehre. Seine erste bedeutende Arbeit war das Standbild Melanchthon's vor dem Gymnasium zu Nürnberg, das er im Jahre 1826 an Ort und Stelle aus dem dorthin geschafften Sandsteinblock aushieb. Es wurde ihm dann das Lehramt der Plastik an der polytechnischen Schule übertragen, wobei er sich zugleich im Gießen übte. Seine erste bedeutende Erzguß-Arbeit war eine Büste König Max' I. Im Jahre 1827 wurde ihm der Guß der von Rauch modellirten Albrecht-Dürer-Statue übertragen. Um sich für diese Arbeit vorzubereiten, ging er nach Paris, wo er ein halbes Jahr in dem Atelier des berühmten Crossatière arbeitete. Am 21. Mai 1840 fand die Enthüllung der Albrecht-Dürer-Statue Statt, und mit Freudenthränen im Auge zog ihn Rauch, der die Statue vor der Enthüllung nicht hatte sehen wollen, an seine Brust. Seit dieser Zeit war Burgschmiet's Künstlerruf gegründet. Von seinen vielen großen Werken nennen wir außer den verschiedenen Grabdenkmälern die Denkmale Beethoven's zu Bonn und Kaiser Karl's IV. in Prag (beide nach Hähnel). Die letzte große Arbeit ist das Radetzky-Denkmal, das er mit seinem Schwiegersohne Lenz im Jahre 1856 begonnen hatte. Es ist schon beinahe ganz vollendet, und es sollte eben die letzte Feile ans Werk gelegt werden.

— * Der Meister der Sonate. Im Verlage von Holle in Wolfenbüttel ist nun vollständig eine neue schöne Ausgabe der Clavierwerke Clementi's erschienen. Sie veranlaßt Riehl zu einem Charakterbilde des „Meisters der Sonate“, welches sich in der Beilage der „Allgemeinen Zeitung“ findet. Ich bezeichne, — sagt Riehl —, Clementi kurzweg als den „Meister der Sonate;“ nicht darum weil er die unbedingt besten, wohl aber die sonatenhaftesten Sonaten geschrieben hat, weil sein ganzer Künstlerberuf gesammelt und beschlossen war in der Sonate, und weil er allein die moderne Sonate in allen ihren drei Hauptperioden mit erlebte und mit durchbildete. Mit Recht nennt man Haydn, Mozart, Beethoven und Clementi in einem Athem als die vier Hauptträger der classischen Claviersonate. Die drei erstgenannten aber waren viel zu universell, als daß ihre Meisterschaft in der Sonate schlechtweg zur Signatur ihrer ganzen kunstgeschichtlichen Stellung würde. Dieß ist nur bei Clementi der Fall: er steht und fällt mit der Sonate; sie zeichnet mit einem Wort seine Größe wie seine Beschränkung. Drei Dinge sind es, die mich bei Clementi mit Verwunderung erfüllen: er war ein berühmter Musiker, und doch ist seine Biographie nirgends mit Mythen und Anekdoten durchflochten; er erlebte fast die ganze moderne Musikgeschichte und blieb doch stets sich selber gleich; endlich aber, und dieß ist das wunderbarste, er war Lehrer und Theoretiker, und obendrein ein Virtuose, und doch zugleich ein wirklicher Tondichter. Den Schlüssel aber zu allen diesen Wundern finde ich wiederum nur in seinem Charakter als des Meisters der Sonate. Betrachten wir zunächst Clementi's Porträt. Es zeigt ein glattes, feines, geistreiches Gesicht, nicht auffallend charakteristisch, aber schön; man sieht, dieser Mann hat ein ruhiges, befriedetes Leben geführt, so klar und harmonisch dahin fließend wie seine Sonaten. Mund und Augenbrauen deuten den Italiäner an — für den nämlich, der vorher gewußt hat, daß das Original des Porträts ein Italiäner war; für die übrigen ist es ein Kopf aus der gebildeten europäischen Welt. Der Mann sieht heiter drein, als sei er zufrieden mit sich und dieser Welt, aber zufrieden nicht wie ein beschränkter, sondern wie ein geistreicher Mann, der zudem eben die Lippen zu bewegen scheint, als wolle er uns etwas verbindliches sagen. Es giebt wenig solche Köpfe unter den großen Musikern; sie haben fast alle ein schrofferes Profil, und namentlich fehlt Clementi die musikalische große Nase, wie sie sein Zeitgenosse und Landsmann Righini in so hohem Grade besessen, daß er seiner Nase nach der größte aller Musiker hätte sein müssen. Dagegen erinnert Clementi's feines und regelmäßiges Gesicht an einen andern mitlebenden Landsmann, an Cherubini. Und die künstlerische Verwandtschaft beider Meister ist in der That nicht minder deutlich als ihre physiognomische. Das äußere Leben unsers Meisters, dem die Sonate schon aus dem Gesicht sieht, ist merkwürdig durch seine Gleichförmigkeit. Von gewaltigen Schicksalen, von Kämpfen und Katastrophen, die epochemachend auf die künstlerische Wandlung des Mannes eingewirkt hätten, findet sich keine Spur. Er durchlebte eine Zeit — von der Mitte des achtzehnten bis ins zweite Viertheil des neunzehnten Jahrhunderts — die sich an welterschütternden Thatsachen mit jedem andern Abschnitt der Geschichte messen kann; er sah die größten Revolutionen in Staat und Gesellschaft, in der ganzen Gesittung des Geschlechts, ja er weilte wechselnd in den örtlichen Mittelpunkten der Weltereignisse, in London, Paris, Berlin, Wien und St. Petersburg — seine Musik aber zeigt kaum eine Spur des Einflusses aller jener ungeheuern Umwälzungen. Ich mußte seinen Werken Gewalt anthun, wollte ich im einzelnen jenen Zusammenhang mit den wechselnden Kulturströmungen der Zeit nachweisen, wie er sich mir bei verschiedenen meiner „musikalischen Charakterköpfe“ ganz von selbst ergab. Im allgemeinen ist Clementi freilich ein Kind seiner Zeit wie jeder Künstler, aber er beharrt wunderbar stätig in den einmal erfaßten Zielen und Mitteln seiner Kunst, er ist und bleibt der echte Sonatenschreiber, dem die Reinheit dieser Kunstform und die Schönheit der absoluten Musik als erste und letzte Aufgabe feststeht, trotz dem alten Regiment und der Revolution, trotz Bonaparte und den Befreiungskriegen. Es bleibt in diesem Betracht ein so consequenter Charakter, daß ihm nur sehr wenige in der ganzen modernen Kunstgeschichte verglichen werden können. Aber auch nur dem Meister der Sonate war es möglich sich so ganz in die absolute Musik einzuspinnen, und in solchen rein um ihrer selbst willen in die Welt gesetzten Allegros und Adagios die ganze Welt zu vergessen. Nur von den Wandlungen der musikalischen Schulen im engsten Sinn konnte er während einer fast funfzigjährigen Wirksamkeit natürlich nicht ganz unberührt bleiben. Aber selbst hier erscheint der innerliche Abstand seiner frühern und spätern Werke äußerst gering, wenn man erwägt, welche musikalische Revolutionen dieser Mann miterlebt hat. Als Clementi geboren ward (1752), lebte Händel noch, und als er starb (1852), ruhten Beethoven und K. M. von Weber bereits seit mehreren Jahren im Grab. Als Clementi öffentlich aufzutreten begann, war Mozart noch ein vierzehnjähriger Knabe, Haydn nur erst in engern örtlichen Kreisen bekannt; und bei Clementi's Tod erschien eben das erste Heft von Mendelssohns „Liedern ohne Worte“, und die Ouverture zum Sommernachtstraum war bereits seit einem halben Jahrzehnt Gemeingut der musikalischen Welt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 13. Bremen, 28. März. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Für Schillers Geburtshaus.

Immer näher rückt das hundertjährige Geburtsfest des geliebten Dichters, aber bis jetzt hat sich keine nachdrückliche und wirksame Stimme für den Ankauf seines Geburtshauses in Marbach erhoben.

Der Tag wird bald kommen, an dem man Lorbeerkränze flicht, um die dem Dichter geweihten Bildwerke in Stuttgart und Weimar damit zu bekränzen; der Tag wird mit Jubelhymnen und Festgepränge in vielen Städten Deutschlands begangen werden, aber wenn nicht bald ein aus dem Herzen kommendes Wort gesprochen wird, bleibt's an dem Tage dunkel und einsam in dem Geburtshause Schillers, wohin doch bei der Feier seines Wiegenfestes der Blick des deutschen Volks sich zunächst wenden sollte.

Es war in dem langen Zeitraume seit des Dichters Tode kein Geld und, — was noch schwerer wiegt, — keine Seele da, welche durch Schrift oder Wort die Herzen des Volkes erwärmte und anregte zu dem Werke der Pietät, dem Ankauf des kleinen Häuschens, welches mit so geringen Mitteln zu erstehen ist.

Dieses Haus mit seinen Umgebungen ist und bleibt doch der Grundstein der Geschichte Schillers; Jeder, der es betrat, vergißt den Eindruck nie wieder, den es auf ihn machte. Diese liebliche Gegend, welche den Knaben Schiller umgab, der bald ruhig, bald reißend dahin fließende Neckar mit seinen Bergen, die von herrlichen Waldungen bedeckt sind, die in üppigster Vegetation prangenden Thäler, Alles trägt so ganz den Ausdruck der Schönheit, der Freiheit und des Naturreichthums in sich. Der Geist athmet so frei auf in dieser reinen Luft, hier giebt die Natur wie überhaupt im ganzen Schwaben-Unterlande immer so ganz und voll, der Mensch braucht dem Boden sein täglich Brot nicht abzuringen, reicher Segen belohnt seinen Fleiß. Man hat den Eindruck, daß hier selbst in äußerlich nur bedrängten Verhältnissen ein Menschengeist sich heranbilden und wachsen kann, weil er seine Nahrung rein und unverkümmert aus der ihn umgebenden Natur zu schöpfen vermag.

Unser letzter Besuch dieser lieblichen Gegend im September 1857 wurde veranlaßt durch die Nachricht einiger Zeitungen vom beabsichtigten Ankauf des Schillerhauses. Ein Comitee in Marbach, welches sich für den Zweck gebildet, sollte es erstanden haben. Unsere Erkundigungen an Ort und Stelle ergaben aber, daß allerdings ein Contract mit dem braven Bäckermeister, dem jetzigen Besitzer des Häuschens, abgeschlossen sei, und zwar in der Weise, daß er sofort nach Auszahlung der Kaufsumme von 2500 Gulden das Haus räume.

Diese 2500 Gulden stecken aber leider bis heute noch in den Börsen der Verehrer Schillers, und der ehrliche Bäcker, welcher ohnehin die Verehrer Schillers „gar nicht leiden kann“, weil sie ihm in dem aufliegenden Album gar arg mitspielen, wird sie nicht eher für solvent erklären, als bis er einen klingenden Beweis ihrer Zahlungsfähigkeit vor sich sieht.

Das Marbacher Comitee thut das Seinige redlich in Sitzungen und Berathungen, wenn aber kein Handeln von auswärts ihm entgegen kommt, bleibt der jetzige Inhaber im Besitz des Hauses.

Dem Stadtschultheißen von Marbach ist der Kauf ein Ehrenpunkt, aber was hilft's, — der Geldpunkt ist hier augenblicklich Hauptsache, und angegriffen muß die Sache von außen werden, soll sie zu einem Resultate führen. Ohnehin hat der Freiherr von Cotta die guten Marbacher Herren kopfscheu gemacht, indem er die Erstehung des Häuschens „überflüssig“ findet und ihr in keiner Weise „irgend welchen“ Vorschub leisten will. Nun mögen aber die Marbacher den Herrn von Cotta „nicht erzürnen“, denn er hat einen vollen Geldbeutel und könnte sich vielleicht noch besinnen, und sein Name wiegt schwer für sie!

Und soll nun die Sache an der Weigerung eines reichen Mannes scheitern? Sollte sich nicht leicht ein Weg finden, der den unzähligen Verehrern des Dichters die Möglichkeit gäbe, ihr Scherflein zu diesem Werke der Pietät beizutragen! Wir glauben, es bedarf nur eines Aufrufes, und es werden sich Herzen genug finden, welche das Werk gern fördern.

Eine deutsche Frau.

* Dramatische Stoffe.

Von A. Wilde.

Unser General York. Vaterländisches Schauspiel in fünf Akten von Ernst Wichert. Berlin, 1857. Decker.

Unsere dramatischen Dichter erscheinen mir manchmal wie Goldgräber, die in Californien reich werden wollen, ohne zu ahnen, daß ihr eigenes Vaterland des edlen Metalls die Menge bietet, wenn man es nur durch verständige Arbeit zu heben versteht. Man holt Fiammina aus dem Französischen, man erweckt, wie Geibel, die alten Recken der Heldensage aus dem Schlafe, man spannt mit Märcker die Geschicke zweier Welttheile in seinen dramatischen Rahmen, oder, wenn alles dies nicht, so verzeichnet man die Gesichter bekannter Charaktere absichtlich zu erschrecklichen Karrikaturen, — Alles um der lieben Neuheit willen. An der technischen Handfertigkeit fehlt es nicht, diese Figuren commentmäßig auftreten zu lassen. Giebt es doch geradezu dramatische Werkstätten mit respektablen Firmen, Zuschneidern und Gesellen, die auf Akkord arbeiten; es wäre auch schmachvoll, wenn man bei dem Verlangen des Publikums nach Novitäten nicht hätte arbeiten gelernt. Das Ende wird sein, daß man entweder immer mehr zu Ungeheuerlichkeiten greifen oder von den Nachbaren auch das werthloseste Zeug borgen muß und in beiden Fällen dem Publikum den Geschmack verbildet und verschlechtert, ja vielleicht sogar dem Drama den Garaus macht.

Immer und überall ist das Leben dasselbe; stets wird es durch dieselben Leidenschaften bewegt, durch gleiche Narrheiten erheitert; es ist nicht zu verwundern, daß, falls nicht tiefer sehende Geister neue Quellen eröffnen, für gewöhnlich dasselbe Wasser aus dem ewigen Borne geschöpft wird. Gäbe man es dann wenigstens rein und ungetrübt durch die Zuthaten, die es dem bereits raffinirten Geschmacke des Publikums mundrecht machen sollen. Leider aber geschieht dies nicht, kann dies nicht geschehen, wenn man nur einigermaßen des Erfolges sicher sein will. Neuheit der Conflikte, Uebertreibungen in der psychologischen Zeichnung, Uebersteigerung der Leidenschaften sollen den Zuschauer für den Mangel tieferen Gehaltes entschädigen, sollen Spannung und Interesse rege erhalten.

Solchen Arbeiten gegenüber, — und zwar sind die meisten neueren dieser Art, — sind die Versuche Geibel's oder Märcker's mindestens sehr beachtenswerth. Die Verfasser fühlen richtig heraus, daß das deutsche Drama, soll es nicht gänzlich verkommen, eines großen Hintergrundes bedarf. Beide haben sich, wie es mir scheint, vergriffen; aber Geibel ist in seinem Irrthum dem, worauf es ankommt, wenigstens sehr nahe gekommen, indem er einen nationalen Stoff wählt. Er vergißt, daß wir zu unserer Heldensage sehr viel anders stehen als die Griechen zu der ihrigen. Der griechische Mythus ist in seiner Continuität nie unterbrochen, allen Generationen stets gegenwärtig gewesen; er hat sogar immer einen Theil des jedesmaligen geistigen Lebens ausgemacht, weil er ein gut Stück Religion enthielt. In wie ferne Zeiten sonach auch die Sophokles und Euripides zurückgreifen mochten, immer war der Stoff dem Volke nahe, und immer gehörte er dem ganzen Volke an. Nicht so die deutsche Sage. Nur wenige Reste sind in lebendiger Ueberlieferung bis in die neueste Zeit bewahrt worden, sie ist durch die Gelehrsamkeit vom Tode erweckt und hat niemals einen Bestandtheil des modernen Lebens ausgemacht. Ja was mehr ist, wir stehen in unserem Kulturleben im Grunde dem antiken Leben näher als dem Mittelalter, denn auf der Anknüpfung mit den Alten beruht das Moderne, während es mit der eigenen Vergangenheit gebrochen hat.

So also ist der Begriff des Nationalen für das Drama nicht zu fassen, wie Geibel es thut. Man wird sich in der allgemeinen Wirksamkeit des Theaters erst dann mit den Alten berühren, wenn man sich auf einen Boden stellt, der Allen bekannt ist, und der deßhalb auch das Interesse Aller wach ruft. Was ist nun für uns national? Scribe kann ohne Bedenken in seinem „Glas Wasser“ auf die Zeit von Ludwig XIV. zurückgehen und sicher sein, daß ihm Alle mit Behagen dahin folgen. Aber das deutsche Volk ist nach dieser Seite noch sehr jung, im Grunde nicht älter als 50 Jahre, denn die Zeiten vorher sind nicht selbst national, sie bieten nur einzelne nationale Persönlichkeiten und auch diese nur in geringer Zahl, wie Friedrich II. Erst von den Freiheitskriegen an giebt es wieder eine deutsche Nationalität; es enthalten diese aber auch Alles, was der Dichter bedarf; auf diesem Hintergrunde wird neben den Staatsaktionen auch das rührende Familienschauspiel und selbst die dramatisirte Dorfgeschichte ihren Platz finden.

Es sind dies Betrachtungen, die von selbst kommen, wenn man nur den Titel des Stückes ansieht, das wir zu besprechen haben, eines Stückes, dessen größter Werth allerdings in der Wahl des Stoffes beruht.

Kaum giebt es eine Situation, die in sich mehr dramatisch wäre als jene, wo York auf dem Rückzuge aus Kurland von russischer Seite gedrängt wird, mit den bisherigen Verbündeten zu brechen und zu den Feinden überzutreten; denn das sind die Russen in seinen Augen noch, müssen es noch sein. Er ist genöthigt einen Entschluß zu fassen, der folgenreich ist, wie er auch ausfalle, er kann sich nicht verbergen, daß die Geschicke des Vaterlandes, ja des ganzen Abendlandes in seiner Hand liegen. Aber er ist Soldat, der sich nicht in die Politik mischen darf, der einfach den Befehlen seines Königs zu gehorchen hat. Und dieser König ist fern, ist fast unerreichbar für ihn; ja noch mehr, es ist derselbe in der Hand der Franzosen unfreier als sein General, er äußert sich nicht, erinnert den General nur im Allgemeinen an seine Instruktionen. Da muß York handeln, allein handeln und doch mit voller Verantwortlichkeit. Er kämpft den Kampf zwischen der soldatischen Ehre, den Bedenken und Gewohnheiten seines Standes und der Liebe zum Vaterlande, dem Hasse gegen den Unterdrücker. Die letztere Regung siegt ob, er bricht mit den Anschauungen des Militärs, die den ganzen Stand auf einem bestimmten Wege zu halten pflegen, eine höhere, reinere Sittlichkeit drängt ihn zu dem Vorwärts, durch das sein Vaterland gerettet wurde. — In der That ein Stoff, der für eine dramatische Behandlung wie geschaffen scheint, dessen Horizont weit und allumfassend ist, und der sich doch concentrirt auf das Ja und Nein der einzelnen Persönlichkeit. Man braucht nur der schönen Biographie Droysen's zu folgen, es bauen sich dann die einzelnen Glieder des Dramas von selbst auf, selbst die Motive für die Dialoge wie Monologe fallen dem Bearbeiter von selbst zu. Es ist nicht das kleinste Verdienst des Herrn Wichert, dies erkannt zu haben.

So wenig indessen mit dieser richtigen Erkenntniß das Drama selbst schon da steht, so wenig haben wir mit dieser Anerkennung dem Lobe genug gethan, das dem Dichter gebührt. Sein Talent für das Drama zeigt sich noch viel mehr in dem Geschick, mit welchem er die Personen wählt und gruppirt, die neben dem Helden des Stückes, dem öffentlichen Charakter stehen und die Vermittlung zwischen der großen staatlichen Katastrophe und dem gewöhnlichen Leben bilden. Da ist zuerst der Kriegsrath von Schlubhut, ein eifriger Beamter, den aber das Bewußtsein von seiner Beamtenpflicht geradezu in die Arme der Franzosen treibt, den es fast zum Verräther macht. Wir halten diesen Charakter für sehr gelungen, nicht nur weil an ihm und seiner Familie nachgewiesen wird, wie zerrüttend das unsittliche Joch der Fremdherrschaft auch auf die reinsten Verhältnisse wirkt, sondern noch viel mehr weil Schlubhut eine positive Rechtfertigung York's hergiebt. Weiter ist es ein sehr glücklicher Griff in das Bild einer lebensvollen, schwunghaften Zeit, auch die Studenten hineinzuziehen, die nun doch einmal die Verkörperung des deutschen Idealismus sind; gut ausgeführt, muß die Studentenscene am Ende des dritten Aktes mit dem alten „gaudeamus igitur“ im Glanze der Fackeln einen großen Eindruck machen. Ein gutmüthiger Philister Augustin, der über die Maßen ängstlich ist und doch vom Sturme der Zeit soweit getragen wird, daß er sich Waffen holt, eine alte Studentenaufwärterin Lotte, die als Marketenderin ins Feld zieht, vervollständigen das Tableau. An den letzten Personen fehlen vielleicht noch einige Striche zur Vollendung, während der Rheinbündler Würtner etwas grob gehalten ist und der Studiosus Singleton fast verfehlt erscheint.

Viel größer ist jedoch ein andrer Fehler, so groß, daß er vielleicht den Eindruck des Stückes beim Publikum etwas beeinträchtigt; und dieser liegt nicht in der Zeichnung der einzelnen Charaktere, sondern in der Anlage. Die Lösung der napoleonischen Fesseln, die Erhebung Preußens, speciell Ostpreußens, dies ist die Idee des Stücks. Zum Unglück für Herrn Wichert gehört dazu zweierlei, die Convention in der Poscheruhschen Mühle und das Zusammentreten des ostpreußischen Landtags mit seinen Beschlüssen auf Errichtung der Landwehr. Bei beiden Akten ist York thätig, bei dem letzten jedoch erst, als Stein seine russische Vollmacht zu rascherem Vorschreiten hat benutzen wollen. Droysen legt die Verhandlungen über diese Vollmacht und deren Geltung sehr ausführlich dar, und freilich zeigt sich darin, daß der Landtag sie nicht anerkennt, ebensowohl der Patriotismus jener Ostpreußen wie ihr Rechtssinn, ihre Mäßigung. Aber für den Dichter war dies kein Vorwurf. Wie soll dem Zuschauer klar werden, um was es sich handelt? Er wird die formalrechtlichen Bedenken, von denen Schön und York geleitet werden, nicht verstehen, ja er wird sich wundern, daß York, der bei der Convention A gesagt, jetzt B zu sagen sich weigert. Ein Con-

flikt, der sich auf völkerrechtliche Fragen gründet, bei dem der Zuschauer die Vollmachten untersuchen soll, läßt sich schwer dramatisch behandeln. Ueberdies hat dieser Mißgriff den Dichter noch zu einem Unrecht veranlaßt gegen den großen Schön. Dieser muß ins Stück hinein, um York und Stein zu versöhnen, und erscheint so in höchst untergeordneter Stellung, aber auch sonst ohne seine eigentliche Charaktergröße, — was von Seiten eines Ostpreußen fast ein Undank ist.

Wir bedauern diesen Mißgriff um so mehr, da wir sonst keinen erheblichen Tadel an dem Stücke zu finden wüßten. Es ist Schwung und Natürlichkeit in dem Ganzen, zwei Dinge, die man heutzutage oft mit der Laterne suchen muß, der Dialog geläufig und ohne Weitschweifigkeit, und vor allem Andern, es wehet uns ein patriotischer Zug an, dem wir überall Anerkennung und Aufmunterung wünschen.

---

* Ludwig Gleim.

Von Hermann Allmers.

4.

Ich suchte sie auf, die Stätte so seltner und dauernder Glückseligkeit, aber das Haus war wohl seit jenen Tagen oft verbaut und verändert und bot Nichts dar, was tiefer fesseln konnte. Der einst so berühmte Freundschaftstempel ist nun ein Gemach geworden wie jedes andre, seine Bildersammlung aber, von Gleim dem Gymnasium vermacht, bewahrt jetzt der Director desselben in seinem Hause, welcher sie indeß Jedem, den tiefes Interesse hintreibt, mit der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit zeigt.

Es ist eine Sammlung von 118 Brustbildern; sie sind fast alle lebensgroß und, einige in Pastell und Gouache ausgenommen, durchweg Oelgemälde. Da Zeitgenossen bekannt haben, daß sie fast sämmtlich frappant ähnlich seien, wie denn auch ja das Porträtfach noch der gesundeste und beste Zweig der Malerei des vorigen Jahrhunderts war, so gewährt die Sammlung großes Interesse, wiewohl der künstlerische Werth der Bilder ein sehr ungleicher ist.

Das ganze Zeitalter Klopstocks, den vollständigen deutschen Parnaß jener Tage sehen wir in seinen Koryphäen hier vertreten, von Bodmer, dem alten Vorkämpfer, an bis herab auf Herder und Jean Paul, und sogar als Spätling ist noch Seume dabei. Auch verschiedene edle, hochbegabte Frauen erblicken wir, dann eine Zahl hochstehender Gönner und Freunde Gleims, vor Allen seinen „Friedrich den Einzigen“, seinen Helden, seinen Stolz und Gesang, sodann den Prinzen Heinrich von Preußen und Braunschweigs Herzog Ferdinand, die derbe Reiterphysiognomie des alten Ziethen, das feine edle Antlitz des Ministers Grafen Herzberg, den portugiesischen General Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe-Bückeburg, einen Grafen Schlabrendorff, den Fürsten Primas Karl von Dalberg und Andere. — Dann einige Künstlerporträts, meistens von denselben eigenhändig gemalte, wie die von Tischbein d. ä., Graff, Oeser und Chodowiezky, und zuletzt noch verschiedene unbekannte und interesselose Personen.

Daß Klopstocks Bild als das des Königs dieses Dichterkreises obenan steht, ist in der Ordnung; keines aber tritt in so überraschender Vollendung und Schönheit hervor als Lessings Bild, anerkannt auch als das vortrefflichste nicht nur dieser Sammlung, sondern als das beste, das wir überhaupt von Lessing besitzen. Das schöne Haupt frei emporgerichtet, die hohe herrliche Denkerstirne strahlend und leuchtend von ewigen Gedanken, das helle geistvolle Auge wie ahnend vorwärts in die Zukunft ferner Jahrhunderte blickend, wie prophetisch das goldne Zeitalter der Menschheit, die Verwirklichung des echten Humanismus erschauend, für den er kämpfte mit der ganzen Macht seines gewaltigen Geistes, und endlich um die feinen Lippen ein ganz leises schönheitsseliges Lächeln, — so steht er da in edlem Stolze, erhaben über alles niedere Treiben, ein echter Heros des Geistes, mit dessen herrlicher Erscheinung darum das reichgestickte Staatskleid von blauem Sammt prächtig im Einklange steht. Nur so mag ich mir Lessing denken, und grade so hat ihn auch Rietschel in jenem herrlichen Standbilde zu Braunschweig aufgefaßt.

Nach Gleims Tode hatte Goethe jenes Porträt einige Zeit in seinem Arbeitszimmer hangen und konnte sich kaum davon trennen. Leider weiß man gar nicht, von wessen Meisterhand dies herrliche Kunstwerk herrührt, und dasselbe ist hier bei mehreren guten Bildern der Fall, während man von allen unbedeutenden die Namen der Maler kennt.

Eine Schilderung aller Köpfe gestattet hier der Raum nicht, indeß einige noch muß ich anführen, die mich eben als Porträts interessirten. Schade, daß der schöne Ewald von Kleist mit am schlechtesten wegkommen mußte. Sein Bild ist ein höchst unbedeutendes Machwerk. Bürgers Kopf von Tischbein ist dagegen wieder ganz vortrefflich, und zu den besten gehört sicherlich das Bild von Gleims Vater, dem alten Obereinnehmer zu Ermsleben, auch von einem unbekannten Maler, aber lebensvoll und plastisch dargestellt, noch in seinen besten Jahren. „Ein deutscher Mann, wie wir es Alle sollten sein“, steht im Katalog der Sammlung von Gleims Hand dabei geschrieben. Auch Herders Bild von Graff ist ein Kunstwerk; von eigenthümlich malerischer Wirkung in Farbe, Licht und Auffassung erscheint Heinse mit umgeworfenem faltenreichen Mantel; von der Hand Schnorrs von Karolsfeld mit harten strengen Zügen hingeschrieben, recht wie es dafür paßte, ist Seumes strenges ehrenfestes Antlitz.

Goethes und Schillers Bilder suchen wir natürlich vergebens. Persönlich stand Gleim beiden gleich fremd. Ihre Xenien hatten ihn zu schmerzhaft und empfindlich den Stachel fühlen lassen. Das konnte der alte hochbetagte Greis nicht überwinden. Er knüpfte nie mit ihnen an.

An der Wand eines Nebenzimmers hangen die Frauenbilder der Sammlung. Dort blickt uns das milde Mutterantlitz Amaliens von Sachsen-Weimar an, dort das geistvolle Auge von Wielands edler Freundin Sophie von Laroche, und auch Vossens gemüthlich Weibchen, Mütterchen Ernestine, hat sich eingefunden, aber in dem schlichten grade geschnittenen Haar, das die ganze Stirn bedeckt, sieht sie komisch und fremdartig genug aus. Auch Klopstocks alte Mutter sieht man hier. Aber der interessanteste Kopf ist unstreitig das Bild der Karschin, das sofort in die Augen fällt, gemalt von Rode und, wie naiver Weise Gleim im Katalog dabei geschrieben hat, „wegen ihrer Tugend mehr als wegen ihres Genies.“ Sie ist schreibend dargestellt, das Haupt umbauscht seltsam ein weißes faltiges Tuch, aus dem ein eckiges, scharfes, ausdrucksvolles Antlitz herausschaut. Eine herbe Bitterkeit ist es, die auf diesen schmalen zusammengekniffenen Lippen liegt, gepaart mit einer Art höhnischer Resignation; man ahnt es, welche Leiden und Stürme auf dem Meere des Lebens dieses gewiß einmal schöne und edle Antlitz so gefurcht haben. Ihre Tochter aber, die Frau von Klencke, hat hier ein widerwärtiges, süßliches und sinnliches Gesicht. — Genug davon. Die Bilder haben, wie gesagt, sehr ungleichen Kunstwerth, da sie von den verschiedensten Kräften herrühren, und einige sind gradezu schlecht zu nennen. Wohlhabende schenkten ihr Bildniß hieher, Andre ließ aber Gleim auf seine Kosten malen.

Wollen wir nun auch einen Blick in die Herzen derer werfen, denen wir eben ins Antlitz geschaut haben, so mögen wir einen jener Glasschränke öffnen lassen. Sie enthalten wohl geordnet und wohl gebunden den ganzen umfangreichen Briefwechsel aus frühen und späten Tagen.

Um hier aber wirklichen Genuß haben zu können, bedürfte es Tage oder Wochen und nicht so weniger Augenblicke, wie mir vergönnt waren. Doch ich schlug einige Bände auf, und wohin ich blickte, schaute mir aus den Zeilen Liebe, edle Freude und Herz-

Innigkeit entgegen, daß es die Seele erquickte. Nun sind sie alle längst verglüht, sind still und zu Staub geworden, die Herzen, aus denen diese liebenden Worte quollen, die Hände, die jene vergilbten Zeilen der Freundschaft niederschrieben, und die Augen, welche sie in freudiger Verklärung lasen.

Ich las ein paar treuherzige Zeilen des ehrlichen Seume, einen Brief Herders, einen andern vom Prinzen Heinrich und ein kleines sauberes, aber durch seinen kindlich herzlichen Ton unendlich rührendes Brieschen der Königin Luise vom Jahre 1800, in welchem sie dem „alten lieben Vater Gleim" für ein Gedicht dankt, das er an sie beim Wechsel des Jahrhunderts gerichtet hatte.

Nur Weniges ist von diesen Briefen in die Oeffentlichkeit gelangt, und wie lohnend wäre es doch, eine Blüthenlese daraus zu veranstalten. Sicherlich ruhen in den vergilbten Blättern noch ganze Schätze, ruhen noch Diamanten und Perlen in ihnen.

Mitten in seinem kleinen freundlichen Gärtchen am äußern Ringe der Stadt ließ Gleim sein Grab bereiten und schon bei Lebenszeiten Urnen mit den Namen und Todestagen vorangegangener Freunde rings herum stellen, bis dann später ein eisernes Denkmal das Grab schmückte.

Das Gärtchen ist nun Eigenthum der Stadt und leider stets verschlossen, so daß es nur dem Suchenden vergönnt ist vom Spazierwege aus, der daran vorüberführt, durch's trennende Eisengitter einen Blick hineinzuwerfen, wo einsam und friedlich unter schattender Laubfülle, unter Gras und blühenden Kräutern nun auch ein edles Menschenherz ruht, das lange Jahre schlug und erglühte, unwandelbar in der reinsten und heiligsten Liebe.

Der stillste und sonnigste Herbstnachmittag war's, und wehmüthig freundlich ruhte rings die Gegend im mildstrahlenden Scheidegruß der Sonne, als ich mit Freund Masius die Stadt verließ und hinauszog durch die kahlen abgeernteten Felder, die breite Heerstraße entlang zwischen den endlosen Pappelreihen. Es war eine Wallfahrt im echten Sinne des Worts; kein anderes war das Ziel derselben als Aspenstädt und seine Klopstockquelle, und für mich war damit zugleich die Erfüllung einer alten stets genährten Jugendsehnsucht geschehen.

Wir erreichten das Dorf nach einigen Stunden. Es war freundlicher und gebüschreicher als die übrigen kahlen schattenlosen Oerter dieser Gegend. Schon auf dem Felde fragten wir eine Frau nach der Quelle, ob sie wüßte, wo dieselbe wäre.

„Geht nur gradaus, mitten im Ort ist sie. Ah, das ist ein prächtig Wasser, wenn ihr davon trinket, dann lebet ihr hundert Jahre", war ihre Antwort.

Wir gingen und traten ein in die engen unebnen Gassen. — Ein heller Bach rauschte uns fröhlich entgegen.

„Der stammt sicherlich aus dem Dichterquell", rief Masius. „Er rauscht uns sein Willkommen zu."

„Woher kommt der Bach", fragte ich die Mädchen und Frauen, welche unsern niederhockten, in der Dichterfluth ihre Wäsche spülend.

„Vom Klopstock" tönte es zurück. Nun war es nicht schwer, die Quelle selbst zu finden.

Da stand es, hinter der niedern Kirchhofsmauer, von der nur ein Fahrweg es trennte, das kleine Brunnendenkmal. Es war durchaus noch wohl erhalten, nur Moos und Algen hatten sein helles Gestein längst in ein feuchtes tiefes Grün gekleidet. Aus der kleinen dunklen Wölbung floß eine Fülle krystallklarer Fluth hervor, zur Rechten und Linken der Höhlung stieg ein Pilaster auf; ein schlichter Architravbalken, der darüber lag, verband die beiden mit einander, dieser wieder ward von einem griechischen Giebel bekrönt, dessen Feld eine Lyra zwischen Lorbeer und Eichenlaub schmückte, und das Ganze endlich hatte eine schlichte Mauer von gleicher Größe zur stützenden Hinterwand. In dem Architrav nun ist eine schwarze Marmortafel eingelassen, von welcher die erbleichende Goldschrift meldet, daß „Klopstock hat aus dieser Quelle getrunken."

Auch wir tranken aus hohler Hand von der klaren kalten Fluth, dann tauchte ich nach gewohnter Weise dreimal meinen alten treuen Wanderstab in das geweihte Wasser und begann endlich das Denkmal in mein Skizzenbuch zu zeichnen.

Es kamen Mädchen und Frauen mit Eimern herbei, um Wasser zu schöpfen, und schauten gerade so neugierig die fremden Wandrer an, wie vor hundert Jahren ihre Urgroßmütter den beiden Dichtern zugeschaut haben mochten. Wir aber ließen ihnen die Eimer, wir begannen keine Wasserschlacht, sondern fragten, ob sie wohl wüßten, wer Klopstock denn gewesen sei, und warum das Denkmal hier stehe.

„Klopstock?" sagte die Eine, „nein, lieber Herr, ich weiß nicht, was der gewesen ist."

„Ich glaub', so ein Gelehrter" warf die Andre ein.

„Nein, ich weiß es", sagte eine Dritte, „ein Dichter ist er gewesen und hat einmal eine schwere Krankheit gehabt, da hat er von diesem Wasser getrunken und ist gleich gesund geworden. Darum steht auch das Denkmal hier."

Wie war es — wollte sich hier eine Sage bilden? — Ich möchte wohl wissen, welche Geschichte dem Wandrer erzählt wird, wenn er nach abermals hundert Jahren die Urenkel dieser Mädchen und Frauen über das Quellendenkmal befragt.

Noch ein Paar Striche, und meine Zeichnung war fertig. Ich steckte das Skizzenbuch ein, und wir machten uns auf den Heimweg, denn schon sank die Sonne hinter die dunklen Harzberge, während ihre letzten rothen Strahlen die schon herbstlich rothen Buchen des nahen Huywaldes in doppelt prächtige Gluth tauchten.

Wir aber redeten noch viel von jener längst vergangenen Zeit, von ihrem Dichten und Trachten. Wo war sie hin, — was war von ihr geblieben? —

Verduftet und verdorrt die Rosen, die jene Feste verschönten, — verklungen die Becher und Gesänge, verglüht und still die Herzen alle, die sich daran gefreut — ja schon versunken ihre Gräber; — nur noch die Quelle rieselt fort und fort wie ehemals, denn vom Himmel wird sie genährt, um die Menschen zu laben, und wie sie rauschet fort und fort, vom Himmel genährt und die Herzen erquickend, der heilige Born der Lieder.

* Gedichte.

Gedichte von H. W. Longfellow,

übersetzt von Fr. Ruperti.

1.

Der Abend.

Der Tag ist hin, und Dunkel
Sinkt nieder auf die Welt,
Wie eine Feder im Fluge
Des Adlers Schwing' entfällt.

Die Lichter des Dorfes schimmern
Durch Regen und Nebel her,
Und Trauergefühl beschleicht mich
Und macht das Herz mir schwer;

Gefühl der Trauer und Sehnsucht,
Doch nur verwandt der Pein,
Wie Nebeldunst und Regen
Sich ähnlich mögen sein.

Geliebte, komm und lies mir
Ein herzliches, schlichtes Lied,
Vor dem die Sorge des Tages,
Der Brust Erregung flieht;

Kein Lied der großen Meister,
Der Barden mit Ruhm gekrönt,
Von deren fernem Fußtritt
Die Halle der Zeit ertönt.

Gleich Kriegsmusik erneuert
Des Lebens verworrenes Thun,
Den ewigen Kampf ihr Singen,
Und heute möcht' ich ruhn.

Wähl' einen bescheidenen Sänger,
Deß Ton der Seel' entflieht
Wie Regen den Sommerwolken,
Wie Thränen dem Augenlied;

Dem trotz der schweren Tage,
Der Nächte von Sorgen voll
Doch stets der tiefste Busen
Von Harmonieen schwoll.

Ein solcher Ton besänftigt
Des Lebens ewige Pein
Und dringt in die Seele wie Segen
Des stillen Gebetes ein.

O wähl' ein Lied, das oft schon
Und süß zu Herzen drang,
Und deiner Stimme Zauber
Vermähle sich dem Sang.

Dann klingt die Nacht von Tönen,
Und gleich der Wüste Sohn
Bricht ab ihr Gezelt die Sorge
Und ist bald still entflohn.

2.

Die Nacht.

Hinrauschen hört' ich das Gewand der Nacht
Durch ihre stillen Marmorhallen,
Ich sah, von reinen Aetherlichtes Pracht
Umkränzt, die dunklen Säume wallen.

Ich fühlte, wie vor ihrem ernsten Nahn
Der Tagessorgen Schwarm zerstiebe;
Sie zog so hehr, so friedlich ihre Bahn
Wie jene Eine, die ich liebe.

Die Töne hört' ich voll von Lust und Leid,
Die mannichfachen, sanften Klänge,
Anfüllend ihrer Hallen Einsamkeit
Wie eines alten Dichters Sänge.

Tief aus der Nachtluft kühlem Bronnen trank
Mein Geist sich Ruh' und süßen Frieden,
Wie er noch nimmer in die Seele sank
Aus einem andern Quell hienieden.

Du stärkst mich, heil'ge Nacht, und giebst mir kund,
Wie Schweres stets der Mensch getragen;
Du legst den Finger auf der Sorge Mund,
Und sie vergißt ihr bittres Klagen.

O Frieden, Frieden! Aus der Seele tönt
Wie das Orestens einst mein Flehen;
O nahe, Nacht, die alles Leid versöhnt,
Mit deiner Ruhe heil'gem Wehen!

Resolution.

„Du sollst entsagend dich und still
Am Liebreiz meiner Seele laben!“
Wenn sie mich nicht zum Liebsten will:
Zum Besten soll sie mich nicht haben.

A. T. B.

Räthselhaft.

Das ist mein goldnes Liebchen,
So zierlich, schmuck und rund;
Sie ruht an meinem Herzen
Zu jeder Tagesstund.

Sie blickt nach keinem Andern,
Ist ganz und gar nur mein;
Den Schlüssel zu ihrem Herzen
Besitz' ich ganz allein.

Sie mahnt mich jede Stunde
Zur Arbeit, zum Genuß;
Ihr Herz klopft an dem meinen ...
Sie giebt mir — keinen Kuß.

Sind alle Genferinnen
So schön, so pünktlich-wahr,
So räthselhaft, so kunstvoll,
So kalt und wunderbar?

A. T. B.

Aus der Gemäldeausstellung.

♂ Auch im Fache des Genre finden sich, wie unter den Landschaften, einige wenige Stücke, welche, alles Uebrige weit überragend, den Beschauer immer von neuem anziehen und ihn für das viele Mittelmäßige und völlig Werthlose entschädigen. Unter diese kleine Zahl der Perlen unsrer Ausstellung gehört vor allen Rudolf Jordans „Rückkehr des Fischers.“ Die Meisterschaft dieses Künstlers, die Genialität seiner Composition, die Vollendung seiner Technik sind zu oft eingehend und genügend gewürdigt worden, als daß wir nöthig hätten, darüber noch etwas zu sagen. Auch auf diesem Bilde ist alles Leben und Bewegung, seine Figuren haben Fleisch und Blut; wir sehen die Anstrengung, mit der das kleine Mädchen das kleinere Brüderchen, welches den Vater doch auch gleich begrüßen mußte, auf dem Arme hält, und begreifen die Sorge der Mutter, die sich in der Freude des Wiedersehens doch auch um jene Beiden kümmert; so individuell und charakteristisch belebt und doch im Zusammenhange mit dem Ganzen stellt sich jede Figur dieses Bildes dar, an dem nicht völlig gelungen nur die Hand des Fischers sein dürfte, welche an der Seite des emporgehobenen Knaben mehr zu ruhen als denselben zu halten scheint.

Ein ebenso ausgezeichnetes Bild ist „Ein lauernder Bravo“, von Professor Julius Schrader. Wir überlassen uns mit gleicher Wonne, wie wir sie beim Betrachten alter Meisterwerke empfinden, dem Zauber, den die Harmonie dieses Bildes auf uns ausübt. Schrader, obgleich ein Zögling deutscher Akademieen, hat sich jene Kühnheit und Einfachheit der Zeichnung anzueignen gewußt, welche die jüngeren französischen Meister so vortheilhaft auszeichnet, außerdem liebt er die Alten, er hat sie verstanden und läßt sie sich zum Muster dienen, ohne doch von seiner eigenen Individualität einzubüßen. Wir können ihn nicht so unbedingt zu den großen Coloristen zählen, wiewohl er unter den Meistern unsres Vaterlandes grade in dieser Beziehung einen der ersten Plätze behauptet; die Färbung seiner Bilder, so effektvoll und harmonisch in der Wirkung des Ganzen, hat, namentlich in den Fleischpartien, hin und wieder etwas Trübes, fast möchten wir sagen: Schwärzliches, und hierin, meinen wir, steht Schrader selbst den niederländischen und französischen Meistern unsrer Zeit nach, mag er ihnen immerhin in Schärfe und Lebendigkeit der Charakteristik überlegen sein. In dem Colorit des jungen Mädchens fällt uns dies bei vorliegender Arbeit am meisten auf. In dieser Gestalt, an der jeder Zoll die leidenschaftliche, ungezähmte Tochter des Südens verräth, deren Ausdruck und Bewegung lebensvollste Wahrheit, naturwüchsige Grazie ist, vermissen wir jene Tiefe und Wärme, jene Gluth der Tinten, wie die heiße Sonne Italiens sie reift. Der Bravo selbst ist bis in alle Einzelnheiten von meisterhaft vollendeter Erfindung und Durchführung. Welche Kälte, welche echt südländische List und Verschlagenheit in dem Gesichte dieses Menschen! Wie genial die ruhige Nachlässigkeit, mit der die eine Hand die brennende Pfeife, die andere den gezückten Dolch hält! Wie sicher ist er seines Erfolges, wie gewohnt des blutigen Handwerks! Es ist ein ergreifender Gegensatz zu dem kaum erwachsenen, in allen Bewegungen noch das tolle muthwillige Kind verrathenden Mädchen, wie es da liegt hinter der Mauer, halb verdeckt von rankendem Gestrüpp, mit heißblutiger, leidenschaftlicher Erwartung dem Vater als Spion dienend. Es erfaßt uns ein warmes

Mitleid für das arme Ding, dessen Jugend vergiftet, dessen Herz abgehärtet wird gegen solche Gräuelscenen, ehe es nur zur Klarheit und zum Bewußtsein erwacht ist.

Als ein drittes ebenfalls sehr bedeutendes Bild, welches, wenn auch nicht von so klassischer Vollendung, wie die beiden erstgenannten, doch durch die glückliche Behandlung eines gut erfundenen Sujets von bedeutender Wirkung ist, müssen wir Paul Martins „Seiltänzerbande" bezeichnen. Wir sehen das lustige Völkchen hinter den Coulissen gleichsam in seiner Häuslichkeit; das anscheinend befriedigende Ergebniß der umgestürzten Kasse scheint Alle in eine gemüthliche Stimmung versetzt zu haben; übrigens sieht die würdige alte Dame mit den steifen Drathlocken unter dem unförmlichen Hute ganz darnach aus, als ob sie, außer ihrem Berufe als Kassirerin, sich noch auf allerei Nebengeschäftchen verstände. Die allerliebste kleine Unschuld im gelben Rocke ist offenbar das Kleinod der Truppe; sie scheint sich wenig für ihren Gewinnantheil, weit mehr aber für den nervigen Kraftspringer zu interessiren, der indessen, völlig unempfindlich gegen die leichte Berührung ihres Händchens, mit gierigem Blicke das aufgeschüttete Geld betrachtet; höchst ergötzlich sind auch der Hanswurst mit seinen offenbar zu kurzen Stiefeln und der struppige Junge, welcher, indem er zum Liebesgott umgewandelt wird, mit kritischem Blicke sein mageres Butterbrot betrachtet, während die umherliegenden Requisiten, die Kugeln und Gewichte des Athleten, die Trommel, der durchlöcherte Stiefel, sowie der Kakadu und die Meerkatze, welche von der Decke herabhangen, dazu dienen den lebendigen Eindruck dieses, mit dem glücklichsten Humor aufgefaßten Vagabundenthums zu vervollständigen.

Interessant durch die Vielseitigkeit seines Talents ist W. Hoevenaar, der sich, nachdem wir in einem „Musikalische Unterhaltung" betitelten Bilde die höchst gelungenen Atlaskleider seiner sehr nichtssagenden Figuren bewundert haben, in einer Straßenscene, die eine „Garküche" darstellt, auch als ein geistvoller Charakteristiker zeigt. Von ergreifender Wirkung ist in diesem Bilde die Verschiedenheit des Gesichtsausdruckes der hungernden Proletarier, die Gier des jungen Mädchens, dessen Heißhunger eben durch ein aus dem Topfe hervorgeholtes Stück befriedigt werden soll, der verbissene Ingrimm des Alten, dem, selbst zu einem solchen Diner, heute die Mittel fehlen mögen, und im Gegensatze dazu die Behäbigkeit in der Figur der Straßenköchin und des hinter ihr stehenden Mannes. Ein weniger abstoßendes Motiv, in derselben lebendigen und charakteristischen Ausführung, giebt uns Hoevenaar in seiner „Wachtstube mit spielenden und trinkenden Soldaten", während ein paar andere Bilder von ihm wieder gut gemalte Kleiderstoffe zeigen. — In allen Einzelheiten wohl durchgeführt ist Adrian de Braekeleer's „Vergnügte Gesellschaft", welche mit einem Anstrich von Humor noch anziehender sein würde. — Ein sehr gelungenes Bild ist „Der bittre Schnaps" von Hanno Rhomberg, höchst ergötzlich durch den Gesichtsausdruck des trinkenden Bauern wie des Verkäufers, welcher jenen, trotz der eben gemachten bittren Erfahrung, noch von der Vortrefflichkeit seines Getränkes zu überzeugen sucht. — Zwei kleine Bilder von Alex. Guillemin, „Interieur aus der Gascogne" und „Die arme Mutter", sind unserm deutschen Herzen zu kühl, zu äußerlich, zu französisch im Gefühl, als daß sie bei uns irgend Sympathieen erwecken könnten. Was indessen die technische Behandlung betrifft, so sind beide Nummern von hervorragendem Werthe. — Im vollständigen Gegensatze zu den eben erwähnten ist ein Bildchen von Herm. Bethke „Mittagsgebet", an Technik zwar weit hinter jenen zurückstehend, höchst ergreifend durch die Innerlichkeit und Gemüthstiefe, welche in demselben zum Ausdruck kommt, so daß bei einer Vergleichung dieser Bilder die Verschiedenheit deutscher und französischer Art sich sehr charakteristisch herausstellt.

J. G. Meyer, der durch frühere Arbeiten hier in gutem Andenken steht, hat durch sein Bildchen „Großmutter und Enkel" seinen zahlreichen Verehrern gewiß große Freude bereitet; wir unsrerseits müssen gestehen, daß wir nicht im Stande sind, einen so außerordentlich hohen Werth in demselben zu finden, denn während alle Nebensachen, der Tisch, das Glas mit Wasser, der Schwamm, die Seife u. s. w. in der an Meyer bekannten Weise sorgfältig ausgeführt und wohlgelungen sind, erscheint der Kopf des Kindes verfehlt und unwahr im Ausdruck, der der Großmutter von höchst unnatürlicher Färbung, im Lichte beinah weiß, in den Mitteltönen viel zu dunkel, wie denn überhaupt das Colorit dieses Bildes ein nicht glückliches zu nennen ist und, wie wir fürchten, bedeutend nachdunkeln wird. — Ed. Geselschap's „Schwester und Brüderchen" stellt in zierlicher Gruppirung ein paar Bauernkinder dar, die, für solche fast zu ideal gehalten, in Ausdruck und Stellung an Rafael's Madonna della Sedia in Dresden erinnern. Ein sehr ansprechendes, in Colorit und Zeichnung höchst gelungenes Bild ist „Der Unterricht" von N. — nicht, wie im Katalog angegeben ist, — M. Siegert.

Von nicht eben hervorragend künstlerischem Werthe, aber in ihrer eleganten Modernheit ziemlich effektvoll sind die Bilder von F. Schadow, „Gute Lehren" und „Unterhaltung am Fenster." Ed. Steinbrücks „Kinder am Waldbach" sind mit vielen graden Linien in manierirter Grazie dargestellt. — Als Bilder, in denen ein gesunder Humor treffend zur Anschauung gebracht ist, heben wir noch heraus: „Der Taschenspieler" von H. Salentin, „Verwehrter Schutz bei Regenwetter" von M. Plaschke, „Erste Sorge" von C. Meer-Webb sen., „Das neue Kleidchen" von A. Schmidt in Düsseldorf und „Die beiden Wächter" von Albert Kindler. — „Eine Testaments-Eröffnung" von Professor Geyer ist ein fleißig gearbeitetes Bild, von gefälliger, fast etwas zu theatralischer Anordnung, welches noch wirksamer sein würde, wenn der Ausdruck verschiedenartiger Empfindungen in den Gesichtern etwas schärfer pointirt wäre. Sehr komisch erscheint desselben Malers „Wittwer im Gartensalon", dessen Häßlichkeit es unzweifelhaft läßt, daß er sich mit dem Porträt der Seligen zu begnügen haben wird, da sich wohl keine der beiden Schönen, denen er schmunzelnd nachschaut, bewogen finden dürfte, die Stelle derselben bei ihm einzunehmen. — Die Bilder von K. Bergslien „Die erste Pfeife" und von R. S. Zimmermann „Geldverlegenheit" lassen uns nur Bedauern empfinden, daß ein Künstler Vergnügen daran finden kann, Situationen darzustellen, von denen wir uns in der Wirklichkeit gern abwenden. — An Lanfant de Metz' kleinem, vortrefflich gezeichneten Bilde ist uns die im Katalog gegebene Bezeichnung „Ein Krieger" unverständlich, da wir in diesem zeichnenden Herrn weit eher einen Künstler erblicken; ebenso ist uns in dem Bilde von Karl Schröder „Die Einsegnung" die Absicht des Malers nicht recht klar, wenn wir nicht etwa annehmen sollen, daß die Familienverhältnisse des dargestellten kleinen Weltbürgers keine ganz legale sind. Prof. Julius Hübner's „Amor im Winter" gäbe ein ganz artiges Almanachbildchen, ist aber in lebensgroßer Ausführung entschieden zu anspruchsvoll.

Unter den Darstellungen, welche, über das Genre hinausragend, mehr als Porträtfiguren betrachtet werden können, ist besonders Cäsar Willich's „Zigeunerin mit einer Eidechse spielend" hervorzuheben; Colorit und Zeichnung sind vortrefflich und lassen lebhaft bedauern, daß der Gegenstand und die Behandlung desselben so wenig angenehm berühren. Minder gelungen ist Willich's „Musicirender Savoyarde auf einer Brücke von Paris", der in gleichem fahlen Grau wie der Hintergrund gehalten, eher in diesem zu stehen als sich von demselben abzuheben scheint. — An A. Neumann's Bilde „Slavischer Geiger" ist leider die Ausführung nicht in allen Theilen gleich sorgfältig, so daß die obere Partie, mit ihrem übrigens vortrefflich aufgefaßten Kopfe, gegen die untere, deren Behandlung ausgezeichnet zu nennen ist, unvollendet erscheinen muß. Bertha's von Alvensleben „Winzerknabe" ist im Ausdruck wenngleich lebendig, nicht ganz ohne Manier, doch lassen der gut modellirte Kopf und die gelungene Gewandung Studium und technische Fertigkeit

nicht verkennen. — Ch. Griepenkerls Köpfe bekunden, neben einem beachtenswerthen Talente, das Studium der Alten, doch möchten wir dem jungen Manne rathen, nicht in jenes freilich verführerische, aber auch sehr gefährliche Imitiren zu verfallen, über dem schon manche tüchtige und eigenthümliche Naturbegabung zu Grunde gegangen ist. Am gelungensten scheint uns das als „Porträt" bezeichnete Bild; es ist frisch und lebendig, doch schaden die hart und unvermittelt neben einander stehenden rothen, gelben und grauen Töne der Gesammtwirkung, und doch sind Klarheit und Ruhe Hauptbedingungen eines wirklichen Kunstwerks. — Das „Bildniß eines jungen Mädchens" von Amalie Murtfeld ist von herrlich warmem Colorit und von einer ebenso zarten als frischen und lebendigen Auffassung und läßt uns im Interesse des Publikums wie der Künstlerin lebhaft bedauern, daß wir nicht auch einige Porträts von derselben ausgestellt sehen, wovon die Ursache wahrscheinlich in der Zurückhaltung liegen wird, welche man bekanntlich bei uns in dergleichen Dingen zu beobachten pflegt.

A. Kornek hat das Glück, in seinen beiden Porträts zugleich ein paar Persönlichkeiten vorzuführen, denen sich das Interesse leicht zuwendet; das recht lebendig aufgefaßte des Generals Wrangel dürfte als das gelungenere bezeichnet werden. Korneks Mängel treten auffallender in seiner heiligen Cäcilia hervor, die im Colorit unwahr, in der Zeichnung schwach, als eine weniger glückliche Arbeit bezeichnet werden muß. Außerordentlich wahr und ergreifend in dem schmerzvollen Ausdruck ihres edlen Gesichts ist F. Küpper's „Mater dolorosa", an der auch die Gewandung sehr harmonisch und schön gehalten ist. Franz Schubert's „Engel in freudiger Stimmung" und „Engel in trauriger Stimmung" und „Klopfet an, so wird Euch aufgethan" erwähnen wir nur, um unsre Verwunderung darüber auszudrücken, wie ein Maler, wenn er einmal das Unglück gehabt hat, dergleichen Stücke zu produciren, so aller Selbstkritik bar sein kann, daß er sie an die Oeffentlichkeit gelangen läßt.

Unter den wenigen Darstellungen aus der biblischen Geschichte ist O. Rethel's „Ruth und Boas" als ein sehr ansprechendes Bild hervorzuheben. Bei Ernst Hemken's „Adam und Eva finden die Leiche Abels" können wir den Wunsch nicht unterdrücken, daß der Maler sich des Gebotes „Du sollst Dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen" erinnert und uns mit diesem haarsträubenden Gott Vater in grünem Kleide und mit rother Scharpe verschont haben möchte.

Als ein Bild, welches eigentlich in das Fach der Historie einschlägt, erwähnen wir erst hier A. Schrödters ganz im Charakter eines Genrebildes gehaltenen, „Don Quixote und Dulcinea von Toboso", müssen aber gestehen, daß wir uns auf die Scene, welche dasselbe vergegenwärtigen soll, durchaus nicht zu besinnen vermögen. — „Gretchens Gang aus der Kirche" von Gustav Poppe erkennen wir als solchen einzig an der Hahnenfeder Mephisto's, welcher im Hintergrunde steht; von dem Bettelvolke, welches sich rechts im Bilde breit macht und fast als die Hauptsache erscheint, erwähnt unsres Wissens Goethe nichts. Ein anderer Darsteller Gretchens, Herr P. Kiers, hat seinem Bilde die Worte „Nach ihm nur schau' ich zum Fenster hinaus" u. s. w. beigefügt; nun ist es zwar wohl recht freundlich von demselben, uns auf diese Weise über seine Intention ins Klare zu setzen, indessen verdient doch eine Selbstverblendung, welche mit so entschiedenem Unvermögen sich an einem Dichter wie Goethe, an eine Gestalt wie Gretchen wagt, die ernsteste Rüge. Eine „Ariadne auf Naxos" von G. Graef bringt uns insofern dem Verständniß der Mythe näher, als wir beim Anblick dieser Ariadne es sehr natürlich finden, daß Theseus dieselbe verlassen konnte. — W. Lindenschmit's „Einzug der Befreier Wiens nach der großen Belagerung durch die Türken" läßt uns mit Bedauern wahrnehmen, wie wenig selbst ein sehr bedeutendes Talent zu leisten vermag, wenn es mit Frivolität und Geschmacklosigkeit verbunden ist. — C. Plüddemann's „Columbus im Disput mit der gelehrten Junta von Salamanca" gehört zu den vielen Nachfolgern von Lessing's großem Huß, welche uns leider nicht dafür entschädigen können, daß dieses Meisterwerk unsrer Nation nicht mehr gehört. In August von Heckel's „Episode aus dem Bauernkriege" ist neben manchem Unreifen und Unschönen doch auch manches recht glücklich Erfaßte zu finden; am meisten gelungen dürfte die Figur der knieenden Edelfrau sein.

Wir schließen die Reihe unsrer Betrachtungen mit dem bedeutendsten oder vielmehr mit dem einzigen wirklich bedeutenden historischen Gemälde, welches unsre Ausstellung aufzuweisen hat, mit Fr. Pecht's „Einrücken der Oesterreicher in Venedig nach der Belagerung im Jahre 1849." Wir haben an diesem Bilde von unleugbar großem Verdienst und bedeutender Wirkung nur gegen die Wahl des Stoffes eine Einwendung zu machen; nicht als ob der Maler desselben nicht vollständig Meister geworden wäre, sondern weil diese Begebenheit uns und ihm noch zu nahe liegt, um mit der gehörigen Unbefangenheit erfaßt und dargestellt sowohl als aufgenommen und betrachtet zu werden; wir bringen für die Anschauung derselben Alle unser ganz individuelles Gefühl mit, und es läßt sich nicht verkennen, daß auch der Maler nicht über seinem Gegenstande, sondern mitten darin steht. Im Uebrigen sind Composition und Behandlung dieses Bildes höchst geistvoll und gelungen, wenn wir auch begreifen, daß denen, die Venedig mit seinen dunklen ernsten Bauten gesehen und in frischem Andenken bewahrt haben, zumal wenn ihr künstlerisches Verständniß nicht ausreicht, um zu wissen, wie weit dem Künstler erlaubt ist, zu benutzen und zu übersetzen, diese weißlich schimmernden Kuppeln und Paläste etwas Fremdartiges haben müssen; doch trifft der Vorwurf nicht den Künstler, der mit ruhiger Sicherheit den Werth und die Kraft der geringen Mittel, die ihm zu Gebote stehen, um die Natur mit ihrem Zauber wiederzugeben, zu schätzen weiß und sich eben erlaubter Hülfsmittel bedient, um die Nebendinge der Hauptsache dienstbar zu machen und so zu einem großen Resultate zu gelangen.

Indem wir hiermit unsre Betrachtungen über die diesjährige Gemäldeausstellung beendigen, ohne uns verhehlen zu wollen, daß wir bei der Masse des Dargebotenen leicht noch dieses und jenes Bedeutende oder Ansprechende übersehen haben mögen, können wir schließlich den Wunsch nicht unterdrücken, daß in derselben erfreulichen Weise, wie in den letzten Tagen die Zahl der Besucher zugenommen hat, sich auch noch die der Käufer steigern möge, um so mehr da auch die Künstler den schlechten Zeiten Rechnung getragen zu haben scheinen und vorzüglich die Preise wirklich bedeutender Bilder durchaus nicht hochgestellt zu nennen sind.

Wir können dem Fache der Skulptur keine besondere Besprechung widmen, da dasselbe nur vertreten ist durch ein Medaillon von Kropp, welches eine Maria mit dem todten Christus im Schooße darstellt; wir wünschen diesem jungen Bremer Künstler von ganzem Herzen, daß es ihm, nachdem er seine Studienzeit in Hähnels Atelier in Dresden so wohl angewendet, gegönnt sein möge, sein bedeutendes Talent nun in Rom an dem Studium der Antike und an einem lebenden Vorbilde, seinem und unsern großen Landsmann Karl Steinhäuser, weiter zu bilden.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Magelone's Brautfahrt. Eine provencalische Hochzeits-Legende. Von Franz Kugler. — Griechischer Liederschatz in deutscher Nachdichtung. Von F. Dörr. — Dänische Volkslieder der Vorzeit. Im Versmaße des Originals übertragen von R. Warrens.

— * Die nach den besten Quellen gearbeitete Lebensskizze Radetzky's mit seiner Correspondenz ist im Cotta'schen Verlag erschienen.

— * Von der trefflichen Geschichte Ostfrieslands von Onno Klopp ist der dritte Band ausgegeben; er umfaßt die Zeit von 1744—1815.

— * Von dem neuen Romane Ludwig Rellstabs „Drei Jahre von dreißigen" ist der erste Band ausgegeben; die Zeit der Handlung ist der dreißigjährige Krieg.

— * In der Versammlung des Bremer Künstlervereins am 24. März las Herr Senator Otto Gildemeister den dritten Gesang des von ihm übersetzten „Childe Harold" von Byron. Wie wir schon früher die Freude hatten, manches Bruchstück seiner vortrefflichen Uebertragung in unserem Blatte mitzutheilen („Venedig" aus dem vierten Gesange in Nr. 46 des Jahrgangs 1854, „Abschied" und „Spanien" aus dem ersten Gesange in den Nrn. 2, 13 und 14 des Jahrgangs 1856), so werden wir in den nächsten Nummern einige Abschnitte des dritten Gesanges wiedergeben. — Musikalische Mitglieder des Vereins führten das Mendelssohnsche Trio in D moll und einige Männerquartette aus; in der Versammlung vom 17. hatten sich die Zuhörer an einem Streichquartett von B. Romberg erfreut.

— * Die Wissenschaft der Kunst hat einen schweren Verlust erlitten durch den Tod Franz Kuglers, welcher am 18. März in Berlin nach kurzer Krankheit am Gehirnschlage starb. Durch Begabung wie Neigung und Lebensstellung war Kugler recht eigentlich zum Kunstkritiker berufen und hat sich um das Verständniß der Kunst und ihrer Geschichte wie um Erweckung und Belebung des Interesses für dieselbe große Verdienste erworben. Die Leiche des Geschiedenen wurde am 22. von einem zahlreichen Trauergefolge, in welchem man den Minister der geistlichen Angelegenheiten, unter dem Kugler als Regierungsrath arbeitete, den Schwiegersohn des Verstorbenen, Paul Heyse, und viele Männer der Kunst und Wissenschaft bemerkte, zur Ruhestätte begleitet.

— * Man erinnert sich der Theilnahme, mit welcher vor einigen Jahren das in Göttingen aufgefundene Bild von Bürgers Molly aufgenommen wurde. Die Echtheit dieses Bildes wird nun bezweifelt; Heinrich Pröhle theilt mit, es stelle sich jetzt als ziemlich gewiß heraus, daß jenes Porträt das von Bürgers erster Frau, nicht das Molly's sei.

— * Eine Gedächtnißfeier des Bildhauers Rauch wurde am 20. März von der Akademie der Künste in Berlin, deren Senior er gewesen, im Saale der Singakademie begangen. Alexander von Humboldt, der älteste Freund des Heimgegangenen, wohnte der Feier bei. Von der Höhe des terrassenartig aufsteigenden Sängerraumes leuchtete die hohe Gestalt des verewigten Meisters — das Gypsmodell der von Drake für die Vorhalle des Museums bestimmten Marmor-Statue — zwischen den mittleren korinthischen Säulen und von blühenden Gewächsen umgeben, von hohem Postamente in den Saal hernieder. Nach einem einleitenden, vom Kapellmeister Taubert componirten, von Orchestermusik ausgeführten Adagio sprach der Sekretär der Akademie, Geh. Regierungsrath Toelken, die Gedächtnißrede auf Rauch. Der Vortrag beleuchtete den ganzen Lebensgang des Heimgegangenen in großer Ausführlichkeit und verfolgte den künstlerischen Entwickelungsgang desselben von seinen frühesten Anfängen an. Nach dem Schlusse des Vortrages begann der musikalische Theil der Feier, die Aufführung der von Friedrich Eggers gedichteten und vom Kapellmeister Taubert componirten Cantate. Die zwischen den Chören und Soli eingestreuten Recitationen wurden vom Rhetor Schramm vorgetragen. Auf eine Einleitung: Chor der Seligen, folgte eine Reihe anderer Chöre, welche die Werke des Meisters, je nach ihrem Charakter zu symbolischen Gruppen vereinigt, in poetischen Bildern feierten, während die dazwischen vorgetragenen Recitationen eine Paraphrase des lyrischen Textes bildeten. Der erhebendste Theil der Feier war ohne Zweifel der Anblick des schönen Monuments von Drake, welches den heimgegangenen Meister voll ruhiger Würde und Hoheit darstellt. Hoch empor ragte es über die ganze Versammlung hinweg, inmitten aus den Symbolen des Ruhmes und der Unsterblichkeit, Lorbeer und Cypresse, und das königliche Haupt schien von einer Glorie zu strahlen, welcher keine Lobrede eine erhöhte Weihe zu geben vermochte.

— * An der Berliner Hofbühne wird ein neues Drama von Brachvogel „Salomon de Caus" einstudirt, während gleichzeitig das zweite Trauerspiel des Dichters, „Adalbert vom Babanberge", im Buchhandel erscheint. Salomon de Caus ist der Verfasser einer Schrift, die zur Zeit Richelieu's das Wesen der heutigen Dampfmaschinen in ziemlich deutlichen Umrissen angab. Denselben Gegenstand bearbeitet nach einer Mittheilung der „Jahreszeiten" der junge Dichter Wilhelm Duncker für die Bühne.

— * Ein fünfaktiges historisches Drama „Hildebrand oder Kaiser und Papst" von einem ungenannten Verfasser wurde in Leipzig und Hamburg gegeben, und man kam ihm mit einer gewissen Theilnahme entgegen, da man ein patriotisches Drama erwartete. Heinrich IV. als würdiger Repräsentant des Deutschthums und der Majestät des Reiches gegenüber dem hochmüthigen Papstthum, das mußte als Kern der Tragödie gedacht werden. Dem ist aber nicht so; das Drama ist wohl tendenziös, aber nicht patriotisch. Der Dichter hat bloß die allerdings in ihrer Art große und bedeutende Persönlichkeit des Papstes Gregor VII. im Auge gehabt, es kam ihm Alles darauf an, diesen als den Helden des Drama's in ein möglichst schönes Licht zu stellen. Um dieses zu erreichen, mußte er dem Papste Motive vindiciren, an welche dieser wohl nie gedacht hat: er stellt ihn umkleidet mit einer Art von modernem Liberalismus hin, macht ihn zum Volksfreund, zum Vorkämpfer der Intelligenz, der geistigen Freiheit, des Fortschritts, der Wissenschaft &c. einer damals allerdings noch rohen weltlichen Gewalt gegenüber, den König Heinrich IV. dagegen führt der Dichter der historischen Wahrheit zuwider und mit ganz unberechtigter Uebertreibung als einen lasterhaften, rohen, schwankenden und schwachen Fürsten vor, der selbst noch in seinem Triumph über die Anmaßung des römischen Stuhls von dem überwundenen sterbenden Papste niedergedonnert wird und eine klägliche Rolle spielen muß. Manche Episode ist indeß glücklich behandelt, die Sprache gewandt und schwungreich. Zu einem wohlthuenden und bedeutenden Eindruck brachte das Drama es nicht.

— * Ein neuer Schritt zur Verbesserung der deutschen Bühnenzustände ist geschehen, indem es dem schon vielfach um das Theater verdienten Stuttgarter Intendanten von Gall gelungen ist, eine Anzahl seiner Collegen dahin zu bringen, das Agenturwesen, einen der Krebsschäden der deutschen Bühnen, in den Bann zu thun. Herr von Gall hat einen Congreß von Theatervorständen veranlaßt, der in diesen Tagen zu Dresden gehalten wurde, um den bereits bestehenden Cartelverein, dessen Leiter Gall ist, neu zu gestalten und zu reformiren. Dieser Congreß beschäftigte sich zunächst mit einer Revision der Statuten und vereinbarte nach langen Debatten eine neue Vereinsordnung, worin Centralisation des deutschen Bühnenwesens, Sicherung der gegenseitigen Rechtsverhältnisse und Organisation eines Schiedsgerichts für streitige Fälle als hauptsächlichste Punkte festgestellt wurden. Ferner wurde die von Hofrath Schneider in Berlin gegründete Altersversorgungsanstalt für deutsche Bühnenmitglieder der Theilnahme der Vereinsbühnen empfohlen, ohne daß man jedoch hierüber bestimmte Beschlüsse faßte. Die wichtigste Maßregel dürfte wohl die in Betreff der Theateragenten genommene sein. Ueber diesen Krebsschaden des deutschen Bühnenwesens hörte die Versammlung von verschiedenen Seiten die haarsträubendsten Berichte. Fast alle Directoren waren gegen dieselben und nur vereinzelte Stimmen für sie. Nach einer fünfstündigen Debatte kam der Beschluß zu Stande, daß sämmtliche Vereinsbühnen mit den sämmtlichen bestehenden Theateragenturen brechen und in Berlin ein eigenes Geschäftsbüreau gründen wollen, das, weit entfernt eine neue Theateragentur zu bilden, nur ein Adreßbüreau für den Geschäftsverkehr der Vereinsbühnen werden soll. Nach Berlin soll auch das Präsidium des Vereins bei der im October bevorstehenden neuen Präsidentenwahl verlegt werden, so daß also bereits jetzt Herr von Hülsen als gewählt zu betrachten ist. Ueber die Gagenverhältnisse und Spielhonorare engagirter Mitglieder gelangte man noch zu keinem bestimmten Beschlusse, dagegen war man einiger über die Gastspiele fremder, außerdeutscher Künstler, für welche in Deutschland die Zeit der schwindelnd hohen Honorare vorüber sein dürfte. Es wird in Zukunft sowohl von den großen wie von den kleinen und mittleren Bühnen eine Maximalsumme als Gastspielhonorar festgehalten werden. Weiter ward eine Commission ernannt (von Gall, Eduard Devrient und Wollersdorff) für Ausarbeitung eines allgemein gültigen Contractformulars bei Engagirung von Bühnenmitgliedern. Endlich beschloß man, an die deutschen Dichter und Componisten die Aufforderung ergehen zu lassen, sie möchten sich mit dem Cartellverbande wegen allgemeiner Bestimmungen über den Schutz des literarischen und künstlerischen Eigenthums bereden. Viele Bühnenvorstände versprachen Vorstellungen zum Besten des Weberdenkmals in Dresden.

— * Die irdischen Ueberreste des erst vor Kurzem in Salzburg gestorbenen Paters Haspinger sind am 16. März zu Innsbruck in der Franziskanerkirche neben denen seines Waffengefährten von 1809, des Andreas Hofer, beigesetzt worden. Der Statthalter mit allen militärischen und bürgerlichen Behörden wohnte dem Trauerамте bei.

— * Der Wiederaufbau der durch Erdbeben neulich zerstörten Stadt Korinth soll nach Beschluß der griechischen Regierung nicht an der alten Stelle erfolgen, sondern an dem Punkte des korinthischen Meerbusens, wo das alte Lechaion lag. Eine Commission von Ingenieurs ist bereits an diesem Orte thätig.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 14. Bremen, 4. April. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Berliner Musikzustände.

Von A. Ihenplitz.

Wenn ich nicht irre, war es Schiller, der eine an ihn gerichtete Berufung nach Berlin mit der Bemerkung ablehnte: „Im märkischen Sande gedeiht der Lorbeer nicht.“ Die Zeiten müssen sich geändert haben. Wo ist der Mann, der eine vernünftige Oper schreibt oder ein erträgliches Oratorium oder eine Symphonie — nicht grade im Geiste Beethovens, nur in dem Mendelssohns? Berlin würde seine Treibhäuser verwüsten und den Mann unter Lorbeern begraben. Es wird viel „Musik gemacht“ in Berlin, unsäglich viel, vielleicht mehr als irgendwo, aber geschaffen, d. h. Bedeutendes, auch ebenso wenig als irgendwo. Dank sei es den Gedankenmillionären Bach, Händel, Haydn, Mozart, Beethoven, Schubert —, unsre Armuth sieht noch immer wie Reichthum aus. Die königliche Kapelle führt in ihren Symphonie-Soireen seit fast dreißig Jahren die Werke Haydns, Mozarts und namentlich Beethovens aus, (die Ausnahmen zu Gunsten nicht klassischer Meister sind kaum zu rechnen), und noch immer ist der große Concertsaal gefüllt, ein Abonnementssitz selten zu erlangen, da die alten Inhaber ihr Anrecht von Vater auf Sohn und Enkel vererben; die Singakademie, der Stern'sche, Schneider'sche und eine Menge andrer Gesangvereine, — wenn sie auch der Abwechslung wegen hin und wieder zu Mendelssohn, Spohr, Schumann, Schneider und Andern greifen —, ihre geistige Existenz wurzelt doch in den Haydn'schen, Händel'schen und Bach'schen Oratorien, und die höchste Stufe ihrer Entwicklung erreichen sie in Werken wie der Schöpfung, den Jahreszeiten, Israel in Aegypten, der großen Messe und den Chören der neunten Symphonie von Beethoven. Schillers Bedenken betrafen nur die Lorbeeren; doch das Leben ist seit jenen glücklichen Zeiten unendlich theurer geworden, namentlich in den großen Städten, und das Genie unsrer Epoche, das in jeder Beziehung auf der Höhe seiner Zeit stände, würde neben den Lorbeern, und vielleicht vor denselben, auch klingendes Gold beanspruchen. Wohlan, die Tantieme einer einzigen Opernvorstellung in unserem geräumigen Opernhause beträgt mehr, als manchem großen Geiste sein unsterblichstes Werk überhaupt eingetragen hat.

An äußerer Veranlassung zur Hervorbringung genialer Werke fehlt es also nicht; und so müssen es wohl innere, tiefer liegende Ursachen sein, in denen die musikalische Impotenz unsrer Epoche ihren Ursprung hat. Sehr bequem als Erklärung für diese Erscheinung oder vielmehr Nichterscheinung und für alle Fälle passend liegt zwar der Materialismus, Merkantilismus und Industrialismus unsrer Tage zur Hand; ich will auch zugeben, daß dergleichen Zustände stellenweise hemmend und schwächend auf das Entstehen höherer Geistesprodukte einwirken können; aber das Heruntermachen der eignen Generation und Zeit zu Gunsten vergangner ist, — und das aus Gründen —, zu sehr meine Antipathie, als daß ich mich ohne Weiteres entschließen könnte, solche so vielfach gemißbrauchte Anführungen als allgemein zutreffend und erschöpfend anzuerkennen. Einer weitverbreiteten Meinung nach verschlechtern sich die Zeiten fortwährend; die Alten sprechen von den gesegneten Zeiten ihrer Jugend, und die Jungen nehmen dergleichen Reden als Gewohnheit an und thun später deßgleichen. Und doch spricht schon Hiob: Schicket euch in die Zeit, denn es ist böse Zeit; und doch singt schon 590 Jahre vor Christi Geburt der ehrwürdige Aesopos:

> Zwar was Natur darbietet, ist zauberisch: Erde, Gewässer,
> Sterne, des Monds Lichtkreis, so auch der sonnige Strahl;
> Grauen und Kummer jedoch ist das Uebrige; geht's auch einmal wem
> Leidlich, er nimmt alsbald Nemesis Rache dahin.

Und so geht es fort durch alle Jahrhunderte.

Wer wollte leugnen, daß die Größe und Erhabenheit der Kunstwerke, namentlich der Architektur und Poesie des 11., 12. und 13. Jahrhunderts, (ich denke hier augenblicklich an Italien), im engsten Zusammenhange mit der republikanischen Einfachheit, Mäßigkeit, Mannbarkeit und Sittenreinheit der damaligen Geschlechter stehen? Andrerseits hat aber der Verfall der folgenden Jahrhunderte, ihre Schwelgerei und politische Verkommenheit wenigstens der Produktionsfähigkeit in den Künsten keinen Abbruch gethan, wenn auch den Werken der Mediceischen Epoche der Charakter der Größe und Erhabenheit abgeht. So findet man denn auch, um auf ganz nahe liegende Zeiten zu kommen, auf Gottes Erdboden kein mehr materialistisches Völkchen, als das an der Donau, dasjenige, unter dem Haydn, Mozart, Beethoven und Franz Schubert lebten und ihre idealen Werke schufen. Schließlich will ich mich durchaus nicht dem Geständnisse entziehen, daß mein eignes Nachdenken, so viel ich bis jetzt davon für diese Materie habe verwenden können, mich noch keineswegs zu einer andern allgemein zutreffenden und erschöpfenden Erklärung der Opern- und Symphonienoth unsrer Zeit geführt hat, und daß ich, weder Philosoph noch grade Musiker von Fach, selbst zu sehr von dem Industrialismus unsrer Zeit angesteckt bin, als daß ich ein allzugroßes Kapital von Gedanken und Zeit in einem Gegenstande anzulegen gesonnen wäre, der abseits meiner Hauptsberufsthätigkeit liegt.

Eine noch lebende Musik-Celebrität ersten Ranges läßt sich jedoch, und zwar vermittels Zurückgreifens in das vergangene Jahrzehnt, für Berlin noch aufbringen. Meyerbeers Opern stehen noch immer auf dem Repertoir und füllen noch immer das Opernhaus, er selbst jedoch ist, seit er keine neue Opern mehr bringt, etwas in Vergessenheit gerathen, wenn man von dem gesellschaftlichen Kreise absieht, den er in seinem Hause empfängt.

Gegen die erste Oper des Meisters in großem Stile, „Robert den Teufel“, wurde sofort in Deutschland ein allgemeines Sturmläuten organisirt von Seiten der ganzen haydnsch-mozartisch-klassischen

Musikwelt; der große Rellstab proklamirte, daß diese Musik gar keine Musik sei, sondern nur Geräusch; als das Werk dennoch überall große Erfolge errang, erließ er die Prophezeiung, daß nach zehn Jahren und weniger kein Mensch mehr von demselben sprechen würde. Seitdem hat der Prophet sich unter möglichster Wahrung des Anstandes, d. h. ganz allgemach, zu dem entgegengesetzten Glauben bekehrt, wenigstens offiziell in seiner Eigenschaft als Orakel des Berliner Spießbürgerthums, und sogar zur endgültigen Bekräftigung seiner Bekehrung einen Text für den Componisten des „Robert" geschrieben.

Meyerbeer ist noch jetzt nicht ohne heftige Widersacher, im Ganzen genommen jedoch hat das Neue, Große und Schöne in seiner Musik die richtige Würdigung gefunden. Deutsche Gründlichkeit und Allerweltsobjectivität hat nun gewohntermaßen Deutschland das Eigenthumsrecht an diesen Erfolgen vermittels mancherlei Ausstellungen aberkennen wollen. Meyerbeers Musik soll keine deutsche sein, sondern eine Mischung von deutschem, französischem und italiänischem Stile. Genau dasselbe ließe sich von Glucks und Mozarts Musik behaupten, die eben dadurch zur Weltmusik wird, daß sie die Verschmelzung der individuellen Ausdrucksweise der drei Hauptkunstvölker enthält. Daß bei Gluck und Mozart diese Verschmelzung eine innigere ist als bei Meyerbeer, muß zugegeben werden. Weiter sollen, damit vor Allem dem Auslande Gerechtigkeit werde, Meyerbeers Opern (ausgenommen das Feldlager in Schlesien) nach französischem Texte und für Paris componirt sein. Der Componist ist in Berlin geboren und gebildet und war als Künstler fertig, als er nach einem längeren Aufenthalte in Italien nach Paris kam. Nichts Andres als Sache der Erfahrung war es, wenn er, durchdrungen von der Wichtigkeit des Textbuches, nicht nur für den äußeren Bühnenerfolg, sondern mehr noch für die musikalische Conception, sogleich vor die rechte Schmiede ging; Sache des Glücks war es, wenn ihn sein Reichthum in den Stand setzte, den rechten Schmied, Herrn Scribe, baar zu bezahlen; nicht minder waren es ganz äußerliche Gründe, die den Componisten veranlaßten, grade in Paris seine Werke auf die Bühne zu bringen, da diese Stadt nun einmal der Ort ist oder damals wenigstens war, an welchem ein europäischer Ruf zu Stande kam, und da ihm auch die Pariser Oper die größte Auswahl unter den darstellenden Künstlern gestattete. Daß der Meister seine Werke vorzugsweise für Paris geschrieben habe, scheint mir, bei so viel sonstiger Einsicht und Berechnung, höchst unwahrscheinlich. Bekanntlich hatte er vor seinem „Robert" in Italien eine ganze Reihe italiänischer Opern vollständig im üblichen italiänischen Genre geschrieben; wenn in diesen Werken nun auch alle Augenblicke ein Schatten von deutschem Denken und deutschem Wissen über Melodie oder Harmonie hinhuscht, so ist doch in dem leichtfertigen Charakter der Melodie, der Harmonisirung und des Satzes gar nicht zu verkennen, daß sie, die Werke, nach der Weise Bellini's und Donizetti's aus dem Aermel geschüttelt und für Italiäner berechnet sind. Auch hat der Componist keinen Versuch gemacht, diese Opern auf die deutsche Bühne zu bringen. In den Partituren des „Robert" und der „Hugenotten" sieht man es der geringsten Passage, man möchte sagen der geringsten Note an, daß ihre Wirkung durchdacht und abgewogen ist. So viel Berechnung und Studium hätte dem klugen und praktischen Manne gegenüber der Naivetät und Genügsamkeit der Franzosen im Allgemeinen in musikalischen Dingen als reine Vergeudung von Zeit und Mühe erscheinen müssen. Sollte er wirklich beim Componiren in erster Stelle den Pariser Erfolg vor Augen gehabt haben, so hat er ganz sicher gleich darauf, oder wo möglich noch zu gleicher Zeit, an die an den Brüsten der Klassicität großgesäugten, gestrengen und gewiegten Herren Harmonisten und Contrapunktisten in Deutschland und speziell in Berlin gedacht. Hin und wieder ist aus dieser Durchdachtheit, statt der Tiefe, Raffinement hervorgegangen; das Hauptresultat jedoch der Meyerbeer'schen Werke für die Musik und die kunstgeschichtliche Bedeutung des Meisters liegt in der Erweiterung der vorhandenen und der Eroberung neuer Gebiete der dramatischen Wirkung und Charakteristik.

Neben ihm besitzt Berlin noch zwei Operncomponisten, die sich jedoch nur unter die „achtungswerthen Künstler" rechnen. Die beiden Kapellmeister an der königlichen Oper, Taubert und Dorn, haben nicht hinter ihren großen Vorgängern und Collegen Graun, Anselm Weber, Righini, Spontini und Meyerbeer zurückstehen wollen und haben Opern im großen, sogar im allergrößten, und im kleineren Genre componirt. Ein deutscher Kapellmeister hat im kleinen Finger mehr Harmonie- und Compositionslehre als ein Dutzend Bellini's und Donizetti's überhaupt, und die Erlangung eines beim Lesen erträglich scheinenden Textbuches ist, wenn auch mit Schwierigkeiten verknüpft, doch keine Unmöglichkeit. Es war also nur anzuerkennen, wenn die beiden Kapellmeister den Versuch machten, der nachgrade beängstigend werdenden Opernnoth abzuhelfen. Taubert hatte sich bereits durch die bekannten, wirklich reizenden und originellen Kinderlieder einen hübschen Ruf als Componist begründet, (sein früherer als Clavier-Virtuose ist fast in Vergessenheit gerathen); der in diesen Liedern sich beurkundende feine Sinn wies ihn auf die komische Oper oder das Singspiel hin. Sein erster Versuch im Singspiele, „Der Jahrmarkt", glückte zwar nicht vollständig, war jedoch von der Art, daß er weitere, sich günstiger gestaltende Nachfolge versprach. Leider jedoch täuschte der Schein. Die komische Oper „Joggeli" fiel gelinde durch und mußte nach den drei üblichen Aufführungen beseitigt werden. Wenn auch ein großer Theil des Mißgeschicks auf Rechnung des schlechten Textbuches gesetzt werden mußte, so blieb doch immer noch ein bedeutender Theil auf den Charakter der Musik zu rechnen, die zwar genug Erfindung bot und fein und sorgfältig durchgearbeitet war, aber sich als aller Dramatik bar erwies. Der Componist theilte eben das Schicksal vieler lyrischer Dichter, die sich ohne speziell dramatische Begabung in der Bühnendichtkunst versuchten. Doch ließ er sich durch diese Niederlage nicht entmuthigen und nahm ganz neuerdings einen neuen Anlauf, diesmal im heroisch-tragischen Genre. Als der Künstler in seiner Selbstberathung über das Sujet seines neuen Werkes seine Blicke zu dem düsteren Haupte des Macbethkolosses hinaufschickte, schöpfte er da Muth und Trost aus dem Ausspruche Lessings (in Bezug auf Shakspere), daß der Rockärmel eines Riesen für uns Zwerge immer noch einen guten Mantel abgebe? Oder gaukelten ihm die drei Hexen Eitelkeit, Ruhmbegier und Selbstüberschätzung das allerdings nervendurchzuckende Bild vor von einem stürmisch bewegten, nach dem Componisten rufenden Publikum, von einer Primadonna, die mit dem Componisten an der Hand hervortritt und ihm, unter dem Bravoschreien der Menge und dem Herabfliegen von Blumen und Gedichten aus den Prosceniumslogen, eine Krone, wenn auch nur eine Lorbeerkrone, auf's Haupt drückt? Nicht ganz so schlimm wie seinem Helden erging es dem Componisten; er fiel nicht, aber auch die Krone wurde ihm nicht zutheil. Einzelne Nummern der Oper gefielen, freilich mit dem prachtvollen Spiele der Wagner als Lady Macbeth; das Ganze erlangte, nach Abrechnung des Beifalls, der von der persönlichen Freundschaft ausging, einen Achtungserfolg, zeigt aber bis jetzt durchaus noch keine Hinneigung zu einer Runde über die andern deutschen Bühnen. Den schlechtesten Dank hat sich bei der Sache unstreitig der Bearbeiter des Shakspere'schen Macbeth erwerben, der in Berlin als Kunstästhetiker und Dichter wirkende Dr. Eggers; ihm als solchem wird es nimmer verziehen, daß er sich zur Einschlachtung des Shakspere'schen Wunderdrama's entschließen und, Hackebeil und Messer zur Hand, an die Zerlegung desselben in die üblichen Opern-Schinken, Würste, Speckseiten und Carbonaden geben konnte.

Von robusterer Constitution, als die Taubert'sche, ist die Muse des Kapellmeisters Dorn, der dagegen ein verhältnißmäßiges Minus von Feinheit und Grazie nachgerühmt wird. Dorns kritisches Gewissen ist dehnbarerern Stoffes als das seines Collegen, und der Grundbaß, auf welchen er seine Accorde und Harmonieen aufbaut,

ist der Erfolg quand même. Seine erste Oper „der Schöffe von Paris“ und einige seiner Lieder zeugen noch von Sorgfalt und Streben nach Gutem, dagegen scheint er sich in seinen späteren Orchesterwerken und in manchen Nummern seiner letzten Oper, „der Nibelungen“, an denjenigen, sonst vom Musiker tief verachteten Theil des Publikums gewendet zu haben, der „nichts von Musik versteht.“ Auch bei dieser Oper handelt es sich um das vorherige Kurzundkleinmachen eines Riesenkörpers, des Nibelungenliedes, dessen Hünen- und Rolandsgestalten als moderne Tenore, Baritons u. s. w. verkleidet sich sonderbar genug ausnehmen. Die Oper gefiel einem in seinen Ansprüchen nicht ausschweifendem Theile des Publikums, doch scheinen sich auch ihre Erfolge nicht über das Weichbild ihrer Geburtsstätte hinaus erstrecken zu wollen.

Ein Intervall tiefer hinab auf der Tonleiter der Künstlerschaft bringt uns zu der sehr zahlreichen Schaar von Componisten, die nicht seit Allzulangem den beiden öffentlichen Instituten für Compositionslehre oder den Privatstunden der beiden bekannten Theoretiker Marx und Dehn entwachsen und an die Oeffentlichkeit getreten sind. Noch ist der Stahl ihres Muthes nicht angefressen von dem Rostflecken der Lebenserfahrungen, der Zweifel und Kümmernisse, und muthig werfen sie sich mit Lieder-, Streichquartett-, Symphonie- und Oratorien-Compositionen, ja sogar mit heroischen Opern in die Rennbahn, dem aufgesteckten Ziele, Ruhm und Gold, entgegen. Wie Mancher von ihnen, seit einer Reihe von Jahren, zeigte Geschick, Genie, sogar Fleiß! — Wo sind die großen Männer, die vor sechszehn Jahren und seitdem alljährlich als Lisztgescheitelte Jünglinge den Concurrenzpreis der königlichen Akademie der Künste und das Patent auf Berühmtheit davon trugen? Der Eine hat nach langjähriger Expectanz eine Organistenstelle erobert, noch dazu eine der besten, mit 200 Thalern Gehalt, während die minder guten nur 150 Thaler einbringen. Das Uebrige von nothwendigem Lebensunterhalte erwirbt er mit Clavier- und Gesangunterricht. Ein Andrer schwang sich zum Dirigentenpulte eines vorstädtischen Theaters hinauf und arrangirt und componirt unter denselben Gehaltsverhältnissen die nöthige Musik zu Possen-Couplets und Quodlibets. Der dritte dirigirt einen der zahlreichen kleineren Gesangvereine, der ihm für die Sysiphusarbeit des Einstudirens weiter nichts einträgt als eine etwas größere Anzahl von Privatschülern und Schülerinnen für seinen Musikunterricht. Doch hier ist ein Glücklicher, ein populärer Liedercomponist! Seine erste Campagne, in die er mit der schwergewappneten Mannschaft von ernsten, tiefen, nach klassischen Mustern zugeschnittenen Compositionen ausrückte, war vorbei; alle Schlachten gingen verloren, die Felder sind mit Leichen und hoffnungslos Verwundeten bedeckt. Da hört er plötzlich halbvergessne Melodieen salutiren; es sind harmlose Lieder, die als verachtete Troßbuben mit in den Kampf zogen und dem allgemeinen Gemetzel entrannen. Es zeigt sich nun, daß ihm die Natur die glückliche Begabung zuertheilt hat, Melodieen zu erfinden, gefällig und leicht faßlich, so daß sie jeder Lehrbursche nachpfeift, sobald er sie ein paar Mal gehört hat, und die alle Welt anheimeln, da sie in jeder Wendung an Allbekanntes und Allbeliebtes anstreifen. Bald ertönt sein Ruhm aller Orten von den musikalischen Soireen gutgestellter Subalternbeamter und reicher Schlächter- und Bäckermeister herab bis zu den Hofconcerten der Leierkastenvirtuosen. Auch der goldne Lohn bleibt nicht aus: die Musikverleger werfen ihre Netze nach ihm aus und honoriren ihm den Bogen mit zwei Friedrichsd'or.

Noch ein Glücklicher! Sein guter Stern hat ihn in die Carriere der Salon- oder Mode-Claviercomposition geworfen. Dieser Artikel spielt im Musikalienhandel eine Hauptrolle, und der Verleger bezahlt ihn deßhalb in höchst anständiger Weise. Der Consum der musikalischen Welt von „Morceaux faciles et brillants“ ist unglaublich, und nur die Leichtigkeit, mit welcher die Anzahl von Fußen, die ein solches Opus bilden, der Gedankenwerkstätte des Künstlers entspringt, ist noch unglaublicher. Zwei Gattungen dieser sogenannten Musik sind die beliebtesten; die erste besteht aus einer einfachen, oft mehr als einfachen Melodie eigner Erfindung, meistens eigner Reminiscenz. Sie ist sentimentalen Charakters, wie ihre auf dem Umschlage schön lithographirte französische Benennung andeutet: Contemplation — Tristesse — Rêve d'amour — Solitude — Jamais! etc. Den sanften Verlauf des Stückes unterbricht hin und wieder eine peinigende Dissonanz, eine Accordfolge, auf die der Hörer nicht gefaßt ist; am Schlusse löst sich die Sanftheit des Stückes in einen Hauch auf. In den Augen des Verfassers ist jedoch das musikalische Product selbst große Nebensache und, wie gesagt, sehr schnell abgethan; dagegen wühlt er, wenn ihn der Verleger nicht grade drängt, Monate lang in dem Vorrathe der ihm zu Gebote stehenden französischen Vocabeln, um die Etikette für den lithographirten Umschlag und das Titelblatt zu finden.

Bei der zweiten Gattung schöpft der Künstler nicht aus der Quelle des eignen Innern, sondern aus der einer renommirten Oper. Der Musikverleger, der das Eigenthumsrecht der Partitur der betreffenden Oper erworben hat, übergiebt dieselbe, noch vor der ersten Aufführung, dem Componisten zum Behuf der Extraction der am meisten in die Ohren fallenden Melodieen mit der Erklärung, daß er drei Walzer, vier Potpourris, sechs Rondo's und Rondino's und soundsoviel Themen mit Variationen gebrauche. Die ersten drei Kategorieen begeht der Musiker mit kaltem Blute und stoischem Gleichmuthe; bei dem Thema mit Variationen jedoch setzt er sich auf das hohe Pferd der Kunst, da er sich in vornehmer Gesellschaft weiß; die Geister Liszt's, Döbler's, Thalberg's, Kontski's umschweben ihn. Eine pomphafte Introduction, mag das Thema nun heroischen oder zärtlichen oder sonst eines Charakters sein, bereitet den Hörer auf große Dinge vor; nach einer starken Fermate erscheint die Melodie, abgeschrieben, wie sie in der Partitur oder dem Clavierauszuge steht; in irgend einer leichten Verkleidung tritt sie zum zweiten Male auf, zum dritten Male mit den unausbleiblichen Arpeggien über die ganze Claviatur, (vergl. Liszt und Thalberg), und zum vierten Male im lebhaftesten Fortissimo mit Octaven-Griffen. In allen vier Abweichungen ist auf die Füße nicht minder als auf die Hände des Spielers gerechnet, insofern auf Pedal und Verschiebung die Hauptnüancirungen des Gefühlsausdruckes beruhen.

Die Glücklichsten aber unter den Musikern, diejenigen, die das große Loos gezogen haben, sind unstreitig die glücklich — d. h. reich Verheiratheten. Ihre Zahl ist nicht gering, so daß man behaupten kann, daß die Musik, im Vergleich zu andern Künsten, diejenige ist, welche, sofern das letzte Ziel alles menschlichen Strebens doch immer Glück ist, unter den vielen Berufenen die zahlreichste Schaar von Auserwählten vorführen kann. Der Klavier- und Gesanglehrer müßte aber auch, einmal, weniger als gar keine Kenntnisse in der Geschichte der Musik aufzuweisen haben (siehe Orpheus), dann aber weniger als mangelhafte Begriffe von den Neigungen und Bedürfnissen des noch nicht lange der Mädchenschule oder dem Pensionate entwachsenen weiblichen Gemüthes haben, er müßte ganz außer aller Verbindung mit älteren Praktikern seines Faches stehen, wenn es ihm nicht schon bald nach Empfang des ersten Monatshonorars gelungen sein sollte, von den Claviertasten über sich selbst und die Schülerin wieder zu den Tasten hin einen musikalisch-elektro-magnetischen Strom herzustellen, der ihn in den Stand setzt, an den trocknen Fingerübungen und Solfeggien die enharmonische Verwechselung in reizende „amoroso's“, „teneramente's“ und „appassionato's“ zu vollziehen. Bleibt dann noch die Erweichung der verschiedenen plutokratischen Verhärtungen, die jedes neuerworbene Hunderttausend im Gemüthe des Vaters gebildet hat. Die schon erwähnten zahlreichen Fälle beweisen, daß die Berliner Banquiers, Commissions- und Commercienräthe und Rentiers keine Rabenväter sind. Es handelt sich schließlich nur noch darum, dem künftigen Schwiegersohne eine angemessene gesellschaftliche Stellung zu verschaffen. Diese letzte Schwierigkeit wird zur Zufriedenheit aller Betheiligten dadurch gelöst, daß der Vater ver-

mittels seiner gesellschaftlichen Connexionen dem jungen Manne den Titel eines königlichen Musikdirectors verschafft. Wer vermöchte hier die segensreiche Seite der monarchischen Staatsverfassung zu verkennen, die aus ihrem Gnadenschatze nöthigenfalls kleine Gaben spenden kann, wie Titularchargen und andre Auszeichnungen, die eigentlich nichts bedeuten und doch so viel Glück bereiten können! — Jetzt können wir, so heißt es nach der Hochzeit, ganz der Muse leben! Wirklich bemüht sich Anfangs der reiche Künstler, eine größere oder eine Anzahl kleinerer Compositionen, wie sie eine Matinée ausfüllen, zu bewerkstelligen. Unter Beihülfe eines guten Frühstücks oder Abendbrots hat er Kräfte für die Ausführung gewonnen, und die Matinée in dem eleganten Salon des Künstlers geht vor einer Zahl geladener Zuhörer vor sich. Die Zuhörer, in dankbarer Erinnerung an die in demselben Raume genossenen Diners, Soupers und Bälle, klascht Beifall, die ebenfalls geladene Kritik der Feuilletons der größeren Tagesblätter spricht sich kühl oder verwerfend aus. Nichts vergißt sich leichter als gute Vorsätze; eine zwingende Nothwendigkeit zum Schaffen ist nicht vorhanden, gutes Leben, ohne die Anstrengung, die dasselbe verschafft, erzeugt Bequemlichkeit, Bequemlichkeit setzt Fett an, und Wohlbeleibtheit und Künstler sind zwei Begriffe, die, — ich berufe mich auf das Gefühl des Lesers —, einander ausschließen. Freilich fällt es dem gebildeten Manne schwer, Nichts zu thun, aber der Tag eines reichen Mannes ist so kurz und außerdem in einer Residenz nicht nur leicht, sondern auch leicht angenehm auszufüllen, ohne daß eine Taste oder Saite berührt oder eine Note geschrieben zu werden brauchte. Der reiche Künstler beschränkt zuletzt seine Thätigkeit in der Musik auf die Sorge, gute Musik bei sich machen zu lassen.

---

* Aus Byrons „Childe Harold."

Von Otto Gildemeister.

Dritter Gesang, Str. 1—7.

Gleichst du der Mutter, Ada, holdes Kind,
Du einzige Tochter für mein Herz und Haus?
Dein blaues Auge lachte süß und lind,
Als ich zuletzt dich sah; — ich zog hinaus
Mit einer Hoffnung; — jetzt weckt mich der Braus
Der Wasser um mich her; und fort vom Land
Wehn mich die Wind'; ich ziehe wieder aus,
Wohin? ich weiß nicht: — doch die Zeit entschwand,
Wo ich mit Thränen sah versinken Albions Strand.

Noch einmal auf den Wassern! drunten bäumt
Die Woge wie ein mutig Roß empor,
Das seinen Reiter kennt! Wie wild sie schäumt!
Rasch weiter trage mich der Wellen Chor;
Ob auch der ächzende Mast bebt wie ein Rohr
Und flatternd in den Sturm die Segel streut,
Fort muß ich! wie ein Halm, vom Felsenthor
Geschleudert in das Weltmeer, segl' ich heut,
Wohin die Flut mich spült und der Orkan gebeut.

Im Lenz der Jugend sang ich einen Mann,
Der finstren Schwermut heimatloses Kind;
Nun führ' ich fort das Lied das ich begann
Und trag' es mit mir, wie des Himmels Wind
Die Wolke trägt. Durch jene Mähre rinnt
Des Grübelns Furch' und alter Thränen Spur,
Die längst im Lebenssand vertrocknet sind,
Dem dürren Sande den die Jahre nur
Trostlos durchpflügen, — fern von jeder blum'gen Flur.

Seit meiner Jugendtage Wonn' und Pein
Verlor wohl Harf' und Herz manch goldnen Strang
Und tönt nun grell; — er mag vergeblich sein,
Der Wunsch zu singen wie ich früher sang,
Doch klamm' ich mich an diesen alten Hang,
Wenn er mich nur vom müden Traum entwöhnt
Selbstischer Freud' und Grams, und lullt den Drang
Der Reu' in Schlummer; — ob die Welt es höhnt,
Vielleicht daß für mich selbst dies Lied nicht unsanft tönt.

Wer alt in dieser Welt des Jammers wird,
Alt an Erkenntniß, wenn nicht alt an Zeit,
So daß Verwunderung ihn nie mehr irrt,
Noch jemals Liebe, Ruhm, Ehrsucht und Streit
Das scharfe Messer: nagend stummes Leid,
Ins Herz ihm bohrt, — der weiß warum der Geist
Sich flüchtet in der Grotten Einsamkeit,
Wo ihn der Schwarm der alten Träum' umkreist,
Den aus der Geisterschlucht der Seel' er steigen heißt.

Um im Genuß des Schaffens höhres Leben
Zu fühlen, kleiden unsre Träume wir
In Form und Bild, gewinnend was wir geben,
Ein Dasein das wir dichten. So ist's mir.
Was bin ich? — Nichts. — Ein Andres ist's mit dir,
Meines Gedankens Seele! du bist mein
Von Land zu Land, unsichtbar, aber hier,
Und ich, verwebt mit deinem Geist und Sein,
Fühllos und todt für mich, ich fühle mich als dein.

Genug des düstren Traums! zu schwarz und lang
Hab' ich geträumt, bis, wie des Kraters Spalte,
Mein Hirn im eignen Sturm- und Wirbeldrang
Ein Pfuhl von Phantasien und Flammen wallte.
Weil ich mein Herz nie zähmt' in sichrem Halte,
Ward Gift mein Lebensquell. — Es ist zu spät!
Ich bin ein andrer, nur so weit der Alte,
Der stumm erträgt, wo Trost nicht mehr gerät,
Die bittre Frucht verschluckt und nicht das Schicksal schmäht.

* * *

Dritter Gesang, Str. 46—50.

Hinweg mit diesen! — ächte Weisheit liebt
Die selbstgeschaffne Welt und dich allein,
Mutter Natur! — dein Füllhorn Alles giebt
An deinem stolzen, königlichen Rhein!
Hier schaut Harold in göttlichem Verein
All deine Reize: Strom und Felsenmauer,
Frucht, Laub und Weinberg, Korngefild und Hain,
Herrnloser Burgen ernsten Gruß von grauer
Und doch umlaubter Zinn', dem grünen Sitz der Trauer.

Da steh'n sie, wie ein Held im Unglück steht,
Morsch aber aufrecht über niedrem Troß,
Ihr öder Thurm vom Abendwind umweht,
Der Wetterwolke finsterer Genoß.
Einst prangte stolz und jung das alte Schloß,
Hoch wallten Banner, unten scholl die Schlacht;
Doch ob den Streitern längst die Gruft sich schloß,
In Moder längst zerfiel der Fahnen Pracht,
Und an das alte Thor nie mehr der Sturmbock kracht.

In diesen Thoren, diesen Mauern wohnte
Die Macht in ihrer Leidenschaften Schooß;
Auf jedem festen Thurm ein Räuber thronte
Und fröhnte seinem Ehrgeiz skrupellos,
Wie manch berühmtrer Held. Unbillig Loos
Das diese kühnen Stegreifhelden traf!
Weshalb nennt sie der feile Ruhm nicht groß?
Ihr Feld war klein, ihr Grab ohn' Epitaph,
Doch war ihr Hoffen warm und ihre Klinge brav.

Wie manche Fehd' und blutiges Turnier
Wies Thaten auf, die kein Gesang geweiht!
Und Liebe, die den Schild mit sinn'ger Zier
Ausschmückte, Zeichen stolzer Zärtlichkeit,
Glitt durch der Eisenherzen Panzerkleid.
Doch selbst ihr zärtlich Feuer war noch Wut;
Mit ihm verbündet folgten Weh und Streit,
Und manche Burg, erstürmt in süßer Glut,
Sah unter ihrem Schutt den Rhein verfärbt von Blut.

Du aber, jauchzender, glücksel'ger Fluß!
Ein Strom des Segens für dein schönes Land,
Wie unvergänglich wäre dein Genuß,
Ließe der Mensch dein Reich nur wie er's fand,
Und mähte nicht die Gaben deiner Hand
Mit scharfer Sichel seiner Gier und List!
Dann wär' Elysium dein holder Strand;
Und sprich, was fehlt ihm, so auch wie er ist,
Um es für mich zu sein? — Daß du nicht Lethe bist!

Dein Bett hat tausendmal der Krieg umstürmt:
Vergessen sind die Krieg' und ihre Qual.
Die Schlacht hat ihre Leichen hier gethürmt:
Wo sind sie jetzt? wo ist ihr Grab im Thal?
Dein Wasser tilgt des Tages blutig Mal,
Und fleckenlos lacht der krystallne Raum,
Mit tanzendem Licht durchblitzt vom Sonnenstrahl.
Doch nagender Erinnrung schwarzen Traum
Spült auch der Rhein nicht fort mit allem Wogenschaum.

So sprach der Pilger still, — und zog entlang,
Doch fühllos nicht, als rings im Morgenthau
Aufjubelte der lust'ge Vogelsang;
Selbst dem Exil ist lieblich dieser Gau!
Zwar manche Furche lag auf seiner Brau
Und jener stille Ernst, der wildre Qual
Verdrängt hat, — doch bei solcher Scenen Schau
War Freud' ihm nicht ganz fern, und öfter stahl
Sich über seine Stirn ihr matter flücht'ger Strahl.

Auch Liebe mied ihn ganz nicht, — wenn auch sonst
Sein Tag der Leidenschaft zu Staub verglühte.
Wer angelächelt wird, müht sich umsonst
Kalt auszusehn: begütigt hüpft der Güte
Das Herz entgegen, wenn auch dem Gemüte
Die Welt zur Last ward. Das ward ihm bewußt:
Denn sanfte Treu' und süß Vertrauen blühte
Für ihn in einer liebevollen Brust,
An welcher nun sein Herz hinschmelz in stiller Lust.

Auch liebt' er jetzt — weßwegen weiß ich nicht,
Und seltsam schien's bei seiner Eigenheit, —
Der blüh'nden Kindheit hülflos Angesicht,
Selbst in des Säuglings Knospe. Was so weit
Verändern konnt' ein mit der Welt entzweit
Und trotzig Herz, — wem läge wohl daran?
Genug, so war's: obwohl in Einsamkeit
Das Herz nur wenig Blüthen treiben kann,
Als alle Glut erlosch, dies Glühn in ihm begann.

Und eine sanfte Brust, wie ich erzählt,
War ihm verbunden durch ein stärker Band
Als es die Kirche schürzt; — zwar unvermählt,
Doch rein war diese Liebe, — sie bestand
Die Prüfung tiefsten Hasses Hand in Hand,
Gestählt in tödtlichster Gefahr, die mehr
Als Alles Frauenherzen übermannt.
Ihr Herz blieb fest, und wohl war seines schwer,
Als diesen Gruß es ihr heimsandte übers Meer:

Der Thurm vom Drachenfelsen grollt
Ueber den weit gewundnen Rhein;
Die breite Brust der Wasser rollt
Dahin durch rebengrün Gestein;
Rings auf den Hügeln Blüt' und Frucht,
Rings auf den Fluren Korn und Wein,
Gekrönt von Städten jede Bucht,
Sie blitzen weiß im Sonnenschein, —
Ein zaub'risch Bild, — doch böt' es mir
Zwiefaches Glück, säh' ichs mit dir.

Und manche blonde Bäuerin,
Mit Frühlingsblumen in der Hand,
Geht lächelnd durch dies Eden hin;
Hoch oben blickt vom Felsenrand
Durch Laub das graue Räubernest,
Und mancher Klippe schroffe Wand,
Manch kühnen Bogens stolzer Rest
Schaut weit hinaus ins Rebenland.
Nur Eines fehlt dem schönen Rhein,
Dein Händedruck: ich bin allein.

Dir send' ich Lilien, mir gepflückt;
Ich weiß es, sie verwelken längst
Eh' du sie in die Hand gedrückt,
Doch nimm sie wie du sie empfängst.
Ich hegt' und pflegte sie so sehr,
Weil sie vielleicht dein Auge sehn
Und tragen dich im Geist hieher,
Wenn sie verschmachtend vor dir stehn,
Und dann du denkst: Vom Thal des Rheins
Schickt sie sein Herz als Gruß an meins.

Der stolze Strom erbraust und fließt,
Er all des Zaubers Zaubergrund,
Und jede neue Bucht erschließt
Mir neue Reize, reich und bunt.
Der Wunsch genügt dem kühnsten Mund,
Beseligt stets zu weilen hier;
Kein Raum wär' auf dem Erdenrund
So theuer der Natur und mir,
Wenn nur dein theures Aug für meins
Verschönte noch das Thal des Rheins.

Bei Coblenz, über eines Hügels Laub
Ragt schlicht und niedrig eine Pyramide;
Darunter liegt bestattet Heldenstaub,
Staub unsres Feindes, — aber Ehr' und Friede
Sei, Marceau, dir geweiht mit Herz und Liede!
Schwer tropften auf dein frühes Grab und viel
Der Thränen von soldatisch rauhem Lide,
Beweinend und beneidend dessen Ziel,
Der für sein Vaterland, für Frankreichs Rechte fiel.

Hier Ehrenbreitstein mit zerschossner Mauer,
Von Minen schwarz, ein Schatten jener Macht,
An welche Bomben einst und Kugelschauer,
Ohnmächtig widerprallend, oft gekracht;
Ein Thurm des Siegs, der oft von hoher Wacht
Die fliehnden Feinde sah durchs Feld ergossen.
Der Friede stürzte was verschont die Schlacht;
Dem Regen steht das stolze Dach erschlossen,
Das Jahre lang getrotzt den eisernen Geschossen.

Lebwohl, du schöner Rhein, — nur ungern flieht
Der Wandrer deinen holden Thalesgrund:
Mit gleicher Lust durch deine Fluren zieht
Einsamer Traum und zarter Seelenbund;
Und könnte je der Selbstqual Geierschlund
Ausruhn vom Fraß, — hier könnt' er es fürwahr,
Wo die Natur, zu ernst nicht noch zu bunt,
Wild doch nicht rauh, groß aber mild und klar,
Das für die Erd' ist was der goldne Herbst dem Jahr.

Lebwohl, lebwohl! — doch ach, es ist umsonst:
Abschied von dir wird ewig eitel sein,
Der du das Herz mit deiner Pracht durchsonnst!
Und wenn das Auge zögernd doch auf dein
Geliebtes Bild verzichtet, holder Rhein,
So ist's der Scheideblick der Dankbarkeit.
Mag's größre Scenen geben, stolzren Schein,
Du trägst, auf eine Wunderschnur gereiht,
Schönheit und Mild' und Glanz und Glorien alter Zeit,

Nachläss'ge Hoheit, knospenden Erschluß
Zukünft'ger Reife, Städte blank und rein,
Die düstre Schlucht, den wogenstolzen Fluß,
Den grünen Wald, die gothischen Abtein,
Die Felsenhöhn, gezackt wie Burgbastein
Mit nachgeäffter Kunst, — und eine Welt
Von Menschen, glücklich wie du selbst, o Rhein!
Deß Reichthum Alle labt, um den das Feld
Von Segen schwillt, ob auch unweit ein Weltreich fällt.

---

* Sardinische Sprichwörter.

Mitgetheilt von Nicolaus Delius.

Zerstoße das Wasser im Mörser, so ist es und bleibt es doch Wasser. (Abba in su pistone pista, abba est et s'istat).

Sage nie, von diesem Wasser werde ich nicht trinken. (Non nerzes mai de cuss' abba non hap' a bier).

Der Esel wird den Frühling erst gewahr, wenn er vorüber ist. (S'ainu s'abbizat de su beranu da qui qu'est passadu).

Eine Rechnung macht der Esel, eine andere der Eseltreiber. (Unu contu faghet s'ainu, s'ateru s'ainarzu).

Fremde Angelegenheiten machen den Esel alt. (Sos factos anzenos imbezzant s'ainu).

Es ist gut, Freunde selbst im Hause des Teufels zu haben. (De amigos est bonu a nd'haer finzas in domo de su diaulu).

Die Liebe und der Husten lassen sich nicht verbergen. (Amore e tussiu non si podent cuare).

Die Orange ist Morgens Gold, Mittags Arzenei, Abends Gift. (S'aranzu su manzanu est oro, su mesu die meighina, su nocte est velenu).

Welche Schuld hat die Katze daran, wenn die Hausfrau toll ist! (Ite culpa nd'hat s'attu quando sa padrona est macca)!

Du bist gegangen als Knoblauch und bist heimgekehrt als Zwiebel. (Andadu ses azu, torradu ses chibudda).

Gott schließt das Fenster und öffnet die Thür. (Deus tancat unu balcone et abberit una janna).

Wehe dem Hause, in dem es keinen weißen Bart giebt! (Corza sa domo qui non bi hat barba bianca).

Der Wundarzt muß jung sein und der Arzt alt. (Barberi jovanu et meigu bezzu).

Wenn man den Stock ankleidet, sieht er aus wie ein Baron. (Bestidu su bastone, paret unu barone).

Wenn die Zeit vergessen ist, verheirathen sich die Wittwen. (A tempus ismentigadu si cojuant sas battias).

Wenn du eifersüchtig bist, so stirbst du als Hahnrei. (Belosu ses, corrudu moris).

Ein voller Bauch jubelt, aber nicht ein weißes Hemd. (Bentre piena cantat, et non camija bianca).

Gott bewahre dich vor einem bösen Nachbarn und vor einem ersten Violinspieler. (Deus ti bardet de malu bighinu, et de primu sonadore de violinu).

Wer Wein trinkt, darf nicht von einem Trunkenbold sprechen. (Quie biet binu, non devet narrer imbreagu).

Ein Weinberg, den man nicht verschließen kann, ist wenig werth. (Binza senza jaga, est de substantia paga).

Ein neuer Weinberg kommt dem Alter zu Gut. (Sa binza noa servit ad sa bezzesa).

Wehe dem Hause, in das nicht die Arbeit eines gezähmten Stiers kommt! (Iscura sa domo ue non bi intrat trabagliu de boe domadu).

Er kann nichts lesen als sein Brevier. (Non ischit legger se non in su breviariu sou).

In einen geschlossenen Mund kommt keine Fliege. (In bucca serrada mai b'intrat musca).

Der Spaß ist gut, wenn Alle darüber lachen. (Sa buglia est bona quando totus rient).

Dem Pferde den Sporn, der Frau den Stock. (A su caddu s'isprone, ad sa femina su bastone).

Wer auf fremdem Pferde reitet, kommt zu Fuße heim. (Qui caddigat in caddu anzenu, a pe torrat).

Wer nicht das Pferd schlagen kann, der schlägt den Sattel. (Qui non podet iscuder ad su caddu, iscudet ad sa sedda).

Einem guten Hunde fehlt es nicht an einem Herrn, und wer Brot hat, dem fehlt es auch nicht an einem Hunde. (A cane bonu non faltat padronu, et a qui hat pane non li faltat cane).

Ein Hund, der sich an eine Ziege gewöhnt hat, läßt bis zu seinem Tode nicht davon. (Cane imbizzadu a craba finza ad sa morte nd'hat.

In einer großen Kirche crepirt der Priester nicht. (In chija manna non crebat su preidoru).

Speie nicht den Himmel an, denn es fällt dir wieder in den Mund. (Non ruspies ad su chelu qua ti que ruet in bucca).

Schwarzes Brot macht blonde Haare. (Su chivarzu faghet sos pilos brundos).

Wer Suppe macht, macht auch den Löffel dazu. (Qui faghet trudda, faghet cogarzu).

Die kleine Küche macht das Haus groß. (Sa cughina minore faghet sa domo manna).

Besser Kopf im eignen Hause sein, als Schwanz im fremden. (Mezus conca in domo sua qui uon coa in domo anzena).

Auf thörichtem Kopfe bleibt die Mütze nicht lange sitzen. (In conca macca pagu durat berritta).

Im Hause eines Gutherzigen findet sich kein Gold. (In domo de bonu coro non si bi incontrat oro).

Der Rabe kann nicht schwärzer sein, als er ist. (Su corvu non podet esser nieddu plus de su qui est).

Auf den Wunsch des Raben stirbt kein Esel. (A boza de corvu non morit ainu).

Wer für morgen spart, der spart für die Hunde. (Qui arribbat a cras, arribbat ad sos canes).

Wollen, daß der Weinschlauch voll bleibe und doch die Frau betrunken sei. (Querrer sa cuba piena, et i sa muzere imbreaga).

Erst kommen die Zähne, dann die Verwandten. (Innantis sunt sas dentes, pustis sunt sos parentes).

Wenn Gott nicht will, vermögen die Heiligen wenig. (Quando Deus non bolet, sos Sanctos pagu podent).

Der Teufel ist nicht so schwarz, wie man ihn malt. (Su dimoniu non est gasi nieddu comente lu pintant).

Wenn Einer zwei Häuser hat, so regnet es in das eine hinein. (Qui tenet duas domos ind'una bi pioet).

Wer baut, der merkt es zuletzt. (Quie fabricat, l'ischit ad s'ultimu).

Wer das Mehl **kauft**, ist auf einem Auge blind, und wer das Brot **kauft**, auf beiden Augen. (Qui comporat sa farina, est cegu ad un oju, et qui comporat su pane, ad ambos ojos).

Wo die Frau nicht eindringt, dringt auch der Teufel nicht ein. (Iue non penetrat sa femina, manco su diaulu).

Er will von **einer** Tochter hundert Schwiegersöhne. (De una fiza nde queret chentu benneros).

Wer einen Schwanz von Stroh hat, der komme dem Feuer nicht zu nahe. (Qui hat coa de paza non s'accurziet a fogu).

Vom Frost im Frühling zittert der Esel. (Frittu de eranu, s'ainu nde tremet).

Er legt neben der Quelle den Brunnen an. (Affacca ad sa funtana faghet su putu).

Wenn die Freude im Zimmer ist, so ist das Leid schon auf der Treppe. (Quando su gustu est in sala, su disgustu est in s' iscala).

Ein Rausch dauert neun Tage. (S'imbreagadura noe dies durat).

Wer in einem Jahr reich werden will, der stirbt in vier Monaten. (Qui queret irrichire ind'unu annu, morit in bator meses).

Für Schillers Geburtshaus.

In Folge des in der Nr. 13 des Sonntagsblattes abgedruckten Aufrufs für das Schillerhaus in Marbach sind der Redaction einige Gaben zugegangen, und zwar:

N. N. 20 ⅌. J. G. 2 ⅌ 36 Gr. J. S. 10 ⅌. F. H. 2 ⅌ 36 Gr. A. B. 1 ⅌.

Die Unterzeichneten sind gern bereit, etwaige weitere Beiträge entgegenzunehmen.

Bremen, 31. März 1858.

Herm. Schaffert.
Dr. F. Pletzer.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke. Von Hartwig Floto. — Die Pfalz und die Pfälzer. Von A. Becker. — Columbus. Trauerspiel von K. Werder. — Die Geographie der Nachbarländer Aegyptens, nach den altägyptischen Denkmälern zusammengestellt von H. Brugsch.

— * In Kurzem erscheinen „Briefe über deutsche Auswanderung“ von dem nach Deutschland zurückgekehrten Julius Fröbel.

— * Die literarischen Kreise in Paris beschäftigen sich mit einer neuen schweren Geldverlegenheit des Herrn von Lamartine, der sich wieder einmal in arger Bedrängniß befindet. Da er selbst keine Mittel sich zu helfen mehr finden kann, so haben viele seiner Verehrer und Freunde einen Ausschuß für die Bezahlung seiner Schulden gebildet und bei der Regierung um die Erlaubniß gebeten, eine „theilnehmende Subscription“ zu Gunsten des berühmten Dichters zu veranstalten. Diese Erlaubniß ist ertheilt worden, der Kaiser will die Liste mit seinem Namen eröffnen und hat sich bei der Gelegenheit dahin geäußert, es sei für Frankreich Ehrensache, diese Lage sich nicht durch Verlängerung noch verschlimmern zu lassen. Niemand unter uns dürfte gleichgültig bleiben, erwiderte die Regierung dem Ausschuß, wenn es sich darum handelt, einer der größten literarischen Berühmtheiten unserer Zeit Beistand zu leisten, und der Kaiser weiß besser, als sonst Jemand, alle Verdienste Ihres ruhmreichen Mitbürgers zu würdigen. Der Fürst, welcher seit zehn Jahren gegen die Excesse der Demagogie kämpft, vergißt nicht und wird niemals vergessen die von Herrn von Lamartine der heiligen Sache der Ordnung im Jahre 1848 geleisteten Dienste, so wie, daß durch seine hochherzige Energie Frankreich so vieles Elend und so viele Schmach erspart wurde.

— * Der am 16. März in Breslau in kümmerlichen Verhältnissen und nach längerem Krankenlager verschiedene Naturforscher Gottfried Nees van Esenbeck war geboren am 14. Februar 1776 auf dem Reichenberge bei Erbach, studirte 1796—1799 zu Jena, widmete sich 1802—1817 nach kurzer ärztlicher Praxis auf seinem Landgütchen Sickershausen bei Kitzingen ausschließlich der Beschäftigung mit Ornithologie, Entomologie und Botanik, wurde 1817 zum Professor der Botanik nach Erlangen berufen und in demselben Jahre zum Präsidenten der k. k. Leopoldinischen Karolinischen Akademie der Naturforscher gewählt. Bereits 1818 erhielt Nees van Esenbeck einen Ruf an die Universität Bonn und wurde 1830 in gleicher Eigenschaft nach Breslau versetzt. In Folge seiner Theilnahme an den kirchlichen und politischen Bewegungen der vierziger Jahre zu wiederholten Untersuchungen gezogen, ward er auf Antrag des Kultus-Ministeriums im Jahre 1852 aus dem Staatsdienste ohne Pension entlassen. Er gerieth nun in so drückende Verhältnisse, daß er genöthigt war, nicht allein seine Bibliothek und sein Herbarium für eine äußerst geringe Summe zu verkaufen, sondern auch die Unterstützungen seiner zahlreichen wissenschaftlichen Freunde, Gesinnungsgenossen und ehemaligen Schüler zur Bestreitung seines höchst einfachen Lebensunterhaltes anzunehmen.

— * Der Neubau des Berliner Doms soll nun wirklich in Angriff genommen werden, die Pläne sind genehmigt worden, die nöthigen Gelder sind da. Noch keine bestimmte Entscheidung scheint darüber getroffen zu sein, ob gleichzeitig mit dem Angriff der Arbeiten für den Dombau auch der Fortbau der Königsgräber neben dem Dome in die Hand genommen werden wird, zumal beide Bauwerke in so inniger Beziehung mit einander stehen. Bekanntlich ist der Bau der Königsgräber (Campo santo) schon bedeutend gefördert, so daß, falls der Fortbau sich verwirklichen sollte, die künstlerischen Arbeiten, die Ausführung der bekannten Cornelius'schen Cartone für die Frescomalereien in den Königsgräbern betreffend, auch bald in Angriff genommen werden könnten. Von dem in letzterer Hinsicht gefaßten Beschlusse wird es wohl abhangen, ob der gegenwärtig in Rom weilende Meister Peter von Cornelius zur Leitung dieser künstlerischen Arbeiten nach Berlin zurückkehren werde. Derselbe ist mit der Ausführung eines neuen Cartons für die besagten Frescomalereien jetzt sehr eifrig in Rom beschäftigt.

— * Das diesjährige niederrheinische Musikfest soll um Pfingsten zu Köln im neuen prachtvollen Gürzenichsaale mit großem Glanze begangen werden. Da das vorigjährige Musikfest zu Aachen unter der Leitung von Liszt mißglückte, so werden die Kölner sich in diesem Jahre ganz besonders angreifen und sind schon mit den Vorbereitungen für das von Hiller zu dirigirende Fest beschäftigt. Das Programm für die beiden Feiertage ist festgestellt worden. Es verspricht die Aufführung von Werken deutscher Meister aus alter und neuer Zeit, ohne daß irgend eine Schul- oder Partei-Tendenz auch nur im Entferntesten auf die Wahl eingewirkt hätte. Dagegen waltete bei der Bestimmung der Werke für den zweiten Tag der historische Gesichtspunkt neben dem ästhetischen vor, indem die Namen Bach, Gluck, Beethoven, Mendelssohn eben so viele Perioden der Entwicklung der Musik vertreten. Am ersten Tage, Pfingstsonntag, den 23 Mai, wird das Oratorium Saul, Text von Moritz Hartmann, Musik von Ferdinand Hiller, aufgeführt werden, ein Werk, das in der Aufnahme, welche es bei der großen Menge der Musikfreunde bei seiner ersten Aufführung in Köln gefunden, die Bürgschaft eines allgemeinen Erfolgs gegeben hat und bei Kistner in Leipzig erscheinen wird. Es wird dies das siebente große Oratorium sein, das auf dem niederrheinischen Musikfeste als neu und aus der handschriftlichen Partitur des Componisten aufgeführt wird. Die sechs früheren waren: „Die Sündfluth“ von Friedrich Schneider (Köln 1824), „Die letzten Dinge“ von L. Spohr (Düsseldorf 1826), „Jephta“ (Köln 1828) und „David“ (Köln 1841) von Bernhard Klein, „Der Sieg des Glaubens“ (Aachen 1829) und „Die Könige in Israel“ (Aachen 1837) von Ferdinand Ries, „Paulus“ von F. Mendelssohn-Bartholdy (Düsseldorf 1836). Der zweite Festtag, Pfingst-Montag, den 24. Mai, wird folgende Werke zur Aufführung bringen. Zunächst das Credo aus der hohen Messe (H moll) von Joh. Sebastian Bach. Hierauf eine Zusammenstellung der Haupt-Scenen aus dem zweiten und dritten Akte der Oper Armida von Gluck und zum Schlusse der ersten Abtheilung des Concertes die Sinfonia eroica von L. van Beethoven. Die zweite Abtheilung wird die Aufführung der „ersten Walpurgisnacht“ von Goethe und F. Mendelssohn-Bartholdy einnehmen.

— * Kürzlich brachte Franz Liszt seine für Gran in Ungarn componirte Festmesse in Wien zur Aufführung, fand aber eine sehr kühle Aufnahme. Ein Häuflein von Enthusiasten brachte es nothdürftig zum Hervorruf des Componisten. Das Werk entzieht sich allen Bedingungen einer musikalischen Composition des Aufbaus und der Folge der Accorde, bringt gar keine musikalische Wirkung, sondern bloß einen physischen Schalleffect hervor. Keine Erfindung, kein fließender Gesang, fort und fort springende Dissonanzen, ein Jagen von Tonart zu Tonart wie auf wildem Rosse, über Stock und Stein, über Gräben und Hügel, — ein wahrer Mazepparitt. — Hin und wieder hat sich allerdings auch eine vereinzelte Stimme für die Messe in Wien erhoben.

— * Herr Bogumil Dawison hat den Urlaub, welchen ihm die Dresdener Bühne bewilligt, in diesem Jahre zunächst für ein längeres Gastspiel am Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin benutzt. Er spielte dort an mehr als 20 Abenden, und zwar als Harpagon in Moliere's „Geizigem“, als Peter der Große in Wolfsohns „Zar und Bürger“, Fürst Michel in desselben Verfassers Schauspiel „Nur eine Seele“, Perin in „Donna Diana“ u. s. w. Am 7. April eröffnet Herr Dawison ein Gastspiel auf der Bremer Bühne, die er im März des vorigen Jahres zum ersten Male betrat. Der Künstler beginnt mit dem Othello und läßt den Fürsten Michel, den Hans Jürge, den Shylock und Harpagon zunächst folgen.

— * Der jüngste Cyclus der Bremer Privatconcerte ist am 23. März mit dem elften Concerte zu Ende gegangen. Das Orchester führte an diesem Abend die Pastoralsymphonie von Beethoven, die Ouverture zum Sommernachtstraum von Mendelssohn und die Jubel-Ouverture von Weber aus. Fräulein Jenny Meyer aus Berlin sang Arien aus der „Semele“ von Händel und dem „Titus“ von Mozart; sie ließ alle ihre Vorgängerinnen an dieser Stelle weit hinter sich und machte durch ihre Mittel und durch die Kunst und Wärme des Vortrags einen tiefen Eindruck. Ein junger Clavierspieler aus München, Herr Karl Bärmann, brachte das Weber'sche Concertstück und eine ungarische Rhapsodie von Liszt, seinem Lehrer, zu Gehör. Diese letzte Composition hatte nur einen getheilten Erfolg; sie gehört zu der Gattung, von welcher die Recensenten, wenn sie grade nichts Anderes zu sagen wissen, anzuerkennen pflegen, daß sie „jedenfalls interessant“ sei. — Ueberblicken wir die Leistungen des verflossenen Concertwinters, so ergiebt sich folgendes Resultat: Es wurden 11 Symphonieen ausgeführt, und zwar je 1 von Haydn (Es dur), Mozart (C dur mit der Schlußfuge), Spohr (Weihe der Töne), Mendelssohn (A dur), Schumann (D moll), Gade (C moll) und 5 von Beethoven (C dur, D dur, Es dur [eroica], F dur [pastorale], F dur [Nr. 8]). Da außerdem das Orchester in seinem eignen Concerte die in A dur, der Künstlerverein die in C moll zur Aufführung brachten, so fehlten von Beethovens Symphonieen nur die vierte in B dur und und die neunte in D moll. — Folgende 21 Ouverturen schlossen sich den Symphonieen an: 6 von Beethoven (Egmont, König Stephan, Coriolan, Fidelio, Leonore [Nr. 3], und Fest-Ouverture [Op. 124]), vier von Weber (Freischütz, Euryanthe, Oberon, Jubel-Ouverture), 3 von Mendelssohn (Sommernachtstraum, Ruy Blas, Hebriden), 2 von Cherubini (Lodoiska und Elise), je 1 von Mozart (Entführung), Méhul (Josef), Schumann (Genoveva), Rossini (Tell), Berlioz (Lear) und Gade (Im Hochland). — Das Pianoforte vertraten die Herren Brassin, Pauer, Dreyschock, Jaell und Bärmann, die Violine die Herren Joachim, Kömpel, Singer, Wieniawski und Fräulein Bordi, das Violoncell Herr Montigny, den Contrabaß Herr Bottesini. — Gesangsvorträge gaben die Damen von Milde, Fiorentini, Krüger, Förster, Deutz, Gebler, Prouse, Meyer, die Herren Reer und Ellers.

—* Franz Kugler. Berliner Zeitungen bringen Nekeologe des kürzlich verstorbenen Kunsthistorikers und Dichters Franz Kugler, dessen Namen auch unter der Studentenwelt durch das Lied „An der Saale hellem Strande“ fortleben wird. Franz Kugler war am 19. Januar 1808 zu Stettin geboren, wo sein Vater als Kaufmann, Stadtrath und dänischer Consul in Ansehen stand. Er absolvirte das Gymnasium seiner Vaterstadt und bezog im Jahre 1826, mit der Absicht, sich dem Studium der Philologie zu widmen, die Universität Berlin. Hier regte ihn besonders Professor v. d. Hagen zum Studium der deutschen Literatur des Mittelalters an. Den Sommer 1827 brachte er in Heidelberg zu, wo er durch Mone der Beschäftigung mit mittelalterlicher Kunst, hauptsächlich der Architektur, zugeführt wurde. Kein anderes Studium hatte ihm vorher eine so große Befriedigung gewährt. Als er nach Berlin zurückkehrte, war der Entschluß in ihm gereift, das Studium der Kunstgeschichte sich zur Lebensaufgabe zu machen. — Die Vielseitigkeit seines Talents gestattete ihm daneben eine mannichfaltige Beschäftigung auf verschiedenen Kunstgebieten; Forschung und Produktion ging den größten Theil seines Lebens bei ihm Hand in Hand, und der Ernst des wissenschaftlichen Strebens blieb verschwistert mit der Liebe zur Poesie und Musik, wobei ihm das Glück anregender Jugendfreundschaft reichlich zu Theil wurde. Im Jahre 1830 trat er mit seinem „Skizzenbuch“ als Dichter, Componist und Zeichner in die Oeffentlichkeit, gab aber in demselben Jahre auch seine „Denkmäler der bildenden Kunst des Mittelalters in den Preußischen Staaten“ heraus. 1831 wurde er Doctor der Philosophie; zwei Jahre später begann er die Herausgabe des „Museum“, einer Zeitschrift für bildende Kunst; ebenso der architektonischen Denkmäler der Altmark Brandenburg. Gleichzeitig habilitirte er sich als Privatdocent an der Berliner Universität für das Fach der Kunstgeschichte, wobei er den Plan hatte, das Gebiet derselben allmählich nach allen Seiten zu umfassen. Er las zuerst über allgemeine Geschichte der Baukunst; die Vorlesungen wurden mit Beifall gehört und besonders von Künstlern besucht, wovon die Folge war, daß er noch in demselben Jahre auf den Antrag des Directors Schadow und zugleich auf Schinkel's Empfehlung als Lehrer bei der Akademie der Künste und als Assistent bei der Bibliothek und Kupferstichsammlung derselben angestellt wurde. Die Universitätslaufbahn verfolgte er nicht weiter. Ebenfalls im Jahre 1833 wurde Kugler ein Schwiegersohn des Criminal-Directors Hitzig, dessen Name an den reichen literarischen Verkehr erinnert, der damals in Berlin lebendig war. — Zur schließlichen Bearbeitung seiner Materialiensammlung über die Geschichte der Kunst bedurfte er aber noch derjenigen Belebung, welche allein in der Fülle eigener Anschauung bedeutender Kunstwerke enthalten ist. Die erste der zu diesem Zweck von ihm unternommenen größeren Reisen war nach dem Lande der Kunst, nach Italien, im Jahre 1836. Nach seiner Rückkehr gab er im folgenden Jahre sein Handbuch der Geschichte der Malerei in zwei Bänden heraus, ein Werk, welches auch durch seine sehr ansprechende Darstellung viel dazu beigetragen hat, in Deutschland die historische Kenntniß dieses Kunstzweiges zu verbreiten und das Urtheil darüber zu berichtigen. — Seine vaterländische Provinz Pommern durchreiste er im Jahre 1839; ein Jahr später erschien seine Pommersche Kunstgeschichte. Der allgemeinen vaterländischen Geschichte hatte er dabei nicht aufgehört seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Zunächst war es der Zusammenhang mit den historischen Verhältnissen der Kunstwerke, was ihm oft zu weitergehenden Detailforschungen Anlaß gab; hinzu kam aber auch die Freude an der Bethätigung des Talents populärer Erzählungsform. Schon 1837 hatte er die Geschichte vom letzten Wendenfürsten, aus der Zeit der Gründung Berlins, herausgegeben; 1840 erschien seine Geschichte Friedrichs des Großen, mit den Illustrationen seines Freundes A. Menzel, und 1844 seine neuere Geschichte des Preußischen Staates, als Fortsetzung des Werkes von E. Heinel. — Im Jahre 1841 besuchte er die Rheinprovinz und erstattete über den Befund der dortigen Kunstwerke einen ausführlichen Bericht an das Kultusministerium. — Nachdem er schon früher zum Professor ernannt war, stellte ihn Minister Eichhorn 1843 im Kultusministerium für die Bearbeitung des artistischen Faches an, 1848 ward er vortragender Rath, später geheimer Oberregierungsrath. Diese Stellung löste sein Verhältniß zur Akademie und verhinderte ihn an größeren Reisen. Zuletzt hatte er noch 1845 auf einer Reise durch Belgien und Frankreich den vollsten Eindruck der gegenwärtigen Kunstbestrebungen bei unsern westlichen Nachbarn empfangen. Allerdings brachte er auch später fast jährlich mehrere Wochen entfernt von Berlin zu, aber größtentheils um seiner Gesundheit willen; ein fortwährender Blutandrang nach dem Kopfe steigerte sich oft zu einem schweren Leiden, dem auch der Gebrauch verschiedener auswärtiger Bäder und Fußreisen immer nur auf kurze Zeit abzuhelfen vermochten. — Er fing nun an, in seinen Mußestunden die Ergebnisse seiner bisherigen literarischen Thätigkeit zu revidiren. Dies Geschäft des Sammelns und Sichtens gewährte ihm um so mehr Freude, als ihm dabei unter den Händen vieles Neue erwuchs. Von seinen belletristischen Schriften erschienen nach und nach acht Bände, von den kleinen Schriften und Studien zur Kunstgeschichte drei Bände. Von seiner Kunstgeschichte war eine dritte Auflage nöthig geworden (die zweite hatte er durch seinen Freund und Schüler Dr. Jacob Burckhardt in Basel besorgen lassen); seine Ansichten über Vieles darin hatten sich inzwischen so wesentlich modificirt, daß er eine gänzliche Umarbeitung vornahm. Der erste Band derselben und zugleich der erste Band eines neuen Werkes, einer Geschichte der Baukunst, erschien 1856; der zweite ist vom Autor noch zum Druck vollendet worden. — Die obigen Anführungen der Schriften Kugler's haben nur die wichtigsten von ihnen hervorgehoben, sind aber hinreichend, einen Einblick in eine unermüdliche Thätigkeit zu gewähren, die mit der treuen Sorgfalt des deutschen Fleißes Alles beachtete und benutzte, was dem einen Zweck förderlich sein konnte. Während er seine Pläne zu organischen Einrichtungen für die Vorbildung der Künstler nicht aus den Augen verlor, entwarf er gleichzeitig neue literarische Arbeiten und förderte seine Sammlungen, die so umfassend waren, daß sie sich z. B. auch auf den Kunstcharakter der antiken Schriftsteller bezogen, wofür er unter Anderem auch von den Schulprogrammen Notiz nahm. Er hatte Blick und feines Verständniß für alles Künstlerische und wußte das hierin Gemeinsame auch in den verschiedensten Zeiten und Formen zu erkennen. — Neben seiner amtlichen Stellung war Kugler auch als Mitglied des artistischen Sachverständigenvereins thätig. Mehrere wissenschaftliche und literarische Gesellschaften hatten ihn als Mitglied aufgenommen, und allgemeine Achtung wurde ihm wie wegen seines geistigen Vermögens, so auch wegen seines Charakters gezollt. Sein ganzes Wesen hatte das Gepräge einer gehaltenen, ruhigen Männlichkeit; seine edle Natur war in der Lauterkeit und Zuverlässigkeit seiner Gesinnung und in der Entfernung von aller Ostentation unverkennbar. Die Rücksicht auf Personen, die so Viele verwirrt, trat bei ihm immer hinter dem Ernst und dem Interesse der Sache selbst zurück. Wie er aber allen Denen, die ihn gefördert, eine dankbare Pietät bewahrte, so war er bemüht, auch seinerseits jüngeren Talenten durch entgegenkommende Erweisung jedes persönlichen Wohlwollens behülflich zu sein. — Mit seiner Wittwe trauern drei Kinder um ihn, eine Tochter, die an Dr. Paul Heyse in München verheirathet ist, ein Sohn, der Jurisprudenz studirt, und ein jüngerer, der sich dem Studium der Naturwissenschaften widmen wird. — Seine letzte Krankheit kündigte sich Anfangs als eine leichte Lungen-Entzündung an; der Tod wurde plötzlich durch einen Schlaganfall herbeigeführt.

Händels Denkmal in Halle.

Das unterzeichnete Comité beehrt sich unter Bezugnahme auf seine früheren öffentlichen Mittheilungen über den bisherigen Erfolg seiner Bemühungen für ein Denkmal G. F. Händels weiter zu berichten.

Halle und seine nächste Umgebung hat durch Sammlung von Beiträgen und Aufführungen (von denen die des „Messias“ unter Mitwirkung der Frau Goldschmidt-Lind einen Reinertrag von 1355 Thlr. 13 Sgr. 3 Pfg. ergab) zusammen 2181 Thlr. 23 Sgr. 9 Pfg. aufgebracht und außerdem durch weitere Zeichnungen noch etwa 500 Thaler unserem Zwecke gesichert. Musikalische Institute anderer Städte, namentlich in Brandenburg, Schwerin, Tübingen, Genthin, Köthen, Berlin, Erfurt und Königsberg i./N. haben uns zusammen 286 Thlr. 19 Sgr. 8 Pfg., Privatpersonen 22 Thlr. übermacht. Von dem in London zusammengetretenen Special-Comité dürfen wir für jetzt die Vermittlung von etwa 1000 Thlr. hoffen. Weitere Einnahmen aus dem Ertrage von Aufführungen sind uns aus Bremen, Lübeck, Halberstadt, Gotha, Crefeld, Magdeburg, Frankfurt a./O., Greifswald, Berlin und Breslau in Aussicht gestellt.

Es kann nach diesen Ergebnissen keinem Zweifel unterliegen, daß das Unternehmen zur Ausführung gelangen wird, wohl aber muß es fraglich erscheinen, ob wir schon am 14. April 1859, am hundertjährigen Todestage Händels, im Stande sein werden, die alte Schuld Deutschlands an ihn abzutragen und ob wir sein Standbild dann durchweg so glanzvoll ausstatten können, wie es der Ruhm seines Namens und die Pracht seiner Werke zu fordern scheinen.

Unserem Programme treu haben wir, um jenen Termin wenn irgend möglich einhalten zu können, den Bildhauer Herrn Heidel in Berlin zur Ausführung des Modells inzwischen schreiten lassen. Wir legen es allen Verehrern Händels ans Herz, mit ihrer Betheiligung nicht länger zurückzuhalten. Es gilt im Laufe des Jahres und wo möglich schon des bevorstehenden Sommers in ganz Deutschland noch etwa 5000 Thlr. — noch nicht das Doppelte der Beisteuer des kleinen Halle — aufzubringen, so die würdige und rechtzeitige Ausführung zu sichern, so zugleich die zahlreichen Lücken zu füllen, welche jeder Freund deutscher Kunst nicht ohne Befremden in dem Verzeichnisse der betheiligten Städte bemerkt haben wird.

Gelder erbitten wir uns unter der Adresse des Herrn Geh. Commercienraths Wucherer hier, alle übrigen Mittheilungen unter der des derzeitigen Vorsitzenden Herrn Oberbürgermeister von Voß hier.

Halle a./S., den 4. März 1858.

Das Comité für das Händel-Denkmal.
von Voß.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 15. Bremen, 11. April. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Berliner Musikzustände.

Von A. Itzenplitz.

II. Chorgesang und Orchesterleistungen.

Großartige Genüsse und von fast ungetrübter Reinheit bringt uns der Stern'sche Gesangverein, seitdem er sich zu seiner jetzigen Vollendung hinangearbeitet hat. Der unscheinbare Kern von zehn bis fünfzehn Personen, die sich im Jahre 1847 in der Wohnung des Dirigenten versammelten, zog schnell alle vorzüglicheren Gesangskräfte der Hauptstadt an sich und gestaltete sich in kaum fünf Jahren zu einem Institute, das vielleicht einzig in der musikalischen Welt dasteht; wenigstens habe ich in den Hauptstädten Deutschlands und Italiens (ausgenommen die ganz eigenthümliche sixtinische Kapelle in Rom) etwas Gleiches nicht gefunden. Es ist ein höchst seltner Fall, daß der Genuß eines Kunstwerks die Gewalt der Kunst über das menschliche Gemüth in ihrer ganzen Kraft und Ausdehnung offenbart. Leichter ermöglicht sich dies bei der Produktion einer einzelnen Person, die, zugleich Genie und Virtuose, nur mit ihren eignen ihr unbedingt unterworfenen und zu Allem fähig gemachten dämonischen Kräften zu thun hat; dagegen stellen sich dem Dirigenten eines Gesangs-Ensembles schon bei der Erstrebung der ersten und äußerlichsten Bedingung eines großen Erfolges, der Präcision, fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen in der unendlichen inneren und äußeren Verschiedenheit der Einzelheiten (Personen), die das Ganze zur Erscheinung bringen sollen. Eine Menge von natürlichen und erworbenen Fähigkeiten müssen sich in der Persönlichkeit eines Chor-Dirigenten vereinigen, wenn etwas Vollkommnes zu Gehör kommen soll; daß Stern alle diese Fähigkeiten besitzt, gestehen ihm selbst die Neider seiner schnellen und glänzenden Erfolge zu. Viel weniger sein Taktstab ist es, der das Hemmen und Beschleunigen des Tempo's, noch auch die Bewegung seiner Hände, welche die Stärke und Schwäche des Tones andeuten —, an Auge und Mund des Dirigenten hängt jedes Auge, (bei der musikalischen Sicherheit der Mehrzahl der Singenden genügt ein flüchtiges Hinsehen auf die Noten), und entnimmt von dort jede Nuance, jeden Empfindungston, ihn noch während der Wahrnehmung selbst in Klang verwandelnd. Wie die leise, verhaltene Klage zum lauten Anruf und zum leidenschaftlichen Flehen oder die sanfte Freude zum hinreißenden Jubel, zum überwältigenden Glücksausdrucke sich steigert — oder wie die gewaltigen Klangschläge ertönen, mit voller Kraft einschlagend und in demselben Augenblicke der tiefsten Stille Raum gebend —, oder wie die wogenden Tonfluthen sich mehr und mehr ebnen und zuletzt zum leisesten Geflüster sich abdämpfen, das brachte der Verein in nicht zu beschreibender Wirkung zu Gehör. Wenn je die Werke unsrer unvergleichlichen Meister zu voller Wirkung, die tiefe Innerlichkeit und Leidenschaft Beethovens in seiner großen Messe und den Chören der neunten Symphonie, die Löwenstärke Händel im „Israel in Aegypten“, „Samson“ u. s. w. zum vollkommensten Ausdrucke gelangt sind, so ist es in den Concerten dieses Vereins geschehen. Natürlich ist der Andrang des Publikums zu den verhältnißmäßig seltnen öffentlichen Aufführungen des Vereins ein außerordentlicher. Fast jedes dieser Concerte bis jetzt war ein epochemachendes Ereigniß in der musikalischen Welt Berlins, und der fast undenkbare Fall trat ein, daß die ganze Berliner Kritik einstimmig in ihrer Anerkennung und Bewunderung war und nur anerkennend und bewundernd sich aussprach, daß sogar der am meisten skeptische unter den Kritikern, Ernst Kossak, Wärme blicken ließ.

Regelmäßig wiederkehrende Aufführungen (in der Regel innerhalb sechs bis acht Wochen) giebt der Verein in seinem Uebungssaale vor dem nur anhörenden Theile seiner Mitglieder, der noch zahlreicher ist als der singende. Was dem Vereine während seiner Heranbildung sehr zu statten kam, war die seit Jahren lässig und lahm getriebene Leitung des sonst ersten Gesangsinstitutes der Hauptstadt, der von Zelter und Fasch gegründeten Singakademie. Rungenhagen, der damalige Director derselben, war ein nicht unbegabter Kirchen-Componist, besaß aber keine von den zur Leitung eines großen Gesangsinstitutes nothwendigen Eigenschaften, und die Singakademie machte während seines langjährigen Directorats auffallende Rückschritte. Viele und ausgezeichnete Mitglieder, unzufrieden mit den mangelhaften Erfolgen des früher so gerühmten und in allen äußeren Beziehungen so wohl ausgestatteten und begünstigten Instituts, traten zu dem jungen strebenden und lebenskräftigen Vereine Sterns über. Nach Rungenhagens Tode gab der Hinblick auf jene augenscheinlichen Erfolge, die Rivalität und auch wohl die häufig öffentlich ausgesprochenen Rügen Veranlassung zu lebhaften Kämpfen über die Wahl der mit der Direction zu betrauenden Persönlichkeit. Die begründetste Anwartschaft (wenigstens der üblichen Reihenfolge nach) hatte der bisherige zweite Director, Grell, dem jedoch eine nicht unbedeutende Anzahl von wahlberechtigten Mitgliedern nicht den Grad von Energie zutraute, der zur Hebung der vorhandenen Mißstände nöthig schien. Schließlich stellte sich jedoch eine Majorität zu Gunsten der Rücksichten auf die langjährige und früher nie in Zweifel gestellte Anwartschaft Grells heraus. Die seit jener Zeit stattgehabten Aufführungen der Singakademie lassen eine Wendung zum Besseren nicht verkennen.

Die großen Erfolge des Stern'schen Vereins haben öfter, namentlich in Folge der Anwesenheit hoher oder einflußreicher Personen oder auch Concert-Unternehmer, Veranlassung gegeben zu Einladungen nach Paris und London. Solchen Unternehmungen, so wünschenswerth für den Ruf der deutschen Kunst im Auslande sie auch erschienen, stellten sich jedoch nicht zu beseitigende Hindernisse entgegen in der Berufsthätigkeit der meisten männlichen Mitglieder, die eine längere und willkürliche Abwesenheit nicht gestattete, wie in der Abneigung der größtentheils den höheren und höchsten Ständen

angehörenden Damen, für die eine solche Kunstreise allerdings mit vielfachen Inconvenienzen verknüpft sein würde.

Die Gunst, den Ruhm des deutschen Chorgesanges über die Grenzen Deutschlands hinauszutragen, wurde dem Berliner Domchore zu Theil, dessen Erfolge in London noch nicht vergessen sind. Das Institut besteht seit dem Regierungsantritte des jetztregierenden Königs und verdankt sein Entstehen dem Wunsche dieses Fürsten, dem Gottesdienste in der Domkirche mehr Glanz und Weihe beizulegen. Die Mitglieder dieses Vereins sind nicht mehr Dilettanten, sondern werden durch ihre Stellung Sänger von Fach und beziehen ein festes, je nach den Leistungen normirtes Gehalt, das zwar allein für eine anständige Lebensstellung nicht ganz zureicht, dagegen im Verhältniß zu der geringen Inanspruchnahme der Sänger nicht unbedeutend genannt werden kann, indem es sich bis zu 400 Thalern jährlich erheben kann. In der Regel sind den amtlichen Pflichten nur zwei halbe Tage in der Woche zu Proben und die sonntäglichen Kirchenstunden zu widmen, und es bleibt den Sängern somit Zeit, vermittels ihrer ursprünglichen Berufsthätigkeit, (es befinden sich z. B. Maler, Schullehrer, Lithographen unter ihnen), oder vermittels Gesang- und Clavierunterrichts (und dies in den meisten Fällen) oder honorirter Privatgesangsleistungen sich weitere Subsistenzmittel zu verschaffen.

Was dem Gesange des Domchors einen besonderen Charakter giebt, das sind die Knabenstimmen, die den Sopran und Alt singen. Wenn diese Stimmen auch im Allgemeinen nicht ganz den sinnlichen Wohlklang des Frauenorgans erreichen, so wird dieser kleine Mangel reichlich ersetzt, sogar in einen Vorzug verwandelt bei dem speciellen Zwecke des Kirchengesanges. In der den Knabenstimmen eigenthümlichen Reinheit, man könnte sagen Geschlechtslosigkeit, liegt das Fromme, Rührende oder, wenn ich mich eines oft gebrauchten Ausdrucks bedienen darf, das Ueberirdische in dem Klange der Domchorgesänge.

In Italien, und namentlich in Rom, wird bei den Kirchengesängen der Sopran und Alt theils von Kastraten, theils auch, da diese immer seltner werden, von Tenoristen, auch wohl Baritonisten gesungen, deren Falsett besonders zu diesem Zwecke ausgebildet ist. Obwohl ich von Kastratenstimmen mehrere gehört habe, deren Wohlklang wenig zu wünschen übrig ließ und meine Voreingenommenheit gegen diese Stimmgattung einigermaßen beseitigte, so muß ich doch dem Klange der Knabenstimmen unbedingt den Vorzug geben, ganz abgesehen von der Rücksichtnahme auf die den Ursprung jener Stimmen betreffenden und unwillkürlich aufsteigenden Nebengedanken. Freilich würde es sich hier nur um den Chorgesang handeln, insofern für die Solovorträge es kaum zu erreichen sein dürfte, in der kurzen Zeit der Verwendbarkeit einer Knabenstimme dieselbe zu den Coloratursätzen abzurichten, die, wie in einer komischen Oper, in der modern-italiänischen Messe eine Hauptrolle spielen. Was jene zu Frauenstimmen abgerichteten Tenore und Baritons betrifft, so ist die Nachahmung oft eine recht täuschende. Fremde haben deßhalb öfter die rechte Vollständigkeit auch dieser Männer angezweifelt und selbst, wenn sie Frau und Kind hatten, diesen Umstand in Anbetracht italiänischer Landessitte nicht als Gegenbeweis gelten lassen wollen. Ihre gewöhnliche Sprechstimme jedoch, die ganz männlich und markig und völlig verschieden von der der Kastraten klingt, muß dergleichen Zweifel beseitigen.

Da dem Dirigenten des Domchors seine Amtsgewalt eine ziemlich ausgedehnte und strenge Disciplin über die Knaben gestattet und andrerseits die Mehrzahl unter ihnen schon von Natur sehr viel Musik haben, so ist es eine wahre Freude zu beobachten, wie taktfest diese Jungen sind, und mit welcher Sorglosigkeit sie die schwierigsten Intervalle haarscharf einsetzen. Ich war einmal Zeuge, wie vier oder fünf Domchorknaben, die der Dirigent eines kleineren Gesangvereins behufs Verstärkung seiner Frauenstimmen zu einer öffentlichen Aufführung engagirt hatte, den ganzen Chor mit Solo vom Abgrunde des Verderbens, in welchen er schon ein ganzes Stück hineingerathen war, zurückzogen; Alle vier Stimmen des Chors irrten schon seit fünf oder sechs Takten getrennt von einander und von der Begleitung umher, der Solosänger schwieg, und der Dirigent verlor den Kopf; nur die Domchorknaben waren nicht irre zu machen, sie hielten fest an ihrer Stimme, bis eine günstige Stelle den Uebrigen Gelegenheit zur Rückkehr von ihrer Irrfahrt bot.

Seit fünf bis sechs Jahren veranstaltet der Vorstand des Berliner Gustav-Adolf-Vereins jeden Winter eine Reihe von Concerten, denen ihre gediegenen und zugleich ansprechenden Programme und in gleicher Weise die Vortrefflichkeit der Aufführung einen hervorragenden Platz unter den Musikgenüssen der Saison erworben haben. In der Regel bringt das Programm als Kern des Concerts ein Werk für Chor und Soli von geringerem Umfange als dem eines Oratoriums, z. B. die »Pilgerfahrt der Rose« oder »Paradies und Peri« von Schumann, oder einen Mendelssohn'schen Psalm, so daß das Werk den Abend nur soweit füllt, daß neben demselben noch Solovorträge entweder von beliebten Opernmitgliedern oder von grade anwesenden fremden Virtuosen Platz haben. Die Concerte müssen einen sehr bedeutenden Beitrag in die Kasse des kirchlichen Vereins liefern, da die Kosten derselben nur Ausgaben für Nebendinge betreffen, während die für Honorar an die ausführenden Kräfte wie auch für das Lokal wegfallen. Was für jeden andern Concertunternehmer selbst mit Aufwendung übermenschlicher Kräfte unerreichbar bliebe, kostet den Veranstaltern dieser Concerte höchstens eine freundliche Bitte an einen der Kapellmeister oder Musikdirectoren um Uebernahme der Leitung und an die Solosänger und Virtuosen um gefällige Mitwirkung, eine höfliche schriftliche Einladung an die Chorsänger und eine Aufforderung an die Mitglieder des Vereins, sich an dem Abonnement zu betheiligen. Bekanntlich steht der Gustav-Adolf-Verein in Preußen unter hoher und höchster Protection; daraus folgt natürlich, daß den Vorstand des Vereins Personen aus den höchsten Gesellschaftsklassen der Residenz bilden. Also einer geheimen Kabinetsräthin, (es besteht eine Frauenabtheilung im Vorstande), schlägt ein Kapellmeister oder Musikdirector nicht so leicht die Bitte um Uebernahme der Leitung so wenig als eine Kammersängerin um ihre Mitwirkung ab; ebenso wird immer ein fremder Virtuose es seinen eignen (Concert-)Interessen für diensam erachten, sich die Geneigtheit einer einflußreichen Persönlichkeit zu erwerben. Derselbe gesellschaftliche Einfluß neben der Liebe zur Sache selbst oder dem Wunsche, kostenfrei sich den Genuß der Solovorträge zu verschaffen, bestimmt auch die Chorsänger, der schriftlichen Einladung nachzukommen. Derselbe Einfluß würde es auch möglich machen, selbst bei geringerer Güte des Dargebotenen den Concertsaal mit Abonnenten und anderen Zuhörern zu füllen. Behufs der Auswahl der Chorgesangskräfte übergiebt der Vorstand des Stern'schen Vereins, ein andermal der der Singakademie, eine Liste seiner besten Sänger und Sängerinnen, aus der, selbst wenn eine gute Anzahl ausbleibt, immer noch ein stattlicher Chor herzustellen ist, mit welchem die vollständige Einübung des Gesangswerks in zwei oder drei Proben ohne Schwierigkeiten geschieht.

Wenn der übliche Eintrittspreis von einem Thaler bei allen diesen Concerten nur dem vermögenden Theile der Musikliebhaber diesen Genuß verstattet, so sind die mittleren Gesellschaftsklassen, denen ihre Mittel nur die Ausgabe von zehn oder fünf Silbergroschen für ein solches Vergnügen erlauben, keineswegs von dem Genusse derselben Werke ausgeschlossen, (bei Seite die Kunststücke des höheren Virtuosenthums.) Eine Menge kleinerer Gesangsvereine bringt dieselben Oratorien und sonstigen Gesangswerke zur Aufführung, welche der Stern'sche Verein und die Singakademie bringen, mit Ausnahme nur weniger, die ihrer Natur nach durchaus eines Aufwandes von großen Tonmassen bedürfen. Dieselben Symphonieen und Ouverturen, welche auf dem Programm der königlichen Kapelle stehen, bringen mehrere Orchester öffentlicher Vergnügungsörter, die sich seit

einer Reihe von Jahren zur recht guten Ausführung klassischer Sachen herangebildet haben. Unter ihnen nähert sich in seinen Leistungen am meisten der königlichen Kapelle das Liebig'sche Orchester, das auch den Anfang mit diesen populären Bestrebungen gemacht hat. Die Liebig'schen Symphonie-Concerte sind seit vielen Jahren die am Festesten begründeten und am Besten besuchten der Hauptstadt; von Jahr zu Jahr wuchs der Besuch, so daß das Orchester, Anfangs in dem beschränkten Hennig'schen Wintergarten spielend, immer größere Lokale aufsuchen mußte und jetzt das größte unter den in Berlin vorhandenen, die Tonhalle, inne hat. Das Orchester ist zwar hauptsächlich aus Mitgliedern des Musikchors eines hiesigen Garderegimentes zusammengesetzt, indessen stehen die Leistungen der Garde-Musikchöre schon an und für sich auf einer höchst achtungswerthen Stufe der Kunst, und es spricht zweitens ganz besonders für die Befähigung des Liebig'schen Orchesters, daß selbst Concertunternehmer ersten Ranges einen bedeutenden Theil ihrer Kräfte, namentlich die Bläser, aus ihm entnehmen. Die Menge der Zuhörer der Liebigschen Concerte, die Verschiedenheit der Stände, die Aufmerksamkeit, Freude und das sichtbare Verständniß, mit welchem dies Publikum der Musik folgt, geben ein interessantes und erfreuliches Bild von der musikalischen Bildung Berlins und hauptsächlich von der eingetretenen Verallgemeinerung derselben durch alle Stände. Sogar für die Pflege und den Genuß der Kammermusik findet sich wöchentlich im Sommer'schen Vergnügungslokale ein Quartett, resp. Trio, und ein zahlreiches und aufmerksames Publikum zusammen.

Bevor ich an den zweiten Theil meiner Aufgabe, an die Besprechung des virtuosen Theils der Berliner Musikzustände trete, muß ich noch eine kleine Vergeßlichkeit, die ich in Bezug auf die schaffenden Musiker begangen habe, wieder gutmachen. Durchaus nicht allein die Rücksicht auf Vollständigkeit ist es, die mich zu diesem Zurückgehen bestimmt, sondern weit mehr noch das eigne und innige Durchdrungensein von den Verdiensten der Männer, deren Melodieen und Rhythmen Wonne in unsre Brust und sonst ungeahnte Ausdauer in unsre Beine ergießen, wenn wir im Tanze durch die weiten Räume des Saales stürmen. Strauß und Lanner sind todt; ihre Walzer, deren üppiger Wohllaut dem der üppigsten italiänischen Opernarien gleichkommt und sie dabei an Charakteristik weit übertrifft, tönen noch immer und schlagen noch immer ihre Nachfolger und Nachahmer, aber der Walzer selbst hat seine Oberherrschaft verloren, und die kecke, etwas frivole Polka hat seinen Thron eingenommen. Hochgefühl durchzuckte die Beine, selbst der reiferen Tänzergeneration, als zum ersten Male die Polka's und Polkamazurkas von Faust und Hertel ertönten; die Decke, welche die Staubwirbel von mehr als zehn Carnevals auf ihren ersten Ballgefühlen abgelagert hatte, hob sich und zeigte momentan den vollen Glanz der Vergoldung derselben. Faust hat sich leider schnell ausgeschrieben; alle seine Melodieen streifen hart an seine ersten, allgemein bekannten an. Hertel hat sonst noch den Ruf eines angenehmen Balletmusik-Componisten.

Als nach einer andern Seite hin Glück und Segen bereitend können die kriegerischen Klänge des musikalischen Tyrtäus der preußischen Armee, des Generaldirectors sämmtlicher Gardemusikchöre, **Wieprecht**, nicht ohne Erwähnung bleiben. Zwar sind diese Märsche noch nicht in den Fall gekommen, (es müßte denn in Schleswig-Holstein geschehen sein), die eigentliche Bestimmung ihrer Gattung zu erfüllen, das ist die, jene von kundigen Leuten als eine gewisse Trunkenheit beschriebene, zum Stürmen einer Schanze durchaus nothwendige Stimmung hervorzurufen, dagegen ist es, in Ermanglung der Vorbedingungen dazu, schon ein großes Verdienst, wenn ihre Klänge auf Märschen und bei Manövern neue Spannkraft in die todtmüden Glieder des Soldaten gießen. Neben diesem sozusagen rein praktischen Erfolge erzielen diese Marschcompositionen aber desto glänzendere in ihrer bloßen Eigenschaft als Kunstwerke. Keine Beethoven'sche Symphonie, kein Mozart'sches Finale, kein Schubert'sches Lied kann sich einer so sichtbaren, fast mit Händen zu greifenden Wirkung rühmen als ein Wieprecht'scher Marsch, wenn nach seinem Tempo an Frühlings- und Sommermorgen die Colonnen der verschiedenen Waffengattungen die Friedrichsstraße entlang zum Exerciren ausziehen. Dicht umdrängt den Musikchor eine Schaar, zusammengesetzt aus Berliner Jugend, Berliner Bummlerschaft und sonst zufällig des Weges Gehenden; leidenschaftlich stürzt die Köchin mit der Kelle in der Hand und das Kindermädchen mit dem Säuglinge auf dem Arme die zwei oder drei Treppen des Hintergebäudes herab und erwarten, amphitheatrisch geordnet auf den Stufen der Hausthürtreppe, das Herannahen der Musik. Endlich ertönen die Harmonieen aus nächster Nähe, und Alles ist Glück und Wonne, die Kinder zappeln mit Armen und Beinen, wenngleich unbeachtet von der Wärterin, das lichte Küchenheerdesroth auf den Wangen der Speisebereiterin nimmt tiefere Nüancen an, das Auge wird glänzend, ein unbeschreibliches Glück zieht zuletzt alle Gesichtslinien in die möglichst erreichbare Breitendirection. Es liegt abseits meines Zweckes, den höheren oder geringeren Grad des Antheils zu erörtern, der dem Anblicke des schmucken Gardesohnes oder den siegesgewissen Blicken, die er der schöneren Hälfte des Auditoriums zuwirft, zuzurechnen ist; dagegen malt sich auf den Gesichtszügen der Schul- und Lehrburschenjugend der reinste, allen frivolen Nebengedanken ferne Kunstgenuß.

---

* Am Genfer See.

(Aus Byrons „Childe Harold.")
Von Otto Gildemeister.

Dritter Gesang, Str. 68—97.

Mir winkt Lemanus' lächelnder Krystall,
Der Spiegel darin Stern' und Bergesau'
Ihr stilles Bild mit ihren Farben all
Auftauchen sehn aus tiefem klarem Blau.
Noch ist der Mensch zu nah, und was ich schau'
Ganz zu genießen darf ich noch nicht wagen;
Bald aber senkt mich Einsamkeit ins Grau
Der lieben Träume, wie in alten Tagen,
Eh' mit der Heerd' ich ging und lernt' ihr Joch zu tragen.

Wer aus der Welt flieht, haßt noch nicht die Welt, —
Ihr Lärm und Ringen schickt sich nicht für Alle, —
Noch ist es Trotz, wenn still der Geist sich hält
In seinem Quell, daß er nicht überwalle
Im Glutgetümmel und ein Opfer falle
Im Pesthauch des Gedrängs, wo wir zu spät
Und, ach, zu lange knirschen in der Falle,
Wo altes Unrecht neues Unrecht sät,
Wo jeder kämpfen muß und keiner Kraft verräth.

Da kann ein Nu des Lebens Glück verhandeln
Um bittre Reu' und mit des Mehlthaus Macht
All unser Blut in herbe Thränen wandeln,
Die Zukunft färben mit dem Schwarz der Nacht.
Das Leben wird zur hoffnungslosen Jagd
Dem der im Finstern wandelt; — auf dem Meer
Schifft auch der Kühnste nur zur Hafenwacht,
Doch auf dem Strom der Ewigkeit einher
Treibt manches Schiff und treibt — und ankert nimmermehr.

Ist's da nicht besser daß ich einsam wohne,
Nur irdischer Lieb' auf Erden mir bewußt,
Am blauen Strom der pfeilgeschwinden Rhone,
Wo sie der See ernährt an seiner Brust,
Gleich einer Mutter die mit süßer Lust
Ein holdes, trotz'ges Kind auf ihrem Schooß
Mit Küssen stillt? — Ist's besser nicht, du mußt
Hier rasten, als du theilst im Drang und Stoß
Der Welt des Frevlers Schuld oder des Dulders Loos?

Ich lebe nicht in mir; ich lebe nur
Als Theil des Ganzen das mich mit sich zieht.
Die Berge sind mir Lust, die Stadt Tortur;
Nie schreckt Natur, soweit mein Auge sieht, —
Nur Eins: ich bin ein widerstrebend Glied
Der großen Kette Fleisch, zum Staub gesellt,
Indeß die Seele diesem Zwang entflieht
Und mit den Himmeln, mit dem Sternenzelt,
Mit Berg und Ocean verschmilzt zu einer Welt.

So geh' ich auf im All, — und das ist Leben.
Auf die durchstöhnte Wüste blick' ich jetzt
Zurück wie auf ein Haus voll Angst und Beben,
In das zur Straf' ein Fluch mich einst versetzt,
Aus dem ich aber fliehen soll zuletzt
Auf frischem Flügel, den ich sprießen fühle:
Schon regt er sich, vom Hauch des Sturms ergetzt,
Um bald emporzurauschen aus der Schwüle,
Die uns umfangen hält, zu sel'ger Aetherkühle.

Wenn dann der Geist, erlöst von aller Pein
Gemeiner Formen, die ihn hier umgeben,
Frei wird vom Fleische, das zu besſrem Sein
In Wurm und Fliege neu sich mag beleben;
Wenn Aether sich mit Aether wird verweben,
Werd' ich alsdann nicht fühlen, statt zu sehn,
Ein minder blendend, aber tiefres Leben?
Des körperlosen Urgedankens Wehn,
Vor deß Unendlichkeit wir hier schon ahnend stehn?

Sind nicht die Himmel, Meer' und Berg' ein Stück
Von meiner Seele, wie von ihnen ich?
Ist sie zu lieben nicht mein reinstes Glück?
Und Alles was ich ihnen je verglich,
Sollt' ich es nicht verachten? Sollt' ich mich
Aus Furcht vor Leid entziehn dem Zauberbann
Und stumpfem Phlegma fröhnen, welches sich
Nie einen Blick nach oben abgewann
Und dessen weltlich Herz nie warm erglühen kann?

Doch dies ist nicht mein Thema: wenn du meinst
Daß Aschenkrüg' ein Stoff zum Grübeln sind,
So blick' auf Einen, dessen Staub dereinst
Ganz Feuer war: — er war des Landes Kind,
Wo ich, ein flücht'ger Gast, den reinen Wind
Der Alpen athme, wo sein Geist erwachte,
Deß ganzes Sehnen Ruhm war, — o wie blind
Die Glut in der sich seine Seel' entfachte
Und der zum Opfer er das Glück des Daseins brachte!

Rousseau, der wilde Herold eigner Qual,
Der Zauberglanz der Leidenschaft verliehn,
Der mächt'gen Wohllaut der Verzweiflung stahl, —
Sog hier zuerst den Odem, welcher ihn
Unglücklich machte; doch in ihm erschien
Der Wahnsinn schön: die Sünden und der Wahn,
Getaucht in seines Wortes Glorie, ziehn
Wie Sonnenstrahlen blendend ihre Bahn,
Und jedes Auge weint, dem ihre Blitze nahn.

Sein Herz war wie der blitzgetroffne Baum,
Glut und Verkohlung durch ätherischen Strahl:
Denn etwas andres war sein Lieben kaum.
Nicht Liebe irdischer Weiber, nicht die Qual
Um die Gestorbnen, welche bleich und fahl
Durch unsren Traum ziehn: seine Leidenschaft
War ideale Schönheit, — Ideal
Das in ihm wirklich ward: es webt und schafft
In seiner Feuerschrift, — vielleicht zu fieberhaft.

Dies ward in Julien zum beseelten Leben;
Dies war's was sie mit wilder Anmut schmückte;
Dies heiligte des Kusses Fieberbeben
Den täglich er von ihrem Munde pflückte,
Obwohl nur Freundschaft ihn dafür beglückte.
O, wie der leise Druck durch Hirn und Brust
Zitternder Wonn' allmächt'ge Blitze zückte!
Ein Seufzer nur, sich selber kaum bewußt,
Doch sel'ger als der Rausch gestillter Sinnenlust!

Sein ganzes Leben war ein ew'ger Haß,
Der Feinde suchte, Freunde von sich stieß;
Sein Herz des Argwohns Heiligtum, für das
Die Menschheit er als Opfer bluten ließ,
Voll seltsam blinden Ingrimms. — Aber dies
War Irrsinn, — niemand weiß woher er kam;
Ohnmächtig sich an ihm die Kunst erwies,
Doch Irrsinn war es — Krankheit oder Gram —
Und jener ärgste, der Vernunft zur Maske nahm.

Und dann war er begeistert! daher stammten,
Wie von der Pythia dunklem Felsenthron,
Orakel welche eine Welt entflammten,
Bis Königreich' erlagen ihren Loh'n.
That er es nicht für Frankreich? Lange schon
Lag's knieend vor uralter Tyrannei,
Gebrochen, zitternd in ererbter Frohn,
Bis sein und seines Gleichen Racheschrei
Die überreife Angst weckte zur Raserei.

Ein schrecklich Denkmal thürmten sie, — Ruinen
Uralter Meinungen, die beim Entstehn
Der Zeit gelebt; — der Schleier riß vor ihnen,
Und alle Welt wird das Verborgne sehn.
Doch Gut und Böses mußte so vergehn, —
Nur Trümmer schuf man, auf dem alten Grunde
Ward Thron und Kerker, ganz wie sonst geschehn,
Neu aufgebaut und in derselben Stunde
Gefüllt, — denn Selbstsucht war mit Freiheitsdrang im Bunde.

Jedoch dies wird nicht dauern: — ihre Stärke
Hat endlich doch die Menschheit nun erkannt;
Sie hat, berauscht von ihrem neuen Werke
Zu fürchterlich geregt Hand wider Hand;
Des Mitleids angeborne Milde schwand, —
Wohl, aber sie die früher immerdar
Geschmachtet hinter dunkler Kerkerwand,
Sie glichen nicht dem lichtgenährten Aar, —
Was Wunder, wenn ihr Fang nicht stets der rechte war?

Heilt ohne Narb' ein Schlag der tief getroffen?
So heilt das Herz nur langsam, und ein Mal
Entstellt es. Wer mit seinem eignen Hoffen
Krieg führt' und unterlag, verbeißt die Qual,
Doch beugt sich nicht; der Groll hält seinen Stahl
Lautlos gezückt — bis jene Stunde sein,
Die Jahre aufwiegt, — und sie kommt einmal!
Die Macht zu strafen oder zu verzeihn:
Vergebung oder Rach' — Eins wird nur langsam sein.

Stillklarer See, — dein Gegensatz zur Glut
Der wilden Welt stimmt mich als müss' ich lauschen
Auf eine leise Mahnung: für die Flut
Der Erde reinre Quellen einzutauschen.
Gleich stillen Flügeln weht des Segels Bauschen
Zur Ruhe mich: — einst hab' ich mich gestählt
Im Meerestoben, doch dein sanftes Rauschen
Tönt süß wie Schwesterklage, die mich schmählt
Daß ich mit wilder Lust mich je so tief gequält.

's ist tiefe Nacht, und zwischen deinem Rand
Und den Gebirgen liegt im Dämmerflor
Verschleiert aber deutlich alles Land.
Fern ragt des Jura finstrer Kamm empor,
Und aus den nahen Thälern quillt hervor
Lebend'ger Duft von Blumen, welche all
In frischer Kindheit blühn; — bald fällt ins Ohr
Des trägen Ruders leiser Tropfenfall,
Bald zirpt ihr „Gute Nacht!" der Grille süßer Schall.

Sie ist ein lust'ger später Gast und singt
In ew'ger Kindeswonn' ihr Lebenlang.
Manchmal aus dunklem Busche flüchtig dringt
Ein Vogelschrei mit träumerischem Klang.
Ein Flüstern, scheint's, umschwebt den Felsenhang, —
Doch das ist Phantasie, — der Sternenthau
Träuft schweigend seiner Thränen Liebesdrang
Und stirbt im Weinen, bis das ew'ge Blau
Getränkt mit seinem Geist den Schooß der Erdenau'.

Ihr Sterne! Poesie des Himmels! — Ja,
Daß wir der Menschen und der Völker Loos
In eurer Goldschrift lesen, liegt so nah!
In unsrem Drange stark zu sein und groß
Reißt unser Schicksal sich vom Staube los
Und heischt mit euch Verwandtschaft! Denn ihr tragt
Schönheit und Ewigkeit in eurem Schooß,
Danach so mächtig unsre Sehnsucht ragt,
Daß Glück, Ruhm, Leben, Macht sich Stern zu nennen wagt.

Himmel und Erde ruhn, — sie schlafen nicht,
Nur athemlos wie tiefste Wonn' und Qual,
Lautlos wie Andacht mit sich selber spricht.
Himmel und Erde ruhn, — vom Sternensaal
Zum eingelullten See und stillen Thal
Alles in ein gemeinsam All verfließt,
Darinnen jedes Lüftchen, Blatt und Strahl
Antheil am Dasein hat und mitgenießt
Was schöpferisch sie all' durchdringt und all' umschließt.

In Einsamkeit am wenigsten allein,
Ahnt dann die Seel' unendlich Leben schon,
Ein Licht der Wahrheit, darin unser Sein
Geläutert hinschmilzt: — es ist wie ein Ton,
Die Seele der Musik, Nachhall vom Thron
Der ew'gen Harmonie, — ein Talisman,
Der, wie Cytherens Gürtel, selbst das Drohn
Des finstren Todes wohl entwaffnen kann,
Und schlingt um die Natur der Schönheit Zauberbann.

Nicht grundlos baute seinen Hochaltar
Der alte Perser auf die höchste Wacht
Weltüberschau'nder Berge: passend war
Sein Tempel, mauerlos und unbedacht,
Den Geist zu suchen, dessen Ehr' und Macht
Ein Menschenbau nicht faßt. Vergleiche nur
Des Griechen Säulen und des Gothen Pracht
Mit Erd' und Luft, den Kirchen der Natur,
Und bind' an Mauern nicht dein Flehn und deinen Schwur.

Der Himmel ist verwandelt! — Sturm und Nacht
Und Dunkel, furchtbar seid ihr von Gewalt,
Doch schön in eurer Stärke, wie die Pracht
Des dunklen Weiberaug's! — Von Spalt zu Spalt,
Die krachenden Riff' entlang hinspringend, hallt
Der Donner, — nicht aus einer Wolke bloß,
Nein, das Gebirg von tausend Zungen hallt,
Die Alpen jauchzen, und auf ihr Getos
Antwortend bricht von fern des Jura Donner los.

Und das ist in der Nacht. — Glorreichste Nacht!
Du bist zum Schlummer viel zu groß und hehr.
Laß mich genießen deiner Wetter Schlacht,
Ein Theil vom Sturm und dir! — Ein Phosphormeer
Leuchtet der See, und nun kommt dicht und schwer
Der Regen tanzend auf die Erde nieder,
Und nun ist Alles schwarz, und ringsumher
Dröhnt lauter Höhen Bergesjubel wider,
Als säng' er für ein jung Erdbeben Wiegenlieder.

Dort wo die Rhone spaltet eine Gasse
Durch Felsen, welche dastehn wie ein Paar
Das einst sich liebt' und dann in tiefstem Hasse
Sich unversöhnlich trennte; — wunderbar!
Die beiden Herzen brachen, Liebe war
Die Quelle jener Wut die ihren Mai
In Frost verwandelt hat, und so gebar
Der Tod der Lieb' ein Leben für die Zwei
Das nun ein Winter ist, ein ew'ger Jammerschrei.

Dort wo die Rhone sich die Gasse spaltet,
Nahm aller Stürme stärkster seinen Stand, —
Denn eine Wetterschar ist's die hier schaltet
Und ihre Donner wirft von Hand zu Hand; —
Der stärkste Sturm warf seiner Blitze Brand
Auf jene Höhn durch die der Bergstrom rollte,
Der beide trennt, — als hätt' er wohl erkannt
Daß solche Schlucht und Alles was drin grollte,
Des Hasses ödes Werk, der Glutpfeil treffen sollte.

Himmel, Gebirge, Strom, See, Blitz und Winde!
Und Nacht und Donner und der Wolken Schwall!
Dazu ein Geist der alles dies empfinde!
Wohl mag ich wachen: — euer ferner Hall
Des Scheidens tönt mir wie Sturmglockenschall
Von dem was schlaflos ist in meiner Rast.
Und du, o Sturm! wo ist dein Ziel im All?
Gleichst du dem Sturm der Seele, oder hast
Du Adlern gleich ein Nest auf hohem Bergpalast?

Könnt' ich ausschütten und verkörpern was
Am stärksten in mir ist, könnt' ich es wagen
Dem Ausdruck einzuprägen Liebe, Haß,
Herz, Seele, Geist, mein Hoffen und Verzagen,
Alles was ich erjagt und möcht' erjagen,
Weiß, fühl' und dennoch leb', — in einem Wort,
Und dies Wort wäre Blitz, ich würd' es sagen;
Jetzt wandl' ich ungehört des Weges fort,
Und lautlos ist mein Geist, verhüllend seinen Hort.

---

* Eine Epistel an Lewes.

Wie ewig wahr bleibt der alte Satz, daß die Kärrner zu thun bekommen, wenn die Könige gearbeitet haben!.

Ein stolzes, königliches Werk ist jenseits des Kanals geschaffen worden; Lewes hat über Goethe geschrieben. In der Arbeit wird geboten und erfüllt, was nach Schiller das Kunstwerk macht und bedingt. „Es ist niemals der Stoff“, sagt Schiller, „sondern stets die Behandlungsweise, was den Künstler und Dichter macht.“ Und Berthold Auerbach meint: „ob Liebig die Chemie, Schleiden das Leben der Pflanze, Moleschott die Physiologie, Cotta die Bodenbeschaffenheit, Riehl Nationalökonomisches und Kulturgeschichtliches, oder ob Lazarus die Phänomene des Lebens der Seele behandelt, — die freie Durchdringung, die geschmackvolle, künstlerische Beherrschung in Gruppirung und Verknüpfung allein erlöst aus der Enge der Schule und in die Weite des Lebens und der Kunst.“ So hat Lewes durch die freie Durchdingung und durch die vollendete künstlerische Behandlung seines Stoffes eine That vollbracht, von der das exegi monumentum gilt.

Fluge sind die Kärrner nach Kärrnerart beflissen gewesen, ihr Schurzzeug umzuschnallen und die Karren, mit einem winzigen Häuflein schlechten Lehms beladen, zu schieben bergauf bergab. Viele Federn haben sich in Bewegung gesetzt, um zu schreiben, nachdem Lewes geschrieben. Bewunderung und Hochachtung der geistigen Kraft, die Andern innewohnt, ist nach Carlyle eine der höchsten und darum eine der seltensten Tugenden der Menschen. Sehr natürlich, daß unter den Kärrnern, von denen ich spreche, wenige sind, welche dem Gefühl der Bewunderung und Hochachtung für Lewes vollen und ungetheilten Ausdruck verliehen haben; sehr natürlich, daß die weit überwiegende Mehrzahl der Kärrner mit splitterrichtender Morosität an der Leistung herumzerrte, an deren Größe die eigene Schwäche der Zerrenden nicht heranreicht. Die Schwäche sucht sich Befriedigung und Genugthuung, indem sie mit dünkelhafter Selbstgefälligkeit in ein Geschrei darüber ausbricht, daß auch das Gold von Lewes in Schlacken eingeschlossen. Ach, würdige Bergmänner, höchst würdige Seelen! Welche neue und ungekannte Entdeckung ihr da gemacht habt! Der Welt hat vermuthlich bisher die Kenntniß gemangelt, daß es auf weiter Erdenrunde kein Bergwerk giebt, in dem der Hammer schlackenfreies Gold aus dem Gestein schlägt. Die arme Welt ist so unwissend gewesen, daß sie es bisher nicht gewußt, wie nach einfachem Naturgesetz Schatten fällt, wo Licht leuchtet, und zwar um so mehr Schatten, je mehr des Lichtes.

Oder ohne Bild gesprochen. Ein großer Theil der Kritik hat sich an Lewes arg versündigt, indem man specielle Details aus dem Buche willkürlich herausgriff und das Unzureichende oder Verfehlte

an dieser speciellen Partie, die denn doch immer nur untergeordnete und nebensächliche Momente enthielt, mit einer Breitspurigkeit und mit einem Aufheben entwickelte, als handle es sich um das Eingreifende und Entscheidende. Die Vorzüge und Verdienste der Leistung, ihre Lichtseiten können zwar auch bei dieser Art von Kritik nicht mit Stillschweigen übergangen werden, aber indem diese Kritik den ganzen Accent auf die zufälligen Schattenseiten wirft, wird bei dem Leser des Urtheils der Eindruck bewirkt, als überwögen die Schattenseiten bei Weitem, nicht die Lichtseiten. Was und wieviel sich mit der Methode von einem Kritiker erreichen läßt, das beweist Heinrich Siegfried in seiner „Epistel an G. H. Lewes, Berlin, Reimer, 1858." — Von Bitterkeiten gegen den Verfasser möchten wir uns durchaus ferne halten. Wir achten Heinrich Siegfried als einen befähigten, geistvollen Kopf. Die Novelle „der Parvenü", welche die Westermannschen Monatshefte von ihm brachten, scheint uns nicht bloß die beste, welche das genannte Journal bisher veröffentlicht, sondern überhaupt eine der besten Erzählungen, welche wir in den letzten Jahren erhalten. Auch in der vorliegenden Brochüre stößt man auf Stellen von einer Feinheit und Schärfe, deren sich ein anerkannter Schriftsteller nicht zu schämen hätte. Die Auslassungen z. B. über Riemer und Eckermann sind nicht allein überaus zutreffend, sie tragen sich auch mit schneidender Ironie, mit dem glücklichsten Humor vor. Indeß nach seiner ganzen Haltung und Richtung kann man nicht umhin, über den Brief entschiedenen und ernsten Tadel zu verhängen.

Die Geschosse seines Angriffs auf Lewes concentrirt Siegfried auf „vier ganz unverantwortliche Seiten über die genialste Schriftstellerin Deutschlands." Uebrigens übt er die Courtoisie der Usance, welche dem englischen Parlamentsredner vorschreibt, den Gegner auf der Ministerbank, den er der Unterschlagung öffentlicher Gelder bezüchtigen will, „mein sehr ehrenwerther Freund" anzureden, bevor er ihn als Dieb brandmarkt. Bevor Siegfried an Lewes mit Beziehung auf sein Urtheil über Bettina die Frage (S. 31) stellt: „Verlangen Sie in allem Ernste, daß dies unappetitliche zerrissene Wesen als Fehdehandschuh angesehen und noch des Aufhebens gewürdigt werde?" hat er sich beim Beginn seiner Polemik zu der Concession herbeigelassen: „Sie haben durch Ihr schönes Werk über Goethe's Leben und Schriften die mühseligen Arbeiten deutscher Professoren und Doctoren zu einem Ballaste gemacht, der bei der ersten besten Gelegenheit, wenn wir Erleichterung brauchen, über Bord geworfen werden kann." Die Folgerungen, welche man in logischer Consequenz aus einem derartig beifälligen Urtheil ziehen möchte, wird man bei Siegfried völlig vermissen. Er behandelt Lewes mit einem Uebermuth, mit einer arroganten und pietätslosen Impudenz, die nicht zu verzeihen wäre, hätte er selbst einen nichtsnutzigen Stümper vor sich.

Bei der Verbreitung, welche das Buch von Lewes, zumal in der gewandten Uebersetzung von Frese, bei uns gefunden, erscheint eine ausführliche Mittheilung überflüssig, in welcher Weise der Engländer über Bettina und ihr Verhältniß zu Goethe geurtheilt hat. Das Urtheil kann als bekannt bei dem Leser vorausgesetzt werden. Bis auf die haltlose Behauptung von der Unechtheit des Bettina'schen Briefwechsels, eine Behauptung, welche allerdings der schlechten Autorität Riemers nachgesprochen ist und deren Grundlosigkeit Siegfried mit Evidenz nachweist, — die betreffende Untersuchung stellt der Belesenheit und der geistigen Gewandtheit Siegfrieds ein ehrenvolles Zeugniß aus —, trage ich kein Bedenken, das Urtheil von Lewes als ein gerechtes zu bezeichnen. Die schriftstellerischen Leistungen Bettinas mögen von einzelnen glänzenden Aperçus unterbrochen werden; im Ganzen sind es sehr unerquickliche Erzeugnisse, in der That „Bogen voll Unsinn", von deren Lektüre ein geläuterter Geschmack mit Ungenügen kehrt. Wenn man sich für Bettinas Beziehungen mit Goethe enthusiasmiren will, so ist das lediglich private Geschmacksache; wer das Verhältniß ein sonderbares nennt, das der Dame etwa nicht zur Empfehlung gereicht, der sagt keine Galanterie, aber ihm mangelt für den Ausspruch sicher nicht die Berechtigung. Weil Lewes den angedeuteten Standpunkt einnimmt, deßhalb überfällt ihn Siegfried mit seiner Epistel. Dem Briefsteller ist Bettina die „edelste und verehrungswürdigste Frau", die „genialste Schriftstellerin Deutschlands." Sie getadelt zu haben, ist ein unsühnbares Verbrechen. „Ist es gentlemantike", fragt Siegfried, „sich über eine Frau in der Art auszudrücken, wie es Lewes gethan?" Wir geben ihm die Frage zurück. Der Ton, welchen er in seiner Polemik anschlägt, ist der allerschlechteste Ton von der Welt, ist im Grunde gar kein Ton mehr, ist ein gereiztes, hämisches, verbittertes Zürnen und Schelten und Zanken. Oder ist es etwa gentlemantike, wenn man dem Gegner mittheilt, daß der gute Mann im Himmel Birken in den Wäldern habe wachsen lassen, und daß man aus Birkenreisern Ruthen fertigt. — ist es gentlemantike, wenn Siegfried Lewes einen „edlen Kanadier" nennt, „der Europas übertünchte Höflichkeit nicht kenne und auch nicht wisse, daß Ehrlichkeit eine Tugend?" Wort für Wort, Satz um Satz reißt S. aus dem Zusammenhange heraus; Alles wird bemäkelt, bekrittelt, durchgehechelt, und zwar nur allzuoft in einer so derben, so plumpen Weise, wie sich dieselbe ein Mann von Bildung und Kopf nie zu Schulden kommen lassen sollte. Goethe warnt vor dem Auftreten mit dem mastigen Tritt der Elephantenkälber. Man könnte Angesichts des von S. beliebten Verfahrens an die Beweisführung von der Häßlichkeit der Rose erinnern. Daß die Rose häßlich sei und duftlos, wurde bewiesen, indem der Beweisführende Blatt für Blatt der Blume zerzupfte. So zerfetzt S. den Abschnitt von Lewes.

Wir erachten Siegfrieds Epistel an Lewes für eine Uebereilung, welche der Verfasser möglichst bald durch eine bessere Leistung in Vergessenheit bringen möge.

Die gelehrten Frauen auf der komischen Bühne.

*Bremen, 8. April. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins las Herr Dr. Adolf Laun aus Oldenburg über die gelehrten Frauen auf der komischen Bühne. Der Vortragende begann mit einer Einleitung über die Sittenkomödie, indem er dabei auf einen früheren Vortrag über die Charakterkomödie hinwies und Aehnlichkeit und Unterschied dieser beiden Species einer Gattung nachwies. Die Gestalten der Sittenkomödie stehen unter dem Einfluß einer besonderen Zeitströmung, von der sie im Uebermaß afficirt werden und somit der Satire anheimfallen, die nirgends wirksamer ist als auf der Bühne. Der wahre Komöde stellt seine Gestalten und Charaktere auf einen festen gesellschaftlichen Boden und taucht sie in die Atmosphäre einer bestimmten Zeitrichtung, weiß ihnen aber zugleich das überall und immer gleiche Menschliche einzuhauchen und unterscheidet seine Schöpfungen dadurch von den mit ihrem à propos schnell wieder vergehenden Tendenzstücken.

Die für die Sittenkomödie ergiebigsten Momente der Geschichte sind die Uebergangszeiten einer Kulturepoche in die andere, wo die Form noch bleibt, während der Inhalt einer neuen Richtung schon Platz gemacht hat; der Gegensatz, das Grundelement des Komischen, kommt hier zur vollen Geltung. In eine solche Zeit fällt Moliere's Kampf mit den précieuses ridicules, (1659), welche die mittelalterliche Galanterie in die neuen gesellschaftlichen Verhältnisse übertrugen; ein zweiter günstiger Moment ist der, wo eine Verschiebung der gesellschaftlichen Schranken, eine Vermischung der Stände eintritt, wo der Parvenu es dem Vornehmen an Bildung gleich thun will und durch die bloße Aeußerlichkeit dieser Bestrebung lächerlich wird; das ist der Boden, auf dem die „gelehrten Frauen" (1673) desselben Dichters aufgebaut sind.

Der Vortragende, nachdem er die literarischen und geselligen

Zustände der Zeit, die unter Spanischem und Italiänischem Einfluß standen und im berühmten Salon des Hotel de Rambouillet den Gipfel des Barocken erreichten, geschildert hatte, gab eine Analyse und Charakteristik jener beiden Stücke, in denen der Dichter die Verschrobenheit der Bildung und Gelehrsamkeit affektirenden Bürgertöchter und Frauen lächerlich machte und die ersten, oft nachgeahmten Muster der modernen Französischen Sittenkomödie aufstellte; Vorführung einzelner Scenen und versificirte Uebersetzungen pikanter Stellen dienten zur Belebung des Bildes, durch welches der Vortragende seine Ansichten über das Wesen der Sittenkomödie beispielsweise zu erläutern suchte.

Zum Schluß wurde auf die Bedeutung dieser Gattung für die Kulturgeschichte, die durch sie illustrirt wird, hingewiesen und den Gründen nachgeforscht, auf denen die völlige Bedeutungs- und Wirkungslosigkeit der deutschen komischen Bühne beruht. Diese Wirkungslosigkeit tritt besonders scharf im Vergleich mit der Bühne Moliere's hervor, der, wie alle Zeugnisse bestätigen, durch jene beiden Stücke einen natürlicheren und einfacheren gesellschaftlichen Ton hervorrief und die Familie von jener schöngeistigen Krankheit heilte, indem er die damaligen Blaustrümpfe der in Frankreich so furchtbaren Macht des Lächerlichen preisgab. Er that dies, ohne, wie Schlegel meint, einer einseitigen hausbackenen Erziehung und der weiblichen Bildungslosigkeit das Wort zu reden; ein Mißverständniß, gegen das auch der Vortragende sich zu verwahren suchte.

Für Schillers Geburtshaus.

Seit der vorigen Anzeige sind folgende Beiträge uns zugegangen:

Frau W. T. 2 fl. 36 K. O. R. 1 fl. „Ein Scherflein für das Schillerhaus" 1 fl. P. 2 fl. 36 K.

Weitere Gaben werden willkommen sein.

Bremen, 8. April 1858.

Herm. Schaffert.
Dr. F. Pletzer.

Feuilleton.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen ist hervorzuheben ein dreibändiger Roman „Deutsche Träume" von Ludwig Steub, dem Verfasser des trefflichen Buches „Drei Sommer in Tyrol." — Der Roman „Christian Lammfell" von Holtei erscheint in zweiter Auflage. — Nächstens ist ein neues Bändchen der reizenden plattdeutschen Erzählungen „Vertelln" von Klaus Groth zu erwarten; gleichzeitig wird auch eine hochdeutsche Bearbeitung derselben herauskommen. — Unter dem Titel „Marienminne" ist eine Anzahl von Poesieen der mittelalterlichen Dichter Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg, Wernher von Tegernsee in neudeutscher Uebertragung von einem ungenannten Verfasser zusammengestellt worden. — Der Absatz des großen Bibelwerkes von Bunsen ist so bedeutend, daß der erste Abdruck durch die Bestellungen bereits vergriffen ist und zu einem zweiten geschritten werden mußte.

— * Der Dichter Castelli in Wien giebt seine letzten poetischen Arbeiten, Gedichte, Erzählungen, Dramatisches u. s. w. heraus; den Ertrag widmet er dem — Thierschutzverein in Wien.

— * Die Redaction des Frankfurter Museums schrieb in der seit einigen Jahren beliebten Weise eine Novellen-Concurrenz aus, bei welcher die Herren Professor Hillebrandt, Professor Weismann und Dr. Heinrich Koenig das Amt der Preisrichter übernahmen. Es gingen 41 Novellen ein; des ersten Preises wurde keine derselben würdig befunden, den zweiten (von 75 Dukaten) erhielt die Erzählung „Der Reichsbaron" von Ernst Fritze, den dritten (von 45 Dukaten) die Novelle „Glück" von Luise von François in Weißenfels.

— * Am 2. April starb in Elberfeld nach langen Leiden der Dichter Adolf Schults, eines der thätigsten Mitglieder des Poetenkreises im Wupperthale. Einige Sammlungen lyrischer Gedichte von Schults erschienen im Laufe der letzten Jahre; auch schrieb er poetische Erzählungen, z. B. „Ludwig Capet."

— * Die Sammlung für Herrn von Lamartine verspricht nicht die gewünschten und nothwendigen Erfolge, indem sie nicht recht von der Stelle rücken will, obwohl der Kaiser 10,000, Jerome Bonaparte 1000 Franken gezeichnet hat.

— * München feiert in diesem Jahre zwei Jubiläen, das siebenhundertjährige des ersten Auftauchens der Stadt in der Geschichte und das hundertjährige der Akademie der bildenden Künste. Im nächsten Jahre folgt dann das hundertjährige der Akademie der Wissenschaften. Beide Stiftungen rühren von dem Kurfürsten Max Josef III. her.

— * Die norddeutsche Gemäldeausstellung, über welche unser Blatt berichtet hat, ist am 5. April geschlossen worden, um ihre Wanderung nach Hamburg anzutreten. Es wurden 61 Bilder zum ungefähren Gesommtbetrage von 1800 Louisd'or angekauft; das ist, bedenkt man die schwere Zeit der Noth, ein ansehnliches und erfreuliches Resultat. Im Jahre 1856 belief sich der Werth der angekauften Bilder auf 2200 Louisd'or. Wir nennen unter den in diesem Jahre erworbenen Gemälden die folgenden: Friedrich Pecht, Einrücken der Oesterreicher in Venedig nach der Belagerung von 1849 (angekauft vom Großherzoge von Oldenburg), August von Heckel, Episode aus dem Bauernkriege, R. Jordan, Rückkehr des Fischers, A. Lew, die Jungfrau in der Schweiz, der hohe Göhl in Bayern, G. Saal, norwegischer Wasserfall bei Mondbeleuchtung, W. Portmann, die Steinengletscher, die Fuscher-Tauern, C. Adloff, nächtlicher Fischfang, G. Genschow, der hohe Göhl in Bayern, J. Mothysen, scène du cour des miracles, Hengsbach, Hohentwiel.

— * Das Modell der Statue Karl Maria's von Weber, welches neben dem Dresdener Theater errichtet werden soll, ist von Rietschel fast vollendet und soll demnächst öffentlich ausgestellt werden. Dem Ausschusse für die Errichtung des Denkmals fehlen aber noch 3000 Thaler.

— * Die berühmten Raphaelschen Loggien im Vatican zu Rom sind nunmehr durch Mantovani vollständig restaurirt. Jetzt soll auch jener Theil der Gänge, der noch nie gemalt worden ist, verziert werden.

— * Der bekannte Virtuos und Componist Henri Litolff ist seit einiger Zeit in Paris als Apostel der Zukunftsmusik thätig. Er gab im Saale des Conservatoriums ein Concert, hatte aber so wenig Erfolg, daß ihm der Abend für ein zweites Mal versagt wurde. Da wandte er sich durch den Herzog von Coburg an den Kaiser und erreichte seinen Wunsch.

— * Die literarischen Kreise zu Frankfurt a. M. amüsiren sich über ein im Druck erschienenes Lustspiel, welches den Streit persiflirt, in den der Marinerath Jordan und Roderich Benedix in Theatersachen gerathen sind. Herr Marinerath Jordan soll, so heißt es, geängstiget worden sein durch einen Schuß, welcher in seiner Nähe abgefeuert worden, ja, die Schrotkörner desselben sollen seiner Person nahe gekommen sein. Er soll deßhalb ein Attentat auf sein Leben vermuthet und Herrn Roderich Benedix, den Theater-Intendanten, seinen poetischen Nebenbuhler, als Anstifter betrachtet und angegeben haben. Am Ende hätte sich herausgestellt, daß ein Bedienter bloß nach Spatzen geschossen und dem bekannten Seemanne in dieser Weise etwas unbequem geworden.

— * Die Früchte der Besprechung deutscher Bühnenzustände auf der Versammlung von Theaterdirectoren in Dresden beginnen schon sich zu zeigen. Man hat dort beschlossen, eine Reihe von Uebelständen, vor Allem das grausige Unwesen der Theateragenturen anzugreifen und eine Ausrottung derselben zum Heil der Bühne und der Schauspieler zu versuchen. Der ernste Wille und die Energie von Männern wie Gall, Dingelstedt und manchen Anderen, die in Dresden zusammen waren, verspricht gute Erfolge, die freilich einem so eingewurzelten Uebel gegenüber nicht gleich siegreich auftreten können. Die „Allgemeine Zeitung" eröffnet schon eine durch jene Bestrebungen veranlaßte Besprechung deutscher Bühnenzustände. — Der Verfasser sagt an einer Stelle, wo von der Haltung der deutschen Bühnen die Rede ist: „Neuerdings hat man zwar an einigen Bühnen, namentlich in Berlin, sich ganz besonders auf ein klassisches Repertoire capricirt, und thut sich was darauf zu gute, daß der Theaterzettel allwöchentlich drei- bis viermal die Namen Shakspere, Calderon, Lessing, Goethe und Schiller ankündigt; wie wenig aber diese an sich recht löbliche Absicht ihren eigentlichen Zweck erreicht, das wird doch durch den ungleich größern Suceeß klar bewiesen, welchen jedes fade Mode-Machwerk mit seinen wo möglich aus der großen Leihanstalt an der Seine nur geborgten Flittern täglich erlebt. Genügt doch die Grille der Frau Birch-Pfeiffer oder gor die von Herrn von Küstner als moralisches Non plus ultra angepriesene Pariser Fiammina, um alle die genannten Heroen auf Monate aus Thalia's Ehrentempel zu verscheuchen! Wer möchte denn auch Shakspere sein, wo eine Grille Epoche macht, wer eine heiter-poetische Caroline Lindner, wo eine Goßmann mit ihrem „Dummen-Jungen"-Humor die Häuser füllt! Welch einen babylonischen Mischmasch ein deutsches Theaterpublikum verdaut, davon erlebten wir vor noch nicht einem Jahr in demselben Berlin, das jetzt so stark in klassischen Dramen macht, ein auffallendes Beispiel. Es wurde der Rossini'sche Barbier

von Sevilla gegeben, worin die Madrider Sennora Angles de Fortuni die Rosine mit Spieldosen-Bravour und automatischer Seelenlosigkeit in italiänischer Sprache sang, den Dialog aber französisch sprach, vermuthlich weil die Regie denn doch billige Bedenken trug, ob dem Parterre- und Galeriepublikum einer deutschen Oper die wälsche Zunge nicht am Ende gar spanisch oder chinesisch vorkommen könnte."

— * Zur Ergänzung des über Franz Kugler Mitgetheilten dienen noch die folgenden Bemerkungen eines Artikels der „Allgemeinen Zeitung": „Obwohl Kugler stets an allen künstlerischen Bestrebungen der Zeit warmen Antheil nahm, ließ die ruhige Objectivität seines Wesens ihn nicht in jene Einseitigkeit verfallen, welche nur in einer bestimmten abgeschlossenen Richtung die Manifestation der höchsten Ideen anerkennt. Sein redliches Bemühen gegen die Dinge und die Menschen immer wahr und gerecht zu sein, trieb ihn zumeist nach einer geschichtlichen Auffassung des künstlerischen Lebens. Im Laufe von zehn Jahren, von 1831 bis 1841, veröffentlichte er eine Reihe von Arbeiten, die in rascher Folge auf allen Gebieten und in allen Epochen des künstlerischen Schaffens bedeutende, zum Theil ganz neue Resultate ergaben, darunter die Schrift über die antike Polychromie, mehrere Abhandlungen über mittelalterliche Denkmale, die Pommersche Kunstgeschichte, die Geschichte der Malerei in zwei Bänden, und endlich als Schlußstein dieser reichen und fruchtbringenden Thätigkeit das Handbuch der Kunstgeschichte. Mit diesem Werk hatte Kugler die Höhe seiner wissenschaftlichen Bedeutung erreicht. Zum ersten Mal trat hier nach strengem wissenschaftlichen Plan eine klar geordnete Uebersicht über das gesammte Kunstleben aller Zeiten in festen Umrissen, mit dem ganzen unerschöpflich reichen Detail der lebendigen Entwicklung ausgestattet, hervor. Mit dieser bedeutenden That war die Geschichte der bildenden Künste in ihrer universellen Anlage hingestellt, waren die Grundrißlinien des neuen und großen Gebäudes entworfen, an dessen weiterer Ausbildung sich fortan immer mehr junge strebende Kräfte betheiligten, angeregt und angezogen von dem tüchtigen Vorbild. Es gehörte die ganze Frische der Auffassung, die sichere Freiheit des Standpunkts, der klare Blick und die energische Hand eines Mannes wie Kugler dazu um diese Aufgabe zu lösen. Selbst das was seiner natürlichen Organisation mangelte, die Hinneigung zu philosophischer Speculation und aprioristischen Systemen, die selbst unter den Augen Hegels sich unwirksam an ihm bewies, kam dem Bedürfniß nach schlichter Auffassung des Thatsächlichen zu statten."

— * **Dante und Beatrice.** Das von uns in der vorigen Nummer angeführte Buch von **Hartwig Floto**: „Dante Alighieri, sein Leben und seine Werke" (Stuttgart, Besser) ist entstanden aus zwei Vorträgen, die der Verfasser in der Aula der Baseler Universität vor einem Kreise von Männern und Frauen gehalten hat. Es bespricht zunächst die politischen Verhältnisse zu Florenz im dreizehnten Jahrhundert, in die Dante's Familie und er selbst bekanntlich tief verwickelt waren, geleitet den Dichter durch sein erfahrungsreiches und vielgeprüftes Leben und erörtert ausführlich seine Werke. Ueber sein Verhältniß zur Beatrice, welche er feiert, finden sich folgende Angaben: „Die Familie der Alighieri, zu der Dante gehörte, war leidlich wohlhabend und gehörte zu den edelsten der Stadt; wenigstens gesteht Dante, daß er sogar auf seiner Wanderung durch den Himmel jenes „armseligen edlen Blutes" sich freute. Sie hatten sich zu den Guelfen gehalten, und Dante's Vater hatte 1260 bis 1267 in der Verbannung zubringen müssen. Dante — bekanntlich eine Abkürzung von Durante — wurde im Mai 1265 geboren und war schon früh ein ernstes, nachdenkliches Kind, das wenig spielte und viel Neigung zur Wissenschaft zeigte. Das Erste, was wir aus seinem Leben genauer kennen, ist sein Zusammentreffen mit **Beatrice de' Portinari**. Wenn ich von seinem Verhältniß zu Beatrice rede, so folge ich im Ganzen der Schilderung, welche Dante selbst uns hinterlassen hat in jener Schrift, welche vita nuova heißt — vita nuova, weil dieß für ihn der Anfang eines neuen Lebens gewesen wäre, da er Beatrice erblickt hätte. Dieß kleine Buch ist ein sehr sonderbares Werk. Als Dante es schrieb, war Beatrice todt; er hatte mehrere Kanzonen und Sonette an sie oder in Bezug auf sie gedichtet, die zum Theil dunkel waren; er stellte sie nun in diesem Büchlein zusammen und erzählte zugleich die verschiedenen Anlässe, bei denen sie entstanden waren. Sein bester Freund, ein berühmter Ritter und Dichter in Florenz, Guido de' Cavalcanti, hatte ihn darum gebeten. So besteht denn diese vita nuova auf der einen Seite aus Gedichten und auf der andern aus Prosa, in welcher die Gedichte erklärt werden. Namentlich diese Prosa ist wunderbar: zuweilen ist sie fast poetischer als die Gedichte; zuweilen ist es, als würde Dante von seinen Empfindungen so sehr überwältigt, daß er nach Ausdrücken ringen und haschen müßte, um sie darzustellen; und dicht daneben stehen dann wiederum so trockne und pedantische Sachen, daß man sich wundert, wie Beides neben einander hat Platz finden können. Das Ganze ist übrigens Wahrheit und Dichtung; auch vermesse ich mich nicht, in meiner Erzählung mit Dante's eigenen Worten zu reden. Ich muß seine Farben beträchtlich verdünnen und abschwächen; sonst würde eine sonderbare Schilderung zu Tage kommen. Man pflegte in Florenz jährlich die Wiederkehr des Frühlings zu feiern — oder wie Boccaccio in seinem Leben Dante's sagt: „In der Zeit, wo der Himmel die Erde mit seinem Schmuck, mit Blumen und Grün bekleidet, war es Sitte in unserer Stadt, daß Männer und Frauen in ihren Straßen gesellig zusammenkamen." Genug: am 1. Mai 1274 hatte ein sehr edler und angesehener Bürger, Herr Folco de' Portinari, seine Nachbarn bei sich zu Spiel und Tanz versammelt; darunter befand sich auch Nachbar Alighieri mit seinem Sohne Dante, der damals am Ende seines neunten Lebensjahres stand. Dante erblickte nun hier unter den übrigen Kindern die Tochter Folco's de' Portinari, welche soeben ihr achtes Jahr vollendet hatte: sie hieß Beatrice, wurde aber in ihrer Familie mit einer häßlichen Abkürzung gewöhnlich Bice genannt. Sie trug ein rothes Kleid und war geschmückt, wie es ihrem kindlichen Alter anstand. Darf man sich wundern, daß nun, wie es hier geschah, dieß Kind auf ein anderes Kind einen so tiefen Eindruck machte? Ich weiß es nicht; jedenfalls sind wir Menschen ja nicht Einer wie der Andere organisirt, und in Italien wehen andere Lüfte als bei uns. Ich will mit Dante's Worten reden, wie es in der vita nuova steht: „Bei diesem Anblick geschah es — also sage ich der Wahrheit gemäß — daß der Geist des Lebens, der in der tiefsten Kammer meines Herzens wohnt, heftig zu erzittern begann und diese Worte sprach: „Siehe da ein Gott, der ist stärker als ich; er kommt und wird über mich herrschen." Doch hat er damals nicht ein Wort mit Beatrice gesprochen. — Dante's fernere Jugend verfloß unter fleißigen Studien. Seinen Vater verlor er früh; aber seine Mutter, Donna Bella, überwachte des Sohnes Ausbildung in vortrefflicher Weise. Auch in Bologna auf der Universität brachte er längere Zeit zu. Oefters hatte er Beatrice aus der Ferne gesehen; aber erst nachdem neun Jahre seit jener Frühlingsfeier verflossen waren, da sie im Anfange ihres achtzehnten Jahres stand, geschah es, daß sie ihn zum ersten Male grüßte, und es war dieß — so sagte er ausdrücklich — das erste Mal, daß sie überhaupt Worte an ihn richtete. Sie begegnete ihm weißgekleidet, in der Mitte zweier älterer Damen. Er sagt: „Sie wandte die Augen dorthin, wo ich in großem Zagen stand, und grüßte mich so huldvoll, daß ich auf dem Gipfel aller Seligkeit war." An dem Tage, da dieß geschah, verfaßte er das erste Sonett, welches uns erhalten ist; und es war seitdem sein höchstes Glück, von ihr gegrüßt zu werden. Er sagt selbst: „Wenn ich ihr begegnete und hoffen durfte, daß sie mich grüßen würde, so hatte ich keinen Feind mehr. Ich war in einer Stimmung, um Jedem zu verzeihen, der mich je beleidigt hatte." Weiter erzählt Dante in der vita nuova, er hätte sich gehärmt — worüber, sagt er nicht genau; ich glaube jedoch: darüber, daß Beatrice sich verheirathete — und wäre so schwach und hinfällig geworden, daß seine Freunde über sein Aussehen bekümmert waren. Man brachte ihn wohl dahin, daß er ungefähr sagte, was ihm fehlte; doch nannte er Beatricens Namen nicht, sondern war vielmehr darauf bedacht, den wahren Gegenstand seiner Leidenschaft vor Jedermann zu verbergen. Da fiel es ihm einst ein, eine andere junge Dame, die er in einer Kirche gesehen hatte, in Gedichten zu feiern. Sie war, wie er selbst sagt, eine Dame von edler Abkunft und sehr gefälligem Aeußern. „Ich gedachte (so spricht er) mir aus dieser Dame einen Schirm der Wahrheit zu machen" — uno schermo della verità — damit man nämlich nicht entdecken möchte, daß eigentlich Beatrice gemeint wäre. Und in der That: nun glaubte Jedermann sein Geheimniß zu kennen. Das dauerte so mehrere Jahre. Es möchte etwas arg erscheinen, daß er diese junge Dame so lange Zeit bloß als Schirm benutzte; allein ich glaube, sie war ihm mehr als ein Schirm. Denn er sagt selbst, daß er nun gesund und heiter wurde. Auch erzählte er: als sie Florenz verlassen hätte, wäre ihm eines Tages draußen in der Landschaft Amor erschienen im Pilgergewande und hätte seufzend zu ihm gesprochen: „Jene Dame wird nicht nach Florenz zurückkehren, und ich bringe dir hier dein Herz, welches du ihr nach meinem Willen gelassen." Diese Dame also verließ Florenz; und nun dauerte es nicht lange, so hatte Dante einen neuen Schirm gefunden. Da geschah es aber, daß man in der Stadt viel über ihn sprach — und zwar, wie er selbst erzählt, sprach man anders, als es die feine Sitte gebietet: es war für ihn ein arger Schimpf. Dante berichtet über diese Sache nicht genau; aber es geht aus seiner Erzählung hervor, daß die Dame, die eben sein neuer Schirm sein sollte, durch sein indiskretes Benehmen zu leiden hatte. Seit dieser Zeit grüßte ihn Beatrice nicht mehr — zu seinem unaussprechlichen Schmerz — und vielleicht ist sie gestorben, ohne daß eine Versöhnung eintrat; falls hier von Versöhnung die Rede sein kann; denn er sprach ja nie ein Wort mit ihr. Sie war übrigens, wie ich schon gesagt habe, seit längerer Zeit verheirathet — mit einem Edelmanne, Simon de' Bardi, aus einer der bedeutendsten Familien in Florenz; und dieser Simon de' Bardi war — wenigstens später, nach Beatricens Tode — einer von Dante's besten Freunden. So war Dante's Verhältniß zu jener Beatrice, die ihn zum Dichter machte, die ihn (wie er schreibt) über das gewöhnliche Maß der Menschen emporhob." — Sie starb am 9. Juni 1291 in ihrem sechsundzwanzigsten Lebensjahre. In dem Theile der vita nuova, wo Dante von ihrem Tode handelt, sagt er, über Beatricens Ende wolle er nichts schreiben, weil er sonst genöthigt wäre, sich selbst zu loben. Floto findet in diesen Worten eine Andeutung, nicht grade, daß sie ihn vor ihrem Tode hätte zu sich rufen lassen aber daß sie auf dem Sterbebette seiner gedachte und ihm vielleicht einige freundliche Worte sagen ließ über die Lieder, welche er an sie gerichtet hatte. Etwa ein Jahr nach Beatricens Tode vermählte er sich mit Donna Gemma aus dem edlen Hause der Donati.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redakteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

№ 16. Bremen, 18. April. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* François Regnard, ein französischer Lustspieldichter.

Von Karl Frenzel.

Der Ruhm der alten französischen Charakterkomödie ist für uns fast gänzlich in Moliere beschlossen; die Lustspiele von Dancourt, Destouches, Marivaux, die vor hundert Jahren von Paris bis Berlin auf einer ununterbrochenen breiten Straße des Triumphes gingen und die Ehre einer Lessing'schen Kritik erfuhren, gehören jetzt dem Trödelmarkte der Literatur an. Zwischen den beiden, noch immer rauchenden Vulkanen des Tartuffe und des Mariage de Figaro liegt eine lange, gleichförmige Hügelkette, kaum hier und dort ragt eine Spitze hervor, alle überdeckt von den Rauchwolken der beiden Krater. Zwei wunderbare Berge; der eine ist mit lieblichem Grün bedeckt, wie auf dem Vesuv gedeiht der Wein auf ihm, nur über dürren, unfruchtbaren Boden gießt er seine Lavaströme, um auch ihn durch solche Feuertaufe zu beleben; das ist der Tartüffe. Aus dem andern schlägt keine Flamme, Rauch nur — ein Rauch, der die Dämonen wider ihren Willen verräth, die in der Tiefe arbeiten und die Blitze des Jupiter schmieden; an ihm ist nichts Freudiges, nicht eine erquickende Aussicht bietet er dar, aus allen seinen Klüften dampft es heiß und Athem raubend, es ist der Rauch der Revolution.

In diesen beiden Komödien erscheinen plötzlich, fast durch nichts vor ihnen angedeutet, zwei bedeutende, zukunftreiche Weltanschauungen, an poetischem Werth und an Tiefe weder mit den „Vögeln" des Aristophanes noch den Lustspielen von Shakspere zu vergleichen, aber dafür von einer ganz andern praktischen, in's Leben eingreifenden Bedeutung. Und von diesem Punkte muß überhaupt die französische Komödie betrachtet werden; sie hat den Zweck, ein bestimmtes Laster, eine Meinung, einen Wahn der Zeit zu strafen und zu geißeln, sie steht auf dem Standpunkte des Zufälligen, des Gelegentlichen, ihrem Wesen nach ist sie ein Genrebild, wie sie die gleichzeitigen holländischen Meister, die Mieris, Terburg's, Teniers und Ostade's gemalt. Zuweilen, unter der Hand des Genius, vertieft sich ein solches Spiegelbild der Epoche zu einem Spiegel, der nicht mehr einen Punkt im Leben der Menschheit, sondern sie selbst reflektirt, aber die Meisten, die Mittelmäßigkeit, bleiben bei der Wiedergabe des Einzelnen stehen, nur die größere oder geringere Treue in dieser Nachahmung macht ihren Werth oder Unwerth aus. Hier liegt auch das Unterscheidende der spanischen und französischen Komödie; jene ist nicht nur auf Situationen, diese auf Charakterzeichnungen gebaut, sondern Calderon gebraucht das Treiben und Leben, die Mantillen und die braunen Mäntel in der Serenadenstadt Madrid nur zum Hintergrund seiner künstlich berechneten Verwicklungen des Zufalls, seine Gestalten wie seine Erfindungen haben typische, symbolische Formen und gehen — man könnte sagen: körperlos, Wesen aus Aether und Feuer — von Madrid nach Venedig und Wien, so gut wie nach Paris und London; sie verlieren dabei ihre Tracht, ihre capa's und espada's, ihr Herz bleibt dasselbe, eine spanische Komödie hat eben durch ihre allgemeinen Gedanken der Liebe und der Ehre einen poetischen Hauch. Der französische Lustspieldichter sucht andere Wirkungen, er erhebt sich nicht durch ein heitres Lachen über die Leiden und Thorheiten des Lebens, sondern schüttelt sie durch Spott und Verhöhnung von sich ab; da nicht der Zufall, sondern die Menschen bei ihm wunderlich und lächerlich erscheinen, befindet man sich vor einer Reihe dieser Komödien wie in einem anatomischen Museum oder Wachsfigurenkabinet. Es giebt kein Laster und keine Thorheit, die nicht ihre Vertreter fänden, aber je länger wir sie anschauen, desto abstoßender wirken sie auf uns; keine phantastische Erfindung versöhnt mit der Prosa ihrer Erscheinung, kein Elfenspuk läßt Zettel den Weber, keine Zauberkunst des Prospero die Trinker Stephano und Trinculo wie im bengalischen Lichte sich verklären; überall dieselbe traurige Wirklichkeit, spitzbübische Bediente, betrogene Väter und betrügende Kinder. Sind nun gar diese Zeichnungen im strengen, akademischen Stil entworfen, getreu nach Moliere in jedem Faltenwurf, so wird dem Unbefangenen der hohe Ruhm der französischen Komödie doppelt zweifelhaft.

Doch wenn schon die großen, unsterblichen Dichtwerke am Tiefsten nur aus ihrer Zeit begriffen werden, da, wo sie in einer bestimmten, endlichen Auffassung des Ideals und der Schönheit wurzeln, mit welch größerem Rechte können jene Schöpfungen, die im Bereich der Kunst halb der Laune, halb dem Bedürfniß nach geistiger Unterhaltung ihr Entstehen schulden, auch nach diesen Umständen und Einflüssen gewürdigt zu werden verlangen. Sie verlieren bei dieser Betrachtung vielleicht etwas von ihrem objektiven Kunstwerth und illustriren für uns nur ihre Epoche, ihre Zeitgenossen, manche aber treten uns auch näher, wir gewahren in ihnen die Selbstbekenntnisse des Dichters, die Holzschnitte beleben sich in Farben, Licht und Schatten, die reine, realistische Nachbildung von Zuständen und Charakteren vertieft sich durch die eigenthümliche, besondere Anschauung des Künstlers und erhält von ihr Stimmung und Ton.

Zu diesen Poeten, aus deren Versen immer ihr eignes Gesicht sieht, und die um Kopfeslänge über ihre Gestalten hervorragen, gehört Jean François Regnard. — Es ist in der Mitte eines Festes, die Kerzen haben noch ihre Helle, die Blumen in den Haaren und am Busen der Mädchen noch ihre Frische und ihren Duft, ein leichter Champagnerrausch loht auf den Wangen der Gäste, die Musik klingt zum Tanz einladend durch den Saal: der Dichter dieser Festespoesie ist Regnard. Ihm ist das Leben ein beständiger Ball, eine ununterbrochene Serenade. „Um diese meine Kunst des Lebensgenusses würden mich die größten Könige beneiden", sagt er einmal. „Ich würde nicht zufrieden leben, hätt' ich meine Renten nicht immer im blanken Gelde zwei Jahre voraus. Weder das Spiel noch Wein und Liebe reißen mich aus meiner Seelenruhe; thun nach seinem Willen, sich nichts versagen und frei von Kummer bleiben, das ist die Hauptsache, dabei will ich das Ende meiner Tage erwarten."

Als er so dachte, war er schon auf der Mittagshöhe des Daseins, aus den Stürmen der Jugend und der Leidenschaften als ein besonnener Schüler des Epikur zurückgekehrt. Denn ganz ohne Einbuße hatte er diese Ruhe und Erkenntniß nicht erworben, leicht und schmerzlos kaufte noch Niemand die Weisheit. — Zu Paris im Jahre 1656 geboren, fand er sich bei dem Tode seines Vaters als Besitzer eines großen Vermögens, fröhlicher Jugend, in Kraft und Schönheit. Ein wenig eitel, rühmt er sich selbst: „Zelmis“ — das ist er — „gefällt, so bald man ihn sieht, und man muß sich nur hüten, ihn zu sehr zu lieben.“ Sein Gesicht hat weiche, sinnliche Züge, einen Duft wie von Frauenschönheit; trüge er nicht die stattliche Allongenperrücke des Jahrhunderts, erinnerte sein Kopf in seinen geraden, harmonischen Linien an griechische Statuen. Die Welt zu sehen, zu genießen, ist der Trieb der Jugend; auch Regnard führte er in die Ferne. Darin sind sein Wesen und sein Geschick sich gleich, daß sie ihn nirgend ruhen lassen, sondern unstät, bald aus eigenem Willen, bald aus Zwang, von Afrika zum Nordcap jagen. Zweimal war er in Italien, nicht als Künstler oder als Alterthumsforscher, sondern einmal als Spieler, das zweite Mal als Verliebter. Er ist durchaus ein Mann des Augenblicks, des Genusses, eine leichte, schwebende Natur, die mit den Dingen spielt, wie die Dinge mit ihr. Zu Bologna, bei einem Carnevalsfeste, sitzt er auf derselben Galerie mit einer jungen, schönen Dame —, er nennt sie Elvire, eine Provenzalin, leider schon vermählt mit dem Herrn de Prade. Leider, denn ihr wißt ja schon, sobald man Zelmis sieht, liebt man ihn. Auch Elvire entgeht diesem Zauber nicht, beide finden sich auf Maskenbällen, auf Promenaden, in den Säulengängen um den Markt. So sinnlich und leichtfertig auch seine Gedanken von Frauentugend sein mögen, so besitzt Regnard doch ein feines und zartes Gefühl, er weiß diese junge Frau in einen ätherischen Glanz zu kleiden, wo kein Flecken ihre Unschuld trübt, in ihrem Kampfe zwischen Neigung und Pflicht gleicht sie den Heroinen Racine's, den weiblichen Idealen der Zeit, und er selbst, der muthige, zugreifende Regnard, verwandelt sich in einen seufzenden, schwermüthigen Schäfer. Diese Liebe ist durchaus platonisch, sentimental; auf dem Verdeck eines englischen Schiffes, das ihn von Civita Vecchia nach Frankreich heimführen soll, wohin ihn Familienverhältnisse rufen, beklagt er, dem Spiel der Wogen zuschauend, die Unbeständigkeit des Irdischen, daß ihn das neidische Glück so rasch und vielleicht auf immer von der Geliebten verbannt. Aber, o Wunder, war das nicht ihre Stimme, die seine Träumereien unterbricht? Da steht sie bei ihm, sie hat sich auf demselben Fahrzeug mit ihrem Gemahl eingeschifft. Die kurze Freude des Wiedersehens unterbricht sehr ungelegen eine Galeere aus Algier, welche die rothe Piratenflagge aufhißt und nach wildem, verzweifeltem Kampf das englische Schiff erobert, Regnard, die schöne Elvira und ihren Gatten nach dem Sklavenmarkt von Algier schleppt. Es war am 4. Oktober 1677; gerade hundert und zwei Jahre früher machten algierische Corsaren einen andern Christen zum Gefangenen, auch einen Dichter, Miguel Cervantes —; beide haben es nie vergessen, daß sie unter den Mauren auf der Ruderbank der Galeere gesessen, und es für einen Titel des Ruhmes gehalten.

Als Regnard später seine Ulyssesfahrten und seine Jugendliebe schilderte, hatte die Erinnerung die ihnen innewohnende Romantik noch erhöht und selbst das Geringste in diesen Zufällen poetisch verklärt; so ist seine unvollendete Novelle La provençale denn auch nur ein glänzendes, farbiges Bild, nicht eine schlichte Historie dieser Ereignisse, wie im Don Quixote die Erzählung des Christensklaven auf die Erlebnisse des Cervantes sich gründet.

Auf dem Markte von Algier werden die drei Reisegefährten verkauft, Elvire für 1000 Livr. an Baba-Hassan, den Dey der Stadt, Regnard für 1500 Livr. an Achmet Talem. Es gelingt ihm, sich die Gunst seines Herrn zu erwerben, er verspricht ihm ein großes Lösegeld und verrichtet, bis er es erhalten, die Dienste eines Koches. Die Novelle verschweigt mit Recht diese Erniedrigung ihres Helden, sie ist nicht realistisch, sondern läßt ihn frei in Algier umhergehen und die Kunst eines Malers üben. So kommt er auch in den Harem des Deys, um — Elviren zu malen. Welch' ein Wiedersehen! Indeß sie fassen sich und sagen einander die zärtlichsten Worte, die kühnsten Entschlüsse zur Flucht — französisch natürlich, was die andern Frauen nicht verstehen. Und zuletzt ist auch dieser Baba-Hassan ein vollendeter, ritterlicher Fürst, so adlig und zuvorkommend gegen die Damen, als es nur je Ariosto's Helden gewesen; zuweilen denkt man, er sei der Zwillingsbruder des Bajazet aus Racine's Trauerspiel. Ohne ihre Liebe will er Elviren nicht besitzen, und als sie mit Regnard entflieht, aber von andern Corsaren wieder ergriffen wird, macht er ihr zärtliche Vorwürfe, daß sie ihm ihre Abneigung nicht offen gestanden; nicht gegen ihren Willen werde er sie in seinem Palaste festhalten. Andere Abenteuer —, und mit ihnen erreichen wir wieder den Boden der Wirklichkeit —, bedrohen indeß Regnard's Leben. Die Frauen seines Herrn verlieben sich in ihm — er, seinem Princip der Idealisirung getreu, zeichnet sich als den Josef der jüdischen Sage, jene wie die Potiphar. Mit der einen, Fatma, schuldiger Liebe angeklagt, wird er in das Gefängniß geworfen und soll den Feuertod sterben; der französische Consul, Düssault, hat indeß am selben Tage das Lösegeld für Regnard empfangen und beschwichtigt damit leicht den Zorn des geizigen Achmet Talem. So wird Regnard und bald nachher auch Elvire losgekauft. Jede Wolke schien von dem Himmel der Liebenden zu entfliehen, Elvire erfuhr im Hause des Consuls, daß ihr Gemahl in der Sklaverei gestorben, und die Tage, die beide in der Quarantaine zu Marseille und dann zu Arles, in der Heimath, verlebten, blieben selbst dem unstäten, leichtsinnigen Poeten unvergeßlich, mit einer beständigen Glorie gekrönt. Da aber, wo die Unruhe seines Herzens still zu werden, seine Leidenschaft im Besitz sich zu beruhigen anfing, ergriff ihn wieder die grausame Welle seines Geschickes. Er feierte gerade das Fest seiner Verlobung mit Elviren, als bleich, im schlechten Pilgerrock, mager geworden und entstellt, de Prade, der todtgeglaubte Gemahl, unter den Fröhlichen erschien. Zwei Mönche, Mathuriner, deren Ordensgesetz ihnen den Loskauf christlicher Gefangenen befiehlt, hatten ihn befreit, sie begleiteten ihn. In der gegenseitigen Bestürzung Aller ermannte sich Regnard zuerst, er grüßte de Prade, Elvire, die Gäste und verließ Arles nach wenigen Stunden. Diese Wirklichkeit spielt so sehr in Phantastik und Poesie hinüber, daß es nicht auffällt, wenn Elvire mit einem Ausruf diese traurige Geschichte beschließt, der nur die Nachahmung eines Verses von Racine ist. Wie Orest dort zu Hermione sagt: „dein Herz gehört Pyrrhus, für mich sind nur deine Gelübde“, so endet auch Elvire: „das Herz für Zelmis, die Pflicht für den Gatten.“

Solche Ausgleichung ist eben nur eine phantastische, ein Balsam für die vernarbte, nicht für die noch blutende Wunde, und Regnard suchte in neuer Aufregung, neuen Reisen, Abenteuern und Gefahren Beschäftigung und Beruhigung. In ihm lebt etwas von der Wanderlust des sechszehnten Jahrhunderts, auch ein Ruf amplius, amplius! wie er den heiligen Xaverius nach Indien getrieben. Er hatte Italien, Algier, Konstantinopel gesehen, wohin ihn sein Herr Achmet Talem in seinem Gefolge mitgenommen; jetzt, am 26. April 1681, verließ er Paris, um den Norden Europa's zu durchstreifen. Flandern, Holland sieht er im Fluge, in Oldenburg hofft er den König von Dänemark zu finden und wird, da dieser schon abgereist ist, von seinem Verlangen ihm nach Hamburg, nach Kopenhagen nachgezogen. Allein Ruhe fand er nicht — „wie Kranke“, so schildert er selbst seinen Zustand, „die lange an Schlaflosigkeit leiden, suchte auch er in der Aufregung den Frieden.“ Nach einem Monate schon schiffte er sich nach Stockholm ein; Karl XI., der jugendliche König von Schweden, empfing ihn mit Auszeichnung, und als er von seinen Reisen hörte, schlug er ihm vor, Lappland und das Eismeer zu erforschen. Ein neues Ziel für Regnards leidenschaftliche Seele —

sogleich ist er bereit, zwei Landsleute, Corberon und Fercourt, bieten sich ihm als Reisegefährten an, und alle drei verlassen Stockholm, Mittwoch den 23. Juli 1681. Sie fuhren längs der zerklüfteten schwedischen Küste über den bottnischen Busen nach Tornea hinauf. Dort, wo die Stürme sie oft zu landen zwingen, ist Regnard, bei einsamen Spaziergängen die Klippen hinauf, zur Einsicht in sein Wesen, in die Irrthümer seiner Vergangenheit gekommen, sich selber klar geworden. Wie die Wogen sich brechen und zerschellen, „so sind all' unsre Pläne, unsre Entschlüsse für die Zukunft, unsre Hoffnungen, unsre Träume von Glück“, und das Beste ist, „die glückliche Seelenruhe zu finden, die uns festhält, wie der Anker ein Schiff im Sturm.“ Von Tornea, der „letzten Stadt der Welt“, segelten sie in kleinen Booten den Fluß Tornea bis zu seiner Quelle hinauf, durchwanderten weithin das Land, schliefen in den Zelten der Lappländer, verspotteten ihre Zauberer und setzten zuletzt mit dem echten Stolz der Franzosen auf den Felsen von Metavara, von dem sie über das Eismeer bis zum Nordcap schauten, die Inschrift:

Frankreich hat uns geboren; wir waren in Afrika, schöpften
Fluthen des Ganges und irrten mit forschendem Aug' durch Europa,
Viele Gefahren erduldend zu Land, auf der Woge des Meeres,
Standen wir endlich am Fels, wo die Erde dem Fuß sich entzogen.

Zwei Jahre noch dauerten die Reisen Regnards, kaum ist eine größere Stadt Mitteleuropa's zu finden, die er nicht berührt; halb ist er ein Abenteurer, ein irrender Ritter, halb ein Tourist aus unsern Tagen, der seine Reiseeindrücke niederschreibt, nicht ohne Sinn für die scharfe Auffassung der Sitten fremder Völker, der eigenthümlichen Natur eines Landes. Zuweilen, vor den Felsen und Seen Lapplands ergreift ihn die wilde Romantik der Landschaft und erweckt in ihm eine poetische Stimmung, meist aber beobachtet er nur mit kaltem, verständigem Auge, mit spöttischem Lächeln.

Diese Einsicht, daß auf Erden nichts an sich gut oder böse sei, daß nur unsre eigenen oder ererbten Ansichten es dazu machen, eine gewisse vornehme Gleichgültigkeit über die Verhältnisse und die Wechsel des Lebens, das ist die beste Ausbeute, die er von seinen Fahrten nach Paris heimbrachte. Er war erst siebenundzwanzig Jahre alt und geheilt von seinen Leidenschaften für das Spiel, die Frauen, die Abenteuer; um den Preis seiner Jugendliebe, seiner schönsten Hoffnungen ist er ein Philosoph, selbstsüchtig, aber auch sich selbst genügend geworden. Zu Paris, in der Straße, wo die Fontaine des Cardinals von Richelieu sich befand, hatte er ein schlichtes Haus, einen kleinen Garten; vier Meilen von Paris —, wenn man des Morgens die Hauptstadt verließ, konnte man es bei Sonnenuntergang erreichen —, kaufte er das Schloß von Grillon. Dort sah er die erlesenste Gesellschaft um sich, vornehme Herren, den Prinzen Conti, den Marquis d'Effiat, die gefeiertsten Schönheiten der Zeit, die beiden Schwestern Loyson, blond die eine, mit braunen Locken die andere; hier wird ein beständiges Fest gefeiert, nicht rauschend, lärmend, keine Dithyrambe der Jugend, sondern feiner und anmuthiger, lüsterner und künstlicher, Gartenfeste, wie sie der zarte, unübertreffliche Pinsel Watteau's gemalt. Diese Bilder — Regnard hat sie erlebt, seine Komödien bringen sie auf die Bühne. Und hier zeigt sich wieder — ein Punkt, der noch so wenig beachtet wurde — der gegenseitige Einfluß und der innige Zusammenhang zwischen der dramatischen Kunst und der Malerei einer Epoche; wie Poussin und und Racine, gehören Watteau und Regnard zusammen. In dieser glücklichen Muße und Abgeschlossenheit, der ihn seine Aemter, — er war Schatzmeister des Königs bei den Finanzen der Stadt Paris und Forstmeister zu Dourdan, — nur selten entrissen, hat Regnard bis zu seinem 54. Jahre gelebt; die Götter wollten ihm wohl, nachdem er ihnen einmal die Schuld der Sterblichkeit bezahlt, sie ließen ihn plötzlich sterben, wie man erzählt, an einer Arzenei, die er sich selbst bereitet. (5. September 1710.)

Ich sagte schon oben, seine Poesie sei wie ein erster, leichter Champagnerrausch. Was er immer geschrieben, Episteln, Lieder, Satiren oder Komödien, diesen Anflug hat Alles, es ist mühlos entstanden, nicht langsam gereift. Die Musen mögen ihn auch bewahren, Quinault oder Racine nachzueifern, er weiß, seine Göttin hinkt ein wenig. Für ihn, den ungelehrten Poeten, den Freund der Musik, der seine Verse spielend hinwirft, als wären es Rosen aus seinem Garten, ist Keiner thörichter als Boileau; schreibt er nicht seine Gedichte des Abends, mühsam, hinter Folianten, man riecht ordentlich den Lampengeruch und die Antiquität heraus? Er ist freilich der Richter des französischen Parnasses, und die Sitte will es, daß Jeder ihm ein Opfer bringe, so redet ihn denn auch Regnard an: „Liebling der neun Schwestern“, aber warte nur, armer Boileau, bist du erst todt, ruft er dir lachend nach:

Sollte einst sein Buch verschwinden,
Macht das Suchen keine Qual,
Jeder wird es wieder finden
Im Horaz und Juvenal.

Unter dieser glücklichen Hand gewinnt das Wort der Liebe, der Scherz, wie der ernste, gefährliche Gedanke eine anmuthige Gestalt, einen leichten, schimmernden Schmelz. Gefährliche Gedanken, denn sie zweifeln an jeder Tugend, an allem Festen und Heiligen: es ist nichts als Schaum; sie lachen über Alexander, der das Reich des Darius zerstört, so spöttisch wie über die Herzogin, die nicht die Geliebte des Ministers, sondern nur die seines Schreibers geworden. Die Leidenschaft ist ihnen eine Narrheit, der Aufschwung großer Seelen eine tolle Irrung. Die Weltanschauung des Democrit, aber nicht mehr in Lumpen, häßlich und das Auge verletzend, nein — im prächtigen Kleid, an der Tafel, das Champagnerglas in der Hand, ein Mädchen im Arm, so wie auch Rembrandt sich gemalt.

Das Lustspiel verliert in diesen Anschauungen sogleich die bestimmte moralische Tendenz, die den Meisterwerken Moliere's zu Grunde liegt; es erhebt sich über die gebotene Sitte, ohne doch bis zur poetischen Freiheit und Verklärung vorzudringen, zwischen den Komödien Shakspere's, dem Sturm, dem Sommernachtstraum, Was ihr wollt — und dem Misanthrope und Tartuffe bleibt Regnard auf der Stufe der Posse, natürlich im edelsten Sinne. Ich glaube, daß diese Auffassung vom Wesen der Komödie nicht zum geringsten Theil von der Anregung bestimmt wurde, die Regnard von dem italiänischen Theater erhielt. Harlequin, Colombine, Pantalon, diese stehenden Masken, kehren, nur in andern Kleidern, in allen seinen Stücken wieder, sie sind ihm durch jahrelangen Verkehr lieb und vertraut, gleichsam komische Ideale geworden. Ueber die italiänische Bühne, für die er in Paris sieben Komödien geschrieben, ist er zur französischen gegangen, und es giebt fast keine Seite von ihm, wo die Erinnerung an Italien nicht auftauchte. Seine Helden haben es besucht, seine Heldinnen lernen die italiänische Sprache, italiänische Musik. Südliches Leben, südliche Leichtigkeit klingt uns überall an, gewiß, seine Reisen haben Regnard nicht nur gebildet, sondern gemacht, nicht umsonst hing in seinem Zimmer die Kette, die er in Algier getragen. Regnard hat von 1694—1708 dem französischen Theater zehn Komödien gedichtet: die Serenade (1694), der Ball, der Spieler (1696), der Zerstreute (1697), Democrit, die unerwartete Heimkehr (1700), Verliebte Thorheiten (1704), die Zwillingsbrüder (1705), der Universalerbe, die Kritik des Universalerben (1708).

Der Ball, die Serenade sind einaktige Singspiele, in denen Gelächter, Musik und Tanz wechseln, unvollendete Bleistiftskizzen; es ist, als hätte sich die lustige Gesellschaft in Regnard's Landhaus in plötzlicher Laune, ohne Vorbereitung, zur Aufführung einer Komödie entschlossen. Ausgeführter, realistischer ist „die unerwartete Heimkehr.“ Während einer Reise des Vaters feiert Clitandre Feste über Feste im Hause, und da das Geld nicht reicht, verkauft er die Geräthschaften, die Bilder, die Gobelins — o, er hat so gute Freunde, einen Marquis, der den jungen reichen Leuten den Weg durch die Welt zeigt, eine so liebenswürdige Freundin, einen so spitzbübischen Bedienten. Da, mitten im Fest, erscheint Herr Geronte; er ist geizig

und mürrisch, wie sonst in den Komödien nur die Oheime. Elitandre ist verloren, wenn nicht Merlin in der Hausflur wäre. Merlin, der Spitzbube, der Harlequin, der Venetianer. „O!“ sagt er weinend zu Geronte, „es ist ein Unglück geschehen, ein großes Unglück, die Gespenster sind im Hause.“ „Gespenster?“ fragt Geronte ungläubig. „Hört ihr sie nicht?“ entgegnet der Diener. Und die Gesellschaft drinnen erhebt die Gläser und einen schallenden Rundgesang. So, noch vielfach überlistet, wird der alte Herr endlich still, versöhnt sich, als er die Streiche des ungerathenen Sohnes entdeckt, mit ihm, da die Gespenster wenigstens einen Sack mit zehntausend Thalern im Keller unbenutzt haben liegen lassen. — Die Erfindung ist nicht eben neu, ich finde sie schon in der Komödie Aridosio von Lorenzino de' Medici, (Firenze, 1505), welche Pierre de Larivey unter dem Titel „les esprits“ in das Französische übersetzte. Schwerlich war Regnard dieses Stück unbekannt, er vereinfachte nur die Intrigue und schliff die Form. Den Schluß dieser ersten Reihe, wo der Dichter noch „versucht“ und nicht bis zur tieferen Charakteristik und Lösung vordringt, bilden „Verliebte Thorheiten“; sie sind durchaus ein souvenir d'Italie. Ihre Anmuth, ihr Scherz erinnern oft an die „lustigen Weiber von Windsor.“ Schon die Dekoration ist lieblich, romantisch: der Laubgang vor einem Schloß, in dem der alte eifersüchtige Albert seine Mündel, Agathe, verbirgt. Agathe, mit einem französischen, stumpfen Näschen, ist eine Stiefschwester von der Agnes Moliere's, nur keck, lustiger. Um den Vormund zu betrügen und zu dem geliebten Eraste zu kommen, der eben aus Italien heimkehrt und vor den vergitterten Fenstern des Schlosses verzweifelnd vorüber schleicht, spielt sie die Wahnsinnige, jetzt hält sie sich für einen Musiklehrer, jetzt für einen Offizier oder eine alte Dame. Albert erschrickt, entsetzt sich über ihre Raserei und sucht Hülfe bei Crispin, dem verschlagenen Diener Eraste's, der sich für einen umherziehenden Wunderdoctor ausgegeben. Der beweist denn seine Geschicklichkeit auch an Albert selbst, den er fortschickt, Arznei zu holen, während die Liebenden entfliehen. Wenn gegen solche „leichte Sommervögel“ die alte, strenge französische Kritik mit ihren Regeln, ihrer „Schicklichkeit“, ihren „vorbereiteten Lösungen“ verdammend auftritt, so sieht man den tiefen, unversöhnlichen Gegensatz, der schon damals zwischen der Akademie und den unabhängigen Poeten bestand. Solche dithyrambische Ergüsse der Laune, fröhlicher Stimmung entziehen sich der Beurtheilung, sie wollen nur genossen, wieder empfunden sein; die „verliebten Thorheiten“ gehen im Gefolge von Shakspere's „Wie es auch gefällt“, es sind lose aneinander gereihte Scenen; schade — es wird keine „erste komische Liebhaberin“ diese Zeilen lesen, sonst möchte ich ihnen allen die „Agathe“ als eine vortreffliche Gastspielrolle vorschlagen.

Denn in ihr entwickelt sich zuerst Regnard's Talent zu anmuthigen, komischen Zeichnungen; eine Fülle naiver, fein dem Leben abgelauschter Züge macht Agathe zu einem Typus schalkhafter, trotziger und doch lieblicher Mädchennatur. Daß die Sitte vor der List der Liebe weicht, daß Agathe nicht nur dem Vormund entflieht, sondern ihn auch um eine Börse mit hundert Louisd'or bringt, mag die Moral des „französischen Merkur“ als einen unerhörten Verstoß beklagen, ich denke an Shakspere's Jessica und rufe mit Regnard: „Es leben die Glücklichen!“ Außer diesem Charakter findet sich aber in diesen ersten Komödien kein zweiter, der sich scharf von den Mustern Moliere's unterschiede. Geizige Väter, eifersüchtige Alte, verschlagene Diener, listige Zofen, sie alle waren schon wiederholt, in jeder Tracht, unter jedem Namen, über die Bühne geschritten, mit demselben unveränderlichen, conventionellen Ausdruck. Nur die Situation gewinnt bei Regnard ein frischeres Leben, einen freieren Humor. Zu diesen Vorzügen gelingt es ihm auf der zweiten Stufe seiner Kunst, in „Democrit, der Zerstreute, die Zwillingsbrüder“, zwei neue, originale typische Gestalten der Zeit zu schaffen: den Marquis und den Chevalier, deren Vollendung er in seinen beiden Meisterwerken, dem „Universalerben“ und dem „Spieler“, erreicht. Was ist ein „Marquis“ am Ende des siebzehnten Jahrhunderts? Ein Abenteurer, ohne Vermögen, ohne Stellung, mit einem klingenden Namen aus der Gaskogne oder der Normandie. Ein Mann, der zum „Chevalier“, dem Helden der Komödie, wie Mercutio zu Romeo steht. Zuweilen weiß er den Degen zu führen, meist aber besitzt er nur die Kunst des Tanzes, des Spiels, sein Anzug ist übertrieben, wie seine Rede, die Goldstickereien seines Kleides so falsch, wie seine Schulden echt. Bei Moliere erscheint der „Marquis“ nur als eitler Thor, bei Regnard verbirgt sich in dieser Maske der Einfalt ein gewandter Betrüger, der einen Angriff auf deine Börse oder auf eine reiche Wittwe bedenkt. Hippolyte Lucas bemerkt in seiner histoire du theâtre français, daß Regnard den „Marquis“ zuerst ihren Titel und Rang bestritt, und führt eine Stelle des Herzogs von Saint-Simon an. „Es ist wahr“, sagt dieser, „die Titel: Graf und Marquis sind in den Staub gesunken, weil so viele Leute, ohne Geld und Gut und Namen, sie in Anspruch nehmen.“ Das Leben und Treiben des „Marquis“ gleicht genau dem der griechischen Parasiten, sie ordnen die Feste, die Spazierfahrten an, sie führen als Mentor den jungen Mann in die große Welt ein.

Der Telemach, der aus dieser Schule kommt, ist der „Chevalier“ Regnard's, sein Schooßkind, der honnête homme der Zeit. Schön, tapfer, Frauen bethörend, wie Paris und Achilles — das die obere Seite der Medaille; die Kehrseite zeigt ihn als Spieler, Trinker, Raufbold, er wechselt seine Geliebten oft, wie seine spanischen Handschuhe, kein Gewissen schlägt in ihm, wenn er einer alten Dame Liebe schwört und ihren Geldbeutel dabei zu seiner „Kriegsausrüstung“ plündert, endlich — doch hier mag ein Faktum auch diese Seite des „Chevaliers“ aufklären. Als der Herzog von La Feuillade, Saint-Simon erzählt es, zur Armee nach Deutschland durch Metz reiste, blieb er im Palaste des Bischofs; das war der Bruder seines verstorbenen Vaters, ein reicher, alter Herr, der schon in die Kindheit zurückgefallen. Der Herzog brauchte Geld, von den Dienern forderte er die Schlüssel zu den Schränken, und auf ihre Weigerung brach er die Schlösser auf, nahm 30,000 Goldthaler, viele Edelsteine und ließ nur das Silber zurück. Das ist ein Zug dieses modernen Telemach, der in der Schilderung des Dichters keine Entschuldigung finden würde, bezeugte die Geschichte nicht wenigstens seine Wirklichkeit. Trotz alledem blieb der Herzog von La Feuillade ein liebenswürdiger Cavalier, ein vollendeter honnête homme, gerade wie Regnard's Helden, die zuweilen ähnliche „kühne Griffe“ wagen. Nur daß sie es mit einer Harmlosigkeit thun, so rasch, so entschlossen, daß dem Leser nicht einmal zum Kopfschütteln Zeit bleibt, ist das Eigenthümliche; ohne ihr Wissen und Wollen lehren diese Gestalten und Situationen des Dichters Ansicht von der absoluten Indifferenz unsrer Thaten. Jedem ist Alles erlaubt; wehe, wer sich selber schadet — aber lacht den aus, der sich betrügen läßt! Die Welt gehört der Jugend, der List und der Keckheit; was wollen die Alten darin? Ihr Stillschweigen ist ihr einziger Protest gegen diese Weltordnung.

Der Versuch, die Philosophie des Democrit zum Gegenstand eines Lustspiels zu machen, ist Regnard in seiner Komödie „Democrit“ mißlungen. Die Fabel endigt in einer Erkennungsscene, die, ganz wie die alten Romanzen, die Schäferin in eine Königstochter verwandelt. Wie im grauen Gewebe bunte Streifen, so laufen durch diese sentimentale Handlung die dunklen Reden des Democrit, die Abenteuer seines Dieners Strabo und seiner Gattin Cleanthis, der er vor zehn Jahren entlaufen, und die lustigen Späße des Bauern Thaler. „Dieser Thaler“, bemerkt Lessing in der Dramaturgie in Uebereinstimmung mit dem Urtheil der histoire du theâtre français von Parfaict (die überhaupt ein unentbehrliches Hülfsbuch bei dem Studium der Dramaturgie ist) „ist der beste, drolligste und ausgeführteste Charakter des Lustspiels, ein wahrer Bauer, schalkisch und geradezu, voll boshafter Schnurren.“ (Hamb. Dram. 17. St.) Regnard's Athen, sein König und sein Hof, ist ein Phantasiebild,

wie das im „Sommernachtstraum“, nur schaut hier, verletzend genug, Paris und seine Gesellschaft aus den Rissen des Gemäldes hervor. Nicht im Phantastischen, auf realem Boden allein wurzelt seine Komik. „Der Zerstreute“ eröffnet uns diese Welt des „guten Tons“, eine Reihe Genrebilder, die mit Metzu und Terburg an Feinheit der Schilderung wetteifern. In seinem Kapitel „de l'homme“ hatte La Bruyère auch das Bild eines Zerstreuten, des Grafen de Brancas, entworfen, eine tadellose Federzeichnung; diese hier erzählten Züge und Handlungen brachte Regnard auf die Bühne, neue hat er nicht erfunden. Sein Leander kann als Muster eines geistvollen, verständigen, ehrenwerthen Mannes gelten, nur wirft er einmal das Dintenfaß statt des Sandfasses über einen Brief, sucht seine Handschuhe, wenn er sie trägt, und spricht zu Isabellen, die er nicht liebt, so warm, als wäre sie Clarice, die er verehrt. Zu seinem Glück hat er Carlin zum Diener, einen Burschen, der witzig und immer schlagfertig die Irrthümer des Herrn wieder gut zu machen weiß und ihn am Schluß des Stückes noch erinnert, daß er eben geheirathet habe, denn Leander hatte es vergessen. Als sein Nebenbuhler bei Isabellen tritt der „Chevalier“ auf. „Ich muß wohl lachen“, sagt er zu seinem Oheim Valere, der ihn zur Besonnenheit ermahnt, „über Alles, was ich meiner Lebtage gesehen.

> Doch ist es nicht das Beste in diesem Wortgefecht,
> Daß beide wir behaupten, wir hätten beide Recht?“

Und später schildert er ihm sein Leben:

> „Was thu' ich denn, das dir so sehr mißfiele?
> Ich liebe, trinke, spiele — in dem Allen
> Bemerk' ich nichts, was deinen Zorn verdiente.
> Geräuschlos geh' ich in der Dämmerung
> Mit ein'gen Freunden, ein'gen Flaschen Weines
> Zu freundlichen und ehrenwerthen Frauen,
> Von deren Tugend rings das Viertel duftet.
> Dort bringen wir die Nacht in Freuden zu.
> Um der Verläumdung selbst den Schein zu nehmen,
> Verlassen wir am Mittag erst das Haus,
> Und Jeder kehrt langsamen Schrittes heim.
> Am ganzen Tag nur eine einz'ge Mahlzeit,
> Kein Kranker könnte regelmäßiger leben.“

Bei der Geliebten führt er sich als Lehrer der italiänischen Sprache ein, und beide conjugiren amo, als die Mutter sie überrascht. Schnell gefaßt, nimmt der „Chevalier“ sie an der Hand, tanzt eine „Courante“ und zwingt ihr durch solche „liebenswürdige Unart“, wie der Dichter es nennt, die Einwilligung zur Heirath ab. Wohl, ich zürnte dem muntern honnête homme nicht, wollte er nur seine Schwester nicht in ein Kloster bringen, um ihre Mitgift seinem Erbe zuzufügen; ein häßlicher Zug, aber ein Zug der Zeit, der in den „Menechmen“ noch weiter ausgearbeitet wird, wo der „Chevalier“ seinem Zwillingsbruder Geliebte und Vermögen raubt und am Ende noch den Großmüthigen spielt, ihm die Hälfte des Geldes giebt und ihn mit einer alten Dame verlobt, der er selbst vorher ein Eheversprechen gethan. Der Grund der Fabel ist die täuschende Aehnlichkeit zweier Brüder, die indeß in ihren Charakteren die schroffsten Gegensätze bilden; der Eine kommt aus der Provinz, ein harter, eigensinniger Kopf, aber durchaus wahr und ehrlich, wenn auch von rauher, schroffer Sitte, der Andere ist Alles in Allem, ein „Chevalier.“

(Schluß folgt.)

* Sardinische Sprichwörter.

Mitgetheilt von Nicolaus Delius.

Wer sagt, was er weiß, der verliert, was er hat. (Qui narat quant' ischit, perdet quantu hat).

Wer in's Hospital geht, fügt sich dem, was man ihm anthut. (Qui andat ad s' ispidale, istat ad su qui li faghent).

Wer Dornen säet, der gehe nicht barfuß. (Qui semenat ispinas non andet isculzu).

Die Frische des Sommers nehmen die großen Herren für sich. (Su friscu de istiu, lu regoglint sos segnores).

In jeder Thür giebt es Nägel. (Ind' ogni janna bi hat jau).

Im Himmel giebt es keinen Winter. (S'ierru non istat in chelu).

Der Eidschwur ist da um den Diebstahl zu decken. (Sa jura est pro coberrer sa fura).

Aus Furcht vor Dieben läßt man den Feigenbaum ungepflanzt. (Pro paura de sos ladros non si pastinat sa figu).

Jede Wolle kommt unter den Kamm. (Ogni lana benit a pectene).

Das Jahr, wo es Bohnen mit Speck regnen wird. (S'annu qui det pioer fa cum lardu).

Ein warmes Bett, ein kaltes Haus. (Lectu caldu, domo fritta).

Das Almosengeben hat noch Keinen arm gemacht. (Sa lemosina non hat mai impoveridu a niune).

Wer zwei Hasen verfolgt, verfolgt keinen. (Qui sighit duos leperes, non nde sighit mancuno).

Sterben ohne Licht und ohne Kreuz. (Morrer senza lughe et senza rughe).

An der Verrücktheit und Poesie hat Jeder seinen Antheil. (De macchine et poesia ognune hat sa parte sua).

Im Monat Mai ist jeder Klepper ein Pferd. (In su mese de maju ogni runzinu est caddu).

Schlage den Bösen, und er wird böser; schlage den Guten, und er wird besser. (Iscude su malu, et peorat: iscude su bonu, et mezorat).

Bei fremdem Leid weiß Jeder sich zu fassen. (In sos males anzenos ognunu si cumponet).

Zu den Großen stelle dich wie zum Feuer: weder zu nahe, noch zu fern. (Cum sos mannos ista coment' et in su fogu, ne tantu accurzu, nen tantu allontanu).

Wer nicht zu beten versteht, der gehe zu See. (Qui non ischit pregare, qui andet a mare).

Vom Martinstage an ist jeder Most Wein. (Dai Sanctu Martinu, ogni mustizzolu est binu).

Nicht alle Lämmer gehören den Füchsen. (Non totu sos anzones sunt de sos mazzones).

Jeder Fuchs verliert am Ende den Schwanz. (Ogni mazzone benit a perder sa coa).

Wer nichts Besseres hat, der legt sich zu seiner Frau. (Qui non hat mezus, cum sa muzere si corcat).

Beim Sterben und beim Geborenwerden giebt es immer Kosten. (In su morrer et in su nascher semper bi hat espesa).

Die Welt gehört dem, der sie haben will, der Himmel dem, der ihn erlangt. (Su mundu est de quie lu queret, su chelu de quie l'alcanzat).

Ein magerer Gaul hat viele Fliegen. (A caddu lanzu musca meda).

Wenn du zahm werden willst, so nimm ein Weib! sagte Einer zum Meere. (Si queres ammasettare, lea muzere: naraiat unu ad su mare).

Wer in der Weihnachtsnacht geboren wird, der beschützt sieben Häuser in der Nachbarschaft. (Qui naschet sa nocte de Nadale bardiat septe domos de su bighinadu).

Die Noth bringt das alte Weib zum Laufen. (Sa necessidade faghet sa bezza a currere).

Der Märzschnee dauert so lange wie ein schlechter Miethsmann. (Su nie martulinu durat quantu durat su malu bighinu).

Von einem Nein! wird das Papier nicht schwarz. (Dai su no, non si tinghet pabiru).

Jeder weint mit seinen eignen Augen. (Ognune pianghet cum s'oju sou).

Augen, die sich nicht sehen, vergessen einander zugleich. (Ojos qui non si bident, de pare s' ismentigant).

Besser heute das Ei als morgen das Huhn. (Mezus est hoe s'ou qui non cras sa pudda).

Das Oel macht die Mühle gehen. (S'ozu faghet andare su molinu).

Wenn du Papst werden willst, so setze es dir in den Kopf. (Queres benner Paba, ponedilu in conca).

Die Mönche treten in's Kloster ohne sich zu kennen, leben ohne sich zu lieben, sterben ohne sich zu beweinen. (Sos padres intrant senza si counoschere, vivent senza si amare, morint senza si pianghere).

Weder ein Ochs gehört in den Weinberg, noch ein Mönch in's Haus. (Ne boe in binza, nen padre in domo).

Wer einem fremden Hunde Brot giebt, verliert Alles. (Qui dat pane a cane anzenu, perdet totu).

Zum Brote im September und October gehört heißes Wasser und viel Sauerteig. (Pane de Cabidanni et de Santuaini, abba calda et bene pesadu).

Es giebt keine Sippschaft, in der nicht irgendwem der Schwanz fehlte. (Non bi hat parentadu qui non bi hapat iscoadu).

Das Gebären verschönert, das Säugen macht alt. (Su parturire est imbellire, s' allactare est imbezzare).

Wer kein Leid hat, hat auch kein Mitleid. (Qui non patit, non compatit).

Wenn du die Geduld verlieren willst, so verfasse Wörterbücher. (Si queres perder patientia, cumpone vocabularios).

Aus fremder Haut schneidet man breite Riemen. (In pedde anzena corrias largas).

Ein Fell, das nicht vergeben wird, wird nicht gegerbt. (Pedde qui non si dat, non s'iscorzat).

Den Stein, so wie er aus der Hand geht, führt der Teufel weiter. (Su pedra da qui bessit dae manu la jughet su demoniu).

Der Mund ist ein kleines Loch, und doch geht ein ganzes Schloß hinein. (Sa bucca est unu pertuseddu, et b' intrat unu casteddu).

Gekochtes Fleisch kann nie wieder roh werden. (Sa petta cocta non podet torrare mai crua).

Knaben, Esel und Weiber, wenn man sie nicht antreibt, thun nichts. (Pizzinnos, ainos et feminas, si non sunt toccados, non faghent nudda).

Es machen, wie die Leute in Bosa: wenn es regnet, so lassen sie es regnen. (Faghere comente faghent in Bosa: quando pioet, laxant pioer).

Du willst, daß es regne und doch keinen Dreck gebe. (Queres qui pioat et qui non factat ludu).

Bischöfe und Eheleute sind von Gott bestimmt. (Piscamos et cojuados sunt dai Deus destinados).

Es ist besser den Finger zu verlieren als die Hand. (Mezus perder su poddighe qui non sa manu).

Ein fettes Schwein frißt auch Schnee. (Su porcu rassu mandigat nie).

Wehe dem, der eine Mahlzeit aus fremdem Hause erwartet. (Iscuru a quie ispectat pranzu de domo anzena).

Wer baut und wer Processe führt, mache sich auf das Elend gefaßt. (Fraiga et preta, miseria ispecta).

So lange er keine Flügel hat, fliegt der Vogel nicht. (Innantis de ponner alas su puzone non bolat).

Die bösen Früchte des Carnevals erntet man in der Fastenzeit. (Sos fructos de carrasegare si accoglint in quaresima).

Es ist sehr schwer, den Frosch aus dem Sumpf zu holen. (Est meda difficile bogare nde sa rana dai su pantamu).

Bei Gott und beim König braucht es wenig Worte. (Cum Deus et cum su Re pagas paraulas).

Wer Rom nicht sieht, der glaubt nicht an Rom. (Qui non bidet a Roma, a Roma non creet).

Der deutsche Barde Rhingulph.

* Vor Kurzem schilderte uns Hermann Allmers in seiner Skizze „Ludwig Gleim und seine Zeit" das literarische Kämpfen und Ringen, das vor hundert Jahren die Morgenröthe eines besseren Tages war. Dieselbe Zeit und besonders das deutsche Bardenwesen ist der Hintergrund, auf welchem sich eine Schrift von H. F. Knothe: „Karl Friedrich Kretschmann, der Barde Rhingulph" (Zittau, Pahl'sche Buchhandlung) bewegt, indem sie einen Beitrag zur Geschichte des Bardenwesens giebt. Der Verfasser erneuert das Andenken an einen Dichter, der eine Zeitlang gefeiert war, über den aber die neuere Kritik fast gänzlich den Stab gebrochen hat. Ihr Urtheil bezeichnet Knothe als zu hart und unbillig und nimmt den Zittauer Barden gegen dasselbe in Schutz, ohne in den Fehler der Ueberschätzung des Poeten, den er mit Liebe studirt hat, zu verfallen. Wir folgen dem Verfasser auf einen Augenblick bei seiner Schilderung.

Die Jugend Kretschmanns, dessen Leben von 1738—1809 reichte, fiel in jene Zeit, wo eben das Interesse an der Literatur oder den schönen Wissenschaften, wie man sie nannte, durch ganz Deutschland allgemein erwachte. Seitdem des steifen Gottsched früher kaum angezweifelte Diktatur in Sachen des Geschmacks gebrochen war, entfaltete sich freier und selbständiger die deutsche Dichtung, und es schieden sich aus dem Chaos poetischen Drängens und Strebens nach und nach bestimmte Richtungen der Poesie, vertreten durch die hervorragenderen Geister, denen sich die kleineren und jüngeren in Verehrung und Nachahmung anschlossen. Klopstock mit den das Gemüth mächtig ergreifenden und erhebenden Tönen seiner sionitischen Harfe stand auf der Sonnenhöhe seines Ruhmes bei allen gefühlvollen Seelen, und Gleim's Anakreontische Lyrik entsprach der frischen Lebenslust der gebildeten Jugend, während die kräftigen Klänge seiner preußischen Grenadierlieder (1758) zugleich dem durch Friedrichs des Großen Siege über die Franzosen neuerwachten Nationalgefühle der Deutschen einen patriotischen Ausdruck gaben.

Auch an Kretschmann ist der Doppeleinfluß, den grade diese beiden allgemein anerkannten Dichtergrößen jener Zeit auf seine poetische Entwickelung übten, deutlich zu erkennen. Während zwar das älteste von ihm bekannt gewordene Gedicht, das Lied „an die Muse" (1760) und die Lustspiele, die er in der „Sammlung vermischter lyrischer und epigrammatischer Gedichte" herausgab, in Form und Inhalt offenbar noch ganz den Charakter Gottsched'scher Dichtung an sich tragen, so spricht er dort bereits seine Vorliebe für Gleim offen aus; und wie er in seinen lyrischen Dichtungen sein ganzes Leben hindurch der Anakreontischen Manier Gleims treu geblieben ist, so zeigen viele der 1774 erschienenen „Hymnen", daß er auch in Klopstock's ernster Weise und in dessen antiker Strophenform zu dichten verstand.

Da gab ein Buch nicht nur seiner, sondern der Dichtung und Stimmung eines großen Theils der Nation eine neue, eigenthümliche Richtung. Im Jahre 1764 erschien die erste (prosaische) Uebersetzung des Macpherson'schen Ossian, welcher 1768 des Wiener Jesuiten Denis Uebersetzung in Hexametern folgte. Kaum sollte man es für möglich halten, daß eine beabsichtigte Mystifikation, (denn als eine solche hat sich der Macpherson'sche Ossian erwiesen) einen so mächtigen Einfluß auf die Gefühlsstimmung und die poetische Richtung einer ganzen Nation üben könne. Die krankhafte Erregtheit der Gefühle, welche sich in endlosen Thränen ausweinen mußte, die nebelhafte Unbestimmtheit der Contouren, in welche dieses Gefühlsleben von der Dichtung nur eingerahmt zu werden brauchte, das schwär-

merische Entzücken an endlosen Gesprächen und Monologen, welche die Stelle der fehlenden Handlung vertreten sollten, mit einem Worte, die Sentimentalität, welche bisher schon durch die Klopstock'sche Poesie verherrlicht und verbreitet worden war, erhielt durch diese vermeintlichen Lieder des celtischen, stammverwandten Barden auch noch den Stempel echt germanischen Urcharakters aufgedrückt. Aber auch das in Deutschland neu erwachte Nationalgefühl drängte jetzt Dichter und Dichtung zu der idealen Ausmalung der Urzustände des deutschen Volkes und seiner alten Kraft und Einfalt zurück, wie ja zu gleicher Zeit die bedeutendsten Geister anderer Nationen das Heil der Menschheit in der Zurückführung aller socialen Zustände zu der Einfachheit der Uranfänge des Menschengeschlechts suchten. So vereinigten sich die verschiedenen poetischen Richtungen der Zeit in der Bewunderung und Verehrung des celtischen Barden. Aus den himmlischen Höhen der seraphischen Dichtung suchte man sich daher jetzt auf den festeren Boden des eigenen Vaterlandes zu versetzen und statt der halbmythischen Personen der biblischen Epen nationale Helden zu desingen. Zu den altdeutschen Heroen aber paßte nun auch nicht mehr der christliche Gott mit seinen Engelschaaren, ebensowenig der griechische Olymp mit seiner Götterwelt. Zum Glück war eben zu jener Zeit der ganze nordische Götterhimmel, durch Herausgabe der jüngeren Edda, dieser vollständigen Mythologie des Nordens, erschlossen worden. Und so erstand in Deutschland zu Ende der sechziger und Anfang der siebziger Jahre eine ganz neue, Anfangs mit großem Jubel begrüßte, bald darauf viel verspottete und gegenwärtig meist unbedingt verurtheilte Dichtungsart, die sogenannte Bardenpoesie, in welcher sich Sentimentalität und Vaterlandsgefühl in altgermanischem Gewande zu vereinigen suchten.

Der Ruhm, diese Ossian'sche Poesie in Deutschland zuerst nachgeahmt und die nordische Mythologie auf den Boden der deutschen Dichtung verpflanzt zu haben, gebührt dem dänischen Rittmeister J. W. von Gerstenberg in seinem 1766 herausgegebenen »Gedicht eines Skalden.« Dasselbe enthält in 5 Gesängen die Phantasie des Geistes eines nordischen Helden, Thorlaug, der nach tausendjähriger Grabesruhe über seinem eignen Grabhügel und dem des Freundes schwebt und jetzt, da er auf diesem Heimathsboden durch das Christenthum und dessen Kultur Alles verändert erblickt, sein früheres Erdenleben und der alten Götter Herrlichkeit in der Erinnerung vorüberziehen läßt. So ist denn die ganze nordische Mythologie sehr naturgemäß durch Dänemark, das Bindeglied zwischen Deutschland und dem Norden, nach Deutschland übergeleitet worden. Klopstock, welcher damals auch noch in Kopenhagen lebte und sich schon seit einiger Zeit mit dem Studium altdeutscher Geschichte, Sprache und Mythologie beschäftigte, auch bereits mehrere seiner früheren Oden umgedichtet und theilweise mit skandinavischer Mythologie versetzt hatte, wurde durch dieses Gedicht eines Skalden mindestens in der eingeschlagenen antik-nordischen Richtung seiner Poesie bestärkt und zu neuen Projekten, nämlich zu einer Tragödie mit Bardengesängen, der Hermannschlacht, angeregt. Noch ehe aber dieselbe (1769) erschien, veröffentlichte bereits im Herbst 1768 Kretschmann seinen »Gesang Rhingulphs des Barden, Als Varus geschlagen war«, wenn derselbe auch die Jahrzahl 1769 trägt. Und so gebührt Kretschmann jedenfalls der später freilich zweideutig gewordene Ruhm, zuerst in Deutschland als »Barde« und unter einem besonderen Bardennamen aufgetreten zu sein. Er selbst gesteht, die Anregung dazu durch Gerstenberg erhalten zu haben. Eine Abhängigkeit von Klopstock aber war einmal der Zeit nach gar nicht möglich und wird durch Kretschmanns ausdrückliche Versicherung widerlegt.

Die Varusschlacht ist so eben geschlagen. Auf den Leichenhügeln der erschlagenen Römer erhebt sich wieder die Freiheit Deutschlands. Den Barden, »dem das Saitenspiel vom Himmel zum Loose fiel«, drängt es jetzt, den Sieg und die Sieger durch den Gesang zu verherrlichen. »Held Hermann fülle den Gesang; Ihn fülle Varus Untergang!« Zuvor aber erzählt er uns von der eignen Jugend idyllischem Glück, von seiner Freundschaft mit Gottschalk, dem Gespielen, von dem ahnungsreichen Walten des Jünglingsherzens, das die Liebe noch nicht kennt und doch sich nach derselben sehnt, von Irmengard alsdann, die er, von Freia selbst dazu ermuntert, sich zur treuen Gattin erkoren. Hierauf schildert er des ganzen deutschen Lebens ideale Herrlichkeit. »Halt die Kriegessaiten an, Harfe geh auf sanftrer Bahn; Laß itzt zärtre Töne ringen. Sanft will ich's der Nachwelt singen, Wie der Krieger Sitte war. Lern' es, Enkel, daß in Blöße Reichthum, und in Unschuld Größe, Tapferkeit in Tugend war.« Von der Mutter auferzogen, frisch wie der schöne Eichbaum, wächst Deutschlands Jugend auf. Jagd ist des Knaben, ist des Jünglings Lust. Im Walde findet ihn bereits der frühe Morgen. »Der Tag entbrennt; er fühlt das sanfte Glühen, Er sieht die Wiesen frischer blühen, Er athmet kühle Frühlingsluft, Durchbalsamt von dem Blüthenduft. Da strahlt die Freud' aus seinen Blicken! Da ist Andacht; da ist Entzücken! Da feyert er die göttliche Natur: Das Herz ist Priester; Tempel ist die Flur.« Hat der Jüngling dann das Mädchen, kräftig, gleich ihm, das er liebt, gefunden, so leben sie vereint ein selig Leben in aller Genügsamkeit dahin. Abends kreist dann unter den am häuslichen Tische versammelten Freunden der bescheidene Becher. Bei solchem Mahle war's, als einst Siegmar und Hermann und andere Fürsten die Knechtschaft der Römer zu brechen gelobten, worauf Veleda, die weise Seherin, in der moosigen Höhle sie zu Kampf und Sieg weihte. Denn unerträglich war der Römer Herrschaft geworden. Mit Schmeichelkünsten haben sie auch von Deutschlands Söhnen viele zum Abfall vom Vaterland verlockt. Wohin sie vorgedrungen, da flieht mit der Freiheit auch die Tugend. Des Barden eigen Weib hat der römische Tribun verführen wollen; doch er hat dafür den blutigen Lohn empfangen. Der Kampf gegen die Unterdrücker hat inzwischen begonnen. Auch Rhingulph zieht siegesmuthig ins Feld. »Auf einmal Posaunte der Ruf zum Streite! Froh gürtete den Todesstahl Mir Irmgard an die Seite; Verbarg im Helm mein flatternd Haar Und reichte Lanz' und Bogen dar, Und weyhte mich zum Streite.« Zu einem nächtlichen Ueberfall ist jetzt Alles vorbereitet und der Schlachtgesang erschallt: »Willkommen in Gewitterpracht, Willkommen uns gewünschte Nacht! Des Blitzes Licht gnügt unsrer Bahn: Drum halt des Mondes Fackel an.« Aber die Römer waren wohl auf der Hut. Sie führen im Glanz der Morgensonne die Legionen in die Schlacht. »Seht da, die purpurnen Paniere Flattern in den Lüften schön; Die goldnen Legionenführer, Die Adler schimmern in den Höhn; Die stampfenden Roße wiehern; Laut schreyt die Tuba, der Feldherr laut. Ha! welche fürchterliche Menge! Wie stolz! Wie so im Siegsgepränge!« Auf sie stürzen sich die Deutschen in wilder Kampfeslust. Hermann ihnen voran. »Ihm nach über Berge von Leichen! Ihm nach, wo ihre Schwerter die Luft Und ihre Pfeile durchstreichen! Hinan, und schmettert sie herab Von steilen Felsenspitzen!« Da schleicht matt aus der Schlacht ein römischer Krieger; es ist Gottschalk, Rhingulphs Jugendfreund, jetzt übergegangen zu den Römern. »Weh mir! Bist dus Verräther? Nicht deutsch mehr, Freund auch nicht!« Nach kurzem Kampfe erliegt er Rhingulphs Streichen. »Weh ihm, da sank er, da lag er; da!« So sind theils gefallen, theils gefangen alle die Feinde. Varus selbst hat sich getödtet. »Es ist vollbracht! Kein Römer lebt, Der nicht mit Ketten gebunden bebt!« So überläßt sich denn der Barde dem freudigen Gefühle des Sieges, durch welchen wieder Friede und Ruhe in Deutschlands Gaue zurückkehren wird. Auf dem Schlachtfeld stehend fordert er auf zum Danke gegen die Götter, gegen Hermann und gegen die verbündeten Völkerstämme alle. Auf einen Hügel von Leichen läßt er sich heben, und vom Prophetengeist ergriffen, verkündet er eine Zeit, wo das stolze Rom gedemüthigt und nur von Priestern beherrscht sein werde, dies Rom, »der Größe Grab.«

Hieran schließen wir sogleich die freilich erst 1771 erschienene »Klage Rhingulphs des Barden«, welche die Fortsetzung zur Hermannsschlacht bildet. Ein Jahr ist seit derselben verflossen, für Rhingulph eine Zeit tiefer Trauer. Seine Irmgard ist ihm gestorben; Hermann selbst ist von den Deutschen erschlagen worden. Seit nämlich Segest einst bei Nacht in Abwesenheit Hermanns Thusnelda, die eigene Tochter, mit Gewalt entführt und den Römern ausgeliefert hat, ist Hermanns einziger Gedanke, Rache zu nehmen an dem Heimtückischen. Aber die Fürsten haben für ihn zwar Klagen, aber keine Lust ihn zu unterstützen. Sie zürnen ihm vielmehr, daß er über dem eigenen Schmerz die Sache des Vaterlandes außer Augen lasse. Schon hat einer seiner Gegner ihn wollen durch Gift tödten; im offenen Zweikampf erlegt ihn Hermann und schwört gleiches Schicksal jedem, der ihn hindern wolle, seine Schande zu rächen. Da beschließen die Fürsten, ihn in nächtlichem Ueberfalle zu erschlagen. Vergeblich hält ihnen Rhingulph Hermanns Verdienste um das Vaterland und die Schmach des Mordes vor. Sie stürmen hinaus in Hermanns Hain. Mit einem Keulenschlage sprengt Catuald das Thor der Wohnung. Da tritt der Held hervor in die fackelerhellte Nacht. Vor dem Gewaltigen erzittern anfangs die Verschworenen. Er streckt Catuald nieder, erliegt aber endlich der Uebermacht. Rhingulph hat für ihn gekämpft, und selbst verwundet, verflucht er nun die Stelle, wo Hermann fiel. »Brich ab, hier ist der Götter Wille; Brich ab, mein Lied, sey stille.«

Feuilleton.

— * Bremen, 15. April. Am 11. April eröffnete Herr Bogumil Dawison auf unserer Bühne einen Cyclus von Gastrollen mit dem Shylock im „Kaufmann von Venedig“, dem er bisher den Fürsten Michel in dem Schauspiele „Nur eine Seele“ von Wolfsohn und den Harpagon im „Geizigen“ von Moliere folgen ließ. Die Theilnahme des Publikums, welches den Künstler lebhaft begrüßte, wandte sich in einem ganz besonderen Grade der Rolle des Geizigen zu, welche Herr Dawison vor Kurzem erst in die Reihe seiner Meisterleistungen aufgenommen hat. Das Molieresche Schauspiel ist in der Form, die ihm Zschokke gegeben hat, auf unseren Bühnen heimisch, aber in dieser Bearbeitung so veraltet und abgestanden, daß Muth und Vertrauen auf die eigne künstlerische Fähigkeit dazu gehörte, als Herr Dawison mit Unterstützung Dingelstedts den Versuch machte, dem „Avare“ neues Leben zu verleihen. Im nächsten Winter wird ein ähnlicher Versuch mit dem Molierèschen Tartuffe gemacht werden. Jenes Vertrauen hat sich als ein verläßlicher Grund erwiesen, und dem „Geizigen“ ist durch den Künstler in der That so viel Lebensfähigkeit wiedergegeben worden, als bei diesem Stücke denkbar und möglich ist. Zu den Verbesserungen gehört auch die, daß nunmehr der „Geizige“ im Costüm der Zeit gespielt wird; man findet sich leichter hinein und wird nicht, wie bei Zschokke, zu arg durch Unwahrscheinlichkeiten verletzt. Doch aber ist die ganze Meisterschaft, mit welcher Herr Dawison den Harpagon spielt, erforderlich, wenn wir uns jetzt noch mit dem Stücke befreunden sollen. Der Höhepunkt der Leistung des Künstlers, der die Rolle auch von den üblichen grellen Uebertreibungen frei hält, war die bekannte Scene des vierten Aktes, wo Harpagon die Entwendung des Geldes entdeckt und den Dieb vor sich zu sehen glaubt. Auch abgesehen von dieser Glanzstelle, war die Darstellung mit ergötzenden und erschütternden Zügen reich ausgestattet. — Ein prachtvolles Bild eines russischen Bojaren gab Herr Dawison im Fürsten Michel, einer Episode, welche durch ihn zum Mittelpunkte des Schauspiels erhoben wurde. Von dieser Charakteristik wie von der eigenthümlichen und interessanten des Shylock weiter zu reden, wird das fortgesetzte Gastspiel des Künstlers Gelegenheit bieten. Von größeren Rollen sind der Mephistopheles, Philipp II., Othello und Richard III. zu erwarten.

— * Die zweite, umgearbeitete und erweiterte Ausgabe der Biographie Goethe's von Dr. J. W. Schaefer in Bremen ist nun vollendet und wird demnächst im Buchhandel erscheinen.

— * Ein neues Buch von Lewes, dem Verfasser des Werkes über Goethe, ist in London erschienen; es führt den Titel: Seaside studies of Ilfracombe, Tenby, the Scilly Isles and Iersey.

— * Der Staatsanwalt Wilhelm Genast in Weimar, Sohn des bekannten Schauspielers aus Goethe's Schule, hat seinem Trauerspiele „Bernhard von Weimar“ ein zweites, „Florian Geyer“, folgen lassen, welches bei Böhlau in Weimar gedruckt erscheint. Man verspricht sich viel von dem Drama des Dichters; der Stoff — eine Episode aus dem Bauernkriege — macht es zweifelhaft, ob das Stück auf den größeren Bühnen, den Hoftheatern, zur Aufführung gelangen wird. In Weimar zwar hofft man für dasselbe eine von solchen Bedenken freie Beurtheilung. Um so mehr ist es Pflicht der Presse, auf eine Dichtung aufmerksam zu machen, die jedenfalls schon darin ein nicht geringes Verdienst hat, daß sie eben einen solchen vaterländischen Stoff kühn und unverzagt anfaßt und einem der wichtigsten, viel zu wenig gekannten, Abschnitte deutscher Volksgeschichte zu poetischer Auferstehung und Verklärung zu verhelfen sucht.

— * Der Ausschuß der in Frankfurt bestehenden Schiller-Stiftung hat einen Rechenschaftsbericht veröffentlicht, aus dem sich Folgendes ergiebt: Die Stiftung hat den Grundsatz zu vertreten beschlossen, „die gemeinsame Wirksamkeit der Stiftung nicht ausschließlich nur den Dichtern, sondern überhaupt dem wirklichen literarischen Verdienst zuzuwenden, in so fern dasselbe sich ohne Verschulden in eine hülflose Lage versetzt sieht.“ Man hat sich ferner darüber geeinigt, daß das bis dahin für dieselbe angesammelte und noch in Aussicht stehende Kapital als ein für immer der Stadt Frankfurt gehörendes zu betrachten sei, welches unter keinen Umständen an eine derselben nicht angehörende Verwaltung übergeben darf. Die Zinsen desselben jedoch werden der hoffentlich zu Stande kommenden „allgemeinen deutschen Schiller-Stiftung“ alljährlich bereitwilligst überliefert werden. Die bis jetzt dem Comite zugegangenen Beiträge haben die Summe von 2946 fl. 50 kr. erreicht, wozu jedoch noch diejenigen Beiträge fließen werden, zu deren vierjähriger Einzahlung sich die Frankfurter Theilnehmer der Stiftung verpflichteten.

— * Die große italiänische Tragödin Adelaide Ristori hat sich auch den Shakspere'schen „Macbeth“ in das Italiänische übersetzen lassen und giebt in Paris die Lady mit großem Erfolge.

— * Der junge Aegyptologe Dr. Heinrich Brugsch, ein Schützling Alexanders von Humboldt, ist von seiner zweiten Reise nach dem Lande des Nils schon jetzt, nach einigen Monaten, zurückgekehrt und soll neue Schätze mitgebracht haben. Brugsch hat auch Nachrichten über Eduard Vogel eingezogen, welche wohl geeignet sind, Muth zu der Hoffnung zu erwecken, der kühne Reisende sei doch noch nicht verloren für das Leben und die Wissenschaft; denn auch Dr. Brugsch hat, wie früher der leider seitdem in Kairo plötzlich verstorbene Freiherr von Neimans, Pilger aus Wadai, dem Lande, wo Vogel umgekommen sein soll, nach ihm befragt und ebenfalls die Antwort erhalten, daß man wohl von dem Reisenden und seiner Gefangennehmung, nichts aber von seinem Tode wisse, daß ihn vielmehr der Sultan gegen das fanatische Volk geschützt habe, weil der Reisende den verhängnißvollen Berg in der Nähe der Hauptstadt Wara nicht bestiegen, sondern nur beobachtet und umgangen habe. Mögen die officiellen Kundschafter, welche von Murzuk und Bengazi aus dorthin geschickt worden sind, uns bald eine zuverlässige Bestätigung dieser Aussagen, die Kunde von dem Leben unseres Landsmannes bringen.

— * Ein Kunstfreund macht in der Kölnischen Zeitung auf den Verfall der schönen alten Kirche zu Lügde bei Pyrmont aufmerksam. Es ist eine bis zu Karl dem Großen hinaufreichende Kreuzkirche im reinsten Stile, ohne irgend welches Flickwerk oder irgend eine Modernisirung in Kreuzform erbaut mit zwei niedrigen, offenbar derselben Zeit angehörenden Seitenschiffen. Als ein Kunstwerk von anscheinend höchstem Werthe befindet sich in derselben eine geschnitzte Kreuzigung mit vielen ganz erhabenen Figuren in Viertel-Lebensgröße. Jedes einzelne Gesicht trägt einen wundervollen Ausdruck. Der Zahn der Zeit aber zernagt die Kirche, ohne daß irgend etwas dagegen gethan würde, und im alleinigen reellen Besitze des Meisterwerkes der Holzschneidekunst sind die Würmer, welche im Begriffe stehen, es nächsthin dem Staube zu überliefern. Lügde ist ganz katholisch; die dortige Kirchenfabrik ist reich; der Ort ist ein preußisches Enclave, und die Stadt hat ein Vermögen von einer halben Million.

— * Am 12. April starb in Berlin plötzlich der Professor Siegfried Wilhelm Dehn, einer der bedeutendsten Musiktheoretiker unserer Zeit. Dehn war geboren zu Altona 1799 und studirte die Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber zugleich sehr eifrig mit der Tonkunst. Seit 1824 nahm er seinen festen Wohnsitz zu Berlin und wählte den dortigen geistreichen Componisten Bernhard Klein zum Lehrer in der Tonkunst, der er sich gänzlich zu widmen beschloß. Obgleich im Besitz einer tüchtigen Fertigkeit auf mehren Instrumenten, besonders dem Cello, beschäftigte er sich hauptsächlich nur mit dem Studium der Theorie und Geschichte der Musik. Ungemein thätig und begünstigt durch glückliche Umstände, erwarb Dehn sich bald mehr als gewöhnliche Kenntnisse. Auch gelang es ihm, Manches zu Tage zu fördern, z. B. eine treffliche Ausgabe der sieben Bußpsalmen des Orland de Lassus (Berlin 1838), deßgleichen eine reiche Sammlung älterer Musik des 16. und 17. Jahrhunderts (in 12. Heften). An eigenen Arbeiten gab er eine „Theoretisch-praktische Harmonielehre“ (Berlin 1840) heraus, die sich hinsichtlich der vielen geschichtlichen Notizen in ihrer Form sehr von andern ähnlichen Werken unterscheidet. Ferner setzte er von 1842—48 die von Gottfried Weber unternommene musikalische Zeitschrift „Cäcilia“ fort und gab eine mit vielen Zusätzen vermehrte Uebersetzung der „Notice biographique sur Roland de Lattre“ von Detmolte (Berlin 1837) heraus. Nach einer größern Reise im In- und Auslande wurde Dehn 1842 als Custos der königlichen Bibliothek für die musikalische Abtheilung angestellt, die unter seiner Leitung bedeutend an Ausdehnung gewonnen hat. Im Jahre 1850 erhielt er den Titel eines Professors der Tonkunst zu Berlin. Dehn gehörte auch zu dem Ausschusse für die Herausgabe von Händels Werken.

— * Einen anderen Verlust hat die Kunst und besonders die Wissenschaft der Musik durch den Tod des Kritikers und Schriftstellers August Gathy in Paris erlitten. Er ist der Verfasser eines werthvollen musikalischen Handlexikons und hat sich in edlem Eifer große Verdienste um die Vertretung deutscher Kunst in Frankreich erworben. Gathy stand als guter Genius allen deutschen Künstlern mit Rath und mit seinem Einflusse bei und wurde von jedem, der ihm nur einmal näher gekommen, geschätzt und geliebt. Er wußte trotz seines langen Aufenthaltes in Paris sein deutsches Wesen rein zu bewahren. Gathy ward von der liebenden Sorgfalt deutscher Freunde umgeben, und seine Freunde daheim mögen das beruhigende Gefühl hegen, daß es ihm an nichts gefehlt hat, was geeignet sein konnte, seinen Zustand zu lindern. Er fühlte sich keinen Augenblick allein in der Fremde. Deutsche und französische Musiker und Virtuosen in großer Zahl gaben dem Verstorbenen das letzte Geleit.

Für Schillers Geburtshaus.

Wir empfingen für Schillers Geburtshaus in Marbach ferner folgende Beiträge:

Frau M. H. 2 ℔ 36 K. H. B. 36 K. J. C. D. 2 ℔ 36 K.

Bremen, 15. April 1858.

Herm. Schaffert.
Dr. F. Pletzer.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 17. Bremen, 25. April. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Franz Kugler.

Von E. Linden.

Nach den ersten trüben und in's Leere auslaufenden Betrachtungen über die unwiederrufliche Vernichtung einer großen, erfolgereichen Kraft fühlen wir uns unwillkürlich, in dem Bedürfnisse nach Trost und Ausgleichung, zu einem sammelnden Ueberblicke gedrängt über alle die Schätze, mit welchen jene Kraft ihre Mitwelt beschenkte; ein Bild, so vollständig als möglich, und doch in wenigen großen Zügen, damit es selbst dem flüchtig Hinsehenden in ganzem Umfange erscheine, möchten wir von jenem Schaffen entwerfen, aber das Vorhaben mißlingt, überall auf die Schranken der schriftlichen Darstellung stoßend; denn immer drängen sich neue, wichtige Partieen in die Composition und verwirren wieder die schon fertig erscheinenden Theile. So sehen wir uns zuletzt genöthigt, uns auf eine Aneinanderreihung der einzelnen Theile der überreichen Hinterlassenschaft zu beschränken.

Wenn Kugler's Name nicht, wie der der Heroen einer *einzelnen* Kunst und Wissenschaft, im Munde Aller ist, so wiegt dennoch die Summe des von ihm auf *verschiedenen* Gebieten des Wissens und Könnens Geleisteten die Thaten eines Künstlers, Dichters oder Gelehrten von europäischem Rufe sehr wohl auf. Naturgemäß muß die ausschließliche Thätigkeit eines ganzen Lebens, auf einem einzigen dieser Gebiete, von äußerlich ungleich größerem Erfolge sein als das wenn auch noch so erfolgreiche auf mehreren oder gar vielen derselben. Doch auch so tönt ja Kuglers Name — z. B. nur durch seine Geschichte Friedrichs des Großen — in Kreisen, weit genug für viele Andre, um in einem solchen Erfolge allein den Lohn für eine volle Lebensthätigkeit zu finden.

Kugler wurde 1808 in Stettin geboren, und wie es die Natur einer starkgeschaffenen Geistesrichtung ist, sich auch unter den ungünstigsten Verhältnissen nicht von ihrem Ziele ablenken zu lassen — wie die dürftigen Verhältnisse des kleinen Stendal kein Hinderniß für *Winckelmann* waren, der größte Kunstforscher aller Zeiten zu werden — so fanden die Keime von Kuglers Talent in den damals kaum erwähnenswerthen Elementen von Kunstleben in Stettin Nahrung genug, um sich bis zum Eintritte befruchtenderer Verhältnisse zu erhalten. Achtzehn Jahre alt, bezog er die Universität von Berlin, und man muß gestehen, daß die Verhältnisse, die er hier vorfand, gar nicht günstiger für die Entwicklung des ihm innewohnenden Talentes gedacht werden können. Auf allen Gebieten des geistigen Schaffens regte es sich mit jugendlicher Frische und Energie. Schinkels schönste Baudenkmäler waren theils fertig, theils der Vollendung nahe; in seinem Museum waren die früher zerstreuten und zum Theil unzugänglichen Kunstwerke aller Zeiten gesammelt und übersichtlich aufgestellt; Rauch schuf seine Feldherrngestalten; Spontini führte neben seinen eignen die Gluck'schen Opern in hoher Vollendung vor, und die Weberschen Melodieen entzückten ganz Deutschland; die Kunstausstellungen brachten die Werke der auf der Höhe ihrer Entwicklung stehenden Münchner und Düsseldorfer Schule zur Ansicht, Tieck, Uhland, Achim von Arnim, Fouqué, Clemens Brentano und die ganze romantische Schule, ferner Hegels und Schleiermachers Vorträge nahmen das gespannteste Interesse aller Gebildeten in Anspruch. Mächtig anregend mußten diese Einflüsse auf den für alles Schöne eingenommenen Geist Kuglers einwirken, so mächtig, daß das Verfolgen jener Interessen ihm nicht mehr genügte, sondern daß sein Thatendrang ihn zum eignen Sichversuchen in den Künsten der Malerei, Bildnerei, Poesie und Musik antrieb. Ein Jahr später, 1827, bezog er die Universität Heidelberg, und die mittelalterlichen Baudenkmäler des Rheins bereicherten seinen Geist mit neuen und von nun an vorzugsweise bleibenden Eindrücken; denn die Architektur war es, auf deren Studium Kugler nach seiner Rückkehr nach Berlin den Haupttheil seiner Zeit und seiner Kräfte verwendete. Nächst Schinkels großen Vorbildern übten die genialen, begeisterten und begeisternden Vorträge des Professors Stier an der Bauakademie den bedeutendsten Einfluß auf seinen Bildungsgang aus. Sein Sinn für die der Baukunst verwandten zeichnenden Künste erhielt durch dies Studium neue Anregung und Befruchtung, die Ausübung der Poesie und musikalischen Composition erlitt keine Unterbrechung. Ein so feuriger und nachhaltiger Drang zum Schaffen mußte bald zur Bethätigung seiner Resultate vor der Oeffentlichkeit führen. Eine Auswahl seiner Gedichte mit dazu gehörigen Zeichnungen und begleitender Musik erschien 1830 in dem „Skizzenbuche", und drei Jahre später ließ er, im Vereine mit dem ihm geistesverwandten Reinick, das bekannte „Liederbuch für deutsche Künstler" folgen.

In diese Zeit fällt die Gründung der noch jetzt, wenn auch unter anderem Namen, bestehenden literarischen Mittwochsgesellschaft durch den bekannten Criminalisten Hitzig. Bei den Tendenzen dieses Vereins konnte es nicht fehlen, daß Kugler eines seiner thätigsten und hingebendsten Mitglieder wurde; doch sehr bald ward das neue Mitglied aus einem angeregten ein anregendes, und das wichtigste Ergebniß für Kugler selbst aus dieser Mitgliedschaft wurde die nähere Bekanntschaft mit Hitzig und die sich hieraus ergebende glückliche Verbindung mit dessen Tochter. Aus diesem Vereine ist eine lange Reihe in Kunst und Literatur gutklingender Namen hervorgegangen und geht noch immer aus ihm hervor; allen Mitgliedern desselben wird die Erinnerung an die milde und anregende Weise des Verstorbenen eine liebende und dauernde sein.

Kuglers wissenschaftliche Bildung war eine zu solide, als daß er der für ihn und ähnliche Talente so nahe liegenden Gefahr einer nutzlosen, dilettantischen Zersplitterung seiner Fähigkeiten unterliegen konnte. Seine ausübende künstlerische Thätigkeit, schon an und für sich von nicht unbedeutenden Erfolgen gekrönt, diente dazu, ihm in seinen kunstwissenschaftlichen Studien die Sicherheit des Blickes und Urtheils zu geben, die der bloße Kunstgelehrte nie erwerben wird.

Als gereifte Früchte seiner wissenschaftlichen Studien erschienen im Jahre 1830 „Die mittelalterlichen Denkmäler der Kunst in den preußischen Staaten“ — der Text zu dem Strack-Meyerheimischen Werke: Denkmäler der Altmark Brandenburg — „Die Schloßkirche zu Quedlinburg“ — „Ueber die Polychromie der griechischen Architektur und Skulptur, und zahlreiche Beiträge für das von ihm herausgegebene Kunstjournal „Museum.“ Der Ruf, den ihm diese Werke einbrachten, führte zu seiner Anstellung als Professor an der Akademie der Künste und zugleich als Docent an der Universität. Eine im Jahre 1835 unternommene Reise gab Anlaß zu der zwei Jahre später erschienenen „Geschichte der Malerei von Konstantin dem Großen bis auf die neuere Zeit.“

So tiefe und weitverzweigte und von ächter Wissenschaftlichkeit geleitete Studien mußten sich endlich, fast von selbst, zu einem Universalwerke über die Kunst gestalten; hätten sie das nicht gethan — wie lange hätte es dauern können, bis sich wieder eine Persönlichkeit fand, die alle zu einem solchen Werke nothwendigen Eigenschaften in dem Grade in sich vereint hätte, als dies bei Kugler der Fall war. Ein solches Universalwerk erschien im Jahre 1841 in dem „Handbuch der Kunstgeschichte“, in welchem zum ersten Male das Studium der bildenden Künste dem Gebiete der wissenschaftlichen Disciplinen einverleibt wurde, und das wohl für lange Zeit der zuverlässigste und anerkannteste Leitfaden in dieser Wissenschaft bleiben wird.

Schon durch die Uebersetzung der „Geschichte der Malerei“ in's Englische war Kuglers Name in England eine Autorität in Kunstsachen geworden; es ist als gewiß anzunehmen, daß auch nach andern Seiten hin der Klang seines Namens über die Grenzen Deutschlands hinaustönen wird.

Auf besondere Veranlassung des Ministers Eichhorn wurde Kugler in den Senat der Akademie der Künste versetzt. Der Widerstand, den diese ehrwürdige Körperschaft dem ministeriellen Willen entgegensetzte, war so heftig, als es die Friedensliebe derselben nur irgend zuließ; wahrscheinlich, und dann mit Recht, fürchteten die alten Herren von einer so frischen und thatenlustigen Kraft für die Ruhe und Einmüthigkeit im Nichtsthun, die so lange in ihrer Mitte geherrscht hatte. Daß diese Berufung sowie die bald darauf folgende als Rath in das Kultusministerium für die Bearbeitung der Kunstangelegenheiten weder einen Stillstand noch ein Nachlassen in Kuglers außeramtlicher Thätigkeit veranlaßte, bewiesen die in diese Zeit fallenden Geschichtswerke: Geschichte Friedrichs des Großen mit Illustrationen von Menzel, und die Geschichte des preußischen Staates. Dann stellte er die Ergebnisse einer in amtlichem Auftrage unternommenen Reise durch Deutschland, Belgien und Frankreich in einer Brochüre zusammen, welche die verschiedenen Kunstanstalten in diesen Ländern und die Einrichtungen zur Förderung der Kunst und zur Conservation der Kunstdenkmäler zum Gegenstand hatte. In einer andern Schrift: „Die Kunst als Gegenstand der Staatsverwaltung“ faßte er seine praktischen Erfahrungen zusammen und legte mit Klarheit und überzeugender Wärme seine Gedanken über diese Seite des Kunstwesens darin nieder. Sein politisches Schaffen wendete sich in dieser Zeit dem dramatischen Genre zu und gab ihm damit zugleich Veranlassung zu gründlichen Beobachtungen über die Verhältnisse des deutschen Theaters.

Von dem allgemeinen Sturmandrange des Jahres 1848 nach Erlösung von alten Fesseln und Gestaltung neuer, dem Geiste der Zeit entsprechender Verhältnisse blieb auch die sonst so friedliche Kunst nicht unberührt; energische Stimmen für Umschaffung der verrotteten und verzopften Einrichtungen der Berliner Akademie machten sich hörbar. Wieder war Kugler der Mann, welchen Studien, praktische Kenntnisse und die vielseitigste Erfahrung — weit hinaus über alle Andere — befähigten, das schwierige Unternehmen einer Umgestaltung der Kunstverhältnisse im preußischen Staate, zu welcher der Minister von Ladenberg seine Zustimmung ertheilte, durchzuführen. Der Minister ernannte ihn zum vortragenden Rathe und forderte die Ausarbeitung eines Reorganisationsplanes ein. Doch der Rücktritt Ladenbergs vom Ministerium im Jahre 1850 verursachte eine vorläufige Unterbrechung der schon ziemlich weitgediehenen Arbeiten, und die nun hereinbrechende Reaction war zu durchgreifend und consequent, als daß irgend ein, wenn auch noch so unschuldiger Zweig der Staatsverwaltung sich ihren Wirkungen hätte entziehen können; die Pläne wurden ad acta gelegt.

Im Jahre 1857 wurde Kugler zum geheimen Ober-Regierungsrath ernannt. Der Sinecuren in der preußischen Bureaukratie möchten wohl sehr wenige sein; im Gegentheil fühlt man sich oft zu der Annahme bewogen, daß mit der Höhe der amtlichen Stellungen sich auch die Anforderungen an Zeit und Arbeitskräfte steigern. Geradezu unbegreiflich bleibt es also, woher Kugler immer noch Zeit und Kräfte zu weiteren literarischen Arbeiten nahm. Nicht weniger als 8 Bände belletristischer Schriften, zum Theil Dramen, zum Theil poetische Erzählungen enthaltend, waren wieder erschienen; ferner 3 Bände kleiner Schriften und Studien zur Kunstgeschichte, eine Geschichte der Baukunst und mehrere Liederhefte, welche Volksmelodieen mit neu von ihm gedichteten Texten und Bildnissen, von ihm selbst gezeichnet und radirt, enthielten.

Aber nicht nur auf neue Arbeiten erstreckte sich seine unermüdliche Thätigkeit, sondern auch die längst vollendeten und mit allgemeiner Anerkennung aufgenommenen nahmen ihn von Neuem in Anspruch, sobald vorgeschrittene Einsicht und Erweiterung seines Blickes eine Vervollkommnung derselben möglich machte. Nachdem zwei Auflagen des „Handbuchs der Kunstgeschichte“ vergriffen waren, unternahm er für die nothwendig gewordene dritte eine durchgehende Umarbeitung des Werkes. Ueber dieser Arbeit ereilte ihn, ihm und Allen unerwartet, der Tod. Ein Anfangs ziemlich unverfänglich auftretendes Unwohlsein in Folge einer Erkältung schien fast beseitigt, als ein plötzlicher Rückfall am 18. März dem reichen Leben ein Ziel setzte.

Es bleibt nur noch übrig, von der persönlichen Erscheinung Kuglers, von seinen allgemein menschlichen Eigenschaften, welche letztere doch eigentlich — wenn auch nicht erfahrungsmäßig — als Blüthe der ganzen Bildung zur Erscheinung kommen, zu sprechen. Große Geistesbegabung ist nicht immer von Humanität, Grazie und Liebenswürdigkeit begleitet. Die einseitige Richtung und Ausbildung des Geistes, tiefbegründet in unsern modernen Verhältnissen, thut der harmonischen Entwicklung aller Seiten des Menschenthums großen Abbruch. Viel gethan ist schon, wenn die Vertiefung in irgend eine Kunst oder Wissenschaft uns noch Muße und Willen läßt für die Aneignung eines äußeren Firnisses von gefälligem Wesen. Einen frappanten Beleg für diese Behauptung lieferte der Fall eines vor noch nicht langer Zeit verstorbenen großen Künstlers. Auf Grund seiner vollendeten hofmännischen Freundlichkeit gegen alle Besucher seiner Werkstätten flossen seine Nekrologe über vom Preise seiner Herzensgüte und seines liebenswürdigen Wesens, während Schüler, Untergebene und sonst ihm Näherstehende zahlreiche Beispiele für das Gegentheil der gepriesenen Charaktereigenschaft vorzubringen nicht in Verlegenheit gerathen würden. Kuglers bewunderungswürdige Vielseitigkeit, man könnte sagen Allseitigkeit auf allen Gebieten der das menschliche Leben verschönernden und veredelnden Thätigkeiten führte ihn zu dem Ziele, auf welches hin eigentlich alles menschliche Streben gerichtet sein sollte: zur harmonischen Durchbildung aller Seiten des Menschenthums. Klugheit, Herzensgüte, Natürlichkeit, Theilnahme und äußere Gewandtheit machten Jeden, der ihm näher trat, zu seinem Freunde. Glückliche Familienverhältnisse gaben ihm Frische und Muth zu allen Anstrengungen und verschönten seine wenigen arbeitsfreien Stunden.

---

* François Regnard, ein französischer Lustspieldichter.

Von Karl Frenzel.

(Schluß.)

Der beste Zweig in Regnard's Kranze ist sein „Spieler." Die Sage will, daß Dufreny, mit dem er oft zusammengearbeitet, ihm eine Komödie dieses Titels zur Ansicht gegeben; als er sie zurückerhielt, war sie voll von Zeichen und Kreuzen, daß er ausrief: „Das ist ein Kirchhof, nicht meine Komödie." Genug, einige Wochen später führte Regnard seinen „Spieler" auf. Der Erfolg war groß, ein Poet der Zeit, Gacon, — er nennt sich selbst den „Dichter ohne Falsch", sans ford, — begrüßte ihn als zweiten Moliere, und Voltaire meint: „man muß das Talent und die Eigenthümlichkeit der Autoren wenig kennen, um zu glauben, daß Regnard dieses Lustspiel Dufreny geraubt"; eine Ansicht, die auch Lessing theilt. (Hamburg. Dram. 14. Stück). — Eine kurze Analyse sei mir erlaubt.

Es ist zu Paris, in einem Hotel, wo Valere, der ungerathene Sohn Geronte's, wohnt, vom Vater getrennt. Hoher Tag. Hektor, der Diener, träumt in einem Lehnstuhl von künftigen Reichthümern, besseren Stellungen; Träume, die für ihn sehr ungelegen Nerine's Ankunft unterbricht. Nerine ist die Zofe Angelika's, der Geliebten des Chevalier, und hat wie so viele Kammermädchen des französischen Theaters das Ansehen einer Prinzessin, die in eine Magd verwandelt worden. Sie ist ein kluges Mädchen, sie will nicht, daß ihre unerfahrene Herrin die Gattin eines Spielers werde, eines Mannes, der auch ihr keine Armbänder oder Ringe schenken kann; nicht wahr, eine fille d'esprit? Jedes Wort, das Hektor zu ihrer Besänftigung versucht, ist umsonst, offen erklärt sie ihm und seinem Herrn den Krieg. Müde, verstört tritt Valere ein, er hat die Nacht gespielt, verloren, unglücklicher und verliebter war er nie, denn, wie der Diener sagt, seine Börse ist das Thermometer seiner Liebe; gefüllt, sinkt die Leidenschaft für Angelika bis zum Gefrierpunkt, leer, steigt sie bis zur Gluth. In solcher Stimmung kommen ihm Gedanken über das Glück der Ehe, stiller Häuslichkeit, Seufzer über seine Schulden, Flüche über sein Mißgeschick. Aber beide, er und sein Schicksal, scheinen auf dem Pfad des Besseren, als sein Vater Geronte bei ihm eintritt und nach einer harten Strafrede dem Reuigen verzeiht; Hektor soll eine Rechnung über seine Schulden einreichen, der Vater erklärt sich zur Zahlung bereit, wenn Valere Angelika heirathe. Die Schlußscene des Aktes, worin Geronte einem Monsieur Toutabas, einem Lehrer im Trictracspiel, die Thüre weist, ist eine nutzlose Episode, durch einige „kühne Griffe" nur für die Galerie berechnet. — Im zweiten Akt sitzen Angelika und Nerine zusammen, sie sprechen von Valere, der Falschheit der Männer; Angelika ist eine liebliche, wohlthuende Erscheinung, im ganzen Bilde die reinste, makelloseste Gestalt, wie das Mädchen von Terburg im Atlaskleide. So viel haben Nerine's Mahnungen doch bewirkt, daß sie Valere, trotz der Stimme in ihrem Herzen, entsagen will, und sie gesteht ihren Entschluß ihrer älteren Schwester, einer verwittweten Gräfin. Da ruft diese aus: „Du entsagst ihm, gut — dann will ich ihn heirathen!" Liebe und Eifersucht flammen lohend in Angelika's Herzen wieder auf, Vorwürfe fliegen gegen Vorwürfe aus dem Munde beider Schwestern, denn die muntere Wittwe, eine köstliche Karrikatur, beharrt bei ihrem Grundsatz: „Ein lebender Gatte tröstet uns über den Verlust des todten." Darüber erscheint der „Marquis", den Damen seinen Morgenbesuch zu machen. Ein Liebling des Hofes und der Damen, ganz in sich verloren, eine Parodie des Narziß, der sich in sein eigenes Bild verliebt. Zwar hat er Glück bei allen Frauen, aber jetzt ist die Eroberung der Gräfin sein Streben, ein Ziel, das er erreichen wird, da Angelika vor den Liebesversicherungen Valere's ihren Zorn, Nerine's Warnungen, ihre Eifersucht gegen die Schwester vergißt, ja — als er seinen Degen zieht und sich tödten will, wenn sie ihm nicht hold wäre, giebt ihm das bethörte Mädchen als Liebespfand ihr Bild. Valere ist wie geblendet von seinem Glück, er umarmt in seiner Herzensfreude eine alte Trödlerin, die ihm Hektor zuführt, und beide, Herr und Diener, bestürmen sie nun mit Bitten, Beschwörungen um ein Darlehen — umsonst, bis Valere das Bild Angelika's ergreift und ihr zum Pfande bietet. Die Diamanten scheinen der Trödlerin genügend. Valere empfängt tausend Thaler. „O!" ruft er entzückt, „dies Geld hat mir die Liebe selbst gegeben, an diesem Tage habe ich Glück!" — Und er hat Glück, (dritter Akt), er gewinnt so viel, daß seine Liebe erlischt und er fühlt, daß „er nicht für die Ehe geboren!" Vergebens mahnt Hektor, der mit seiner Schuldenrechnung von dem Vater sehr übel empfangen worden, um die Einlösung des Porträts, Valere lacht ihn aus, wie seinen Schneider, der mit traurigem Gesicht um endliche Bezahlung bittet; „seine Schulden bezahlen", sagt er, „bringt Unglück." Trotzdem ist er ein Edelmann in jedem Zuge, und als der „Marquis" prahlerisch Genugthuung von ihm fordert, weil er der Gräfin nahe, weist er ihn stolz und vornehm zurück, der „Marquis" erschrickt, bittet um Verzeihung, dreht sich auf dem Absatz seines Stiefels herum: „Ich gehöre zu Ihren Freunden!" „Ich nicht zu den Ihrigen!" antwortet Valere, dies Wort ist sein Adelsbrief. Damit geht er in das Spielhaus, um Alles zu verlieren. „Nein", ruft er im vierten Akte,

> „Nein! niemals übten alle Furien,
> Die zorn'ge Hölle, solche Barbarei!
> Ich preise deine Donnerschläge, Schicksal;
> Erfüllt sind deine Wünsche, zu verlieren
> Hab' ich nichts mehr — such' dir ein and'res Opfer!"

Nun noch wilde Klagen, Ausrufe — „hol' mir ein Buch", sagt er endlich zu Hektor. „Ein Buch? Nun, hier ist Seneka!" — „Lies!" Hektor öffnet: „Von der Verachtung des Reichthums." Diese Vorlesung, die Valere's Erinnerungen an sein Unglück, an Angelika oder die boshaften Bemerkungen Hektor's unterbrechen, gehört zu dem Köstlichsten, was den komischen Dichtern je gelungen. Der Eintritt des Vaters steigert noch den Humor dieser Scene. „Was treibt ihr?" fragt er. „Wir lesen Seneka", erwidert Hektor.

> „Habt ihr sein Buch vom Reichthum je gelesen?
> Wie Frauenlieb' es uns verachten lehrt!
> Das Weib ist nur ein Hinderniß der Weisheit.
> Wenn wir sie haschen — halten sie uns fest,
> Ob man gewinnt, verliert — die Seelenliebe —
> Wie gut erkannte dieses Buch die Frauen!
> Auswendig lern' ich Seneka's Kapitel."

Und der Vater darauf:

> „Dem Himmel Dank! er lenkt zum Pfad der Tugend;
> Wie glücklich ist ein Vater, der den Sohn
> Aus den Verirrungen sich lösen sieht."

Indeß ist auch die Liebesgeschichte des Marquis zu gutem Ende gekommen, die Gräfin hat sein Herz und seinen Namen angenommen, er deklamirt — und das ist die drollige Seite des Stücks —

> „Glück auf, Marquis! Du siehst, dir lacht die Welt.
> Herz, Gut und Ehre, Alles wirbt für dich.
> Allüberall darfst du mit dir zufrieden —
> Gewiß, du darfst es sein! — Spring hoch, Marquis!
> Welch' Loos ist dein! Seit du geboren, schützten
> Des Himmels beste Sterne deine Tage.
> Die Hände Amors haben dich gebildet.
> Bist du nicht schön zum Malen? Wer am Hofe
> Besitzt ein wohlgestalteres Bein,
> Ein bess'res Aussehn, eine fein're Taille?
> Dein Geist — nun, o — doch nicht bescheiden? Willst du,
> Allein, Marquis, an seiner Anmuth zweifeln?
> Was fehlt dir noch? So springe hoch, Marquis!
> Viel Heldenthaten künden deinen Muth,
> Du singst und tanzest, lachest mit Vollendung,
> Ein grausam Herz — hast du es je gefunden?
> Du kommst, du siehst, du siegst — that Cäsar mehr?
> Wie glücklich ist dein Loos! Spring hoch, Marquis!"

Schade, daß die Lösung, die der fünfte Akt bringt, sowohl zufällig

als verletzend ist. Dorante nämlich, der Oheim Valere's, bewirbt sich auch um Angelika's Liebe; immer von seinem Neffen verdrängt, kommt er jetzt zum letzten Mal, ihr zu entsagen. Nerine hat ihm in der Meinung Angelika's indeß schon den Platz eines Freundes gewonnen, und als jetzt die Trödlerin mit dem Bilde, das ihr Valere zum Pfande gegeben, unvorsichtig vorrückt, geräth das junge Mädchen in gerechten Zorn, wirft sich rasch, in der Aufwallung des Herzens, trotz aller Entschuldigungen Valere's, in den Arm des ungeliebten Mannes — denn was ist die Liebe und die Ehe nach Regnard's Ansicht? „Gleichgültig für unser eigentliches Wesen, wie das Fallen der Blätter für den Baum.“ Nun verneigen sich alle nach einander vor dem bestürzten Valere — Vater und Oheim, Geliebte und Zofe — endlich auch Hektor. „Auch du?“ ruft Valere. „Wo willst du hin?“ „Zum Bücherschrank,

Dir eine Seite Seneka's zu lesen.

Da ermannt sich der Chevalier:

„Hektor, getrost! — Die Lieb' ist hin, gleichviel,
Was ich verlor, ersetzt mir bald das Spiel!“

Auch eine „harmonische Lösung“ im Sinne von Regnard's Philosophie.

Den gleichen Werth erreicht weder als Zeitbild noch als Kunstwerk der „Universalerbe.“ Seine Gestalten sind dieselben wie im „Spieler“, nur von anderer Seite gesehen, vielfache Episoden entwickeln nicht die Idee der Komödie, sondern dienen nur zur Herbeiführung possenhafter Auftritte; statt sich von innen heraus zu entwickeln, spinnt sich die Erfindung an den Listen des Dieners ab. Aber das Lustspiel eröffnet eben einen neuen Blick auf die jeunesse dorée des Zeitalters und führt in Handlung vor, was ich oben vom Herzog von La Feuillade erzählte. Denn Eraste, der Neffe Geronte's, will von dem alten, gebrechlichen Herrn zum Universalerben eingesetzt werden, aus eigener Armuth, aus Liebe zu Isabelle, deren Hand ihm die Mutter nur unter dieser Bedingung gelobt. Geronte erinnert an den malade imaginaire, er ist ein geschworener Feind der Testamente, ja zuletzt findet sich noch, daß er vor dem „letzten ernsten Schritte“ noch zwei andere Verwandte mit Legaten bedenken will. Crispin übernimmt es, ihn von diesem für Eraste „meuchelmörderischen Gedanken“ zu heilen, er spielt diese Verwandten, einen Vetter aus der Normandie, eine Muhme aus Maine, dem Greise so wild, habgierig und boshaft vor, daß dieser am Schlagfluß niedersinkt. Er ist gestorben ohne Testament! Crispin spielt nun vor den herbeigerufenen Advokaten auch die Rolle des Todten, ein Testament wird fertig, aber inzwischen erwacht der Todtgeglaubte. Da wagt Eraste den kühnen Griff, und dem betrogenen Oheim bleibt nichts, um sein baares Geld wieder zu bekommen, als die Anerkennung des ersten Testamentes.

„Wer nicht mit Regnard lacht“, urtheilt Voltaire, „verdient nicht, Moliere zu bewundern.“ Ich denke, es ist mehr in dem Poeten als die reine Karrikatur, als nur der Reiz des Gelächters, seine Schilderungen haben echtes Leben, eine sonnige Frische. Den Ansprüchen der Kunst genügt kaum eine, sie fehlen durch die Regellosigkeit ihrer Handlung, die fast immer den Zufall zur Lösung herbeiruft, durch die Uebertreibung ihrer Gestalten, ihren oft hinkenden Vers. Aber dafür sprudelt Scherz und Witz in ihnen, vom feinsten, poetisch angehauchten Wort bis zum derbsten hinab. Wie sie ihre Zeit kennen und wiedergeben, hab' ich zu zeigen versucht, doch bei all' dieser Realität schwebt ein idealer Hauch der Anmuth über ihnen, die heitere, horazische Philosophie des Genusses; gewiß, sie erkennt die Dinge nicht in ihrem tiefsten Wesen, sondern spielt nur mit ihnen, aber sie läßt sie dafür auch bei diesem Spiele leuchten und glänzen wie goldene Kugeln.

---

* Shakspere in Deutschland.

Vermischte Aufsätze zur Literaturgeschichte und Aesthetik. Von Dr. August Koberstein, Professor in Pforte. Leipzig, Barth. 1858.

Der durch seinen Abriß der deutschen Literaturgeschichte rühmlich bekannte Verfasser hat in diesem Buche eine Reihe von Aufsätzen zusammengestellt, welche füglich als Excurse zu seinem früheren Werke sich betrachten lassen, insofern sie genauer auf einzelne Punkte unserer Nationalliteratur eingehen und darüber in eben so lehrreicher wie anziehender Weise Licht verbreiten. Ein feines sinniges Urtheil kommt dabei dem Fleiß und der Gelehrsamkeit des Verfassers zu Statten, so daß in allen diesen Abhandlungen nirgendwo die ästhetische Seite auf Kosten der literarhistorischen oder diese auf Kosten jener vorwiegt. Zugleich macht die anspruchslose und doch ansprechende Form, in welcher der Verfasser die Resultate seiner gediegenen Forschungen mittheilt, einen sehr wohlthuenden Eindruck und fesselt den Leser auch da, wo die Untersuchung zu speciell ist, als daß sie ein allgemeineres Interesse berühren könnte.

Vier Abhandlungen der verdienstlichen Sammlung knüpfen an Goethe und an Goethe'sche Dichtungen an; in der ersten „Ueber das gemüthliche Naturgefühl der Deutschen und dessen Behandlung im Liebesliede, mit besonderer Beziehung auf Goethe“ wird eine Anzahl Goethe'scher Lieder unter diesem Gesichtspunkte zusammengefaßt und sinnig erläutert. Die dritte Abhandlung „Zu und über Goethe's Gedicht: Hans Sachsens poetische Sendung“ ist nicht bloß ein Commentar zu dem genannten Gedichte, sondern auch ein werthvoller Beitrag zur gerechten Würdigung des alten, vielfach verkannten Dichters. — Ueber das Gebiet der deutschen Literatur hinaus greift die fünfte Abhandlung, welche in einer analysirenden Vergleichung der Goethe'schen Iphigenie mit der Euripideischen den verschiedenen Genius der Griechischen dramatischen Kunst und der Deutschen anschaulich und tief darlegt. — Der altdeutschen Literatur gehört der siebente Aufsatz an „Ueber das Verhältniß Thüringens und Hessens zur deutschen Literatur, und über einige Ueberbleibsel der ältesten uns bekannten vaterländischen Poesie, die zu diesen Gegenden in einem sehr nahen Bezuge stehen.“ Der Verfasser hat darin bei der Reichhaltigkeit dieses Stoffes nur einzelne Andeutungen geben können, aber er erwirbt sich zugleich das Verdienst, auf Gegenstände, mit welchen sich gemeiniglich nur die deutsche Philologie in engerem Kreise befaßt, auch die Aufmerksamkeit des gebildeten Laien hinzulenken.

Für die reichhaltigste und interessanteste Abhandlung möchten wir die sechste halten: „Shakspeare's allmähliches Bekanntwerden in Deutschland und Urtheile über ihn bis zum Jahre 1733.“ Der Verfasser hat darin mit großem Fleiße alle zerstreuten Notizen aus der deutschen Literatur, namentlich des vorigen Jahrhunderts gesammelt, so weit Shakspere darin erwähnt und beurtheilt wird, und für diesen Zeitraum seinen Gegenstand wohl so ziemlich erschöpft. Dagegen sind über die frühere Periode, über das Vorkommen Shakspere'scher und überhaupt Englischer Schauspiele sowie Englischer Schauspieler in Deutschland während des sechszehnten Jahrhunderts auch bei Koberstein die Untersuchungen noch nicht zum Abschluß gediehen. Er sagt darüber im Eingange seiner Abhandlung:

„Bis gegen den Ausgang des sechszehnten Jahrhunderts wurden die in Deutschland heimischen und üblichen sowohl weltlichen wie geistlichen Schauspiele weder auf eigens dazu eingerichteten oder gar stehenden Bühnen, noch von eigentlichen Schauspielertruppen aufgeführt: Kirchen, Märkte und Straßen, Rathhaus-, Universitäts- und Schulsäle, Gasthöfe, Fürsten- und Privatwohnungen waren die Orte, wo man spielte, und Personen aus allen Ständen, besonders aber Geistliche und Schullehrer, Schüler und Studenten, Handwerker und andere Bürger, hier und da auch wohl schon Komödianten ähnliche Liebhabergesellschaften die Spieler.

„Um dieselbe Zeit aber, wo die englische Bühne durch Shakspere zur höchsten Blüthe gelangte, auf der Scheide des sechszehnten

und siebenzehnten Jahrhunderts, änderte sich dieß bei uns. Seit den Neunzigern des sechszehnten thaten sich in Deutschland mit einem Male Schauspielertruppen auf, die im Lande umherzogen und an Fürstenhöfen, wie in großen Städten ganz neue, bis dahin noch nicht gesehene und in ihrem Charakter von den zeither üblich gewesenen sehr abweichende Stücke aufführten: die sogenannten englischen Komödianten. Wer diese, zunächst wohl von den Niederlanden eingewanderten Komödianten eigentlich gewesen, konnte lange nur mehr gemuthmaßt als mit Sicherheit ermittelt werden, bis im Jahre 1841 aus einem ältern englischen Schriftsteller, Thomas Heywood, in einer deutschen Zeitschrift eine Stelle mitgetheilt wurde, die darüber gar keinen Zweifel mehr aufkommen ließ, daß zum wenigsten die ersten mit jenem Namen bezeichneten Schauspieler wirklich Engländer waren, und späterhin hat sich auch noch ergeben, daß die Kunstwanderungen dieser Fremden durch die deutschen Länder bis tief in das siebenzehnte Jahrhundert herein fortgedauert haben.

„Noch früher als die englischen hatten hin und wieder schon niederländische Schauspielertruppen Deutschland durchzogen und an verschiedenen Orten Vorstellungen gegeben. Neben und zum Theil auch wohl aus den einen und den andern müssen sich dann bald, wenigstens schon in den beiden ersten Jahrzehnten des siebenzehnten Jahrhunderts, deutsche Wandertruppen gebildet haben, die unter der Benennung hochdeutscher Komödianten in dem Lande umherzogen, ohne irgendwo feste Sitze zu haben; aus ihnen gingen später mittelbar die berühmtern Gesellschaften des neuberschen Ehepaars, Schönemanns, Kochs, Ackermanns, Döbbelins ꝛc. hervor, die im vorigen Jahrhundert die Blüthe der deutschen Bühnenkunst herbeiführten.

„Wir dürfen es nicht bezweifeln, daß jene Engländer bei ihrem ersten Erscheinen in Deutschland ihre Stücke in ihrer Muttersprache gespielt haben. An manchen Höfen und in größern, besonders durch Handel blühenden Städten befanden sich gewiß unter den Zuschauern immer mehr oder weniger, die des Englischen kundig genug waren, um die darin abgefaßte dramatische Rede zu verstehen, die übrigen mochten in Darstellungen, die ihnen ganz etwas Neues waren, für das Auge einen hinlänglichen Ersatz für das finden, was dem Ohr vorenthalten blieb, um dadurch noch immer angezogen und unterhalten zu werden. Allein es dauerte nicht so gar lange, bis die englischen Stücke auch in Verdeutschungen gespielt werden konnten: bereits im Jahr 1620 erschien ein Band in schlechtes Deutsch übertragener „englischer Komödien und Tragödien, wie sie von den Engländern in Deutschland an königlichen, kur- und fürstlichen Höfen, auch in vornehmen Reichs-, See- und Handelsstädten“ waren „agieret und gehalten worden.“

„Daß den Schauspielen in diesem Bande, der im siebenzehnten Jahrhundert mehrmals aufgelegt wurde, und dem 1630 noch ein zweiter folgte, der aber nicht mehr bloß aus England, sondern auch anderswoher entnommene Stück enthielt, wirklich englische, jedoch wahrscheinlich schon vielfach mißhandelte Originalwerke zu Grunde lagen, hat Tieck in der Vorrede zum ersten Theil seines deutschen Theaters hinreichend dargethan. Allein unerweislich ist, daß eins oder das andere davon aus einem unzweifelhaft Shakspere'schen Drama hervorgegangen sei, wiewohl das siebente mit „den beiden Veronesern“ sehr viele Züge gemein hat, und das achte, „Titus Andronikus“, in einem sehr nahen Verwandtschaftsverhältniß mit der gleichnamigen Tragödie steht, die von einigen Shakspere zugesprochen, von andern abgesprochen wird.“

Die Stelle in Heywood's Apology for Actors, auf welche der Verfasser hinweist, macht allerdings verschiedene Schauspielergesellschaften aus England namhaft, die zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden und an deutschen Höfen gespielt haben; ob aber diese Aufführungen in ihrer Muttersprache Statt gefunden oder in niederdeutscher Sprache, welche die Schauspieler zu dem Zwecke sich bei dem Aufenthalt im Lande angeeignet, erhellt aus Heywood nicht und muß bis auf Weiteres unausgemacht bleiben.

Folgen wir dem gelehrten Verfasser noch etwas weiter in seinen Bemerkungen über das Bekanntwerden Shakspere's auf der deutschen Bühne. Man kann darüber streiten, ob des Andreas Gryphius „Absurda Comica oder Herr Peter Squenz“ nach dem „Sommernachtstraum“ oder nach einer schon vor Shakspere vorhandenen und von ihm vielleicht auch benutzten englischen Handwerkerkomödie verfaßt sei. Sicher aber ist für die von Eduard Devrient aufgefundene Action „Romeo und Julieta“ das Trauerspiel des großen Briten das Muster gewesen, und Gleiches ist vom Hamlet und vom Kaufmann von Venedig anzunehmen, die im 17. und zu Anfange des 18. Jahrhunderts von wandernden Schauspielern gegeben wurden. — Nachdem Koberstein den näheren Beweis hierfür geführt hat, fährt er fort: „Eins von Shakspere's Werken war also schon ganz gewiß, einige andere entweder höchst wahrscheinlich oder doch muthmaßlich auf die deutsche Bühne gekommen, als der Name des Dichters noch ganz unbekannt bei uns gewesen zu sein scheint. Denn nicht eher habe ich ihn von einem deutschen Schriftsteller erwähnt gefunden als im Jahre 1682 von Dan. Georg Morhof. Dieser Mann, einer der gelehrtesten seiner Zeit und der erste, der in deutscher Sprache den Versuch machte, eine umfassendere Uebersicht über die Geschichte der neueuropäischen Literaturen zu geben, wußte dennoch in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“, der in dem genannten Jahre zuerst gedruckt wurde, noch nichts weiter von Shakspere zu sagen, als: „John Dryden hat gar wohl gelehrt von der dramatica Poesi geschrieben. Die Engelländer, die er hierinnen anführet, sind Shakspeare, Fletcher, Beaumont, von welchen ich nichts gesehen habe;“ worauf er gleich zu Ben Jonson übergeht, der ihm schon näher bekannt gewesen zu sein scheint.

Der nächste, der Shakspere's gedenkt, ist der als Operndichter und Verfasser anderer poetischer wie prosaischer Sachen bekannte Licentiat Barthold Feind in seinen „Gedanken von der Opera“, die mit seinen Gedichten im Jahre 1708 gedruckt wurden. Bei ihm ist es mir aber auch noch äußerst zweifelhaft, ob er selbst schon etwas von dem englischen Dichter gelesen hatte, obgleich Gervinus, auf den sich Stahr beruft, keinen Anstand genommen hat, dieß zu behaupten. Feind sagt nämlich bloß: „Mr. le Chevalier Temple in seinem mehrmals angeführten Essai de la Poésie erzählet p. 374, daß etliche, wenn sie des renommierten englischen Tragici Shakspeare Trauerspiele verlesen hören, oft lautes Halses an zu schreien gefangen und häufige Thränen vergossen.“

In Büchern aus den nächsten drei Jahrzehnten nach dem Erscheinen von Feinds Gedichten habe ich vergeblich dem Namen Shakspere's nachgespürt. Noch im Jahre 1737 war er so wenig in Deutschland bekannt, daß ihn Gottsched in der zweiten Ausgabe seiner „kritischen Dichtkunst“ gar nicht erwähnt, auch da nicht, wo er von den englischen Dramatikern spricht; und drei bis vier Jahre später wußte Bodmer auch nur etwas von einem englischen Dichter Saspar oder Sasper, aber noch nicht dessen wahren Namen. Denn daß unter dem Namen Saspar, auf den sich Bodmer in der Vorrede zu seiner 1740 herausgegebenen Abhandlung „von dem Wunderbaren in der Poesie“ bezieht, niemand anders zu verstehen ist als Shakspere, ergiebt sich aufs bestimmteste aus zwei Stellen in der bald nachher erschienenen Schrift des Züricher Kunstrichters, den „kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemählde ꝛc.“, worin beide Mal von dem „engelländischen Sasper“ die Rede ist. Zugleich aber läßt uns auch der Zusammenhang, worin diese beiden Stellen vorkommen, errathen, woher sich wohl die Doppelform des Namens schreiben mag, die hier dem englischen Dichter gegeben ist: Bodmer hatte sicherlich bis dahin nichts von diesem gelesen und kannte ihn nur aus Anführungen Addisons im „englischen Zuschauer“, wo Shakspere's Name nicht vollständig, sondern in irgend einer üblichen Verkürzung gedruckt sein mochte, die er sich nun, so gut er konnte, mundgerecht machte.

Jedoch die Zeit war gekommen, wo eine nähere Bekanntschaft

der Deutschen mit Shakspere selbst anheben, eins seiner Werke unverfälscht in unsre Literatur eingeführt werden sollte. Noch in demselben Jahre, in welchem Bodmers „kritische Betrachtungen über die poetischen Gemählde ꝛc.“ herauskamen, im Jahre 1741, erschien in Berlin eine in Alexandinerversen abgefaßte, keineswegs ganz mißrathene Uebersetzung des „Julius Cäsar“, oder, wie der Titel lautete, der „Versuch einer gebundenen Uebersetzung des Trauerspiels von dem Tode des Julius Cäsar. Aus dem englischen Werke des Shakspeare“. Der Uebersetzer war ein preußischer Edelmann, von Borck, der einige Jahre als Gesandter in London gelebt hatte, der Herausgeber ein Secretär Lamprecht aus Hamburg. Sie wurde sogleich in einer von Gottsched gegründeten und redigirten literarischen Zeitschrift, den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ angezeigt, wie ich vermuthe, von Gottsched selbst. Diese Anzeige ist zu charakteristisch für die damalige Zeit überhaupt und für Gottscheds Auffassung der ersten Shakspere'schen Dichtung, die er kennen lernte, insbesondere, als daß ich sie hier auslassen könnte. „Die Uebersetzungssucht“, äußert sich der Berichterstatter, „ist so stark unter uns eingerissen, daß man ohne Unterschied Gutes und Böses in unsere Sprache bringt: gerade als ob alles, was ausländisch ist, schön und vortrefflich wäre, und als ob wir nicht selbst schon bessere Sachen aus den eigenen Köpfen unserer Landsleute aufzuweisen hätten. Die elendeste Haupt- und Staatsaction unserer gemeinen Komödianten ist kaum so voll Schnitzer und Fehler wider die Regeln der Schaubühne und gesunden Vernunft, als dieses Stück Shakspere's ist. Der Herr Uebersetzer also, wenn er, wie er drohet, noch mehr übersetzen will, beliebe sich unmaßgeblich bessere Urschriften zu wählen, womit er unsere Schaubühne bereichern will, ehe er sich diese Mühe giebt: sonst wird ihm Deutschland keinen größern Dank dafür wissen, als unsern Komödianten, die uns auch eine Menge Stücke aufführen, die sie aus allen kleinen Geistern der Franzosen übersetzet, die von ihren eigenen Landsleuten ausgezischet und verworfen werden.“

Hinsichtlich des weiteren Verlaufes der interessanten Betrachtung müssen wir den Leser auf das Buch Kobersteins verweisen. Als Probe aber jener Uebersetzung des „Julius Cäsar“ durch von Borck mag schließlich die Anrede des Antonius an Cäsars Leiche im dritten Akte mitgetheilt und zur Vergleichung die betreffende Stelle bei Schlegel abgedruckt werden.

Borck.

Vergib mir! ach vergib, du blutend Stückchen Erde,
Daß ich so mild und sanft mit deinen Mördern werde.
Du bist der Ueberrest vom allergrößten Held,
Vom allerwürdigsten und edelsten der Welt,
Der je gelebt, so lang der Zeiten Strom geflossen.
Weh ihnen, welche hier dein theures Blut vergossen!
Ich will auf deiner Leich' und Wunden prophezei'n,
So Lippen ohne Zung' und stumme Mäuler sein,
Die voller Rachbegier mit Grimm und Eifer lodern
Und meinen Liebesdienst zur Stimm' und Sprache fodern.
Ein Fluch soll hier entstehn, der auf die Römer blitzt
Und sie zur Mörderwuth und Bürgerkrieg erhitzt.
Das öde Welschland soll in seinem Blut ersaufen;
Mord und Zerstörung soll in freiem Schwange laufen.
Die Gräuel sollen ganz gebräuchlich und gemein,
Erbarmen soll erstickt in Schandgewohnheit sein.
Und Mütter sollen sehn mit lächelnden Gebärden,
Wie Kinder durch die Hand des Kriegs geviertheilt werden.
Ja, Cäsars Rachgespenst, mit Teufeln an der Hand,
Kömmt aus der Höllen Gluth ganz rasend heiß gerannt,
Und wird auf dieses Land und unsre Rasereien
Mit der Monarchen-Stimm Angst und Verderben schreien.
Er hetzt die Kriegeshund' auf unsre Grenzen an,
Bis niemand übrig bleibt, der uns beweinen kann;
Bis dieser Meuchelmord der Erden Antlitz füllet
Mit stinkend Menschenaas, was nach Begräbniß brüllet. —

Schlegel.

O du, verzeih mir, blutend Stückchen Erde!
Daß ich mit diesen Schlächtern freundlich that.
Du bist der Rest des edelsten der Männer,
Der jemals lebt' im Wechsellauf der Zeit.
Weh! weh der Hand, die dieses Blut vergoß!
Jetzt prophezei' ich über deinen Wunden,
Die ihre Purpurlippen öffnen, stumm
Von meiner Zunge Stimm' und Wort erflehend:
Ein Fluch wird fallen auf der Menschen Glieder,
Und innre Wuth und wilder Bürgerzwist
Wird ängsten alle Theil' Italiens;
Verheerung, Mord, wird so zur Sitte werden,
Und so gemein das Furchtbarste, daß Mütter
Nur lächeln, wenn sie ihre zarten Kinder
Geviertheilt von des Kriegers Händen sehn.
Die Fertigkeit in Gräueln würgt das Mitleid;
Und Cäsars Geist, nach Rache jagend, wird,
Zur Seit' ihm Ate, heiß der Höll' entstiegen,
In diesen Gränzen mit des Herrschers Ton
Mord rufen, und des Krieges Hund' entfesseln,
Daß diese Schandthat auf der Erde stinke
Von Menschenaas, das nach Bestattung ächzt.

Dawison als König Philipp.

* Schiller sagt in seinen Briefen über den Don Carlos: „Nichts führt zum Guten, was nicht natürlich ist.“ Das sind goldene Worte, die über jedem Tempel der Thalia prangen sollten, denen aber freilich durchschnittlich sehr wenig entspricht, was in diesen Tempeln geleistet wird. Es ist nicht zufällig, daß wir an den Ausspruch Schillers erinnert wurden, als wir die Darstellung des Königs Philipp durch Herrn Dawison sahen; er läßt sich sehr wohl auf diese Darstellung und überhaupt auf das ganze Wesen des Künstlers anwenden. Man hat ihm wohl vorgeworfen, daß er eben nicht natürlich, daß er wohl ein Virtuos der dramatischen Kunst in des Worts verwegenster Bedeutung, nicht aber ein hingebender und vom heiligen Eifer für die keusche Hoheit der Kunst erfüllter Priester sei. Es wird viel geredet von Manier und Uebertreibung, von Vernachlässigung der Hauptsachen und ungebührlicher Hervorhebung von Nebendingen, von einer geistvoll componirten Mosaik, die nicht zu einem einheitlichen Gemälde werde, und was dergleichen Dinge mehr sind, die man ihm vorgeworfen hat.

Es wird nicht viel damit gewonnen, wenn man auf solche Redensarten mit Redensarten antwortet. Greifen wir lieber eine Rolle heraus, um an ihr zu prüfen, was an jenen Vorwürfen sei; und da wüßten wir kaum eine zu finden, die dazu mehr geeignet wäre als der König Philipp im Don Carlos. Es liegt in diesem Charakter viel verborgenes Gift, und ein mittelmäßiger Schauspieler wird kaum der Gefahr entgehen, von der Hamlet spricht, den Tyrannen zu übertyrannen. Für den bedeutenden Künstler aber ist der spanische Monarch eine der herrlichsten und schönsten Aufgaben; gelingt es ihm, in die Tiefen dieser Charakterschilderung hinabzusteigen, so wird er das reine Gold finden, das Schiller, mit mildem Sinne und feiner Hand die Geschichte umdichtend, dort niedergelegt hat. Die menschlichen Saiten an dem starren Könige müssen anklingen, damit er nicht als ein Ungeheuer erscheine, wie man ihn gewöhnlich dargestellt sieht, als ein Wütherich mit finstern Augenbrauen und rollenden Augen.

In der Darstellung Dawisons finden wir eine harmonische Verbindung und Ausgleichung der menschlichen und unmenschlichen Regungen des Königs. Er erläßt uns nichts von der Härte und Herzlosigkeit, von dem ehernen, unheimlichen Wesen des finstern Monarchen, und gleich in der Scene zu Aranjuez weht von dieser unbeweglichen, starren Gestalt eine eisige Luft zu uns herüber. Unbeugsam, düster, dämonisch steigt sie vor uns auf, die äußere Erscheinung und der Grabeston der Stimme stellen sofort das Bild

Philipps in festen Umrissen hin, und indem die in den gewöhnlichen Ausgaben fehlenden Schlußworte des Auftritts die ganze Furchtbarkeit des Charakters enthüllen, ist auf geringem Raum und in wenigen Minuten der Grundton angegeben. Derselbe waltet auch im zweiten Akte während der Unterredung mit Don Carlos ob; wir haben sie noch von keinem anderen Darsteller so scharf und fest wiedergeben sehen. Mit der Sicherheit und Bestimmtheit, die den Künstler in Allem auszeichnet, deutet er bei dem Drängen des Sohnes das tief schlummernde mildere Wesen des Königs an und läßt es gleich darauf in dem kurzen Auftritt mit Alba und in den schneidend scharf gesprochenen Worten: „Gern mag ich hören, daß Carlos meine Räthe haßt, doch mit Verdruß entdeck' ich, daß er sie verachtet“, eindrucksvoll hervortreten. Solche Gegensätze liegen freilich auf der Hand, aber die Kunst Dawisons zeigt sich eben hier und überall in ihrer ganzen Größe, indem er sie mit gewaltigem Nachdruck hervorhebt und sie dabei doch vollkommen natürlich zu Tage treten läßt.

Im dritten Aufzuge entfaltet sich der Charakter breit nach allen Seiten hin; hier liegt der Höhepunkt der Dawisonschen Darstellung, welche die schwierige und zugleich dankbare Aufgabe vollkommen beherrscht und in vollendeter Weise löst. Wir finden den König in fieberhafter Aufregung über das Medaillon und die Papiere gebeugt, die ihm ausgeliefert sind; düstere Anzeichen verkündigen einen gewaltigen Ausbruch, aber es ist der bessere Theil des Königs, welcher ihn hervorruft. Mit Nachdruck werden die Liebe des Gatten und sein beleidigtes Ehrgefühl hervorgehoben, die Verstörung des aufgeregten Mannes im Gespräch mit Lerma wahr und ergreifend geschildert und in den Worten: „Vergeßt, was ich im wachen Traum gesprochen. Hört ihr? Vergeßt es. Ich bin euer gnäd'ger König“ der Versuch, zur gewohnten Festigkeit sich wieder emporzuarbeiten, vortrefflich dargelegt. Die ganze Furchtbarkeit des dämonischen Charakters kommt sodann in den Scenen mit Alba und Domingo zu Tage; in krampfhafter Spannung horcht der Gepeinigte auf die Enthüllungen, die anfangs seine Befürchtungen verstärken, dann aber glaubt er seiner Gattin lieber als den Einflüsterungen seiner Creaturen und schleudert die feilen Seelen bei Seite. Das Spiel des Künstlers in diesen Auftritten ist meisterhaft; bezeichnend ist die ganz verschiedene Haltung, mit welcher er dem weltlichen und dem geistlichen Rathgeber entgegentritt, jener wird herrisch, dieser mit der Unterwürfigkeit, welche die Religion dem starren Charakter abzwingt, behandelt, bis endlich der auf das Aeußerste gesteigerte Zorn beide gleich verächtlich und furchtbar niederdonnert. Im Monologe wird die wilde Aufregung besänftigt, und die Gestalt Posa's beschwört die bösen Geister, die den König bis dahin beherrschten. Im Audienzsaal sehen wir dann wieder ganz den starren, unbeugsamen Monarchen, einem Marmorbilde gleich, über dessen Züge kein freundlicher Schimmer hingleitet. Haltung, Gang, Redeweise, Behandlung der Granden stellen uns das Bild des furchtbaren Mannes fest vor die Augen. Leben und sanftere Regungen durchzucken die Gestalt in der berühmten Scene mit Posa; der „sonderbare Schwärmer“ ist der einzige, welcher die weichere Saite im Gemüthe Philipps anzuschlagen weiß, und es ist, als lösten sich die Fesseln, in die sein Geist geschlagen ist.

Es ließe sich eine solche den Künstler begleitende Auslegung auch durch die beiden letzten Aufzüge durchführen, doch bieten sie mehr nur vereinzelte Scenen, das Zusammentreffen mit der Königin, die Ueberreichung des Schwertes im Gefängniß und den Auftritt, in welchem die Meldung von der Geistererscheinung den König aus seinem Brüten zum Handeln erweckt. In der Darstellung Dawisons kommen auch hier die verschiedenen Stimmungen trefflich zum Ausdruck und dienen dazu, das Charakterbild abzuschließen. Wir möchten die Leistung zu den vollendetsten zählen, nicht bloß unter denen des Gastes, sondern unter denen der Schauspielkunst überhaupt. Die kraftvolle und harmonische Durchdringung und Lösung der Aufgabe werden allerdings durch die Beschaffenheit der Rolle, welche weniger als viele andere Gegensätze bietet, die den Darsteller zu greller Färbung verlocken könnten, begünstigt, aber das Verdienst einer wahren und natürlichen Ausführung wiegt auch um so schwerer. Die Tiefe und Gewalt der Dawisonschen Kunst treten hier schön und edel zu Tage, und er führt glänzend den Beweis, wie abgeschmackt die Behauptung seiner Gegner ist, als sei er nur bedeutend in Rollen, die ihm Gelegenheit bieten, Virtuosenstückchen anzubringen und durch Kunstgriffe den Zuschauer zu blenden.

F. P.

Feuilleton.

— * Der alte Arndt, der jetzt 88 Jahre zählt, hat mit noch immer jugendfrischer Arbeitskraft ein Memorabilienwerk über den Freiherrn vom Stein vollendet, dessen baldiger Veröffentlichung man entgegensehen darf. Die Nation wird in dem aus der lebendigen Erinnerung des dem großen Staatsmann persönlich so nahe verbundenen Patrioten geschöpften Charakterbilde eine neben der schwer zu bewältigenden Bändezahl des Pertzischen Werkes immer noch hochwillkommene Gabe erhalten.

— * Die neue Zeitschrift von Levin Schücking „Westdeutsche Blätter“ hat schon den Verleger gewechselt und ist von Bonn nach Düsseldorf übergesiedelt, wo sie artistische Zugaben erhalten soll.

— * Wie sich heut zu Tage in jedem Zweige der deutschen Literatur eine starke Concurrenz bemerkbar macht, so hat sich in letzter Zeit auch die Zahl derjenigen Journale sehr vermehrt, die sich's angelegen sein lassen, uns mit den Pariser Moden vertraut zu machen, um unsern äußern Menschen mit den Ansprüchen höherer Kultur in Einklang zu bringen. Noch immer ist ja die Metropole der Franzosen, die prächtige Seinestadt, Tonangeberin des guten Geschmacks, wie gern auch London, Berlin und Wien ein Wort mitsprächen. Die meisten der Blätter nun, welche so menschenfreundlich mit der Veredelung unsers äußern Ichs sich befassen, haben sich veranlaßt gesehen, nebenher ihren Lesern und Leserinnen tändelnd wie eine Art Zuckerwerk kleine Näschereien darzubringen, um eine der vielen nicht anderweitig anständig umzubringenden müssigen Stunden möglichst wenig langweilig ausfüllen zu helfen, und bringen ein Beiblatt, in welchem nicht von Stick- oder Schnittmustern, von Tüll- oder Mullhäubchen, oder von Bavolets und Canezous die Rede ist, sondern wo so etwas von einer Novelle oder einem Liebesromänchen und dann und wann ein kleiner lyrischer Stoßseufzer sich dem oder der Suchenden präsentirt, damit dem Geiste — wenngleich oft geistlos genug — doch auch sein Recht zu Theil werde. Von dieser ziemlich geringschätzigen Behandlung des belletristischen Theiles machen freilich einige wenige Modenjournale eine lobenswerthe Ausnahme, und zu diesen müssen jedenfalls die Hamburger „Jahreszeiten“ gezählt werden. Unter der umsichtigen Redaktion Feodor Wehls hat die genannte Zeitschrift nicht nur den alten Ruf zu bewahren gewußt, sondern auf den belletristischen Theil mit solchem Glück hauptsächlich ihr Augenmerk gerichtet, daß sie unter den deutschen Blättern ihrer Gattung unläugbar einen ehrenvollen Platz einnimmt. Von dem Jahrgang 1857 (dem sechszehnten) liegt der zweite Theil (Juli bis December) vor uns, ein stattlicher Band von mehr als 400 Seiten, dessen Inhalt Novellen, Skizzen, Reiseberichte, Charakteristiken, Gedichte und eine Bücherschau, sowie ein sehr reichhaltiges Feuilleton bilden. Es findet sich des Interessanten und Beachtenswerthen viel darunter, von dem wir Einiges hervorheben möchten. Julius Willborn bringt eine „kurzgefaßte Geschichte des Mecklenburgischen Theaters“, die in unterhaltender Weise geschrieben ist; Karl Seifart — den Lesern des Sonntagsblattes ein lieber Bekannter — berichtet über ein Modenjournal des Mittelalters, und eine sehr angenehme Lektüre bieten die „Plaudereien am Kamin“, in welchen Feodor Wehl selbst sich über Zustände der Gegenwart und literarische Persönlichkeiten ausläßt. Ein sehr interessantes Bruchstück dieser „Plaudereien“ brachte schon der erste Jahrgang des Sonntagsblattes. Ganz besondere Sorgfalt verwendet die Redaction auf das Feuilleton, welches sie „Kleine Chronik der Zeit“ nennt, und in welchem fleißig gesammelte Notizen über Literatur, Theater, Musik und bildende Künste enthalten sind.

P. J. W.

— * Für das Jubiläum, welches die Universität Jena im August dieses Jahres begeht, sind bis jetzt folgende Bestimmungen getroffen worden: Sonntag, den 15. August, festlicher Zug in die Stadtkirche und Gottesdienst; nach dem

Gottesdienst Enthüllung des Denkmals für den Kurfürsten Johann Friedrich den Großmüthigen auf dem Markte; dann Festtafeln im neuen Bibliothekgebäude und an andern Orten. Montag, den 16. August früh, akademische Jubelfeier in der Collegienkirche; Mittags wieder Festtafel; Abends Ball in verschiedenen Lokalen. Dienstag, den 17. August, großer Commers im Freien, im sogenannten Paradiese. Die Stadt läßt Bänke und Tische aufschlagen und liefert zwei Gebäude Bier. Die Frage, die sich unter den löblichen Vätern der Stadt erhoben haben soll, ob es räthlich sei auch die Gläser zum Bier zu liefern, deren doch eine große Menge vermuthlich zerbrochen werde, ist, wie man hört, großherzig mit Ja entschieden worden.

— * Die deutsche allgemeine und historische Kunstausstellung soll vom 15. Juli d. J. an in München stattfinden und das Beste in möglichster Vollständigkeit umfassen, was seit Carstens von bedeutenden Werken im Vaterlande und von heimischen Künstlern geschaffen ward. Gelingen kann dies Unternehmen nur, wenn es von der ganzen Nation durch zahlreiche Einsendungen von Kunstwerken verstorbener Meister aus der bezeichneten Epoche gefördert wird. Auf die Einladung des Münchener Geschäftscomites, (Vorsitzende sind die Herren Wilhelm Kaulbach und Feodor Dietz, Schriftführer Herr Dr. M. Carriere), haben sich in vielen Städten Ausschüsse gebildet, welche für diese Sache thätig sein wollen. Besonders in Düsseldorf ist man darüber aus, daß diese Stadt würdig vertreten werde. — Aus München schreibt man: „Die Aussichten für unsere allgemeine deutsche historische Ausstellung mehren sich fortwährend in erfreulicher Weise, es erwacht allmählich ein wohlthätiger Wetteifer, unter den Besitzern von Kunstwerken sowohl als besonders unter den Künstlern, zu deren Verherrlichung beizutragen. Speciell die hiesigen thun das möglichste um ihr Gelingen zu sichern. Nicht nur suchen die meisten ihre besten Werke dazu zu bringen, sondern eine große Anzahl von ihnen opfert auch auf die uneigennützigste Weise die Zeit wochen- und monatelang, um die ungeheure Arbeit des Arrangements zu bewältigen. Wir haben allen Grund zu der Hoffnung, daß sich bei dieser Gelegenheit glänzend beweisen werde, wie es vielleicht nie eine regsamere und wahrhaft productivere Periode im modernen deutschen Kunstleben gegeben hat als die jetzige.

— * In Halberstadt starb am 13. April der in künstlerischen Kreisen viel genannte Architektur-Maler Karl Hasenpflug, dessen mit Virtuosität gemalte Bilder auf den Kunstausstellungen Glück machten und viele Nachahmungen hervorriefen. Er erreichte ein Alter von 55 Jahren.

— * Der treffliche Pianist Franz Wüllner in München ist zum Musikdirector der Stadt Aachen erwählt worden.

— * Die Vorbereitungen zum großen niederrheinischen Musikfeste in Köln sind in vollem Gange und versprechen das Beste. Für die Solopartieen in dem Oratorium „Saul“ von Hiller, in der Walpurgisnacht von Mendelssohn und der Bachschen Messe sind die Damen Krall von München, Jenny Meyer von Berlin, die Herren Schneider von Frankfurt, Stepan von Mannheim und Abiger von Köln engagirt worden. Am dritten Tage wird in dem Künstlerconcerte Sivori das Mendelssohnsche Violinconcert spielen; die Herren Hiller, Franck und Breunung tragen das berühmte Tripel-Concert für drei Claviere von Bach vor.

— * Bremen, 22. April. Dem Händel-Denkmal, welches in Halle errichtet werden soll, wird aus unserer Stadt demnächst ein hoffentlich ansehnlicher Beitrag zufließen. Der Cäcilienverein will am 27. April das Oratorium „Judas Makkabäus“ zum Besten jenes Denkmals aufführen; im Mai wird dasselbe von Seiten der Singakademie geschehen. Ein leidiger Zwist, der unter diesen beiden musikalischen Körperschaften ausgebrochen ist, hat die unerwartete Wendung genommen, daß nun eine zweimalige Aufführung desselben Werkes bevorsteht. Es wäre wünschenswerth, daß man der Sache wegen der Parteileidenschaft Zügel angelegt und sich zu gemeinsamem Wirken vereinigt oder zwei verschiedene Oratorien zu Gehör gebracht hätte. Ein dritter Gesangverein, der von Herrn D. Engel geleitet wird, ist mit den Proben für das Oratorium „Der Fall Babylons“ von Spohr soweit vorgerückt, daß dies Werk am 1. Mai aufgeführt werden kann, und zwar in Gegenwart des Meisters, der seinen Besuch zugesagt hat.

— * Sigismund Neukomm. In der vorigen Nummer hatten wir den Tod von zwei bedeutenden und verdienstvollen Schriftstellern auf dem Gebiete der Musik anzuzeigen. Zu Dehn und Gathy gesellt sich noch ein Dritter, dessen Name in der künstlerischen Welt den besten Klang hat. In Paris starb am 3. April im Alter von fast 80 Jahren Ritter Sigismund Neukomm. Da ist ein erfahrungsreiches, bewegtes Leben, dessen kräftigere Hälfte in die glänzendste Periode der Kunstentwicklung fällt, zu Ende gegangen. Die „Signale für die musikalische Welt“ widmen ihm folgenden Nachruf: „Heimgegangen ist ein Mann, wie sie selten geboren werden! — Wer ihm näher gestanden, dem würdigen Greise, — wer sein warmes Gefühl, seine herzliche Theilnahme kannte, welche oft dem Achtzigjährigen noch einen Anflug der Jugendfrische verliehen, — wer dem beredten Munde des Vielgereisten lauschte, wenn er von seinem sechsjährigen Aufenthalte in Brasilien (1816—1821) erzählte und dann Erinnerungen aus den „Haupt- und Staats-Actionen“ auftauchen ließ, in welche er durch dreißig Jahre hindurch als vertrauter Freund des Fürsten Talleyrand genauen Einblick gehabt hatte, — wer die Schärfe und Präcision seines welterfahrenen Urtheils bewunderte und durch die milde Fassung desselben angenehm berührt wurde, — wer über seine rastlose Thätigkeit und seine Lust am Arbeiten erstaunt war, — — der mußte sich fragen: wie kommt es, daß ein so hochbegabter Geist und kenntnißreicher Musiker keine Werke von hervorragenderer Bedeutung geschaffen hat? In der That, haben wir von seinen fast unzähligen Kirchencompositionen sechs kennen gelernt, so kennen wir sie alle. Jede seiner Arbeiten zeigte in der gewissenhaften und gediegenen Form den Schüler Josef und Michael Haydn's. Aber keines seiner Werke war welterschütternd geworden. Keines riß uns hin zum Selbstvergessen. Keines war eine freie unmittelbare Schöpfung, sondern Alle tragen den Stempel einer gewissenhaften Arbeit. Diese Eigenthümlichkeit des Musikers erklärt sich nur aus dem Leben und der Lebensweise des Menschen. Durch Neukomm's Leben zieht sich als rother Faden der Charakterzug der Treue. Dies war es, was ihn seinen Freunden theuer machte; hier lag die Klippe für seine künstlerische Thätigkeit. — Durch den pedantischen Organisten Weissauer (in Salzburg) als Knabe unterrichtet, erhielt er schon mit fünfzehn Jahren in seiner Vaterstadt die Stelle eines „Organisten“, zu welcher sich nach drei Jahren die eines „Chor-Repetitors“ an der Oper der damals daselbst bestehenden Hoftheater gesellte. So war er von Jugend an in eine strenge Kunstrichtung und in eine wesentlich formelle Thätigkeit gedrängt. Dieser ersten Lebensrichtung blieb er mit eiserner Consequenz treu bis zum letzten Athemzuge. Ebenso verleugnet keine seiner Compositionen den Einfluß seines Lehrers Haydn. Als er 1804, nach sechsjährigem Aufenthalte in Wien, an die deutsche Oper nach Petersburg als Kapellmeister berufen worden war, da vermochte der neue Wirkungskreis ebensowenig die Einflüsse der ersten Jugend zu verwischen, — als später der Aufenthalt in den höchsten Kreisen von Paris, — oder sein thätiges Wirken als Lehrer des Kronprinzen Dom Pedro von Brasilien, — oder sein gefeiertes Auftreten als Kirchencomponist in den Niederlanden und in Schottland. Unter des Fürsten Talleyrand Schutz nahm er von 1830 an seinen Wohnsitz in London, wo er Liebling der musikalischen Welt war und noch heute seine wärmsten Verehrer hat. Seine große Oper: „Alexander am Indus“, — seine melodramatische Musik zu Schillers „Braut von Messina“ — seine vier Oratorien: „David“, — „Christi Grablegung“, — „Auferstehung“, — und „Himmelfahrt“, — seine zahlreichen Messen, Tedeen, Cantaten, (z. B. der Ostermorgen), Orgel- und Pianoforte-Concerte, Orchesterphantasien, Ouverturen, fanden in London lebhafte Anerkennung. Dort gelang es ihm auch sich in Ritter Bunsen und Professor Moscheles Freunde zu erwerben, welche ihm Treue mit Treue erwiederten. In den letzten zwanzig Jahren wechselte Neukomm häufig seinen Wohnsitz. Am längsten blieb er in London und Paris. — Von tagelanger Fahrt auf Eisenbahn, Dampfschiff oder Postwagen angekommen, traf ihn der Freund bei welchem er gastliche Aufnahme gefunden, am nächsten Tage auch schon mit dem ersten Sonnenstrahle am Arbeitstische. Selten verließ er nun die Wohnung; oft durch Wochen und Monate nicht. Seltener noch durfte ein Fenster geöffnet werden, dessen Zugwind seiner Scherzrede nach „Kriegsschiffe in Bewegung setzen“ konnte und ihn in seiner Arbeit störte, welche er erst mit der Mitternacht beendete, um sie bei Tagesanbruch wieder zu beginnen. — In dieser allzugroßen Berufstreue beruht die Schwäche seiner Werke. Hätte er sich längere Ruhe gegönnt, so würde die Zahl seiner Arbeiten kleiner sein, aber ihre innere Frische wäre größer. — Dem Verfasser dieser Zeilen gab er, als letztes Erinnerungszeichen, vor seiner Abreise ein Blatt, auf welchem zu den Worten „Irreparabile fugit tempus“ (Unwiederbringlich flieht die Zeit) ein vierstimmiger Kanon geschrieben war. Die Worte dieses Kanons sind das Motto seines Daseins, in welchem er mit gewissenhafter Treue jeden Augenblick auszunützen suchte. — — Neukomm's letzte Stunden waren wie sein Leben voll innerer Klarheit, Würde, Ruhe und Wohlwollen. — Obgleich er seit Ende des vorigen Jahres leidend war, hatte er doch für den Monat April eine Reise nach Deutschland sich vorgesetzt und arbeitete deßhalb angestrengt vom Morgen bis zum Abend. Auf ärztliche Verordnung genoß er täglich in ungewohnter Menge südliche Weine und steigerte hierdurch seine Aufregung in so hohem Grade, daß bei seinem vorgerückten Alter nachtheilige Folgen nicht ausbleiben konnten. In der Nacht vom 30. zum 31. März begannen Erstickungsanfälle, welche in wenigen Tagen seinen Leiden ein Ziel setzten. — Am letzten Tage seines Lebens sprach er noch mit seiner Umgebung bis um 4 Uhr; von da an wies er Arznei und Getränk zurück. Seine Gedanken weilten bei dem, was ihm am liebsten war. „C'est pour quatre voix“ — „ce sera très bien“ — „c'est de la musique de chambre“, — rief er aus. Einen Augenblick später hörte man die Worte: „Thank you for your friendship!“ Dann sprach er deutsch und nannte den Namen eines von ihm hochverehrten Freundes. Endlich wendete er sich zu seinem Bruder und sagte: „L'heure suprême approche.“ Hierauf faltete er die Hände; — kein Wort, kein Seufzen unterbrach das ruhige Athmen, bis um 6 Uhr Abends eine leichte Bewegung des Kopfes seine weinenden Freunde ahnen ließ, daß ein edles und treues Herz zu schlagen aufgehört habe.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 18. Bremen, 2. Mai. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Karoline von England.

Eine historische Skizze.

Von Thaddaeus Lau.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts lebte am Hofe zu Braunschweig eine Fürstin, jung und morgenschön. Schönheit und Jugend sind verhängnißvolle Gaben, zumal wenn sich mit ihnen Reichthum des Geistes eint, eine lebendige Phantasie und warme Empfänglichkeit des Gemüths. Einer Natur, welche bedeutsam angelegt und reich ausgestattet ist, genügt nicht die träge Ruhe des Alltagsdaseins, das gemächliche Heute wie das behäbige Gestern; sie haßt das kluge Wandeln auf der Mittelstraße, über welche träge und geistesarme Charaktere wohl hinausmöchten, aber nicht hinaus können. Eine bedeutsam angelegte und reich ausgestattete Natur ringt energisch nach Arbeit und Thätigkeit, nach Wechsel und Spannung, nach Lärm und Geräusch; sie ringt energisch nach einem Wirkungskreise, nach einer Erfüllung der Ideale, nach einer Sättigung der heißen Triebe, der heißen Leidenschaften. Wünschen und Wollen geräth in Conflikt mit dem Können und Sollen. Das Dasein ist kein Maientag und die Welt kein Hochzeitsfest. Stürme brausen, und hoch geht bei wildem Wetter der Wellenschlag auf dem Ocean des Lebens. Gerade vielversprechende Naturen finden selten ein Genüge an der Welt und dem Leben, wie umgekehrt das Leben und die Welt selten ein Genüge an den Handlungen und Thaten der Geister finden, welche vermöge ihrer ursprünglichen Naturanlagen die vollste Befriedigung der Anforderungen und Erwartungen verhießen, welche an jene gestellt wurden. Unsre nationale Literaturgeschichte liefert in Fülle concrete Belege für diese abstrakte Behauptung. Mühselig und schwerbeladen legt sich Ulrich Hutten auf der einsamen kleinen Insel des Züricher Sees zur letzten Ruh; dort modert das tapfre gestählte Herz mit allem seinen Weh und seiner Liebe, erkaltet und vergessen für Jahrhunderte. Günther erfährt, daß die Menschen Kränze flechten und das Schuldig sprechen nach dem äußern Erfolge, daß die Welt die Vorsicht den bessern Theil der Tapferkeit und ein schaufelhütiges Puritanerthum eine respectable Moralität nennt, daß sie den Stab über den Schiffer bricht, der bei wolkenumsäumtem Horizont das Segel dem Sturm entgegenspannt. Bürger und Grabbe beweisen, wie oft durch die Ungunst der Verhältnisse ein Menschenleben als ein verfehltes und verwerfliches erscheint, das doch trotz einzelner Verirrungen, zu denen die Heißblütigkeit der genialen Natur verleitete, dem Großen und Ganzen galt, so lange sein Odem ging, das doch, so lange seine Pulse schlugen, dem Guten und Schönen geweiht war.

Auch die Fürstin, aus deren Leben wir im Nachstehenden einige Erinnerungen auffrischen, gehört in die Zahl jener Geister, welche der Welt und dem Leben viel versprachen, ohne daß jedoch die Erwartungen sich erfüllten; welche selber in das Meer des Lebens hinausschifften, hochbordige stattliche Fahrzeuge, von deren Masten bunte Wimpel flaggten, und deren Segel tausend Hoffnungen schwellten, die aber nach kurzer Fahrt, ein zertrümmert Wrack, als Spiel der Wellen treiben. — Unter der Schaar von Feen, welche an die Wiege der Prinzessin Karoline Amalie Elisabeth geladen waren, der jüngsten Tochter des am 14. October 1806 tödtlich verwundeten Herzogs Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel und der englischen Prinzessin Auguste, ältesten Schwester des Königs Georg III., — unter den Feen war eine einzige vergessen worden, und diese hatte sich dann zuletzt von selbst eingefunden und aus Rache für die Vernachlässigung der Neugebornen ihre reizenden und verhängnißvollen Gaben im doppelten Maße als Pathengeschenk gespendet. Es war keine alte, mißgestaltete, griesgrämige Fee mit triefenden Augen und langen Nägeln, keine von jenen düsterfinstern Schicksalsschwestern im Macbeth; im Gegentheil, es war eine Fee, kokett und reizend, mit schimmerndem, feuchtem Haar und mit einem Diadem von Diamanten in den Locken... es war die Fee des Vergnügens, die gefährlichste und schlimmste von allen.

Schon in frühester Jugend zeigte die Prinzessin Karoline die außerordentlichsten Gaben und Fähigkeiten. Eine sorgfältige Erziehung unter unmittelbarer Aufsicht ihrer Mutter entwickelte rasch und leicht die natürlichen Anlagen zur Blüthe. Die Leichtigkeit, mit welcher die junge Fürstin sich Kenntnisse auf den verschiedensten Wissensgebieten aneignete, ihre frische Hingebung an die verschiedensten Interessen, die lebhafte und warme Empfänglichkeit, welche sie jedem Impulse, jeder neuen Anregung entgegentrug, die naive und ungezwungene Munterkeit in ihrer Erscheinung und in ihrem Benehmen, die Anmuth und Liebenswürdigkeit, mit der sie Jedermann ohne Unterschied behandelte, die herzgewinnende Leutseligkeit, der bestechende Reiz und Zauber, der von ihrem Wesen ausging, hatte die Prinzessin zum Abgott ihrer Umgebung gemacht. — Die Tage der Kindheit enteilen unwiederruflich und mit flüchtiger Hast. Das Kind war zur Jungfrau herangereift. Ein Hofgeistlicher vollzog die Confirmation, die Erziehung wurde für vollendet erklärt. Die Prinzessin wird die Kinderstube verlassen und in die große Welt eintreten.

Die Welt ist zu allen Zeiten eine komische Welt gewesen; sie ist es bis auf die heutige Stunde. Man könnte auch tragisch schreiben statt komisch, ganz gewiß. Oder ist es nicht tragisch und sogar höchst tragisch, tagaus tagein mit anzusehen, wie die Menschen sich selber mit erfinderischem Raffinement und mit einer Beharrlichkeit abquälen, welche einer besseren Sache werth wäre, Gottes schöne Schöpfung, die Erde und das Dasein auf ihr in eine erbärmliche und langweilige Tretmühle, in eine so verworrene und so furchtbare Hölle zu verwandeln; tagaus tagein mit anzusehen, wie ein von Gott nach Gottes Ebenbild geschaffner Mensch durch Das, was wir „standesgemäße Bildung und gesellschaftliche Formen“ taufen, seines göttlichen Menschencharakters fast entäußert und in eine mumienartige Automatenfigur verwandelt wird, so daß man ihn nur in seltenen und unbewachten Augenblicken aus seinen Umhüllungen und Ueber-

ziehern, seinen Paletots und Plaids heraussieht oder hört; tagaus tagein mit anzusehen, wie eine unsterbliche Natur, deren Fähigkeiten und Bestimmungen in die Ewigkeit hineinreichen, durch Ammen und Schulmeister, durch Schneider und Tanzlehrer, durch leidiges Vorurtheil und leidige Gewohnheit, durch die Zungen unzähliger alter Weiber — was man die „Macht der öffentlichen Meinung“ nennt — zu dem dürftigen und schlottrigen Modell zusammen geschnürt wird, welches uns jetzt auf allen Gassen begegnet: nicht wahr, das ist tragisch sowohl als komisch, und man hat ein Recht zur Lache wie zur Thräne über die Unvernunft, welche von der glorreichen Möglichkeit, welche wir mit liebendem Sinne Mensch nannten, Nichts übrig läßt, als eine todte Masse von schmerzlichen Verlusten und betrogenen Erwartungen, welche wir in Leichentücher hüllen und in die Erde vergraben.

Um mit der Erzählung fortzufahren, auch an der Heldin unsrer Geschichte wurde bei ihrem Eintritt in die Gesellschaft Behufs Aneignung der standesgemäßen Bildung und der gesellschaftlichen Formen pädagogisch experimentirt. Sie soll in den Panzer einer Steifleinwand-Etikette eingeschnürt werden. Die junge Brust mag sich aber nicht einschnüren lassen. Wofür haben die gütigen Feen um ihre Wiege gestanden, wofür hat die ungeladene Pathe überdieß ihre verhängnißvollen Gaben als Geschenk ausgetheilt? Die Prinzessin hat Verstand genug, um in der Steifleinwand-Etikette Nichts mehr und Nichts weiter zu erblicken, als was sie ist, ein windiges Sammelsurium von Spinnewebethorheit und Nichtigkeit; die Prinzessin hat Verstand genug, um bei der scharfsinnigen Untersuchung ihrer Oberhofmeisterin, ob regnerisches Wetter so gut als sonniges, oder ob die Frau Herzoginmutter bei der gestrigen Gallacour übler oder guter Laune gewesen, das allermindeste Vergnügen zu empfinden. Dagegen empfindet sie Vergnügen an der Unterhaltung und dem Briefwechsel mit ausgezeichneten Fremden, welche entweder den Hof von Braunschweig besuchen, oder deren berühmter Name dorthin gelangt; ihr lebhafter und unternehmender Geist dürstet nach Anregung und Nahrung; die freie Natur und die Menschen, welche eine verkehrte Civilisation und Kultur nicht befleckt, sind ihr lieber als die Pagoden auf den Nipptischen und die Larven und Masken, welche als Höflingsschaar die Salons füllen; sie vermag nichts Unnatürliches darin zu erblicken, wenn sie gegen gewöhnliche Menschenkinder aus dem Bürgerstande freundlich ist, wenn sie deren Berührung aufsucht. Sie liest Viel und denkt Viel über ihre Lektüre. Der Donner der französischen Revolution hat Europa erschüttert; die Ideen, welche in der Luft der Zeit liegen, verfehlen nicht, einen mächtigen Eindruck auf die Prinzessin zu hinterlassen. Vor Allem fesselt sie Mirabeaus gewaltige Persönlichkeit; sie nimmt Partei für den großen Revolutionär. „Möge mein Name gebrandmarkt werden“, hat der Marquis ausgerufen, „wenn nur die Sache den Sieg erringt, welche ich vertrete!“ Die Prinzessin macht zum Entsetzen ihrer Umgebung kein Hehl daraus, daß sie die Gesinnung, welcher das Wort entsprang, schön und bewunderungswerth finde. Die Herzoginmutter, auf das Höchste beunruhigt, glaubt durch Widerspruch, durch Zwang und Beschränkung ihrer Tochter eine andere Richtung geben zu können. Die Bücher, aus denen sie die verpönten Ideen gesogen haben soll, werden ihr genommen, der Besuch des Theaters und die Theilnahme an jedem Vergnügen wird ihr untersagt, ihre Correspondenz controllirt, ihr Thun und Lassen auf das Strengste bewacht. Es wiederholen sich die Scenen, welche ein halbes Jahrhundert zuvor in Berlin aufgeführt waren. Zwang reizt und erbittert edle Geister. Wie Friedrich der Große als Kronprinz die Befehle seines Vaters übertreten hat, so handelt die Prinzessin Karoline wider die Anordnungen ihrer Mutter. Wie dort, sind auch hier Entdeckungen und verschärfte Maßregeln die Folge. Die erhöhte Strenge reizt und erbittert im erhöhten Grade. Jeder Tag bringt stürmische Auftritte zwischen Mutter und Tochter. Die Welt und das Dasein in ihr ist der Prinzessin zur erbärmlich langweiligen Tretmühle, zur furchtbar verworrenen Hölle geworden. Ihre Gesundheit leidet unter dem Druck, aber auch ihr Charakter. Von Spionen und Aufpassern umringt, oft getäuscht und betrogen, wo sie volles Vertrauen schenkte, ist sie zurückhaltend und mißtrauisch gegen Jedermann, sie wird finster und verschlossen, rauh und verletzend in ihrem Benehmen gegen Andre. Noch vor Kurzem Aller Liebling, wird sie nunmehr allgemein hart und ungerecht beurtheilt.

Ueber das Urtheil der Menschen! „Man sehe das Publikum in einem Theater“, sagt ein Schriftsteller, „das Leben eines Menschen ist hier in eine Dauer von drei Stunden zusammengedrängt, es wird auf einer offenen Bühne bei angezündeten Lampen gespielt und mit Allem, was die passendsten Worte und der Kunstgenius thun können, um dem Sinne klar zu machen, und dennoch höre man, sobald der Vorhang gefallen, was und wie vielerlei das kritische Publikum dazu sagt!“ Nun aber nehme man an, daß das Drama nicht drei Stunden spielt, sondern ein Menschenleben umfaßt und nicht mit dem Streben nach Klarheit, sondern eher mit dem Bestreben nach Heimlichkeit und oft in dem tiefsten, unentwirrbarsten Dunkel aufgeführt wird, während die Welt oder das kritische Publikum anderwärts beschäftigt, bald einen Augenblick hier, bald einen Augenblick die Augen auf den Vorgang wirft! Mit deutlichen Worten, wer keinen Appellhof gegen das Urtheil der Welt hat, ist ein verlorner Mann, zumal wenn sein Lebensdrama nicht nach der vulgären Schablone der drei aristotelischen Einheiten, sondern zum Theil nach einer eigenen Regel bemessen sein will, wenn die Vorgänge, bei denen er betheiligt ist, nicht dem Alltäglichen und Gemeinen angehören, wenn er nicht in die allgemeine Uniform hineinpaßt, sondern ein origineller Mensch ist! Die Welt vernachlässigt und verfolgt gerade ihre Propheten nicht bloß in Judäa, sondern aller Orten; mit dem Giftbecher, den Sokrates trinkt, ist die Martyrologie der Welt nicht geschlossen; Roger Bacon und Galilei schmachten in den Kerkern der Inquisition, Tasso härmt sich in der Zelle eines Irrenhauses, und Camoens stirbt bettelnd auf den Straßen Lissabons. Die große Masse der justemilieu Engel, die weder treu noch rebellisch sind, ganz gemäßigte, ganz plausible Menschen, makellose Respectabilitäten, die fortwährend ihr Augenmerk auf den guten Ruf und den Buchstaben des Gesetzes gerichtet halten, die sich vor dem Rufe als vor einem Frevel schaudernd entsetzen: que mon nom soit flétri, möge mein Name gebrandmarkt werden, wenn nur die Sache siegreich ist und den Triumph erringt! — sie vor Allem werfen die Steine auf das Talent und die Kraft, denn durch diese werden sie bedroht in ihren alten Gewohnheiten und Arrangements, in ihren ausgefahrnen Geschirren und Garnituren. So paradox es klingt, es ist bis zu einem gewissen Grade richtig und begründet, wenn man gesagt hat, um einen bedeutenden Charakter zu beurtheilen, muß man größtentheils das Urtheil der Welt über ihn umkehren, denn die Welt hat nicht bloß in dieser Sache Unrecht, sondern kann überhaupt in keiner solchen Sache Recht haben.

Sei der Leidenskelch noch so gefüllt, noch so langsam und säumig der Zug des Schlürfenden: mit jedem Leidenskelche wird der Leidende einmal fertig. Für die Prinzessin Karoline schlägt die Stunde der Erlösung. Zwischen Windsor und Braunschweig ist lange hin und her verhandelt worden. Georg wünscht für seinen Erben eine Gemahlin. Streng erzogen, hat der Prinz von Wales am 11. November 1783 mit dem vierundzwanzigsten Jahre seine Volljährigkeit erreicht. Hastig holt er nach, was früher versäumt worden. Es giebt kein Vergnügen und keine Leidenschaft, welche der Prinz nicht durchkostet. Um ihn schaart sich der Schwarm der Falstaff. Die Coulissen der Theater und der Reiterbuden, die Pflastersteine von Brighton erzählen laut seine Abenteuer. Der König hofft von einer Ehe eine veränderte Lebensweise des Sohnes. Seine Wahl fällt auf seine Nichte Karoline. Die Königin mißbilligt die Wahl, sie hat eine mecklenburgische Prinzessin im Vorschlag. Auf Betrieb der Mutter erklärt sich der Prinz von Wales gegen die beabsichtigte Verbindung.

Das Versprechen des Vaters, daß wegen Bezahlung seiner Schulden ein Arrangement getroffen werden soll, macht ihn gefügig. Die Porträts beider hohen Personen werden ausgewechselt. Am Sylvesterabend 1794 wird die Prinzessin dem Grafen Hawkesbury als Stellvertreter zur linken Hand in Braunschweig angetraut. Am 4. April 1795 landet sie in England, und vier Tage später verrichtet der Erzbischof von Canterbury im Pallast von Westminster die Trauung des fürstlichen Paares nach dem Ritus der englischen Kirche. Carltonhouse wird Residenz der Neuvermählten.

Fürstentöchter haben nicht das Vorrecht anderer Frauen, sich nach ihrer Neigung verheirathen zu dürfen. Das Schicksal giebt ihnen den Gatten, für dessen Kinder sie die Mutter sein sollen. Die Politik oder verwandte Interessen knüpfen die Bande. Nur zu oft wird der äußere Schimmer und Glanz um den theuren Preis des Lebensglückes erkauft. Der Prinzessin von Wales blieb diese bittere Erfahrung nicht erspart. Mit Freuden hatte sie den Antrag angenommen; er befreite sie aus einer Lage, die unerträglich geworden. Nicht allein, daß die Königskrone winkte, nicht allein, daß sie Hunderte beneideten: der Gatte stand in der Blüthe seiner Männlichkeit und war als einer der schönsten und gebildetsten Fürsten bekannt. Von den Verirrungen seiner Vergangenheit wußte die Braut Nichts. An seiner Seite gedachte sie ein neues Leben zu beginnen, fröhlich und besser; von dieser Ehe hoffte sie die Verwirklichung ihrer Ideale. Die Hoffnung ging in Trümmer. Kaum waren einige Monate nach dem Beilager verflossen, als man sich schon im Publikum zuflüsterte, daß die gewünschte Harmonie zwischen den beiden fürstlichen Personen nicht stattfände. Die Königin ließ ihren Widerwillen gegen die Schwiegertochter in jeder Weise aus; sie vermehrte die Mißverständnisse und die Kluft, welche zwischen den Gatten entstanden waren. Die nach wie vor fortgesetzte Maitressenwirthschaft und der Leichtsinn des Prinzen hatten die Kluft aufgerissen. Die Geburt der Prinzessin Charlotte am 7. Januar 1796, neun Monate nach der Vermählung, änderte Nichts an dem unglücklichen Verhältniß; drei Monate nach dem Ereigniß trennte sich die Prinzessin von Wales von ihrem Gemahl und bezog Montaguehouse, ein Landhaus auf Blackheath, nachdem zuvor zwischen Beiden die folgende Correspondenz gewechselt war.

Windsorcastle, den 30. April 1796.

Madame!

Da mich Lord Cholmondely unterrichtet hat, daß es Ihr Wunsch ist, etwas Schriftliches darüber zu besitzen, wie wir uns in Zukunft gegen einander zu verhalten haben, so will ich es versuchen, mich über diesen Gegenstand mit der möglichsten Deutlichkeit und mit so vielem Anstande, als es die Natur der Sache zuläßt, zu erklären. Unsre Zuneigung für einander ist nicht in unsrer Gewalt, und es sollte keiner von uns verantwortlich gegen den andern gemacht werden, weil die Natur uns nicht für einander geschaffen hat; ein ruhiges und bequemes gesellschaftliches Leben zu führen, steht aber in unsrer Macht. Lassen Sie daher unsre Verbindung darauf beschränkt sein, und ich will mich genau den Bedingungen unterwerfen, welche Sie mir durch Lady Cholmondely machen ließen, nämlich daß selbst in dem Falle, wenn etwa unsrer Tochter ein Unglück zustoßen sollte, welches, wie ich hoffe, die Vorsehung in Gnaden verhüten wird, ich die Bedingungen des beschränkten Umganges nicht übertreten und zu keiner Zeit eine nähere Verbindung vorschlagen werde. Ich mache nun diesem unangenehmen Briefwechsel ein Ende, indem ich erwarte, daß, da wir uns nunmehr völlig gegen einander erklärt haben, wir in der Folge in ununterbrochener Ruhe leben werden. Ich bin, Madame, mit großer Wahrheit und sehr aufrichtig der Ihrige

George.

Die Antwort der Prinzessin datirt bereits von

Montaguehouse, den 6. Mai 1796.

Das Geständniß Ihrer Unterredung mit Lord Cholmondely überrascht mich weder, noch beleidigt es mich; es bestätigt nur Dasjenige, was Sie seit einem Jahre im Sinne geführt haben. Nach dieser Ihrer Erklärung würde es sehr undelikat von mir sein, oder vielmehr ich würde mich unwürdig erniedrigen, wenn ich mich über die Bedingungen beklagen wollte, die Sie sich selbst auferlegen. Ich würde Ihnen gar nicht geantwortet haben, wenn der Inhalt Ihres Briefes es nicht zweifelhaft zu machen schiene, ob diese Anordnung durch Sie oder durch mich gemacht worden sei. Sie wissen es aber, daß Sie sich selbst diese Ehre beizumessen haben. Der Brief, den Sie mir als Ihren letzten ankündigen, veranlaßt mich, solchen mit meiner Antwort dem Könige, meinem Fürsten und Vater, mitzutheilen. Inliegend finden Sie die Abschrift meines Briefes an den König; ich zeige Ihnen Dies an, damit Sie mir nicht die mindeste Falschheit verwerfen können. Da ich in diesem Augenblicke keinen andern Beschützer als Se. Majestät habe, so wende ich mich in Betreff dieses Gegenstandes ganz allein an ihn, und wenn mein Betragen von ihm gebilligt wird, so werde ich dadurch wenigstens einigermaßen getröstet sein. Schließlich erkenne ich mit den Gefühlen des innigsten Dankes die Lage, in welche ich als Prinzessin von Wales durch Ihre Vermittelung gesetzt bin, um uneingeschränkt eine Tugend ausüben zu können, welche meinem Herzen so theuer ist, nämlich die der Wohlthätigkeit. Ich werde es gleichfalls für meine Pflicht halten, nach einem andern Grundsatze zu handeln, und ein Beispiel der Geduld und Ergebung bei jeder Prüfung aufstellen. Lassen Sie mir die Gerechtigkeit widerfahren, es zu glauben, daß ich nie aufhören werde, für Ihre Wohlfahrt zu beten und zu sein Ihre ganz unterthänige

Karoline.

Seitdem richtete die Prinzessin, entfernt vom Geräusche des Hofes, ihren Haushalt auf Blackheath ein. Dort führte sie ein vereinsamtes Stillleben. Wenn ein Weib in seiner Ehe scheitert, ist der beste Theil seines Daseins verloren. Lange Tage, viele Stunden hatte die unglückliche Fürstin Zeit, über ihr verfehltes Leben zu trauern. Den Armen und Nothleidenden gehörte ihre Kraft. Bei allen Anstalten, in denen das unendliche Erbarmen der Menschen mit der Menschen unendlichem Elende ringt, war sie betheiligt. Versuche, welche der König anstellte, der seiner Schwiegertochter mit aufrichtigem Wohlwollen zugethan war, eine Aussöhnung oder doch Annäherung zwischen den entzweiten Gatten zu bewirken, schlugen fehl an der Halsstarrigkeit des Prinzen und an den Intriguen der Königin. Besuche der Fröhlichen und Glücklichen sah Montaguehouse ebenso wenig als Feste. Nur eine Familie, die Familie Douglas, erhielt allmälig Zutritt, der immer häufiger wurde. Es liegt in den weisen Einrichtungen der Natur, daß wie keine Freude und kein Vergnügen, seien sie noch so lebhaft und aufrichtig, als Vergnügen und Freude immer und ewig empfunden werden können, so auch kein Schmerz und kein Wehe, seien sie noch so tief und groß, als Wehe und Schmerz immer und ewig quälen können. Zuerst sucht das Unglück die Stille und die Einsamkeit. Dann drängt der Schmerz nach Mittheilung. Kein Herz ist so ausgebrannt und liebeleer, daß es des Mitgefühls und der Theilnahme Anderer entbehren könnte. Die Prinzessin schenkt der Lady Douglas ihre Freundschaft, ihr Vertrauen. An ihrer Brust weinet sie um das verlorne, das betrogene Dasein. Bald ist der Umgang der beiden Frauen der intimste. Kein Tag, den sie nicht mit einander verbringen. In der Freundschaft scheint die künftige Königin Ersatz oder doch Trost für ihre Leiden zu finden; die düstere Schwermuth weicht, und der alte Frohsinn kehrt wieder. Montaguehouse empfängt Gäste; kleine Feste und ländliche Vergnügen werden veranstaltet, an denen die Prinzessin mit der ungezwungenen Heiterkeit ihrer Jugend Theil nimmt. Das Rad der Zeit beendet schnell seine Umläufe. Man schrieb den November des Jahres 1805. Da geht eine Mittheilung durch die öffentlichen Blätter, die Prinzessin von Wales habe den Umgang mit der Familie Douglas plötzlich abgebrochen, und die letztere sei bereit, einige Umstände des Betragens der Prinzessin aufzudecken, welche nicht allein die Ehre des Prinzen angriffen, sondern die auch der Thronfolge gefährlich sein könnten. Die mysteriöse Notiz setzt jede müßige Zunge in Bewegung. Ein Flüstern und Wispern läuft landauf landab, durch alle Gesellschaften, von Stadt zu Stadt. Die Speculation auf Skandal feiert ihren Triumph. Jede Grafschaft hallt wieder bis in den entlegensten Winkel von Gerüchten der sonderbarsten Art. Agenten, von denen man es vermuthet, aber nicht aussprechen darf, woher sie kommen, und wer ihre Mühe bezahlt, nähren die Gerüchte, verbreiten neue Diffamationen und unterhalten die Aufregung. The delicate investigation

bildet das Tagesgespräch. Eine Untersuchung soll auf Kabinetsbefehl stattgefunden haben. Der anstößige Lebenswandel der Prinzessin sei die Veranlassung gewesen, sagte man; es habe sich um Nichts weniger als um ein Kindbett der Prinzessin gehandelt.

Allerdings hat eine Untersuchung stattgefunden. Gold ist ein mächtiger Hebel. Lady Douglas bringt gezahltem oder versprochenem Lohne Freundschaft und Vertrauen zum Opfer. Eine hinterlistige und gemeine Intrigue ist eingeleitet worden; das Ergebniß der Untersuchung geht über den Namen des Urhebers mit Stillschweigen hinweg. Sir John Douglas und seine Gattin geben zu Greenwichpark am 3. December 1805 vor dem Herzoge von York eidlich eine Erklärung zu Protokoll. Die Prinzessin habe während ihrer Trennung von dem Prinzen ein ausschweifendes Leben geführt, habe namentlich einen freien Umgang mit verschiedenen Männern gepflogen, mit Sir Sidney Smith und mit dem Kapitän Manby und mit Mr. Canning. Sie habe der Lady Douglas im Juli 1802 gestanden, daß sie sich Mutter fühle. Am 30. October sei Lady Douglas nach Montaguehouse gekommen, um sich einer projektirten Reise wegen für längere Zeit zu verabschieden. Sie habe ein schlafendes Kind im Zimmer der Prinzessin gefunden, und die letztere geäußert: „Hier ist der kleine Junge, den ich geboren habe — ist es nicht ein niedliches kleines Kind?“ Die Aussage wurde an den König befördert, und dieser ernannte unterm 29. Mai 1806 zur Untersuchung der Sache eine Commission, bestehend aus den Lords Erskine, Spencer, Grenville und Ellenborough. Am 14. Juli erstatteten die Lords ihren Bericht. Die Untersuchung habe sie von der gänzlichen Unwahrheit der Beschuldigung überzeugt. „Wir schätzen uns glücklich, heißt es in dem Dokumente, ganz bestimmt erklären zu können, daß nicht der geringste Grund vorhanden ist, zu glauben, daß das Kind, welches sich gegenwärtig unter der Aufsicht der Prinzessin von Wales befindet, das eigene Kind Ihrer Königl. Hoheit sei, oder daß sie in dem Jahre 1802 von einem Kinde entbunden worden wäre; ebenso wenig scheint es uns, daß irgend ein Umstand vorhanden sei, der es vermuthen lassen könnte, daß sie in dem Jahre oder in dem Zeitraume, über welchen sich unsre Untersuchung ausdehnt, schwanger gewesen sein möge. Die Herkunft des Kindes, das sich jetzt bei der Prinzessin befindet, seine Eltern, sein Alter, der Ort und der Tag seiner Geburt, die Zeit und der Umstand, als es zuerst unter den Schutz Ihrer Königl. Hoheit kam, Alles ist so vollkommen und mit zusammentreffenden Zeugnissen bestimmt dargestellt, daß nach unserm Urtheile gar kein Zweifel über diesen Gegenstand stattfinden kann.“ Auf Befehl des Königs wurde dieser Bericht der Prinzessin zugesandt. Die Fürstin erklärte sofort, daß sie mit der geheimen Untersuchung der Lords nicht zufrieden, sie fordere eine öffentliche Untersuchung vor den Gerichten des Landes und Bestrafung der Douglas wegen Meineid. Als dem Verlangen nicht gewillfahrt ward, beauftragte die Prinzessin Mr. Spencer Perceval, das gegen sie beobachtete Verfahren in einer Brochüre durch den Druck zu veröffentlichen und in ihrem Namen eine Klage wider die Douglas einzuleiten. Die Schrift ward gedruckt und die Klage angestellt, aber die zweite wurde zurückgezogen und die erstere vor der Ausgabe dem Verleger bis auf das letzte Exemplar abgekauft — Perceval hatte eine Stelle im Ministerium des Herzogs von Portland erhalten. In ähnlicher Weise scheiterten die übrigen Versuche, welche die Prinzessin wiederholt machte, die Urheber der Verleumdung oder auch nur die Werkzeuge zur gesetzlichen Ahndung zu ziehen.

Im März 1812 trat König Georg III. von der Leitung der Regierungsgeschäfte zurück, und der Prinz von Wales wurde zum Regenten ernannt. Die Rangerhöhung wirkte auch auf die Prinzessin zurück, günstig insoferne als ihr das Parlament auf den Antrag des Lord Castlereagh eine Jahresrente von 50,000 Pfd. Sterl. bewilligte, so daß sie in Zukunft der peinlichen Geldverlegenheiten überhoben war, in welche sie sich früher öfters versetzt gesehen hatte; ungünstig insofern als der Rückhalt, den sie bis dahin an dem Könige gehabt, jetzt fortfiel und eine unedle und kleinliche Verfolgungssucht ihre Befriedigung suchte. Hochherzigkeit und Adel der Gesinnung waren nicht das Erbtheil des Prinz-Regenten. Bei den Orgien zu Brighton hatte er oft mit lachendem Munde gestanden, von allen Herrschern Englands hätte am Besten Karl II. Stuart zu leben verstanden; dessen Lebensgrundsätze habe er als die seinigen angenommen. Die Selbstkritik war nur zum Theil richtig. Allerdings war Karl in allen nobeln Passionen ein unübertreffliches, leuchtendes Vorbild, darin aber unterschied er sich von Georg, daß er für Beleidigungen, für die Namen seiner Gegner kein Gedächtniß hatte; Rachsucht lag ihm ferne. (?) Georg dagegen vergaß nie, was ihm einst Unangenehmes begegnet. Die Parole ward ausgegeben, die Prinzessin zu kränken und verletzend zu behandeln; die Gemeinheit beeilte sich, dem Befehl nachzukommen. Als die Fürstin am 11. Februar 1813 aus dem Wagen stieg, um in Warwickhouse ihrer Tochter Charlotte einen Besuch zu machen, verweigerte man ihr den Eintritt in den Pallast. Auf ihre Beschwerde bei dem Minister Lord Liverpool erhielt sie die Antwort, daß „Se. Königl. Hoheit auf den Rath treuer Diener für gut befunden habe, die Anordnung zu treffen, daß, um die Wohlfahrt Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Charlotte zu befördern, der Umgang zwischen Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin von Wales und Ihrer Königl. Hoheit der Prinzessin Charlotte fortdauernd bestimmten Beschränkungen unterworfen sein solle.“ Die Prinzessin protestirte vergebens gegen Beschlüsse, welche heimlich und ohne gesetzliche Autorität gegen sie gefaßt worden; sie erklärte vergebens, daß sie völlig bereit sei, ihr Betragen untersuchen zu lassen; sie verlangte vergebens, daß ihr zugestanden werden möchte, sich vertheidigen zu können, und daß sie entweder als unschuldig behandelt werden oder als schuldig verurtheilt sein wolle. — Viscount Sidmouth entgegnete lakonisch, es müsse bei den Beschlüssen des Kabinets sein Bewenden haben. Die weiteren Reklamationen bleiben unbeantwortet. Ein Oppositionsmitglied, Mr. Whitbread, nahm die Angelegenheit im Unterhause auf, indem er den Antrag stellte, die geheime Untersuchung, welche von den vier Lords im Jahre 1806 wider die Prinzessin stattgehabt, solle revidirt und die Familie Douglas wegen Meineid vor Gericht gefordert werden. Der Antrag fiel, weil die Commoners der Interpretation zustimmten, welche auf der ministeriellen Seite beliebt wurde, es liege gar kein Meineid vor, da Sir John und Lady Douglas ihre eidlichen Aussagen nicht vor einem competenten Gerichtshofe gemacht hätten, vor welchem allein jene bindend gewesen sein würden. Während der leidigen Verhandlungen wurde die Prinzessin von dem Hofe und der Nobility auf das Auffallendste vernachlässigt. Am 23. Mai 1814 erhielt sie einen Brief von der Königin mit der Anzeige; da der Prinz-Regent erklärt habe, daß er mit Ihrer Königl. Hoheit niemals öffentlich erscheinen oder Umgang unterhalten werde, müßte auch Ihre Majestät es von sich ablehnen, die Prinzessin bei Hofe zu empfangen. Das Schreiben wurde von der Empfängerin Lord Liverpool mit der Eröffnung mitgetheilt, der Prinzessin sei der Aufenthalt in England verleidet, sie werde ihren Aufenthalt auf dem Continent nehmen. Der Minister erwiderte, daß der Prinz-Regent es Ihrer Königl. Hoheit durchaus freistelle, entweder in England oder im Auslande zu residiren.

(Schluß folgt.)

---

* Altspanische Romanzen.

Uebersetzt von Adolf Laun.

Graf Sol.

Zwischen Portugal und Spanien
Wird ein großer Krieg erklärt.
Jedem drohet Todesstrafe,
Der sich mitzuziehen wehrt;
Zu des Feldzugs Oberleitung
Wird sogleich Graf Sol bestimmt,

Der beim König sich beurlaubt,
Von der Gattin Abschied nimmt;
Und der jungen Gräfin Kummer
Bricht in hellen Thränen aus.
„Sagt mir, Graf, wie viele Jahre
Währt es, bis Ihr kehrt nach Haus?“
„„Kehr' ich heim nicht nach sechs Jahren,
Gräfin, dann vermählt Euch gern.““

Sechs und acht und zehn der Jahre
Schwinden, und er bleibet fern.
Einsam in dem Erkersaale
Harrt umsonst die Gräfin sein,
Sieh, da naht sich ihr der Vater:
„Sag, warum, mein Töchterlein,
Rinnen ewig deine Thränen?“
„„Vater, denket meiner Qual,
Laßt mich um des Himmels Liebe
Gehn und suchen den Gemahl.““

„Die Erlaubniß sei gewähret,
Tochter, thut nach Eurem Sinn.“
Und des Weges zieht die Gräfin
Schon am and'ren Tag dahin,
Durch Italien und durch Frankreich
Trauernd über Meer und Land.
Doch umsonst, verzweifelnd hat sie
Ihren Schritt schon heimgewandt,
Sieh, da weidet eine Heerde
An des Fichtenwaldes Rand.

„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Bei des Himmels heil'gem Licht,
Gieb mir Antwort auf die Frage,
Aber offen, lüge nicht;
Wessen sind dort jene Rinder,
Weidend an des Waldes Rand?“
„„Sind des Grafen Sol, Sennora,
Welcher herrscht in diesem Land.“
„Wessen sind die Waizenfelder,
Die schon reif, daß man sie mäht?“
„„Sind des Grafen Sol, Sennora,
Der sie selber hat besät.““
„Wessen ist der Mutterschafe
Und der Lämmlein weißes Fließ?“
„„Ist des Grafen Sol, Sennora,
Der sie auferziehen hieß.““
„Wessen, sag mir, ist der Garten,
Der das stolze Schloß umhegt?“
„„Ist des Grafen Sol, Sennora,
Welcher dort zu wohnen pflegt.““
„Wessen, wessen sind die Rosse,
Deren Wiehern zu mir schallt?“
„„Sind des Grafen Sol, zum Jagen
Braucht er sie in Feld und Wald.““
„Und wer ist dort jene Dame
Die ein Mannesarm umfängt?“
„„Die verlobte Braut des Grafen,
Die er heimzuführen denkt.““
„Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Bei der ew'gen Seligkeit,
Gieb mir dein Gewand von Wolle,
Nimm dafür mein seid'nes Kleid,
Daß ich finde, was ich suche,
Was ich nimmer lassen kann.
Führ' mich hin zu jenem Schlosse,
Fasse bei der Hand mich an,
Flehn um eine milde Gabe
Will ich dort für Himmels Lohn.“

Bald auf des Portales Stufen
Kniet die Gräfin nieder schon,
Fleht um eine milde Gabe
Der Bewohner Mitleid an.
Und es ist das Glück ihr günstig,
Mehr als sie erwarten kann,
Denn es reicht, um was sie bittet,
Selber ihr des Grafen Hand.
„Weib, woher seid Ihr gekommen?“
„„Spanien ist mein Vaterland.““
„Und was ist der Zweck des Wanderns?“
„„Meinen Gatten sucht' ich auf,
Ueber Wüsten, über Meere
Ging dahin mein irrer Lauf,
Herr, und als ich ihn gefunden,
Hört' ich, daß er sich vermählt,
Ganz vergessend seiner Gattin,
Die sich stets um ihn gequält,
Die bei jeder Art Gefahren
Nach ihm forschte unverzagt.““
„Fremde Pilg'rin, fremde Pilg'rin,
Schweigt von dem, was Ihr da sagt,
Denn Ihr seid vielleicht der Teufel,
Der versuchend zu mir spricht.“
„„Guter Graf, ich bin kein Teufel,
Dich versuchen will ich nicht,
Bin dein treues Weib in Wahrheit,
Das dich aufzusuchen kam.““

Und der Graf ließ ohne Zögern,
Wie er dieses Wort vernahm,
Satteln einen flücht'gen Renner;
Um den schlanken Hals gerollt,
Klingen Silberschell'n, es schimmern
Sporn und Bügel hell von Gold;
Hastig kam der Graf gesprenget,
Hob die Gattin auf sein Roß,
Deren Auge noch von Thränen,
Freudenthränen überfloß;
Reitet eilig, immer eilig,
Eilig ohne Aufenthalt,
Bis sein Herrenschloß ihm winket,
Schimmernd durch den grünen Wald.
Ferne harrt die Braut der Hochzeit,
Doch kein Gatte läßt sich sehn. —
Wer mit fremdem Kleid sich schmücket,
Pflegt bald nackt und bloß zu gehn. —

Sonette von Lupercio Leonardo de Argensola. (1565.)

I.

O Tod, deß furchtbar Bild mich macht erbeben,
Nicht fürder stelle mir in Träumen vor,
Als ob ich schon der Liebe Glück verlor,
Den einz'gen Trost im angsterfüllten Leben;

Du magst des Herrschers stolzes Haupt umschweben
Im Marmorschloß mit hohem Eisenthor;
Der Geizhals schreck' in Fieberangst empor,
Wenn deine Schau'r sein enges Bett umweben;

Laß jenen träumen unter nächt'gen Schrecken,
Wie Aufruhr tobend an die Mauer dringt,
Ein Dolch in seines Sclaven Hand erblinkt,

Und diesen, wie den Schatz die Dieb' entdecken,
Wie nächtlich in sein Haus ein Mörder bricht; —
Doch, Tod, den Traum der Liebe störe nicht.

II.

Die Rosengluth, worin so hold erstrahlen
Elvirens Wangen, muß ich eingestehn,
Ist das nur werth, wenn wir es recht besehn,
Was sie im Laden soll dafür bezahlen.

Doch Lüge weiß so fein und zart zu malen,
Daß and're ohne fremder Schminke Lehn,
Wenn wir damit zur Schönheitswage gehn,
Dagegen schwinden mit viel leicht'ren Schalen.

Wie sollt' ich denn mich für besiegt erkennen,
Weil das, was ich bewund're, Täuschung nur.
Ist and'res denn, als Täuschung, die Natur?

Der Himmel selbst, den wir den blauen nennen,
Ist Himmel nicht, nicht blau; d'rum grämt mich's nicht,
Daß Lüge schmückt Elvirens Angesicht.

Bogumil Dawison.

*Shakspere's Richard III. war die Rolle, mit welcher Herr Dawison am 28. April sein Gastspiel auf der Bremer Bühne beschloß. Es ward eröffnet mit dem Shylock, erreichte seinen Höhepunkt im Othello und hätte nicht großartiger und zugleich für den Künstler ehrenvoller abschließen können als durch die furchtbare Gestalt des Scheusals Gloster. Wenn wir gleich hierbei bemerken, daß diese drei Charaktere des großen Dichters neben dem Hamlet diejenigen waren, denen sich im Verlaufe des auf dreizehn Abende ausgedehnten Gastspiels ganz besonders die Theilnahme des Publikums zuwandte, so haben wir demselben zugleich das ihm zukommende Zeugniß ausgestellt, daß es einen richtigen und schönen Sinn an den Tag gelegt habe. Die Darstellungsweise Dawisons, das ganze Wesen seiner Kunst ist nicht von der Art, daß sie die Masse eroberte, nach deren Gunst sie übrigens auch gar nicht strebt; sie ist vielmehr Caviar für's Volk, denn sie giebt zu viel zu denken, als daß sie gleich im Sturm die Gunst des Haufens erobern sollte. Aber stolz kann der Künstler von sich behaupten, daß er den Besten seiner Zeit lebt und sie nicht bloß beschäftigt, sondern auch gewinnt, mag auch hin und wieder ein kleiner Widerstand, der in hergebrachtem Vorurtheil oder in abweichender Ueberzeugung wurzelt, zu besiegen sein. Mit dem bloßen Wohlgefallen an dem äußeren Apparat einer schönen Erscheinung, eines tönenden Organs, einer schimmernden Außenseite von Garderobiers Gnaden ist's hier nicht gethan, auch begnügt sich Dawison nicht mit wohlfeilen Siegen über Weiberherzen, er nimmt vielmehr den Verstand eben so sehr in Anspruch als das Herz und giebt uns Räthsel auf, die zwar nie unlösbar, aber gelegentlich schwer zu lösen sind.

Die Erscheinung des Künstlers ist vielfach angefochten worden; er ist unbeirrt seinen Weg gegangen und hat einen Charakter nach dem andern geschaffen, ohne Concessionen zu machen. Wer ihm aufmerksam und unbefangen folgt, wer nicht von vornherein gegen ihn eingenommen ist und durch die Brille der Partei oder der Tadelsucht ihn ansieht, wird bei jeder neuen Schöpfung zuversichtlicher und freudiger bekennen müssen, daß hier nicht bloß eine eigenthümliche und gewaltige, sondern auch eine wirklich große und vom Geiste der Wahrheit beseelte Kraft thätig ist. Sein Hamlet, Richard III., Othello, Philipp II. reden nicht nur eine so erschütternde, sondern auch eine so wahre und natürliche Sprache, daß sie zu den größesten Leistungen der dramatischen Kunst gezählt werden müssen und in unseren Tagen wenigstens nichts Ebenbürtiges haben. Denn was auf verwandten Gebieten von anderen Bühnentalenten Bedeutendes geleistet wird, das ist in der Regel versetzt mit allerlei Beiwerk, welches der Neigung des Tages zu Liebe angebracht wird, oder es schmeckt zu sehr nach einer immerhin meisterhaft beherrschten Routine und Technik, die eben doch stets nur eine gewisse Stufe, nie den Höhepunkt erreicht.

Man hat wohl gesagt, es sei allerdings wahr, daß Dawison ein Darsteller von großer logischer Schärfe, ein geistvoller Dialektiker, ein philosophischer Schauspieler sei, daß er eine Fülle frappanter, überraschender Züge in seinen Gebilden anbringe; aber es sei auch dagegen nicht zu leugnen, daß er das Gemüth wenig anrege oder es gar kalt lasse, daß in seinen Rollen eine harmonische, einheitliche Durchführung vermißt werde. Solche Behauptungen, die in der That noch immer auftauchen, sind der Wirklichkeit gegenüber entweder eine unbegreifliche Thorheit oder eine sehr begreifliche Lüge. Man braucht nur, um aus Vielem Einiges herauszunehmen, Hamlets Scene mit Ophelia, Othello's Erzählung von Desdemona's Liebe und ihr erstes Zusammentreffen mit ihr, die Erzählung des Narciß von seiner verschwundenen Frau zu erwähnen, und die Lächerlichkeit solcher Behauptungen liegt offen da. Wir wollen gar nicht einmal auf Hans Jürge's Abschied von Anna, auf des Sergeanten Gautier Erinnerungen an seine gefallenen Kameraden und ähnliche Momente ein Gewicht legen, denn man könnte erwiedern, daß dergleichen Episodenstellen in unbedeutenden oder schlechten Stücken leicht mit einem gewissen Schimmer auszustatten und zu sogenannten Paradestücken zu gestalten seien. Grade jene oben angeführten Scenen beweisen auf das Glänzendste, daß der Künstler sein Gebiet nach allen Seiten hin beherrscht und auch da vollkommen Meister ist, wo man zumeist eine Schwäche vermuthen sollte und entschuldigen möchte. Es muß aber hierauf ein um so größeres Gewicht gelegt werden, als Dawison von Natur für diese Seite gewiß am Wenigsten günstig bedacht ist; er hat sie langsam und mühsam erobern müssen, und er ist ihrer Herr geworden, nicht weil alle Vorbedingungen in der glücklichsten Weise gegeben waren, sondern obgleich sie nicht vorhanden waren, mancher spröde Widerstand erst durch große Anstrengungen besiegt werden mußte.

Dem Othello möchten wir noch einige Worte widmen; leider ist die Erwartung so Vieler, daß der Künstler diese Rolle wiederholen werde, nicht in Erfüllung gegangen, da eine Reihe anderer Darstellungen festgesetzt, eine Verlängerung des Gastspiels aber nicht möglich war. Die Leistung war gewaltig und erschütternd, ein Meisterstück an sich und zugleich eine ausgezeichnete Wiedergabe des Bildes, welches Shakspere bezeichnet hat. Nie ist uns das Unnatürliche oder doch Grausige des Gegenstandes so furchtbar gegenübergetreten, nie aber auch der Verlauf der unseligen Geschichte doch wieder so klar und begreiflich erschienen, wie denn auch hier die wunderbare Kunst Dawisons im Zeichnen nach der Natur einen Triumph feiert. Die psychologische Entwickelung von dem Augenblick an, wo Jago den Argwohn in der Seele des Mohren weckt, durch alle inneren Kämpfe des entsetzlich Gepeinigten hindurch bis zu der furchtbaren Mordthat, war meisterhaft; das Hervorblitzen der besseren Gefühle und dann wieder der Ausbruch des Thierischen in Othello's Natur, die unendliche Liebe zu Desdemona, die ihn fast wider Willen in ihre Arme zurückführt, und dann die Mißhandlungen der Unglücklichen, zu denen die Wuth ihn hinreißt, — alle diese wechselnden Stimmungen und Handlungen wurden in vollendeter Weise dargestellt.

Hier haben wir allerdings manche abweichende Stimme gehört; es wurde eingeworfen, daß der Künstler, dessen Darstellung im Gefühlsausdruck und in allem Technischen allerdings eine bewundernswerthe gewesen, doch in den Stellen der leidenschaftlichen Ausbrüche zu grelle Farben gewählt und die Grenzen der Kunst überschritten, die ästhetischen Gesetze verletzt habe. Man staune und sei erschüttert von solcher Gewalt der Schilderung, aber man werde beleidigt durch das immerhin wahre, nach dem Leben gezeichneten, aber das Gemüth verletzende Bild. Wir haben da einen Punkt berührt, der zu den streitigen gehört und in unseren Tagen des Kampfes zwischen Idealismus und Realismus eifrig und heftig genug erörtert wird. Die Sache läßt sich auch gar nicht auf Grund einer einzigen Rolle erörtern oder gar entscheiden; wir stehen vor einer offenen Frage, deren Beantwortung noch lange auf sich warten lassen wird. Der Othello gehört zu denjenigen Rollen, bei denen sie sich von selbst aufwirft, da der Charakter sich vom dritten Aufzug an hart an den Grenzen der Natur und der Kunst bewegt. Der Künstler geht hier wie im Richard bis zum Aeußersten und erläßt uns nichts von dem Furchtbaren, das in diesen dichterischen Gebilden gährt, aber er beherrscht sich in einem solchen Maße, daß er nach unserer Meinung nie die Gesetze der Kunst verletzt. Mit der Forderung idealistischer Verschönerung und Beschönigung kommt man bei dem Othello nicht durch; man muß entweder zugeben, daß der Darsteller zu vollziehen hat, was der Dichter von ihm verlangt, oder man muß die Rolle und das Trauerspiel gänzlich von der Bühne verweisen.

Doch wir sind auf einen Gegenstand gekommen, der sich nicht in der Kürze erörtern läßt. Stellen wir lieber zum Schlusse der zweiten Hälfte des Dramas die erste gegenüber und erinnern wir uns so der reizenden, unübertrefflich schönen Art, mit welcher Herr Dawison den unbefangen und glücklich liebenden Othello uns vorführt.

F. P.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland. Von R. Wendt. — Gesammelte Erzählungen von A. Herzen. Erster Theil: Unterbrochene Erzählungen. — Erinnerungen an Italien. Aus einem Tagebuche von W. J. A. von Tettau. — Die echten Perlen. Ein Beitrag zur Luxus-, Handels- und Naturgeschichte derselben. Von K. Möbius. — Feudalität und Aristokratie. Ein Vortrag von Max Duncker. — Die Selbstbekenntnisse Schillers. Ein Vortrag von Kuno Fischer.

— * Eine neue Ausgabe des vortrefflichen Romans „Soll und Haben" von Gustav Freytag zu dem äußerst billigen Preise von einem Thaler kommt in diesen Tagen in den Buchhandel.

— * Zwei neue Hefte der Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius sind ausgegeben; sie enthalten den zweiten und dritten Theil von „König Heinrich VI."

— * Von dem bekannten katholischen Geschichtsforscher A. Fr. Gfrörer, dem Biographen Gustav Adolfs, ist ein großes Werk „Papst Gregor VII. und sein Zeitalter" zu erwarten; der erste Band erscheint in einigen Tagen.

— * Eine Lebensgeschichte des Schauspielers Karl Wauer, der zu den tüchtigsten Mitgliedern der Berliner Hofbühne gehörte, ist von B. Mai verfaßt und im Buchhandel zu haben.

— * Ein „Hausschatz der deutschen Humoristik" von Hermann Marggraff erscheint in Lieferungen bei Wengler in Leipzig. Professor Karl Witte hat neun Vorträge über seine geologischen Untersuchungen, welche er in Halle und Berlin gehalten hat, zusammengestellt und unter dem Titel „Alpinisches und Transalpinisches" herausgegeben.

— * Der Roman „Christian Lammfell" von Karl von Holtei (Breslau, Trewendt) ist in zweiter Auflage erschienen. Das Werk steht zwar hinter den lebendigen und unterhaltenden „Vagabunden" zurück und hat große Schwächen in der Composition und Behandlung, hat aber doch großen Beifall und Anklang beim lesenden Publikum gefunden. Der Verleger wird sich also nicht verrechnet haben, als er eine neue Auflage veranstaltete.

— * Der französische Kaiser hat eine große geschichtlich-geographische Arbeit unternommen und im amtlichen Moniteur über dieselbe sich geäußert. Es handelt sich um eine ausführliche Topographie von Gallien bis zum 5. Jahrhundert christlicher Zeitrechnung. „Die Riesen-Arbeiten der Römer", heißt es in dem Berichte, „welche Gallien zu einem zweiten Italien machten, haben zwölf Jahrhunderte der Sorglosigkeit getrotzt, aber jedes Jahr verschwinden einige Spuren dieser Monumente unserer Geschichte, einige Ueberbleibsel der antiken Civilisation; noch ein Jahrhundert, und in dem größten Theile von Frankreich wird von den Römerwerken nichts als einige Ueberlieferungen von Lebenden und eine nicht unbeträchtliche Anzahl von Ortsnamen übrig sein." Der Kaiser hat deßhalb gründliche Untersuchungen über die Lokalitäten, über die betreffenden Stellen in den Schriftstellern, über die Lokalbenennungen, Volkssagen u. s. w., kurz, über alles, was zur Herstellung der Topographie der Römerzeit dienen kann, angeordnet. Die Arbeit ist im besten Gange, doch fordert der Minister des Unterrichts jeden, der irgend eine Beihülfe bieten kann, auf, sich an dem patriotischen Unternehmen zu betheiligen.

— * Der Verfasser der von uns kürzlich besprochenen Schrift gegen Lewes, Heinrich Siegfried, hat für Bettina und die Aechtheit ihres Briefwechsels mit Goethe eine Lanze gebrochen. Dagegen erhebt sich in der „Allgemeinen Zeitung" Heinrich Düntzer, indem er auf die von ihm in den „Frauenbildern aus Goethes Jugendzeit" gelieferten Beweise zurückkommt. Er schließt seinen Artikel mit den Worten: „Ist der „Briefwechsel mit einem Kinde" die willkürlichste Dichtung Bettinens, bei welcher sie einzelnes aus ihren Beziehungen zu Goethe und dessen Mutter, so wie manches was sie sonst über den Dichter erfahren oder aus seinen Werken sich angeeignet hatte, ohne Rücksicht auf Zeit und sonstige Verhältnisse, einwob, so ergiebt sich von selbst, daß uns zur vollen Würdigung des Verhältnisses jeder Maßstab fehlt, so lange nicht der wirkliche Briefwechsel vorliegt. Wie hoch man immer den dichterischen Werth jener mysteriösen Briefe anschlagen mag, welche jetzt länger als zwanzig Jahre auf viele Gemüther einen so unwiderstehlichen Eindruck geübt, für die Kenntniß Goethe's sind sie ein Irrlicht geworden, dem wir bis auf weiteres auch die allergeringste Gewähr absprechen müssen, selbst auch in denjenigen Erzählungen, welche sie aus Goethe's Jugend bringen. Je länger der leidige Irrthum gewährt und Goethe bei manchen in ein durchaus falsches Licht gerückt hat, um so gerechtfertigter erscheint der Wunsch, daß endlich der wirkliche Briefwechsel zwischen Bettinen und Goethe zu Tage trete, und der Wahrheit ihr Recht werde. Oder sollte Frau von Arnim ihre Briefe an Goethe, auf die sie so eifersüchtig war, daß sie der sehnsüchtigsten Bitte des Kanzlers von Müller kein Blatt davon überlassen wollte, vernichtet haben? Sie selbst berichtet uns, daß sie von des Dichters eigener Hand verbessert seien, sowohl in der Orthographie als hier und da in der Wortstellung; daß manches von ihm mit Röthel oder Bleistift unterstrichen, anderes eingeklammert oder durchstrichen sei. Nachdem sie selbst ihr Verhältniß zu Goethe in die Oeffentlichkeit gebracht hat, dürfen wir auch auf das entschiedenste die Forderung aufstellen, darüber die ganze Wahrheit zu erfahren; die Weigerung einem so durchaus gerechtfertigten Wunsche zu willfahren, hieße die nur zu lange bestandene Täuschung, deren neuestes Opfer Heinrich Siegfried geworden, absichtlich festhalten."

— * Während über dem Schicksal unseres Landsmannes Eduard Vogel in Afrika noch immer ein nicht aufgeklärtes Dunkel schwebt, wird von dem Reisenden Adolf Schlagintweit, der im Himalaya-Gebirge blieb, während seine Brüder nach Europa zurückkehrten, berichtet, daß er ein Opfer seines Eifers geworden sei. Seine beiden Brüder haben von der indischen Regierung Depeschen erhalten, aus welchen Berliner Blätter auszüglich Folgendes mittheilen: Die Nachrichten d. d. 30. Januar 1858 sind von Jwala Sahai, dem Minister des jetzigen Rajah von Kaschmir (Rambir Singh, Gulab Singh's Nachfolger); aus Lahore waren sie am 11. Februar abgegangen. Yarkander Kaufleute, die Adolf Schlagintweit auf seiner Reise im Kuenluen begegneten, hatten berichtet, daß er mit den Bewohnern Kohkands nach Yarkand gezogen, da er bei seiner Ankunft in Turkestan die Bevölkerung, unabhängig vom indischen Aufstande, in einem allgemeinen Kampfe gegen die Chinesen traf. Seit 9 Monaten waren keine Briefe mehr nach Indien und Europa gekommen. Doch bestätigen indirecte Nachrichten durch Missionare aus Lahol im Juni die Kämpfe der Yarkandis und ihre günstigen Erfolge. Jüngst aber waren wiederholt Gerüchte nach Lahore gekommen, die, wie von den Behörden mit großer Theilnahme beigefügt wird, es nur sehr wahrscheinlich machen, daß Adolf Schlagintweit im Kampfe gefallen sei.

— * Durch die kürzlich eingegangenen Gaben des Königs von Preußen und vielen anderen fürstlichen Personen ist es möglich geworden, das Standbild des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen zu Jena im August während des Jubiläums aufzurichten.

— * Künftighin werden die Tyroler Helden von 1809, Hofer, Speckbacher und Haspinger, neben einander ruhen. Nachdem kürzlich schon Haspinger in der Franziskanerkirche zu Innsbruck in der Nähe Hofers beigesetzt worden, sollen nun auch die Ueberreste Speckbachers von Hall nach Innsbruck versetzt werden.

— * Die Bühnendichter und Componisten Frankreichs hielten kürzlich in Paris ihre jährliche Versammlung. Es stellte sich heraus, daß der Autorenantheil bei Aufführung von Werken auf den Theatern sich im Jahre 1857 auf 1,200,000 Frkn. belief.

— * Abermals ist eine Parodie auf den Wagnerschen Tannhäuser erschienen; der Verfasser ist der bekannte Possendichter David Kalisch. Die bekannte Parodie „Die Keilerei auf der Wartburg" übt in Frankfurt eine ungemeine Anziehungskraft; sie ist in etwa 14 Tagen 6 Mal gegeben worden, welcher Erfolg mit auf Rechnung der sehr geschickt gemachten Musik und der überaus reichen und komischen Ausstattung zu setzen ist. Ein Corps von beiläufig 30—35 Knaben in chinesischem Aufputz, welches Kücken's nettes Rekrutenliedchen unter äußerst komischer Gesticulation vorträgt, wird jedesmal mit Homerischem Gelächter empfangen.

— * Der Schauspieler Friedrich Haase in Frankfurt, welcher seit Jahren mit der höchsten Anstrengung durch wiederholte, hastig auf einander folgende Gastspiele nach einer allgemeinen deutschen Berühmtheit strebt, ist in diesen Tagen zu Frankfurt während der Vorstellung des Molierеschen „Geizigen" in der Bearbeitung von Dingelstedt von einem heftigen Nervenleiden ergriffen worden. Gleiches widerfuhr ihm schon vor einem Jahre in Hamburg, und vergebens hatten ihn seine Freunde gebeten, vorsichtiger zu leben.

— * Die bekannte Geschichte von den „Weibern von Weinsberg" ist, wie früher von Conrad in Leipzig, so jetzt auch vom Kapellmeister Schmidt in Frankfurt, dem Componisten der Oper „Prinz Eugen der edle Ritter", zu einer Oper bearbeitet, die günstige Aufnahme gefunden hat.

— * In Wien starb in diesen Tagen Karl van Beethoven, der Neffe und Erbe des Tondichters. Man erinnert sich, daß Beethoven durch diesen seinen Neffen viel Kummer erlebte; er nahm sich nach dem Tode des Vaters des Kindes an, hatte mit der Mutter darüber Streit und Aerger aller Art, verzog den Knaben, welcher auf schlechte Wege kam und dem Oheim unsäglichen Kummer bereitete. Der ohnehin vom Schicksal schwer heimgesuchte Mann, dem es an Lebenserfahrung und Ruhe gänzlich fehlte, hatte des Neffen wegen manche trübe Stunde.

— * Bremen, 29. April. Im Künstlerverein hielt gestern Herr Tschischwitz einen Vortrag, welcher betitelt war: „Eine Episode aus der Reformationszeit." Derselbe charakterisirte in seinem Anfange kurz die drei verschiedenen neben einander herlaufenden Zeitbewegungen: die kirchliche, die humanistisch-wissenschaftliche und die politisch-sociale. Die Betrachtung der letzten bildete den Haupt-

gegenstand des Vortrags. Es ward gezeigt, wie der deutsche Geist wohl nach jenen beiden erst genannten Richtungen hin sich in glücklicher Weise entwickelte wie er aber in seinem Streben nach Wiederherstellung der deutschen Reichsverfassung durch eine unglückliche Verkettung der Umstände schon in den ersten Jahren aufgehalten wurde. Der Vortrag wies darauf hin, wie die Erhebung der Reichsritterschaft, unter Sickingen, Hutten, Berlichingen für diesen Zweck unternommen, an der Lauheit und dem mangelnden Patriotismus des Adels und der Städte scheitern mußte, und ging dann auf die Betrachtung der Volkserhebung über, die fast zu gleicher Zeit erfolgte und unter dem Namen der Bauernkriege in der Geschichte bekannt ist. Hierauf wurden die Anfänge und der Verlauf dieser Bewegung geschildert und besonders auf die patriotische Tendenz derselben aufmerksam gemacht, die vornehmlich aus der von Wendel Hipler in Heilbronn entworfenen Reichsverfassung erhellt. An diese Schilderung knüpften sich Betrachtungen über die Ursachen, die das ganze Unternehmen scheitern ließen, und die nicht nur in der der Reformation feindlichen Partei, sondern mehr noch in dem Auftreten der kirchlichen Reformatoren zu suchen sind, da diese sich bestrebten, dieselbe in einseitig kirchlicher Richtung durchzuführen. Schließlich wurde der Verlauf des Krieges im südlichen und mittleren Deutschland erzählt, der Tod des Grafen Helfenstein zu Weinsberg geschildert, worauf der Vortrag mit dem Siege des Truchseß von Waldburg bei Würzburg und dem Tode des ritterlichen Florian Geier schloß.

— * Bremen, 29. April. Der unerwartete Nachtrag zur Concertsaison, von welchem in der letzten Nummer die Rede war, hat in dieser Woche mit einer Aufführung des „Judas Makkabäus" von Händel durch den Cäcilien-Verein begonnen. Dieselbe erfolgte unter anscheinend sehr unglücklichen Verhältnissen, indem der Verein durch ein Zerwürfniß mit der Singakademie, welche dasselbe Oratorium einstudirt, zu einer Beschleunigung, auf die man von vornherein nicht gefaßt war, sich veranlaßt sah. In aller Eile versicherte man sich für die Solopartieen der Damen Stiehl von Jever und Jenke von hier, der Herren Koch aus Köln und Mayerhofer von der kaiserlichen Oper in Wien, ließ Probe auf Probe folgen und führte das Oratorium am 27. April auf. Der Erfolg war ein unerwartet glücklicher; die Chöre wurden mit Feuer und Sicherheit gesungen, die Solisten lösten ihre Aufgaben mit Glück, theilweise in vorzüglicher Art; ein hier und da eintretendes Mißgeschick war auf Rechnung der bei Händelschen Oratorien so oft vorkommenden abweichenden Lesarten in Stimmen und Clavierauszügen zu setzen. Aus Rücksicht auf das Orchester wäre eine Probe mehr wünschenswerth gewesen. Das Händel-Denkmal wird allerdings bei dieser Aufführung, welche große Kosten verursachte, schwerlich gut fahren, der Cäcilien-Verein aber gewiß gern bereit sein, ein zweites Concert zu geben. — Heute ist Herr General-Musikdirector Dr. Spohr aus Kassel hier angekommen, um seinen „Fall Babylons" zu hören und den an ihn ergangenen Einladungen des Engel'schen Gesangvereins und des Künstlervereins zu entsprechen.

Die allgemeine Kunstausstellung in München.

* Von der deutschen allgemeinen und historischen Kunstausstellung, welche im Sommer zu München stattfinden soll, ist mehrmals die Rede gewesen. Der Aufruf des Ausschusses hat an vielen Orten lebendige Theilnahme geweckt, und es ist zu hoffen, daß eine Fülle schöner Werke die Ausstellung schmücken und ein Bild der deutschen Kunstschätze geben wird. Von Düsseldorf wird berichtet, daß man dort für diesen Zweck ungemein thätig sei. Da indeß doch offenbar die Sache noch nicht weit genug bekannt ist, so mag eine abermalige Erinnerung an der Stelle sein, und wir theilen daher Einladung und Programm des Ausschusses mit:

Die Akademie der Künste in München hatte beschlossen, die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens dadurch auf eine charakteristische Weise zu begehen, daß sie ein Zeugniß ihres Wirkens ablege durch die Vereinigung der bedeutendsten Leistungen ihrer Mitglieder und Schüler während der Periode ihrer Dauer; die Künstlerversammlung in Bingen hatte eine allgemeine deutsche Kunstausstellung in Aussicht genommen; es ward in Stuttgart eine Verbindung beider Plane zu einem gemeinsamen Werke erzielt, von dem wir hoffen, daß es für die Ehre des deutschen Namens und für das Gedeihen der Kunst ein bedeutendes sein werde: es soll im Sommer 1858 in München eine allgemeine und historische deutsche Kunstausstellung veranstaltet werden, die so weit möglich das Beste zusammenbringe, was seit Carstens im Vaterlande geschaffen worden, damit das gemeinsame Wesen, der Entwicklungsgang und der Zusammenhang der gegenwärtigen Kunst mit den ihr vorhergehenden Bestrebungen erfaßt und eine Würdigung beider, eine anschauliche Erkenntniß unsrer Eigenthümlichkeit und unsrer Aufgabe erleichtert werden, wenn alle Kreise des Vaterlandes wetteifern, dies nationale Unternehmen zu fördern. Durch seine monumentalen Werke wie durch seine Kunstsammlungen wird München das Bild vervollständigen, das wir durch die Vereinigung so vieler und so weit zerstreuter Kunstgegenstände hervorbringen möchten, damit zum allgemeinen Bewußtsein komme, wie Deutschland siegreich mit den Nachbarstaaten sich messen kann, wenn es die Früchte seines Schaffens zusammenträgt, und nicht umsonst glauben wir den Patriotismus der Fürsten wie des Volkes aufzurufen, sich des Besitzes der hierhergehörigen Werke für eine Zeitlang zu entäußern, und durch dies Opfer zum Wohl des Ganzen eine Ausstellung möglich zu machen, die den Künstlern förderlich sein und durch den Genuß, welchen sie dem Schönheitssinne bietet, einen veredelnden Einfluß auf die Bildung des Volkes üben wird. Haben in Frankreich und England die Besitzer der Bilder und Statuen mit den Künstlern gewetteifert, um das Herrlichste und Gelungenste jeder Art und jedes Meisters zu einer Gesammtanschauung zu vereinigen, so vertrauen wir dem deutschen Geiste, daß ein ähnliches und ihm eigenthümliches Werk gleichfalls gelingen werde, und legen es hiermit allen denen ans Herz, welchen die Liebe zur Kunst, der Ruhm des Vaterlandes, die Erhebung des Volksgemüthes theuer und werth sind.

§ 1. Die deutsche allgemeine Kunstausstellung beginnt den 15. Juli und endigt den 15. October 1858.

§ 2. Die Ausstellung findet in dem k. Glaspalaste statt und umfaßt: Gemälde, Cartons, Zeichnungen, plastische Arbeiten, architektonische Entwürfe, Kupferstiche, Lithographien, Photographien (insoweit diese zur Ergänzung der kunstgeschichtlichen Seite der Ausstellung mitwirken können).

§ 3. Nur Werke deutscher Künstler, d. h. solcher, welche ihre künstlerische Ausbildung auf deutschen Kunstschulen empfangen haben, oder sonst thatsächlich solchen Schulen angehören, werden aufgenommen.

§ 4. Nicht nur die Werke lebender Künstler werden aufgenommen, sondern auch solche Verstorbener, welche auf eine charakteristische Weise den Entwicklungsgang der deutschen Kunst bezeichnen, und zwar soll dieser von dem Beginne der künstlerischen Thätigkeit der A. Carstens, Schick und Wächter an gerechnet werden.

§ 5. Die Kunstwerke werden schulenweise geordnet; die einzelnen Werke eines Autors werden wo möglich räumlich vereinigt.

§ 6. Die lebenden deutschen Künstler werden dahin mitwirken, daß das Beste und Gelungenste ihrer Schöpfungen zur Ausstellung gelange.

§ 7. Die nach den Beschlüssen der allgemeinen deutschen Künstlerversammlung in Stuttgart zu bildenden Localcomités werden das Programm in ihren Kreisen verbreiten und überhaupt dafür sorgen, daß die in denselben festgestellten Bestimmungen eingehalten werden.

§ 8. Die Localcomités werden besondere Sorge tragen, die betreffenden Meisterwerke in den Gallerien und Privatsammlungen aufzusuchen und deren Einsendung nach München zu vermitteln.

§ 9. Die Ausstellung und Alles, was dazu gehört, wird nach den Beschlüssen der allgemeinen deutschen Künstlerversammlung in Stuttgart von einem Geschäftscomité geleitet, welches zusammengesetzt ist aus den Abgeordneten der k. Akademie in München, aus dem in Stuttgart gewählten Centralcomité und aus einer Anzahl von Mitgliedern der Münchner Künstlerschaft.

§ 10. Dieses Geschäftscomité übernimmt alle Vorarbeiten für die Ausstellung und leitet dieselbe ein; es beruft, sobald der geeignete Zeitpunkt eingetreten ist, die Deputirten der sämmtlichen bekannten Künstlervereine Deutschlands ein, um als Gesammtcomité die Schlußarbeiten der Ausstellung zu vollziehen; jedoch sind selbstverständlich die Künstlervereine berechtigt, zu jeder Zeit einen oder mehrere Deputirte nach München zu senden und Sitz und Stimme im Geschäftscomité einnehmen zu lassen.

§ 11. Das Gesammtcomité besteht demnach schließlich
  a. aus dem unter § 9 bezeichneten Geschäftscomité;
  b. aus den Deputirten der Künstlervereine Deutschlands.

§ 12. Solche Künstlerschaften, welche keine Deputirten senden oder bevollmächtigen, werden als mit den Beschlüssen des Gesammtcomités einverstanden betrachtet.

§ 13. An jedem Orte, wo Künstlervereine bestehen, werden diese aus ihrer Mitte ein Schiedsgericht ernennen, welches über die einzusendenden Werke zu entscheiden hat.

§ 14 Einzelne Künstler, welche an Orten wohnen, wo kein Schiedsgericht besteht, haben ihre Arbeiten irgend einer solchen von einer Künstlerschaft gebildeten Jury zu unterstellen.

§ 15. Das Geschäftscomité wird Einleitungen treffen, daß den ausgezeichneten Werken ehrenvolle Anerkennungen in irgend einer Form zu Theil werden.

§ 16. Die Namen der Besitzer der Kunstwerke werden im Katalog verzeichnet.

§ 17. Es wird ein Eintrittsgeld für den Besuch der Ausstellung erhoben; die Einnahme wird zur Deckung der Transportkosten, sowie der sonstigen Auslagen verwendet; sollten sich Ueberschüsse ergeben, so wird die allgemeine deutsche Künstlerversammlung über diese verfügen; im Princip sollen sie nach dem Beschluß der allgemeinen Versammlung der Künstler in Stuttgart zu wohlthätigen Zwecken verwendet werden.

§ 18. Nur für solche Kunstwerke, welche bis 15. Juni einlaufen und welche von einem legalen Schiedsgericht begutachtet sind, übernimmt das Geschäftscomité die Frachtspesen der Her- und Rücksendung.

§ 19. Die Einsendung von Kunstwerken, welche über drei Centner Gewicht haben, kann nur nach vorhergehender Anfrage bei dem Geschäftscomité geschehen.

§ 20. Sendungen durch die Post werden nur frankirt angenommen.

§ 21. Die Localcomités sind gebeten, den Flächeninhalt, welchen sie beanspruchen, zwei Monate vor der Ausstellung anzuzeigen.

§ 22. Alle Kunstwerke sind mit einem Zettel zu versehen, auf welchem der Gegenstand, der Name und Wohnort des Autors und Besitzers, oder im Fall der Verkäuflichkeit, der Preis verzeichnet ist.

§ 23. Oeffnen und Wiederverpacken der Kunstwerke geschieht unter Aufsicht einer Commission.

§ 24. Zuschriften werden unter der Adresse des Sekretariats der k. Akademie der Künste in München erbeten.

Der Zeitpunkt der allgemeinen Versammlung der deutschen Künstler in München während der Ausstellung wird durch ein späteres Circular bekannt gegeben.

München im Januar 1858.

Das Geschäftscomité.

W. v. Kaulbach, Feodor Dietz, Vorsitzende; M. Carriere, Schriftführer.
J. Bernhard. A. Eberle. Ph. Foltz. H. Heinlein. J. Köckert.
L. Lange. von Langenmantel. Ch. Morgenstern. K. Piloty.
L. Schleich. M. von Schwind. F. Schön. L. Seibertz.
M. Widnmann.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Belgerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 19. Bremen, 9. Mai. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Berliner Musikzustände.

Von A. Jzenplitz.

Die königliche Oper.

Es wäre ein trost- und endloses Unterfangen, der Versuch zu einem einigermaßen vollständigen Bilde von den Aufführungen einer Wintersaison in Berlin. Doch das Versprechen der Fortsetzung meiner früheren Artikel ist gegeben und besteht zu Recht, und so werde ich in das Gewühl der Opern, Concerte, Soireen, Matineen u. s. w. hineingreifen und mich für glücklich aus der Affaire gezogen erachten, wenn ich den Leser mit Plaudereien über einige Hauptgattungen von Aufführungen unterhalten und ihm, im Vertrauen auf die Tragkraft seines eignen Auges, eine Perspective auf die unzähligen Species dieser Gattungen eröffnet habe.

Als unwandelbarer Kern der Ereignisse auf den Gebieten der Vokal- und Instrumental-Musik steht die königliche Oper da mit ihrem Gesangspersonale für das musikalische Drama und mit ihrem Orchester für die bekannten, altbegründeten Symphonie-Soireen. Indem ich einen abschätzenden Blick auf die Gesangskräfte unsrer Oper werfe, erscheint mir mein Unternehmen, das ich selbst in der oben beschlossenen Fassung noch für mühselig erachtete, schon in weit weniger bedenklicher Färbung. Wenn der Haupt- und Kernpunkt unsrer Musikzustände meine Kräfte nur in mittelmäßiger Weise in Anspruch nimmt, wie mir mein Ueberblick sagt, so wird der Rest der Aufgabe, bei stets sich vermindernder Wichtigkeit des Gegenstandes, noch vor gänzlicher Erschöpfung der Kräfte abgethan sein müssen.

Mit der Kunst des Gesanges steht es, nicht in Berlin, sondern überhaupt in der Welt, herzlich schlecht, und das selbst an Orten, wo sonst für Geld Alles zu haben ist, in Paris und London. Tiefgründlicher Beweise für diesen Satz bedarf es meines Erachtens nicht. Für weitere Kreise genügt schon der Hinweis auf die verhältnißmäßig geringe Wirkung der entzückendsten Musikwerke, wenn sie die nothwendige Uebersetzung aus der Partitursprache in die Klangsprache durch den Stimmapparat der Sänger und Sängerinnen überstanden haben, und auf die äußerst kleine Zahl von Künstlern, bei denen diese Wirkung sich zu gleicher Höhe mit dem anerkannten Werthe der Composition erhebt. Für den Gesangskundigen existiren speziellere und tiefer greifende Beweisgründe, entnommen aus der inneren Natur des Stimmorganismus, sowohl an und für sich als auch in seinem Zusammenhange mit den seelischen Kundgebungen der Menschennatur. Auch hier würde schon eine einzige Erscheinung, z. B. der allgemein anerkannte und beklagte schnelle Verfall selbst der kolossalsten Stimmen, alle andern Beweise überflüssig machen, insofern die Verfolgung jener Erscheinung bis zu ihrem Ursprunge durch alle wichtigeren Gebiete der Gesangsbildung führen würde. Der Verfolg des Uebels im Allgemeinen führt uns zuletzt zu den Lehrern (ich möchte nicht gern sagen: Meistern) des Gesangs. Der letzte bewährte und in seinen letzten Jahren ganz allein dastehende Meister in der Gesangsausbildung war Mieksch in Dresden, der Lehrer der Schröder-Devrient. Er hatte noch vollständig die große, altitaliänische Schule inne und selbst seine Studien gemacht bei der letzten Generation jener Schule, die in Dresden noch unter Karl Maria von Weber glänzte, (Cesi, Basadonna, Gerstäcker rc.) Mieksch hat allerdings Schüler hinterlassen, von denen einige wohl im Stande gewesen wären, die Traditionen jener Schule, die sich nun einmal nicht schriftlich, sondern nur durch Selbstvormachen auf den Schüler übertragen lassen, weiter fortzupflanzen; aber Oberflächlichkeit der Schüler, welche eine Kunst in ein paar Monaten in sich aufnehmen zu können glauben, während Schüler der Maler, Bildhauer oder sonst einer andern Kunst sich glücklich schätzen, wenn sie nach fünf- und sechsjährigen fleißigen Studien ein passables Erstlingswerk produciren, — andrerseits Unwissenheit, Charlatanismus und Brodneid der Gesanglehrer gewöhnlichen Schlages haben den wenigen Wissenden die Ausübung ihrer Wissenschaft verleidet und sie aus dem Zutrauen der Kunstschüler verdrängt. Hoffentlich findet der Eine oder Andere von ihnen dennoch einmal günstigen Boden für das kostbare Samenkorn und rettet damit seine Lehre vor dem gänzlichen Verlorengeben. Diese Hoffnung hat immer noch mehr für sich als der Glaube oder Aberglaube an die beiden Pariser Größen Garcia und Bordogni, der trotz der zahlreichen und auffälligen Beweise für seine Richtigkeit immer noch weite Verbreitung behauptet. Ich zähle wohl ein Dutzend von Jüngern und Jüngerinnen des Gesanges auf, die nach Paris (später nach London) zu Garcia gingen, alle mit Stimmen, die erst ziemlich schwach beschädigt waren vom hiesigen Unterricht und noch gesunden und voluminösen Kern aufwiesen. Keiner und keine von Allen brachte etwas Andres zurück als äußerliche Politur und Coloraturbildung, und diese letztere war immer erst vermittels oder doch jedenfalls nach vorangegangener Kleinmachung der Stimme ermöglicht. Von Bordogni habe ich keine Schüler kennen gelernt, aber seine weit verbreiteten, unnatürlich hoch geschriebenen Solfeggien flößen mir mehr als Mißtrauen gegen seine Methode ein.

Den ersten Platz an der königlichen Oper nahm seit etwa zehn Jahren Johanna Wagner ein, in der Blüthezeit ihrer Stimme unbedingt, jetzt nur noch vermöge ihres edlen und großartigen Spieles, das den dramatischen Theil ihrer Leistung in den Vordergrund stellt, und zwar mit einem Erfolge, daß der gesangliche Theil derselben einigermaßen verdeckt wird. Für den in die Geheimnisse der Stimmbildung Eingeweihten ist es leicht, die Anzahl der Jahre, die eine Stimme auf der Bühne aushält, im Voraus mit Sicherheit zu berechnen. Die zehn Jahre, welche der Sängerin in Aussicht gestellt wurden, als sie nach Berlin kam, sind um, und ihre Stimme ist seit einem halben Jahre vollständige Ruine. Nachträglich ist der Künstlerin vielfach der Vorwurf gemacht worden, das schnelle Verblühen ihres großartigen Organs damit erklärt, daß sie ihre Stimme,

die ein entschiedener Alt sei, zur Leistung von Sopranpartieen, wie der Valentine in den Hugenotten, der Lucrezia Borgia, selbst schon des nicht hoch liegenden Fidelio gezwungen habe. Einmal angenommen, wie es doch das Natürlichste ist, daß sich die Künstlerin für eine große Sängerin hielt, so kann man ihr gar keinen Vorwurf wegen jenes Zwanges machen, denn sie mußte glauben, dasselbe thun zu dürfen, was die meisten berühmten Sängerinnen großen Stils, deren Organ fast immer ebenderselben Stimmgattung angehörte, gethan, und die trotzdem den Glanz ihrer Stimme bis in ihr Alter hinein bewahrt hatten. Daß bei Jenen eine vortreffliche Stimmbildung den Umfang der Stimme erweitert oder bei genügendem Umfange befestigt und sie damit jeder unnatürlichen Anstrengung überhoben hatte — daß ferner ihre eigne Stimmbildung eine mangelhafte war, das zu wissen, konnte man der Sängerin in Anbetracht des natürlichen Glanzes ihrer Stimme und ihrer großen Erfolge nicht zumuthen.

Der einzige in klassischer Schule gebildete Sänger an der königlichen Bühne ist seit dem Abgange Baders vor etwa sechzehn Jahren der alte Zschiesche und wird es auch wohl bis zu seiner endlichen Pensionirung bleiben. Viele Sängergenerationen hat er während seiner dreißigjährigen Wirksamkeit ringsum sich blühen und vergehen sehen — er selbst ist geblieben, aufrecht und fest. Obwohl bald ein Sechsziger, hört man seiner Stimme wohl das natürliche Alter ihres Inhabers an, keineswegs aber die geringste Abnutzung, und das ist die Regel oder sollte es wenigstens natur- und kunstgemäß sein, daß das Organ so lange frisch und kräftig klingt, als das Alter des Menschen dem Körper im Allgemeinen Frische und Kraft läßt.

Neben Johanna Wagner glänzte in den ersten Partien Frau Köster und erhält sich noch immer auf gleicher Höhe der Beliebtheit, wie bei ihrem ersten Auftreten. Neben sehr bedeutenden und gut verwendeten Stimmmitteln besitzt sie ein Darstellungstalent, das sich in einzelnen Momenten bis zur Größe erheben kann. Als ihrer Beliebtheit durch das Erscheinen der J. Wagner dringende Gefahr drohte, war sie eine Zeit lang nahe daran, ihre Stimme einzubüßen, indem sie sich in der Hitze des Wetteifers mit der von Natur viel voluminöseren Stimme ihrer Nebenbuhlerin zum Ueberbieten ihrer Kräfte hinreißen ließ. Ueberhaupt spielte sich bei dieser Gelegenheit ein ereignißreiches Capitel aus der Geschichte der Coulissenleidenschaften ab. Die sich vom Publikum zurückgesetzt glaubende Sängerin wurde ernstlich krank, eingestandenermaßen aus Verdruß, und konnte wochenlang nicht auftreten. Ob aufrichtige Freunde oder eigene Einsicht sie von jener gefahrdrohenden Ueberspannung ihrer Kräfte zurückgebracht haben — sie erlebt jetzt die Genugthuung, ihre schwächeren Stimmmittel über den Stimmkoloß ihrer Rivalin den Sieg davontragen zu sehn. Auf gleichem Range der Künstlerschaft, aber im Gebiete der Coloratur- und wichtigeren Soubrettenpartien steht Frau Tuzeck. Alt- und festbegründete Freundschaft mit ihrem Publikum und zum großen Theile noch wirkliche Vortrefflichkeit erhalten sie in Gunst und Ansehn.

Die sonstigen ersten Kräfte unserer Oper, über deren Vortrefflichkeit jedoch die Meinungen getheilt sind, übergehend, wende ich mich zum Orchester.

In den zwanziger Jahren gründete Spontini den nach ihm benannten Fond zur Unterstützung der Wittwen und Waisen der Mitglieder der königlichen Kapelle und veranlaßte letztere, jeden Winter zwei Reihen von Instrumental-Concerten, hauptsächlich Symphonien vorführend, zu veranstalten. Von diesem Zeitpunkte an datirt die hohe Vollendung und die Reichhaltigkeit der Instrumentalmusik in Berlin, und zugleich das aus der Pflege Beethovenscher Werke hervorgegangene allgemeinere Verständniß dieses titanischen Geistes. Spontini's Tüchtigkeit im Dirigiren, eine Gabe, die nicht immer mit dem Genie zum Componiren vereinigt ist, stand auf derselben Höhe mit seinem Ruhme als Componist der „Vestalino," und die Traditionen von seiner Auffassung und von seiner Weise, die Spielenden zu sich und zum Geiste der Composition emporzuheben, lebt noch immer fort in der königlichen Kapelle. Die zeitweilige Ausführung der Symphonien und Ouverturen unter Tauberts und Dorns Direction steht an äußerer Disciplin und Glätte vielleicht um ein Kleines noch über denen unter Spontini, im Uebrigen scheint mir aber die höhere Inspirirung der Spielenden rein der Kraft des Musikwerkes oder der jeweiligen Geistes- und Willensdisposition der Kammermusiker anheimgegeben zu sein.

Eine Probe von den Instrumentalmusikkräften, die aus der Spontinischen Pflanzstätte hervorgegangen oder unter deren Einfluß sich herangebildet haben, zeigten die im vergangenen Winter vom Musik-Director Stern fast improvisirten Symphonie-Concerte, hauptsächlich für die Pflege neuerer Musikrichtungen, nach welchen sich bei dem starren Conservatismus der königlichen Kapelle ein lebhaftes Bedürfniß auszusprechen schien. Stern ist Gründer und Dirigent des nach ihm benannten großen Gesangvereins, an dessen Leitung er sein außerordentliches Talent zum Dirigiren zu glänzender Vollendung herangebildet hatte. Mit wenigen Proben schuf er aus den von den verschiedensten Seiten herangezogenen Elementen ein Ensemble, das an äußerer Virtuosität dem der königlichen Kapelle wenig nachgab, an Glanz und Entrain dieselbe sogar hinter sich ließ, vermöge des vom Dirigenten ausgehenden Impulses. Was in diesem Winter aus jenen Concerten geworden ist, wird bei Gelegenheit der Berliner Zukunftsmusik Erwähnung finden.

---

* Karoline von England.

Eine historische Skizze.

Von Thaddaeus Lau.

(Schluß.)

Am 9. August 1814 verließ die Prinzessin England und begab sich über Hamburg zu ihrem Bruder, dem Herzoge von Braunschweig. Fast sechs Jahre blieb sie von England entfernt. Besuche an fremden Höfen und Reisen durch verschiedene Länder sollten Zerstreuung gewähren und die müßige Zeit ausfüllen. Durch das Ableben Georgs III. ward die Fürstin rechtmäßige Königin von England. Weder dieser Wechsel noch die Verheirathung ihrer Tochter mit dem Prinzen von Sachsen-Koburg wurde ihr officiell bekannt gemacht; auch die Anzeige von dem Tode ihres einzigen Kindes, der im Wochenbett erfolgte, unterblieb. Die Königin Karoline schien für England nicht zu existiren. — Sie schien es nur; in der Wirklichkeit war sie Gegenstand einer ängstlichen, unausgesetzten Beobachtung. An die englischen Gesandten und Geschäftsträger erging vertraulicher Befehl, der Prinzessin alle möglichen Hindernisse auf ihren Reisen in den Weg zu legen, ihr keineswegs mit der Achtung zu begegnen, die ihrem Range gebührte, auch dahin zu wirken, daß sie an den fremden Höfen eine möglichst kühle Aufnahme finde. Im September 1815 war ferner in Folge eines geheimen Kabinetsbeschlusses eine Specialcommission, an deren Spitze der Vicekanzler Leach stand, nach Mailand beordert worden, um fortan alle Schritte der Fürstin, die sich damals in Italien aufhielt, genau zu beobachten und Dokumente und Zeugen zu gewinnen, auf deren Aussagen hin sich ein Proceß beginnen ließe. Seitdem war die Königin von Spionen und Angebern aller Art umringt, jede ihrer kleinsten Handlungen, ihr Aufstehen und Niederlegen, ihre Worte und Gedanken wurden in die Journale der Kommission eingetragen, und ihr ganzes Verhalten, so unschuldig und unverfänglich es an sich sein mochte, mit der gehässigsten Auslegung commentirt. Als man hinlängliches Material gesammelt zu haben glaubte, wurden die Papiere nach London geschickt; ein dunkles Gerücht verlautete, der Königin solle dort der Proceß gemacht werden.

Auf diese Kunde verließ Karoline ihren Aufenthaltsort Pesaro und reiste über Frankreich nach England. Das englische Kabinet gerieth über den Schritt in Unruhe. Lord Hutchinson ward der

Königin entgegengesandt, sie durch gewisse Vorschläge zur Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen. Der Unterhändler bot auf Lebenszeit ein Jahrgehalt von 50,000 Pfd. Sterl. unter der Bedingung, daß die Königin auf den ihr zustehenden Rang und Titel verzichte und sich überdieß verpflichte, nie nach England zu kommen. Das Anerbieten wurde mit Verachtung zurückgewiesen, und auch die Drohung konnte nicht schrecken, sobald die Königin ihren Fuß auf britischen Grund und Boden setze, werde man gerichtlich gegen sie verfahren. Bei der Landung in Dover wurde die Königin mit lautem Jubel empfangen, mit nicht minderem bei ihrer Ankunft in London am 6. Juni 1820. So ändert sich die öffentliche Meinung. Der Prinzessin von Wales war das englische Publikum abgeneigt gewesen, es hatte den Verläumdungen geglaubt, die Schuld als erwiesen erachtet; diese Stimmung war wesentlich mit ein Grund, weßhalb die Fürstin die Insel verließ. Der Königin Karoline kamen allgemeine Theilnahme und allgemeines Wohlwollen entgegen. Sie war im Westend bei dem Alderman Wood abgestiegen. Den nämlichen Abend übergab Lord Liverpool dem Oberhause eine königliche Botschaft. Da die Königin in London angekommen sei, so finde es der König nöthig, dem Oberhause gewisse Papiere vorzulegen, welche sich auf das Betragen der Königin bezögen, seitdem sie das Land verlassen, und die Se. Majestät der augenblicklichen und genauen Untersuchung des Hauses empfehle. Zu gleicher Zeit wurde dem Unterhause von Lord Castlereagh eine ähnliche Botschaft und die Duplikate der Beschuldigungen überbracht, welche die Mailänder Commission zusammengetragen. Die Lords nahmen die Botschaft mit Schweigen auf; im Unterhause schalt Bennet unter lauten Cheers der Opposition das gegen die Königin eingeschlagene Verfahren einen Betrug und den Vorschlag zu einer gerichtlichen Untersuchung eine Verrätherei gegen das Land. Am folgenden Tage trug Graf Liverpool bei den Lords auf die Constituirung eines engeren Ausschusses von 15 Pairs behufs der Untersuchung der Papiere an; eine schwache Majorität genehmigte den Antrag. Der Marquis von Landsdowne und Lord Erskine, in das Comité gewählt, verweigerten den Eintritt; nur Minister oder ergebene Anhänger des Ministeriums bildeten den Ausschuß. Weniger glücklich war das Kabinet im Unterhause. Dort verfocht Lord Brougham die Sache der Königin mit einem solchen Erfolge, daß Lord Castlereagh vergebens seine ganze Beredsamkeit aufwandte, das Haus zur Prüfung der Mailänder Dokumente zu bestimmen; das Haus verweigerte die Oeffnung des „grünen Beutels."

Während der Zeit wuchs von Tage zu Tage das öffentliche Interesse an der unglücklichen Lage der Königin. Ihr Haus — sie hatte auf Anrathen ihrer Freunde die Wohnung bei Wood gegen eine andere in Portmanstreet bei ihrer Kammerdame Lady Hamilton vertauscht — war unausgesetzt von Menschen umlagert, welche sich bemühten, die Gefühle der Anhänglichkeit und Verehrung auszudrücken. Aus allen Städten und Grafschaften liefen auf großen Meetings beschlossene Adressen mit der Versicherung ein, man hoffe die beklagenswerthe Angelegenheit, welche für die Urheber skandalös, schändlich und lasterhaft sei (scandalous, disgracefull and vicious), auf eine für die Königin ehrenvolle Weise baldigst beseitigt zu sehen. Trotz dieser Demonstration erstattete das Comité der Lords am 4. Juli seinen Bericht an das Oberhaus dahin, daß jenes aus den ihm vorgelegten Dokumenten entnommen habe, wie Ihre Majestät sich wahrscheinlich eines ehebrecherischen Umgangs mit einem Ausländer schuldig gemacht, und daß die Würde der Krone wie die Ehre des Landes und das moralische Gefühl der Nation erheischten, den Gegenstand durch ein legales Verfahren genau untersuchen zu lassen. Den nächsten Abend legte Lord Liverpool die sogenannte Buß- und Strafakte, die bill of pains and penalties, auf den Tisch des Hauses. Die Bill verlangte die Auflösung der Ehe zwischen dem Könige Georg IV. und der Prinzessin Karoline Amalie Elisabeth von Braunschweig, da die letztere, uneingedenk ihres Ranges und ihrer Pflichten, sowohl öffentlich als im Geheimen sich gegen einen Italiäner von niederer Geburt, Bartolomo Bergami, nicht allein mit unanständiger und anstößiger Familiarität und Freiheit betragen, sondern auch mit demselben in einem zügellosen ehebrecherischen Umgange eine geraume Zeit hindurch gelebt habe.

Die Lords verständigten sich dahin, daß der Proceß am 17. August zu beginnen habe. Die Zwischenzeit sollte von beiden Parteien zur Herbeischaffung der Zeugen benutzt werden.

Mancher Flecken und manches dunkle Blatt entstellt die englische Königsgeschichte. Von mehr als einem englischen Herrscher berichtet die Geschichte unnatürliche Verbrechen, schmähliche Akte einer irregehenden Vernunft. Die Regenten aus dem Hause Hannover hatten sich von solchen Verirrungen der älteren Dynastien frei erhalten. Georg IV. war der nicht beneidenswerthe Ruhm vorbehalten, daß man heute seinen Namen mit ähnlichen Empfindungen nennt wie den Namen des weibertollen Tudor.

Kurz vor dem zur Eröffnung des Processes bestimmten Termin richtete die Königin einen Brief an ihren Gatten. Uneröffnet wurde derselbe zwei Mal von Lord Liverpool zurückgesandt. Lord Brougham rieth, das Schreiben durch die Presse zu veröffentlichen. Es geschah. Die Wirkung, welche durch den Schritt erzielt wurde, war eine unglaubliche. Den Brief hier öffentlich mitzutheilen, verbietet seine Länge. Sein Inhalt macht seine Wirkung begreiflich. Die Königin hatte ihn verfaßt; die Schlußredaction rührte von Brougham her. Was eine edle Frau, betrogen und verletzt in den besten ihrer Gefühle, deren Ruf und Ehre durch Verleumdung systematisch untergraben, auf deren Haupt jede Beleidigung und jeder Schimpf mit boshafter Perfidie gehäuft ist, was nach solchen Beleidigungen nicht der Haß und die Rache, sondern die Würde, welche das Bewußtsein der Schuldlosigkeit dem Opfer verleiht, dem Beleidiger vernichtend und zermalmend in das Gesicht schleudern kann, das war ohne Verletzung des weiblichen Zartgefühls in dem Briefe mit maßvoller Entschiedenheit gesagt. „Sie haben, mein König", schloß der Brief, „die Schandflecken, welche nur immer einer Frau aufgebürdet werden können, auf mich gehäuft. Anstatt Ihrem feierlichen Gelübde zufolge mich zu lieben, zu achten und zu schützen, haben Sie mich mit Haß und Verachtung und durch alle Mittel, die zu meinem Verderben führen, verfolgt. Sie rissen mein Kind aus meinen Armen und nahmen mir dadurch meinen einzigen Trost. Sie sandten mich, mit Gram erfüllt, durch die Welt, und selbst noch so, mit Kummer beladen, verfolgten Sie mich mit gefühlloser Härte. Mir blieb Nichts als meine Unschuld übrig, von der Sie mich nun in den Augen der Welt durch ein Gespött (mockery) von Gerechtigkeit entkleiden wollen. Der vergiftete Becher und der Dolch sind männlichere Mittel als meineidige Zeugen und parteiische Tribunale; denn sie sind weniger grausam, da die Ehre einen höheren Werth als das Leben hat. Hätte mein Leben Ewr. Majestät genügt, so würde ich Ihnen solches unter der Bedingung geopfert haben, mir einen Platz in dem Grabe meines Kindes zu schenken. Da Sie mich aber entehrt in das Grab senden wollen, so bin ich entschlossen, mich dem Versuche mit allen Kräften, die mir Gott verleihen wird, entgegenzustellen." — England verschlang den Brief. In den Städten war er an die Straßenecken geschlagen, überall in den öffentlichen Lokalen lag er aus, die Offizinen konnten nicht schnell genug die Exemplare für die Pennyverkäufer drucken. Auf den Meetings wurden Resolutionen beschlossen, welche die härtesten Verdammungsurtheile des Ministeriums enthielten; die Adressen und Deputationen nach Portmanstreet nahmen kein Ende. Als die Zeugen gegen die Königin in Dover landeten, vermochten die Anstrengungen der Constabler kaum, jene vor den Mißhandlungen des erbitterten Volkes zu schützen; die Zeugen für die Königin begrüßten laute Ovationen.

Der 17. August war herangekommen. Man hatte eine zahlreiche Versammlung erwartet, da bei der Terminbestimmung angeordnet war, daß alle Lords unter 70 Jahren an diesem Tage im Hause erscheinen oder für jeden Tag ihrer Abwesenheit 100 Pfd. Sterl.

Strafe erlegen sollten, es sei denn daß sie Krankheit abhalte. Dennoch fehlte eine große Anzahl Pairs, theils mit, theils ohne Entschuldigung; von den Abwesenden hatten Viele erklärt, sich mit einem so gemeinen und schmutzigen Handel nicht befassen zu wollen. Die Debatte, in welcher Weise das Verfahren zu bewerkstelligen sei, nahm zwei Tage fort. Am 19. August Mittags um 1 Uhr begann der Generalprokurator Sir Robert Clifford die Anklage zu entwickeln; den 21. gegen Abend war die Arbeit beendigt. Der Vortrag wurde wiederholt durch gebieterische Rufe unterbrochen: „Verleumden Sie nicht!“ — „Geben Sie Thatsachen!“ — „Keine Digressionen. Fahren Sie fort!“ Unmittelbar nach der Rede des Generalprokurators nahm das Zeugenverhör seinen Anfang. Die Examination währte bis zum 7. September. Alsdann rekapitulirte der Generalfiskal Coopley die Aussagen der Zeugen. Die Anwalte der Königin wünschten sofort zu antworten, aber das Haus vertagte sich bis zum 3. October.

Einer anständigen Feder widerstrebt es, in den Pfuhl der Gemeinheit hinabzusteigen, welche in der Anklage massig zusammengehäuft war. Noch widerlicher und empörender ist es für das sittliche Gefühl, den Aussagen der Zeugen zu folgen. Nach dieser Anklage und nach diesen Zeugenaussagen war die Königin Karoline eine Messalina, ihre Wohnung war Jahrelang der Schauplatz des wüstesten Treibens gewesen, mit einer wahnsinnigen Schamlosigkeit hatte sie bei offenen Thüren und unter freiem Himmel, in Gegenwart von Bedienten und beobachtet von Unberufenen, sich den Leidenschaften hingegeben. In der Ausmalung schmutzig-schlüpfriger Details, in die wir ihm nicht folgen mögen, schien Sir Clifford mit einem Obereunuchen aus dem Serail des Padischah wetteifern zu wollen.

Am 3. October hielt Brougham vor der Barre der Lords die Vertheidigungsrede für die Königin; eine so glänzende oratorische Leistung, wie sie nur immer je von diesem berühmten Redner geliefert worden. Nach ihm sprach Williams, der zweite Advokat der Angeklagten. Vom 5. bis 24. October dauerte die Vernehmung der Schutzzeugen. Dann verwandten Denman und Lushington, die Generalfiskale der Königin, zwei Tage dazu, um die verschiedenen Aussagen der Zeugen zu rekapituliren. Sie hoben es hervor, welcher bemerkenswerthe Unterschied zwischen den Zeugen der Anklage und der Vertheidigung sofort in das Auge springe. Die erste Kategorie werde aus entlassenen Kammerfrauen und Dienstmädchen, aus fortgejagten Bedienten und Lakaien, aus Matrosen und Kellnern gebildet; kein einziger anständiger Mensch befinde sich in der Gesellschaft. Dagegen wären Lords und Pairs, Damen aus der höchsten Aristokratie und von fleckenlosem Rufe, Kammerherren, Aerzte, hohe Offiziere, Flottenkapitäns die Zeugen der Königin. Sie hoben es hervor, wie kein einziger Punkt der Anklage erwiesen sei, wie jede Zeugenaussage der Anklage nachgewiesene Lüge und nachgewiesener Meineid; sie beschwerten sich bitter darüber, daß durch einen unnennbaren Einfluß verschiedene Personen, welche es hätten beweisen können, daß die Mailänder Commission Zeugen gegen die Königin durch Bestechung erkauft, verhindert worden wären, in England zu erscheinen. Zwei Reden der Kronanwalte Clifford und Coopley schlossen am 30. October die Verhandlung. Den 6. November wurde die zweite Verlesung der Bill mit einer Majorität von 28 Stimmen bewilligt. Die Abstimmung erregte im Unterhause eine solche Unzufriedenheit, rief überdieß im Volke Demonstrationen so ernster und drohender Natur hervor, daß am 10. November für die dritte Lesung sich nur eine Mehrheit von 9 Stimmen herausstellte. Als dem Gebrauche gemäß der Lordkanzler nach dem verkündigten Resultat sich mit der üblichen Frage erhob, ob es der Wille Ihrer Herrlichkeiten sei, daß die Bill das Haus passire, bat Lord Liverpool um das Wort. „Mylords! Sr. Majestät Minister, nicht unbekannt mit der öffentlichen Meinung in Betreff dieser Bill, sind zu dem Entschlusse gelangt, die Angelegenheit nicht ferner zu betreiben.“ Unter der vulgären Form, die Bill möge nach sechs Monaten wiedergelesen werden, zog der Minister dieselbe zurück.

London war am Abend festlich illuminirt. Die Königin genoß die Genugthuung, daß dem Ausgange des Prozesses ganz England zujubelte. Jedermann beeiferte sich, der unglücklichen Fürstin die ausgesuchtesten Huldigungen darzubringen. Canning nannte sie öffentlich „das Leben, den Schmuck und die Zierde jeder Gesellschaft, die sie mit ihrer Gegenwart beehre.“

Nur noch eine kurze Zeit war es der Königin von dem Schicksal vergönnt, Gegenstand der Verehrung ihres Volkes zu sein. Gram und Kummer nagten an ihrem Leben; die Aufregung des Prozesses hatte ihre Gesundheit erschüttert. Sie starb den 7. August 1821. Der Haß, der sie um das Lebensglück betrogen, schwieg nicht einmal an der Todtenbahre. Georg schändete sich selber, als er befahl, die Leiche still und geheim, ohne Ehrenbezeugungen und auf abgelegenen Wegen nach der Küste zu führen, von wo sie nach Braunschweig geschafft werden sollte. Das Volk erfuhr den Befehl. Es kam zu blutigen Reibungen mit der Eskorte. Die Bedeckung wurde gezwungen die Hauptstraße einzuschlagen. Von Ort zu Ort gab die zusammenströmende Bevölkerung der todten Königin das Geleite.

Ein Jahr später entleibte sich Castlereagh, des Königs vertrauter Rathgeber in der Verfolgung gegen die Verstorbene. Seitdem zog auch Georg sich finster und menschenscheu von der Welt zurück. Selten oder nie sah man ihn. Wenn er ausfuhr, wurden Wachen ausgeschickt, die Besucher aus den Gängen des Parks zu entfernen. Ob der große Rechenmeister, der mit uns Allen, mögen wir im Staube geboren sein, seine Abrechnung hält, ob die Stimme des Gewissens mit dem Könige Abrechnung hielt?

Spohr in Bremen.

* Bremen, 6. Mai. Es ist in diesen Blättern berichtet worden, daß die musikalischen Kreise unserer Stadt sich kürzlich eines hohen Besuches zu erfreuen hatten. Herr General-Musikdirektor Spohr in Kassel kam nach Bremen, um sein Oratorium „Der Fall Babylons“ zu hören, dessen Aufführung am 3. Mai durch den Engel'schen Gesangverein erfolgte. Somit lernten wir in Gegenwart des großen Meisters, der bei seinem Eintritt in den Saal vom Orchester begrüßt wurde, eines seiner bedeutendsten Werke kennen, für dessen Vorführung dem Kreise, der sich durch dieselbe ein Verdienst erwarb, ein ebenso lebhafter Dank abgestattet werden muß, wie derjenige war, den Spohr selbst allen Mitwirkenden in einem Privatcirkel mit herzlicher Freude aussprach. Eine nähere Besprechung des Oratoriums wird sich am Besten mit einer für eine folgende Nummer vorbereiteten Skizze von dem Leben und Wirken des gefeierten Componisten vereinigen lassen. Wir haben ihn in der besten Stimmung und mit einer bei seinem Alter bewundernswerthen Frische unter uns wandeln sehen. Noch am letzten Tage seiner Anwesenheit verweilte er bis tief in die Nacht bei einem Feste, welches ihm zu Ehren der Künstlerverein in seinen prachtvollen Räumen gab. Die musikalischen Mitglieder des Vereins erfreuten ihn durch sein Streichquartett in E moll und das Doppelquartett in D moll, worauf ein Festessen folgte, an welchem die Theilnehmer, mehr als 200 an der Zahl, dem Gefeierten ihre Huldigung darbrachten. Eröffnet ward diese Feier mit dem folgenden

Festgruß an Spohr.

Vor meinen Geistesblicken, siehe, rollt
Der Vorhang auf von einer ganzen Welt,
Von einem schönen, reichen Künstlerleben,
Deß Anschaun mich mit Wonn' und Staunen füllt.
Geblendet wird mein trunknes Auge fast
Von all den Bildern, die in bunter Menge
Stets wechselnd durcheinander sich bewegen
Und zauberischen Glanz um sich verbreiten.
Ich muß sie trennen, daß ich besser sie
Nach ihrem Wesen schaun und würd'gen kann.

Ein Knabe zeigt sich meinen Blicken dort,
Trotz seiner Jugend schon von hohem Wuchs,
Mit hellem, klarem Aug' und blonden Locken.
Nun ist er träum'risch in sich selbst versenkt,
Als ob die Geister künft'ger Werke schon
Ihm ahnungsvoll das junge Haupt umschwebten;
Nun nimmt er rasch das Instrument zur Hand,
Das er zu seinem Liebling sich erkor,
Und süße, wunderbare Tön' entbeben
Den Saiten unter seiner Finger Druck,
Den künft'gen Meister deutlich schon verkündend.

Der Knabe wächst zum Jüngling, wächst zum Mann,
Er tritt ins Leben kühnen Muths hinaus,
Und siehe, nicht die eigne Heimath bloß,
Rußland und Frankreich wie Hesperiens Gauen,
Vor allen doch Britanniens Eiland sehen
Triumphe seiner Kunst ihn siegreich feiern.
Er reißt die Hörer hin mit seinem Spiel,
Das Kraft mit Anmuth wunderbar vereint
Und ausspricht, was im tiefsten Herzen lebt,
Und selbst Europa's größte Sängerin
Verstummt beschämt, wo seine Geige singt.

Doch mag nun bald der stillen Thräne Zoll,
Bald lauter Beifallsruf sein Spiel belohnen,
Er fühlt noch unbefriedigt seine Brust;
Da regt es machtvoll sich von Schaffensdrang,
Der sich nicht länger will bewält'gen lassen,
Und wie ein Quell, der im Gebirg entspringt
Und aus der Erde tiefem Schacht sich nährt,
Der, bald zum Strome wachsend, durch die Fluren
In stolzer Wasserfülle sich ergießt,
So quillt es nun aus seines Geistes Tiefen
Reich, unerschöpft, ein Werk das andre drängend,
So mannichfach wie schön und voll Empfindung
Und deutschen Geist in jedem Zug verkündend.
Mit Staunen schaut, des Meisters Lebensbahn
Entlang, der Blick die dichtgereihte Menge.

O horch, mir ist, als ob von ferne Töne
Mein Ohr berührten, leis' und unbestimmt
Und doch das Herz mir wunderbar ergreifend.
Sind es die Geister etwa jener Werke,
Die, ob auch eben flüchtig nur genannt,
Sich wie im Schlummer regen und empor
Zum Licht des Tags, zum Reich des Klanges streben?
Da klingt der Geige heller Laut, und innig
Mischt sich ein zarter Harfenton darein;
Da dringen wohlbekannte deutsche Lieder
Mit süßen Weisen tief in unsre Brust;
Nun drängt es stärker vor und hallt vernehmbar
Von mannichfacher Instrumente Klängen,
Es wächst, es schwillt, fast schwindelt mir der Geist,
Ein hehres, wunderbares Klanggewirre,
Nach einer festen Regel sich bewegend
Und nie den Kreis der Harmonie durchbrechend,
Die Töne weihend wie kaum je zuvor.
Nun wächst es stärker, voller noch heran,
Es schwillt mit Macht zur Doppelsymphonie,
Wie wenn der Ocean mit stolzem Brausen
Die Brandung an das Felsgestade treibt,
Wie wenn zwei Heere, hell in Waffen schimmernd,
Zum Kampf, zum Siege stürmisch vorwärts schreiten.

Dort zeigt ein andres Bild sich meinem Blick.
Der Vorhang rauscht bei vollen Klängen auf,
Gestalten schweben näher, die mit Macht
In ihren Kreis uns bannen und das Herz
Mit ihren Melodieen uns bezwingen.
Der Hölle tückische Gewalt umstrickt
Den Zaubrer hier, daß uns die Seel' erschaudert,
Und zieht ihn nieder in den grausen Schlund;
Dort schwebt ein buntes Märchenspiel vorbei,
Der Zauberrose Wunderkraft entfaltend,
Und her aus Indiens blüthenreichen Fluren
Ertönen süße, rührend schöne Weisen,
Der Liebe Leid, der Liebe Wonne kündend.

O siehe, wölbt sich dort ein Tempel nicht,
Von leichten, schlanken Säulen schön getragen?
Gewalt'ge Klänge rauschen durch den Bau,
Die Seel' uns mit erhab'ner Andacht füllend.
Mit ernstem Ton verkündet die Posaune
Den Untergang der sündenvollen Welt,
Des Heilands letzte Worte locken uns
Des Mitleids bange Thränen in das Auge,
Und horch, gleich fernen Donners Tosen hallt,
Was Englands Volk zuerst so tief ergriff,
Und was uns allen mächtig noch im Ohre,
Im Herzen klingt, der Fall von Babylon.

Wer schaut auf einen solchen selt'nen Reichthum
Mit Staunen nicht und mit Bewundrung hin?
Wem füllt mit Ehrfurcht sich die Seele nicht,
Wenn mannichfache Bildung, edle Sitte,
Wenn treue, feste, männliche Gesinnung,
Die oft genug im Leben sich erprobte,
Sich eng noch solcher Schöpferkraft vereint?

Und dieser Meister, der so Großes schuf,
Der schon so oft mit seinen mächt'gen Klängen
Uns hinriß, weilt in unsrer Mitte heute,
Wir sehen ihn zu unsrer Freud' und Rührung
Noch geistesfrisch und kräftig unter uns
Und neigen demuthsvoll vor ihm das Haupt.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und seine That dem Enkel wieder.“
Mit diesem Spruch des Dichters, dessen Sängen
Du Deiner Töne Zauber oft gesellt,
Begrüßen wir mit tiefbewegter Brust
In unsrer Künstlerhalle Dich, o Spohr!
Nun ward sie erst ein ächtes Heiligthum
Der Kunst, der treu wir unsern Dienst gelobten,
Und wir betreten sie mit größrer Andacht,
Seit Du durch Deine Gegenwart sie weihtest.
Wie sprechen wir Dir unsern Herzensdank,
Daß Du in unserm Kreis erschienest, aus?
Wie zeigen wir, daß wir mit treuer Seele
Dir so wie Deiner Kunst ergeben sind?
Wie Göttern man die eignen reichen Gaben,
Die gütig sie verliehn, zum Opfer bringt,
So bieten wir in ähnlichem Gefühl
Dir heute Werke, die Du selber schufst.
Nimm, was wir geben können, huldvoll auf!
Nimm unsern Wunsch, daß Du noch lang' hienieden
Dich Deines Lebens, Deines Geistes freuest
Und Deines wohlerworb'nen Ruhms genießest!
Sei uns, o edler Meister, hoch willkommen!

F. Ruperti.

Aus den Wesermarschen.

* Zu Weihnachten hatten wir unsern Lesern das Erscheinen eines „Marschenbuches“ von Hermann Allmers in Aussicht gestellt und die Erwartung ausgesprochen, daß eine seit vielen Jahren mit herzlicher Liebe gehegte und gepflegte Arbeit die Anerkennung finden würde, die ihr gebühre, und daß der Werth des Ganzen der Vortrefflichkeit einzelner Theile, welche das Sonntagsblatt schon veröffentlicht hatte, entsprechen werde. Wir erinnerten dabei an die ausgezeichneten „Vegetationsbilder aus den Marschen“, (das Rohr, das Moor, am letzten Ufer), welche Allmers in unserer Zeitschrift abdrucken ließ, und die nun einen Bestandtheil seines Buches bilden. Dasselbe ist, nachdem der Druck durch allerlei wunderliches Mißgeschick verzögert worden, nun fertig geworden und wird seinen Weg antreten. Wir werden demnächst den geneigten Leser zu einer Wanderung durch die vom Verfasser geschilderten Gegenden auffordern und geben ihm als Probe heute, (zum großen Theil wörtlich dem Buche folgend), eine Darstellung des Landes Wursten an der Wesermündung.

Mit dem Lande Wursten betreten wir die nördlichste Marsch

des rechten Weserufers und zugleich die erste, welche im Stande ist, in physischer, ethnographischer und historischer Hinsicht tieferes und allgemeineres Interesse zu erregen, wie sie denn auch, wenigstens dem Namen nach, von allen Marschen am weitesten bekannt sein dürfte.

Wursten ist so ziemlich völlige Seemarsch; die Ufer bedeckt eine echte Meerstrandsflora; belebt von stolzen Seeschiffen fluthet hier der Strom in einer Breite, die das jenseitige Ufer kaum mehr entdecken läßt; Delphine tummeln sich in den Wogen; Seehunde sonnen sich auf dem weiten Walt; zahllose Schaaren echter Seevögel bevölkern den Strand, und die salzigen, schaumgekrönten Wogenberge rollen in wilder Majestät gegen den Deich, der hier in einer wahrhaft staunenswerthen Mächtigkeit als ein starker Schutz das fruchtbare Land umzieht.

Dieser Deich wurde in seiner jetzigen Stärke erst vor wenigen Jahren vollendet und nach uralter Weise durch einen großen Umzug sämmtlicher wurster Bauern zu Pferd und Wagen, durch Gottesdienst in der Kirche zu Dorum und durch ein Festessen feierlichst eingeweiht. An schönen Sommertagen auf ihm zu lustwandeln ist einer der interessantesten Genüsse, gehoben durch die überraschenden Contraste des segeltragenden Flusses, des mövenumschwärmten Watts und des fruchtbaren Landes mit seinen auffallend zahlreichen Kirchthürmen, Höfen und Dörfern im wogenden Saatenmeere. Der Boden ist viel heller und sandiger als in Osterstade und Wührden; er eignet sich daher ungleich mehr zum Ackerbau, obwohl auch im südlichen Theile Viehzucht getrieben wird. Roggen, vornehmlich aber Weizen und Raps baut man ganz wie im Lande Hadeln, und zur Blüthezeit des letztern ist Wursten, vom Deiche aus im Sonnenglanze gesehen, eine wahre Goldflur zu nennen.

Zwischendurch liegen aber eine Menge einzelner Höfe und auf Wurten angelegte Dörfer umhergestreut, aus deren Mitte, auf einer noch höherer Wurt gebaut, die uralte moosige Granitkirche sich erhebt. An der nördlichsten Spitze des Landes, wo das Hamburger Amt Ritzebüttel beginnt, tritt die Geest dicht an den Fluß; ihre erratischen Steinblöcke verschwinden mit dem Haidekraut, und sie geht in echte Dünenbildung über, deren gelbliche Sandhügel den Deich ersetzen, welcher hier aufhört, um erst ein paar Stunden weiter an der Elbe wieder zu beginnen.

Das Volk dieses Küstenstrichs hat eine Geschichte gehabt, wie kaum ein anderes der Marschen sich deren rühmen kann, und die ihm das tiefeigenste Gepräge aufdrücken mußte, welches sein Wesen von jeher charakterisirt. Wie kein anderes weit und breit hat es gekämpft und gelitten für seine Unabhängigkeit voll Heldenmuth und Ausdauer; wie keines ringsumher so zähe den alten festen Friesensinn, die friesische Sprache und Sitte bewahrt und wie kein anderes, höchstens die Hadler ausgenommen, so viel Rechte und Freiheiten behauptet durch alle wechselnden Zeiten bis auf den heutigen Tag.

Die ältesten, wenn auch sehr dunklen Nachrichten über das Land Wursten reichen bis in's sechste und siebente Jahrhundert, wo die Einwanderung der Friesen erfolgt sein muß. Es bevölkerte sich bald und zur Zeit Karls des Großen, dessen Heereszüge, obgleich ohne bedeutenden Erfolg, sicher auch diese Gegend berührten, führte es bereits seinen heutigen Namen.

Deiche gab es noch nicht, denn diese wurden erst im zehnten und eilften Jahrhundert angelegt; doch erhoben sich bereits überall zahlreiche Wurten, nach denen die Bewohner Wurthsassen (von lat. Schriftstellern Worsati) genannt wurden, — woraus nach und nach W u r s t e n entstanden sein mag.

Urkunden und Verträge mit Bremen vom Jahre 1406 bezeugen die vollkommen republikanische Unabhängigkeit des Landes, und die Bremischen Erzbischöfe konnten bis dahin keine weitere Macht erlangen, höchstens in kirchlichen Angelegenheiten. Die Wurster waren ein wildes Seeräubervolk, das kühn mit kleinen Schiffen die Nordsee durchstreifte, ihre Küsten besuchte und namentlich den Bremern manches Drangsal bereitete, — während es unter sich einer vortrefflichen inneren Verfassung nachlebte und den übrigen Friesenstämmen im Kampfe gegen die herrschsüchtigen Erzbischöfe, wie z. B. 1234 den armen Stedingern, treulich beistand.

Mit der zweiten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts begannen die Angriffe auf ihr eigenes Land. Der Herzog Johann aus dem Hause Askanien, welches im benachbarten Hadeln längst seine Herrschaft begründet hatte, griff im Jahre 1484 die Wurster von der Nordostseite an, fand aber unerwartet tapfern Widerstand und mußte sich nach verschiedenen vergeblichen Versuchen zurückziehen.

Im Jahre 1498 schlossen deshalb der erbitterte Johann und sein Bruder Herzog Magnus mit dem Herzog Heinrich von Braunschweig-Wolfenbüttel, genannt der Quade, ein ernstliches Bündniß gegen die Wurster. Auch mit dem damals weit und breit gefürchteten wilden Söldnerheer, der sogenannten schwarzen Garde, unter der Anführung des bekannten Junker Schlenz, verbanden sich die askanischen Fürsten und brachten so eine bedeutende Macht zu Stande, mit der sie 1590 in Wursten einfielen. Die Wurster hatten nicht den geringsten fremden Beistand, aber das ganze Land ergriff die Waffen; Knaben und Greise stellten sich in die Reihen, und schon im ersten Treffen auf der Wurster Grenze erfochten sie einen so entschiedenen Sieg, daß die Söldnerheere sich mit bedeutendem Verluste zurückziehen mußten. Herzog Johann wurde dadurch genöthigt von der Unterjochung vorläufig abzustehen, zumal Herzog Heinrich von Braunschweig das Bündniß kündigte und die schwarze Garde vom König Johann und vom Herzog Friedrich von Holstein gegen die Dithmarschen in Sold genommen wurde, wo sie die bekannte große Niederlage erlitt.

Schon bei diesem mißglückten Versuche hatte der Erzbischof Christoph in Bremen durch Hülfstruppen mitgewirkt; bald trat er entschiedener hervor, erklärte: der Kaiser habe ihm das Land zum Lehen gegeben und forderte die Anerkennung seiner Oberherrschaft. Mit Hohn wiesen die Wurster ihn ab, und der Erzbischof rüstete ein bedeutendes Herr, mit dem er 1516 gegen sie zog. Wiederum standen alle Wurster wie Ein Mann unter den Waffen, sogar eine Menge Weiber mischte sich unter ihre begeisterten Schaaren. Am Tage St. Thomä fiel das Bremische Heer in's Land ein, und sogleich rückten die Wurster ihm entgegen, unter Anführung einer hohen Jungfrau, die eine Fahne mit dem Bilde des Todes schwang. An der Grenze kam es zu einer blutigen und hartnäckigen Schlacht. Mit unsäglicher Erbitterung fochten die wackern Wurster einen ganzen Tag hindurch; schon kam der Abend, und die erzbischöflichen Reihen begannen zu weichen, — da plötzlich fiel die Bremische berittene Reserve den vordringenden Wurstern wüthend in die Flanken, und nun war die Stunde der Bauern gekommen, denn auch das Bremische Fußvolk hatte sich wieder gesammelt und griff von Neuem an. Als die Nacht hereinbrach, lagen achthundert Männer und dreihundert Weiber todt auf dem Schlachtfelde, unter letzteren auch die kühne Jungfrau mit der Todesfahne. Weit und breit überzog man nun das Land mit Sengen und Brennen. Der siegreiche Erzbischof belegte das Volk mit ansehnlichem Tribut, wozu jeder Bauer nach seinem Vermögen beitragen mußte, und erbaute, um sich die Früchte des Sieges für immer zu sichern, beim Dorfe Weddewarden eine Feste, der „M o r g e n s t e r n" genannt.

Aber nur ein kurzes Jahr duldeten die freiheitsliebenden Friesen das Joch. Sie erklärten rund heraus: der Erzbischof habe nur ihre Kirchen mit Pfaffen zu versorgen, weiter gehe er sie nichts an; denn sie seien freie Republikaner seit Anfang der Welt. Da schickte der Erzbischof seine beiden Gesandten, den Ritter von Malsburg und den Domdechanten Ludolph von Klenken, um sie inständigst ermahnen zu lassen. Aber vergebens war all' ihr Mahnen und Drohen, und als endlich einer aus der Begleitung höhnische Reden gegen die Wurster ausstieß, entbrannte vollends ihr Zorn. Der

Domherr, der Ritter Malsburg und das ganze Gefolge wurde von den wüthenden Bauern erschlagen; das Feld aber, wo solches geschah, heißt Klenkenham bis auf den heutigen Tag.

Der erbitterte Erzbischof schwur blutige Rache und sammelte ein Heer, aber der mittlerweile zur Regierung gelangte Herzog Magnus von Lauenburg stellte sich freundlich zu den Wurstern, ward von ihnen als Oberherr anerkannt und schützte das Land. Als ihn indeß Kämpfe mit andern Fürsten beschäftigten, überfiel der Erzbischof 1526 die Marsch und richtete unter ihren tapferen Vertheidigern ein furchtbares Blutbad an. Aber die Friesen waren nicht gebeugt, neue Kämpfe, deren Einzelheiten wir hier übergehen, folgten, bis die Macht der Bremer Erzbischöfe sich mehr und mehr ihrem Untergange zuneigte, ein Vertrag den Krieg beendete.

Daß der wackere Stamm seinen auflodernden Freiheitsdrang bis in unsere Zeiten bewahrt, hat das Jahr 1813 gezeigt.

Die Wurster, längst der Franzosenherrschaft müde, sehnten sich mächtig nach Befreiung. Namentlich haßten sie auf's glühendste die französische Douanenwirthschaft, die allen Handel und Wandel hemmte und deren Officianten meistens abtrünnige Deutsche und noch dazu häufig die allerrohesten, anmaßendsten Menschen waren. Helgoland war damals das allgemeine Waarendepot Englands, und wie in allen Küstenstrichen hatte sich auch im Lande Wursten ein großartig kühner Schmuggelbetrieb entwickelt. Nicht bloß Schiffer, sondern Menschen aus allen Ständen, auch viele junge Hausleute fanden Lust an diesen, oft nur in kleinen Booten ausgeführten, gefahrvollen Streifzügen. Alle Augenblicke wurde eine Douanenpatrouille auf die allerköstlichste Weise überlistet und angeführt, aber auch hitzige Gefechte fielen mit ihnen vor, an welchen selbst einigemale die englischen Kriegsschooner und Kutter, die vor und in der Wesermündung kreuzten, theilnahmen. — Die Nachrichten von der ungeheuern Niederlage Napoleons in Rußland hatte den Muth der Wurster vollends gehoben, so daß sie kaum die Gelegenheit abwarten konnten, sich vom verhaßten Joche frei zu machen. Diese sollte nicht lange ausbleiben. — Damals lebte zu Dingen ein Hausmann Namens Anton Biehl, ein Mann wie zu einem Bauernführer geschaffen. Er war von riesenhafter Größe und fabelhafter Körperkraft; Branntwein trank er massenweise aus Biergläsern und ohne berauscht zu werden; dabei war er schlau, kühn, energisch, ausdauernd und von eigenthümlicher Gewandtheit. — Dieser faßte mit anderen angesehenen Bauern den kühnen Entschluß, durch einen Handstreich auf einmal das Land von den Franzosen zu säubern.

Zu dem Zwecke trat er mit der Besatzung der englischen Kriegsschiffe in Unterhandlung und erhielt auch die Zusage der Unterstützung, aber nur im Fall das Land Wursten sich in Masse erhöbe.

Hierzu bedurfte es eben keiner großen Mühe. Biehl ging nun von Dorf zu Dorf, von Hof zu Hof, und während er namentlich die vornehmen Bauern und ihre Söhne zum bewaffneten Aufstande bewog, wirkte ein Anderer Namens Joh. Rickweg — früher Zimmermann und einer der kühnsten Schmuggler — unter dem niedern Volk, auf welches er großen Einfluß hatte. Der feurigen Beredsamkeit dieses Mannes, den man nach seiner beständig grünen Kleidung nur Jan Grön nannte, gelang es, die Haufen auf's entschiedenste zu entflammen. Auch nach Lehe ging er, um den Aufstand zu predigen, fand indeß bei den guten Fleckenbürgern nur sehr laue Aufnahme. Das Land Wursten hingegen war in wenig Tagen in offenem Aufstande; alle französischen Douanen, Gensdarmen und soldatischen Besatzungen flohen in wilder Eile nach ihrer Batterie auf der Carlsstadt, die auf demselben Flecke stand, wo sich jetzt bei Bremerhaven das Fort William erhebt. Am 14. und 15. März zogen die Wurster unter Biehl und Jan Grön in hellen Haufen den Flüchtigen nach, und hervorgeholt aus einer Kirche flatterte die alte vergilbte Landesfahne wie einst in ruhmreicher Friesenzeit wieder hoch über den Schaaren. Auch ein englisches Truppendetachement war gelandet und rückte den Franzosen nach, welche sich anfänglich diesen Massen entgegenstellten, aber nach kurzem Gefechte in die Batterie zurückgedrängt wurden, die man nun förmlich belagerte. Eine Aufforderung zur Uebergabe des Platzes wies der feindliche Befehlshaber stolz und höhnend zurück, mußte sich aber doch, als Nachts ein großer Theil der meist aus Westfalen bestehenden Besatzung desertirte und überging, als zudem Wassermangel eintrat und auch die Proviantvorräthe ausgingen, gegen freien Abzug zur Capitulation bequemen.

Da war der Jubel groß im Lager der Wurster und unter den Bewohnern von Lehe, die inzwischen auch Feuer gefangen hatten, nun selbst die Batterie bemannten und sich zur ferneren Vertheidigung anschickten, indem sie wohl begriffen, daß die Franzosen sicherlich mit verstärkter Macht zurückkehren würden.

Der Geestefluß bot ein vortreffliches Hinderniß dar; hinter diesem beschloß man, geschützt durch den Deich, sich aufzustellen. Auf einer Anhöhe hatte man einige leichte Kanonen aufgepflanzt, die von Schiffern und Engländern bedient wurden. Englische Offiziere leiteten die Aufstellung, konnten aber trotz allen Bitten und Vorstellungen die Leher nicht dahin bringen, die Zugbrücke der Geeste zu zerstören. Die guten Bürger meinten, mit dem bloßen Aufziehen sei vollkommen genug gethan, denn zum Verderben wäre das schöne Holz wahrlich zu theuer; auch die Wurster gaben ihnen leider Recht, zumal die Brücke noch gar nicht so ganz alt sei. Sie ahnten nicht, wie theuer ihnen ihre Sparsamkeit zu stehen kommen sollte.

Am 23. März rückten die von Bremen kommenden Franzosen heran. Es waren einige Regimenter Chevauxlegers und Infanterie. Nachdem ein Angriff auf die Batterie energisch von der Besatzung zurückgewiesen worden war, marschirten die Feinde im Sturmschritt gerade auf die Brücke los. Hier empfing sie ein mörderisches Flintenfeuer, vermischt mit Kanonenschüssen, und sofort entspann sich ein hartnäckiges Gefecht. Auf beiden Seiten gab es Todte und Verwundete, doch litten die Wurster, durch den Deich geschützt, ungleich weniger als die Angreifenden.

Auf einmal stürzte sich eine Anzahl Franzosen, trotz des Kugelregens, mitten in den Fluß und schwamm hindurch. Es gelang ihnen richtig die Brückenklappe niederzulassen; denn nicht einmal die Kette hatte man angeschlossen. — Damit war das Schicksal Lehe's und der Wurster entschieden. Im Sturmschritt drangen Infanterie und Cavallerie jetzt über die Brücke; ein kurzer Widerstand, ein heftiger Bajonettangriff — und Alles stob wild auseinander; denn was vermochten regellose Massen ohne Subordination und ohne ordentliche Waffen gegen wohldisciplinirte Truppen? Nicht nur Alles, was sich widersetzte, wurde niedergemacht, sondern die wüthenden Soldaten drangen auch in alle Häuser des Fleckens und mordeten, was sie fanden: Greise, Frauen und Kinder. Auch die armen Engländer, obwohl sie um Pardon baten, wurden sämmtlich niedergestochen, und während die eine Hälfte der Truppen den Flecken plünderte, zog die andere in's Land Wursten ein.

Nun blieb noch die Batterie zu erobern übrig; dies geschah durch eine List. Eine Anzahl Franzosen steckte sich in die Uniform der getödteten Engländer, nahm eine englische Fahne und eilte hastig auf das Blockhaus zu, scheinbar verfolgt von einem anderen Haufen Franzosen. In der Meinung, die Engländer begehrten Schutz, öffneten die arglosen Wurster die Thore und erkannten ihren Irrthum zu spät. Dieser Handstreich brachte die kleine Citadelle in die Hände des Feindes, und die ganze Besatzung wurde auf der Stelle erschossen, mit Ausnahme eines Einzigen, der durch eiligste Flucht entkam.

Die übrigen Wurster, auch die Anführer Biehl und Jan Grön, zerstreuten sich und flüchteten meist auf die englischen Schiffe oder nach Helgoland.

Das war der bedauernswerthe Ausgang dieser Bauernerhebung, die, weil sie mißglückte, weit und breit verspottet und lächerlich gemacht wurde. Sie war aber um so anerkennenswerther, als gerade damals die meisten anderen Marschen mit dem größten Gleichmuthe sich dem Joch der Fremdherrschaft fügten.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter von A. F. C. Vilmar. Erster Theil. — Die Tochter Jephtha's. Ein biblisches Gedicht von F. Stillfried. — Sang und Klang in Gedichten. Von R. Urban. — Anno II. der Heilige, Erzbischof von Köln. Sein Leben, sein Wirken und seine Zeit. Von A. Müller. — Glauben und Wissen, Speculation und exacte Wissenschaft. Zur Versöhnung des Zwiespalts zwischen Religion, Philosophie und naturwissenschaftlicher Empirie. Von H. Ulrici.

— * Der vor Kurzem verstorbene Dichter Adolf Schults hat eine Frau und sieben Kinder in so hülfloser Lage zurückgelassen, daß für dieselben in Elberfeld und Barmen gesammelt werden muß. Schults gehörte dem Kaufmannsstande an und war Buchhalter in einem Elberfelder Geschäfte. Man hofft, daß sich die Schillerstiftung der Hinterbliebenen annehmen werde.

— * Die Universität Zürich beging am 29. April die Jubelfeier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens in freudiger Stimmung der Theilnehmenden.

— * Man hat in München Briefe von Moritz Wagner aus Panama. Der muthige Reisende hatte seinen diesmaligen Aufenthalt in Amerika mit Wanderungen über den Isthmus eröffnet und giebt davon anziehende Schilderungen. Unterstützt durch die Mittel, welche ihm der König von Bayern zur Verfügung stellte, hat Wagner bereits reiche Sammlungen aus dem Gebiete der Naturkunde nach Deutschland schicken können.

— * Von den Denkwürdigkeiten aus dem Leben des verstorbenen Oberpräsidenten Ludwig von Vincke sind die Lieferungen 5 bis 7, der Schluß, erschienen. Es ist darin von der französischen Zeit und sodann von Vincke's Thätigkeit in Westfalen nach dem Frieden die Rede. Anhangsweise sind einige Gedanken und Ansichten Vincke's mitgetheilt. Der Verfasser der Schrift sagt gegen den Schluß derselben: Vincke's Schöpfungen leben fort nach seinem Tode als redende unsterbliche Zeugen seines reichbegabten Geistes, seines rastlosen Schaffens und Wirkens. Die dankbare Mitwelt aber war bemüht, in einem, dem Auge sichtbaren Denkmale sich der Verdienste des großen Todten zu erinnern und sie der Nachwelt zugleich vor Augen zu führen. Man beschloß die Errichtung eines Denkmals aus Stein, einer hochragenden Thurmwarte auf einem historischen, dem Blicke freientgegentretenden Punkte. Neben den Trümmern der alten Veste Hohen-Syburg auf hocherhabener Bergkuppel, die, wie so viele Vesten im Lande der alten Sachsen bis zur Porta Westfalica hin, Karl der Große zerbrach und von ihr nur durch eine schmale, wenig tiefe Schlucht getrennt, ward unlängst ein Plateau zur Errichtung des Denkmals geebnet, und auf dessen Felsengrunde ein über 100 Fuß hoch emporragender Thurm echtgothischen Stils aus dem kräftigsten und dauerhaftesten Gestein der dortigen Gegend aufgeführt. Eine sehr bequeme Wendeltreppe, von mehr als hundert Stufen, führt in ein kleines Gemach, von dem aus man das größte und mannigfachste Panorama, das man sich vorstellen kann, nach allen Seiten überschaut. Im Süden, von Osten nach Westen hin erstreckt sich die weite Ruhr-Ebene, von ihren Bergen umschlossen, durch welche sich die Volme, die Lenne und die Ruhr in den vielfältigsten Krümmungen wie eben so viele Silberschlangen winden. Das Auge blickt nach Osten weit hinauf den Lauf der Ruhr, während im Westen das Panorama durch die Berge von Volrend mit ihrer Ruine und nach Süden durch die Höhenzüge um Hagen geschlossen wird. Der Genuß einer solchen Landschaft belohnt schon allein die Mühe eines Ausfluges nach Hohen-Syburg. Oben auf dem Thurme wird v. Vincke's Bildsäule, die noch nicht vollendet ist, zu stehen kommen und weithin in die Lande schauen, deren guter Wächter er im Leben und für deren Beförderung an Wohlstand, an materieller und intellectueller Bildung er unermüdet thätig war.

— * Die beiden letzten Lieferungen der Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius haben große Einleitungen zu den Stücken „König Heinrich VI." 1. und 2. Theil. Es handelt sich um das Verhältniß dieser beiden Dramen zu zwei Stücken, welche in den Jahren 1594 und 1595 erschienen und betitelt sind: The first part of the contention betweene the two famous houses of York and Lancaster u. s. w. und: The true tragedie of Richard duke of Yorke, and the good king Henrie the sixt u. s. w. Die Kritiker haben viel über diese Dramen und Shakspere's Verhältniß zu ihnen gestritten, worüber bei Delius, welcher beide in den betreffenden Einleitungen abdrucken läßt, das Nähere nachzulesen ist. Das Resultat seiner Untersuchung ist dieses, daß Heminge und Condell im Jahre 1623 mit demselben vollen Rechte die drei Theile K. Henry VI. als echt Shakspere'sche Schöpfungen in ihre Folioausgabe aufnehmen durften, mit welchem sie den K. Richard III., der nach seiner ganzen Anlage ohne die drei vorhergehenden Schauspiele gar nicht gedacht werden kann, darauf folgen ließen; daß ferner etwaige Ungleichheiten des Stils oder der Charakteristik, die man zwischen diesen Dramen bemerken will, sich genügend aus der in einem längern Zeitraume und durch fortschreitende Uebung sich immer mehr entwickelnden und ausbildenden Kunst des Dichters erklären; daß endlich der first part of contention etc. und die true tragedie etc. sich zu dem King Henry VI. second part und third part eben so verhalten, wie die ersten Quartausgaben des Hamlet, des Romeo and Juliet und des King Henry V. zu dem Hamlet, dem Romeo and Juliet und zu dem King Henry V. der Folio.

— * Bemerkenswerth ist die außerordentlich zunehmende Uebersetzung deutscher Bücher in das Französische durch belgische Gelehrte und der Eifer belgischer Verleger in dieser Sache. Manche wissenschaftliche Werke und unterhaltende Schriften sind in solcher Uebertragung in Brüssel erschienen und finden viel Absatz.

— * Am 12. April hat sich Franz Liszt wirklich zu Pesth feierlich in den Orden der Franziskaner aufnehmen lassen. Während seiner letzten Anwesenheit in Wien wurden, so schreibt man von dort den „Hamburger Nachrichten", wenn nicht seiner graner Festmesse, welche er im großen Redoutensaale zur Aufführung brachte, so doch ihm persönlich viele Ehren erwiesen. Unter Anderem erhielt Liszt endlich ein Geschenk, das ihm schon vor 1848 zugedacht und verheißen war, im Kriegslärm der nächsten Jahre aber in einen sicheren Winkel flüchtete, um nicht von Freundes- oder Feindeshand gekapert zu werden. Es ist dies ein silbernes Pult, welches eine Länge von drei Schuh, eine Höhe von zwei Schuh und eine Breite von einem Schuh hat. Zwei Engel mit ausgebreiteten Fittigen halten ein Tableau, auf dessen Spitze die Büsten Beethoven's, K. M. v. Weber's und Schubert's sich befinden. Die Büste Beethoven's, welche die oberste Stelle einnimmt, ruht auf einem geflügelten Genius, unter welchem sich das in Silber ausgearbeitete Medaillonportrait Liszt's befindet. Die Einfassung bilden sämmtliche Instrumente des Orchesters. Das untere Schild zeigt eine sinnreiche symbolische Darstellung. Der Name „Franz Liszt" wird von einem Lorbeerkranz überschattet. Ueber dem Kranze zur Rechten, zum Theil in Wolken gehüllt, wirft ein Stern seine Strahlen nach unten und beleuchtet die Städte Wien und Pesth.

— * In Celle starb am 30. Mai im Alter von 88 Jahren der Cabinetsrath von Leist, ein ehemals viel genannter Mann, der mit seinem einstmaligen Monarchen, Hieronymus von Westfalen, das Schicksal theilte, nach einer kurzen Periode des Glanzes und der Macht Jahre lang wie verschollen zu sein und durch den Wandel der Dinge im Greisenalter nochmals emporgehoben zu werden. Leist, 1770 geboren, war schon 1794 Professor in Göttingen und hatte sich durch sein Lehrbuch des deutschen Staatsrechtes bekannt gemacht, als König Hieronymus Diener gebrauchte und unter den Beamten der vertriebenen rechtmäßigen Regierung schwer finden konnte. Leist wurde rasch nach einander Staatsrath, Minister, oberster Chef des Unterrichtes und Baron. Nach diesem kurzen Rausche mußte er sich begnügen, fünfzehn Jahre lang wieder einfacher bürgerlicher Beamter zu sein, und anfänglich stand es sogar überhaupt bedenklich um seine Wiederaufnahme in den rechtmäßigen Dienst. Mit der Zeit hatte sich der Groll so weit verblutet, daß man den sechzigjährigen Beamten zum Justiz-Kanzlei-Director in Stade aufsteigen ließ. 1837 brauchte man wieder außerordentliche Dienste, als es den Umsturz des Staats-Grundgesetzes von 1833 galt. Der damalige Minister v. Schele, der sich ebenfalls einer königlich westfälischen Carriere und ihrer Folgen zu erinnern hatte, rief seinen alten Collegen herbei. Leist half mit Rath und That, avancirte zum geheimen Cabinetsrath und erhielt zum Lohne für seine Dienste nach einander die Geheimraths-Würde, das Großkreuz des Guelphen-Ordens und die erste Vice-Präsidentenstelle beim Tribunal in Celle. Im Besitze derselben ist er gestorben. Einen zweiten Sturz hat ihm das Schicksal erspart, wie hoch es ihn auch zu Jahren brachte. Im Gegentheil, Georg V. erhielt ihm die volle Gunst seines Vaters: wenigstens war es von dorther ein Zeichen derselben, daß Hr. v. Leist im vorvergangenen Jahre zum Präsidenten des außerordentlichen Staats-Gerichtshofes erhoben wurde, der rebellische Staatsdiener richten sollte, aber nicht ein einziges Mal gesessen hat.

— * Die Ausgrabungen zu Ostia im Kirchenstaate, dem einst so belebten Hafenorte Roms, werden eifrig fortgesetzt und geben bedeutende Resultate. Man hat vor Kurzem die Ueberreste großartiger Bäder entdeckt, die ohne Zweifel für die aus Schriftstellern und Inschriften bekannten Thermen des Antoninus Pius zu halten sind. Ein sehr großer Saal ist mit einem wohlerhaltenen prachtvollen Mosaik-Fußboden aus buntem Marmor geschmückt, der dem Vernehmen nach in den an die vaticanischen Stanzen stoßenden Saal versetzt werden soll, welchen auf päpstlichen Befehl der Maler Coghetti mit Bildern ausmalt, die auf das Dogma der unbefleckten Empfängniß Bezug haben. Kleinere Gemächer rings umher zeigen Mosaik-Fußböden mit Darstellungen in Schwarz und Weiß; manche sind durch die wohlerhaltenen Vorkehrungen zur Luftheizung bemerkenswerth, andere durch andere Bade-Anstalten. Eine weibliche Gewand-Statue, von vortrefflicher Erhaltung bis auf den fehlenden Kopf, wurde in einem der Gemächer gefunden. Eine andere, schon früher entdeckte, wird jetzt als Ceres für das vaticanische Museum restaurirt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1 1/3 ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 20. Bremen, 16. Mai. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur*).

Von J. W. Appell.

Eine statistische Vergleichung der deutschen Romanproduction in den verschiedenen Zeitabschnitten, namentlich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, müßte dem Sittenforscher interessante Anhaltspunkte gewähren. — Schon am Ausgang des siebzehnten und Anfang des achtzehnten Jahrhunderts finden wir eine größere Z[illegible] von in Deutschland geschriebenen oder ins Deutsche übertrag[illegible] Romanen, von den vielverwickelten galanten und curiösen Sta[illegible] Liebes- und Heldengeschichten, den „Geographieromanen", Schelmenromanen und Robinsonaden. Die vollständigste Uebersicht derselben bietet wohl ein 1785 gedruckter Catalog der Bücherei des fleißigen Sammlers Professor Johann Joachim Schwabe in Leipzig, des Schildträgers und Gehülfen von Gottsched. Hier werden 1687 Bände deutscher Romane aus den Jahren 1523 bis 1783 verzeichnet, und darunter 144 Romane aus dem siebzehnten Jahrhundert. Auch in jener steifen, starren Perrückenzeit thaten sich bereits Leute auf, die nach dem Verstreichen ihrer akademischen Jahre, ohne Amt und Versorgung, das Bücherschreiben als schnödes Brotgewerbe betrieben und zur Unterhaltung und Gemüthsergötzung der galanten müßigen Welt Romane auf Romane verfertigten. Ein professionirter „Scribent" war August Bohse aus Halle, der sich Talander zubenannte (geb. 1661, gest. um 1730?); von ihm kennt man, außer mancherlei anderen Sachen, einundzwanzig jener unförmlichen Romane, die gemeiniglich die Wohlbeleibtheit von „Scheller's Lexikon" haben. Er wird auch als der erste eigentliche Lohnschriftsteller unter den Deutschen namhaft gemacht. Dies ist jedoch nicht ganz richtig; denn schon vor ihm kam Eberhard Guerner Happel aus Marburg (1648—1695?), der zu Hamburg von seiner Feder lebte, und von dem Koch in seinem Compendium der deutschen Literatur-Geschichte fünfzehn Romane aufführt. Ferner ist hier zu erwähnen Christian Friedrich Hunold oder Menantes aus Wandersleben in Thüringen (1680—1721), ein Schüler Bohse's, bekannt durch seine Fehde mit Wernicke sowie durch viele Schriften in gebundener und ungebundener Rede. Darunter befanden sich fünf Romane; einige Berühmtheit erlangten vornehmlich: „Der Europäischen Höfe Liebes- und Heldengeschichte" (1704, 3 Thle.) und ein „Satyrischer Roman, oder allerhand wahrhafte, lustige, lächerliche und galante Liebesbegebenheiten" (1705), um dessentwillen der Verfasser in der guten Stadt Hamburg seines Lebens nicht mehr sicher war. Uebrigens wurde dieser Menantes späterhin noch ein gesetzter Mann und bereute öffentlich seine literarischen Sünden. In der Vorrede zu seinen „akademischen Nebenstunden" sagt er: „Ich wünschte, daß viele meiner Schriften in ihrer ersten Geburt erstickt wären. Die Poesie, wie sie von mir und vielen Andern getrieben worden, hat mehrentheils einen geringen Nutzen, und noch weniger Tugend in sich."

Solche zopfige Federhelden waren indeß immer nur vereinzelte Erscheinungen, und die oben angeführte Zahl der Romane ist doch eine verhältnißmäßig geringe. Erst in den achtziger Jahren des vorigen Säkulums griff eigentlich die heillose Vielschreiberei so recht um sich; erst seit dieser Zeit wurde, wie wir bereits früher andeuteten, die deutsche Lesewelt mit einer Sündfluth von schlechten Romanen überschwemmt. Im Jahre 1796 bemerkte ein Recensent der neuen Allgem. Deutschen Bibliothek, ein nicht schlecht unterrichteter Buchhändler habe ihm selbst die Berechnung vorgelegt, daß nur von 1773 an über sechstausend Machwerke dieser Art in Deutschland zum Vorschein gekommen seien. Und der Phalanx dieser Sechstausend, fügt er hinzu, schwebe allemal gespensterartig seiner Feder entgegen, wenn irgend ein neuer Roman von unbekannter Hand ihm zur Beurtheilung mitgetheilt werde. Nach einer anderen Angabe (in der Hallischen Literatur-Zeitung von 1805) waren im Verlauf der drei Jahre 1769 bis 1771 zweihundertfünfundsiebzig Romane erschienen; die einzige Jubilate-Messe brachte dagegen deren zweihundertsechsundsiebzig, so daß man nun auf den gleichen Zeitraum anderthalbtausend rechnen konnte. Die literarische Industrie der Deutschen stieg überhaupt seit den achtziger Jahren in einem ganz unverhältnißmäßigen Grade, und die alte Klage des weisen Königs Salomo (Ecclesiastes, Cap. 12, V. 12): „Viel Büchermachens ist kein Ende", konnte seit dieser Zeit erst mit dem vollgültigsten Recht bei uns erhoben werden. Werfe man nur einen Blick in Meusel's gelehrtes Teutschland, diese große Katakombe unserer Literatur. Der treufleißige Johann Georg Meusel wird selbst in Schreck gesetzt durch die dunkel wimmelnden und stets sich vermehrenden Schaaren der deutschen Buchmacher. Nach seiner sorgfältigen Berechnung, die er 1806 in der Vorrede zur fünften Ausgabe seines Lexikons aufstellte, betrug in den sechsziger Jahren die Zahl der lebenden Schriftsteller Deutschlands zwischen zwei und dreitausend;

im Jahre 1771	waren ihrer etwas über	3000;
um das Jahr 1776	„ „ „ „	4300;
um das Jahr 1784	„ „ „ „	5200;
im Jahre 1791	„ „ ungefähr	7000;
im Jahre 1795	„ „ ungefähr	8000.

Zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts aber belief sich das deutsche Schriftstellerheer auf 10,648 Köpfe, 7650 mehr als vierzig Jahre früher. Und fortwährend sehen wir dieses Heer im Wachsen, sodaß es schon nach dem ersten Decennium des neunzehnten Jahrhunderts mindestens 12,500 Köpfe zählte und also einige tausend Mann stärker war, als das Kriegskontingent des Großherzogthums Baden oder Hessen.

Wir haben uns die Mühe genommen, die von Meusel registrirten, am Ende des vorigen Jahrhunderts lebenden Verfasser von Romanen, — Ritter, Knappen und Troß —, zusammenzuzählen

*) Vergl. Nr. 1, 2 und 10 dieses Jahrgangs.

und gefunden, daß Deutschland dazumal 267 solcher „romantischen Schriftsteller“ besaß. Wobei man wohl berücksichtigen muß, daß sich unter dieser Zahl Vielschreiber befanden, hinter deren Namen sich seitenlange Titelverzeichnisse anhängen lassen, und die mit Nimmermann in Platen's romantischem Oedipus hätten sagen können: Faßbinder, bindet wieder mir ein Tintenfaß.

Von Cramer und Vulpius war bereits in diesem Blatte die Rede. Doch manche Herren begegnen uns noch außer ihnen. Vor allem Chr. H. Spieß, wohlberühmten Andenkens. Wer hätte nicht von diesem Lieblingsschriftsteller unserer Großeltern gehört, welcher der deutschen Lesewelt einst so reichliche Ergötzung schuf?

Christian Heinrich Spieß

war 1755 zu Freiberg in Sachsen geboren; über seine Persönlichkeit und seine Lebensumstände ist wenig bekannt. Er existirte eine Zeit lang als Schauspieler, verschiedenen Gesellschaften angehörend; im Jahre 1788 aber sagte er der schwankenden Bretterwelt Valet und wurde Wirthschaftsinspector auf dem gräflich Künigl'schen Gute Betzdiekau in Böhmen. In diesem soliden Amte starb er am 17. August 1799. Seine literarische Ruhmesbahn eröffnete er zuerst 1782 mit einem Lustspiele: „Die drey Töchter.“ Hierauf verfaßte er zehn Schauspiele, worunter namentlich das 1790 erschienene vieraktige Ritterschauspiel „Clara von Hoheneichen“ entscheidendes Glück machte; ein Drama mit einer tugendsamen, vor Liebe und Herzensjammer rasenden Heldin, einem edlen, in Ketten schmachtenden Ritter, nebst einem höchst ruchlosen Bösewicht, dem zuletzt seine gehörige Strafe zugetheilt wird. In der Folge warf sich Spieß jedoch mehr auf die Ritter- und Geisterromane und tischte guten Muths allmessentlich seine breiten Bettelsuppen auf.

Bei Spieß erhielten die Leser stets „ihr vollgerüttelt Maß geschmackloser Abenteuerlichkeit.“ Obwohl man ihn fast immer mit Cramer zusammennennt, war er übrigens doch nicht so gewaltig auspolternd und unanständig wie dieser; dazu bekundet sich bei ihm etwas mehr Erfindungsgabe. Er hatte eine unermüdlich und geduldig spinnende Ammenphantasie. Er erzählte bald vom Petermännchen, bald vom Mäusefallen- und Hechelkrämer oder vom alten Ueberall und Nirgends, bald von den zwölf schlafenden Jungfrauen oder zwölf schlafenden Jünglingen, bald von den Löwenrittern, bald von Hans Heiling, dem vierten und letzten Regenten der Erd-, Luft-, Feuer-, und Wassergeister, bald von den Geheimnissen der alten Egyptier. Er gab ferner herzbrechende Biographieen der Selbstmörder, worin Prinzessinnen, Stubenmägde, Leutnants, Schornsteinfeger, Majors, Schuster und Mönche als Märtyrer der Liebe, des Ehrgeizes und der Armuth sich darstellten. Diesen ließ er später noch Biographieen der Wahnsinnigen folgen und führte seine Leser durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers. Und Alles war sehr wunderbar, übernatürlich und grauslich, und doch wieder so handgreiflich und hausbacken. Mit Recht wurde daher auch bemerkt, es mache oft den Eindruck, als muthe Spieß dem Leser nichts zu als die Fähigkeit zu buchstabiren; selbst im Halbschlummer könne man ihn recht wohl verstehen.

Sehr wohlgemeint und wahrhaft exemplarisch scheinen auch die Zwecke dieses Mannes gewesen zu sein. Die zweite ächte Auflage seines Petermännchens ist z. B. mit einer Vorrede begleitet, worin Spieß zugleich ein Weniges den Tugendlehrer spielt. In diesem Buche — so erklärt der Romanschreiber — habe er absichtlich die Folgen einer zügellosen Wollust geschildert, weil die Wollust das Lieblingslaster seines Zeitalters wäre; auch lasse er Geister und Teufel darin auftreten, weil Erfahrung ihn belehrte, daß alle dergleichen Geschichten etwas Anziehendes für die menschliche Einbildungskraft haben, und weil er gern häufig gelesen zu werden wünschte, um häufig nützen und bessern zu können. — Der Inhalt dieser Geistergeschichte aus dem dreizehnten Jahrhundert läßt sich ziemlich kurz zusammenfassen. Ihr Held, Ritter Rudolf von Westerburg, ist ein Erzbösewicht. Er verführt sechs unschuldige weibliche Wesen, lebt mit seiner Tochter unwissend in blutschänderischer Ehe und ermordet nicht weniger als siebenzig Menschen, „theils durch seine Thaten, theils mit eigner Hand.“ Dafür wird er aber auch bei lebendigem Leibe von Beelzebub geholt und unter schaurigem Wehgeheul in der Luft zerrissen. So ist denn hier zur angenehmen und heilsamen Erbauung für Jung und Alt die Wollust gemalt, und der Teufel dazu.

Sollen wir auch noch auf die übrigen Geschichten von Spieß eingehen? Das möchte wohl überflüssig sein. Im Ganzen veröffentlichte Spieß von 1785 bis 1799 neunzehn verschiedene Romane in 43 Bänden. Es wurden ihm auch, gleich unserem Cramer, fremde Erzeugnisse untergeschoben, wie die „Kriminalgeschichten voller Abentheuer und Wunder, und doch ganz der Wahrheit getreu. Nachlaß von C. H. Spieß“ (Hamburg und Mainz 1801). Ebenso hat man ihn in den vierziger Jahren aufs Neue gedruckt. Bei dem bekannten Buchhändler Fürst in Nordhausen erschienen 1840—41: „Sämmtliche Werke von Chr. Heinr. Spieß, zum erstenmal in vollständiger Sammlung herausgegeben und mit einer Lebensbeschreibung des Verf. begleitet von C. Schöpfer von Rodishain“ (11 Thle.), sowie 1841 bei Georg Winter zu Nürnberg: „Ausgewählte Schriften von Ch. Heinr. Spieß, in 20 Bänden.“ Desgleichen kam 1844 ein neuer Abdruck von den Spieß'schen Löwenrittern heraus (in der Stuttgarter Lieblingsbibliothek von Otto von Friedheim). —

Friedrich Christian Schlenkert

gehört ebenfalls zu den hervorragendsten Größen unserer damaligen ordinären Unterhaltungsliteratur und ist nächst Cramer, Spieß und Vulpius eigentlich noch am Wenigsten in Vergessenheit gerathen, wie denn auch in den vierziger Jahren einigen seiner historisch-romantischen Erzeugnisse die merkwürdige Ehre eines Wiederabdrucks zu Theil ward. Am 8. Februar 1757 zu Dresden geboren, besuchte er die Schulpforte und befliß sich später in Leipzig des Studiums der Rechte. Von 1782 an war er im Finanzdepartement zu Dresden angestellt; er hatte aber das Unglück, durch den in seinen Schriften herrschenden Ton das Mißfallen seiner Vorgesetzten zu erregen und wurde 1791 verabschiedet. Amtlos, schriftstellernd lebte er nun in seiner Vaterstadt, bis er 1815 als Professor der deutschen Sprache an die Forstakademie zu Tharand kam. Er starb am 16. Juni 1826. —

Als Schlenkert auftrat, rasselte noch das mannhafte deutsche Rittergeschlecht mit seinem ganzen Zubehör in den Köpfen und auf der Bühne, und zwar seit Goethe's genialem Erstlingswurf, dessen Nachwirkungen lange Zeit anhielten. Da griff auch er mit täppisch dreister Hand in die vaterländische Geschichte, um dieselbe für die Leihbibliothekenromantik auszubeuten. Ein „ächt deutscher“ Autor, behandelte er „rein deutsche“ Stoffe, und das große, alte Kind, das Publikum, hatte seine Freude an diesen Sachen, wie plump und ausgezeichnet langweilig sie auch immer sind. Schon seine erste Geschichte der Art: „Friedrich mit der gebissenen Wange“ (1785—88, 4 Thle.) hatte viele Leser angezogen. Die Lust an der Vorzeit und altdeutschen Treuherzigkeit war einmal erwacht, und zugleich wurde in diesen Tagen politischer Versunkenheit ein gewisser polternder Freimuth von den mittleren Ständen, — das haben wir bereits bei Cramer gesehen —, stets mit Wärme begrüßt. Daher der Anklang, den diese „schönen Rittergeschichten“ fanden. Ob die deutsche Historie darin aufs Erbärmlichste verunstaltet war, ob sich kaum eine schwache Kenntniß des Lebens unseren Altvordern bewies, das kümmerte die Leser wenig. Wie leicht zu befriedigen müssen dieselben gewesen sein, da die völlig ungenießbare und rohe Form der dialogischen Romane mit ihren ewigen Wiederholungen sie nicht von vornherein abschreckte! Schlenkert bediente sich dieser Form, welche insbesondere durch A. G. Meißner's Alcibiades in Aufnahme kam,

beinahe ausschließlich, und seine Dialoge sind über alle Gebühr schwülstig und schleppend.

Als einer der frühesten, eilfertigsten und zugleich untergeordnetsten unter diesen belletristischen Tagelöhnern zeigt sich uns ferner

Johann Friedrich Ernst Albrecht,

den A. W. Schlegel an Unverschämtheit und Dreistigkeit mit der homerischen Fliege verglich. Albrecht ließ zuerst im Jahre 1776 ein dreiaktiges Trauerspiel: „Der unnatürliche Vater“ erschienen; der erste Roman aus seiner Feder ist eine vierbändige Geschichte in Briefen: „Waller und Natalie“ (1779—80; 2te Auflage 1782). Sein heißester Wunsch richtete sich darauf, die Liebe seiner Leser zu gewinnen. Er war, wie er in einer seiner Vorreden betheuerte, dem Publikum, welches ihn las, so gut, und er bewies diese übergroße Güte für dasselbe allerdings dadurch, daß er sein Publikum bis nach dem Antritt des neunzehnten Jahrhunderts aufs allerfreigebigste mit seinen Geistesfrüchten überschüttete. Empfindsame und „wahre“ Geschichten, Beiträge zur geheimen Geschichte des Klosterlebens oder zur Geschichte der Menschheit, wie seine „Sophie Berg“ (1782, 2 Thle.), Therese von Edelwald“ (1784, 2 Thle.) u. a. m., neue Biographieen der Selbstmörder, historisch-dramatische Gemälde oder dialogische Romane jagten einander; altjüdische und griechische Helden, italienische und französische Buhlerinnen, Opfer der Inquisition, ägyptische Königinnen und wackere deutsche Fürsten wurden von dem Unermüdlichen herbeigezerrt; es galt ihm gleich, den Masaniello oder den Dulder Hiob, Alexander den Großen oder einen Faust den Zweiten, die Lauretta Pisana, die Töchter Philipps des Zweiten von Spanien oder König Wenzels Retterin und Geliebte Susanna, Cleopatra oder Friedrich von Zollern und seine schöne Else, die Familie Medicis oder die Familie Eboli für den Geschmack seiner Leser herzurichten. Freilich wurden aber auch solche geschichtliche Helden und Heldinnen ganz abscheulich von ihm mißhandelt. Welche höchst übele und bejammernswerthe Figur macht zum Beispiel Alexander der Große in Albrechts Darstellung. Albrecht meint zwar in der Vorrede: Damen würden vielleicht den Wunsch, daß sie den großen Alexander wohl näher kennen möchten, hier befriedigt sehen: auch werde ihm Alexanders Schatten nicht zurufen können: Du malest mich nicht, wie ich war! Sein Held Alexander ist aber in Wahrheit „ungefähr so ein Held, wie das Pferd auf dem Titelkupfer ein Pferd ist.“ In dieser Geschichte spricht Olympias, die königliche Frau Mutter, zu ihrer Nebenbuhlerin:

„Ich möchte dich auch gern braten sehn, aber dein Geschrei möchte zu viel Menschen herbeilocken, und ich fürchte, daß ich nicht allen meine Wuth einflößen kann.“

Ein andermal fragt sie ihren Sohn:

„Denkst du denn gar nicht an meine weibliche Eitelkeit?“

Albrecht hatte 1752 in Stade das Licht erblickt. Er studirte zu Erfurt Medicin und wurde, nachdem er daselbst sehr jung gefreit hatte, Leibarzt eines Grafen Manteufel in Reval. Den Grafen begleitete er mit seiner noch im zarten Alter stehenden Ehehälfte auf vier großen und beschwerlichen Reisen durch das weite Rußland. Hierauf lebte er ohne festen Herd, in Erfurt, Leipzig, Dresden, übernahm auch auf kurze Zeit eine Buchhandlung in Prag, bis er sich nach Altona wandte, wo er die Direktion des Theaters führte. Zuletzt aber prakticirte er wieder als Arzt in Hamburg und warf sich nebenher eifrigst auf populäre medicinische Buchmacherei; wobei er vorzugsweise gewisse physische Dinge abhandelte, welche uns der Anstand hier zu nennen verbietet. Er starb 1816. — Die Gattin dieses Sudlers, Sophie Albrecht, eine Tochter des Erfurter Professors der Arzneikunde und Weltweisheit J. Paul Baumer, war eine interessante, einst gefeierte Schauspielerin, die in den achtziger Jahren Schiller unter ihren Verehrern sah. Sie ist selbst als sentimentale Dichterin aufgetreten und ging außerdem ihrem Manne — bei dem sie sich in einer schlimmen Schule für ihr Talent befand — bei der rohen Arbeit seiner Romanfabrikation mit zur Hand. Die Tage ihres Glanzes überlebte sie lange Zeit. Im Jahre 1757geboren, starb sie, vergessen und von bitterem Elend gedrückt, in den ersten vierziger Jahren.

An die Vorgenannten reiht sich eine dichte Schaar ähnlicher Unterhaltungsschriftsteller. Wir wollen hier gar nicht einmal reden von dem Skizzen-Meißner; oder von dem Manne der „angenehmen Rührungen“, dem wässerigen Lafontaine; von Johann Friedrich Jünger, dem platt witzelnden Verfasser des „Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld“ und der „Ehestandsgemälde“; von Kotzebue, dem „Leib- und Herzpoeten“ des lieben Publikums; von dem behaglich gemeinen Langbein, der in seinen alten Tagen, als berliner Censor, für gut fand seine eignen Bücher aus den Katalogen der Leihbibliotheken zu streichen; oder von der Frau Christiane Benedicte Eugenie Naubert, geborenen Hebenstreit, die man als die deutsche Vorläuferin Walter Scott's bezeichnet, und die in ihrer stillbürgerlichen Eingezogenheit zu Naumburg eine erstaunliche Menge von Romanen und Erzählungen ausspann (1787 bis 1790 allein dreizehn geschichtliche Romane und im Ganzen über fünfzig Bände). Alle diese halten sich immer auf einer mehr oder weniger höheren Stufe als die eigentlich schlechten Romanpfuscher ihrer Zeit. Da waren aber noch Leute, wie der Buchhändler

Gottlob Heinrich Heinse

aus Gera (1766—18?), Verfasser zahlreicher historischer und Familienromane in Schlenkert's und Lafontaine's beliebter Manier. In seinen fruchtbarsten Jahren, von 1786 bis 1793, lieferte derselbe nach unserer genauen Zählung, außer einem Bande kleinerer dialogisirter Geschichten, dreiundzwanzig Romane in sechsundvierzig Bänden, und davon kamen allein auf die Jahre 1791 und 92 nicht weniger als dreizehn in fünfundzwanzig Bänden. Auch er befaßte sich, als guter Thüringer, mit geschichtlichen Stoffen aus seiner Heimath, die eine ganz eigne „Krämerromantik“ besitzt. Er schrieb: Ludwig der Springer, Graf von Thüringen; eine wirkliche Geschichte aus dem zwölften Jahrhundert (1791, 2 Thle.); — Ludwig der Eiserne, Landgraf von Thüringen (1792, 2 Thle.) u. s. w.

Ferner der keineswegs unbegabte

Karl Grosse,

aus Magdeburg (1761—?), Doctor der Medicin, seit 1789 in Wernigerode lebend als gräflich stollberg'scher Hof- und Forstrath, seit 1791 in Straßburg, seit den letzten neunziger Jahren aber, wo er nach Spanien gegangen sein soll, gänzlich in Verschollenheit gerathen. Dieser verstand sich hauptsächlich auf die Wirkung eines durch alle Gebeine seiner Leser rieselnden eisigen Schauers. Sein erster und bekanntester Schreck- und Schauerroman war: Der Genius (1791—94, 4 Thle.); nach demselben ließ er noch folgende größere Romane erscheinen: Der Dolch (1794—95, 4 Thle.); — Chlorinde (1796); — Liebe und Treue (1796—97, 2 Thle.); — Der zerbrochene Ring (1797, 2 Thle.). Um sich interessanter zu machen und zugleich dem plebejischen Volke der Recensenten etwas mehr zu imponiren, trat Grosse unter einer vornehmen Maske vor die Oeffentlichkeit; er gab sich abwechselnd als einen spanischen Grafen E. R. von Vargas und Marquis C. v. G., auch als Marchese von Pharmusa, Fähndrich bei der Garde und Kammerherr am Sardinischen Hofe; seinen 1793 erschienenen „vermischten Blättern“ war sogar ein Portrait des angeblichen Grafen von Vargas, im modischen Frack, beigefügt. Die Herren Recensenten waren aber doch bald hinter die Sache gekommen, und Marquis Grosse wurde wegen seiner Geheimnißspielerei nur um so mehr von ihnen gehudelt.

Ferner:

Karl August Gottlieb Seidel.

Er war 1754 in Löbau geboren, studirte in Leipzig Theologie, wurde fürstlich Waldeckscher Bibliothekar in Arolsen, wo er bis 1785 blieb, dann Hauslehrer in Grimma. In der Folge hielt er sich längere Zeit in Weißenfels auf, allein der Schriftstellerei gewidmet, bis er im Jahre 1800 als erster Lehrer an die Töchterschule zu Dessau kam. Während seiner letzten Jahre in Ruhestand versetzt, starb er daselbst am 22. Februar 1822. Seidel schickte zuerst im Jahre 1780 „Kinderschauspiele“ in die Welt; diesen folgten in ziemlich enggeschlossener Reihe Dramen, Romane und Erzählungen. So: Volksgeschichten der Deutschen (1786—87, 3 Samml.); — Geschichten aus unserer Zeit (1789, 2 Thle.); — Kurt von der Wetterburg (1794, 2 Thle.); — Die Geisterseherin, oder Gräfin Seraphine von Hohenacker (1795—96, 3 Thle.); — Der schwarzgraue Mantel (1795—96, 2 Thle.); — Gräfin Sidonie von Montabaur, oder die Geheimen aus Griechenland (1798—99, 2 Thle.); — Goldchen, oder das Zigeunermädchen (1800 ff. 4 Thle.); u. s. w.

Friedrich Eberhard Rambach.

Ein Sohn des 1818 gestorbenen Hauptpastors an der Jakobikirche zu Hamburg Joh. Jakob Rambach und Bruder von Aug. Jak. Rambach, welcher die bekannte „Anthologie der christlichen Gesänge“ herausgab. Er war 1767 in Quedlinburg geboren und seit 1791 in Berlin als Lehrer an dem Friedrichswerderschen Gymnasium angestellt. Im Jahre 1803 erhielt er einen Ruf als ordentlicher Professor der Cameralwissenschaften nach Dorpat, 1822 wurde er kaiserlich russischer Statsrath, auch Ritter des St. Annenordens. Er starb 1826 während eines Aufenthaltes zu Reval. — Rambach verfertigte in den neunziger Jahren Dramen, namentlich sogenannte vaterländische Schauspiele, romantische Gemälde, „im antiken, gothischen und modernen Geschmack“, Schauergeschichten, Erzählungen mit dem vielverheißenden Titel: „Ritter, Pfaffen, Geister“, und was man irgend verlangte. An dem Friedrichswerderschen Gymnasium ertheilte er deutschen Unterricht in der obersten Klasse, und Ludwig Tieck, nur fünf Jahre jünger als er, gehörte 1791 und 92 zu seinen Schülern. Wie uns Rudolph Köpke in Tiecks Leben berichtet, machte Rambach den angehenden Dichter zu seinem literarischen Vertrauten: ja er ließ ihn zu seinem Schauerromane „Die eiserne Maske; eine schottische Geschichte von Ottokar Sturm“ (1792) das letzte Kapitel schreiben. Ebenso übertrug er dem Dichterjüngling die Vollendung einer Geschichte des Wilddiebs und Straßenräubers Matthias Klostermayer, genannt der bayrische Hiesel, welches Stück Arbeit einem von Verschiedenen herrührenden Buche, betitelt: „Thaten und Feinheiten renommirter Kraft- und Kniffgenies“, einverleibt wurde. Haben wir schon gesehen, daß die damaligen Romanschreiber zum Theil Erzieher der Jugend waren, daß ein Cramer, Schlenkert, Seidel Lehrstellen an angesehenen öffentlichen Anstalten bekleideten, so begegnen wir also hier sogar einem Mentor, der seinen Schüler förmlich dazu anleitet, ihm bei solcher Belletristerei behülflich zu sein.

Johann Jakob Brückner.

Er war 1762 zu Leipzig geboren und starb 1811 als Notarius in seiner Vaterstadt. Den Vorbildern eines Spieß und Vulpius würdig nachstrebend, versorgte er, namentlich in den Jahren 1799 bis 1803, die Leihbibliotheken mit gegen zwei Dutzend Romanen von der schmackhaftesten Gattung. Darunter: Kabalen des Schicksals (1798—1802, 6 Bdchn.); — Die Höhle von Strozzi, oder das enthüllte Verbrechen, in der Geschichte des Antonio aus dem Hause Fiducci Cornaro, eines edlen Venetianers (1799); — Dianora, Gräfin von Martagno, Rinaldo Rinaldini's Geliebte; Seitenstück zu Rinaldo (1799); — Meine Reisen durch die Palläste der Freude und Gemächer des Wohlseyns; Seitenstück zu Spiesens Reisen durch die Höhlen des Unglücks und Gemächer des Jammers (1799); — Angelika, Tochter des großen Banditen Odoardo, Prinzen von Peschia, aus dem Hause Zanetti; Seitenstück zu Schiller's Geisterseher (1801); — Kaspar, der Wildschützen-Hauptmann, oder die Brüder des grauen Ordens; eine Räubergeschichte vom Verfasser der Angelika (1802, 2 Bde.) u. s. w.

Johann Ernst Daniel Bornschein.

Er erblickte das Licht 1774 zu Prettin im Regierungsbezirk Merseburg und lieferte schon als hoffnungsvoller Wittenberger Student ein dramatisches Gemälde in drei Theilen: Friedrich Graf von Struensee, oder das dänische Blutgerüste (1793), sowie Anderes. In den Jahren 1799 bis 1800 lebte er als Buchhändler zu Leipzig; hierauf arbeitete er als Correktor in mehreren Druckereien. Im Jahre 1802 wandte er sich nach Gera, wo wir ihn zuletzt als Privatgelehrten, Inhaber einer Kunsthandlung und Herausgeber des dortigen Wochenblattes finden. Von ihm erschienen: Abentheuer und merkwürdige Reisen des gestrengen Herrn von Lümmel auf Lümmelsdorf (1799, 2 Bde.); — Antonia della Roccini, die Seeräuberkönigin (1801, 2 Bde.); — Des Pfarrers Tochter zu Taubenhain, eine wahre Geschichte nach Bürgers Ballade neu bearbeitet (1801, 2te Aufl. 1806); — Coronato, der Schreckliche, Oberhaupt der Bravos in Venedig (1801); — Der Beichtstuhl, eine wahre schaudervolle Begebenheit des achtzehnten Jahrhunderts (1802); — Das Nordhäusische Wundermädchen, ein weiblicher Rinaldini; eine romantische Geschichte (1802, 3 Thle.) u. s. w. u. s. w.

Ignatz Ferdinand Arnold,

der sich bisweilen die Vornamen Theodor Ferdinand Kajetan beilegte, geboren 1774 zu Erfurt und daselbst 1812 gestorben, Doctor der Philosophie und der Rechte, Privatdocent, Universitätssekretär und Advokat. Einer der kühnsten unter dieser ganzen Schaar von Leihbibliothekenromantikern, der grausige Spuk- und Blutgeschichten an den Tag förderte. Man lese nur die folgenden Titel, worin er schon, mit Hamlet zu sprechen, den Herodes überherodest: Das Bildniß mit dem Blutflecken, eine Geistergeschichte nach einer wahren Anekdote (1800); — Die doppelte Ursulinernonne, aus den Papieren des Grafen R*** mit der aschgrauen Maske (1800); Der Brautkuß auf dem Grabe, oder die Trauung um Mitternacht in der Kirche zu Mariengarten (1801); — Miraculoso, der Schreckensbund der Illuminaten (1802); — Die Nachtwandlerin, oder die schrecklichen Bundesgenossen der Finsterniß (1802, 2 Bde.). Arnold bearbeitete auch die Schiller'schen Grafen von Moor in einem Familiengemälde; ebenso schrieb er einen Roman: „Schinderhannes“ (1802, 2 Thle.). Als eine empfindsame Seele zeigte er sich aber in seiner „malerischen Wanderung am Arm meiner Karoline über die Blumengefilde des Frühlings nach dem Thal der Liebe“ (1804, 2 Thle.).

Durch eine weitere Aufzählung fürchten wir die Geduld unserer Leser allzusehr zu ermüden; jedoch dürfen wir nicht vergessen, auch an Heinrich Zschokke zu erinnern, der in seinen jüngeren Jahren als Privatdocent zu Frankfurt an der Oder eine nichts weniger als erbauliche schriftstellerische Thätigkeit entwickelte; der nicht allein den berühmten Abällino, den großen Banditen, schuf,

sondern auch einen seiner Zeit vielgelesenen Roman mit dem hochromantischen und anlockenden Titel: Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Vehmgerichtes (1795—99, 2 Bde.).

* * *

Werfen wir nun noch einen flüchtigen Blick über die gesammte verworrene Masse dieser Romanliteratur, so drängen sich uns einige gelegentliche Bemerkungen auf. Eigentlich waren es die so tief in ihre Zeit eingreifenden Jugendwerke unserer beiden großen Dichter, welche den Anstoß gaben zu der gemeinen Schauerromantik. Das ist eine hinlänglich bekannte Thatsache, und unsere Nachweisungen werden dieselbe dem Leser auch vielfach bestätigt haben. Die Erzeugnisse aller der obengenannten Romanschreiber waren fast bloße Nachahmungen und grob verzerrte Wiederholungen eines mißverstandenen Urbildes, das sich seine Bahn gebrochen. Der einzige Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand hatte die unermeßliche Schaar von altdeutschen Rittern heraufbeschworen, die gar nicht wieder vom Schauplatz verschwinden wollten. Und welche Fluth von Nachahmungen verursachte acht Jahre später das titanisch-kühne Werk, worin sich die Feuerseele unseres Schiller zuerst gewaltsam Luft machte. Die »Räuber« wurden ja selbst im Leben nachgeäfft. Im Jahre 1785 zogen Leipziger Musensöhne in den Böhmerwald, um großmüthige Wegelagerer zu werden, gleich jenem ungestümen Helden, dem vor dem tintenklecksenden Säculum mit seiner »feigen Schurkerei« eckelte, und der die Menschheit rächen wollte. Auch wiederholte sich ein solches Nachspielen des Räuberkomplotts von Karl Moor noch einmal im Jahre 1836.

Zu den Rittern und Räubern gesellten sich aber bald nachher die Geheimbündler und Geisterbanner, die Geniuse und Beelzebube, hauptsächlich durch Schiller's Geisterseher angeregt, sowie auch durch L. F. Huber's Trauerspiel »das heimliche Gericht«, welches ein Jahr nach dem Schiller'schen Romane erschien (1790). Schwarze und graue Brüder machten sich unnütz, Männer der Finsterniß und menschenfreundliche räthselvolle Alte, und diese lenkten immer Alles marionettenartig im Verborgenen; sie hatten wohl gar ihre Jahrtausendalte Weisheit von den Krypten ägyptischer Priester hergeholt. Alles dieses hatte eine reale Unterlage. In jener ebenso nüchternen als wundersüchtigen Zeit beschäftigten die Gaukeleien und Truggespinste der Geheimnißkrämer, das Treiben der mystischen Orden alle Gemüther; voll Neugier schielte die profane Welt nach den verhüllten Tempeln. Und so spiegelten sich denn auch in den Romanen die Scenen, welche Geisterbeschwörer, Wunderthäter und Goldmacher, ein Cagliostro, Graf St. Germain, der Kaffeeschenkwirth Schrepfer zu Leipzig, der Teufelsaustreiber Gaßner, Mesmer und die durch ihn hervorgerufenen sogenannten harmonischen Gesellschaften, die preußischen Staatsminister Bischofswerder und Wöllner, die Freimaurer, die Illuminaten, die Rosenkreuzer der innern und äußern Systeme und sacht einherschleichenden Exjesuiten in der Wirklichkeit aufführten. Welche ungemein wohlfeile poetische Maschinerie bot nicht das Geheimwesen den Romanschreibern dar! — Uebrigens machen sich diese Erscheinungen oder Verirrungen der Zeit auch in anderen ausgezeichneten und berühmten Werken aus den neunziger Jahren geltend. In Goethe's ungoethischem Groß-Cophta bilden dieselben den Stoff; im Wilhelm Meister sind sie gleichfalls hereingezogen und berühren den heutigen Leser fremdartig genug. Außerdem erinnern wir an Jean Paul's Titan, an Wieland's geheime Geschichte des Philosophen Peregrinus Proteus (1791), Hippel's Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z (1793—94), an Jung Stilling's allegorisch faselnden Roman »das Heimweh«, mit seinem Geheimorden der Felsenmänner, seinen Kreuzrittern und Rittern vom flammenden Stern der Aufklärung (1794—96). Endlich an eine der größten deutschen Opern, Mozarts Zauberflöte, deren Text Emanuel Schikaneder abfaßte (1791).

Was die Räubergeschichten noch insbesondere betrifft, so waren sie zum Theil auch wirklich aus den Aktenstößen des peinlichen Halsgerichts hervorgezogen. Von der Justiz geächtete Strolche, Tag- und Nacht-, Kirchen- und Marktdiebe, Raubmörder, Brandstifter und andere Galgenvögel wurden damals als hochinteressante Erscheinungen aufgefaßt; sie wurden zu verunglückten Genies gestempelt. Das lag eben mit im Geiste der Zeit. Eine zum Erbarmen seichte, moralisirende und empfindelnde Pragmatik entblödete sich sogar nicht, die weltgeschichtlichen Gestalten als große Räuber darzustellen, wogegen man dergleichen landesverrufene, ganz gemeine Spitzbuben als Helden im Kleinen verherrlichte. Mit lautem Munde rühmt sich Karl Gottl. Cramer in der Vorrede zu seinem deutschen Alcibiades solchen Verfahrens. »Nur einen Blick (sagt er) in die Geschichte der Menschheit — und der, der nicht aus seinem Gehirn, sondern aus der wirklichen Welt schreibt, findet Stoff zu Folianten .... Hier sieht er an einem prächtigen Monumente den Namen eines Helden, forscht in seiner Geschichte nach, und macht aus ihm einen Bravo. Dort an einer Schandsäule den Namen eines Bravo, forscht, und macht aus ihm einen Helden. Hier sieht er einen König in furchtbarer Größe; er kehrt sich traurig von ihm, und wirft dort dem ehrlichen Bettler ein Ordensband um.« Will man aber sehen, wie weit dieser sonderbare und lächerliche Unfug sich im Allgemeinen erstreckte, so lese man in Kotzebue's Geschichte des deutschen Reiches (1814—15) das »historisch begründete Urtheil über den Kaiser Karl« (I, 110—141). Kotzebue, der Historiker, sitzet da mit gewaltig strenger Miene über Karl den Großen zu Gericht, und der gleich einem Schuljungen von ihm abgekanzelte alte Herrscher findet keine Gnade vor seinen Augen. Denn er war auch nur so ein Räuber im Großen und ein Peiniger seiner Zeitgenossen, vor dem einer edlen und empfindsamen Seele schaudert. Ihm wird, zu seiner Beschämung, William Penn, der sanfte, prunklose, unbewaffnete Mann mit dem Quäkerhut, der Mann, der die Bruderstadt erbaute, als ein Wohlthäter der Menschheit gegenüber gestellt.

*Norwegische Gedichte

von Andreas Munch,
übersetzt von P. J. Willatzen.

Einsamkeit.

Hoch im Gebirge liegt ein stiller See
Mit schroffer, dunkler, waldgekrönter Küste;
Es badet da der Fels die kalten Brüste,
Da weint die Birke aus ihr stummes Weh,
Das gelbe Laub hinstreuend auf die Fluth,
Die regungslos zu ihren Füßen ruht.

Es winkt vom Felshang her kein freundlich Dach,
In schmaler Bucht siehst du kein Boot sich wiegen.
Nun raschelt's, horch! — Auf wald'gen Bergesstiegen
Klimmt wohl ein Jäger kühn der Beute nach,
Lauscht, ob in dieser todten Wüstenei
Nicht schrille eines Wildhuhns heiserer Schrei.

Doch ist die Fluth so tief, so klar und mild
Und giebt so rein zurück des Himmels Bild,
Als ruhe sie an Südlands Rebenhügeln.
Und darum hebt sich von des Sees Grund
Sein stummes Leid gen Himmel wie auf Flügeln
Und thut sich, Trost und Antwort fodernd, kund:

»Ach, Kraft ward mir verliehn des Himmels Bläue
Zu bannen, doch wer ist, den es erfreue?
Wenn bald mich Winters blanke Fessel zwängt,
Wer ist, der ahnte, was darunter denkt?
Kein Auge sah in meines voll Entzücken,
Und Lilien durften meine Brust nie schmücken.«

Wehmüthig lächelt still der Himmel nieder,
Das tiefe Leid des Sees ist ihm bekannt —
Dort eilt ein Wandervogel südwärts wieder,
Der Jäger zieht zu seiner Heimath Räumen,
Es seufzt der See, schließt sich, und bis in's Land
Der Frühling kehrt, liegt er in stillen Träumen.

Eine Rheinfahrt.

Ich grüße dich, du stolzer Rhein,
Du Deutschlands Lebensquelle,
So lieblich wie dein goldner Wein,
Wie Kindesthränen helle.
Vergessen kann's auf ewig nicht,
Wer sich in Abendluft und Licht
Gewiegt auf deiner Welle.

Man hat gesagt, daß Meer und Fluß
Nicht können Schrift bewahren,
Und daß vergehn und sterben muß,
Was dort hinab will fahren;
Doch seiner alten Sagen Laut,
Die bargen treu, die singen traut
Des Rheines Wogen, die klaren.

Mit warmen Zügen schreibt er sie
Auf seiner Berge Spitzen,
Hängt sie an jede Ranke, die
Sich drängt um Mauerritzen,
Führt sie mit sich im Wellenschaum,
Läßt sie gleich Jacob Böhmes Traum,
Gleich Luthers Auge blitzen.

Wie zieht er blank und breit durch's Land!
Wie harret auf den Freier
Dort Mainz an rebgeschmücktem Strand,
Gleich einer Braut im Schleier!
Hoch ragt des Bischofs alter Dom
Und spiegelt sich im mächt'gen Strom
In schweigend ernster Feier.

Wo schroff am Ufer Felsen stehn —
Vertraut bin ich mit allen;
Durch's Rheinthal hör' ich Klänge gehn,
Mild, wie daheim sie schallen;
Was fremd erscheint, mich staunen macht,
Die Rebengärten sind's voll Pracht,
Der Ritterburgen Hallen.

Nun wohl, ich trinke hier den Wein
Von Rheinlands edler Traube,
Mir klingt's aus seinem goldnen Schein,
Daß ich zu hören glaube:
Nach Süden stehet wohl mein Sinn,
Doch schneeweiß über Norweg hin
Schwebt meiner Kindheit Taube.

Fontainebleau.

Ist's ein Traum nicht? Ist es wirklich Leben,
Das mich so mit Zauber hier umspannt?
Wehn die Düfte, die mich mild umschweben,
Ruh' nicht aus des Südens Wunderland?
Jenes Schloß, von Abendroth umgeben,
Dort des Schwanensees dunkler Strand,
Diese Hügel, diese Rebenlauben —
Ist's kein Blendwerk, das ein Hauch mag rauben?

Der Kapelle Abendglocken singen,
In dem Garten schlägt die Nachtigall,
Sacht entfalten sich des Dunkels Schwingen
Nun auf See und Waldung überall,
Leise Stimmen der Natur verklingen,
Stiller Seufzer weicher Wiederhall;
Ruhig schläft der Vogel tief im Laube,
Wo gereift schon Pfirsich hängt und Traube.

Diese Königsburg von hingereihten
Schlössern schauet weithin stolz und roth,
Mit der Mauer, die dem Zahn der Zeiten
Trotzt, wie fürstlicher Geschlechter Tod,
Mit dem Hofe, wo dem sturzgeweihten
Cäsar das Geschick so Herbes bot:
Still! hier eben war's, wo ich nun stehe —
Helden, steigt empor, daß ich euch sehe!

Düstre Krieger reihn sich, narbenreiche,
Kaum verbergen sie der Thräne Glanz;
Von der Riesentreppe steigt der bleiche
Kaiser, ernst wie sonst und ehern ganz;
Nun soll er verlassen seine Reiche,
Doch ihm bleibt ein ew'ger Lorbeerkranz.
Horch, er spricht! den Abschied gilt's, den bittern,
Und er bebt, der Welten machte zittern.

Und aus all den hohen Fenstern neigen
Grinsend die Bourbonen sich herab.
Nur des edlen Heinrichs Mienen zeigen,
Wie auch er für Ehre Alles gab;
Bald herrscht aber Einsamkeit und Schweigen
Wiederum hier so, als wär's ein Grab;
Bis auf's Neue kommen bunte Gäste,
Hochzeitsklang und Bürgerkönigsfeste.

Doch um neue Lust und alte Träume
Rauschet bei Fontainebleau der Wald,
Ueberwölbt und friedet ein die Räume,
Diesen Paradiesesaufenthalt.
Dort das Heil'genbild im Schirm der Bäume
Fleht für jeden Schatten, der hier wallt,
Wo die alten Könige noch jagen
Nächtlich bei der Hörner wilden Klagen.

Renaissance und Roccoco.

* Bremen, 13. Mai. In der gestrigen Versammlung des Künstlervereins las Herr Architekt E. Klingenberg über den Renaissance- und den Barockstyl. Nach einer Einleitung über den Verfall der Gothik wurde darauf hingewiesen, daß im Anfang des 15. Jahrhunderts das Studium der alten Werke über Plastik und Malerei (Vitruv) die Würdigung römischer Bauwerke anbahnte, daß dadurch ein Zug zum Einfacheren entstand, daß diese Stimmung in der Architektur die gerade Linie und den Rundbogen wieder aufnahm. Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über den Geist der Renaissance ging der Vortragende auf eine specielle Eintheilung ein. Die italienischen Bauten aus der damaligen Zeit wurden vorgeführt und dabei auf drei Nüancen aufmerksam gemacht, auf die unterscheidenden Merkmale des florentinischen, venetianischen und römischen Renaissancestyls. Der Vortrag verweilte bei den Werken des Palladio, Michel Angelo und Vignola. Nach Berührung der französischen und deutschen Bauten des 16. und 17. Jahrhunderts wurde bemerkt, daß aus den gewaltsamen Motiven des Michel Angelo allmälig der Roccoco sich entwickelte, daß die seelenlose Pracht des innerlich verwilderten Katholicismus, verbunden mit den Zuständen der absoluten französischen Monarchie, mit ihrer frivolen Aufklärung und geistigen Diktatur die Herrschaft des Roccoco befestigte und allmälig über die ganze christlich occidentalische Welt verbreitete.

Der Barockstyl ward in zwei Perioden getheilt, wovon die erste, bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts, die reinen Formen der Renaissance noch nicht gänzlich verließ, die zweite hingegen den abenteuerlichsten Combinationen Thür und Thor öffnete. Der Vortragende brachte die Entartung der Architektur mit der gleichzeitigen Unnatur der Frisur im 17. und 18. Jahrhundert in Verbindung und leitete aus diesem Zusammenhange den Ausdruck: Zopfstyl ab.

Hierauf wurde die Frage nach einem neuen Baustyl aufgenommen, die Aufgabe der Zukunftsarchitektur in einer Verbindung der Wölbungskunst des Mittelalters mit der harmonischen Classicität des Alterthums gesucht. Von den heutigen, in einer Uebergangszeit lebenden Architekten wurde vor Allem das Streben nach Wahrheit verlangt. Die Formen sollen charakteristisch für die Bestimmung des Gebäudes sein; ein ästhetisches Wechselverhältniß der innern Räume und äußern Formen der Mittel und der damit erzielten Resultate müßte, überall sichtbar vorwaltend, das Bauwerk durchdringen. Der Vortrag schloß mit den Worten: Wenn das Streben der Architekten nach dem gewünschten Ziele führen soll, so erscheint es nothwendig, daß die zu befolgenden Grundsätze auch von Andern erkannt werden, vorzüglich von allen Gebildeten, welche Einfluß auf die öffentliche Meinung haben, und von allen Gewerbtreibenden, die berufen sind, jenes Streben der Architekten zu unterstützen und zu erleichtern.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Aus der Oberpfalz. Sitten und Sagen von Fr. Schönwerth. — Ein Spazierritt nach Jütland. Campagne-Bilder von A. von Winterfeld. — Das Geheimniß der Lebenskunst. Ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung. Von Alexander Jung. — Albrecht von Brandenburg, Erzbischof von Mainz und von Magdeburg. Von J. H. Hennes.

— * Der Dichter des „Quickborn", Klaus Groth, läßt in Kurzem „Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch" erscheinen.

— * Von dem großen fünfbändigen Roman, an welchem Ludwig Rellstab schreibt, „Drei Jahre von dreißigen", sind zwei Bände ausgegeben und werden von der Kritik im Allgemeinen günstig beurtheilt. Der Verfasser hat trotz seinem hohen Alter in den letzten Jahren noch umfassende Lokalstudien in Böhmen, wo sein Roman während des ersten Abschnittes des dreißigjährigen Krieges spielt, angestellt und dadurch seinem Werke zunächst einen lebendig und fest gezeichneten Hintergrund verliehen. Rellstab ist mit solchem Eifer an seine Sache gegangen, daß er noch den ganzen Krieg in einer Reihe von Romanen zu schildern gedenkt. Die ersten beiden Bände verrathen die Routine des Schriftstellers und sind fleißiger gearbeitet als die Novellen, die er in den letzten Jahren in Menge erscheinen ließ.

— * Zu der Aesthetik von Vischer ist ein vollständiges Inhaltsverzeichniß, Namen- und Sachregister erschienen, welches die Benutzung des Werkes sehr erleichtert.

— * Das in Prag erscheinende „Oesterreichische Morgenblatt für Kunst, Wissenschaft, Literatur und geselliges Leben" hat drei Preise ausgeschrieben von 20, 5 und 1 Dukaten für eine kleine Novelle, eine Ballade und ein lyrisches Gedicht. Die Concurrirenden haben ihre Arbeiten, die vom politischen und religiösen Charakter freizuhalten sind, bis zum 1. Juli an die betreffende Redaction versiegelt einzusenden.

— * Durch den am 28. April erfolgten Tod des berühmten Physiologen Johannes Müller in Berlin hat die Wissenschaft wieder einen schweren Verlust erlitten. In Koblenz 1801 geboren, war Müller nach Beendigung seiner Universitätsstudien zuerst Privatdocent in Bonn, stieg dort zur ordentlichen Professur und ward 1833 Nachfolger Rudolphi's in Berlin. Durch seine Auffassung der Philologie hat er der medicinischen Wissenschaft eine neue Gestaltung gegeben und auf ihre Entwickelung mächtig eingewirkt. Unter seinen Schriften, deren manche zoologischen und zootomischen Inhalts sind, ist namentlich das Handbuch der Physiologie des Menschen hervorzuheben; manche Früchte seiner Studien legte er in dem von ihm redigirten „Archiv für Anatomie, Physiologie und wissenschaftliche Medicin" und in anderen Zeitschriften nieder. Müller war nicht nur ein ausgezeichneter Gelehrter und Universitätslehrer, sondern auch von männlichem und festem Charakter. Es wird erinnerlich sein, daß der verstorbene Minister Eichhorn im Jahre 1846 auf den preußischen Universitäten ein System einführen wollte, bei dem die Studenten im Anfange jeder Vorlesung abgefragt werden sollten, ob sie auch behalten hätten, was sie in der vorigen Stunde gehört hatten. Mit Berlin sollte der Anfang gemacht werden. Zwei menschenfurchtlose Vertreter der deutschen Wissenschaft verhinderten dieses; der eine war August Neander, der große Theologe, der zweite Johannes Müller, Professor der Medicin. Beide erklärten in den auch ihnen abgeforderten Gutachten, sie würden, wenn das genannte System eingeführt würde, sofort ihre Lehrämter in Preußen niederlegen. Müller wäre wahrscheinlich nach England gegangen, wohin er wiederholt unter vortheilhaften Verhältnissen berufen war; Neander sagte, er würde als Privatdocent wieder nach Heidelberg gehen. An ihrem Charakter scheiterte das Unternehmen.

— * Die Universität Heidelberg, die in den letzten Jahren durch Eingriffe der badischen Regierung in die Lehrfreiheit so manchen Verlust zu erleiden hatte, ist kürzlich wieder mit einem Erlasse bedacht worden, der viel böses Blut macht. Die Privatdocenten sind unter besondere Aufsicht des Senates der Universität gestellt worden; sie sollen eine öffentliche Vorlesung ihres Faches unter allen Umständen halten, wenn sich auch nur fünf Zuhörer melden; halten sie dieselbe nicht, so sind sie zu vermahnen, im Wiederholungsfalle zu entlassen. Sie sollen innerhalb der Stadt oder der nächsten Umgebung derselben wohnen und während des Semesters Heidelberg ohne Urlaub nicht länger als auf drei Tage verlassen. Diese Verfügung, welche das akademische Directorium und den engeren Senat gewisser Maßen zur alltäglichen Ueberwachung der Privat-Docenten auffordert und die Privat-Docenten einer Disciplin unterwirft, wie sie die akademische Freiheit bis jetzt nirgend gekannt hat, wird dem Aufschwunge der Universität sicher nur schaden.

— * Die künstlerischen Kreise in München erfreuen sich an dem Thonmodell Widnmanns für das Denkmal des Jugendschriftstellers Christof von Schmid, des Verfassers der „Ostereier." Schmid sitzt belehrend in einem Lehnsessel; zu seinen Füßen lauschen aufmerksam ein Knabe und ein Mädchen. Das Ganze gestaltet sich zu einer lieblichen und lebendigen Gruppe. Das Denkmal soll zu Dinkelsbühl, dem Geburtsorte Schmids, errichtet werden.

— * Bremen, 13. Mai. Unser Landsmann, D. Kropp, durch verschiedene Arbeiten auf dem Gebiete der plastischen Kunst bereits rühmlich bekannt, hat wieder ein Werk geliefert, ein Medaillon in Marmor, die Liebe darstellend, zu dem er später noch den Glauben und die Hoffnung als Seitenstücke hinzuzufügen gedenkt. Für unsere Bremische Ausstellung ursprünglich bestimmt war es nicht früh genug fertig geworden, doch ist das dem jungen Künstler nicht zum Nachtheil gewesen, denn der Kunstverein in Dresden hat es auf der Stelle angekauft. F. R.

— * Mozarts reizende Oper „Die Hochzeit des Figaro" wird jetzt auf dem lyrischen Theater in Paris gegeben und hat einen beispiellosen Enthusiasmus hervorgerufen. Man hat mehrere Nummern zweimal verlangt, und die Direction darf auf hundert Vorstellungen ohne Unterbrechung zählen. Bisher haben sich die Franzosen gegen diese Oper des deutschen Meisters gesträubt, weil sie sich über die Antastung des Stückes von Beaumarchais beschwert haben. Ueberhaupt hat neuerdings, namentlich im letzten Winter, die deutsche Oper ungemein an Verbreitung und Ansehen in Paris gewonnen.

— * Zum großen niederrheinischen Musikfest in Köln erwartet man viele künstlerische Notabilitäten; z. B. Moscheles aus Leipzig, Stern aus Berlin, Otto Jahn aus Bonn, Fétis aus Brüssel, Chorley aus London, Heller und Gouvy von Paris. Der Saal des Gurzenich ist so groß, daß er alle Theilnehmer wird fassen können. Man hört übrigens, daß die Wahl des Oratoriums „Saul" von Hiller manche Anfechtung findet. Es wird auf einen Gesangchor von ungefähr 600 Personen gerechnet.

— * Bremen, 10. Mai. Die hiesige Singakademie hat nun auch den „Judas Makkabäus" zur Aufführung gebracht, nachdem ihr der Cäcilien-Verein einen Vorsprung von einigen Tagen abgewonnen hatte. Die Aufführung, geleitet von dem in seine neue Stellung eingetretenen Domorganisten und Musikdirector Reinthaler, war eine sehr gelungene und ließ die Schönheiten des herrlichen Werkes klar und mächtig hervortreten. Die Domchorsänger Otto und Sabbath von Berlin, die Concertsängerin Fräulein Schreck aus Köln und zwei hiesige Dilettantinnen vertraten die Solopartieen. Der äußere Erfolg war von der Art, daß sich dies Mal hoffentlich ein Ueberschuß zu Gunsten des Händel-Denkmals herausstellen wird. Die Singakademie will in der nächsten Saison das an vielen Orten mit Erfolg aufgeführte Oratorium „Jephta" ihres neuen Directors Reinthaler studiren, der mit so vielem Glück thätige Engel'sche Gesangverein wahrscheinlich den „Elias" von Mendelssohn zur Aufführung bringen. Mit dem „Judas Makkabäus" und dem „Fall Babylons" ist nun vorläufig die in der letzten Zeit so unerwartet belebte Concertsaison beendigt.

— * In seiner Geschichte Philipps II. von Spanien giebt Prescott das Geschichtliche vom Ferdinand, dem natürlichen Sohne Alba's, welchen Goethe in seinem „Egmont" als poetische Figur verwendet. Alba brachte bei seinem Einrücken in die Niederlande auch seine beiden Söhne mit nach Brüssel: Friedrich und Ferdinand von Toledo. Letzterer war ein uneheliches Kind, „für welches der Vater jedoch so große Zärtlichkeit empfand, als es der schroffen Natur Alba's

überhaupt möglich war.“ Den Charakter des jungen Mannes aber veredelt Goethe unendlich, wenn er Ferdinand im Gefängnisse Egmont's die Grausamkeit des Vaters beklagen läßt, der das weiche Herz des Sohnes — das gescholtene Erbtheil einer zärtlichen Mutter — an dem Anblicke des untergehenden Egmont gegen sanftere Empfindungen verhärten will. Vielmehr war er es, welcher den Grafen Hoorn mit derselben Arglist in den Hinterhalt lockte, mit welcher Alba selbst, in einem andern Theile des Palastes, die Verhaftung des überraschten Egmont zu bewirken wußte. Der Stellvertreter König Philipp's hielt eine Staatsrathssitzung, welcher Egmont und Hoorn beiwohnten. Während ihrer Dauer ward das Haus mit Wachen besetzt, Cavallerie aufgeboten, Egmonts Secretär und der Bürgermeister von Antwerpen, ein Freund Oraniens, gefangen gesetzt. Alba empfing die Nachricht, daß diese seine Befehle vollzogen seien, und hob die Sitzung auf. Dann knüpfte er mit Egmont ein Gespräch an und schlenderte mit ihm in ein benachbartes Zimmer, wo sich eine kleine Abtheilung von Soldaten befand. Kaum hatten die beiden Edelleute die Schwelle des Zimmers überschritten, als Sancho Davila, Hauptmann in des Herzogs Leibwache, an Egmont herantrat, im Namen des Königs seinen Degen forderte und ihm zugleich sagte, daß er Gefangener sei. Der Graf, überrascht und sich von Soldaten umringt sehend, versuchte keinen Widerstand, sondern übergab ihm ruhig und mit Würde seinen Degen, indem er sagte: „Er hat dem König mehr als einmal gedient!“ Gleichzeitig bemächtigte sich Ferdinand in einem andern Zimmer mit ganz ähnlichen Mitteln des Grafen Hoorn. Auch letzterer ergab sich ohne Widerstand, und die Geschichte, anstatt Ferdinand von der Mitschuld an diesem nichtswürdigen Verfahren frei zu sprechen, erblickt vielmehr den Urheber desselben in dem natürlichen Sohne Alba's. Nach des Vaters eigner Aussage wenigstens gebührte dem geliebten Ferdinand das Verdienst des ganzen Plans, nach welchem man sich der niederländischen Herren bemächtigte — Alba's Heer war 10,000 Mann stark, mit 1300 Mann Cavallerie. Das Fußvolk bestand fast ausschließlich aus Spaniern. Die Reiterei dagegen war vorzugsweise aus Italienern gebildet und Ferdinand von Toledo ihr Befehlshaber.

— * Deutsche Humoristik. Den „Blättern für literarische Unterhaltung“ entlehnen wir den folgenden Artikel und Bericht von Hermann Marggraff: Der Buchhändler E. Wengler in Leipzig beschäftigte sich schon seit Jahren mit dem Plane, eine alle Perioden, Richtungen und Stilarten umfassende Sammlung von Proben aus dem Gebiete der so ungemein reichhaltigen humoristischen, komischen und satirischen Literatur der Deutschen zu veranstalten. Mancherlei Umstände trafen zusammen, um ihm den gegenwärtigen Zeitpunct für geeignet erscheinen zu lassen, zur Ausführung und Herausgabe dieses Werks zu schreiten, von welchem jetzt den Literaturfreunden wie speciell allen Liebhabern des Humors, des Witzes und der satirischen Laune die beiden ersten Lieferungen zur Prüfung vorliegen und welches den einfachen Titel „Hausschatz der deutschen Humoristik“ trägt. Der Verleger forderte mich auf, ihm dazu eine literarhistorische Einleitung zu schreiben, und ich entsprach diesem Ansuchen um so lieber, da es zufällig oder nicht zufällig in eine Zeit fiel, in der ich mich selbst mit diesem Gegenstande lebhaft zu beschäftigen angefangen hatte. Diese Einleitung, eine Umschau der deutschen Humoristik seit den ältesten Zeiten bis jetzt, füllt die ganze erste Lieferung. Diese Arbeit oder Skizze hatte ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten. Die komische und satirische Literatur ist nächst der Journalistik derjenige Literaturzweig, welcher in unsern Literaturgeschichten am meisten vernachlässigt und zurückgesetzt zu werden pflegt. Unsere Literaturhistoriker, von denen sich jeder fast immer nur an die allbekannten, in den Literaturgeschichten stereotyp gewordenen Namen und Werke hält, bieten in Betreff der humoristischen Literatur ein sehr dürftiges, zersplittertes Material, welches den Nachforschenden gerade bei den wichtigsten Momenten im Stiche zu lassen pflegt. Nirgends ersieht man aus ihnen den literar- und culturgeschichtlichen Entwickelungsgang der komischen Literatur in ihrem Zusammenhange im ganzen und großen, wenn es auch an einzelnen geistreichen und treffenden Bemerkungen bei Gelegenheit einzelner hervorragender Humoristen allerdings nicht fehlt. Im allgemeinen sind unsre Literaturhistoriker zu ernst, kritisch-doctrinär und gravitätisch, um mit Lust und innerm Antheil sich mit der komischen Literatur zu befassen, die doch in culturgeschichtlicher Hinsicht mindestens ebenso wichtig, ja vielleicht noch wichtiger ist als die ernste und pathetische. Unsere humoristischen Talente dagegen haben meist zu wenig Sitzfleisch und zu wenig Theilnahme für die allgemeinen Fragen der Literatur, als daß sich, selbst die dazu nöthigen Kenntnisse und kritischen Fähigkeiten bei ihnen vorausgesetzt, je von einem unter ihnen so leicht eine zugleich unparteiische und gründliche literargeschichtliche Darstellung ihres speciellen Literaturzweigs erwarten ließe. Seit Flögel, diesem großen, vielleicht größten Kenner der komischen Literatur ist zwar für die Feststellung der in das Bereich des Komischen einschlagenden ästhetischen Begriffe durch Jean Paul, Vischer, Zeising u. s. w. viel, für die Geschichte der komischen Literatur aber fast gar nichts geschehen, während sich doch für den Literatur- und Kulturhistoriker kaum eine belohnendere Aufgabe denken läßt als diese. Aber auch Flögel's Schriften enthalten nur sehr reichhaltige aber unverarbeitete Materialien, die eben nur bis in seine Zeit reichen, und sich nicht über alle Gattungen des Komischen verbreiten, da der Tod ihn mitten in seinem rastlosen Sammeln und Forschen von dieser Erde abrief. In unsern Tagen hat sich Ignaz Hub durch seine umfangreichen Sammlungen von Proben deutschen Humors ein großes Verdienst erworben; aber was die Prosa betrifft, so umfaßt sein Sammelwerk nur das 16. Jahrhundert, und von Proben der humoristischen Dichtung ist die zweite Hälfte des letzten Bandes noch immer nicht erschienen. Höchst dankenswerth sind auch die von Hub fleißig zusammengestellten biographischen Notizen, aber sie sind doch immer nur Material, das zum Zweck einer geschichtlichen Uebersicht mit andern Quellen und den Schriften der betreffenden Autoren verglichen werden muß. Wie ausgedehnt und reich angebaut das Gebiet der deutschen komischen Literatur ist, davon giebt wohl meine Einleitung ein deutliches Zeugniß, indem ich darin in einem Umfange von nur fünf Druckbogen nicht weniger als gegen 300, oder genau gerechnet zwischen 270 und 280 deutsche Humoristen und Satiriker (unter denen sich nur eine einzige Satirikerin, die übrigens als Humoristin verunglückte pseudonyme Emma Emilie von Hallberg befindet) genannt und zum größten Theil kurz charakterisirt habe. Und wenn darunter vielleicht die Hälfte dem Humor nur einen und den andern Gelegenheitsbesuch abgestattet haben, so bilden doch die Uebrigbleibenden, welche sich einzig und allein oder vorzugsweise im Gebiet des komischen Elements bewegten, doch immer noch eine höchst beträchtliche Heerschaar. Dabei bilde ich mir keineswegs ein, absolute Vollständigkeit erreicht zu haben und ich weiß schon jetzt, daß ich z. B. aus älterer Zeit den Baseler Pamphilius Gengenbach, aus späterer den Verfasser des „Cancan eines österreichischen Edelmanns“, den Münchener Ludwig Aurbacher, Verfasser des „Volksbüchlein“ und der „Geschichte des Spiegelschwaben“, und selbst Friedrich Gerstäcker, dessen „Mahlhuber's Reiseabenteuer“ freilich erst in letzterer Zeit größere Bekanntschaft erlangt haben, und den selbst Heine an Witz übertreffenden, wenn auch völlig unpoetischen Verfasser der „Hammelburger Reisen“, Karl Heinrich Ritter von Lang vergessen habe. Diese Auslassungen erklären sich sehr leicht, wenn man bedenkt, daß dem Verfasser einer solchen Arbeit namentlich in Betreff der neuern Zeit in unsern den Humoristen nur geringe Beachtung schenkenden literargeschichtlichen Werken und Monographieen für sein Gedächtniß so wenig Handhaben geboten sind. Indeß wird der Herausgeber ja wohl in den spätern Lieferungen bei Mittheilung der Proben aus den betreffenden Autoren Gelegenheit finden, diese Auslassungen zu ergänzen, auch einige wenige in den Jahreszahlen vorkommende Druckfehler zu berichtigen und einzelne in der Einleitung nicht genau angegebene Büchertitel zu vervollständigen. Was den anthologischen Theil der Sammlung anlangt, so ist damit, wie es im Vorwort heißt, beabsichtigt, „das große Publikum mit den Schätzen der in cultur- wie literargeschichtlicher Hinsicht so wichtigen deutschen Humoristik bekannt zu machen und daher nur das Charakteristischste und Mustergültigste und, was die älteren Perioden betrifft, nur das noch für uns Genießbare und Verständliche auszuwählen.“ Ueberall, wo es sich thun ließ, ist dabei auf die Quellen selbst zurückgegangen. Mit den Hub'schen Sammelwerken, die ein ganz anderes Publikum vor Augen haben, concurrirt das vorliegende weder der Tendenz, noch der Einrichtung nach. Um den einzelnen Lieferungen den Reiz möglichster Mannigfaltigkeit zu ertheilen, hat der Herausgeber es vorgezogen, sich nicht an eine strenge Regel zu binden, sondern es sich zum Gesetz gemacht, in jeder Lieferung Proben möglichst aus jeder der drei in der literargeschichtlichen Einleitung bezeichneten Perioden mitzutheilen und dabei chronologisch vorzuschreiten. Die bereits erschienene zweite Lieferung enthält Proben von Sebastian Brandt, Geiler von Kaisersberg, Martin Luther, Erasmus von Rotterdam, Hans Sachs, Georg Rollenhagen, Andreas Gryphius („Die geliebte Dornrose“), Abraham a Sancta Clara, Jobst Sackmann, Wieland, von Hippel („Denkzettel einer Mutter für ihren Sohn“), Matthias Claudius, Jean Paul, Ludwig Tieck („Eulenböck's Trinkrede“, eine Perle poetisirender Humoristik), Saphir und Gedichte satirischen und humoristischen Charakters von August Schnezler, Otto Banck u. s. w., darunter auch bisher Ungedrucktes. Interessant ist es, darin die drei humoristischen Kanzelredner Geiler von Kaisersberg, Abraham a Sancta Clara und Jobst Sackmann zu vergleichen. Letzterer, der 1718 als Pfarrer in Limmer bei Hannover starb, ist der literarischen Welt noch so gut wie gar nicht bekannt, obschon seine Predigten erst 1853 eine fünfte Auflage erlebten. Er pflegte sie in plattdeutschem, mit hochdeutschen Phrasen gemischtem Dialekt zu halten. In der Einleitung sind von diesem sehr drolligen Kauz einige lustige Charakterzüge und in der ersten Lieferung eine Probe aus seiner Leichenpredigt auf den Küster Wichmann mitgetheilt. Die dritte und vierte Lieferung werden, soviel wir wissen, Stücke von Johann Fischart, Thomas Murner, dem alten „Reineke Fuchs“ (nach Soltau's Bearbeitung) und dem „Neuen Reineke“ von Glaßbrenner, von Moscherosch, Lindenborn (dem „kölnischen Diogenes“, einem der literarischen Welt noch nicht oder wenig bekannten cynischen Philosophen und Humoristen, der 1750 in Köln starb), von Canitz, Liscov, Rabener, Thümmel, Knigge, Karl Heinrich Ritter von Lang, dem Verfasser der „Hammelburger Reisen“, Heinrich Heine, Ludolf Wienbarg („Ueber Till Eulenspiegel“) Joh. Em. Veith, dem wiener Domprediger, Wolfgang Müller, Gerstäcker („Mahlhuber's Reiseabenteuern“), A. v. Sternberg („Die dicke Jean von Mecheln“), Adolf Böttger, Karl von Holtei, aus Immermann's „Münchhausen“ und der neuesten Münchhausiade „Fritz Beutel“ u. s. w. enthalten. Für Kauflustige bemerken wir, daß das Werk in 10—12 Lieferungen, jede zum Preise von 10 Ngr. erscheint, mit der Zugabe der Bildnisse berühmter Humoristen (die beiden ersten Lieferungen bringen die Porträts von Sebastian Brandt, Geiler von Kaisersberg, Hans Sachs und Abraham a Sancta Clara) und genauen Inhaltsregistern, wie auch alphabetisch geordneten Biographien der Autoren am Schlusse des Werks.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 21. Bremen, 23. Mai. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Aus einer Reise in die Cordilleren Süd-Chilis.

Von Karl Ochsenius.
Mitgetheilt von Franz Buchenau*).

Nach kaum sechstägigem Aufenthalte in Valdivia brach ich, wie ich in meinem letzten Briefe als Absicht mittheilte, den 5. Februar früh um 5 Uhr mit unserm Landsmann D., der sich hier verheirathet hat und Regierungsbeamter ist, zu Pferde auf. Die für die Reise in die Cordilleren nöthigen Effecten waren Tags vorher schon unter Aufsicht Dr. Philippi's in einer Lansche (großes 8rudriges Segelboot) nach Futa, unserm nächsten Bestimmungsorte, spedirt (Ihr werdet sämmtliche Ortsnamen leicht auf der Karte der Provinz Valdivia von Major Philippi auffinden können) und so hatten wir für's Erste nur unsere Pferde zu besorgen. D. hatte für mich ein ziemlich großes starkes Pferd geliehen, das zwar viele sehr gute Eigenschaften hatte, aber dabei den Fehler besaß, ein recht handfester Harttraber zu sein. Diesen Umstand kannte ich natürlich nicht und wußte auch den Gang des Pferdes nicht zu beurtheilen, da dies das erste Mal war, daß ich ein Pferd bestieg; ich glaubte, das feste Aufstoßen gehörte zum Reiten und man müßte sich daran gewöhnen. Es war freilich um so unangenehmer für mich, da ich Nachts vorher mich erst gegen 1 Uhr hatte zu Bett legen können, weil das Ordnen der mitzunehmenden und das Einpacken der zurückbleibenden Sachen sehr viel Zeit hinweg genommen hatte), und ich nun um 4 Uhr noch müde genug war, um einige Stunden Schlafs mehr herbei zu wünschen; aber es half Alles nichts; wir ritten im Trabe ab. Meine Montur bestand aus 2 Schaffellen zu unterst, hierauf meine wollene Decke, darüber ein blau wollener Pellion (nachgemachter langhaariger Pelz) und dann mein vortrefflicher ungarischer Bocksattel des freundlichen Onkel H. Ohne diesen Sattel hätte ich kaum den dritten Theil der Reise zurücklegen können, denn die Chilenischen sind zwar viel einfacher, aber auch desto unbequemer für einen Nichtreiter. Hinsichtlich der Kleidung mag ich wohl eine der barocksten Figuren abgegeben haben, die je zu Pferde gesessen; die ledernen Beinkleider, die mir Laien die vortrefflichsten Dienste geleistet haben, mit Halbstiefeln (eine Kiste mit 4 Paar Schuhen und 1 Paar hohen Reitstiefeln blieb durch Versehen in Valparaiso stehen), dazu eine dunkele Reitjacke stutzten den jungen Reiter zu; ein Südwester, d. h. ein wasserdichter Seemannshut, dessen vordere Krämpe 2 und 3 die hintere an 4" lang ist, vollendete die Ausstaffirung. Vorn auf dem Sattel trug ich meinen Poncho; ein solcher besteht aus einem dick wollenen Stück Zeug von etwa 4—5, Breite und 5—6' Länge, welches in der Mitte einen etwa 1' langen Längsschlitz hat, durch den man den Kopf steckt; so schützt er Reiter und Sattel gegen Regen und Staub, man behält Freiheit zu allen Bewegungen, kann die Arme je nach Bedürfniß zu den durch das Umhängen an jeder Seite des Körpers entstehenden Lücken herausstrecken oder einziehen wie man will; außerdem dient er des Nachts als Decke. Die Chilenen, welche solche Poncho's weben, wissen die Kanten und den Schlitz desselben so schön mit bunten Farben als Streifen zu decoriren, daß diese Tracht zu den schönsten gehört, die ich je gesehen. Meine Satteltaschen waren hinten aufgeschnallt und enthielten außer einigen nöthigen Kleinigkeiten und einer Pistole nur ein Beutelchen mit harina tostada (d. i. aus geröstetem Waizen geriebenes Mehl, welches mit Wasser angemacht, einen Brei von sehr angenehmem Geschmack gibt und auch dazu dient, das Wasser der Bäche von etwaigem üblen Geschmack zu befreien). Vorn am Sattel hing außerdem noch mein Catcho (spr. Katscho) an langer Schnur. Ein solcher Catcho ist Teller, Löffel, Becher und Kochgeschirr zugleich für den Reisenden; er besteht aus einem fein geschabten, unten und oben abgeschnittenen Kuhhorn, das an dem dünneren Ende einen eingekeilten Holzboden besitzt; das Ganze hängt an einer langen Schnur, um Wasser aus Bächen rc. schöpfen zu können, ohne absteigen zu müssen. In das geschöpfte Wasser wird nun eine geringere oder größere Quantität harina gethan, mit Messer oder Holzstäbchen umgerührt und getrunken resp. gegessen, je nachdem man nur gegen den Durst wenig oder als Speise viel Mehl eingeschüttet hat; diese Trinkspeise (ich weiß keinen passenderen Ausdruck, in Chile heißt sie rupo) kann man auf die einfachste Art dadurch erwärmen, wenn man am Lagerplatz im Feuer einige Kieselsteine heiß macht und hineinwirft. Sie gewährt sowohl kalt als warm ein sehr gesundes, nahrhaftes und gut schmeckendes Gericht oder Getränk, nimmt nicht viel Platz weg, ist leicht und läßt sich überall bequem hineinpacken. Von Sattelzeug hatte außer der oben erwähnten Montur das Pferd nichts als einen einfachen Trensenzaum ohne Stirn- und Knieriemen; ebenso fehlte Sprungriemen, Schwanzschleife rc. Die hiesigen Thiere sind keinerlei Riemenwerk als Zaum gewöhnt und gehen schlecht, sobald sie mehr als diesen haben.

Also früh Morgens um 5 Uhr setzten wir uns in Marsch und

*) Der nachstehende Reisebericht rührt von einem reichbegabten Schulkameraden und Jugendfreunde von mir her, der im Jahre 1851 Europa verließ, um einen unserer früheren Lehrer, den als tüchtiger Naturforscher bekannten Dr. Philippi, ehemaligen Direktor der polytechnischen Schule zu Kassel, zu begleiten. Neben dem schon in einer mineralogischen Zeitschrift veröffentlichten wissenschaftlichen Berichte über die Besteigung des Vulkans von Osorno, wird dieser Brief durch seine frische, lebhafte Schilderung gewiß noch allgemeines Interesse erregen. — Mein Verdienst bei dieser Veröffentlichung besteht nur darin, daß ich die eigentlich nur für engern Freundeskreis berechnete Mittheilung dem Publikum vorlege. Hierzu war es aber nöthig, manche in der Privatcorrespondenz wohl erlaubte Freiheiten des Ausdruckes, sowie einzelne Anspielungen auf Jugenderlebnisse zu tilgen, dann auch einige der gebrauchten Fremdwörter oder Ausdrücke der wissenschaftlichen Sprache zu übersetzen oder zu erklären. Ueberall ist aber mein Hauptbestreben gewesen, die Frische und Anschaulichkeit der Schilderung zu erhalten. B.

gelangten gar bald durch den herrlichen Wald, dessen Schönheiten durch einen köstlichen Sommermorgen noch gehoben wurden, an die Fährstelle des Flusses Angachilla, welcher, wie alle die Ströme des südlichen Chiles, ebenso wasserreich, als sein Wasser klar ist und durch seine herrlichen Ufer und die wunderschöne Farbe und Reinheit seines Gewässers den Beschauer entzückt.

Hier wurden die Pferde entsattelt, die Sättel, Zügel 2c. in das aus einem einzigen Baumstamme gehauene Canoe getragen, jedem Thier eine Leine um den Hals geschlungen und dieselben ins Wasser geleitet. Lustig schwammen sie neben unserm kleinen Schiffchen her, ohne nur im Geringsten sich ungeberdig oder wild zu zeigen. Bald hatten wir das jenseitige Ufer erreicht, und fort ging es in den schweigenden Wald. Berg auf, berg ab zogen sich die zwar betretenen, aber dennoch wilden Pfade durch Thäler und Schluchten, steinige Hügel und Kämme dahin. Schon hier mußte ich mich über die Leichtigkeit wundern, mit der unsere Pferde schwierige Stellen erklimmten und zwischen gefallenen Baumstämmen durch ihren sichern Tritt fanden, aber erst bei Pichi, einem Flecken von 3 oder 4 Bretterhäuschen, erreichte meine Verwunderung ihren höchsten Grad, als ich jenseits der Hütten den Weg sah, den wir nehmen sollten.

Der Berg zwischen Angachilla und Pichi heißt der „Kleine" (Pichi heißt im Indianischen „klein") und nun sollte erst noch der große Futa (im Indianischen „groß"), wonach auch der nun folgende Ort seinen Namen trägt, erstiegen werden. Glücklicherweise platzte Etwas an der Sattelgurte des Pferdes von D., und dieser Umstand veranlaßte einen kleinen, für mich schon Halb-Geräderten höchst willkommenen Aufenthalt, so daß ich mich ein wenig erholen und mir die Aufgabe des Uebersteigens jener steilen Felskämme überlegen konnte. In vierfacher Reihe erstreckt sich der böse Gebirgsrücken Morumpullo hier vor uns her, und den Weg über ihn zurückzulegen war sowohl für uns als auch unsere Thiere eine schwere Aufgabe. Treppenförmig gehen die steilen Risse (Pfade kann man sie nicht nennen) hinan, die noch oft durch umgestürzte quer überliegende Stämme dem Reiter das Fortkommen zu verbieten scheinen; von Wurzeln durchzogen, an vielen Stellen schlüpfrig und mit Bremsen und Stechfliegen wohl versehen, scheint mir dieser Weg zu einem Bruder desjenigen gestempelt, der zum ewigen Leben führen soll. Dazu kommt die brennende Sonnenhitze und verbrennt noch Alles, was etwa ein Reiter von gutem Humor übrig behalten hat. Der meinige war schon lange verschwunden, und vergebens suchte ich Wasser, als Mittel ihn wieder herbeizulocken; es gab keinen Bach, und immer rastlos ging es vorwärts. Konnte ich mich hinsichtlich der allgemeinen Sicherheit auch ruhig dem Pferde überlassen, so mußte ich doch stets besorgt sein, meine Füße vor Quetschungen zu bewahren, die oft zwischen den engen Wänden der eingetretenen Pfade eingeklemmt wurden. Hölzerne Steigbügel, wie sie die Chilenen auf ihren Reisen ins Innere tragen, besaß ich nicht; diese hätten mich aller Fährlichkeiten letzterer Art entzogen, indem sie, schuhartig den ganzen vorderen Fuß umschließen und nicht allein gegen Stöße, sondern auch gegen Regen 2c. hinreichenden Schutz gewähren.

Außerdem hatte ich nun noch das angenehme Geschäft, ein Sattelpferd, das D. mitgenommen und mit Tauschartikeln für die Indianer beladen hatte, stets mit Hieben anzutreiben, da es nicht gewohnt war, am Lasso (Lederseil) gezogen zu werden und nun nicht fort wollte; ein zweiter Uebelstand trat bald für mich dadurch ein, daß der Weg häufig buschig wurde, und ich als Ungeübter alle Mühe hatte, ohne Schaden durch die den Pfad versperrenden Schlinggewächse zu kommen. So erreichten wir Futa; aber ich war schon so erschöpft, daß ich glaubte, die hier gemachte ³/₄stündige Rast hätte nur 10 Minuten gedauert. Dr. Ph. war so glücklich gewesen, hier ein Maulthier und Pferd zu bekommen und war daher schon seit 2 Stunden voraus nach der Mission Daghlipulli, wo wir Nachtquartier machen wollten. Zwar wurde der Weg im Ganzen besser, aber dennoch unsere Pferde auch immer müder, sowie meine Beine steifer. Wir passirten das einzelne Haus la Fregua und begannen nun die steilen Abhänge der Cuesta de Paragudehue zu erklimmen. Eine Maulthiertruppe holte uns ein, und mit dieser kamen wir schneller vorwärts, da diese Thiere stets einen kurzen, aber geschwinden Trab laufen, und unsere Pferde nicht zurückbleiben wollten. Gegen 9 Uhr endlich kamen wir bei der Mission Daghlipulli an und hofften bei dem dort wohnenden Pater, einem Freunde von D., ein gutes Nachtlager zu finden. Ich war entsetzlich müde, hatte für die Waldesschönheiten schon lange keinen Blick mehr zu verwenden gehabt und außerdem noch dicht vor der Mission meinen quer vor mir liegenden für 2¹/₂ pesos gekauften Poncho verloren. Die Leute des padre, dumme Indianer, hatten, da er selbst verreist war, zwar den vor uns angekommenen Dr. Ph. anfangs freundlich aufgenommen, aber sofort rauh behandelt, als er ihnen keine Cigaritos offerirt und auf ihre Frage danach gesagt hatte, er besäße keine. Wir mußten nun halb mit Gewalt ein Zimmer öffnen und von unseren Vorräthen leben. Unsere Betten waren bald zurecht gemacht; die beiden Schaffelle des Sattels sind die Matraze, der Sattel mit unter den Kopf gelegten Taschentuch das Kissen, der Pellion dient zum Einwickeln der Füße und die wollene Decke nebst Poncho zum Zudecken (wenn er nicht verloren ging wie der meinige). Am andern Morgen sprangen durch einige Cigarritos, die ich und D. vertheilten, sogleich alle Thüren auf, ein prächtiges warmes Essen aus Charqui*), Kartoffeln, Aepfelwein (Chicha), Brod 2c. kam herbei und unter tausend Segenswünschen schieden wir.

Daghlipulli liegt mit seinen stundenweit zerstreuten einzelnen Häusern schon in den Llanos, welche sich als ununterbrochene, bald breitere oder schmälere wellenförmige Ebene von St. Jago an durch das ganze Land zieht; sie trennt die Küstencordillern von der eigentlichen Andenkette und gehört zu den fruchtbarsten Theilen von Chili. Von den obersten Punkten der eben überstiegenen Cuesta de Paragudehue soll man eine wunderschöne Aussicht über diese sich weithin erstreckende Hügelebene genießen; allein es war schon zu dunkel, als wir oben ankamen, und ich hätte auch bei Tageshelle schwerlich viel davon genossen, denn mein Gaul hatte sämmtlichen wissenschaftlichen Eifer und Sinn für Naturschönheiten bei mir auf Null reduzirt. Am nächsten Tage gelangten wir, fortwährend parallel der Schneekette der gigantischen Cordilleren reitend, durch la Union nur bis nach Trumao (der Ueberfahrtsstelle des Rio bueno), da D. sich bei einem Aufenthalte in der Nachbarschaft verspätet hatte, und dadurch zu viel Zeit verloren ging, um noch Osorno erreichen zu können. Höchst malerisch ist der Anblick der unermeßlichen Kette von Bergen, welche, fast alle mit ewigem Schnee bedeckt, ihre spitzen Gipfel gegen den dunklen Himmel erheben; außerordentlich nahe erscheinen die wohl seit Jahrtausenden ruhenden aber noch nicht erloschenen Vulkane: Rinihue, Puyehue, Pisé (Osorno) und Calbuko, und lassen das blendende Licht der Sonne in doppelter Stärke zurückfallen auf die weiten in Grabesruhe liegenden Landstrecken. Nach 2 Tagereisen glaubt man der Vulkanreihe auch keinen Schritt näher gekommen zu sein; immer erscheinen sie so nahe wie vorher, ohne daß man sie erreichen kann.

Bei Trumao setzten wir ebenso wie bei Angachilla über und ritten im herrlichsten Mondscheine durch reiche Viehweiden, auf denen Stuten- und Füllenheerden uns neugierig begafften und dann in vollem Carriere seitabwärts sprengten, bis zu einem Verwandten von D., dessen Gattin, da er auswärts war, uns freundlich bewillkommnete und mit den hier üblichen Gerichten Charqui, Kartoffeln und Mais bewirthete. Diese Nacht schlief ich schon etwas besser auf meinem Lager, und wir ritten ziemlich gestärkt des andern

*) Mit diesem Namen bezeichnet man in Chili getrocknetes und in Riemen geschnittenes Rindfleisch.

Morgens wieder aus, um bei guter Zeit Osorno zu erreichen. Der Weg war von jetzt an sehr angenehm; reiche Waldpartien waren denen im lieben deutschen Vaterlande täuschend ähnlich, während andere einen schon ganz tropischen Charakter hatten, indem Schlingpflanzen mit großen Blumen, die in den brennendsten Farben spielten, von den majestätischen immergrünen Riesen des Waldes herabhingen und mich mit Bewunderung über die herrliche Flora erfüllten. Die Stille wurde durch liebliches Zwitschern einiger Singvögel unterbrochen oder durch Heerden von Rindvieh und Pferden, welche in den anmuthigsten Bewegungen auf den freieren Weideplätzen sich umher tummelten. Oefters wird der Weg durch Balkenthüren (Grenzmarken, da die Wälder rechts und links von den Wegen noch nicht vollständig gelichtet sind und sich also die Grenzen am besten auf den Wegen markiren lassen) unterbrochen, die die Reiter öffnen, ohne abzusteigen. Die Pferde sind dies Manöver so gewöhnt, daß sie von selbst zurück und nach der betreffenden Seite gehen, sobald sie fühlen, daß der Reiter die Thür in der Hand hat. Mittags 12 Uhr erreichten wir Osorno, das vorläufige Ziel unserer Reise, und wurden hier bei einer deutschen Familie (einem Schmied aus Rotenburg) sehr gastfreundlich aufgenommen; hier wurden nun Maulthiere gekauft, mit Lebensmitteln versehen und Alles für das Eindringen in die Cordillern in Bereitschaft gesetzt; aber hier war es auch, wo ich zuerst die Folgen des bösen Harttrabers empfand; eine gänzliche Entkräftung bemächtigte sich meiner; Lunge und Brust waren sehr stark angegriffen und der dort wohnende deutsche sehr tüchtige Arzt verbot mir das Weiterreisen, wenn ich mich nicht der Gefahr des Blutspeiens oder gar denen eines Blutsturzes aussetzen wollte. So mußte ich 8 Tage im Bette zubringen und meine Gefährten D. und Dr. Ph. mit schwerem Herzen allein ziehen sehen; so war also mein sehnlichster Wunsch, den Vulkan von Osorno zu besteigen, vereitelt, und statt dessen mußte ich unter großen Schmerzen beim Athemholen meine Tage in Osorno zubringen. Dr. Ph. versprach mir zwar, in 8 oder 14 Tagen einen der beiden als Führer mitgenommenen Indianer zu schicken, mit welchem ich dann kommen sollte, aber ich zweifelte, daß er sein Versprechen zu erfüllen im Stande sein würde, da ich wußte, daß von nun an das Dickicht der Wildniß ihm derartige Hindernisse in den Weg legen würde, daß er keinen der Indianer entbehren könnte. Gleich nach ihrer Abreise trat auch auf mehrere Tage Regenwetter ein, so daß ich bestimmt mein Uebel durch die Begleitung der Expedition verschlimmert hätte und am Ende in der Wildniß hätte liegen bleiben müssen. Nach 14 Tagen war ich so weit hergestellt, daß ich daran denken konnte, eine weitere Excursion zu unternehmen und erwartete nun sehnsüchtig die Ankunft eines Indianers, der mich führen sollte; er kam auch nach etwa weiteren 8 Tagen, in welcher Zeit ich mich vollständig wieder kräftigen konnte, und nun ging es vorwärts in die Wälder hinein. Ich ritt diesmal ein zwar kleines, aber doch starkes und sanft gehendes Pferdchen von der Insel Chiloe und konnte nun erst den Unterschied zwischen einem hart- und sanftaufsetzenden Pferde fühlen. Außerdem hatten wir noch 200 Pfd. Lebensmittel für meine Gefährten, denen diese auszugehen anfingen, bei uns auf einer Mula. Montag, den 1. März, Abends ritten wir, der Indianer und ich, fort, da meine Eile zu groß war, um nur 2 Stunden länger Dr. Ph. und D. auf Lebensmittel warten zu lassen, als nöthig war. Nach etwa dreistündigem Ritte, deren letzter Theil in tiefer Dunkelheit gemacht werden mußte, erreichten wir eine einsame Indianerhütte, bei deren Inwohner wir übernachten wollten. Die Pferde wurden entsattelt, und mit einem Schlag auf den Rücken ins Freie gejagt, wo sie sich ihr Futter nach Belieben suchen konnten; dann trat ich in die Hütte ein; sie war wie alle übrigen aus Baumstämmen roh gezimmert, ohne daß die handbreiten Fugen etwa mit Moos oder sonst dergleichen ausgestopft gewesen wären. Der Besitzer lud mich in spanischer Sprache ein, nieder zu setzen. Dies that ich auch und wartete, bis er die üblichen Fragen an mich stellen würde; hierauf vertheilte ich einige Cigarritos und gehörte nun zur Familie; diese bestand außer dem mit blauen Beinkleidern, die bis auf die Kniee reichten, bekleideten Indianer, aus dessen Frau von etwa 16 Jahren und deren 3 Kindern. Die beiden jüngsten ganz nackt, lagen dicht beim Feuer, das 3 große Baumstämme in der Mitte der Hütte unterhielten, das ältere, ein Knabe von etwa 4 Jahren war mit einem Poncho bekleidet und beschäftigt, unreife Maiskolben in der Asche zu braten, während die Frau mit einem blauen Poncho und einem langen, um die Hüfte geschlungenen Stück Zeug bekleidet, gemüthlich neben dem Feuer lag und ihre Cigarrita rauchte. Ich lag unterdeß in meine Decke gehüllt auf meinem Sattelzeug und betrachtete die an den Holzhaken der Wände befestigten Lassos und Sattelgeschirre, bis mir der Hausherr eine Schüssel mit frisch gemachter harina und einen der gebratenen Maiskolben anbot; es schmeckte beides vortrefflich und nun durfte ich etwas Käse aus meinem Vorrath austheilen, der von der ganzen Familie mit großem Appetit verzehrt wurde. Früh am andern Morgen vor Tagesanbruch hatte Pedro, mein Indianer, schon die Pferde herbeigeholt und das Maulthier beladen, als er mich weckte. Rasch wurde nun gesattelt und eben wollte ich abreiten, als unser Gastfreund erst noch mit einer frisch melkenden Kuh, die er schnell herbeigetrieben, ankam und meinen Catcho zwei mal vollmelkte, wofür er für seine Familie noch 3 Nähnadeln von mir bekam. Wir setzten nun unsere Reise auf dem Wege fort, der von Osorno nach dem Llanquihue-See, an dessen nördlichem Ufer jetzt eine deutsche Colonie ist, führt. (Auf der Karte des Majors Philippi sind die Namen verwechselt, der südliche heißt Llanquihude und der nördliche Llanquihue, außerdem ist der Calbues ein vom Pisé oder dem Vulkan von Osorno verschiedener Berg und der Todos los Santos, d. h. Allerheiligen-See, liegt östlich, nicht südlich, wie auf der Karte, vom Pisé oder Osorno). Der Weg dahin war schon von G., einem Schulkameraden von mir, im Auftrag der Regierung, verbessert worden; eine große Menge Baumstämme war weggeschafft oder doch soweit eingehauen, daß ein Pferd sie überschreiten konnte, die tiefen Sumpfstellen waren zum Theil mit Bohlen oder Balken ausgefüllt, und so konnten wir in raschem Trabe vorwärts eilen. Die Quila, ein sehr lästiges, kletterndes Rohr mit sehr scharfen Blättern, dessen Ranken oft 30′ hoch in die Bäume steigen, und einen schnell Reitenden oft vom Pferde reißen, war hier schon bedeutend gelichtet und brauchte daher nicht, wie an weiter hin vorkommenden Orten, ein solches Quila-Gebüsch erst mit Faschinenmesser und Axt durchhauen zu werden; mit Leichtigkeit passirten wir den großen Fluß Rahue, nachdem Pedro hinüber geschwommen und das Canoe vom jenseitigen Ufer geholt hatte. Kurz zuvor hatten wir noch das Pferd, welches D. von Osorno aus mitgenommen hatte, von einem in der Nähe wohnenden Mestizen (Halbindianer) geholt und führten es am Lasso mit uns. Es war ein stattlicher Araukanerschimmel, welcher sich nicht weit von der Wohnung dieses Mestizen ein Stück Colihuerohr in den Leib gerannt hatte, weshalb D. ihn zur Heilung hier zurückgelassen und eine Stute zum Weiterfortkommen geliehen hatte; das Thier war zwar noch nicht ganz geheilt, aber doch im Stande, im Falle der Noth schon einen Reiter tragen zu können. Die Colihue ist ein gerade in die Höhe wachsendes, starkes, sehr knotiges Rohr, das bis 30′ Höhe und unten 3″ Dicke erreicht und das die Schäfte der gefürchteten Araukaner-Lanzen (Araukaner sind die Indianer, welche unabhängig von der Chilenischen Regierung, im Norden von Valdivia wohnen und sehr feindselig gegen Solche sind, die ihre Grenzen überschreiten) liefert. Quila und Colihuerohr sind meist die Pflanzen, welche die Urwälder undurchdringlich machen, indem anderes Unterholz fehlt.

Von jetzt an kamen wir nur noch bei einer Indianerhütte vorbei, welche am Fluß Cuygueco, den wir zu durchreiten hatten,

stand. Dieser war zwar nicht sehr breit, etwa nur 100 bis 120′, aber so reißend, daß ich kaum glaubte, gut hindurch zu kommen. Ich sattelte nun den großen Schimmel, da dem Chiloten das Wasser wohl bis über die Brust ging, und vorwärts ging es in das Getöse der dahin schießenden grünen Wellen. Ein alter Indianer begleitete uns hinüber, und dieser hielt sich dicht neben mir stromabwärts, um wenn es nöthig wäre, zugreifen zu können. Kaum in der Mitte des Flusses angelangt, ergriff mich auch ein solcher Schwindel, daß ich keinen Gegenstand um mich herum, also auch keine Richtung zu unterscheiden vermochte; der alte Indianer faßte aber meinen durch das Nichtmehrfühlen des Zügels unruhig gewordenen Gaul wieder und schrie mir gellend ins Ohr: Sporen, Baumstamm! Dies riß mich aus meiner Betäubung und unwillkührlich gab ich dem braven Thiere mit aller Kraft, die mir zu Gebote stand, die Fersen; allein es war kaum nöthig gewesen, denn es selbst hatte die drohende Gefahr erkannt, welche ein mit furchtbarer Vehemenz auf uns los treibender Stamm hervorrief, und arbeitete mit der größten Anstrengung, dem Zusammenstoße zu entgehen; einen Moment darauf war der Coloß dicht hinter uns vorbei getrieben, und ich sah nur seine schwarze Masse noch bei dem Pferd des Pedro hinabgleiten, der unterdeß das Maulthier glücklich durchgebracht und dem Untergang durch dies Treibholz eben wohl nur mit großer Mühe entgangen war. Vorher sehen konnte man den Stamm nicht, da er tief im Wasser ging, stromabwärts ihm auszuweichen war auch unmöglich, weil die Furth zu schmal war und 3 bis 4 Schritte zu weit links die Pferde in den hier schon wieder sehr tiefen Strudel gerissen und ertränkt hätte; es blieb also, da dieses Ungethüm diagonal schwamm und wohl die Hälfte der Flußbreite einnahm, nur in der möglichst großen Schnelligkeit unserer Pferde die Rettung. Der Alte meinte, daß ich den Schwindel erst bei der dritten Passage eines Flusses, aber dann auch für immer verlieren würde; er hatte schon beim Einreiten wohl erkannt, daß ich noch nie ein reißendes Gebirgswasser zu Pferd passirt hatte und sich deshalb auch nach Verabredung mit Pedro dicht unter mir gehalten. — Mein kleiner sattel- und zügelloser Chilote war weit abgetrieben, ohne daß Pedro es hatte verhindern können; da er aber ein ausgezeichneter Schwimmer war, so rettete er sich doch an das andere Ufer und kam zitternd und müde von der entsetzlichen Anstrengung zu uns gelaufen. Er war schon verloren gegeben und die Indianer konnten seine Schwimmfertigkeit nicht genug loben; es war aber dennoch doch gut, daß ich nicht auf ihm durchzureiten versucht hatte. Von nun an kamen wir in den eigentlichen Urwald. Herrliche Bäume mit zum Theil farrenkrautartigen Blättern und herrlichen großen Blumen prangten in ihrer Schönheit und reckten ihre wohl 100—150′ Fuß hohen Kronen majestätisch empor; Lianen, die Schlingpflanzen Südamerikas, deren dünnere Ranken als zolldicke Stricke gebraucht werden, umzogen mit ihren unten 3—4″ starken Stämmen kletternd die wohl einige 100 Jahr alten Riesen und ließen ihre prächtigen Blüthen von oben herabhängen, in denen sich die hochstehende Sonne spiegelte, so daß ihr blendendes Licht um so stärker gegen das ewige Halbdunkel der tieferen Theile des Laubmeeres, das noch nie zuvor der Fuß eines Europäers betreten hatte, abstach. So angenehm, so überraschend auch der erhebende Anblick solcher Waldesschönheiten ist, wenn man zum ersten Male die Wunder der Schöpfung in solchen Gestalten auftreten sieht, so reizend auch den Reisenden anfangs die Aussicht auf die herrlichen Ströme Chiles vorkommt, so verliert der sich länger in den Wäldern Aufhaltende dennoch mit der Zeit das Auge für solche Schönheiten, namentlich wenn es gilt, die durch solche Dickichte hervorgerufenen Hindernisse mit Faschinenmesser und Axt zu besiegen. Aber auch diese Arbeit ist noch Kleinigkeit gegen die Passage der Sumpfstellen, an denen nach einem Regentage die Pferde und Maulthiere kaum ohne Sattelzeug resp. Ladung durchzubringen sind; trügerisches Moos bildet über den meisten sich oft meilenweit erstreckenden Sangones eine dünne Decke und ladet den Unkundigen ein, diese Ebene als Pfad zu benutzen, um seinem müden Thiere eine kleine Erleichterung zu verschaffen; aber wehe dem, der es wagt, ohne die gehörige Vorsicht einem solchen Sangon zu trauen und es gar probiren wollte, durchzureiten. Der Boden weicht unter seinen Füßen, das Pferd versinkt und schwarzes schlammiges Erdreich ist bereit, ihn für immer aufzunehmen. Auch ich wurde einmal, als der Indianer zurückgeblieben war, verleitet, einen Sangon zu betreten, büßte aber dafür, daß ich das scheu sich abwendende Pferd mit Gewalt hineintrieb, mit bedeutend unbehaglicher Situation, aus der mich erst ein zugeworfener Lasso befreite, worauf der Gaul sich durch eine gewaltsame Anstrengung ebenso herumbrachte und wieder festeren Boden gewann. — Man versetze sich nun in die Lage, solche trügerische Stellen passiren zu müssen, während Regen in Strömen vom Himmel fließt. Holz muß oft lange Strecken weit herbeigeschleppt, ja oft erst gefällt werden, um eine Art Furth in den Stand zu bringen, daß die Lastthiere darüber kommen können; endlich nach furchtbarer Anstrengung ist es gelungen, zuerst die Last der Mulas hinüber zu schleppen und darauf die Pferde ꝛc. selbst durchzubringen, welche dann zitternd stehen und mit furchtsamen Blicken den zurückgelegten Weg betrachten; und nun ist man selbst durchnäßt bis auf die Haut, kann aber kein Feuer anzünden, sondern muß eilen vorwärts zu kommen, indem die niederen Stellen oft von Bächen überschwemmt werden, die aus jedem Erdriß hervorquellen und das Elend der Beschwerden für die armen Pferde nur noch vermehren. Freilich waren nicht immer böse Strecken zurückzulegen, auch ebenes Land, das sich in meilengroßen Erstreckungen längs der Cordilleren hinzieht, trat auf und gestattete ein schnelleres Avanciren. — Doch ich bin eigentlich dem Faden meiner Erzählung vorausgeeilt. — Wir befanden uns also am andern Ufer des bis jetzt einmal passirten Coygueco im Urwald, dessen düsteres Schweigen uns aufgenommen hatte. Thiere waren nirgends zu sehen, die Vögel wurden immer seltener, je weiter wir uns von der Civilisation entfernten; nur einzelne goldgrüne Colibris, die mit ihrem bunten Gefieder in der Sonne schwirrten und dabei ihr eigenthümliches Summen (ähnlich dem einer großen Biene) hören ließen, sahen wir noch; selten ertönte das Krächzen eines Papageien zu uns hernieder und erinnerte uns, daß wir nicht die einzigen lebenden Wesen waren. Aber plötzlich, als wir am Rande eines tief liegenden, aber flachen Sangon's angekommen waren, änderte sich die Scene auf eine im ersten Augenblicke Schauder erregende Weise. Schwarz und blau waren die einzigen Farben, die sich meinen Blicken, soweit sie auch schweifen mochten, darboten. Blau war der Himmel und schwarz alles Uebrige, Baum und Erde. Wir waren im Waldbrand, chilenisch: Quema. Traurig ist der Eindruck, den eine solche Quema auf den Reisenden macht. Düster und traurig stehen die Riesenstämme der Urzeit da, verkohlt bis auf die obersten Aeste und mit stellenweise abgefallener Rinde. In Entfernungen von 40—20′ recken sie hier ihre verstümmelten Gipfel in die Höhe, wenn solche nicht die Winterstürme schon gebrochen und nur die 3—6′ im Durchmesser mächtigen Stümpfe haben stehen lassen. Am Rande tiefer Schluchten, in welche der gierige Feind, das Feuer, nicht dringen konnte, sind sie nur halb verbrannt und zeigen da oft die abentheuerlichsten Gestalten, indem hier Sonne und Regen eher wirken konnten und die Stämme der Lianen, welche ihre Stützen selbst im Tode nicht verlassen haben, nun weiß gebleicht sind und schlangenartig die schwarzen Gerippe umziehen; zuweilen hängt auch noch halb verbrannte Quila in ihren Aesten und rasselt mit Getöse herab, wenn der Reiter an einem ihrer unteren Stengel hängen bleibt. Im Mondschein erhalten alle diese Gestalten ein gespensterhaftes Ansehen und erfüllen den einsamen Reiter mit bangen Gefühlen, die sich erst verlieren, wenn man bei einem prasselnden Feuer, dessen Lohe hoch zum Himmel aufschlägt, behaglich in seine Decken gehüllt ist und sich von den Strapazen ausruht, indem man seine

Gedanken der Heimath, den fernen Lieben und ihrem Leben zuwendet und unter heißem Gebet zum Allmächtigen für die Seinen einschläft. Sicher und ruhig liegt man hier unter Gottes freiem Himmel und erwacht gestärkt und froh, um mit frischen Kräften zum Weiterreisen zu schreiten. Bis vor 2 Jahren war die Gegend von Llanquihue bis zur Cordillere undurchdringlicher Wald in Folge der Quila- und Colihue-Dickungen, sie war bis dahin sowohl den Chilenen als Indianern vollkommen unbekannt, weshalb Ihr den Coygueco-Fluß nicht auf der Karte von Valdivia finden werdet. Damals aber hatte die Quila geblüht, was etwa alle 40 Jahre der Fall ist, war deshalb sehr trocken und vermuthlich von Indianern in Brand gesteckt, wodurch nun diese ungeheueren Quema's entstanden, bloß einzelne Stellen sind den Verheerungen des Feuers entgangen, welche dann aber auch erst aufgehauen werden müssen. Der Boden in den Quema's besteht aus etwa 3 Fuß hohem, fetten, schwarzen Humus von ausgezeichneter Fruchtbarkeit und erschwert in den jüngsten (vom Feuer zuletzt berührten) Stellen durch seine Lockerheit das Fortkommen; in den 2 Jahr alten Brandstätten ist der Grund theils mit einer fürchterlich brennenden Loasa (Brennblatt) mit wunderschöner orangenfarbener Blume bedeckt, theils, und zwar noch öfter überzieht ihn eine Art krautigen Nachtschattens (Solanum), das die Indianer Natri nennen und das oft höher ist, als ein Mann zu Pferd, außerdem meist so dicht steht, daß nur mit der Machete (Faschinenmesser der Indianer) Bahn gemacht werden kann. Ein verdrießliches Hinderniß sind ferner die in den Quema's liegenden Baumstämme, welche, mehr oder weniger vermodert oder noch frisch, entweder den Reiter zu Umwegen nöthigen, oder ihn aber so einschließen, daß sie erst mit der Axt dünner gehauen werden müssen, damit die Pferde übersetzen können. Der Horizont ist in den Quemas natürlich sehr beschränkt mehr als etwa 200' weit kann man nicht sehen und ebenso erblickt man die Cordilleren nur sehr selten. Hier und da trafen wir in diesen Quemas die wilde Kartoffel an, mit sehr tief sitzenden Knollen. Noch zweimal wurde der Coygueco passirt, wenn gleich nicht ohne alle Gefahr, und wir befanden uns nun wieder in einer Gegend, deren häufige Sangones uns die größten Schwierigkeiten darboten; aber alle wurden besiegt und am 4. Tage erreichten wir die Thalschlucht des Manao, eines überaus reißenden, über mächtige Felsblöcke, deren meiste 1—2' hoch sind, dahinschießenden Gebirgsstromes; die sehr steilen Thalwände nähern sich schon von vorn herein so bedeutend, daß man den Weg in der Schlucht selbst bald auf diesem, bald auf jenem Ufer nehmen muß, und wir waren daher zu einer 8maligen Ueberschreitung genöthigt. Wäre das Wasser nicht immer krystallklar, so wäre keine Möglichkeit vorhanden, durchzukommen, indem dann die Pferde auf den zackigen Rollkieseln, welche den Fluß mehr in Wasserfällen, als im geraden Bette seinen Lauf nehmen lassen, sofort die Beine brächen; so sind sie aber im Stande, den ganzen Grund mit seinen Unebenheiten zu übersehen und können sich die besten Punkte auswählen.

Bei längerem Steigen in dieser Schlucht wurde nun der Bestand des Bodens ein anderer, es traten nämlich die vulkanischen Schlacken erst in Staub-, dann Erbsen- und zuletzt in Haselnuß- und Faustgröße auf, welche die Hufe der entkräfteten Thiere auf schauderhafte Weise zerschnitten; dennoch ging es aber vorwärts. Die steilen Felswände, am Nordufer aus Grünstein, am südlichen aber schon aus vulkanischem Gestein bestehend, erweiterten sich plötzlich und wir befanden uns am Nordabhang des Vulkans, den ich jetzt erst in seiner ganzen Glorie erblickte. Gleich mir gegenüber befand sich auch das Ziel meiner Reise, der Rauch von Feuer meiner Gefährten, und nun mußte mein kleiner Chilote, trotz Schlacken und Gestrüpp, die 5 Minuten Wegs, die mich noch trennten vom wirthlichen Lager der Freunde, im Galopp zurücklegen; einige Sekunden darauf und ich war am Punkte meiner vorläufigen Bestimmung angelangt. Mit außerordentlicher Freude empfingen die Armen die Lebensmittel und nun wurde neuer Muth zu frischen Expeditionen, die schon am andern Morgen vorgenommen werden sollten, geschöpft; aber Gott wollte es anders. Schon in derselben Nacht trat Regenwetter ein, und unaufhörlich goß das Wasser in Strömen vom Himmel, theils als Hagel und Schnee, der einmal 48 Stunden liegen blieb. Zum Schutze hatten wir nur ein kleines Zelt von dünnem Baumwollenzeug, das kaum für 2 Personen hinreichte nun aber 3 beherbergen mußte, außer den vielen bei einer naturhistorischen Expedition nöthigen Siebensachen, als Papier zum Pflanzentrocknen, Lebensmittel, Instrumente u. s. w. — Das Zeug hat nicht alle Namen, welches nicht naß werden durfte. Aber schon am 2. Tage war nichts Trockenes mehr im Zelte zu finden; es war unter Bäumen aufgeschlagen, und diese sammelten die einzelnen Regentropfen, die an und für sich schon gigantisch genug waren, zu Dachtraufen und ließen sie mit der Gewalt eines Falles von 10—15' auf das Baumwollenzeug fallen, welches dann nicht mehr widerstehen konnte und die Tropfen als Staubregen in sein Inneres ließ, so daß wir stets naß waren. Im Freien konnten wir es auch nicht aufschlagen, da jagte es der Sturmwind von den Seilen und Gabeln; eben so wenig konnte Feuer brennend erhalten werden und so mußten wir denn traurige 8 Tage, in welchen die meisten Exkursionen gemacht werden sollten, in schrecklicher Unthätigkeit und unter stetem Frieren zubringen. Endlich Donnerstag Abend (den 11. März), also gerade 8 Tage nach meiner Ankunft hatten wir zum ersten Mal Eine, sage Eine! regenfreie Stunde und in der Nacht klärte sich das Wetter auf; es fror, der Wind kam statt wie bisher von N. jetzt von S., und nun machte ich mit Dr. Ph. und einem Indianer, der einige wenige Lebensmittel trug (die von mir mitgebrachten waren schon bedeutend zusammengeschmolzen), einen Ausflug nach dem etwa 3 Meilen entfernten Todos los Santos-See am Ostabhang des Vulkans. Heute auch konnte ich zum ersten Male seit meiner Ankunft den Pisé hell sehen. Leider hatten meine beiden Gefährten, Dr. Ph. und D. schon einige Tage, ehe ich sie erreichte, eine zuerst mißlungene Besteigung des Vulkans wiederholt und waren bis etwa 300' unter den obersten Krater vorgedrungen, ohne weiter zu können, da sie die Nacht überraschte, und ich muß mich daher in den weiter unten folgenden kurzen Notizen über den Vulkan Pisé selbst meist auf die Aussagen des Dr. Ph. beschränken, dessen Beschreibung sehr bald in einer öffentlichen Zeitschrift erscheinen wird. — Wir erreichten nun nach vierstündiger sehr beschwerlicher Wanderung in Schlackenmassen von schwarzer Farbe, welche meine Stiefel gänzlich zerschnitten (Dr. Ph. trug über die Reste seiner Stiefel Stücke Haut von einer bis unter den Vulkan mitgenommenen und dort geschlachteten Kuh) und wohl $^{9}/_{10}$ der Oberfläche des Pisé bilden die Ufer des prachtvollen Todos los Santos-See, um hier Barometerbeobachtungen zu machen und den Vulkan von dieser (Ost-)Seite aus zu zeichnen. Steile Felswände, die letzten Abhänge der jenseits sich grausig erhebenden Central-Cordilleren, schließen in Osten, der Fuß des Vulkans im Westen und die Ausläufer des letzteren im Norden den überaus klaren See der Todos los Santos (Allerheiligen) ein. Nur nach Süden hat er freie Ebene zur Grenze und diese durchströmt ein reißender Fluß, der später in den Meerbusen von Reloncavi mündet. Kein Fisch, kein Krebs, kein Vogel, Nichts von einem lebenden Thiere war zu erblicken, in tiefer Ruhe lag die spiegelglatte Fläche des crystallhellen, smaragdgrünen Sees vor uns und erfüllte uns mit steigender Verwunderung über diesen herrlichen Anblick. Doch kaum eine halbe Stunde durften wir uns Rast gönnen, nachdem die Beobachtungen gemacht und die Zeichnungen der umliegenden Ketten angedeutet waren, der Rückweg wurde angetreten, aber erst in 5 Stunden zurückgelegt. Die Schlackenhügel, welche wir mit Leichtigkeit übersprungen hatten, verboten uns durch ihre Lockerheit jeden festen Fußtritt; alle 15 Schritte mußte geruht werden, um Athem zu schöpfen und nur ganz langsam kamen wir so in den von der Sonnenhitze glühenden Schlackeneinöden, die kaum hie und da ein dürres gelbes Moos als Vegetationsrepräsen-

tant zeigen, vorwärts. Endlich hatten wir kurz vor Sonnenuntergang den Fuß einer dem Pisé gerade nördlich gegenüber liegenden Spitze, Punta Pichijuan (Kleine Johannisspitze) nach einem unserer Führer von uns so benannt, erreicht und wollten dieselbe nun noch besteigen, indem Dr. Ph. nicht wünschte, daß ich aus der Cordillere schiede, ohne wenigstens eine umfassende Aussicht gehabt zu haben. Er erkletterte sie also mit mir, was nach etwa ³/₄ Stunden geschehen war, und obgleich die Sonne schon gesunken war, bot sich meinen Blicken doch ein überaus imposantes Bild dar, welches für alle Anstrengungen belohnend genug war. Im Westen, nach den bewohnten Gegenden hin, schweifte das Auge über die unermeßlichen Ebenen (Llanos) der Provinz fort, leicht müßte man dahinter die Fläche des großen Oceans entdecken, verböten nicht die wellenförmigen Kämme der Küsten-Cordilleren weitere Fernsicht. Was Menschenfleiß in diesen Gegenden erschaffen mag, entgeht dem Auge gänzlich, man sieht nirgends Spuren menschlicher Thätigkeit; hellere und dunklere Flecken bezeichnen Quema und unberührten grünen Wald; dunklere Streifen verrathen hier und da den Lauf einiger Flüsse, welche nur selten ein Schimmer der sinkenden Sonne andeutete; dagegen waren die Hauptseeen der südlichen Provinz sichtbar mit ihren hellen Waldsäumen und silberglänzender Oberfläche. Hier sahen wir zuerst den am meisten südlich gelegenen Llanquihue mit seinen vielen Buchten, dann zwischen diesem und dem Llanquihue einen kleineren, der von D. Estanque getauft wurde und weiter nördlich noch den Puyehue, dessen Wasser sich aber schon im Nebel verloren. Im Allgemeinen hatte die Aussicht von der Punta Pichijuan nach den Llanos hin nicht das Angenehme, welches das Umschauen von einer niedriger gelegenen Bergspitze besitzt. Sie war unermeßlich aber nicht malerisch; das Bild hatte zuviel Landkartenartiges um schön zu sein. Die Einzelnheiten verschwinden und das Unermeßliche des Raumes, in dem sich der Blick verliert, wirkt nicht angenehm auf den einsamen Menschenzwerg, der seine Ohnmacht der Allgewalt gegenüber erst in solchen Situationen recht eindringlich fühlt. Nur ein Rauch (wahrscheinlich von einem Waldbrande herrührend) brachte mir die Existenz verwandter Wesen in Erinnerung und zeigte, daß Menschen in diesem Lande existirten, welche versuchten, dem Walde die bis dahin unbestrittene Herrschaft über den Boden zu entreißen.

Nach Norden hin erstreckte sich nun in unabsehbarer Linie die westliche Cordillerenkette; in der Nähe hatte man das spitze Horn des Punti agudo (auf der Karte als Vulkan Puyehue bezeichnet), dessen scharfe Gräten allein aus dem blendenden Schnee hervorragten und nach Südost steil gegen den Todos los Santos-See abfielen. Weiterhin erhoben sich die beiden Vulkane von Villa rica und schlossen so diese Kette der sämmtlichen, mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel. Nach Westen verlaufen fast alle diese Berge allmälig mit Querthälern in die Llanos und die flachen Gebirgsrücken zwischen den einzelnen Thälern verbergen dem Auge des Beobachters einen großen Theil der nordwestlichen Landestheile und des Araukaner-Landes. Nach Osten hin stellt sich der in täuschender Nähe erscheinende Todos los Santos-See auf eine wahrhaft prachtvolle Weise dar, mit seinem tief blaugrünen, klaren Wasser und überall von schroffen bewaldeten Bergen eingefaßt, deren Rücken fast alle ewigen Schnee tragen. Jenseits desselben erhebt sich aber in undeutlicher dreifacher Reihe die eigentliche Cordillere, zu deren Vorbergen nur der Pisé und die mit ihm zusammenhängenden Züge des Punti agudo und der Vulkane von Villa rica ꝛc. zu rechnen sind. Soweit das Auge reichen kann, gewahrt es Nichts als Spitze an Spitze von diesen beschneiten Riesen, die wohl noch nie der Fuß eines Sterblichen betrat. Es sieht aus, als ob die vom Sturm gepeitschten mit Schaum bedeckten Wogen eines empörten Meeres (wie wir bei Cap Horn die beste Gelegenheit zu bemerken hatten), plötzlich erstarret wären, so drängt sich Gipfel an Gipfel. Nur wenige dieser Riesen zeigen größere Höhe, als ihre unmittelbaren Nachbarn und keiner wird der des Pisé (8600') viel nachgeben. Sie verlieren sich im Süden als Nebelgestalten, dagegen wird der Vordergrund des Bildes nach Süden durch den Vulkan selbst gebildet. Zu unterst bietet sich dem Auge vom Todos los Santos-See bis weit in das nach Westen gehende Thal des Manao, durch das wir bis zum Fuße des Vulkans vordrangen, Nichts als ein ödes, eine Tagereise langes Schlackenfeld von schwarzer Farbe dar, aus welchem nur hie und da in Gruppen stehende weiße abgestorbene kahle Baumstämme hervorragen, die durch die zuletzt stattgefundene Ascheneruption vor wenigstens 50 Jahren halb verschüttet und getödtet sein müssen. Bis in den ewigen Schnee des kegelförmigen, wie gedrechselt aussehenden überaus steilen Pisé reichen die Schlacken und nirgends ist auf ihnen eine Spur von Vegetation zu erblicken. Den Gipfel des Vulkans selbst glaubt man in solcher Nähe zu gewahren und hält ihn für so niedrig, daß ich kaum glauben wollte, meine Gefährten hätten volle 17 Stunden gebraucht, um bis 300' unter den obersten Theil vorzudringen, aber die Täuschungen sind in diesen hohen Regionen, in denen Alles den Ersteiger erinnert, daß sie nie für menschliches Treiben berechnet waren und daß ihm solche Gegenden fremd bleiben, so auffallend, daß ich die Entfernung bis zum Todos los Santos-See auf höchstens eine Stunde schätzte, während sie drei geographische Meilen betrug. Die undurchdringlich scheinende Schnee- und Gletschermasse, welche den ganzen oberen Theil des Kraters umgab, bot mir weiter nichts Bemerkenswerthes dar; ich empfand jetzt beim Anschauen des Giganten nur doppelt den Schmerz, den mir die vereitelte Hoffnung, ihn zu besteigen, verursacht hatte. — Doch ich mußte mich fügen und damit trösten, daß Dr. Ph. und D. auch gar weiter Nichts über die eigentliche Beschaffenheit des Kegels sagen konnten, da sein Eismantel, wie sie aus den unergründlichen Spalten des herrlichsten grünen Gletschereises ersehen konnten, auch nicht die geringste nähere Erforschung über sein Wesen gestattete. Einzelne kleine Rauchwolken steigen zuweilen aus den obersten Theilen hervor; aber sie waren nicht von meinen Freunden erreicht worden und schienen nur anzudeuten, daß die furchtbare Kraft des unterirdischen Feuers nur ruhe, aber nicht erloschen sei. Mit dem Beil und später, nach Verlust desselben durch einen Fall D's., mit Dr. Ph. Taschenmesser hatten sie Stufen in das Eis einhauen müssen, um emporklimmen zu können, und dennoch hatte die Nacht der vollständigen Erreichung ihres Ziels ein nicht zu besiegendes Hinderniß in den Weg gestellt.

Geognostische und geologische, sowie detaillirte geographische und botanische Beobachtungen konnten natürlich an dem einen Tage, den ich im Freien zubrachte, so gut wie gar nicht von mir angestellt werden; ich habe aber an denen von Dr. Ph. Materialien zur Genüge, um bei spätern, von mir zu machenden Expeditionen dann eine in jeder Hinsicht einigermaßen vollständige Beschreibung der erforschten Gegenden liefern zu können; da derartige Gegenstände aber auch nur für den in solchem Fache selbst Arbeitenden Interesse haben, so brauche ich wohl nicht mehr, als die Rückreise, die am andern Morgen schleunigst angetreten wurde, zu erwähnen.

Sie ging ziemlich rasch und glücklich von Statten, die Passage der immer noch angeschwollenen Flüsse wurde von unseren Thieren, die unterdeß frische Kräfte gesammelt hatten, ohne Unfall überstanden; ich sprang jedesmal hinter D. auf seinen starken Gaul und ließ meinen Chiloten am Lasso nachziehen, so daß ich nicht zu befürchten hatte, meine Schwimmfertigkeit, die gering genug ist, in einem reißenden Cordilleren-Fluß gebrauchen zu müssen. Bei den bösen Sangones wurden, wie schon auf der Hinreise, die Thiere entladen, (wir hatten 3 Maulthiere mit den beiden, die Dr. Ph. mitgenommen hatte) vorn mit dem Lasso gezogen und hinten mit einem Knüppel gehauen. Kleine Abenteuer gab's natürlich hierbei in Menge, und von meinen sämmtlichen Kleidern kam z. B. keins außer der vortrefflichen Wildledernen unzerfetzt nach Osorno. Gegen Ende des so schleunig wie möglich bewerkstelligten Rückzuges gesellte sich freilich noch der Hunger zu den kleinen Unannehmlichkeiten, aber er wurde doch nicht sehr schlimm, so daß man ihn die 36 Stunden

wohl ertragen konnte. Kurz, wir kamen Mittwoch den 17. März, wenn gleich Mördern ähnlich, mit ganz zerrissenen Kleidern, Schuhen u. s. w., aber doch kerngesund in Osorno an. Hätte aber der Regen einen Tag länger gedauert und so einen zweiten Tag Verlust gebracht, da wir dann am Ufer des Manao oder Coygueco noch zum Warten auf das Fallen des Wassers gezwungen gewesen wären, so blieb nichts Anderes übrig, als ein Pferd oder Maulthier zu schlachten, und dann hätten wir einen Theil der Naturalien-Schätze in der Wüste zurücklassen müssen.

* Chronik des Kastellans von Coucy und der Dame von Fayel.

Mitgetheilt von Adolf Laun.

Den Freunden der Uhlandschen Gedichte ist es vielleicht interessant, hier in wörtlicher Uebersetzung den alten französischen Text zu lesen, der unserem zartfühlenden Romanzensänger Stoff zu seiner Sängerliebe (3: der Kastellan von Coucy) gegeben hat. — Ein solcher Blick in die schöpferische Umbildung, in die Vergeistigung und Veredelung, die ein wahrer Dichter einer unbeholfenen Erzählung zu geben weiß, ist immer reizvoll.

Zur Zeit, als der König Philipp herrschte und der König Richard von England lebte, war in Vermandois ein sehr schöner, kräftiger und tapferer Ritter, welcher Reinald von Coucy hieß und Kastellan von Coucy war. Dieser Ritter war sehr verliebt in eine Dame des Landes, welche die Frau des Herrn von Fayel war. Beide hatten viel Kummer und Noth um ihre Liebe, wie es die Geschichte erzählt, die von ihrer Zärtlichkeit spricht und worüber Romane gemacht worden sind. Es geschah, daß, als die Reisen über das Meer gemacht wurden und die Könige von Frankreich und England dahin gingen, der Kastellan von Coucy auch hinging, weil er gern das Handwerk der Waffen übte. Die Dame von Fayel, als sie hörte, daß er fortzog, machte eine Flechte von Seide, die sehr schön und zierlich war, und hatte von ihren eigenen Haaren hineingewoben unter die Seide, so daß das Werk sehr herrlich war. Sie schenkte ihm dieselbe, und er heftete sie hinten auf seinen Helm, wo sie einen weichen Wulst bildete mit Zöpfen von Perlen, die daran hingen.

Der Kastellan von Coucy ging über's Meer mit großem Bedauern, seine Dame zu verlassen. Als er drüben war, vollführte er viele Ritterthaten, denn er war ein tapferer Ritter und hatte großes Vergnügen daran, daß man Neuigkeiten von seinen Thaten hinüberbrachte, damit seine Dame Freude daran hätte; da ereignete es sich, daß bei einer Belagerung, welche die Christen gegen die Saracenen machten, dieser Herr vorn auf der Brust von einem viereckigen Steine getroffen wurde, durch welchen Wurf es geschah, daß er starb. Im Sterben dachte er mit großem Kummer an seine Dame, und deßhalb rief er einen seiner Stallknechte und sagte ihm: „Wenn ich todt bin, bitte ich dich, daß du mein Herz nimmst und es so einrichtest, daß du es nach Frankreich zu meiner Dame von Fayel tragen kannst; und wickle es in diese Flechten." Er gab ihm das Band, welches die Dame aus ihren Haaren gemacht hatte, und einen kleinen Schrein, worin er mehrere Ringe und Diamanten hatte, welche die Dame ihm gegeben hatte, und den er immer bei sich trug, aus Liebe und zum Angedenken an sie. Als der Ritter todt war, that der Stallknecht dies; er öffnete ihm den Leib, nahm das Herz heraus, salzte es und machte es mit gutem Gewürz ein und legte es mit den Flechten der Dame, mit ihren Ringen und Diamanten, die sie ihm gegeben hatte, und mit einem sehr kläglichen Briefe, den der Ritter bei seinem Tode geschrieben hatte und der von seiner Hand unterzeichnet war, in den Schrein.

Als der Stallknecht nach Frankreich zurückgekehrt war, kam er zu dem Ort, wo die Dame wohnte, und setzte sich in einem Wald dicht bei diesem Orte hin. Er hatte das Unglück, daß er von dem Herrn von Fayel gesehen wurde, der ihn sehr gut kannte. Da sie beide allein waren in diesem Holze, ging er auf ihn zu aus Zorn gegen seinen Herrn, den er mehr haßte als irgend einen Mann auf der Welt. — Der Stallknecht bat um Gnade, und der Ritter sagte ihm: „Entweder tödte ich dich, oder du sagst mir, wo dein Herr ist." Der Stallknecht sagte ihm, daß er todt wäre, und weil er es nicht glauben wollte und jener Stallknecht Furcht hatte zu sterben, zeigte er ihm den Schrein, um ihn zu überzeugen. Der Herr von Fayel nahm den Schrein und schickte den Stallknecht fort, dann ging er zu seinem Koch und sagte ihm, er solle dies Herz so gut zubereiten und so gut würzen, daß man es wohl essen könne.

Der Koch that es und bereitete zugleich ein ganz ähnliches Fleisch zu und stellte es hübsch mit diesem auf eine Schüssel zusammen, und so wurde es der Dame bei Tische vorgesetzt; der Herr aß von dem anderen Fleische, welches jenem glich, und so aß die Dame das Herz des Kastellans, ihres Freundes. Als sie gegessen hatte, fragte der Herr die Dame: „Habt Ihr gutes Fleisch gegessen?" Und sie antwortete, daß es gut gewesen wäre. Er sagte ihr: „Deßhalb habe ich es Euch zubereiten lassen, denn es ist ein Fleisch, das Ihr sehr liebt." Die Dame, welche keine Ahnung davon hatte, sagte Nichts mehr davon, und der Herr sagte ihr. „Wißt Ihr, was Ihr gegessen habt?" Und sie antwortete: „Nein"; und er sagte ihr darauf: „Wisset, daß ihr das Herz des Kastellans von Coucy gegessen habt."

Als sie das hörte, war sie ganz in Erinnerung an ihren Freund versunken, aber sie konnte es doch nicht glauben, bis ihr der Herr den Schrein und die Briefe gab, und da sie die Dinge sah, die in dem Schrein waren, erkannte sie dieselben. Sie fing an, sie zu lesen, als sie seine Handschrift und sein Wappen erkannte; dann fing sie an, sich sehr zu verändern und roth zu werden und viel nachzudenken. Als sie nachgedacht hatte, sagte sie zu ihrem Herrn: „Es ist wahr, daß ich dieses Fleisch sehr geliebt habe, und ich glaube, daß der Kastellan todt ist, was sehr schade ist, da er der treuste Ritter auf der Welt war. Ihr habt mich sein Herz essen lassen, und es ist das letzte Fleisch, das ich je essen werde, und nie habe ich so edles und gutes gegessen, und das ist ein Grund, weßhalb ich nach so edlem Fleisch kein anderes darauf essen darf, und ich schwöre Euch bei meiner Ehre, daß ich kein anderes nach diesem essen werde."

Die Dame stand vom Tisch auf und ging in ihr Zimmer, indem sie sehr großen Schmerz empfand, und das Essen schmerzte sie mehr, als sie zeigte. Und in diesem Schmerze beendigte sie ihr Leben in großem Kummer und Klagen über den Tod ihres Freundes. Hierüber war der Herr von Fayel sehr erstaunt, aber er wußte, wie auch kein anderer Mensch auf der Welt, kein Mittel dagegen. Diese Sache erfuhr man im ganzen Lande, und der Herr von Fayel hatte großen Krieg darüber mit den Freunden seiner Frau, bis es sich traf, daß die Sache vom Könige und den Baronen des Landes beigelegt wurde.

* Politik unter den Franzosen im Auslande.

Die von Frankreich fortwährend einlaufenden Nachrichten von Verurtheilungen zu Geldbuße, Gefängnißstrafe oder Deportation nach Cayenne wegen politischer Aeußerungen beweisen, daß trotz der gefesselten Presse, trotz öffentlicher und geheimer Polizei die republikanische Partei doch noch, wenn auch im Verborgenen, thätig ist. Außerhalb Frankreichs und namentlich in den Vereinigten Staaten, wo Presse und Rede frei sind, und wo keine Denunciation oder Strafe zu befürchten ist, äußern die Franzosen ihre krassen republikanischen Gesinnungen ohne Bedenken. So fand am 24. Februar d. J. in San Francisco ein Festessen zum Andenken an die Februarrevolution von 1848 Statt, von den republikanisch gesinnten Franzosen veranstaltet. Bei diesem wurden folgende Toaste ausgebracht: Den Vätern der Revolution von 89; der republikanischen Vereinigung und ihrer fortdauernden Unbeflecktheit; dem Andenken Robespierre's; der Universalrepublik; der Vereinigung aller Republikaner auf dem Erdball; den Verbannten in Cayenne; dem Andenken des unsterblichen Marat; den Helden von 1848; dem aufrichtigen Republikaner B. Lagrange u. s. w. — Als die Nachricht von dem Pariser Attentat nach San Francisco kam, hielten die kaiserlich gesinnten Franzosen eine Versammlung im französischen Consulat und verfaßten eine Adresse an den Kaiser Napoleon III., in welcher sie ihm zu seiner Rettung Glück wünschten und ihren Abscheu gegen das Verbrechen mit großen Zeichen der Ergebenheit und Treue an den Tag legten. In dem französischen Blatte „Le Phare" wird aber folgende Adresse an das Volk von Paris vorgeschlagen: „Die in Californien wohnenden Franzosen haben mit großer Betrübniß erfahren, daß am 14. Januar 1848 sechszig ihrer Landsleute in einer Straße von Paris verwundet oder getödtet worden sind. Sie wünschen vom Grunde ihrer Seele, daß die Ursachen, welche zu solchem Blutvergießen in Masse führen, bald entfernt werden mögen. Bürger von Paris, wir sind weit von Euch entfernt; aber Euer Kummer und Eure Freuden werden stets die unsrigen sein." Diese Adresse, so wie die der andern Partei an den Kaiser, sollten gedruckt und im ganzen Staate Unterschriften dazu gesammelt werden.

Feuilleton.

— * Der Roman „Soll und Haben“ von Freytag bewährt fortdauernd seine Anziehungskraft. Kaum ist die neue wohlfeile Ausgabe, die siebente, im Buchhandel, so ist auch schon ein neuer Abdruck derselben nöthig geworden.

— △ Alpinisches und Transalpinisches. Neun Vorträge von Karl Witte, Professor in Halle. Berlin, Hertz. — Wir erhalten in diesem hübsch ausgestatteten Bändchen eine Reihe von Vorträgen und Abhandlungen über die Alpenpässe, die Gletscherwelt, das Engadin, Palinuro und Capri (in der Terra di lavoro Neapels, südlich vom Golf von Salerno gelegen) und Palermo. Diese Vorträge erschienen schon früher in besonderen Heften und in der neuen Preußischen Zeitung und erregten schon damals in der Lesewelt lebhaftes Interesse; das Engadin erscheint hier vermehrt durch eine Beilage über den Piz Languard, diesen neuerlich so berühmt gewordenen Standpunkt der Graubündener Gebirgswelt, als dessen eigentlicher Entdecker der Maler Georgi aus Magdeburg anzusehen ist. — In den folgenden Aufsätzen führt uns der Verfasser in den Rosengarten und das Grödnerthal Tyrols, nach der Miniaturrepublik San Marino, nach Ravenna, dessen großartige Vergangenheit uns hier auf anziehende Weise wieder vorgeführt wird, und zum Schluß in das eine Tagereise östlich von Florenz mitten in der Wildniß des Apennin gelegene Franciskanerkloster der Alvernia. — Ueberall sind historische Notizen auf geschmackvolle Weise mit treuer Schilderung der Landschaften und Orte zu einem harmonischen Ganzen verbunden, so daß der Leser ein treues Bild derselben und geistige Nahrung zugleich erhält. Möge der Verfasser uns noch mehr solche alte oder neuere Reiseerinnerungen bieten; dieses Werk wird gewiß mehr als einen Wanderer, dem es nicht bloß Unterhaltung, sondern Belehrung und Lust zum Weiterforschen gegeben, veranlassen, einen der berührten Punkte aufzusuchen.

— * Professor Erdmann in Halle, dessen Vorträge über das academische Studium wir noch zu besprechen haben, hat einen Vortrag, den er, wie es alljährlich geschieht, im vorigen Winter im wissenschaftlichen Verein zu Berlin gehalten hat, im Druck erscheinen lassen (Berlin, Hertz). Das Thema lautet: „Ueber Gewohnheiten und Angewohnheiten“ und wird von Erdmann in der an ihm bekannten humoristischen Weise abgehandelt. Die Sprache stellt zwei besondere Arten der Gewohnheiten einander gegenüber; sie „unterscheidet die Fälle, wo ich mich an eine Sache, von denen, wo ich mir eine Sache angewöhnte, weist also dort mir, hier dagegen der Sache die leidende Rolle zu.“ In dem einen Falle ist der Mensch als das Passive, im anderen als das Active gesetzt; in jenem wird von Gewöhnung und Gewohnheiten, in diesem von Angewöhnung und Angewohnheiten gesprochen. Die Untersuchung nimmt diesen Gegensatz als einen allgemein zugestandenen zum Ausgangspunkt, läßt sich durch ihn ihre Grenzen bestimmen und fragt nicht mehr, ob, sondern wie sie von einander unterschieden sind.

— * Der Geschichtschreiber Professor Friedrich von Raumer in Berlin hat in Begleitung des Kunsthistorikers Ernst Guhl eine Reise nach der Türkei und Griechenland angetreten. Raumer wird einige Wochen in Konstantinopel zubringen, Guhl sich von dort nach Athen begeben, um daselbst kunstgeschichtliche Studien zu machen und namentlich einen Vergleich der antiken Bau-Denkmäler mit dem in seinem Werke über dieselben gesammelten Material anzustellen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Guhl, dessen kunstgeschichtliche Studien ihm einen ehrenvollen Namen erworben haben, dazu ausersehen ist, als Nachfolger des verstorbenen Franz Kugler in das Unterrichts-Ministerium einzutreten.

— * In Leipzig starb am 12. Mai nach langen Leiden der Professor und Kirchenrath Winer, ein ausgezeichneter Gelehrter auf dem Gebiete der Theologie, vorzüglich bedeutend als Grammatiker und Lexikograph des neuen Testamentes und als gründlicher Kenner der theologischen Literatur. Winer war am 13. April 1789 zu Leipzig geboren, studirte dort Theologie und ward 1817 Privatdocent, bald darauf außerordentlicher Professor. Von 1823 bis 1832 gehörte er der Universität Erlangen, seitdem Leipzig an. Seine Collegien zählten zu den am Stärksten besuchten, obwohl er die Kunst des Vortrages nicht besaß.

— * In diesem Sommer wird Professor Tischendorf in Leipzig abermals eine Reise nach dem Orient unternehmen.

— * Am Hofburgtheater in Wien ist ein neuer Stern aufgegangen. Ein noch junger Mann, welcher bisher Statist an jener Bühne war, Herr Lewinsky, hat durch die Art, wie er als Charakterdarsteller sich eingeführt hat, ein unerhörtes Aufsehen erregt, wie es kaum bei Marie Seebach der Fall war, und wird als ein Talent vom ersten Range begrüßt. Er spielte den Franz Moor, ward anfangs zweifelnd und kalt empfangen, feierte aber an demselben Abend noch Triumphe. Die Sache erregt um so mehr Aufsehen, als die äußeren Mittel des jungen Mannes die unscheinbarsten sind, abgerechnet das scharf geschnittene, sehr viel Intelligenz verrathende Gesicht; er ist sehr klein, schmal und mager, das Organ scharf, wenig umfangreich und noch weniger ausgebildet. Dagegen zeigt er viel Phantasie und geistige Kraft.

— * Der seit vielen Jahren an der Leipziger Bühne wirkende treffliche Sänger und Regisseur Heinrich Behr hat Leipzig verlassen und die Direction des Theaters in Rostock übernommen.

— * Die musikalische Saison in London ist in ihrer Blüthe. Am 15. Mai wurde das aus seinen Trümmern erstandene Theater von Coventgarden mit den „Hugenotten“ von Meyerbeer eröffnet; die Grisi, Mario und Formes sangen die Valentine, den Raoul und Marcel. Meyerbeer hatte für die Aufführung einige Veränderungen mit seiner Oper vorgenommen.

— * Die jetzige italienische Oper. Die „Allgemeine Zeitung“ macht folgende Bemerkungen über die jetzigen Musikzustände in Italien: Wenn man, von der neuen italienischen Oper redend, Rossini und Meyerbeer ausnimmt, so beschränkt sich das gegenwärtige Repertoire im Ganzen auf die Werke zweier Todten, Bellini und Donizetti, und dreier Lebenden, Pacini, Mercadante und Verdi. Man würde sich aber sehr täuschen, wenn man hieraus auf Mangel an Componisten schlösse. Zu keiner Zeit hat es in Italien an solchen gefehlt — jetzt ist deren Zahl wahrhaft imposant, aber sehr wenigen gelingt es, sich Geltung zu verschaffen. Wenn man die Liste der neueren dramatisch-musikalischen Compositionen durchgeht, so fragt man sich unwillkürlich: ob denn wirklich die Mehrzahl dieser Componisten gar so geringes Talent besitzt, oder ob ungünstige Umstände sie hindern, sich einen Namen zu machen und auch nur temporär auf dem Repertoire zu halten. An Theilnahme des Publikums mangelt es gewiß nicht. Das Theater, namentlich das Operntheater, ist der gewohnte und besonders in Städten zweiten und dritten Ranges zum Theil der einzige Versammlungsort des Adels und der höhern Gesellschaft; überall, selbst wo es anscheinend an Geld fehlt, werden große und prachtvolle Häuser gebaut, und die Communalverwaltungen stürzen sich in Schulden, weil sie es den Nachbarn an Glanz des Theaters zuvorthun wollen; überall will man Neues hören und es wenigstens mit Neuem versuchen. Aber meist wird die neue Partitur, wenn sie auch die Probe der ersten Aufführung mühsam übersteht, nach zwei oder drei Abenden zurückgelegt, und man ist froh, eine ältere Oper in Reserve zu haben. Es muß also denn doch wohl entweder an hervorragendem Talent fehlen oder am Ernst der Studien; wirklich vernimmt man, mit Ausnahme Neapels, wo Mercadante tüchtig wirkt, wenig von guten Schulen. Man erschrickt förmlich, wenn man die Kataloge der Operncompositionen der letzten zehn bis funfzehn Jahre durchsieht, und findet, wie viel seit Rossini's Verstummen, seit Bellini's Tod geschrieben, publicirt, vergessen worden ist. Ganze Schaaren von Componisten stehen da, von denen man wenig, sehr wenig, nichts weiß, und die doch alle ihre Spartiti auf die Bühne gebracht und Verleger dafür gefunden haben. Wer hat, über die näheren und nächsten Kreise hinaus, etwas von den zahlreichen Componisten gehört, die in der bezeichneten Zeit bei dem einzigen Mailänder Verleger Ricordi ihre Opern herausgegeben haben — Altavilla, Apolloni, Aspa, Baroni, Battista, Bergonzi, Boni, Boniforti, Braga, Butera, Buzzi, Buzzolli, Cagnoni, Campiani, Carlini, Carlotti, Chiaramonte, Combi, Corbi, Dalla Baratta, Degola, Elia, Ferrari, Fontana, Foroni, Gabrielli, Galli, Gambini, Leoni, Litta (wie Poniatowski und Azzolino vornehmer Dilettant), Malipiero, Manusardi, Mariani, Mazzucato, Muzio, Nini, Pappalardo, Pedrotti, Perelli, Riotti, Rossi, Sanelli, Speranza, Torriani und mehrere andere! Und solche selbst, die theils in Italien etwas bekannter geworden sind, theils in Paris und London als Musiklehrer sich eine Clientel erworben haben, was wird von ihnen bleiben? Von De Giosa, Romani, Coppola, Coccia, Gabussi, Vera, Mabellini, Ricci (vielleicht der Talentvollste in der komischen Oper), Capecelatro? Das Factum ist tief entmuthigend. Die Zahl der tragischen Opern dieser verschiedenen Componisten ist überwältigend groß; von Jerusalem nach Schottland, von Granada nach Suli, von Vasco de Gama zu Robert Bruce, von Karl dem Großen zu Mlle. de la Vallière, vom Alten vom Berge zu Christine von Schweden — alle Länder, alle Jahrhunderte, alle Geschichtswerke und Romane sind in Contribution gesetzt. Man kann Geschichtsstudien machen in der italienischen Oper. Verdi allein bietet einen erklecklichen Stoff — Schade nur, daß die meisten seiner Libretti über allen Begriff miserabel sind. Nabuchodonosor und die beiden Foscari, Attila und Hernani, die Lombarden beim Kreuzzug und Le Roi s'amuse, Macbeth und die Jungfrau von Orleans, die Schlacht von Legnano und Jerusalem, die sicilianische Vesper und Simon Boccanegra — und neben den historischen Sujets eine Menge anderer bis zur Dame aux Camélias hinab. So weit hat man's in Deutschland und Frankreich nicht gebracht. In Deutschland und Frankreich aber monopolisirt auch die Oper nicht das Interesse ganzer Klassen — in Deutschland und Frankreich giebts keine Städte, in denen ein Dutzend Journale bloß vom Theater reden — in Deutschland und Frankreich ist das Drama ebenbürtig mit der Oper und nicht deren demüthige Magd — in Deutschland und Frankreich giebt's stehende Bühnen, statt ewig umherwandernder Truppen. Man muß die Umstände eben nehmen, wie sie sich bieten.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 22. Bremen, 30. Mai. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Berliner Musikzustände.

Von A. Itzenplitz.

Virtuosen-Concerte.

„Wenn die Herbstabende beginnen unangenehm zu werden, die Fremden, welche Berlin den Sommer über bewohnen, die Stadt verlassen und die ureignen Insassen von Bade- und Vergnügungsreisen, von Sommerwohnungen und Landgütern wieder eintreffen, beginnen die ersten Plänkeleien des musikalischen Winterfeldzuges, und je tiefer das Quecksilber am Thermometer fällt, desto heißer entbrennen die Notenschlachten, oft an *einem* Tage zu gleicher Zeit auf drei, vier verschiedenen Haupt- und vielen Nebenschlachtfeldern. Das ist jetzt noch wie früher, aber der eigentliche Concerttaumel, das Concert-Delirium, die Orgien bei den Gastmählern des reisenden Virtuosenthums leben nur noch in der Erinnerung der älteren und mittleren Generation. Bekanntlich erreichte jener Unsinn in dem Berliner und Wiener Liszt-Jubel seine höchste Spitze. Der Kern jener Begebenheiten selbst wie nicht weniger seine auf die Persönlichkeit des Spielers sich beziehenden Anhängsel werden einst, wenn sie erst wirklich Geschichte geworden sind, ein recht interessantes Kapitel der Kunst- und Kulturgeschichte der vierziger Jahre unsres Jahrhunderts abgeben. Wesen und Zweck der Musik waren in jenem Taumel vollständig abhanden gekommen; man drängte, stieß und schlug sich um Billets in der Einbildung, sich einen musikalischen Genuß zu erobern —, in der That, um Finger rasen zu sehen. Wer Liszt und seine Jünger spielen gesehen hat, wird sich noch recht gut erinnern, wie bei jedem Musikstücke dem Instrumente eine andre Stellung gegeben wurde, damit nach und nach von allen Seiten des Concertsaals der *Anblick* der Musik möglich wurde; wer die Helden jener Epoche im Salon traf, wird sich gleichfalls entsinnen, wie beim ersten Accorde die ganze Gesellschaft ihre Plätze verließ und auf den Flügel losstürzte, nicht um mit den Ohren die Musik, sondern mit den Augen die Bewegungen der Finger zu verschlingen.

Wie gründlich das instrumentale Seiltänzerthum sich überlebt hat, zeigen hin und wieder Beispiele von Nachzüglern aus jener Epoche oder von musikalischen Sonderlingen, die unberührt vom Jagen der Zeit geblieben sind, wenn sie das faule Pferd der reinen Virtuosität besteigen, mag es auch eins sein, das einmal als glänzendes Paradepferd in allen europäischen Hauptstädten vorgeritten wurde. Ein Theil der Zuhörer, der jene Epoche mit durchgemacht hat, wühlt in seinem Gedächtnisse nach einigen passenden Ausdrücken aus der später aufgekommenen Ekel- und Ueberdrußterminologie, ein andrer Theil macht eine geistreiche Bemerkung über die Bildungsfähigkeit der Muskeln, der größere Theil unterhält sich von Stadt- und Familienangelegenheiten oder vom Wetter.

Wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht, so kam der diesem wie jedem schweren Rausche folgende und im gewöhnlichen Leben nach dem Katzengeschlechte benannte Jammer im Jahre 1846 zum fürchterlichen Ausbruche. Während der ersten Hälfte des Winters jenes Jahres befand ich mich in Berlin, während der zweiten Hälfte in Wien und war somit in beiden Musikhauptstädten Zeuge von der Verzweiflung einerseits des Publikums, auf dessen Köpfe hageldicht die Concert-Ankündigungen niederfielen, und das bis zum Ueberdruß voll und satt von Concertmusik war, andrerseits der Virtuosen, von denen die ersten und berühmtesten auf ihrem Instrumente nicht dahin gelangen konnten, auch nur mit Beihülfe von Hunderten von Freibillets ihren Saal zu füllen. Sie erfuhren die Demüthigung, daß die Ankündigung von ein paar schwedischen Liederchen, von *Jenny Lind* in einem solchen Concerte gesungen, in wenigen Stunden zuwege brachte (nämlich den Verkauf sämmtlicher Billets), was ihr eigner glänzender Ruf, ihre riesengroßen Plakate und die noch riesigeren Reklamen der Wiener Kritik nicht vermochten.

Der Wendepunkt war also eingetreten — das Jahr 1848 machte, wie so vielem Andern, auch den Verendungsqualen dieser Epoche ein auch dem Verblendetsten wahrnehmbares Ende. Als einzige, aber höchst schätzbare Erbschaft derselben kam auf die unsrige die außerordentliche Vervollkommnung der Technik und die weite Verbreitung der Virtuosität, die nun nicht mehr als Zweck, sondern als Mittel betrachtet wurde, durch alle musikalischen Regionen. Es giebt jetzt unter den Kaufleuten, Künstlern, jüngeren Beamten u. s. w. eine Menge von Dilettanten, ebenso in allen Klassen der gebildeten Gesellschaft eine Menge von Dilettantinnen, die sich einen Grad der Virtuosität auf ihrem Instrumente angeeignet haben, der noch in den dreißiger Jahren die meisten Künstler von Fach beschämt haben würde. Ein Klavierspieler von gewöhnlicher Tüchtigkeit im Spiele selbst und mit Geschmack, Verständniß und Empfindung begabt, glaubte früher eine Beethovensche Sonate oder die Klavierpartie eines Trios vortrefflich zu spielen; wie ganz anders gestaltet sich aber das Stück unter den Händen eines Spielers von heute, mit denselben, sogar mit geringeren allgemein musikalischen Fähigkeiten, aber mit der vervollkommneten Technik des Spieles. Ein sehr bedeutendes Stück seines künstlerischen Könnens mußte jener in die Aufmerksamkeit auf die Schwierigkeiten des Instrumentes verwenden; dieser, für den keine technischen Schwierigkeiten existiren, kann die ganze Summe seiner Fähigkeiten für den seelischen Ausdruck, den Inhalt selbst und die Wirkung, die zu erreichen ist, verbrauchen.

Ein besseres Theil konnten die nachmärzlichen Virtuosen nicht erwählen, als sie thaten, indem sie zu den Klassikern zurückkehrten und ihre höchste Aufgabe in den Vortrag eines der großen Concerte von Beethoven oder Mendelssohn setzten. Mit dem Vortrage einer Beethovenschen Violin-Sonate erreicht jetzt *Joachim* Wirkungen, die zwar weniger geräuschvoll, aber unendlich tiefer und nachhaltiger sind, als sie je bei einem Passagenhelden allerersten Ranges erlebt wurden.

Es ist eine tröstliche Bemerkung, daß trotz der vollständigen Blasirtheit des Publikums der Concertmusik gegenüber ein Beethovensches Klavier-Concert mit Orchesterbegleitung, als Kern einer sonst an Solovorträgen noch Gutes versprechenden Musikaufführung, noch Anziehungskraft genug besitzt, um einen der großen Concertsäle Berlins mit Zuhörern zu füllen, die freiwillig, d. h. ohne den moralischen Zwang von Freibillets, herbeikamen.

In fast allen andern Fällen ist ohne Aufbietung von bedeutenden Ensemblekräften ein auch nur die Kosten deckendes Concert-Unternehmen ein Ding der Unmöglichkeit. Wenn trotzdem noch immer dergleichen Concerte gegeben werden, so sollte man meinen, daß die oft höchst bedeutenden Künstler zwecklos, ja gradezu unverständig handelten. In der Regel ist jedoch mit diesen Concerten ein andrer Zweck verbunden als der augenblickliche des klingenden Lohnes. Da der Musiker wie jeder andere Künstler schließlich nicht von der Ehre allein leben kann, so veranstaltet er entweder Concerte in den Provinzen oder in sonst noch nicht von der Blasirtheit befallenen Gegenden, (auf Rußland, auch Amerika wird in dieser Beziehung noch viel gerechnet), oder er bewirbt sich um eine Kapellmeister- oder Concertmeisterstelle an einem größeren Theater, oder er giebt Unterricht an junge Künstler und vermögende Dilettanten; Vorbedingung für eine jede dieser Bestrebungen ist Ruf, (für die Concerte in den Provinzen und im Auslande sind auch lobende Kritiken in den Journalen der Hauptstadt eine Nothwendigkeit), und jene Concerte auf eigene Kosten haben diese Nothwendigkeiten im Auge.

Trotz Allem hatte das Virtuosenthum bis noch vor Kürzem eine ziemlich aristokratische Zurückhaltung beobachtet in Bezug auf die Gesellschaftskreise, in denen es sich entfaltete, während in den andern Zweigen der Kunst und des Wissens mehr und mehr demokratisch verallgemeinernde Tendenzen zur Herrschaft kamen. Einem praktischen Genie stieg der Gedanke auf, daß, wenn mit dem blasirten Theile der Kunstliebhaber nichts mehr anzufangen sei, sich dagegen in dem weniger vermögenden, dafür aber unendlich zahlreicheren Theile des Publikums ein noch völlig jungfräulicher Boden für Aussaat und Ernte an Ehre und Gold darböte.

Die Idee war zeitgemäß, also nothwendiger Weise von praktischem Erfolge begleitet. Das Kroll'sche Vergnügungslokal faßt mindestens das Dreifache der Zahl von Menschen, welche die großen Concertsäle der Stadt aufzunehmen vermögen. Gelang es unter Beibehaltung des in diesem Orte üblichen Eintrittspreises von einem drittel Thaler, den Kroll'schen Saal zu füllen, so war vermittels der Quantität Alles vollbracht, was in den Sälen der Stadt nur zu ermöglichen war. Die beiden Wieniawsky's, Arthur Napoleon, Singer, Bazzini und Andre haben das Experiment gemacht und ihren Zweck über alle Hoffnung hinaus erreicht.

Von dem Schicksale der Klavierspieler und Geiger blieben die Gesangsvirtuosen so ziemlich verschont. Die Berühmtheiten unter den Letzteren, wie Roger, Jenny Lind, Pauline Garcia, Clara Novello, können es noch immer wagen, Concerte zu veranstalten. Die Erklärung für diese Erscheinung mag vor Allem in dem von keinem Instrumente zu erreichenden Reize der menschlichen Stimme liegen, dann aber auch in der Unmöglichkeit, die Stimme, auch mit dem besten Willen, zu einem seelenlosen und seelenlos zu spielenden Instrumente zu degradiren. Mehr als beim Instrumentalspiele und mehr als in jeder andern Kunst kommt beim Gesange die Individualität des Künstlers, also das wichtigste und am meisten interessirende Moment im musikalischen Vortrage, zur Erscheinung. Der Theil des geistigen Ichs, der schon in dem einfach ausströmenden Gesangstone enthalten ist, wird bei einer bedeutenden Persönlichkeit die geistloseste Dudelei eines Donizetti immer noch mit einem gewissen Grade von Schönheit und Charakter versetzen. Man hat es erlebt und erlebt es noch immer, daß die größten Sängerinnen nicht nur in besseren Rossini'schen Opern, sondern auch in den abgestandensten der italiänischen Schule ihre Triumphe feiern. Im Ganzen genommen haben sich jedoch die Gesangsberühmtheiten gleich den Instrumentalisten zu der Rückkehr zu den Klassikern bequemen müssen; Fidelio und die Partieen der Weber'schen, Mozart'schen und Gluck'schen Opern sind wieder der Prüfstein für wirkliche Größe in der Gesangskunst geworden.

Soll ein Concert, und namentlich ein Abonnements-Unternehmen, jetzt noch starke Anziehungskraft ausüben, so müssen die Solovorträge nicht nur abwechselnd vokale und instrumentale sein, sondern es müssen auch größere Ensemblestücke beider Gattungen vorgeführt werden. Eine Symphonie, ein Chor mit Solo, womöglich eine Composition, welche beide Gattungen in sich vereinigt, wie die neunte Symphonie mit Chören von Beethoven, die „Wüste“ von David oder die „Flucht nach Aegypten“ von Hector Berlioz, dann eine Virtuosenleistung größten Genres, wie die Concerte mit Orchesterbegleitung von Beethoven, Weber und Mendelsohn, dann einige leichteren Genres, einige klassische Arien und Lieder, eine Anzahl moderner mit kleinen Niedlichkeiten gespickter Salonsachen —, das ist das Programm der erfolgreichen Concert-Unternehmungen der letzten Jahre. In einzelnen Fällen geben auch wohl irgendwelche mit der Aufführung einzelner Compositionen verbundene Tendenzen und Demonstrationen besondere Anziehungsmittel ab. Im vorletzten Winter machte es sich das schon früher erwähnte Concert-Unternehmen Stern's zur Aufgabe, neben klassischen Compositionen auch die größeren neueren Datums und neuerer Richtung zur Aufführung und Geltung zu bringen. Gade, Schumann, Hector Berlioz, Joachim, Richard Wagner und Franz Liszt sollten mit Beethoven, Mozart, Franz Schubert, Cherubini u. s. w. in die Schranken treten. Wenn bei der Wahl von Gade und Schumann noch rein künstlerische Interessen in Betracht kamen, so gehörte diejenige der Vertreter der Zukunftsmusik unbedingt der speculativen und finanziellen Seite des Unternehmens an. Dem so klaren Verstande des Dirigenten konnte das Princip der Formlosigkeit und Verworrenheit natürlich keine persönliche Sympathieen abgewinnen; in derselben Eigenschaft Sterns lag es aber auch, daß er seine persönlichen Sympathieen oder Antipathieen jener so wichtigen Seite des Unternehmens aufzuopfern sich nicht für verpflichtet hielt. Die Acten der Zukunftsmusik waren, soweit das Publikum in Betracht kam, noch nicht spruchreif, und selbst ein Gegner der neuen Schule konnte mit Wahrung des äußeren Anstandes Compositionen von einem so berühmten und immer noch so allgemein interessirenden Manne wie Liszt oder eine Ouverture von dem größten jetzt lebenden Violinspieler, Joachim, aufführen. Gab somit die Befriedigung der Neugier oder, wenn man will, der Spannung des Publikums einen Grund für das augenblickliche Schließen eines Freundschaftsbündnisses mit der neuesten Schule, so fand sich ein zweiter in der Nothwendigkeit, den besten Clavierspieler Berlins, Hans von Bülow, den ersten unter den Jüngern und Aposteln der neuen Lehre, für das Unternehmen zu gewinnen. Aber auch von der andern Seite war die Alliance eine nichts weniger als herzliche und uninteressirte, sondern gleichfalls eine echt diplomatische. Wie es sich bisher gezeigt hat, verwendet die Wagnersche Partei ihre Thätigkeit und Energie mehr auf das Propagandamachen als aufs Componiren. Ihr Heranziehen zu einem so wichtigen musikalischen Unternehmen betrachtete sie als einen Schritt weiter zu einem schon seit Langem angestrebten wichtigen und durchaus nothwendigen Erfolge, der Herrschaft ihrer Partei in Berlin. Der augenblickliche Zweck des Bündnisses von Seiten Sterns, die Heranziehung einer hinlänglichen Anzahl von Abonnenten, wurde erreicht, die Wünsche und Hoffnungen der Wagnerschen Partei blieben unerfüllt, denn das fünfte Concert des Orchestervereins, in welchem fünf Compositionen Liszt's unter seiner eignen Leitung zur Aufführung kamen, bereitete der Zukunfts- und Programm-Musik eine Niederlage, wie sie nicht eklatanter gedacht werden kann.

Als die Wagnersche Schule in Leipzig wenigstens Boden zum

Streben gefaßt hatte, mußte ihr vor Allem an der Bekehrung der preußischen Hauptstadt liegen, die vermöge ihrer reichen und großartigen Mittel und ihres Einflusses auf ganz Nord- und Mittel-Deutschland einen Mittelpunkt abgegeben hätte, von welchem aus das übrige Geschäft sich mit Leichtigkeit bewerkstelligen ließ. Hans von Bülow hielt sich für den Bonifacius, der die Axt an die heiligen klassischen Eichen legen sollte; er siedelte vor drei oder vier Jahren nach Berlin über und eröffnete mit keckem Muthe und edler Dreistigkeit den Feldzug gegen Alles, was in der Musik dem Deutschen heilig und lieb ist, was er mit Stolz dem Stolze des gesammten europäischen Auslandes entgegenhalten kann. „Berlin ist ein Augiasstall“, schrieb er in einem seiner Briefe an die Leipziger Musikzeitung, „der erst gereinigt werden muß, bevor unsre Schule hier Wurzel fassen kann.“ Aehnliche Auslassungen erlaubte er sich in der Gesellschaft, und wenn ihm hier nicht Züchtigung dafür in derber Zurechtweisung wurde, so lag das weniger an der Gesinnung der Anwesenden als an „Europas übertünchter Höflichkeit“, in der hauptstädtischen Nachsicht mit den moralischen Schwächen und Gebrechen der Nebenmenschen und in der Gemüthlichkeit, mit welcher es so häufig der Deutsche anhören kann, wenn ein beliebiger Hans Dampf ihm beweist, daß die Vorzüge, die er allen übrigen Nationen gegenüber aufzuweisen hat, auch eigentlich nur Schwächen und Laster sind.

Auch in der Berliner Journalistik machte Bülow Propaganda für die Partei. Indessen blieb diese Thätigkeit ein kurzathmiger Versuch, denn der Zukunftsartikel in der Montagszeitung „Die Feuerspritze“ verschwand bald wieder. Berlin erwies sich noch immer als verstockt in dem Aberglauben an seine alten Götter. Endlich nahte das letzte Abonnements-Concert des Stern'schen Orchester-Vereins, in welchem ausschließlich Liszt'sche Compositionen ausgeführt werden sollten. Die Heiden erwarteten den Tag mit unbegreiflichem Gleichmuthe, die Bekehrer mit den sanguinischesten Hoffnungen. Der Componist war aus Weimar herübergekommen und hatte seine Compositionen, zwei symphonische Dichtungen für Orchester allein, ein Clavierconcert mit Orchesterbegleitung, ein Ave-Maria und einen Psalm, mit dem Orchester- und Gesangschore selbst einstudirt. Chor und Orchester hatten in vier vorangegangenen Concerten sich glänzend bewährt und thaten auch in dem letzten mehr als ihre Schuldigkeit, so daß ihnen wohl keine Schuld an dem entschiedenen Mißfallen, das die Compositionen erregten, beigemessen werden kann. Es ist wahr, Berlin war trotz — oder auch vielleicht wegen — der Wühlereien Bülow's und seiner Glaubensgenossen im Voraus eingenommen gegen die Liszt'schen Compositionen; andererseits war aber die Verehrung für die liebenswürdige und bedeutende Persönlichkeit des Componisten und für seine Künstlerschaft auf andern Gebieten der Musik eine so große und aufrichtige, daß man ihm mit Freuden Anerkennung gezollt hätte, wenn es irgend möglich gewesen wäre. In allen fünf Compositionen lagen — ganz abgesehen von der Frage über Talent oder Talentlosigkeit zum eigenen Schaffen — die Principien der Wagnerschen Schule klar und gesondert zu Tage: nicht nur die Auflösung aller hergebrachten musikalischen Formen, sondern die Abwesenheit jeder Form überhaupt —; statt dessen subjectives, zufallsmäßiges Walten, die willkürlichste Verwendung der Tonmittel zu den willkürlichsten, oft dem Wesen und Zwecke der Musik ganz fremden Zwecken, die vollständigste Abwesenheit des gedanklichen Organismus und —, was vor Allem die Musikstücke zu einem Klangbrei macht —, das Aufgeben der Tonalität. Ich weiß nicht, ob die Liszt'schen Compositionen auf dem Papiere die übliche Vorzeichnung der Tonart haben. In der Aufführung durchjagen sie alle nur vorhandenen, ohne sich in irgend erkennbarer Weise an e i n e zu binden; damit hört der Begriff des Wortes Kunstwerk auf. Die Malerei und Bildhauerkunst haben es mit der Darstellung des vollkommensten Organismus, mit der menschlichen Gestalt, in dem componirten Bilde oder Relief mit einer aus einem Mittelpunkte sich entwickelnden und sich immer darauf beziehenden Handlung, zu thun, die Poesie baut sich auf aus dem Gedanken, die Musik hat das Thema und Gegenthema, den Gedanken, mit welchem die übrigen Gedanken des Werkes, wie frei sie sich auch ergehen, immer im Zusammenhang bleiben. Es ist möglich, daß sie sich mit der Zeit einen andern Organismus bildet, aber der Organismus wird bleiben, weil der Zuhörer, das heißt der Mensch, ewig nur nach Gesetzen eine Reihe von Gedanken und Empfindungen in sich aufzunehmen vermögend sein wird.

Seit jenem Concerte ist es stiller und stiller in Berlin von der Programm-Musik geworden, und der vermeintliche Bonifacius residirt in Berlin noch immer nur als Bischof in partibus infidelium.

---

* Der Kaukasus.

Nach Russischen Dichtern.

I. Derschawin.

Bis an den Kaukasus, den kriegrischwilden,
Verfolgtest, junger Feldherr, du den Feind
Und schautest in erhabenen Gebilden,
Wie sich der Schönheit eng das Grausen eint.

Vom Berghaupt brausen mit beschäumten Fluthen
Die Ströme zornig in den dunklen Schlund;
Schneemassen, welche hundert Jahre ruhten,
Sie donnern nieder zum erschreckten Grund.

Die Gemsen mit gesenkten Hörnern schauen
In Ruhe, wie tief unter ihrem Sitz
In dichtgeballter, düstrer Wolken Grauen
Sich mit dem Donner rasch erzeugt der Blitz.

Das Sonnenlicht, auf eisigen Gefilden
Hellpfadig wandelnd, blinkt in stolzer Pracht,
Indessen zu buntfarbigen Gebilden
Der Regen fein zerstiebend sich entfacht.

Der Gletscher, blau und spiegelhell, bedräuet
Seitwärts gesenkt das schöne, grüne Thal,
Und blitzend durch den dunklen Wald erfreuet
Den Blick der Frühe goldigrother Strahl.

II. Puschkin.

Ich steh' auf Eisesgefilden, am Rand
Der Kluft! der Kaukasus liegt mir zu Füßen!
Ein Aar nur schwebet, die Sonne zu grüßen,
So hoch als ich, die Schwingen gespannt.
Hier seh' ich die Ströme den Quellen entrauschen
Und kann, wie sie zuckt, die Lawine belauschen.

Still wandeln die Wolken unter mir,
Und durch sie braust es von Katarakten;
Dort starren die Klippenkolosse, die nackten,
Dort grünet, ob spärlich, des Mooses Zier,
Indessen noch tiefer ich Waldungen sehe,
Wo zwitschern die Vögel und springen die Rehe.

Dort nistet der Mensch auf den Bergen bereits,
Und Schafe wimmeln auf grasigen Matten,
Und froh steigt nieder der Hirt in die Schatten
Des Hains, in die Thäler von lieblichem Reiz,
Wo oft im Versteck der Tscherkesse ruhte
Und der Terek brauset in zornigem Muthe.

Er tobt wie ein junges Tigerthier,
Das Atzung hinter den Gittern erschaute,
Er stürmt an das Ufer mit grimmigem Laute
Und nagt an den Felsen in hungriger Gier,
Doch fruchtlos ist sein Ringen und Harren,
Und finster umdräu'n ihn die Klippen, die starren.

III. Tepliakoff.

Dort liegen sie, der Erdgebirge Ahnen,
Vor meinem Blick, die steinernen Titanen!

Sie stehen, kriegerischen Wächtern gleich,
In langen Reihen finster da und bleich,
Spärlich bedeckt mit dunklem Strauchwerk hier,
Dort schimmernd in lichtgrüner Perlenzier,
Und dicht sich ballend hängt mit grimmen Mienen
Die regenschwangre Wolke über ihnen;
Doch um den Fuß der stolzen, düstern Riesen
Schmiegt sich ein reicher Teppich frischer Wiesen,
Und Haine breiten schattig sich und milde,
Anmuthige Gefilde.
Sehnsüchtig brausen ihrer stillen Ruh'
Beschäumte, schimmernde Gießbäche zu,
Sich flüchtend vor den Riesen, die zum Grauen
Granitgepanzert auf sie niederschauen,
Und leise rauscht gleich einer Saphirschlange
Der breitre Strom dahin am Felsenhange.

Doch wer ist er, der dort so stolz und frei,
Als ob er Herrscher über alle sei,
Sein weißes Haupt erhebt zum Sonnenlicht?
Der Buschtau ist's, von deß granitner Wand,
Die seit der Schöpfung unverändert stand,
Mit lautem Ton zu mir die Urzeit spricht.
Erwachet, ihr Jahrhunderte, erwacht,
Die langen Schlaf ihr schlieft in seines Schooßes Nacht
Von mehr als einem einzigen Jahrtausend!
Sei mir gegrüßt, der Berge Ahn, der grausend
Prometheus Blut getrunken! Gieb mir Kunde,
Wie er, umstürmt von Qualen in der Runde,
Der Fessel Zwang, in welche Zeus ihn schlug,
Aus Liebe für die Sterblichen ertrug
Und nie in seines Sinns Erhabenheit,
Was auch des Schicksals finstre Grausamkeit
An unerhörter Qual ihm auferlegte,
Zum Flehn die Lippen regte.

Sei, Elbrus, mir gegrüßt auch du!
Gleich einem weißen Roß, von dem der Tod
Die bange Welt bedroht,
Schwingst du dein Haupt des Aethers Lichte zu.
Im Anfang, als das ew'ge Werde
Erschuf in ihrer Größ' und Pracht die Erde,
Da hobst mit stolzem Dreh'n
Du, Majestätischer, das Haupt auch schon.
Der friedelose Ocean
Fand nie mit seiner Fluth zu dir die Bahn.
Dein Gipfel sah, daß fast er selber zagte,
Wie damals über die geschreckte Welt
Gewitterwolken fluthgeschwellt
Ein mächtiger Orkan mit Wüthen jagte,
Doch blieb er frei und schaute ernst hinab
Ins weite, schwarze, stumme Wogengrab
Und bot, als ausgetobt die wilde Brandung,
Den Kindern Gottes froh die erste Landung.

O ihr, die ihr gefesselt seid
Von dieser Erde kleiner Eitelkeit,
Ihr, niedern Weltgetreibes niedre Söhne,
O tretet, zu gesunden wieder,
Vor dieser Berge wilde Schöne
Und stürzt die Götzen eurer Seele nieder!

Wie oft mit frohem Sinn,
Ermüdet von der Stepp' Einförmigkeit,
Geliebte, treue Freunde zum Geleit,
Flog ich auf raschem Roß, ihr Berge, hin
Durch eures Labyrinths Verschlungenheit!
Wo sind sie nun, die Trauten,
Die einst mit mir der Schöpfung Wunder schauten?
Dahin! Schweigsam wie du schon lange,
O finstre Gegend, wo mit dumpfem Sange
In moosigen Grotten nur der Sturmwind saust,
Und wo vom Felsenhange
Zur dunklen Schlucht hinab der Bergstrom braust.

F. Ruperti.

---

* Die Schillerstiftungen in Leipzig und Dresden.

Ein sehr bedauerlicher Streit ist zwischen dem seit vielen Jahren in Leipzig bestehenden Schillerverein und der seit einigen Jahren von Dresden aus über ganz Deutschland thätigen Schillerstiftung ausgebrochen und wird in Zeitungen oder Zeitschriften von den Vorständen beider Stiftungen in einer Weise geführt, die einen recht unangenehmen Eindruck macht. Die Direction des Leipziger Vereins hat kürzlich ein eignes Schriftchen über diesen Gegenstand herausgegeben, in welchem sie zu Beginn sehr richtig bemerkt, daß es wohlgethan gewesen wäre, den Streit auf dem Wege gütlicher Verhandlungen zum Austrage zu bringen, daß sie selbst auch, um das öffentliche Gezänk zu vermeiden, ihre Hand zu solchem Austrage geboten habe, durch das Verhalten der Dresdener Schillerstiftung aber, besonders der Herren Gutzkow und Hammer, gezwungen sei, vor das große Publikum zu treten.

Da ein großer Theil desselben allerdings ein lebhaftes Interesse an der Sache hat, so wollen wir etwas näher auf dieselbe eingehen. Ein edler junger Mann, der in der Blüthe seiner Jahre ein Opfer der Schwindsucht wurde, Sigmund Freiherr von Pflummern, verordnete zu München am 2. März 1857 in seinem letzten Willen: „Der Schillerstiftung in Leipzig vermache ich die Summe von 2000 Gulden.“ Es ist nun Streit darüber entstanden, ob der Erblasser wirklich den in Leipzig bestehenden Verein oder die Dresdener Schillerstiftung gemeint habe, indem er beide mit einander verwechselte. In Dresden behauptet man, es liege einfach eine solche Verwechselung vor, dem Verstorbenen habe es nicht in den Sinn kommen können, jene 2000 Gulden einer Stiftung zu vermachen, die wesentlich ein Festverein zur Begehung von Schillers Geburtstag sei, sondern er habe sie ohne Zweifel der neueren Stiftung zum Besten hülfsbedürftiger Dichter und Schriftsteller zugedacht. Allerdings macht auf den Unbefangenen die Sache ganz gewiß den Eindruck, daß dem so sei, der Erblasser sich versprochen oder verschrieben habe. In Leipzig aber widersetzt man sich dieser Auslegung entschieden; der Freiherr, behauptet man, habe ohne Zweifel den seit 18 Jahren bestehenden Leipziger Verein sehr gut gekannt, die Bezeichnung „Stiftung“ passe auch vollkommen für denselben und sei von ihm selbst angenommen worden. In Bayern habe er sich stets theilnehmender Unterstützung zu erfreuen gehabt und noch einige Monate vor dem Tode des Freiherrn eine Aufforderung zu Geldunterstützungen ausgehen lassen. Das letzte Buch, das er vor seiner Erkrankung gelesen, seien die „Schillerhäuser“ von Josef Rank gewesen, in denen der Leipziger Stiftung viel gedacht wird. Offenbar habe Pflummern beide Genossenschaften gekannt, und es könne an einen Irrthum nicht gedacht werden.

Der Verlauf der Sache ist nun aber — so heißt es in der Darstellung des in Rede stehenden Schriftchens — der folgende gewesen:

Nach dem Tode des Freiherrn von Pflummern sendete die Münchener Behörde das von ihm ausgesetzte Geld am 1. Juli 1857 „zur Auszahlung“ nach Leipzig. Der Director des Bezirksgerichts in Leipzig fand es nicht für angemessen, die Vorsteher des hiesigen Schillervereins zu befragen, ob sie sich und wie als eine Schillerstiftung betrachteten, sondern schickte nach einer Auskunft des hiesigen Polizeiamts, „daß nach dem Akten-Repertorium eine „Schillerstiftung“ nicht, wohl aber ein „Schillerverein“ allhier existire“, ohne Weiteres das Geld nach Dresden ein — wiewohl von Dresden im Testamente wie in der bayrischen Zufertigung nichts stand. Wie dieses Verfahren kund wurde, forderten zwei Mitglieder des Schillervereins den damaligen Vorsitzenden, Herrn Professor Dr. Wuttke, der von dem Vorgefallenen noch gar nichts wußte, auf, das Geschehene der gerade bevorstehenden Generalversammlung anzuzeigen. Diese, am 14. August 1857 gehalten, beauftragte hierauf (ohne daß seitens der Vorsteher irgendwelche antreibende Einwirkung ausgeübt worden wäre) einstimmig den Vereinsvorstand, diese Angelegenheit

im Interesse des Vereins zu verfolgen. Der unterzeichnete Vorstand that nun zweierlei. Er holte von einem Rechtsgelehrten ein Gutachten ein, und es schrieb, um jeder etwaigen Zwistigkeit vorzubeugen, der neue Vorsitzende, Herr Dr. Haubold, am 29. August in eigenem Namen an den Schriftführer des provisorischen Comités der Schillerstiftung in Dresden, Herrn Dr. Julius Hammer, und bot seine Hand zum Vergleiche, zu einer gütlichen Vermittelung. Das eingeholte Gutachten fiel zu Gunsten unseres Vereins aus, der Brief aber — blieb unbeantwortet. Wie wir nachträglich und zufällig erfuhren, hat er allerdings dem provisorischen Comité in Dresden vorgelegen und ist über ihn in verschiedenem Sinne hin- und hergesprochen worden, jedoch hat man ihn schließlich keiner Beantwortung gewürdigt.

Während in Leipzig noch immer auf eine Erwiderung gewartet wurde, strebte man in Dresden das Geld in Besitz zu nehmen. Hr. Dr. Julius Hammer suchte Namens der dresdner Schillerstiftung am 10. Oct. 1857 um die Auszahlung des Legates bei dem Bezirksgerichte zu Dresden nach. Als dies in Leipzig zur Kenntniß kam, richtete Hr. Dr. Haubold Namens unsers Vereins am 3. Nov. ein gleiches Gesuch an dasselbe Gericht. Das Gericht sprach demnach an Schiller's Geburtstag, am 11. Nov., ein Inhibitorium aus und bedeutete das Bankierhaus Lötze u. Thomaschke, bei welchem das Geld niedergelegt war, bis auf Weiteres sich jeder Verfügung darüber zu enthalten. Nunmehr war also dieses Vermächtniß von beiden Seiten in Anspruch genommen und besaß kein Theil ein Verfügungsrecht darüber, wohl aber hatte das dresdner Comité durch die Handlungsweise des leipziger Bezirksgerichts und durch sein eigenes Verfahren sich in die günstige Stellung gebracht, als Angegriffene zu erscheinen.

Am 19. November richtete jetzt Hr. Dr. J. Hammer für das dresdner Comité an das Gericht ein gegen den „Lokalverein zu Leipzig, der einem rein geselligen Schillercultus huldigt", ziemlich unglimpfliches Schreiben, mit der Forderung, derselbe solle sich „als deutsche Stiftung im Sinne des Testaments legitimiren." Unsere Antwort erfolgte am 13. December 1857.

Jetzt berief sich die dresdner Schillerstiftung in einer neuen Eingabe am 8. März 1858 an das Gericht darauf, daß sie sich in Besitz gesetzt habe, und verwies unsern Verein dahin, „im Proceßwege das behauptete größere Recht darzuthun."

Der Verlauf dieser Thatsachen, die, so wie sie hier hingestellt sind, aus den Akten erhoben sind, spricht, denken wir, recht klar. Während dessen eiferte eine Anzahl öffentlicher Blätter gegen uns. Ohne unsern Antrag setzte das dresdner Bezirksgericht einen Termin auf den 19. April an. Sollte eine Ausgleichung herbeigeführt werden, so konnte man wohl gewärtigen, daß ein Vermittelungsvorschlag von dem dresdner Comité ausgehen werde, weil dieses vollkommen freie Hand hat und nicht, wie die Unterzeichneten, an die Genehmigung einer Generalversammlung gebunden ist. Auch diese Erwartung täuschte. Schon einmal hatten wir die Hand geboten, ohne daß sie ergriffen worden wäre, — sollten wir sie zum zweiten male darreichen? Wir thaten es; wir übernahmen die Verantwortlichkeit gegenüber unserm Verein und ließen uns die ohne Injurien gar nicht qualificirbaren Ausfälle in der Presse nicht irren, die doch theilweise, wie wir gewiß wußten, von einigen Mitgliedern des dresdner Comité herrührten. Wir traten mit einem so beschaffenen Vorschlage hervor, daß bei seiner Annahme das dresdner Comité sich nicht das geringste in der öffentlichen Meinung vergeben und uns kein Vorrecht zugestanden haben würde. Das Geburtshaus Schiller's im schwäbischen Marbach befindet sich noch in Privathänden. Werde es denn Sigmund von Pflummern zur Ehre mit seinem Gelde angekauft und zu einem Nationaleigenthum gemacht! Sein Besitzer fordert 2500 Gulden. Das Pflummern'sche Vermächtniß beträgt nach dem Abzug des königlich baierischen Stempels 1900 Gulden, wird weiter durch königlich sächsischen Stempel und die Kosten geschmälert, beträgt mithin zwar weniger als die Kaufsumme, aber für den fehlenden Betrag würde unser Verein (obwol er selbst das gohliser Schillerhaus noch keineswegs schuldenfrei besitzt) gern aufgekommen sein und mit ihm ohne Zweifel der wackere Stuttgarter Liederkranz. Kurz von der Hand wurde dieser unser Vorschlag weggewiesen. Der Vorsitzende, Hr. Gerichtsrath Dr. Stübel, ermahnte, es möchten doch die beiderseitigen Vorstände zu außergerichtlichen Verhandlungen zusammentreten, um die möglicherweise nur durch einzelne Persönlichkeiten hervorgerufene Differenz auf gütlichem Wege zu beseitigen. Darauf einzugehen bereit, unternahmen wir die Ausarbeitung eines zweiten Ausgleichungsversuchs. In der mittlerweile verstrichenen Zeit erfolgte keine Annäherung seitens des Comités der dresdner Stiftung. Bevor wir aber noch mit unserer neuen Arbeit ganz fertig wurden, sprach dieses unter Bezugnahme auf die von Herrn Dr. Gutzkow eingesandte Erklärung der Erben des Freiherrn von Pflummern die Erwartung aus, daß der leipziger Verein allen vermeintlichen Ansprüchen entsagen werde.

Damit sind auch wir am Ende des Entgegenkommens. Die versöhnlichen Wege scheinen abgeschnitten, und es ist Ehrensache geworden, das Erkenntniß des Richters abzuwarten.

Leipzig, am 1. Mai 1858. Der Vorstand des Schillervereins.

*Zur Erinnerung an Burcard Waldis.

Das neueste Programm des Marburger Gymnasiums enthält eine interessante Abhandlung über Burcard Waldis, den großen Fabeldichter des 16. Jahrhunderts, von dem Gymnasiallehrer Dr. G. Buchenau. Der erste Theil derselben giebt eine ausführliche Biographie des Dichters und eine kurze Kritik der wichtigsten seiner Schriften, im zweiten Theile sind die vollständigen Titel und Vorreden der von Waldis erschienenen Bücher aufgeführt, was als nothwendig erscheinen mußte, da die Vorreden als die Hauptquelle der Biographie des Dichters anzusehen sind. Obwohl der Verfasser in der Vorrede seiner Abhandlung sagt: „Ich bescheide mich gern, daß es auch mir nicht gelungen ist, so manche Räthsel in den Schicksalen dieses Mannes zu lösen, der seine Laufbahn als Mönch beginnt, dann die Religion wechselt und zu einem Handwerke übergeht und endlich als evangelischer Pfarrer seine Tage beschließt", — so hat er doch manchen neuen Aufschluß über das räthselvolle Leben des Dichters gegeben. Es ist ihm dies möglich geworden durch mehrere Urkunden aus der Zeit des Waldis, die hier zum erstenmal abgedruckt sind. Von besonderer Wichtigkeit sind zwei derselben. Die eine, eine Schenkungsurkunde von einem Bruder des Dichters, zeigt uns, daß Waldis aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie der hessischen Stadt Allendorf an der Werra stammt. Wichtiger noch ist die andere, eine Petition der Gemeinde zu Abterode in Hessen, welcher Waldis von 1544 bis 1555 als Pfarrer vorgestanden hat. Die Gemeinde bittet, für den kranken und altersschwachen Mann dessen Schwiegersohn als Pfarrer zu bestellen und giebt Waldis das ehrenvolle Zeugniß, „daß er als ein echt evangelischer Pfarrherr keinen Fleiß noch Eifer gespart, ihre Kranken zu besuchen, ihre Kinder christlich zu unterrichten und Gottes Wort so zu lehren, daß Jedermann dasselbige heilig und theuer gehalten, mit Freuden gehört und gern gelernt habe." Die Bittschrift ist mit dem 3. Aug. 1556 unterzeichnet, und Dr. Buchenau schließt aus ihr gewiß mit Recht, daß Waldis wohl kaum das Ende des Jahres 1556 erlebt haben könne. — Wie wir hören, soll die Abhandlung, um sie für ein größeres Publikum zugänglich zu machen, besonders abgedruckt werden. Da der Verfasser auch die Herausgabe einzelner Werke des Burcard Waldis beabsichtigt, so ist wegen der großen Seltenheit jener Werke sehr zu wünschen, daß er hierzu vielseitig unterstützt werde.

Unsere Leser werden gern einen näheren Blick in die Schrift und in das Leben des Dichters werfen. Wir geben einen Auszug aus der ersten Abtheilung der Buchenau'schen Abhandlung, thunlichst mit den Worten des Verfassers:

Wandern wir von dem Hannoverschen Münden dem Laufe der Werra entgegen, so sehen wir ungefähr drei Stunden hinter dem rebenumkränzten Witzenhausen die bisher von steilen Waldbergen eng eingefaßte Thalsohle zu einer freundlichen Fläche sich erweitern, aus der uns gleich Ungethümen langgestreckte Gradirwerke entgegenschauen, über welche Tag und Nacht aus hohen Essen dichter Rauch emporwirbelt. Da liegt am linken Ufer des Flusses unmittelbar am Fuße des sog. Haines der uralte, schon unter den Ottonen erwähnte Flecken Soden mit einer seit unvordenklichen Zeiten betriebenen Saline. Gerade gegenüber aber am andern Ufer, zu welchem man über mehrere steinerne Brücken gelangt, breitet sich freundlich das hessische Landstädtchen Allendorf aus, zum Unterschied von vielen Namensverwandten „an der Werra" genannt. Es nimmt sich gar anmuthig aus mit seinen freundlichen Häusern, welche, in einen wahren Wald von Gärten gehüllt, unmittelbar vom Ufer aus an einem Hügel emporsteigen. In diesem Städtlein erblickte Burcard Waldis, der große deutsche Fabeldichter, das Licht der Welt. Leider läßt sich gleich diese erste Behauptung unserer Lebensbeschreibung nicht mehr mit Kirchenbuch und Taufschein belegen. Denn den Zeiten des Waldis folgte der dreißigjährige Krieg, und mit ihm kamen schwere Schicksale über die Städte und Landschaften an der Werra. Noch ehe nämlich am 21. April 1637 Kaiser Ferdinand III. die von seinem Vater über den Landgrafen Wilhelm V. von Hessen ausgesprochene Acht erneuert hatte, ergossen sich schon kaiserliche Völker gleich einem wilden Strome über sein unglückliches Land. 18 Städte, darunter drei an der Werra, Wanfried, Eschwege und (am 2. April 1637) unser Allendorf, gingen in Flammen auf. „Für wenigen Tagen", berichtet der Superintendent M. Joseph am 17. Juli 1637 an die fürstl. Regierung zu Kassel, „bin Ich zu Allendorf gewesen, den großen Jammer daselbst besehen, In dem die gantze wohlerbawete Stadt mitt allen Wohnungen, heusern (drei kleine bey dem einen thor abgelegene heuserlein, daß alte fürlengst bawfällige Pfarhaus, eine oder zwo an der Stadtmauren gelegene Scheuren außgenommen) sampt den zwo schönen Kirchen, Kirchthurmen, Rathheusern vnd anderen gebewen bis In den tieffen Grundt hinein dermaßen abgebrandt vnd eingeäschertt, daß aus den meinsten auch großen, starcken heusern nicht ein einiges spänlein holtz mehr zu finden, u. s. w." Bei dieser furchtbaren Zerstörung des „Allendorffischen Jerusalem" theilten denn auch die Kirchenbücher und die ganze schöne Kirchenbibliothek das Schicksal der Stadt: sie verbrannten, nicht so glücklich als das höchst interessante Kirchenbuch von Soden, welches im Walde versteckt und dadurch gerettet wurde.

Bei dieser Lage der Dinge ist denn schon im vorigen Jahrhundert die Behauptung aufgestellt worden, Waldis sei ein geborener Liefländer gewesen, da er in seinen Fabeln von seinem öftern Aufenthalte in Liefland spricht und dieselben sogar einem Bürgermeister von Riga widmet. Da nun nach einem erst im Jahre 1857 veröffentlichten Aktenstücke, von dem weiter unten ausführlicher die Rede sein wird, Waldis sogar als seßhaft in Riga erscheint und ein Geschäft daselbst betreibt, so könnte auch dies für die angenommene liefländische Abstammung unseres Dichters angeführt werden, wenn sich nicht dennoch so zu sagen mit Gewißheit beweisen ließe, daß Waldis ein Hesse und zwar aus Allendorf gewesen sei.

Den genauern Namen und das etwaige Gewerbe seiner Eltern kennen wir nicht; doch gehört Waldis einem angesehenen Geschlechte an, welches noch im 17. Jahrh. in den vom Jahre 1650 an vorhandenen Kirchenbüchern der Stadt Allendorf mehrmals vorkommt, später ausgestorben zu sein scheint, aber von seinem Dasein noch manche Spuren und namentlich ein schönes Denkmal barmherziger Menschenliebe in einer noch heute bestehenden Stiftung hinterlassen hat. Der Name der Familie hängt offenbar zusammen mit dem einiger Oertlichkeiten in der Nähe von Allendorf. Eine halbe Stunde von der Stadt liegt nämlich stromabwärts und auf gleichem Ufer mit derselben das jetzt preußische Dorf Wahlhausen. Geht man von Allendorf nach demselben, so hat man dicht vor dem Dorfe zur Rechten einen theilweise bewaldeten Hügel, der den Namen „Die Waldiß" führt, im Munde des Volkes aber gewöhnlich „de Wahles", auch „das Wahlesfeld" heißt. Jenseits dieses Bergrückens kommt von dem Dorfe Vatterode herab ein Bach, dessen Namen „die Walse" lautet; dieser Bach fließt mitten durch das Dorf Wahlhausen und ergießt sich bei demselben in die Werra. In jener Waldiß nun war die Familie des Dichters begütert und hatte einige dort liegende Grundstücke, die den Namen „Spendeäcker" führten, zu milden Zwecken bestimmt.

Die Familie Waldis gehörte zu den angesehenen Bürgerfamilien, die man in größern Städten Patrizier genannt hat. Dies Patriziat zu Allendorf war aber eigener Art; es gehörten dazu vornehmlich die Theilnehmer an der sogenannten Pfänner- oder Geburschaft; dies war eine Gesellschaft, die sich in uralter Zeit, als der immer kunstmäßiger werdende Betrieb des Söder Salzwerkes die Kräfte eines Einzelnen überstieg, gebildet hatte, um gemeinsam die Salzquelle auszubeuten und gemeinsam die Kosten der nöthigen Bauten (daher die Namen: Bauherrn, Buren, Geburen, Geburschaft) zu übernehmen. Als Theilhaber an dieser Genossenschaft und als Mitglieder des „verordtnet Ausschoß der gemeinen Pfenner" haben die zwei Brüder des Dichters, Hanns und Bernhard, mehrere Urkunden unterzeichnet. Neben diesen beiden Brüdern unseres Dichters, denen er 1552 aus besonderer Dankbarkeit seinen Psalter zueignet, erwähnt er in der Widmung zu diesem Buche noch selbst zwei andere Brüder Urban und Christian.

Einer so angesehenen und wohlhabenden Patrizierfamilie zu Allendorf an der Werra gehörte also unser Burcard Waldis an, und es widerspricht diesem bedeutenden Reichthume seiner nächsten Angehörigen nicht, wenn er im Laufe seines Lebens in Armuth und Dürftigkeit erscheint, und wenn er selbst sagt, daß er als „Armer für die Armen" schreibe: seinen Antheil an dem väterlichen Vermögen wird er wohl bei seinem Eintritte ins Kloster letzterem zugebracht haben, wenn er ihn nicht auf andere Weise während eines vielbewegten Lebens verlor.

Das Jahr seiner Geburt steht nicht fest; Gödeke hat nach einer ungefähren Berechnung das Jahr 1490 als solches angenommen. Wir werden aber der Wahrheit vielleicht näher kommen, wenn wir noch ein halbes oder ganzes Jahrzehnt weiter zurückgreifen, so daß Waldis ziemlich gleichaltrig mit Luther gewesen sein würde. Vielleicht läßt sich bei dieser Annahme auch am leichtesten Waldis' lebendige Schilderung von dem Jubeljahr Papst Alexanders VI. (Esopus IV, 1) so erklären, daß der etwa zwanzigjährige Jüngling selbst unter der ungeheuren Menschenmenge war, welche damals zu diesem Feste nach Rom strömte.

Der Verfasser führt nun den Leser weiter in die Schicksale des Dichters ein. Da die Darstellung vielfach mit Berichtigung früherer Angaben durchflochten ist, so können wir ihr nicht weiter folgen, würden auch die in solchen Fällen einzuhaltenden Grenzen der Benutzung fremder Forschungen überschreiten. Dagegen wird der Abdruck einer der berühmtesten Fabeln von Waldis Allen, welche literarhistorisches Interesse haben, erwünscht sein.

Von der wachtel, und iren jungen.

EJn Wachtel het eins mals jr Kindt
 Im Korn (wie man noch teglich findt)
In einer Forch gemacht ein nest
 Vnd sprach zu jn, ich halts fürs best,
Das ich außfliege nach der speiß
 Wie ich hab teglich für ein weiß,
Vnd weils jetzt fast ist vmb die zeit
 Das man das Korn mit Sicheln schneidt
Solt jr dieweil euch heimlich schmücken
 Vnd still im nest zusamen rücken
Auff das ewr niemandt werdt gewar
 Ob mitler zeit der Bawr kem her
Dem das Korn, vnd der Acker ghort
 So habt wol acht auff seine wort,
Ob er zu schneiden sich will fügen
 Das wir darnach vns richten mögen,
Die Wachtel da zu Velde flohe
 Der Bawr mit seinem Son außzohe
Gieng rings vmbher, das Korn besach,
 Zu seinem Son gar ernstlich sprach,
Ich sehe jetzt wol das Korn ist reiff
 Zeit ists, das mans mit ernst angreiff,
Drumb will ich morgen früh hin gahn
 Der halb die Nach bawren reden an
Vnd bitten das sies bald abschneiden,
 Solts lenger stehn, könnt ich nit leiden,
In dem die Wachtel bracht jr speiß,
 Jr jungen fraget sie mit fleiß
Ob sie was newes hetten ghort
 Eins sprach, mutter, hört mich ein wort,
Hie war der Bawr, vnd sprach zum Son
 Morgen will ich zur sachen thun,
Bey all meinen nach bawrn bestellen
 Das sie das Korn abschneiden wöllen,

Da sprach die Wachtel, förcht euch nicht
    Weiß wol, das solches nit geschicht,
Die Nach bawrn findt nit bald bereit
    Zu gehn an eins andern arbeit,
Des morgens sie sich baldt auffmacht
    Sprach zu den jungen, habt gut acht
Ob jr werdt hören newe mehr,
    Ob des schneidens gedenkt der Herr,
Abermals sprach der Bawr zum Son
    Ich sihe wol hie ist nichts gethon
Auff Nach bawrn darff mich nicht verlassen,
    Der Freundtschafft muß ich mich anmassen
Vnser blutgwanten sprechen an
    Das sie wölln morgen bey vns stahn,
Schneiden mit Sicheln ab das Korn,
    Solts lenger stahn, wers gar verlorn,
Solchs zeigten an die jungen Wachteln
    Jr Mutter, das sies solt betrachten,
Sie sehen jetzund an fürs best
    Das sie jn mächt ein ander nest,
Da sprach die Wachtel, lieben Kindt
    Die Freundt auch nit gehorsam findt,
Das sie bald gehn auff frembdem Acker,
    Darumb habt acht, seit morgen wacker,
Ob jr was newes wurdet hörn
    Das wir daran vns möchten kern,
Des andern moegens kam der Bawr
    Sprach zu seim Son, vnd sahe gar sawr,
Ich sihe das Freundt vnd Nachbarschafft
    In nöten haben wenig krafft
Wenn ich auch lang auff sie wolt sehen
    Sölt mir wol nimmer guts geschehen
Vnd soit derhaib mein Korn vorwar
    Stehn bleiben biß zum andern Jar,
Ich hab noch scharpffer Sicheln zwo
    Damit wölln wir beid morgen früh
Vns vnderstahn ernstlich zu schneiden
    Ich kan den hohn nit lenger leiden
Dasselb die jungen Wachteln sagten
    Vnd jrer Mutter kleglich klagten,
Die Wachtel wardt der red nicht fro,
    Sprach, nun sihe ich, der ernst ist da
Jetze ist es zeit, das wir auch fliehen
    Vnd in ein ander Wohnung ziehen,
Darumb macht euch auff lieben Kindt
    Wo man vns morgen frühe hie findt
Wolt ich für vnser aller leben
    Vorwar nicht einen Heller geben.
Die menschen gmeinlich sein so leg
    Zu frembder arbeit allzu treg
Denn so gehts zu, wo man soll fronen
    Da thut sein selb ein jeder schonen,
Vnd was ein selber nicht angeht
    Dabey er wie der Hase steht,
Vnd greifft es an, ernstlich vnd frech
    Das abgeht wie ein warmes Bech,
Also gar lessig geht ers an,
    Drumb, wiltu etwas han gethan
Das auffs fleissigst werd außgericht
    Schaw selber zu, das es geschicht,
Durch deine selbs eigene handt
    Sunst bleibt es noch, vnd ist ein tandt,
Wie auch das gmeine Sprichwort lert
    Des Herren Aug fütert das Pferdt,
Vnd wer dein freundtschafft noch so groß
    So stehstu doch in nöten bloß
Diß sey dir gsagt jetzund zuuorn,
    Es ist mit menschen thun verlorn,
Wiltu mir hie nit glauben stellen,
    So gehe hin, vnd frag den Gesellen
Der sich ins Laub verkrochen het,
    Vnd was der Beer da mit jm redt,
Wer auffs fleisch sein vertrawen stellt
    Der bricht ein Bein, eh denn er fellt.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** C. M. Wieland. Von J. W. Loebell. — Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunst. Von Friedr. Vischer. — Augustin Thierry als Geschichtschreiber und Politiker. Eine biographische Skizze von J. Vogel. — Tagebuch Christians des Jüngeren, Fürsten zu Anhalt. Nach dem Manuscripte herausgegeben von G. Krause. — Erinnerungs-Blätter. Von L. Jentzen. — Italiker und Gräken. Sprachen die Römer Sanskrit oder Griechisch? Von Ludwig Roß. — Lebensbilder. Von Julie Burow. 2 Thle. — Nordlandsharfe. Von P. J. Willatzen.

— * Im Verlage von Brockhaus in Leipzig erscheinen demnächst neue Gedichte von Robert Prutz und eine Biographie Gustav Schwabs von K. Klüpfel.

— * Die geographische Gesellschaft in Berlin vernahm am 15. Mai einen Bericht von Karl Ritter, welcher, nach ihm direct zugegangenen Nachrichten, Auskunft ertheilte über den großen Eifer, welcher gegenwärtig der Erforschung des Innern von Australien zugewandt wird. Neben mehreren erwähnten Expeditionen, bei denen die Namen der Unternehmer Swinden, Campbell, Babbage u. a. aufgeführt wurden, erwähnte der Vortragende der bereits Statt gefundenen Entdeckungen von Wasserquellen, Süßwasserseen, Wiesen und Grasungen, so wie großer Knochensammlungen, welche auf frühere Bewohner des Innern schließen lassen. Die Reisenden haben zahlreiche Scharen von Vögeln wahrgenommen, welche nicht ohne Wasser leben können. Da die Goldgruben nicht sehr entfernt von diesen für die Cultur günstigen Gegenden liegen, so dürfte für jene noch eine reiche Zukunft zu erwarten sein.

— * Die Bildhauer Rietschel und Hänel in Dresden haben kürzlich die Aufforderung erhalten, nach Wien als Professoren an die Akademie zu kommen. Beide haben den Ruf abgelehnt, Rietschel besonders aus Gesundheits-Rücksichten. Ihn beschäftigt jetzt besonders die Weberstatue, Hänel arbeitet an dem Standbilde des Kurfürsten Friedrich August von Sachsen für Jena.

— * Das Platen-Monument zu Ansbach ist nunmehr gesichert. Das Haupt-Comitee giebt den Platen-Freunden die Kunde, daß der Erzguß der Statue zu Ende nächsten Monats Juni in der königlichen Erzgießerei zu München Statt findet und sonach der Enthüllung des Monuments im Herbste dieses Jahres nichts mehr im Wege steht, welches definitive Resultat der Kreis-Hauptstadt Ansbach zu verdanken ist, die den Ausfall des Fonds von mehreren Hundert Gulden als künftige Eigenthümerin des Monuments eventuell übernommen hat.

— * In Weimar giebt man ein vaterländisches Schauspiel „Heinrich von Schwerin“ von Gustav von Meyern. Das Stück machte in den ersten Aufzügen wegen seiner Länge keinen besondern Eindruck, erlangte jedoch in den letzten durch den Stoff und manche schöne Stelle viel Beifall.

— * Einer der prachtvollsten Punkte des Rheinthals, der Drachenfels mit seiner Burg, ist in großer Gefahr. Zur Erhaltung der Burg war schon vor Jahren der Bau gewaltiger Strebepfeiler unmittelbar unter der Ruine nothwendig geworden. Im verwichenen Winter hat sich herausgestellt, daß durch die Steinbrüche des vergangenen Jahrhunderts die ganze Spitze des malerischen Felsens erschüttert worden, daß die gewaltigen Trachitsäulen, bedeutend auf die Seite gewichen, leicht umstürzen und in das Thal hinunterrollen könnten. Man hat deßhalb am neuen Wege nach dem Denkmale, wo er um die Felsenecke biegt, und wo die Risse und Spalte am drohendsten schienen, eine neue Unterstützungs-Mauer aufgeführt, die noch weiß durch das junge Grün schimmert. Nunmehr ist auch die Herstellung des unteren Theiles des Weges eingeleitet, wozu die Kosten theils von der Stadtgemeinde Königswinter, theils von der königlichen Regierung bewilligt sind. Es wird also die fast unwegsame, holperichte Partie honteuse des von Tausenden von Rheinpilgern benutzten Bergsteges verschwinden und an deren Stelle ein schöner und bequemer Weg die Wanderschaft zur Höhe erleichtern.

— * **Neu entdeckte Sonette Petrarca's.** Professor Thomas in München hat auf der dortigen Bibliothek einen interessanten Fund gethan, über den er der Akademie der Wissenschaften Bericht erstattete. Er fand nämlich bei der Detail-Beschreibung der italiänischen Handschriften 114 Sonette des Petrarca in einem Codex, der früher aus der Welser'schen Sammlung in die Augsburger Stadt-Bibliothek und aus dieser nach München gekommen war. Wahrscheinlich hatte der hochgebildete Marcus Welser, welcher im Jahre 1600 Bürgermeister seiner Vaterstadt wurde, die Handschrift aus Rom mitgebracht, wo er längere Zeit Studien machte. Die Sonette des Codex zerfallen in politische und in Liebes-Gedichte. Ihre Sprache, in welcher sich neben dem Alterthümlichen und Ungeschlachten das Junge, Ueppige und Anmuthige hervordrängt, weist offenbar auf das vierzehnte Jahrhundert hin, eben so wie die Dichtungsweise selbst, welche classisch antiken Geist verbindet mit phantastischen Sprüngen und Muthwillen.

Die politischen Sonette bezogen sich, obgleich ihr Sinn durch symbolisch-allegorische Vorstellungen und häufig durch eine alterthümliche, gesuchte Sprache verdunkelt ist, doch offenbar auf die italiänischen Zustände und Ereignisse der Zeit von 1320 bis 1350. Der Dichter geißelt das französische Papstthum, das Leben in Avignon, die wilden Parteikämpfe der Guelfen und Ghibellinen und erwähnt häufig das Auftreten Kaiser Ludwig's des Baiern in Italien und die damaligen Kreuzzugs-Ideen. Erinnerte schon dieses alles an die uns bisher bekannten politischen Gedichte und Briefe Petrarca's, so war es noch auffallender, daß in sämmtlichen Liebes-Sonetten immer nur eine Laura und zwar ganz in ähnlichen Bildern und Figuren gefeiert wurde, wie in den berühmten Sonetten des Schwans von Arezzo. Möglich blieb immer noch eine mehr zufällige Nachahmung oder auch eine gesuchte Nachbildung desselben durch einen anderen Dichter. Allein es fand sich bei einer genauen Vergleichung der neu aufgefundenen historischen Sonette mit den Briefen Petrarca's eine solche Uebereinstimmung zwischen beiden, daß es öfter schien, als habe der Dichter den Briefsteller nur übersetzt. Noch mehr, bei Vergleichung dieser und der früher bekannten Liebes-Sonette Petrarca's ließ sich nicht zweifeln, daß häufig das eine nur der Aufriß, das andere die Ausführung war, daß aus mehreren Sonetten des münchener Codex Petrarca später ein einziges bildete oder Stellen und Gedanken des ersteren einwebte in seine späteren Gedichte. Professor Thomas trug mehrere Gedichte vor, aus welchen sich die Authenticität, so wie auf das schlagendste die Thatsache ergab, daß Petrarca jene Sonette, welche nur im Münchener Codex erhalten sind, später umarbeitete und ausfeilte zu den Meisterstücken, welche längst bewundert wurden. An Stelle des jugendlich Derben und Neckischen in jenen ersten Ergüssen ist später eine höhere Grazie und Feinheit getreten, in manchen Gedichten jedoch das Frische und Natürliche, welches der erste Entwurf enthielt, später abgeschwächt. Ein Anklang jedoch an die Lieder, welche Petrarca auf die verklärte Laura dichtete, findet sich im Codex nicht, — ein Beweis, daß in diesem nur Gedichte gesammelt sind, welche Petrarca in seiner ersten Zeit verfaßte, als die Vielbeweinte noch lebte. Einzelne seiner früheren Gedichte, welche der Münchener Codex enthält, hat Petrarca später ganz ausfallen lassen; gleichwohl sind sie so schön, daß sie verdienen, den besten Dichtungen an die Seite gestellt zu werden. In einem anderen Codex, welcher aus einer venetianischen Privat-Bibliothek nach München kam, fand Professor Thomas noch eine andere Canzone Petrarca's, welche sich seinen bisher bekannten drei historischen Canzonen würdig und ergänzend anschließt. Wie viel durch diese wieder aufgefundenen Gedichte für die Kenntniß des Lebens- und Dichtungsganges Petrarca's, der für die italiänische Literatur von so großer Bedeutung wurde, gewonnen ist, leuchtet von selbst ein. Ein Zweifel, daß Professor Thomas, dieser feine und gründliche Kenner der italiänischen Literatur und Geschichte, sich getäuscht habe, kann füglich nicht mehr Statt finden, und die Akademie der Wissenschaften hat beschlossen, diese neu entdeckten Gedichte Petrarca's zur Feier des hundertjährigen Bestehens der Akademie im nächsten Jahre ebenfalls zu veröffentlichen.

— * **Die deutschen Universitäten.** Die folgenden statistischen Mittheilungen geben einen interessanten Ueberblick der Wirksamkeit der deutschen Universitäten. Was zunächst die Anzahl der Lehrer anbetrifft, so belief dieselbe sich im Wintersemester 1857—58 auf sämmtlichen 20 deutschen Universitäten (mit Ausschluß nämlich der österreichischen) auf nicht weniger als 1451. Davon kommen auf Berlin allein 164; ihm zunächst steht München mit 117, Göttingen mit 112, Leipzig mit 109, Bonn mit 95 Lehrern; Heidelberg zählt 93, Breslau 91, Halle 72, Tübingen 71, Jena 65, Königsberg 61, Gießen und Marburg je 57, Erlangen 53, Greifswald 52, Würzburg 50, Kiel 45 Lehrer; den Schluß machen Freiburg mit 38, Rostock mit 32, endlich die Akademie zu Münster mit 17. Unter dieser Gesammtheit von 1451 Lehrern sind 685 ordentliche Professoren. Die größte Zahl derselben hat gegenwärtig München, nämlich 58, dann erst folgen Berlin und Bonn mit je 49, Göttingen mit 48, Tübingen mit 42, Breslau mit 38, Würzburg mit 36, Halle mit 35, Heidelberg mit 33, Gießen mit 32, Marburg mit 31, Erlangen mit 30 ordentlichen Professoren, während Königsberg 29, Greifswald 27, Jena 25, Freiburg und Rostock je 23, Kiel 21, Münster 12 zählt. Den 685 Ordinarien stehen 265 Extraordinarien zur Seite. Hier fällt die größte Zahl wiederum auf Berlin, nämlich 44; ihm zunächst stehen Leipzig mit 36 und Göttingen mit 20 außerordentlichen Professoren; Bonn und Heidelberg zählen je 17, Marburg 14, Königsberg und Jena je 13, Halle 12, Breslau und Gießen je 11, München 10, Kiel und Erlangen je 9, Greifswald und Würzburg je 7, Tübingen und Freiburg je 5, Rostock 3, Münster 2 Extraordinarien. Eine dritte Gattung, die sogenannten Honorarprofessoren, findet sich nur auf einzelnen Universitäten. Ihre Gesammtzahl betrug in dem angegebenen Zeitraum 49; davon kommen auf München 15, auf Jena 9, auf Greifswald 8, auf Berlin 7, auf Gießen 3, auf Leipzig 2, auf Erlangen, Göttingen, Heidelberg, Marburg, Tübingen je 1. Die Gesammtzahl der Privatdocenten beläuft sich auf 340. An der Spitze steht auch hier wieder Berlin mit 56; Göttingen zählt 31, Breslau und Heidelberg je 30, München 28, Leipzig 26, Bonn 23, Halle 19, Königsberg und Tübingen je 16, Kiel 11, Jena und Gießen je 9, Erlangen, Freiburg und Greifswald je 6, Marburg und Rostock je 5, Würzburg 4, Münster 2. Dieser Gesammtzahl von 1451 Lehrern steht nun eine Gesammtzahl von 12,979 Zuhörern, immatriculirten und nichtimmatriculirten, gegenüber. Die Zahl der letztern beträgt 1106; davon kommen auf Berlin allein nicht weniger als 851, während München überhaupt keine Nichtimmatriculirten kennt. Die letztern mit eingerechnet, zählt Berlin im ganzen 2421 Studirende: die größte Zahl, welche die Statistik unserer Universitäten überhaupt aufzuweisen hat. Auf Berlin folgt München mit 1352 Studirenden; Bonn zählt 852, Leipzig 850, Breslau 808, Tübingen 731, Halle 700, Göttingen 680, Würzburg 668, Heidelberg 640, Erlangen 589, Münster 479, Jena 397, Gießen 375, Königsberg 373, Freiburg 344, Greifswald 246, Marburg 241, Kiel 122, Rostock 111. Die Durchschnittszahl stellt sich danach auf nicht voll 649; dieselbe wird von der größern Hälfte nicht erreicht, nämlich von den 11 Universitäten Heidelberg, Erlangen, Münster, Jena, Gießen, Königsberg, Freiburg, Greifswald, Marburg, Kiel und Rostock. Die Zahl der Ausländer, die sich unter diesen 12,979 Studirenden befinden, beträgt im Durchschnitt 20 Procent. Doch wird diese Durchschnittszahl sehr beträchtlich überstiegen von Heidelberg mit mehr als 68, Jena mit mehr als 52, Göttingen mit 43 Procent Ausländern; Würzburg hat deren 32, Erlangen 31, Leipzig 27, Berlin 24 Procent. Die übrigen Universitäten bleiben hinter der Mittelzahl zurück, nämlich Bonn und Halle mit je 14, Marburg mit 13, Freiburg mit 12, Gießen und München mit je 11, Greifswald mit 8, Münster mit 7, Kiel mit 5, Breslau und Rostock mit je 3, Königsberg mit 2 Procent. Nach den Facultäten eingetheilt, zerfallen obige 12,979 Studirende zunächst in 3496 Theologen, wovon 1239 der katholischen, 2257 aber der protestantischen Theologie angehören. Für die erstern existiren im ganzen 7 Facultäten, sodaß also die Mittelzahl 177 ist. Ueberschritten wird dieselbe von Münster mit 257, Bonn mit 218 und Breslau mit 181 katholischen Theologen; in Freiburg studiren 165, in München 164, in Tübingen 148, in Würzburg 106. Die 2257 protestantischen Theologen vertheilen sich auf 16 Facultäten; die Mittelzahl ist mithin 141 und wird dieselbe von 6 Universitäten überschritten, nämlich von Halle mit 458, Erlangen 325, Berlin mit 312, Tübingen mit 194, Leipzig mit 187 und Göttingen mit 142; Königsberg zählt 113, Jena 101, Heidelberg 88, Breslau 86, Marburg 69, Gießen 52, Bonn 51, Greifswald 29, Kiel 27, Rostock 23 protestantische Theologen. Im Ganzen hat die Zahl derselben in Jahresfrist um fast 200 zugenommen. Juristen, Kameralisten und Forstleute studirten im letztverwichenen Semester im ganzen 2373, gegen 3661 im Winter 1856/57 und 3498 im Sommer 1857. Das juristische Studium hat sonach binnen Jahresfrist eine nicht unbeträchtliche Abnahme erfahren; dieselbe trifft besonders die preußischen Universitäten, wo noch im Wintersemester 1856/57 im Ganzen 1238 Juristen gezählt wurden, während jetzt nur 1006 daselbst studiren. Umgekehrt hat in Baiern die Zahl der Juristen in jüngster Zeit noch immer zugenommen; vor Jahresfrist betrug dieselbe auf den drei bairischen Landesuniversitäten 743, während im jüngst vollendeten Semester 785 gezählt wurden. Auf sämmtliche 19 Universitäten vertheilt (denn Münster hat bekanntlich keine juristische Facultät und kommt also hier nicht mit in Rechnung), ergeben die Studenten der Jurisprudenz eine Durchschnittszahl von 177. Dieselbe wird von 5 Universitäten überschritten, nämlich zuerst von Berlin, das mit 607 Juristen obenan steht; dann folgen München mit 561, Leipzig mit 353, Heidelberg mit 328, Göttingen mit 188, während Breslau nur 168, Tübingen 166, Bonn 157, Würzburg 144, Halle 107, Königsberg 101, Gießen 100, Erlangen 99, Freiburg 73, Jena 61, Rostock 47, Marburg 44, Kiel 39, Greifswald 30 Juristen zählt. Auch das Studium der Medicin und der Pharmacie hat im Lauf des letzten Jahres eine, wenn auch minder erhebliche Zunahme, erfahren. Während die Gesammtzahl vor einem Jahre 2390 betrug, ist sie gegenwärtig auf 2417 gestiegen. Auch hier steht Berlin obenan mit 308; ihm zunächst stehen Würzburg mit 280 und Leipzig mit 227; dann folgt München mit 194, Gießen mit 168, Göttingen mit 158, Tübingen mit 134, Erlangen mit 128. Diese 8 Universitäten überschreiten die Mittelzahl, welche 127 beträgt; hinter derselben zurück bleiben Breslau mit 126, Greifswald mit 109, Heidelberg mit 107, Königsberg mit 96, Bonn mit 88, Marburg mit 81, Freiburg mit 55, Jena mit 53, Halle mit 40, Rostock mit 35, Kiel mit 30 Medicinern. Sehr verschieden freilich stellt sich das Verhältniß, wenn man die Gesammtzahl, die auf den einzelnen Universitäten studirt, ins Auge faßt; da nimmt z. B. Greifswald, das auf seine 246 Studirende fast die Hälfte, nämlich 109 Mediciner zählt, eine sehr bevorzugte Stellung ein, während andererseits Halle, das auf 700 Studenten nur 40 Mediciner aufzuweisen vermag, im Vergleich mit früheren Zeiten offenbar sehr bedeutende Rückschritte gemacht hat. Die philosophische Facultät, bekanntlich ein sehr weiter Begriff, der in den meisten Fällen mit der eigentlichen Philosophie sehr wenig zu thun hat, wird im ganzen von 2593 Studirenden besucht. Die Mittelzahl, die hier 130 beträgt, wird von 8 Universitäten überschritten: nämlich von München, das mit 433 die Spitze führt, ferner von Berlin mit 343, von Bonn mit 310, Münster mit 219, Göttingen mit 184, Breslau mit 170, Jena mit 164, Würzburg mit 140. Dagegen zählt die philosophische Facultät in Halle nur 91 Mitglieder, in Tübingen 83, Leipzig 81, Heidelberg 57, Gießen 55, Königsberg 48, Erlangen 37, Marburg 35, Freiburg 33; in Kiel sind nur 26, in Rostock sogar nur 6 Philosophen. Im ganzen geht aus dieser statistischen Zusammenstellung hervor, daß die neuerdings so vielfach gehörte Klage, als ob die Zahl der Studirenden in Deutschland sich verminderte, unbegründet ist. Denn während die Gesammtzahl der Studirenden noch im vorigen Sommer nur 12,522 betrug, ist dieselbe, wie eingangs erwähnt, im letzten Wintersemester auf 12,979 gestiegen: was also eine Zunahme von mehr als fünftehalbhundert Studenten in einem Semester ergiebt. Doch trifft diese Zunahme allerdings größtentheils die nichtimmatriculirten Hörer, deren Zahl sich noch vor einem Jahre auf 874 belief, während sie gegenwärtig die Höhe von 1106 erreicht hat.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buch-
handlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

№ 23. Bremen, 6. Juni. 1858.

Inhalts-Anzeige.

*Am Scaletta.

Novelle von * * *

I. Paul und Maieli.

Vielen Lesern dieser Blätter wird die Gegend, in welcher die nachstehende Geschichte sich ereignet hat, wenig bekannt sein. Schweizerreisende berühren den Kanton Graubündten gewöhnlich nur auf der Durchreise nach Italien, und von dieser Route liegt die stille Hochlandschaft Davos fern ab, gleichsam im Schooße der Gebirge.

Das Thal erstreckt sich vom Laret, über dem sich die sagenhafte „todte Alp“ erhebt, dem „großen“ See und dem Landwasser entlang fünf Stunden zwischen hohen Bergen, auf denen der Schnee fast das ganze Jahr hindurch heimatblich ist, bis hinunter zum Schmelzboden, einem jetzt stillstehenden Hüttenwerke, wo das bisher so freundliche Thal rasch in die düstere, lawinen- und abgrundreiche Schlucht der „Züge“ übergeht.

Sobald der Schnee die unteren Gehänge der Berge verläßt, was meist in der Mitte oder am Ende des Maimonats der Fall ist, entsproßt das saftigste Grün und eine Fülle gewürziger Kräuter dem Boden, zahlreiche Heerden verbreiten sich über alle Wiesen und Heuberge. Zwar sind die Fälle häufig, wo Berg und Thal mitten im Sommer sich wieder mit der Schneedecke bekleiden, doch muß sie bald der Gewalt der Sonnenstrahlen oder des Föhnwindes (Scirocco) weichen.

Aus dem Hauptthale zweigen sich drei ansehnlichere Nebenthäler gegen die hohe Gebirgskette ab, welche Davos vom Engadin trennt, Fluela, Dischmä, Sartig, jedes reich an eigenthümlichen Reizen und bis an den Fuß der Päffe bewohnt. Es wohnen in dieser Landschaft auf zerstreuten Gehöften Nachkömmlinge deutscher Walser, ein kräftiges Volk freier, tapferer Männer. Nicht bloß Viehzucht und Alpenwirthschaft, sondern auch seit etwa 30—40 Jahren die Gewerbe der Zuckerbäckerei, des Kaffeesiedens, des Handels in der Fremde nährt diese Bergbewohner. Fast Alle, die als Knaben nach Frankreich, Italien, den Niederlanden, Polen und Rußland gezogen, sieht man im mittleren Mannesalter mit dem sauer erworbenen Wohlstande zurückkehren. Von Zeit zu Zeit gehen sie dann wieder in das Ausland, um nach ihren Geschäften, die sie jüngeren Händen übergeben, zu sehen, bis sie sich endlich von allen auswärtigen Verbindungen zurückziehen, um am Abend ihres Lebens einem dolce far niente leben zu können. Speculationsgeist und Berechnung, Schlauheit, Mißtrauen gegen Fremde bilden hervorstechende Züge im Charakter dieses Völkchens, wie bei allen Kindern des Hochgebirges. Dennoch gilt das einmal gegebene Wort viel. Im Allgemeinen herrscht hier noch Sittenstrenge; Diebstähle werden von Einheimischen selten begangen, vielleicht nicht nur deßhalb, weil das Volk ehrlich und rechtschaffen, sondern auch weil es durchgängig wohlhabend ist.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts stand am Ufer des Sees, neben welchem sich jetzt eine trefflich unterhaltene Landstraße hinzieht, ein stattliches Bauernhaus mit folgender Inschrift, die noch heute auf einem andern, nicht weit davon entlegenen Hause zu lesen ist:

> Möcht' hier eine Gotteshütte, bei uns Menschenkindern sein,
> Liebe, komm in unsre Mitte, kehr in unserm Hause ein.
> Laß den Frieden bei uns wohnen,
> Alle reines Sinnes sein,
> Die wir hier beisammen wohnen,
> Alle deiner, Herr, uns freun!

Der Eigenthümer, Hans Büsch, war ein hoher kräftiger Greis, alt geworden, ohne jemals die Schwachheiten des Leibes gefühlt zu haben. In seiner Jugend hatte er in der Schweizergarde, die der König von Frankreich unterhielt, mehrere Jahre gedient. Noch jetzt betrieb der rüstige Sechsziger seine Haus- und landwirthschaftlichen Geschäfte mit solchem Eifer und so bedächtlicher Sparsamkeit, als hätte er seine eigene Existenz noch zu gründen; er ließ es sich sogar nicht nehmen, alljährlich mehrere Male zur Winterszeit die äußerst beschwerliche und sehr gefahrvolle Reise über den lawinenreichen hohen Scalettapaß in's Engadin zu machen, um dort Veltlinerwein einzukaufen. Hiezu trieb ihn nicht nur die ihm angeborene Wanderlust sowie eine im Alter mehr und mehr zu Tage tretende Schwäche für den Genuß des Weines, sondern auch eine Verehrung des Mammon, die sich wie im eigenen Haushalte so auch namentlich der Armuth gegenüber oft in unliebsamer Weise kund gab.

Sein Weib, auch ein Kind der Landschaft, aus einem alten Geschlechte, war eine stille, gottesfürchtige Frau. Ihre ganze Erscheinung zeichnete etwas Beruhigendes, Wohlanständiges, Heimliches aus, und es lag etwas so Sanftes und zugleich Hoheitliches in ihrem Wesen, daß selbst der rauhe Gatte Scheu trug, ihr mit harten Worten zu begegnen.

Hans, der einzige Sohn, schlug in seinem weichen, sanften und arglosen Wesen der Mutter nach und war deren wie aller Frauen und Mädchen Liebling. Die „Knaben“ (erwachsenen, ledigen Bursche) neckten ihn zwar viel und fragten ihn etwa einmal, wann er seine Juppe auszuziehen gedenke, thaten schön mit ihm, wie man etwa ein holdes Mädchen liebkost, hatten ihn aber doch gern, weil er zu Raufereien und Streitigkeiten niemals Anlaß gab, obwohl er in manchen körperlichen Uebungen fast Alle übertraf.

Dagegen hatte Maleli, die Tochter, Manches von des Vaters energischem Charakter, doch vom Schmucke der Weiblichkeit gemildert, geerbt. Sie war damals ein schönes achtzehnjähriges Mädchen mit blitzenden dunkelbraunen, von prachtvollen Brauen und Wimpern überschatteten Augen und hohem Wuchse, obwohl sie gar nicht derb und wuchtig in ihrem Auftreten war, wie so manche dralle Dirnen, von denen das Sprüchwort im Lande geht: Sie brauchen

nur einmal über eine Wiese zu gehen, so sei auch gleich der Fußpfad fertig. Vielmehr zeigte sie im Gange die nämliche Behendigkeit und Anmuth, die ihr Geist besaß. Eigene und anderer Leute Verhältnisse überschaute sie mit Klarheit und raschem Blicke; Eigenschaften, die den Frauen und Mädchen dieses Thales ohnehin eigen sind. Aber ihre reine Seele wehrte alles Wilde, Wüste von ihr ab. Sie war darum bei vielen der Knaben fast gefürchtet, zumal da es ihren Antworten an Salz nicht mangelte.

Die alte Landessitte des z'Hengertgehens von Seiten der Knaben mußte sie auch mitmachen, weil es der Vater so wollte, und Samstags Abends die jungen Burschen, die ihr einen Besuch machen wollten, im Wohnzimmer empfangen, wiewohl sich kein Einziger einer besondern Gunst von ihr zu erfreuen hatte.

Unter denen, die sich am häufigsten und ausdauerndsten einstellten, war auch Paul Kindschi, der Sohn eines nicht grade armen, aber doch weniger begüterten Bauern, der im Dischmäthale, durch welches man an den Scaletta gelangt, sein Heimwesen hatte. Paul war ein stattlicher Knab, grad wie die Tannen, die neben seinem Hause standen, offenen, gutmüthigen, ja großherzigen Charakters, aber von einem unbändigen Geiste. Unter den Raufluftigen der Landschaft war er der Keckste, unübertroffen in Körperübungen, welche Leibeskraft erfordern. Auch liebte er ein müßiges Leben bei Spiel und Wein mehr als die Arbeit, und wo es ein Tanzgelage gab, — welches Vergnügen damals streng verboten war, aber heimlich desto öfterer genossen wurde, — durfte Paul nicht fehlen. Schon mehr als einmal hatten seine Raufereien ihn vor das Bußen-Gericht der Landschaft geführt, doch war er, weil bei allen solchen Gelegenheiten irgend ein Zug seiner großen Seele hervortrat, von den Richtern mit Milde behandelt worden. Ueberdieß war der damalige Landammann, ein in dem ganzen Lande einflußreicher Mann, sein Pathe. Die Quelle der Mittel für seine Vergnügungen fand er in der Gemsen-, Bären- und Murmelthierjagd, die er fleißiger und mit mehr Glück betrieb als andere Jäger der Landschaft.

Bei den Mädchen stand Paul in Gunst, und es würde ihm nicht schwer geworden sein, diese oder jene Schöne zu erobern, die es sich zugetraut hätte, den jungen Bären, wenn er einmal in die ehelichen Bande geschlagen war, zu zähmen. Allein seit längerer Zeit schon war sein Sinn darauf gerichtet, grade die wenigst Zugängliche unter allen Mädchen der Landschaft zu gewinnen — Maieli. Ohnehin war ihr Bruder, der sanfte Hans, Pauls Freund, so ungleichartig auch Beider Wesen gestaltet war. So ergab sich mancher Anlaß, in's Haus zu kommen und mit Maieli zu plaudern.

Sie hatte aus seinem ehrerbietigen Gebahren, das er ihr gegenüber annahm, aus manchem Wort und Wink errathen, was Paul nicht auszusprechen wagte, aber wenn sie sich selbst fragte, ob er es verdiene, ermuthigt zu werden, war sie mit sich bald im Reinen darüber, daß das Wagniß zu groß für ihre Kräfte sein würde. Wohl erkannte sie die in dieser Natur verborgenen Anlagen zu etwas Edlerem, aber ihre Hand trug Scheu, diese Saat hervorzuziehen und zu pflegen, weil allzuviel Erde und Unkraut sie bedeckte. Das Leben allein, dachte sie, vermag diesen Trotzkopf zu bändigen.

Um diese Zeit war es, daß Paul beschloß, alles Ernstes als Bewerber um Maieli aufzutreten. Ehe er jedoch die entscheidende Antwort sich von ihr selber erbäte, wollte er zuvor das Terrain sondiren. Er beauftragte seinen Freund Hans mit der etwas schwierigen Aufgabe, und Maieli's Bruder übernahm dieselbe um so williger, als ihm selbst, wie er Paul grade heraus sagte, keiner der Knaben auf der Landschaft als Schwager willkommener sein würde.

Hans paßte eine Stunde ab, in der Maieli sich in der Wohnstube allein befand. An einem Fischernetze arbeitend, saß er dem Mädchen gegenüber, das Wolle für die Winterkleider zupfte.

„Einen mächtig großen Bären haben Anton Bjäsch und Paul Kindschi gestern geschossen", begann Hans.

„Wo?" fragte Maieli, ohne in der Arbeit einzuhalten.

„Am Dukan im Sartig; Bjäsch kam von der Kuhalp herüber, Paul von der andern Seite. Der Bär hatte Tags vorher in der Alp noch ein paar Schafe zerrissen, davon fanden sie die Felle. Und weil es gestern in den Alpen angeschneit hatte, konnten sie der Spur des Bären getrost nachgehen. Wo man zum Schafboden hinübergeht, haben sie die ersten Spuren gefunden und richtig den Bären angetroffen, wie er auf die höhern Gehänge des Dukan entwischen wollte. Dort hat ihn der Paul geschossen, und der Bär ist weit hinuntergerollt, fast bis in die Kuhalp hinab. Ein prächtiger Schuß war's, grad' ins Genick.

„Ein guter Jäger mag er sein, aber arbeiten thut er doch auf der lieben Welt nichts", meinte Maieli.

„Von wem redest du?"

„Ei, vom Pauli."

„Aber ein Prachtsbursch ist er doch, Maieli. Die Mädchen laufen ihm alle nach.

„Meinetwegen, ich laufe ihm einmal nicht nach."

„Und doch" antwortete Hans, „redet er nur immer von dir. Ich glaube fast, er hat dich am allerliebsten von allen Mädchen im Thale."

„Eine gewaltige Ehre das" spottete Maieli. „Du meinst wohl, jetzt werd' ich dir den Auftrag geben, ihn auf den Samstag Abend z' Hengert in meine Kammer zu bestellen, gelt?"

„Bist du aber eine Vornehme! Thust du doch, als hättest du an jedem Finger einen großen Herrn hängen. Machst du es so, so wirst du als alte Jungfer sterben", grollte Hans.

Maieli warf die Wolle, die sie in der Hand hielt, bei Seite, sprang auf und legte ihre beiden Hände dem Bruder auf die Schultern.

„Du bist ein guter, guter Lappi, Hans! Aber das Freiwerben verstehst du nicht. Gelt, der Pauli hat dich bestellt, mich auszuhorchen? Die Müh' hättest du dir ersparen können. Wenn er etwas von mir will, so soll er selber kommen.

„Magst ihn, Maieli?" rief Hans aufstehend und gab seiner Schwester einen Kuß.

„Los, Hans, ich will dir was sagen. Der Pauli ist sonst ein herziger Bursch, aber zum Manne nehmen möcht' ich ihn nicht. Der würde mich Tag um Tag allein daheim sitzen lassen und meine Hab mit seinen wilden Gesellen verputzen oder so lang in den Bergen herumstreifen, bis man ihn einmal zerschlagen und zerschellt mir in's Haus brächte."

Das Gespräch wurde hier abgebrochen, weil der Vater in's Zimmer trat. Paul verfehlte nicht, seinen Freund bei nächstem Anlasse über den Erfolg seiner Mission auszuforschen. Nur mit Zögern brachte es Hans über sich, ihm die ganze Wahrheit zu sagen. Die Botschaft klang freilich schlecht genug, und doch glaubte Paul noch einen Hoffnungsschimmer in Maieli's Ausdrucke „ein herziger Bursch", den ihm Hans zwei, ja dreimal wiederholen mußte, zu entdecken. Er beschloß daher, wie es ja Maieli ausdrücklich selber gefordert zu haben schien, graden Wegs vor sie zu treten und eine entscheidende Antwort zu verlangen.

Vorher aber geschah es, daß Paul und ein anderer Jüngling aus der Kirchgemeinde „am Platz," den er zu dessen im Dörfli wohnenden Mädchen z' Hengert begleitete, von den auflauernden Dörfliknaben, welche das alte Recht, „fremde Bewerber" von den Mädchen ihres Dorfes nöthigenfalls mit Gewalt abzuwehren, geltend zu machen gedachten, in eine arge Schlägerei verwickelt wurden, wobei einige der Gegner schwere Kopfwunden davon trugen. Obwohl sie selbst übel zugerichtet waren, mußten sie doch vor dem Bußengericht erscheinen und Strafe leiden.

Dieser Vorfall, so sehr er auch in den Augen der Leute Pauls gewaltige Körperkraft und Unerschrockenheit in ein helles Licht stellte, war nicht geeignet ihn bei Maieli, die auf Zucht und Ordnung hielt, zu empfehlen.

Es vergingen mehrere Wochen, bis es ihm gelang, seinen Vorsatz in Ausführung zu bringen; ein Aufschub, der ihm trotz der großen Aufregung, in die ihn die Ungewißheit über den Erfolg seines Schrittes versetzte, übrigens willkommen war, weil er den Lärm, den diese Rauferei verursacht hatte, in Vergessenheit begraben wünschen mußte, ehe er mit einer so wichtigen Frage, die über seine Zukunft entschied, vor Maieli hintreten durfte.

Der Zufall führte sie zusammen. Ein Geschäft nöthigte Paul eines schönen Novembertages, nach Klosters hinabzugehen. Als er den Weg zum „Wolfgang" hinaufstieg, erkannte er in der Mädchengestalt, die ganz allein vor ihm herging, sein Maieli. Er hatte sie bald eingeholt.

„Gott grüß' dich, Maieli."

„Gott dank' dir, Paul."

„So finde ich dich endlich! Du gehst wohl zur Bas' im Laret. Wenn es erlaubt ist, gehen wir bis dort zusammen."

„Ich kann's nicht hindern, wenn du mitlaufen willst;" antwortete sie mit ziemlich trockenem Tone.

„Was ist's mit dir, Maieli? Hab' ich dich erzürnt, daß du so fremd thust?"

„Zum Erzürnen gehören zwei, die einander sonst [mögen" antwortete Maieli. „Wüßte nicht, daß wir beide mit einander jemals auf dem Fuß gestanden wären."

Paul schwieg betroffen und wandelte mit trauriger Miene eine Weile neben ihr her.

„Ich sehe wohl, wie es ist", begann er wieder! „Man hat dir vielleicht berichtet, ich sei bei'm Stineli Müller z' Hengert gegangen. Aber ich ging nur mit dem Meinrad aus Freundschaft, um ihn vor den Dörflikaben zu schützen."

„Was kümmert's mich, wem du schön thust oder nicht?" erwiederte sie. „Ich wehr dir's nicht, heute zur Stine, morgen zur Elsbeth zu gehen.

„Ist es dir wirklich so gleichgültig? Ich glaub's nicht, Maieli. Du hast schon lang merken müssen, daß du mir an's Herz gewachsen bist; ja, daß ich es jetzt sage, ich kann nicht ohne dich leben. Wenn du mir absagst, geh' ich unter die Soldaten. Ich thu's, so wahr unser Herrgott lebt. Nimm mich, wie ich bin, einen Menschen, der dich auf den Händen tragen und sein Leben für dich lassen möchte. — Ich bin zwar voller Fehler und Untugenden, aber wenn du mein Weib werden willst, werd' ich ein Anderer. Es ist mein heiliger Ernst, ein Anderer zu werden, Maieli."

Dann als Maieli noch immer schwieg, fuhr er fort: „Du hast mir eine schwere Herzenswunde geschlagen, jetzt mußt du sie heilen. Nur du kannst sie heilen. — Du sollst ja schalten und walten mit deinem Eigenen, wie du willst, und kämst du auch zu mir mit nichts Anderm als deiner herzigen Person, es wäre mir gleich; es ist mir ja, weiß Gott, nur um das zu thun, was du bist, nicht um das, was du hast."

Seine Stimme war weich geworden, die Thränen standen ihm in den Augen. Maieli fühlte sich von der Macht dieser Leidenschaft, die sie nicht geahnt, bewegt, fast erschüttert. Sie faßte seine Hand und sagte: „Pauli, bist doch sonst immer ein männlicher Knab gewesen und thust jetzt wie ein Mädchen. Ich will dir, weil's doch sein muß, klaren Wein einschenken. Sieh', was du begehrst, kann und wird nicht sein. Daß du mir einmal diese Frage stellen würdest, hab' ich wohl schon lang' voraus gesehen und mich ernstlich gefragt, was ich dir dann zu antworten hätte. Es hat aber in mir immer geheißen: Nein. Weißt du warum? Weil wir Beide, wenn einmal der erste Rausch verflogen wäre, uns nur gegenseitig unglücklich machen würden. Wir sind noch beide jung, und jedes von uns hat einen oder den andern Fehler, der uns vor dem Glücke steht. — Was du vom Soldat werden sprichst, Pauli, um meinetwillen, kann dein Ernst nicht sein. Es wäre schad' um so einen prächtigen Burschen" setzte sie lächelnd hinzu. „Und so b'hüt dich Gott, Pauli, da ist meiner Base Haus."

Mit freundlichem Gruße und Handschlage verabschiedete sie sich von Paul, der bleich und in tiefste Trauer versenkt stehen blieb und ihr nachstarrte.

Aber er hielt Wort. Denn noch an demselben Abend, bevor er in seines Vaters Haus zurückkehrte, stellte er sich des Landammanns Bruder, der, ein kaiserlicher General, sich grade auf kurze Zeit hier in Urlaub befand, vor und meldete sich als Rekruten in des Generals Regimente. Dieser saß eben an der Seite seines Bruders, und beide waren in traulicher Unterhaltung begriffen. Als Paul fest und ruhig, ohne eine Spur von dem schweren Schmerze zu offenbaren, den er am Morgen erlitten, dem General sein Begehren vorgetragen, schaute ihn der Landammann erstaunt an und rief: „Hör' ich recht, Götti (Pathe). Du willst Soldat werden? Ei, sag' auch, was hat's gegeben?"

„Herr Götti, ein rechter Knab' macht jetzt sein Glück am schnellsten im Kriege. Und unter dem Herrn General kann Einer wohl was Rechtes werden. Nehmt mich an, Herr, stark bin ich und gesund auch."

„Sehe schon, mein wackerer Bursch" antwortete beifällig der Offizier. „Er kann gleich eintretten, muß sich aber zuvor in Chur beim Werboffizier melden. Das Handgeld will ich Ihm aber selber auszahlen."

„Wann soll ich abreisen, Herr General" fragte Paul, nachdem er die 20 Kaiserdukaten, die ihm des Landammanns Bruder auf die Hand zählte, empfangen.

„Je eher, je besser. Im Frühling ziehen wir wieder in's Feld gegen die Preußen. Melde Er sich übermorgen früh wieder bei mir. Vielleicht kann Er mit mir reisen als mein Leibbursch. Ohnehin ist mir der Jörg erkrankt."

Als Paul sich entfernte, ging ihm der Landammann nach. Draußen legte er vertraulich die Hand auf des jungen Mannes Achsel und sagte: „Pauli, was ist's? Woher der plötzliche Entschluß? Ist's wegen einer Liebsten?" — Pauls Schweigen und Erröthen bewies dem Fragenden, daß er richtig gerathen.

„Wenn's noch zu ändern ist, so bleibe lieber und warte bessere Zeiten ab. Ein Mädchen wechselt seine Entschlüsse leicht."

„Da ist nichts mehr zu ändern, Herr Götti" antwortete Paul mit trauriger Miene. Wo die „nein" sagt, da bleibt's dabei, und zwischen mir und ihr ist's aus und abgethan. Ich hätte auch keine Freude mehr hier."

„Bedenk' es noch. Ueber Nacht kommt viel guter Rath. B'hüt dich Gott!'

„Ich argwöhne fast" sprach der General zu seinem wieder eintretenden Bruder, „du willst mir diesen Staatsburschen, wie ich deren keine zehn im Regiment habe, abspenstig machen. Die Kaiserin braucht Soldaten, viel Soldaten, und mein Regiment hat in diesem Feldzug viel Verluste gehabt."

Der Landammann theilte dem aufmerksam Zuhörenden die mit Paul gehabte Unterhaltung mit und bat ihn, falls der junge Mann seinen Entschluß ändern würde, das Handgeld als nicht gegeben zurückzunehmen. Es gelang seinen eindringlichen Vorstellungen, den General zur Einwilligung zu bewegen. Allein der Landammann hätte sich diese Mühe ersparen können, denn Pauls Entschluß stand fest. Und als er sich am zweitfolgenden Tage dem General wieder vorstellte, kündigte ihm dieser sichtbar befriedigt an, daß Paul, weil der Jörg am Sterben sei, ihn zu begleiten habe als Jörgs einstweiliger Nachfolger. In Böhmen stehe es ihm dann frei, bei ihm zu bleiben oder in's Regiment einzutreten.

Tags darauf sah man zwei Schlitten den Weg nach Klosters einschlagen. Auf dem vorderen saß der General, auf dem folgenden, der mit Koffern beladen war, erkannten die Vorübergehenden nicht ohne Verwunderung den schmucken Paul. Als sie unter einem Hause nahe am See vorüberfuhren, stand dort ein Mädchen am Fenster.

Sie warf einen forschenden Blick auf den Insassen des zweiten Schlittens, und ein Ach schmerzlichen Erstaunens zeigte, daß sie ihn wohl erkannt und das Geschehene errathen habe.

Es verging manche Woche, mancher Monat, bis andere Eindrücke den Schmerz nach und nach milderten, den ihr jener Morgen gebracht.

II. Sylvester-Abend.

Wie schön ist diese Hochlandschaft auch im Winter! Auf Bergen und Thälern ruht eine unermeßliche Schneedecke vom glänzendsten Weiß, von dem die düstern Gründe der Nadelholzwälder wunderbar sich abheben. Selbst des Sees Spiegelfläche verhüllt eine dichte Schneemasse, über welche der Bauer seinen Holzschlitten nach Hause führt oder das leichtere Fahrzeug des Reisenden behend dahinfliegt. Wenn ein blauer Himmel sich über die Landschaft ausspannt, entsteht oft in der überaus reinen, durchsichtigen Luft allüberall ein Flimmern und Glitzern wie vom Wiederschein unzähliger prismatischer Krystalle. Der Wanderer, der an einem solchen Tage durch das Hochthal geht, findet manchen Punkt, auf dem sein Auge mit bewundernder Vorliebe verweilt. Hier, zwischen Dörfli und Platz, die malerisch mitten im erhöhten Wiesengrunde zerstreute Häusergruppe des Platzes mit ihrem schlanken hohen Kirchthurme, dort links der gewaltige im hellsten Silber leuchtende Scalettagletscher, während im Vordergrunde, im Thale selbst, die düstern Farben der sonnverbrannten hölzerner Häuser hinter den hohen Mauern, die der Schnee um sie aufgethürmt, wie schwarze Punkte hervorragen. Verläßt man den Platz, um gegen die „Frauenkirch“ hinabzusteigen, so stellt sich wieder im Vordergrunde ein niederer Hügel mit Wald dicht bewachsen dar, zwischen dem und dem hohen Fluh eines Gipfels des Stràla, wie in einem Engpaß eingedrängt, das Dörfchen der Frauenkirch ruht. Zur Linken erhascht das Auge einen Einblick in das überaus romantische Sartigerthal, im fernen Hintergrunde leuchtet hinter der wilden Schlucht der „Züge“ die nie erstiegene hochragende Pyramide des Tinzenerhorns.

In den Seitenthälern zeigt nur der dichte aus den Schornsteinen aufsteigende Rauch, daß auch hier noch, den Schrecken des Hochgebirges so nahe, Menschen wohnen; sonst möchte man aus der sonderbaren Stille, die um diese weit zerstreuten Häusergruppen waltet, schließen, daß die Bewohner sie verlassen. Ein scheuer weißer Hase, hungrige Schneehühner von der gleichen Farbe treiben sich am Waldsaum herum; wehe Euch, dort der Jäger hat Euch schon erspäht. Selbst auf die Hochfirsten des Scaletta, des Rinderhorns, des Stràla, des Seehorns, des Dukans wagt sich der König der Natur:

„Um ein armselig Gratthier zu erjagen.“

Freilich zu allen Stunden und fast überall von Todesgefahr umgeben. Dort hemmt der Abgrund des Jägers Tritt, hier lauert die Lawine, auf jener steilen Klippe wird vielleicht ein milder Todesengel dem im Schneesturme Erstarrenden die müden Augen schließen, während nahe vor ihm die leichten Gestalten der nämlichen Gratthiere vorüberziehen, um welche er den gefährlichen Kampf mit den Elementen gewagt.

Es ist Abend geworden, der Abend des letzten Tages im Jahre. Im ersten Stocke eines stattlichen Hauses gegenüber dem Kirchlein sieht man eine Reihe von Zimmern hell erleuchtet. Dort wohnte der alte Landammann; heute sollte er von Chur, wo er ein Jahr lang als eines „der drei Herren Häupter“ (Landrichter, Bundespräsident, Bundeslandammann) der damals selbständigen rhätischen Republik gewaltet, wieder eintreffen.

Schon manchen Blick hatte die treue Gattin hinabgesandt auf die Straße, ob nicht das bekannte Gespann ihr den geliebten „Herrn“ zuführe.

„Warum er auch heute so lange ausbleiben mag?“ sprach sie. „Mich ängstiget es. Draußen geht ein mächtiger Schneesturm, der uns wohl Thauwetter bringen wird.“

„Papa ist gewiß hinlänglich mit warmen Kleidern versehen, und der Anton kennt ja die Straße auswendig. Wie oft hat er uns nach Chur hinab- und wieder heraufgeführt!“ sagte, von einem vor ihm liegenden Buche aufsehend, ein noch sehr junger Mann, der Gatte jener ebenfalls noch jungen sehr hübschen Dame, die mit häuslicher Arbeit beschäftigt neben ihm saß. Von Zeit zu Zeit erschien im Zimmer ein munteres Mädchen, die Tochter des Hauses, die mit den Zurüstungen der Abendmahlzeit sich zu thun machte, aber doch noch jedesmal sich Zeit nahm, eine scherzende Bemerkung an die eine oder die andere der anwesenden Personen zu richten.

„Was liesest du, Herr Bruder? Wie, immer noch an Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen? Seit drei Monaten am ersten Bande, und durch sieben dicke Bände hast du dich noch durchzuarbeiten. Wenn du so fort machst, kann dann, wenn du fertig bist, dein noch zu erwartendes Söhnlein mit dem ersten Bande anfangen.“

„Diese Sophie ist grausam langweilig“ sagte ihr Bruder,“ aber weil ich den Grundsatz habe, niemals etwas unvollendet zu lassen, was ich einmal begonnen, so werde ich die Pein des Beendigens dieser Lektüre auch nicht scheuen.“

„Da lob' ich mir doch des Herrn Fürchtegott Gellerts Bücher“ sagte die Mutter. „Das Herz findet immer ein Körnlein Goldes in seinen Geschichten und Fabeln, und nun gar die Lieder, die sind so herzerhebend!“

„Wenn nur die Fabeln nicht gar so einfach und die Geschichten so trocken moralisch wären,“ meinte ein Herr in mittleren Jahren, der an einem andern Tische saß und zwei Knaben von 7 bis 9 Jahren im Rechnen unterrichtete. Es war der Schwiegersohn der älteren Frau und gehörte der nämlichen Familie, aber einem andern Zweige derselben, an. Er hatte schon wiederholt die höchsten Staatsämter bekleidet und befand sich nun hier mit seinen zwei Knaben auf Besuch.

„Ja, ja, dem Herrn Schwiegersohn gefällt der Herr Lessing besser, der ein so gottloses Buch über die Religion, wie es die „Wolfenbüttler Fragmente“ sind, geschrieben hat“, sagte die Hausfrau.

„Ob Lessing der Verfasser, ist noch gar nicht ausgemacht, liebe Frau Mutter. Ich vermuthe eher, es sei von Herrn Reimarus in Hamburg. Was seine Ansichten über die Religion betrifft, so stimme ich mit ihnen gar nicht überein; aber Herrn Lessing schätze ich wegen ganz anderer Bücher, die er geschrieben hat, — so den Laokoon. Ueber Kunst und Kunstgeschichte habe ich noch nie etwas Gediegeneres und Anregenderes gelesen. Da lernt man den Geist, der in den Kunstwerken des Alterthums lebt und webt, verstehen.“

„Das ist mir viel zu hoch“ rief die muntere Dorothea.“ Mein schlichter Verstand vermag sich nicht zu jenen hohen Regionen zu versteigen, in denen mein gelehrter Herr Schwager so gern verweilt. Die Geister des Alterthums erscheinen mir immer wie nebelgraue Gespenster, in weißen Hemden und mit nackten Beinen; hu, wie kalt bei solchem Schneewetter wie heute!“

„Solches Wetter“ bemerkte die Hausfrau, deren Gedanken immer noch bei ihrem Gemahle weilten, „ging in den Bergen in jener Nacht, wo die große Lauwe die armen Männer in den Horlauben verschüttete. Denkst du es noch, Anton?“

„Wohl denk' ichs“ antwortete der junge Mann. „Ich war noch ein Knabe. Am andern Tage wurde von allen Männern am Platz und im Dörfli am Ausgraben gearbeitet. Wie ich um Mittag hinging, hatten sie das Dach der Hütte aufgedeckt, und am Abend erst wurden die Verschütteten gefunden. Aber sie waren kalt und starr.“

„Seltsam war's“ fuhr seine Mutter fort, „daß schon mehrere Wochen vorher die Dorfsage den beiden Männern ein Unglück verkündigte. Hatte man doch, wie sich Alles zuflüsterte, das Todtenvolk gesehen.“

„Wie? Erzählt Ihr einander Gespenstergeschichten, ha, ha!“ ließ sich jetzt plötzlich die wohlbekannte Stimme des eintretenden Hausvaters vernehmen.

Alles sprang ihm jubelnd entgegen. Der alte Herr, ein übrigens noch sehr kräftiger Mann, warf Mantel, Mütze und andere Umhüllungen von sich und sollte nun hundert Fragen beantworten, Grüße ausrichten, Neuigkeiten mittheilen, während die alte Dienerin eilig den Tisch deckte zum Nachtimbiß. Auch sie war dem Hausherrn mit derbem Handschlag und Willkommen, der ebenso freundlich erwiedert wurde, entgegen gekommen. „Wie konnten Sie auch so stille hereintreten“, fragte sie, „daß Niemand Ihr Kommen vernahm?“

„Der Anton hatte diesmal die Schellen vergessen. Und überdies geht ein gewaltiger Föhn. Es ist Thauwetter eingetreten.“

„Gott sei Dank, daß du da bist, Bundslandammann“ sprach seine Gattin. „Nehmt jetzt Alle Platz, Ihr Lieben!“

Der Hausherr sprach stehend das Tischgebet, worauf man sich an der Tafel niederließ, die mit trefflich zubereiteten Landesgerichten, Wildpret rc., besetzt war. Das gröbere Tischgeräthe bestand aus Zinn, aber die Bestecke und kleineren Aufsätze aus schwerem Silber und trugen das Wappen der Familie; ebenso tranken die beiden alten Herren den vortrefflichen Veltlinerwein aus silbernen Bechern, uralten Erbstücken der Familie, die außer dem Wappen noch mancherlei wunderliche Zierrathen zeigten.

Während des Mahles hatte der alte Herr noch so Vieles aus der Residenz und den diplomatischen Kreisen, in denen er sich bewegt hatte, zu erzählen, so manche politische Frage mit den jungen Männern zu erörtern, daß man des furchtbaren Sturmes, der über Berg und Thal brauste, fast nicht achtete. Nur wenn er die kleinen Fenster, — so klein, um die starke Winterkälte abzuhalten —, erschütterte, zeigte ein besorgter Blick der Frauen, daß der Gedanke an die armen Wanderer, die heute „im Berge“ ausharren mußten, selbst durch die Freude über die glückliche Rückkehr des Vaters nicht verdrängt wurde. So geschah es denn auch, daß während einer kurzen Pause des Gesprächs die Gattin des ältesten Sohnes, an die durch den Sturm und das Thauwetter wieder in Erinnerung gebrachte Lauinengefahr anknüpfend, sich an die Hausfrau mit der Bitte wendete: „Ei, Frau Mutter, was war es denn mit dem Todtenvolk, wovon wir grade redeten, als Papa hereintrat?“

Ihr Schwager und ihr Gatte lächelten; die Philosophie des Jahrhunderts war ja auch bis in dieses weitentlegene Hochthal gedrungen. Obwohl sie ihnen den religiösen Glauben nicht zu erschüttern vermochte, hatte sie doch Bedenken und Zweifel über manche volksthümliche Anschauungen und Sagen rege gemacht.

„Mir gedenkt's noch“, begann die alte Dame, wie wenn es erst gestern geschehen wäre, daß Stina eines Morgens, während sie das Frühstück hereinbrachte, die Nachricht mittheilte, man habe das Todtenvolk gesehen. „„Ei, warum nicht gar!““ hieß es. „„Wer will es gesehen haben, und wo?““ Darauf erzählte Stina, wie der Knecht des Hauses, der in aller Früh' von Chur fahren sollte, da er um 1—2 die Pferde zur Tränke führte, einen langen Zug von dunkeln Gestalten an sich habe vorüberwandeln sehen. Unter denen, die den Bahren, so voraus getragen worden, zunächst folgten, habe er deutlich die Frau und die Schwester von Luzi und Martin Christ erkannt; ein Beweis, daß es diesen Beiden gelte. Außer vielen in älterer und neuerer Zeit Verstorbenen seien dann im Zuge eine Anzahl noch lebender Männer und Weiber gewesen. Am Kirchhofe habe das schwarze Volk angehalten. Dort seien zwei offene Gräber nahe dem Eingange gewesen, in die man die Bahren versenkt habe. Dann habe sich ein leises Gemurmel wie von Betenden vernehmen lassen, worauf Alles plötzlich verschwunden gewesen. So hatte unser Knecht erzählt. Auffallend war es, daß am nämlichen Tage auch der Nachwächter dem Papa ganz leise andeutete, es werde jetzt wohl bald zwei Leichen im Dorfe geben. Vor den Häusern von Luzi und Martin Christ habe er in der Nacht das Todtenvolk anhalten und Särge heraustragen sehen.“

Der alte Herr bestätigte das Letztere. „Ein seltsamer, mit übernatürlichen vielleicht nur allzuviel sich beschäftigender Mann ist dieser Nachtwächter. Mit welcher geheimnißvollen Miene hat er einmal zu mir gesagt, es sei gar nicht auszusprechen, wie viel Wundersames in manchen besondern Nächten im Luftreiche gesehen werde. Aber nur Wenige seien mit dieser Gabe des Gesichtes beschenkt!“

„Und waren“, fragte der Schwiegersohn, „die von der Lawine Verschütteten dieselben Männer, welche Euer spukhafter Nachtwächter und der Knecht als Diejenigen bezeichneten, denen es gelte?“

„Allerdings“ erwiederte Herr Hans.“ Dieses Gespräch giebt mir übrigens Anlaß, Euch mitzutheilen, was mir heute Abend zugestoßen ist, obwohl meine Gedanken noch nicht genugsam gesammelt sind, um ruhig zu überlegen, ob nicht vielleicht meine Phantasie mir einen Streich gespielt habe. Ihr wißt ja sonst, daß der Glaube an Gespenster mich niemals beschäftigt hat.“

Alles blickte mit gespannter Erwartung auf den würdigen alten Herrn; selbst sein Schwiegersohn, dem dessen nüchterne Verstandsrichtung fast eine Bürgschaft schien gegen derartige Verirrungen der Einbildungskraft, konnte einen Ausruf des Erstaunens nicht unterdrücken.

„Wir waren“, erzählte der Staatsmann, „nahe am Wolfgang angekommen, als das Roß stutzte und plötzlich anhielt. Es schnaufte, bäumte sich, trat scheu zur Seite, kurz gab durch allerlei an diesem überaus sichern Thiere ganz ungewohnte Erscheinungen das Entsetzen zu erkennen, das irgend ein Gegenstand in ihm erregt haben mußte. Ich sprang aus dem Schlitten und trat zum Pferde, suchte es durch freundliche Worte und Liebkosung zu beruhigen; das arme Thier war über und über mit Schweiß bedeckt. Aus dem Benehmen des Pferdes, das stets mehr und mehr sich von dieser Waldstelle zu entfernen suchte und doch nicht den Muth hatte, weiter zu gehen, schloß ich, daß irgend ein wildes Thier, vielleicht ein Bär, im Dickicht lauere. Ich nehme mein Gewehr vom Schlitten herab, gehe auf die verdächtige Stelle zu, und wie ich nur noch wenige Schritte entfernt bin, zeigt mir der ungewisse Schein des von den Wolken verhüllten Mondes die im Schnee liegenden Gestalten von vier Männern.“

„Wen?“ fragte man.

„Mich dünkt, es waren der junge Hans Büsch, Simon Markadant und Ulrich Bühler. Der erste war wie todt anzusehen; die andern schienen zu schlafen. Den vierten kannte ich nicht.“

„Gerechter Gott“ rief Anton. „Grade diese werden heute aus dem Engadin zurückerwartet! Sie sind vor vier Tagen hineingegefahren, man erwartete sie schon gestern.“

Man sah es dem Erzähler an, daß dieses Zusammentreffen von Umständen auch ihn erschüttert hatte. Nach einer Weile fuhr er fort: „Sonderbar erschien es mir damals schon, daß dann diese Gestalten, als ich zu noch näherer Besichtigung hinzutrat, in einen Haufen von Reisig und Zweigen, die der Sturm herabgeworfen haben mochte, verwandelt zu sein schienen. Auch das Pferd war nun so ruhig geworden, daß es ohne weitere Zeichen von Furcht den Berg hinabtrabte.“

„Wär's nicht rathsam“ fragte Frau Margaretha, des Sohnes Gattin, indem sie ihre weiche Hand auf des alten Herrn Arm legte und ihm bittend in das Antlitz blickte, „wärs nicht rathsam, den armen Männern Hülfe entgegenzuschicken?“

Anfangs schien Herr Hans auf diesen Vorschlag nicht eingehen zu wollen. Er zweifelte, ob auf die bloße Vermuthung hin, daß jenen Männern ein Unglück begegnet sein könnte, sich Jemand bei dem entsetzlichen Sturme und der großen Lauinengefahr zu so später Stunde bereit finden lassen würde, den furchtbar anstrengenden Marsch auf den Scaletta anzutreten.

Als jedoch auch die Uebrigen und namentlich Dorothea, sein Liebling, ihre Bitten mit denen Margarethens vereinigte, ließ er den nahe wohnenden Wegvogt (Straßenaufseher) rufen.

Diesem, der nicht wenig verwundert war, in so später Abendstunde in das „große Haus“ berufen zu werden, wurde nach der ersten Bewillkommnung die Frage, ob man für gutes Geld und gute Worte heute Nacht noch einige Ruttner zur Aufsuchung der Erwarteten bekommen würde, vorgelegt. Zwar äußerte er sein Befremden über die bei den sehr häufigen Reisen der Landleute auch während sehr schlimmer Witterung ihn ungewöhnlich dünkende Sorgfalt und Theilnahme für die erwarteten Dörfler nicht, ließ jedoch in seiner Antwort durchblicken, daß er eine solche Hülfesendung für überflüssig halte.

„Der Tag“, sagte er, „war bis Mittag gut. Die drei Männer konnten schon um Nachmittag am Dürrenboden sein, noch ehe der Sturm anfing, und werden jetzt jedenfalls dort in ihrem Wirthshause bei einem guten Glase Weins sitzen, wenn sie nicht schon zu Bette gegangen sind.“

Man wollte dem Wegvogt die Veranlassung zu der Hülfesendung nicht mittheilen. „Die Frauen“, sagte der Bundeslandammann, „sind in großer Sorge um diese Männer. Ich glaube, der Hans Büsch ist dein Götti, nicht wahr, Anna?“ sprach er zu seiner Frau gewendet. Sie bestätigte es und bat den Dorfvorsteher, einige Ruttner aufsuchen zu lassen.

Der Wegvogt entfernte sich und kehrte nach einiger Zeit mit vier Ruttnern (Wegmachern) zurück, welche sich bereit erklärt hatten, das Wagestück zu unternehmen. Es waren stämmige, kräftige Männer. Sie trugen zum Schutze gegen den Schnee hochgehende Stiefel. Die Hände waren mit dicken Fausthandschuhen von Wolle bedeckt, der Kopf in Pelzkappen mit Ohrenklappen gehüllt. Jeder von ihnen führte eine Schaufel. Man reichte ihnen Erfrischungen und sicherte ihnen außer dem doppelten Lohne noch eine ansehnliche Gratifikation zu.

„Weiter als bis zur Berghütte“ sprach der Bundeslandammann, „braucht ihr, denke ich, kaum zu gehen. Sind die drei Männer nicht bis auf den Berg gekommen, so werden sie nach Sulsanna zurückgekehrt sein. Konnten sie aber die Hütte vor Abend erreichen, so werden sie wohl auch bis an den Dürrenboden gelangt sein — es müßte denn sein, was wir nicht hoffen wollen, daß sie verschüttet wurden, oder sie befinden sich jetzt noch auf dem Berg, vielleicht aufgehalten durch eine den Weg versperrende Lauwe. Und somit Gott befohlen, Ihr Männer“ schloß Herr Hans, ihnen die Hand reichend. Die Ruttner traten ihre nächtliche, gefahrvolle Wanderung an.

*Adolf Steinhäuser.

Am 27. Mai starb in seiner Vaterstadt Bremen der Bildhauer Adolf Steinhäuser, ein junger Künstler, dessen Werke nicht allein in seiner Vaterstadt, sondern auch in weiteren Kreisen Anerkennung gefunden haben.

Adolf Steinhäuser wurde am 14. Mai 1825 in Bremen geboren. Nachdem er die Anfangsgründe der Bildhauerei im Vaterhause erlernt hatte, genoß er drei Jahre lang Unterricht bei dem Hofbildhauer Scholl in Darmstadt und dessen Sohne, dem bekannten Bildhauer Scholl in Mainz. Tüchtig vorbereitet trat er 1845 in das Atelier des Bildhauers Albert Wolff in Berlin, studirte mit angestrengtem Fleiße unter der Leitung dieses Meisters und benutzte außerdem den Unterricht des Professors Fischer auf der Academie.

Den guten Erfolg seiner Studien zeigen einige zu jener Zeit von ihm in Eichenholz ausgeführte Arbeiten: Die Statue Johannes des Täufers in der St. Johanniskirche und verschiedene Engel- und Apostel-Statuen in der Domkirche zu Bremen.

Im Jahre 1851 verließ er das Atelier seines Lehrers Wolff, dem er fortwährend die größte Dankbarkeit, die tiefste Verehrung bewahrt hat, und reiste nach Rom, um unter Leitung seines Bruders, des Bildhauers Karl Steinhäuser, seine Studien fortzusetzen. Sein erstes in Rom geschaffenes Werk, „ein Knabe, das Gewand abstreifend, um sich in die Fluthen zu stürzen“, eine gut gedachte und in Marmor fleißig ausgeführte Figur, ist im Besitz des Bremer Kunstvereins. Es folgten jener ersten Arbeit der „Fischerknabe“, eine schöne in Marmor ausgeführte Arbeit, welche in den Besitz des Herrn Aeltermann Lürman in Bremen übergegangen ist, und ein „gefesselter Amor“, ebenfalls in Marmor ausgeführt; derselbe befindet sich zur Zeit in der Kunsthalle zu Bremen. Ein Auftrag des daselbst bestehenden Kunstvereins, die Statuen von Dürer, Michel Angelo, Raphael und Rubens in mehr als Lebensgröße für die Façade der Kunsthalle zu arbeiten, veranlaßte Steinhäuser, nach seiner Vaterstadt zurückzukehren. Mit großem Fleiße und regem Eifer widmete er sich der Ausführung jenes Auftrages, die ihm noch vergönnt gewesen ist. Die vier Statuen stehen vollendet; nur der Rubens bedarf noch theilweise einer geringen Ueberarbeitung.

Seine letzte und wohl eine seiner besten Arbeiten ist der Evangelist Lucas, als Schutzpatron der Künste. Es ist dies ein fleißig gearbeitetes Modell einer für die Façade der neuen Künstlerhalle in Bremen bestimmten Statue. Das Schicksal wollte es nicht, daß er diese Arbeit vollenden und sie an der bestimmten Stelle aufgerichtet sehen sollte. Ein furchtbares Leiden, das ihn seit Monaten quälte, entzog ihn seinen Arbeiten und machte seinem Leben am 27. Mai, im Alter von 33 Jahren, ein Ende. Der Tod schnitt die schönen Hoffnungen ab, welche sich an die Entwickelung seines Könnens und Wollens knüpften.

Adolf Steinhäuser war ein anspruchloser, bescheidener Charakter; — still, in sich gekehrt, Wenigen sich anschließend lebte er nur seiner Kunst. Karg hat das Geschick ihm die Zeit gemessen, doch werden seine Werke der Nachwelt seinen Namen in ehrenvoller Weise bewahren.

*Zur schönen Literatur.

Neue Novellen von Paul Heyse. Cotta'scher Verlag.

Die unter diesem Titel im Cotta'schen Verlag erschienenen Novellen werden den Lesern der früheren, welche zuerst vereinzelt in Zeitschriften abgedruckt und vor einigen Jahren zu einem Bande vereinigt wurden, gewiß eine willkommene Gabe sein, und wir dürfen uns eine eingehende Besprechung derselben gewiß um so eher erlauben, als es auf dem Gebiete der schönen Literatur augenblicklich herzlich wenig Erfreuliches zu besprechen giebt.

Diese neuen Novellen von Paul Heyse entbehren keinen der Vorzüge jener früheren, welche nicht am wenigsten dazu beitrugen, dem Dichter die Gunst des lesenden Publikums wie die beifällige Stimme der Kritik zu erwerben; sie sind geistvoll gedacht, fein und sicher ausgeführt, gehoben durch einen Stil voll Grazie und natürlicher Anmuth, und durch alle weht ein köstlicher Hauch der Gesundheit und Lebensfrische, mitunter des liebenswürdigsten Humors, ohne daß sich die Subjectivität im geringsten breit macht. Am gelungensten erscheinen uns, wie in dem früheren so auch im vorliegenden Bande, diejenigen Erzählungen, deren Schauplatz Italien ist, dem der Verfasser mit besonderer Vorliebe zugethan zu sein scheint, und dessen Reize und Schönheiten er auf das lebendigste zu schildern weiß, Sehnsucht weckend dem, welchem sie noch unerreichbar blieben, und selige Erinnerung dem, welchem eine Pilgerfahrt in jenes Land, für unser Geschlecht ein anderes heiliges Land, vergönnt war.

In der ersten Erzählung „das Mädchen von Treppi“ giebt

der Dichter uns die Geschichte eines jungen Mädchens, welches in der gläubigen Zuversicht eines starken Herzens Jahre lang auf die Rückkehr des Mannes wartet, dessen Liebeswerben sie bei der ersten Begegnung in mädchenhafter Scheu und Sprödigkeit zurückgestoßen hatte, und die, als ein Zufall ihn wieder in ihre Nähe bringt, durch die Gewalt ihrer Leidenschaft die Ungunst äußerer Verhältnisse ebenso wie den Widerstand des Geliebten selbst besiegt und ihn sich zu eigen macht. Zu diesem Charakterbilde paßt vortrefflich die Umgebung, in der wir es sich entwickeln sehen, das romantische Gebirge des Appennin, das einsame Hirtendorf, das Wirthshaus, in dem die wilden Gestalten der Contrabandieri aus- und eingehen, und wo die Padrona am Herde steht, dessen Flamme den herben Reiz ihrer Schönheit beleuchtet.

Im Gegensatze hierzu giebt uns die Erzählung „Erkenne Dich selbst“ auf dem bunten heiter belebten Hintergrunde des schönen Florenz das Bild eines Mannes, der mit dem Wahlspruch, welcher den Titel dieser Geschichte giebt, das Secirmesser der Kritik an all sein Denken und Empfinden legt, der aber über dem Bestreben, sich selbst zu erkennen, sich selbst immer fremder wird und jede volle Empfindung seiner selbst einbüßt, der durch das Bestreben, sich alle Eindrücke gleichsam zu objectiviren, sich um allen Lebensgenuß, ja bis an den Rand des Wahnsinns bringt, vor dem er jedoch noch grade zu rechter Zeit durch die Liebe zu einer schönen Italienerin, die ihn mit solcher Macht überkommt, daß er sich ihr ohne zu reflectiren hingibt, gerettet wird. Die Schilderung der Seelenqual des Mannes bei diesem geistigen Zersetzungsproceß ist ebenso wahr als ergreifend. Wer von uns hat nicht unter seinen Bekannten irgend einen, in dem etwas von jener gefährlichen Neigung steckt, wenn er nicht gar selbst etwas von der Natur unseres Helden, der natürlich ein Deutscher ist, in sich verspüren mag. Alle Nebenfiguren dieser Erzählung sind dagegen in dem heitersten Humor gehalten: die liebenswürdige Schöne, welche trotz ihrer Männerkleider nichts von dem Gebahren unsrer sogenannten Emancipirten an sich hat, die gelehrte Signora Eugenia mit ihrem Hündchen Aristodemo, und ihre Magd Stella, die dumme Person, sie alle sind mit wenigen Zügen, aber in greifbarer Lebendigkeit vor uns hingestellt.

In der Erzählung „der Kreisrichter“ zeigt uns der Verfasser, indem er uns in eine kleine deutsche Stadt führt, daß er auch für die Schönheiten seines Vaterlandes ein offenes Auge und eine liebevolle Empfänglichkeit besitzt. Die Schilderung des Schönheitsenthusiasten, der, selbst von der Natur grausam vernachlässigt, jetzt im Alter in heitrer Entsagung lebt als „der Onkel“ eines halben Städtchens, dessen Bewohner ihn lieben und verehren, obwohl sie fühlen, daß er von anderem Stoff ist als sie selbst, ist eine höchst gelungene und wohlthuende, dagegen können wir uns mit dem Zuge, welcher die eigentliche Pointe dieses Charakterbildes giebt, nicht einverstanden erklären; mögen wir immerhin gern zugeben, daß Schönheit nicht bloß dem Weibe, sondern auch dem Manne ein begehrenswerthes Gut sein mag, und daß, „da wir doch mit dem freundlichen heiligen Worte Glück grade das Wünschenswerthe bezeichnen, was ohne unser Zuthun uns geschenkt wird, wir nicht gleichgültig dagegen bleiben können, ob wir an unserm eignen Leibe eine Göttergunst erfahren haben oder vernachlässigt worden sind“, so können wir doch nicht denken, daß ein Mann von gebildetem Geist und edlem Gemüth dadurch, daß ihm dieses Glück versagt wurde und er im Gegentheil das Mißgeschick auffallender Häßlichkeit zu tragen hat, so sehr das Gefühl seines Werthes verlieren sollte, daß er das Weib, welches er glühend liebt, in dem der geistige Funke durch ihn geweckt, durch ihn genährt wurde, und das sich in freier liebevollster Hingabe ihm in die Arme geworfen hat, — daß er dieses Weib verlassen kann, nur um nicht in seiner Häßlichkeit neben ihrer Schönheit stehen zu müssen; wir vermögen darin nicht eine That der Aufopferung, die sich mit späterer Ruhe und innerm Frieden lohnen mußte, sondern nur Feigheit und Schwäche oder höchstens ein verfehltes Märtyrerthum zu erblicken, dem unsres Erachtens bittre Reue anstatt friedlichen Genügens hätte folgen müssen.

Dieser verfehlte Zug schadet leider in etwas der Erzählung, welche übrigens höchst anziehend und an feinen und geistvollen Bemerkungen reich ist.

Ueber die letzte Geschichte, „Helene Morton“ können wir am kürzesten hinweggehen; in ihr ist der Verfasser in seinem Bestreben, ungewöhnliche Charaktere und Situationen aufzustellen, weniger maßvoll und deshalb auch weniger glücklich gewesen als sonst. Die Gestalten, sowohl Helene Mortons als auch ihres Gatten, erscheinen unklar, ihre Handlungsweise unmotivirt, verworren, zum Theil albern, und so macht diese Geschichte, trotz einzelner Schönheiten, besonders in den landschaftlichen Schilderungen, einen wenig erfreulichen Eindruck; von ihr abgesehen haben wir aber diese Novellen ebenso wie die früheren mit einem Gefühl innerer Befriedigung gelesen, wie es selten ein derartiges Erzeugniß in uns zu wecken vermochte und wie wir es allen Lesern derselben in gleichem Grade wünschen.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Schellings nachgelassene Werke und ihre Bedeutung für Philosophie und Theologie. Von A. Planck. — Land und Leute in der alten und neuen Welt. Reiseskizzen von Franz Löher. Dritter Band. — Moderne Flibustier. Ein Bild aus der Gegenwart. Von G. O. Luther. 2 Bde.

— * Die von der lesenden Welt mit so vielem Beifall aufgenommenen Roman-Schilderungen aus Amerika von Friedrich Gerstäker erscheinen in neuer Auflage bei Costenoble in Leipzig. Die „Regulatoren in Kansas“ und die „Flußpiraten des Mississippi“ haben den Anfang gemacht.

— * Vor Kurzem erschien eine Novelle „Ein Sohn Alexanders von Humboldt“ von Hermann und wurde dadurch bekannt, daß die Antwort des berühmten Gelehrten an den Verfasser, der die edle Dreistigkeit gehabt, ihm sein Buch zuzuschicken, in den Zeitungen abgedruckt wurde. Obgleich diese Antwort keineswegs schmeichelhaft ausfiel, erfolgte die Veröffentlichung doch, wahrscheinlich, um das ziemlich schwache Product zu empfehlen. Die Speculation hat jedoch, wie die Ztg. für Nordd. mittheilt, für den Verfasser verdrießliche Folgen. Derselbe ist dem Vernehmen nach Officier, der Autor-Name angenommen, und wird nun wegen der Zurechtweisung, welche ihm Alexander von Humboldt angedeihen ließ, von seinen Standesgenossen zur Verantwortung gezogen.

— * Im jüngsten (vierten) Hefte der geographischen Mittheilungen von Petermann findet sich eine Uebersicht der neuesten Tiefen-Messungen auf dem sogenannten Telegraphen-Plateau, erläutert durch eine Profil-Zeichnung in der natürlichen Krümmung der Erde, eine Ansicht des sehr sinnreichen englischen Sondirungs-Apparates, bei welchem eine Vorrichtung angebracht ist, vermöge deren sich das schwere Senkblei selbst anhängt, sobald es den Meeresboden erreicht, die hinaufgezogene Lothleine zugleich aber Proben des Meeresbodens mit zurück bringt; endlich eine Zeichnung der Probe des atlantischen Oceanbodens in einer Tiefe von 14,400 Fuß, in Vergrößerung. Der Text selbst bringt Auskunft über die Tiefen und Strömungen des Meeres, Beschaffenheit seines Bodens 2c. In einem andern Aufsatze schildert Julius Fröbel aus eigener Anschauung und andern Quellen die Geographie der britischen Colonie Belize in Central-America, eines Isthmus. In einem ferneren Aufsatze: „Der kartographische Standpunkt Europa's am Schlusse des Jahres 1857, von E. v. Sydow“, wird Rundschau gehalten über den neuesten Fortschritt der topographischen Special-Arbeiten aller Staaten Europa's.

— * Goethe's Leben von J. W. Schaefer in der zweiten, aufs neue durchgearbeiteten Auflage ist nun im Buchhandel erschienen und mit zwei Bildnissen Goethe's im dreißigsten Lebensjahr und im Greisenalter ausgestattet. Der Verfasser leitet die zweite Ausgabe, von der näher die Rede sein wird, mit der folgenden Vorrede ein: In der Anerkennung, welche meine Biographie Goethe's sowohl bei der Kritik als in den weiteren Kreisen des deutschen Publikums gefunden hat, ist mir der schönste Lohn für mein vieljähriges Bemühen, Goethe's

Leben kritisch zu erforschen und auf streng-historischem Wege den Entwickelungsgang seiner Geistes- und Charakterbildung zu verfolgen, zu Theil geworden. Wenn ich das Zeugniß verdiene, welches Opzoomer in seiner geistvollen Einleitung zu van Hees holländischer Uebersetzung (Utrecht bei Dannenfelser 1856) meinem Werke giebt, es sei eine treue, wahrhafte und ungeschminkte Darstellung, mehr als alles Andere geeignet, in das Verständniß von Goethe's Dichtungen einzuführen, so darf ich hoffen, hinter dem Ziel, das ich bei meiner Arbeit vor Augen hatte, nicht allzu weit zurückgeblieben zu sein und einigen Antheil an der unbestreitbaren Thatsache zu haben, daß sich seit einigen Jahren eine richtigere Einsicht in Goethe's Leben und Charakter weiter und weiter verbreitet, daß das seichte Geschwätz alberner Vorurtheile und engherziger Anklagen vor dem Einklange der allgemeinen Verehrung mehr und mehr verstummt. In allem diesen habe ich die lebhafteste Aufforderung erkannt, das Werk für die neue Auflage aufs sorgfältigste durchzuarbeiten, den Inhalt zu berichtigen und vervollständigen oder die Form der Darstellung zu verbessern. Uebrigens möchte hier die Bemerkung am Orte sein, daß ich nicht für bloße Unterhaltung geschrieben habe und auf den bekannten Feuilletonstil, hinter dem sich die Oberflächlichkeit zu verstecken sucht, gern verzichte. In dem vorliegenden ersten Bande wird man die bessernde Hand fast auf allen Blättern erkennen. Vornehmlich haben die Abschnitte, welche Goethe's Aufenthalt in Wetzlar, den Beginn seiner weimarischen Periode und die letzten Jahre vor seiner italienischen Reise schildern, eine Umarbeitung erfahren, da seit dem Erscheinen der ersten Auflage sich mehrere ergiebige neue Quellen geöffnet hatten. Daß ich die Ansichten und Auslegungen, die man neuerdings über Goethe's Verhältniß zu Charlotte von Stein — „das reinste Verhältniß, das er je zu einem Weibe gehabt" — zu verbreiten sucht, nicht zu den meinigen gemacht habe, wird niemand wundern, der mit Goethe's Briefen an die Freundin, dem köstlichen Denkmal der edelsten Seelengemeinschaft, sich vertraut gemacht hat. Durch unerquickliche Polemik habe ich den Lesern nicht beschwerlich fallen wollen. Von der Darstellung selbst habe ich sie möglichst fern gehalten und in den Anmerkungen nur solche Punkte besprochen, wo eine kritische Erörterung um der Sache willen nothwendig schien. In diesen finden sich auch die Nachweise der wichtigsten Quellen und der gediegensten Abhandlungen über einzelne biographische Momente. Alles unnütze Citiren ist jedoch vermieden, so leicht es auch gewesen wäre, jedes Blatt mit einem reichen Citatenprunk auszustatten. Möge das mit Liebe gepflegte Werk in seiner neuen, wesentlich verbesserten Gestalt eine wohlwollende Aufnahme finden und auch ferner zum Verständniß des Lebens und der Werke unsers größten Dichters beitragen.

— * In der literarischen Welt macht der Bankerott der Verlagsbuchhandlung von Hugo Scheube in Gotha großes Aufsehen, obwohl der Fall derselben nicht unerwartet kam. Die große Zahl von Verlagswerken, guten und schlechten, welche die Firma in die Welt schickte, ließ Kundige seit Langem eine Katastrophe vorhersehen. Die Masse soll sehr bedeutend sein; der Chef der Handlung, von dem es hieß, daß er nach London entwichen sei, befindet sich übrigens in Gotha.

— * Das in Halle für die Errichung des Händeldenkmals thätige Comité ist kürzlich durch einige Gaben erfreut worden. Aus Magdeburg und Bremen gingen Beiträge ein; die Singakademie zu Bremen war glücklicher als der Cäcilien-Verein und konnte etwa 160 Thaler als Ertrag der Aufführung des „Judas Makkabäus" einschicken. Der König von Preußen hat dem Ausschuß das schöne Geschenk von 500 Thalern in Gold zugehen lassen. So ist demselben die schwierige Aufgabe um ein Bedeutendes erleichtert, doch ist noch viel Geld erforderlich, wenn die Aufrichtung des Denkmals im Frühjahr 1859 auf dem Markte zu Halle erfolgen soll.

— * Das diesjährige niederrheinische Musikfest in Köln ist im Ganzen sehr gut ausgefallen und hat das mißlungene von Aachen im vorigen Jahre in Vergessenheit gebracht. Die Theilnahme der Tausende, die herbeigeströmt waren, wandte sich ganz besonders der „Walpurgisnacht" von Mendelssohn und den übrigen Werken des zweiten Tages zu; am ersten wurde das Oratorium „Saul" von Hiller ausgeführt, welcher das ganze Fest leitete. Der neue prachtvolle Gürzenichsaal ist selbst für die in diesem Falle verwendeten Massen fast zu groß, verleiht aber durch seine Verhältnisse dem Klang eine reizende Färbung. Zu der Gesammtkraft konnte Köln von 168 Sopranistinnen 112, von 118 Altistinnen 75, von 86 Tenören 57, von 147 Bässen 92, von 60 Violinen 30, von den übrigen 93 Instrumentalisten 48 stellen, mithin allein ein Chor von 336 Sängern und ein Orchester von 78 Personen, welche durch die vorzüglichsten Kräfte der übrigen Städte auf einen Chor von 519 und ein Orchester von 153 Personen gebracht wurden. Diese 572 Mitwirkenden fanden auf den breiten Stufen des gewaltigen Orchesterbaues bequemen Platz; denn dieser Bau nahm die ganze Breite des Saales (72 Fuß) ein und reichte von der hinteren Mauer des großen Rechteckes, welches der Saal bildet, 60 Fuß weit in denselben vor. Die Höhe des Baues betrug 15 bis 16 Fuß. Es fehlte dem imposanten Anblick nur Eines, die Krone der Instrumente und eines solchen Locals, eine schöne und klangvolle Orgel, wie man sie in England in allen Concerthallen findet. Da der Zuhörer-Raum außer den breiten Quer- und Seitengängen 1251 Sitzplätze enthielt, so waren stets zwischen 1800 bis 2000 Menschen im Saale, ja, am dritten Tage, wo auch die Galerie sehr besetzt war, mochten wohl außer den Mitwirkenden an 1700 bis 1900 Zuhörer zugegen sein.

— * In Kopenhagen hat kürzlich Niels Gade durch den von ihm geleiteten Musikverein die erste Abtheilung einer neuen großen Composition, worin er die Baldurmythe behandelt, zur ersten Aufführung gebracht und großen Beifall, aber auch viel Opposition gefunden. Der Componist, der bisher der Mendelssohn'schen Richtung angehört, hat sich nämlich mit diesem neuen Werke mehr der Zukunftsmusik zugewendet und dadurch einen Streit unter seinen bisherigen Anhängern hervorgerufen. Die von ihm behandelte Mythe dreht sich um Baldur, den Gott der Frömmigkeit, der durch die List des Asen Loke, des dämonischen Verstandsprincips, getödtet wurde und Walhals strahlende Burg mit Helheims düsterer Schattenwohnung vertauschen mußte. In warnenden Gesichten und Träumen sah er seinen Untergang voraus, da nahmen die Götter den ganzen Erdkreis, das Meer und die Luft in Eid, daß sie Baldur nicht schaden wollten. Diesen Theil der Mythe hat Gade in dem bis jetzt bekannten Theil seines Werks „Baldurs Traum" behandelt. Wie Baldur dessen ungeachtet mit „Mistelstein" getödtet wurde, und wie die Götter vergebens sich bestrebten, ihn aus Helheim zurückzugewinnen, dieser Gegenstand ist den folgenden Abtheilungen vorbehalten.

— * In dem Nachlasse des kürzlich in Paris verstorbenen Kunsthistorikers August Gathy hat sich das Material zu einer neuen Auflage seines Musiklexikons vorgefunden; es ist sichern und würdigen Händen anvertraut worden, so daß es der musikalischen Welt erhalten bleibt. Auch denkt man an eine Veröffentlichung seiner Correspondenz oder Benutzung derselben zu einer Biographie. Friedrich Szarvady, der Gatte der Pianistin Wilhelmine Clauß, schreibt über ihn: August Gathy, der seinem Berufe und seiner Neigung nach mit Compositeuren und Virtuosen verkehrte, war selbst ein Virtuos auf dem „Herzen". Als solcher bewährte sich unser Freund bis zum letzten Athemzuge — keinen Augenblick verleugnete sich die liebende, hingebende Seele. Sein Gemüth glich dem Oelkrüglein der Wittwe, es war unerschöpflich an Liebe und Güte. In diesem anspruchslosen, bescheidenen, kenntnißreichen und geistvollen Manne ist eine der schönsten Menschenblüthen verweht. Man erkannte ihn auf den ersten Anblick. Sein geistvolles, mildes Auge, die zu Herzen dringende Sprache offenbarte die liebende Natur. Gathy schrieb vortrefflich, aber um ihn nach seinem ganzen Werthe zu beurtheilen, mußte man seine Privatcorrespondenz kennen, wo sich viel mehr von seinem Geist und seinem Herzen aussprach. Er gab eben lieber umsonst an seine Freunde als für Geld oder Ruhm den Verlegern und dem Publicum. Es wäre nicht uninteressant, eine Sammlung seiner Briefe anzustellen, denn nach denen zu urtheilen, die mir zu Gesicht gekommen, spricht er sich in seinem Briefwechsel nicht bloß über Privatangelegenheiten aus.

— * In München hat man nun jetzt endlich die beiden Trauerspiele zur Aufführung gebracht, welche die vom Könige Max niedergesetzte Commission für des Preises würdig erkannt hatte. Die Namen der Verfasser sind noch nicht bekannt. Den Anfang machten die „Sabinerinnen", in welchen die allbekannte Geschichte aus der Zeit des Romulus poetische Gestaltung erhalten hat. Das Stück machte durch den wirklich tragischen Charakter, der ihm verliehen ist, durch edle Haltung und dichterische Schönheiten einen ziemlich bedeutenden Eindruck, so daß im Wesentlichen das Urtheil der Preisrichter bestätigt wurde. Später folgte „Die Wittwe des Agis", deren Erfolg viel weniger günstig war. Die Tragödie erinnert durch straffen Bau und knappe Gedrungenheit der Rede, die aber lyrischer Wärme ermangelt, an Alfieri, ahmt ihm aber auch zu ihrem Nachtheile nach durch die Gestalt einer Vertrauten, die eine unangenehme Häufung von Intriguen herbeiführt und mit ihrem Herumschleichen, Horchen und Dazwischentreten die Zuschauer doch belästigte und mit ihrem Scheiden erheiterte. Das Trauerspiel hat die Kälte des gelehrt Gemachten, entbehrt einer vollgenügenden Entwickelung und eines einheitlichen Interesses, wogegen es freilich Stücke ähnlichen Characters, wie Tempeltey's Klytämnestra, an edler Behandlung des Gegenstandes übertrifft.

— * Die egyptische Regierung hat kürzlich Vorsorge getroffen, daß für die Zukunft die antiken Schätze, welche in Egypten noch immer reichlich zu Tage gefördert werden, vor Verschleppungen, zufälligem Untergang und rohem Vandalismus bewahrt und in einem eigenen Museum, welches auf Befehl des Vicekönigs in Alexandria errichtet wird, gesammelt und aufgestellt werden sollen. Die monumentalen Verwüstungen, welche dem Reisenden in dem vielbesuchten Nilthal an jeder denkwürdigen Stelle entgegengetreten, sind das Werk des verwerflichsten Ehrgeizes. Es ist zu hoffen, daß durch die Errichtung des egyptischen Museums in Alexandria solchen Vorkommnissen für die Folge vorgebeugt werden wird, da die Leitung desselben einem emsigen und intelligenten Manne, Herrn Mariette, anvertraut wurde, der hiefür ein jährliches Gehalt von 1800 Fr. aus dem vicekönigliche Schatze bezieht.

Für Schillers Geburtshaus.

Für dasselbe empfingen wir „von den Primanern des Gymnasiums" eine Gabe von 5 ℔; ferner: „ein Scherflein zum Ankaufe" 1 ℔.

Bremen, 3. Juni 1858.

Herm. Schaffert.
Dr. F. Pletzer.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 24. Bremen, 13. Juni. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungsliteratur *).

Von J. W. Appell.

Verlauf der Schauerromantik. — Eugène Sue. — Herr A. Bäuerle.

Das hohe Gewässer der Romanliteratur verlief allmälig schon nach dem ersten Decennium dieses Jahrhunderts. Während die Jubilatemesse von 1803 276 Romane geliefert hatte, brachte die Michaelismesse von 1817 nur 44. Fortan machten die Schauerromane keine Ansprüche mehr, sich vor den Schranken der Kritik sehen zu lassen; sie zogen sich in den Hintergrund der Leihbibliotheken zurück. Hatten sie früher unter den sogenannten gebildeten Ständen Aufnahme gefunden, so waren jetzt die Bedürfnisse solcher „gebildeten“ Leser und Leserinnen, wenn auch nicht gerade verfeinerte, doch einigermaßen gesteigerte. Denn der in den Zwanzigern blühende Clauren, von dessen Taschenbuche „Vergißmeinnicht“ mehre Jahre hinter einander über fünftausend Exemplare verbreitet wurden, sowie einige andere Lieblingsschriftsteller der großen Menge fallen zum wenigsten nicht eigentlich in den Bereich eines Spieß und seiner Spießgesellen.

Lange Zeit erquickten sich dagegen noch Leser aus den unteren Schichten der groß- und kleinstädtischen Bevölkerung an den abgestandenen Ueberresten der Schauerromantik, und mit Entzücken wurden diese Süßigkeiten namentlich auf den Wachtstuben, den Bedientenkammern genossen. So sorgten denn auch, nachdem die Schreck- und Schauerromane den Gebildeten längst historisch geworden, die umsichtigen Verleger fort und fort für die Stillung des Romanenhungers besagter Leserklasse; in den zwanziger und dreißiger Jahren spendeten sie ad usum der kleinen Leihbibliotheken eine Unmasse von Ritter-, Räuber-, Geister- und Criminalgeschichten haarsträubender Art. Hauptsächlich waren es zwei norddeutsche Buchhändler, die sich auf diesen nicht unvortheilhaften Geschäftszweig legten: Gottfried Basse in Quedlinburg und Friedrich Fürst in Nordhausen (le prince de Nordhouse avec son cortège de brigands, wie ihn ein in Deutschland reisender Franzose aus komischem Mißverständniß nannte). Für ihre stets thätigen Pressen arbeiteten Leute wie: Johann Andreas Christoph Hildebrandt, ein Pastor im Halberstädtischen, August Leibrock, ein gewisser Heinrich Müller, C. Riedmann, der unter dem Namen Chr. F. Mandien auftrat, ein pseudonymer Seb. Aniello, der Verfasser der „Ritter von der goldnen Binde“, J. Albiny, der Verfasser des „grauen Felsenmännchen“, Friedrich Stahmann, Anton Belas, und so manche andere mehr oder weniger verkommene Individuen. Der Pastor Hildebrandt schrieb allein für den Verlag von Gottfried Basse 49 verschiedene zum Theil dreibändige Romane, wovon sein „Kuno von Schreckenstein, oder die weissagende Traumgestalt“ 1840 eine zweite Auflage erlebte. Außerdem erschienen aber von demselben geistlichen Herrn siebenzehn andere Romane im Verlage der Kollmann'schen Buchhandlung zu Leipzig, und darunter erlebte der Roman „der Brillant, oder die Räuberhöhle im Schwarzwalde“ noch 1848 seine zweite Auflage. Unter Leibrock's Namen veröffentlichte die Kollmann'sche Buchhandlung nicht weniger als 51, meist zweibändige Romane, und auch hiervon kamen manche erst in den vierziger Jahren heraus.

Nicht ohne Erfolg wurde dieser schmählichen Industrie in neuerer Zeit durch die Hebung des Volksschriftenwesens entgegengearbeitet, durch die namentlich seit Beginn der vierziger Jahre begründeten Vereine zur Verbreitung guter und wohlfeiler Volksschriften, (in Zwickau, Berlin, Magdeburg, im Würtembergischen und anderwärts), die hie und da errichteten Volksbibliotheken, die ohne Zweifel ihr Gutes gestiftet haben. Mit der höher entwickelten Durchschnittsbildung mußte sich selbstverständlich der Geschmack in der Masse der Lesenden verbessern und die Geistesnahrung des Volkes eine gesündere werden. Indeß durften wir uns nicht allzusehr der Zeit überheben, wo die Schauerromane in vollem Flor standen. Dieses struppige Unkraut war doch im Grunde minder schädlich als die Sodomsäpfel, welche die blutgeschminkte und opiumberauschte Muse der neueren französischen Romantik uns darbot.

Wer war aber in den vierziger Jahren, trotz aller unserer vielgerühmten literarischen Bildung und des ästhetischen Geredes, eigentlich der gelesenste Autor im deutschen Vaterlande? Der wüste Eugène Sue, der Urheber einer neuen und ausgebreiteten Saat von Corruptionsgeschichten, der freilich ein Lieblingsautor von ganz Europa genannt werden darf und von dem sich nicht leugnen läßt, daß er eine bedeutende, edlerer Anwendung würdige Gewalt der Phantasie, eine fast beispiellose Meister-Fertigkeit im Effektmachen besaß. Mit welchem Heißhunger wurden die acht Bände der Mystères de Paris (1842—43) in den Boudoirs der Damen von Stande, welche sonst die wühlerischen Tendenzen Sue's verabscheuen mußten, wie in den Mansardestuben und Hökerbuden verschlungen! Wie schwelgte Jung und Alt an dieser giftig gewürzten Schüssel! — Die Zahl der Exemplare, welche von den Pariser Mysterien in Deutschland ausgestreut wurden, ist nicht genau anzugeben; ohne Frage war sie eine ungeheure, und ein einziges Exemplar wurde ja oft durch sehr viele Hände abgegriffen. In den Jahren 1842 bis 44 kamen vier verschiedene Uebersetzungen heraus, die natürlich „beispiellos wohlfeil“ waren, und die Diezmann'sche wurde in sieben oder acht verschiedenen Editionen verkauft. Ausgaben des Originals wurden durch den wohlfeilen belgischen Nachdruck, mit dem der deutsche Buchhandel nicht wetteifern konnte, verbreitet. Außerdem kam eine ganze Mysterienliteratur auf den Markt. Max Waldau machte die Bemerkung, er begreife nicht, daß Niemand aufgetreten sei, der Mysterien von Krähwinkel oder Flachsenfingen geschrieben, um mit einem Schlage dem äffischen Unfug den Garaus zu machen. Wir zählen allein aus dem Jahre 1844 13 Nachahmungen des Sue'schen Romans, theils Uebersetzungen, theils Originale. Von den „wahren“ Pariser Ge-

*) Vergl. Nr. 1, 2, 10 und 20 dieses Jahrgangs.

heimnissen des ehemaligen Gauners und Galeerensträflings Eugène François Vidocq erschienen drei Verdeutschungen; ebenso zwei der Geheimnisse Londons von Sir Francis Trolopp (pseudonym für Paul Feval), und zwei von W. Harrison Ainsworth's Londoner Mysterien.

Als Sue's ewiger Jude 1844 im Feuilleton des Constitutionnel erschien, stürzten sich unsere buchhändlerischen Gewinnjäger mit noch größerer Wuth darauf, und wir erhielten im selben Jahre von diesem langausgesponnenen Machwerk nicht weniger denn elf Uebersetzungen. Gleicherweise wurde der achtbändige Roman Martin, l'enfant trouvé ou les mémoires d'un valet de chambre im Jahre 1846 elf Mal ins Deutsche übertragen.

Unmäßig war aber auch die Freude, als Herr Alexandre Dumas, der Mitbeherrscher der Pariser Feuilletons, 1845 den zehnbändigen, überabenteuerlichen „Monte Christo“ aus seiner renommirten Roman- und Dramenfabrik hervorgehen ließ, und wer damals, an Samstagabenden zumal, in eine öffentliche Leihbibliothek kam, hörte immer und immer wieder die Nachfragen der deutschen Jünglinge und Frauenzimmerchen oder der von ihren Herrschaften gesandten Livreebedienten: ob der Graf von Monte Christo nicht zu Hause wäre? — Ueberhaupt hatte in den vierziger Jahren die ausländische Waare den deutschen Markt mehr denn je überschwemmt. Uebersetzungen von Romanen aller Völker und aller Art, der englischen von Bulwer bis zu Ainsworth, der schwedischen, dänischen, niederländischen, nordamerikanischen, italiänischen, ungarischen und russischen, vornehmlich aber der französischen, verdrängten die einheimischen Fabrikate, die allerdings zum größten Theile weniger zusagend waren; in dem Engelmann'schen Verzeichnisse der damaligen belletristischen Erscheinungen füllen diese Uebersetzungen mehr als die Hälfte aus. So entdecken wir auch in dem Verlagskataloge einer einzigen Leipziger Buchhandlung, der Kollmann'schen, eine überraschende Menge von französischen Autornamen. Und welche Verbreitung erlangten nicht die fremden Unterhaltungsprodukte durch das vielgekaufte, in Stuttgart unter Spindler's Firma herausgegebene „belletristische Ausland“, das eine beträchtliche Haus- und Familienbibliothek für sich ausmacht.

Auch dieses Mißverhältniß ist nunmehr ziemlich aufgehoben. Und was die vormärzliche unglaubliche Popularität eines Sue betrifft, so sollte sie außerordentlich schnell vorübergehen, und schwerlich wird es, bei der praktischen Richtung unserer Tage, so bald wieder einem derartigen Romanschreiber gelingen, sich gleiches Ansehen und gleichen Einfluß zu verschaffen. Die Stürme des verhängnißvollen Jahres 1848 haben die Luft von manchen Gährungsstoffen reingefegt, und es ist Gottlob Vieles „unmöglich“ geworden.

Schließlich wollen wir übrigens eine Ausgeburt der allerjüngsten Zeit nicht übersehen. Das ist die neue Wiener Schinderromantik, begründet durch Herrn Adolf Bäuerle, den Wiener „Volksdichter“ und langjährigen Herausgeber der Theaterzeitung, den Schöpfer der Maskenfigur des Staberl und Ehrenbürger von sieben österreichischen Städten (geb. zu Wien 1784). Herr Bäuerle hat sich noch in seinen alten Tagen mit unfeinem Ruhme bedeckt, indem er der Vater einer bösen Gattung von Romanen wurde, die er Wiener Original-Romane nannte und die in den kleinen Tagesblättern der österreichischen Hauptstadt üppig fortwucherte. Aber Herr Bäuerle ist ein alter Praktikus. Er weiß, mit welchem Köder man den süßen Pöbel am besten anlockt, und aller Wahrscheinlichkeit nach wurde mit seinen Lokalgeschichten ein nicht übles Geschäft gemacht. Zuerst beschenkte er die Wiener im Jahre 1854 mit seiner „Therese Krones, Roman aus Wiens jüngster Vergangenheit.“ Dieser Roman, vielleicht durch den Hamburger Theaterroman „Charlotte Ackermann“ von Otto Müller veranlaßt, enthält die Geschichte der 1832 gestorbenen, einst sehr beliebten, hübschen und leichtfertigen Schauspielerin am Leopoldstädter Theater, die man als den liebenswürdigen weiblichen Hanswurst von Wien oder auch als die Wiener Dejazet bezeichnete. Ein adeliger Raubmörder aus Polen, der am Galgen endet, spielt darin bereits eine Hauptrolle. Die Geschichte wurde zuerst, unter dem Pseudonym Otto Horn, in der Theaterzeitung abgedruckt und erlebte dann noch zwei Auflagen. Das verführte Herrn Bäuerle zu einem neuen und kühnen Griff in die Annalen des hochnothpeinlichen Gerichts. Er tischte ein Gebräu von Wahrheit und Dichtung auf, das wir eine Schande der Presse nennen müssen: „Zahlheim, ein Wiener Criminalroman“ (1856, 5 Thle.). Das Buch, auf dessen Umschlag sich noch ausdrücklich die Bestimmung für die „Erholungsstunden“ angegeben findet, ist durchaus auf jenes Publikum berechnet, das sich früher an den Schauspielen öffentlicher Hinrichtungen weiden durfte. Mit Abscheu sehen wir hier ein behagliches Verweilen in einer Region, die, gleich dem Höllenkreise des Dante, stumm an allem Licht ist und wo uns aus der Erde Gestank entgegenqualmt (Inferno, Canto V. V. 28 und Canto VI. V. 10).

Herrn Bäuerle's Held, Franz von Zahlheim, ist der letzte Missethäter, der in Oesterreich gerädert wurde, und in den buchhändlerischen Ankündigungen hatte man nicht unterlassen, diesen historischen Umstand zur Empfehlung des Romans besonders hervorzuheben. Zahlheim war Wiener Magistratssekretär. Sein Ende soll ihm schon früher einmal bei einer Gasterei durch ein Zigeunerweib aus dem Kaffeesatze gewahrsagt worden sein. Er verfiel dem Dämon des Spiels, wurde ein Falschspieler und ermordete endlich, mit einem Küchenmesser, ein ältliches Frauenzimmer, Namens Ludmilla Fogger, das er bestohlen und durch ein Eheversprechen bethört hatte. Sein Urtheil lautete dahin, er solle auf dem Wege zum Hochgericht mit glühenden Zangen gezwickt, alsdann von untenauf lebendig gerädert werden. Am 10. Mai 1786 wurde dieser Spruch, unter einem Zusammenlauf von Hunderttausenden, wirklich vollzogen, nur mit dem Unterschiede, daß man dem armen Sünder zuerst den Gnadenstoß mit dem Rade versetzte. Der gemüthliche Wiener Dichter sucht nun seine Leser durch die gerichtlich constatirten, scheußlichen Einzelheiten jener feigen Mordthat sowie der Hinrichtung Zahlheim's zu kurzweilen, und man findet im fünften Theile (S. 135 ff.) eine umständliche Beschreibung des Räderns. Ja, es wird dem verehrlichen Publikum sogar die specificirte Rechnung des Wiener Freimanns Adam Korzer mitgetheilt, welche derselbe nach der Hinrichtung des Delinquenten dem Criminalgericht einreichte, und worin folgende Posten vorkommen:

Für das Haarabschneiden am 9. März	— fl. 34 kr.
Für den Körper auf das Rad hinauf zu ziehen	1 „ — „
Für den Körper in das Rad zu flechten	2 „ — „
Trinkgeld für sechs Knechte	1 „ 30 „

(Es nimmt uns nur Wunder, daß Herr Bäuerle seine Geschichten nicht auch für „kulturgeschichtliche“ Romane ausgiebt.)

Daß aber die Wiener Lokalromane als eine ganz vereinzelte Erscheinung in unserer gegenwärtigen Unterhaltungsliteratur dastehen — dies bedarf wohl keines besonderen Erwähnens. Wer möchte auch im Allgemeinen jemals die geistigen Lebensäußerungen der österreichischen Kaiserstadt als irgendwie maßgebend für die deutsche Volksbildung anerkennen!

* Gedichte.

Im Exil.

Von Hermann Allmers.

„Sieh, Wein ist hier vom deutschen Rhein,
Und dort ist feuriger Tokayer;
Magyar, komm laß uns schenken ein,
Laß uns begehn jetzt eine Feier.

„Wohl tragen wir der Schmerzen viel,
Manch Bittres haben wir gelitten,
Ach, es ist traurig im Exil,
So von der Heimath losgeschnitten.

„Doch dieser Wein ist Heimathstrank,
Den Brüsten unsrer Muttererde
Entströmt, daß, wo ein Herz ist krank
An Heimweh, es getröstet werde.

„Und dies laß unsre Feier sein,
Daß wir des Vaterlands gedenken
In Wonn und Weh bei diesem Wein.
Komm her, Magyar, laß ein uns schenken.“

„„Was soll das Schwärmen und der Wein?
Dir blitzen gar im Auge Thränen.
Laß doch das weiche Wesen sein
Und knirsche lieber mit den Zähnen!

„„Stampf mit dem Fuße auf den Grund,
Und sollt's Exil auch ewig währen,
Und frißt der Haß mein Herz auch wund,
Ich will ihn doch und dennoch nähren.““

„Der Frühling kommt, nun wird es grün
In meinen lieben deutschen Wäldern.
Wie mag es duften schon und blühn
Auf allen Wiesen, allen Feldern. —

„„Ja, Frühling wird's. Im Ungarland
Beginnt das schöne Pußtenleben,
Es sproßt das Rohr am Donaustrand,
Bald grünen Kukuruz und Reben.““

„Und tief im Walde singt sein Lied
Einsam der Köhler, der berußte. —“

„„Und singend mit den Rossen zieht
Der braune Csikos auf die Pußte.
Und gar vom Tatra rinnt der Schnee
In tausend Bächen bald von hinnen. —““

„Und selbst von deiner Wange seh',
Magyar, ich eine Thräne rinnen.“

„„Nun hängt sie an des Glases Rand,
Hervorgepreßt von heißem Sehnen.
Sei's denn, dein Wohl, o Vaterland,
In diesem Wein, in diesen Thränen.““

Lyrische Klänge aus dem alten Rom.

„Lugete, o Veneres Cupidinesque!“
Catull.

Rufet weh, ihr Huldgöttinnen,
Liebesgötter, klaget sehr!
Laßt des Mitleids Thränen rinnen!
Lesbia's Zeisig ist nicht mehr.

Ach, es ging ihr nichts darüber,
Daß sie nie ihn von sich ließ.
Kaum ihr Auge war ihr lieber;
Und er war so zahm, so süß!

Wie sie ihre Mutter, liebt' er
Seine Lesbia; wie am Band
Munter sie umflatternd piept' er
Immer nach der Herrin Hand.

Ach, er ist den Weg gegangen,
Den zurück noch Keiner kam.
Todesnacht hält ihn umfangen,
Seine Herrin Schmerz und Gram.

So muß alles Schöne sterben!
Unersättlich ist dein Neid,
Böser Orkus! Ins Verderben
Ziehst du Alles, was uns freut.

Armer Zeisig! Sieh, um deinen
Allzutief empfundnen Tod
Sind nun schon von vielem Weinen
Lesbia's Augen trüb' und roth.

„Vivamus, mea Lesbia, atque amemus!“
Catull.

Laß uns leben, laß uns küssen!
Laß die Alten grämlich schelten!
Uns soll's keinen Heller gelten.
Denke, daß wir sterben müssen.

Sieh! die Sonne geht zur Ruh,
Morgen kehrt sie neu zum Leben;
Schließt der Tod **dein** Auge zu,
Wird es kein Erwachen geben.

Gieb mir tausend, hundert Küsse!
Wieder tausend, wieder hundert!
So viel hundert tausend Küsse,
Daß sich Amor selbst verwundert.

Aber dann, — wie oft wir küssen,
Brauchen wir ja nicht zu wissen, —
Einen Strich durch all die Küsse,
Daß sie Niemand zählen könne,
Damit, wer die Summe wisse,
Unser Glück uns nicht mißgönne!

S.

*Am Scaletta.

Novelle von * * *

III. Im Berge.

Während man sich in dem warmen traulichen Zimmer des „großen Hauses“ an reichlich besetzter Tafel des behaglichen Gefühles der Sicherheit freute und über Gellert und Lessing, über Todtenvolk und Politik sprach, kämpften sieben Männer aus Davos und dem Engadin unter beständiger Todesgefahr mit allen Schrecknissen des Hochgebirges.

Um Veltlinerwein, mit welchem, als dem bei allen Ständen beliebtesten Gewächse, ein ansehnlicher Handel getrieben wurde, aus dem Ober-Engadin zu holen, wohin er von Puschlaner und Engadiner Fuhrleuten aus dem Veltlin gebracht ward, waren jene drei Davoser vor wenigen Tagen nach Pontresina gefahren, hatten dort geladen und am zweiten Tage darauf die Rückfahrt angetreten. In Sulsanna, seit sehr alter Zeit Nachtstation der Davoser, hatten auch sie Rast gemacht.

Sulsanna liegt nahe am Ausgange des gleichnamigen Thales, das sich vom Scaletta bis Capella in der Nähe von Scanfs, dem letzten Orte der Oberengadiner Thalstufe, etwa 3—4 Stunden hinabsenkt. Das Dorf besteht aus etwa 14 steinernen Häusern, die fast alle zur Aufnahme von Reisenden eingerichtet sind. Zu jener Zeit, wo der Handel mit Veltlinerwein recht im Schwunge war und manche Woche des Winters hindurch täglich ganze Züge von Davoser und Prätigauer Fuhrleuten in das Engadin hinüberführte, geschah es zuweilen, daß sich auf der Rückfahrt, wenn Lawinenwetter eintrat, vierzig bis fünfzig dieser furchtlosen Weinreisenden in Sulsanna beisammen fanden, die denn mitunter mehr als eine Woche lang dort liegen bleiben mußten, bis die Ruttner die Gefahr einigermaßen beseitigt erklärten. Bei solchen Anläßen pflegten die Fuhrleute die Zeit mit Spielen, Tanzen, Trinken zu vertreiben, und es geschah oft, daß sie nach einer durchschwärmten Nacht, erhitzt von Tanz und Wein, bei einer fast sibirischen Kälte die Rückfahrt über den Berg antraten. Gegenwärtig, d. h. seit 5—7 Jahren, hat dieser Winterverkehr über den Scaletta beinahe gänzlich aufgehört, weil die Rebenkrankheit eine Reihe von Mißjahren im Veltlin verursacht hatte.

Außer dem Beherbergen der Reisenden bildete das Gewerbe

der Ruttner —, wohl eines der gefährlichsten, die man kennt —, eine Nahrungsquelle der Bewohner von Sulsanna. Ihre Aufgabe bestand darin, den Fuhrleuten den Weg bis auf den Berg zu bahnen, wo ihnen die Davoser Ruttner entgegenkamen und sie ablösten. Zu diesem Zwecke führte jeder derselben einen einspännigen Schlitten und eine Schaufel mit sich; sie hatten das Recht, eine ganze Schlittenlast Wein für eigene Rechnung zu spediren. Der Lohn betrug gewöhnlich für das Fäßchen Wein jedes der Fuhrleute etwa 1¼ Fr., so daß ein Ruttner wöchentlich bis 27—30 Fr. verdienen konnte, die freilich nur zu oft der Preis unendlicher Strapazen und beständiger Todesgefahr waren. Im vergangenen Jahre lebten nur noch 3—4 ältere Männer im Dörfchen; alle übrigen waren nach und nach in ihrem Berufe verunglückt. Dagegen war seit 7 Jahren wieder ein jüngeres Geschlecht von Männern herangewachsen, die ohne Zweifel, sobald das Aufhören der Rebenkrankheit den Weinverkehr über den Sealetta wieder in Gang bringt, in die Fußstapfen ihrer Väter treten werden.

Am Morgen jenes Tages bildeten drei Ruttner die Begleitung der Davoser Weinfuhrleute. Diese waren der junge Büsch, Maielis Bruder, Simon Markadant und Ulrich Bühler; kräftige Männer, welche die gefährliche Fahrt schon sehr oft gemacht hatten. An sie hatte sich in Sulsanna ein noch junger, stattlicher Mann angeschlossen, dessen martialische Haltung den gedienten Soldaten verrieth. Niemand kannte ihn, zum Ausfragen hatte man, weil er spät Abends angelangt war, noch nicht Zeit gehabt.

Der Tag begann heiter bei sehr großer Kälte, und die Reisenden befanden sich bereits seit einer Stunde unterwegs, als der Himmel sich zu überziehen begann. Da die den Ruttnern sehr wohl bekannten Wetterzeichen keine so plötzliche Aenderung in der Temperatur vermuthen ließen, daß die Reisenden nicht wenigstens die Berghütte vor Ausbruch des Unwetters zu erreichen hoffen konnten, so hatten die Wegmacher sich ohne Bedenken entschlossen, die Fuhrleute zu begleiten. Laut altem Gesetze waren sie nicht verpflichtet, Bahn zu machen, wenn das Wetter nicht seit wenigstens drei Tagen ruhig und hell gewesen. Leider wurde dies der Lawinengefahr wegen gegebene Gesetz viel zu oft von den Ruttnern nicht beachtet.

Die gefährliche Strecke für die Reisenden beginnt, sobald man sich außerhalb des Dorfes Sulsanna befindet, und erstreckt sich bis etwa 1—1½ Stunden außerhalb des Dürrenbodens im Dischmathal, — also auf einer Längenausdehnung von etwa 6 Stunden; am meisten gefürchtet sind vier bis fünf Stellen im Sulsannathale und auf beiden Seiten des Berges selbst. Bis zur ersten derselben, die etwa eine Stunde außerhalb des Dorfes sich befindet, konnten die Reisenden ziemlich rasch gelangen, da der Schnee hart gefroren war. Hier aber hemmte eine frisch gefallene Lawine den ohnehin sehr engen Weg zwischen dem Felsen und der Tiefe, in welcher der Bergstrom fließt. Die Höhe der herab gefallenen Schneemasse war so bedeutend, daß man nicht hoffen durfte vor Verlauf von drei bis vier Stunden dieselbe so weit geebnet zu haben, daß die beladenen Schlitten hinübergebracht werden konnten. Da erbot sich der Soldat, in das Dorf zu eilen und noch einige Ruttner zum Abschaufeln herbeizuholen. Das Anerbieten wurde mit Freuden angenommen, und die Ruttner begannen einstweilen, von Zeit zu Zeit von den Fuhrleuten abgelöst, den Schnee der haushohen Lawine wegzuschaffen. Als nach Verfluß von zwei Stunden die neuen Ruttner anlangten, hatte man bereits etwa ein Drittheil der gesammten Masse, die aber wegen des raschen Gefrierens des Schnees immer schwerer sich bearbeiten ließ, weggeschaufelt. Während nun sämmtliche acht Ruttner mit neuem Muthe an die Arbeit gingen, ließen sich die Fuhrleute und der Soldat die mitgenommenen Vorräthe wohl schmecken. An Wein fehlte es ja nicht.

Gleich anfangs hatte der junge Büsch den Soldaten nicht ohne bemerkbare Theilnahme beobachtet; er fühlte sich mächtig zu ihm hingezogen, ohne sich über das Warum Rechenschaft geben zu können. Dem Letzteren war dies keineswegs entgangen, und auch ihm schien der bescheidene wackere junge Mann zu gefallen.

Der langandauernde Aufenthalt gab ihnen Anlaß sich in ein Gespräch einzulassen.

„Ihr seid wohl“, begann Hans „noch nie dieses Weges gekommen? Eure Sprache verräth den Ausländer.“

„Mehr als einmal,“ antwortete der Soldat, „bin ich bei sehr bösem Wetter über den Sealettaberg gegangen. Und mich dünkt, sogar mit Euch.“

„Mit mir? Kennt ihr mich denn?“

„Wohl kenn ich dich, Hans! Wie oft saßen wir zusammen am See, warfen die Angel aus nach Forellen und ließen die Stunden vorüberziehen, während ein sanfter Wind mit den Wellen spielte.“

„Um Gotteswillen — aber das kann ja nicht sein! Nein! Wärst du etwa der Pauli?“

„Freilich bin ich's, mein lieber Hans. Nach zehnjähriger Abwesenheit kehre ich in die Heimath zurück. Weil ich von Wien her eine gute Gelegenheit fand bis Innspruck, schlug ich mitten im Winter diesen Weg ein. Gestern bin ich von Schuls bis Sulsanna marschirt.“

„So sei herzlich willkommen im Lande! Weißt du auch, daß man dich auf der Landschaft allgemein für todt oder verschollen gehalten hat? Seit drei Jahren sind keine Briefe mehr von dir ins Thal gekommen.“

„Ist's möglich? Geschrieben habe ich seither zweimal oder auch öfter, aber weil ich hinten an der türkischen Grenze lag, mögen wohl meine Schreiben verloren gegangen sein. Du mußt nämlich wissen, daß ich fast den ganzen siebenjährigen Krieg mitgemacht habe, zuerst als Leibbursch, nachher als Ordonnanz des Herrn Generals, des Bruders unsers Bundeslandammanns. Als er ein Jahr nach meinem Eintritt in den Dienst in Böhmen verunglückte und starb, hat er mich vorher dem Oberstlieutenant von seinem Regiment empfohlen. Ich bin dann mit demselben in allen Feldzügen von 1758 gegen den Preußenkönig gewesen und nach und nach bis zum Feldwebel avancirt. Wie der Krieg zu Ende war, hätte ich, weil meine Capitulation auch grade aufgehört, entlassen werden sollen, allein ich wollte damals noch nicht heimkehren und ließ mich für weitere drei Jahre anwerben. Damals wurde ich nach Kroatien versetzt, wo wir oft mehrere Monate lang am Ufer der Sava in Wäldern stationirt gewesen sind, weil die türkischen Soldaten gar nicht selten der Beute wegen in die kroatischen Dörfer einbrachen.“

„Du hast viel mitgemacht, Pauli, man sieht dir's an.“

„Sieht man's? Ich habe lange in keinen Spiegel mehr geschaut, und thät ich's, so säh ich darin doch nur das Bild meines jetzigen Menschen, nicht das alte. Der alte Mensch liegt im Böhmerland, in Sachsen, Schlesien, in Kroatien.“

„Wie meinst du das, Pauli?“ fragte Hans, betroffen über des Freundes etwas räthselhafte Sprache.

„Wenn man so herumgetrieben wird in der Welt und Einem der Tod bald links, bald rechts fast an jedem Tage zur Seite steht, daß man nachgerade vertraut mit ihm wird wie mit einem Kameraden, so legt man eine alte böse Gewohnheit, eine Untugend nach der andern von sich und wird zuletzt ein ganz Anderer. So hat auch mich der große Krieg zuerst ganz verwildern lassen, daß ich Gott und die Meinigen schier vergaß. Ich gedachte nur des Augenblicks zu genießen, weil ja doch der Tod heute oder morgen anklopfen konnte. Dann als ich einmal, bei Kunersdorf wars, blutend auf dem Schlachtfelde lag und rings um mich her nur die Leiber von Todten und Verwundeten sah und das Gestöhne und Gejammer derer hörte, die um einen Tropfen Wasser oder den Tod bettelten, da fragte ich mich: Und wenn es nun auch dir gelten würde in dieser Nacht? Wie dann? — Neben mir lag ein Preuße; vielleicht hatte ihn mein Bajonnett dorthin gelegt —, der jammerte nicht, sondern sang leise und ununterbrochen ein altes Lied aus

einem Gesangbuche, das auch ich als Knabe viel gesungen. Du kannst die Verse wohl auch —; des Liedes Inhalt ist eine Bitte um ein fröhliches Ende durch die Macht eines herzlichen Glaubens an die Versöhnung durch Christum. Lange hörte ich dem fremden Soldaten zu, und wie seine Stimme immer leiser wurde und mit der Morgendämmerung ganz erlosch, merkte ich, daß er gestorben war. Auch mich umfing nach und nach, weil Niemand das verrinnende Blut stillte, die Nacht der Bewußtlosigkeit, und weil ich glaubte, daß des Todes Schrecken über mich kämen, erfaßte mich eine unaussprechliche Angst. Da gelobte ich, in Zukunft ein besseres Leben führen zu wollen, wenn ich nur dieses Mal davon käme. Dann schwanden mir die Sinne. So fanden mich am Morgen meine Kameraden und brachten mich in die nächste Stadt, wo ich gute Pflege fand, so daß ich nach etlichen Wochen wieder aufstehen konnte. Ganz gebessert hatte ich mich nach jener Nacht auf dem Schlachtfelde noch nicht, aber ernster war ich geworden und hatte mir mehr Zwang angethan in meinen Begierden und Leidenschaften, und weil ich zuletzt zu der Erkenntniß gelangte, daß unsere eigenen Kräfte in der Stunde der Versuchung nicht ausreichen, so habe ich mein Bemühen, stets recht und schlecht zu leben und zu handeln, dem kräftigen Beistande unsers Herrgotts empfohlen.«

Hans hatte der Erzählung seines Jugendfreundes mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und obwohl ihm nicht Alles klar wurde, was Paul von seiner Umwandlung erzählte, so begriff er doch, daß er hier einen ganz Andern vor sich hatte, als der war, der einst unter den wilden Knaben der Landschaft einer der wildesten gewesen.

Mittlerweile war es den Ruttnern endlich gelungen, die Bahn soweit frei zu machen, daß Menschen und Rosse mit den Schlitten bei einiger Behutsamkeit über den fast geebneten Schneeberg hinübergelangten. Man belohnte die fünf neuen Ruttner und entließ sie nach Hause. Mittag war vorüber, und bis auf den Berg konnte man im günstigsten Falle hoffen in 3—4 Stunden zu gelangen. Man beschleunigte den Schritt und zog still des Weges, weil man sich nun einer der gefährlichsten Strecken des ganzen Thales näherte, der sogenannten »hohen Arve.« Hier nähern sich die ganz kahlen und abschüssigen Berge so sehr, daß zwischen den beiden Felsen und dem im Abgrunde fließenden Wasser nur ein sehr enger Raum für die Straße bleibt. Die einsam noch jetzt hier stehende Arve am Rande der Straße hat dieser berüchtigten Stelle den Namen gegeben. Stürzt hier eine Lawine, so sind die von ihr getroffenen Wanderer unrettbar verloren, weil die Schneemasse oder der furchtbare durch sie verursachte Luftdruck sie in die Tiefe schleudert. In den letzten zwanzig Jahren sind hier nur an dieser Stelle über dreißig Personen und viele Pferde aus Davos und Sulsanna verunglückt.

Während sie über diese Strecke fuhren, blickten Alle in die Höhe, und Jeder suchte sich möglichst dicht am Berge zu halten. Selbst die Pferde, namentlich diejenigen der Ruttner, starke, abgehärtete Thiere von einem auffallend scharfen Instinkte für die Wahrnehmung von Gefahr, schienen diesen Ort mit besonderer Vorsicht zu betreten. Bei der ungeheuern Schneemasse, welche sich auf den Bergen angesammelt, konnte das geringste Geräusch, in den feinen Luftkreisen mit Blitzesschnelle weitergetragen, an den oberen Gehängen der Berge Schneewellen lockern und diese im Hinabrollen die gefürchtete Lawine erzeugen. Alles athmete daher freier, als man in etwas freiere Gegend gelangt war, und die Ruttner sprachen nun die Hoffnung aus, daß man den Fuß des Berges, den sogenannten Schafsboden, eine große Schafalp, in 1½—2 Stunden erreichen werde. Allein bald trat etwas ein, was diese sonst so wetterkundigen Männer nicht vorausgesehen.

Plötzlich erhob sich nämlich von Südwesten her zuerst leise und nur stoßweise, dann stärker und stärker der gefürchtete Föhnwind. Statt der bisherigen harten Kälte umwehte die Männer jetzt eine fast warme Luft. Die Ruttner riethen zur Umkehr. »In weniger als einer Stunde,« sprachen sie, »wird es anfangen zu schneien. Wir sind noch nicht einmal am Schafboden. Wie wird es uns ergehen, wenn zu dem ohnehin weicher werdenden alten Schnee noch schwerer neuer hinzukommt, während wir den Berg hinaufklettern, und die Lawine bei jedem Schritt und Tritt uns bedroht?«

»Heute,« antworteten die Davoser, »ist Altjahrabend. Kämen wir heute Abend nicht, wo wir von den Unsern ganz bestimmt erwartet werden, so würden sie uns verloren glauben. Kehren wir nach Sulsanna um, und bleibt der Berg vielleicht 8, ja 12 Tage geschlossen, so werden wir dann genöthigt sein, so lange als Föhn und Thauwetter gehen, in Sulsanna liegen zu bleiben. Dagegen haben wir Hoffnung, wenn wir rasch vorwärts gehen, in drei Stunden oben zu sein. Bei der Berghütte werden unsere Ruttner unserer bereits harren.«

Da die Engadiner Ruttner sich überzeugten, daß die Davoser entschlossen waren, noch heute heimzukehren, so kamen sie nach einer kurzen Berathung überein, sie nicht im Stiche zu lassen. Von Neuem trieb man die Pferde an, und es gelang denn auch nach einer starken Marschstunde den etwa 7000 Fuß über dem Meere gelegenen Schafboden zu erreichen. Hier mußte, trotz der augenscheinlichen Gefahr, die von beiden Berghöhen drohte —, es ist eine der berüchtigtesten Stellen der ganzen Strecke —, den ermüdeten Rossen einige Rast und Stärkung für die ungleich größeren Strapazen, die ihrer warteten, gegönnt werden.

Während es bereits gelind schneite und der Föhn in neuen gewaltigen Stößen durch das Gebirge brauste, stärkten sich die Wanderer an den mitgenommenen Vorräthen. Der Feldwebel hatte während des Marsches vom letzten Rastorte aus bemerkt, daß seines Freundes bisherige heitere Laune verschwunden war. Der junge Mann wanderte still und in sich gekehrt neben seinem Rosse her und beobachtete mit auffallender Aengstlichkeit die Anzeichen des herannahenden Unwetters. Als sie nun am Schafboden sich auf ihren Schlitten ausruhten, setzte sich Paul an seines Freundes Seite und fragte ihn gradezu um die Ursache seiner Mißstimmung.

»Seit das Wetter sich verändert hat,« antwortete Hans, »kommt mir ein sonderbarer Vorfall wieder in's Gedächtniß, der mir im Augustmonat begegnet ist. Ich will ihn dir erzählen und dann hören, was du dazu sagst. Ich war eines Nachmittags vom Dörfli aufgebrochen, um zwei von den Schafen, die wir grade hier in der Alp haben, abzuholen zum Einschlachten. Bis ich zurückkehrte mit dem Wägelchen, war es Nacht geworden. Die Berge ringsum waren, weil wir einen ganz besonders heißen Sommer hatten, ganz »aber« (schneefrei). Am Himmel leuchtete Gottes unendliches Sternenheer, und nicht eine einzige Wolke war weit und breit zu sehen. Wie ich aber auf der andern Seite des Berges —, dort, wo es bei den »Riesetenx heißt, — ankomme, fällt es plötzlich ringsum mich her wie ein Schneeregen, daß der Boden, der vorher grau war wie alle Felsen ringsum, ganz weiß wurde. Dazu gab es einen Klapf (Schlag) wie von einem Donnerschlag. Auch mein Rößlein ist heftig zusammengefahren und wäre fast ab der Straße in den See hinuntergesprungen. Weil es den ganzen Tag das heiterste, wärmste Wetter gemacht und, wie gesagt, weder Schnee auf den Felsen lag noch eine Wolke am Firmamente stund, habe ich gleich damals gesagt, daß mir eine Kündung widerfahren sei. Ob die aber mir gegolten oder jemand Anderm, darüber habe ich nicht weiter nachgedacht. Heute aber geht mir die Sache im Kopf herum, und mir ist, als werde mir dort drüben etwas Menschliches begegnen.« — Paul schien von der Mittheilung des jungen Mannes bewegt. »Ich will,« sprach er, ihm die Hand reichend, »nicht in Abrede stellen, daß der Vorfall, den du so eben erzählt, viel Auffallendes hat. Dennoch läßt er sich aus ganz natürlichen Ursachen erklären. Es geschieht nämlich, wie auch dir wohl bekannt ist, daß ein plötzlich sich erhebender Wind, der auf Berghöhen fast niemals gänzlich stille ist, Schneeflocken, die etwa hier und dort in schattigen Gründen den ganzen Sommer hindurch liegen bleiben, aufwühlt,

den Schnee aufhebt, durch die Luft führt und dann irgendwo als Schneestaub niederfallen läßt. Auch in diesem Falle wird eine solche Ursache zu Grunde liegen. Das einzige Auffallende dabei dürfte der Umstand sein, daß dieser Schneestaub grade auf dich niederfallen mußte. Hätte er sich anderswo niedergesenkt, etwa eine Strecke weit vor oder hinter dir, so würde es dir nicht aufgefallen sein. Nicht wahr?

„Allerdings nicht," erwiederte Hans. „Du sprichst so gelehrt wie ein Buch, lieber Pauli, aber deine Wissenschaft reicht nicht aus. Denn in der ganzen Zeit, in welcher ich auf dem Berge war, ging nicht das leiseste Lüftchen, geschweige denn so ein starker Wirbelwind, der Schnee durch die Luft zu tragen vermöchte.

„Wenn das ist," bemerkte Pauli, „so weiß ich freilich jenes Begebniß nicht zu erklären. Als Soldat habe ich zur Winterszeit in den Garnisonen manches nützliche und gute Buch gelesen, seit ich stiller und ruhiger geworden und mich überzeugt, daß wir Davoser, die wir so einsam in diesen hohen Bergen wohnen, doch allzuleicht geneigt sind, Vieles auf Rechnung überirdischer Dinge zu stellen, was sich leicht aus ganz natürlichen Ursachen erklären läßt. Indessen habe ich selbst mich von allem, was man so der Welt Aberglauben nennt, nicht gänzlich frei machen können und glaube auch, daß dieser Herrgott mancherlei, oft sehr wunderbare Wege einschlägt, uns zu warnen oder uns zu verkündigen, daß wir uns auf dieser Erde vorzubereiten haben."

„So meinst du also" —, aber Hansens Frage wurde hier durch den Zuruf der Ruttner unterbrochen, welche zum Abmarsche mahnten; das Fallen mehr als einer Lawine im tiefen Thal war eine Mahnung, daß die Gefahr von Stunde zu Stunde wachse. Und als sie ihren Ruheplatz kaum verlassen hatten und über die bedrohliche „große Kehre" hinaus und schon auf den Stufen der Berghalde waren, da stürzte vom hohen Horne zu ihrer Rechten eine Lawine mit donnerähnlichem Geräusche bis auf die nämliche Stelle hinab, wo die Männer so eben gerastet hatten. Sie standen erschüttert, selbst die Pferde fuhren entsetzt zusammen und blickten scheu zurück.

„Vorwärts, vorwärts," mahnten die Ruttner. Der Sturm wüthete stärker als bisher und wirbelte den dichter fallenden Schnee im Kreistanze umher, während die Reisenden die überaus steile Halde hinanklommen. Eine geraume Zeit blieb die Gesellschaft —, die Ruttner mit ihren gegen alle Strapazen abgehärteten, sicheren Rossen voraus —, in ziemlich geschlossener Linie beisammen. Nach und nach aber blieb bald Dieser, bald Jener zurück. Die Anstrengung wuchs mit jeder Viertelstunde. Die furchtbaren Windstöße trieben ihnen den Schnee mit solcher Heftigkeit ins Gesicht, daß sie oft lange Zeit hindurch die Augen nicht zu öffnen vermochten, und daß die Gestalten der Gefährten, ja selbst der Rosse, hinter welchen sie gingen, ihrem Blicke gänzlich entzogen wurden. Jeder wanderte für sich, einzig trachtend das eigene Leben zu retten. Nur Paul war stets ganz in der Nähe seines Freundes geblieben, half das oft bis fast an den Hals einsinkende Roß wieder aufrichten und ermunterte Hans, dessen Kräfte trotz seiner Jugendstärke rasch abzunehmen begannen, durch seinen Zuruf, so oft eine Pause im Toben des Sturmes seine Stimme vernehmbar werden ließ.

„Bald sind wir oben, Hans," sprach er, „nur Muth und Ausdauer!"

„Ach, Pauli, ich vermag schier nicht mehr. Laß mich, daß ich mich niederlege und sterbe. Sieh, es hat mir ja doch gegolten. Meine Augenlider sind schwer wie Blei, meine Füße wollen mich kaum tragen."

„Hier niederliegen ist der Tod. Jetzt gilt es, jede Sehne und Muskel zum letzten Kampfe anzustrengen. Sieh, das Schneewetter läßt ein wenig nach. Da sind ja die Unsern."

In der That machte der Sturm jetzt in soweit eine Pause, daß man nun wieder einen etwas freieren Umblick gewann. Aber die Aussicht bot freilich nicht viel Ermuthigendes. Ziemlich weit oberhalb sah man die Ruttner, bis an den halben Leib im Schnee stehend, das Roß des Simon Markadant im Bemühen, sich aus einer Grube, in das es gestürzt, hervorzuarbeiten unterstützen; die Schlitten selbst waren unter dem Schnee begraben. Einer der Fuhrleute war, offenbar wegen Uebermüdung des Pferdes, noch weit hinter Paul und Hans zurück. Die Umgebung bildete die trostloseste Wüste, welche sich denken läßt. Ringsum starrte, von grauen Nebeln fast verhüllt, Fels an Fels aus einem Meere von Schnee hervor; kein lebendes Wesen weit und breit als die, augenscheinlicher Todesgefahr preisgegebenen, bleichen, mit den Elementen kämpfenden Wanderer. Doch nein — auf jener Klippe saß, mit scharfem Auge und Instinkt die künftige Beute witternd, das Sinnbild feindlicher Naturgewalten, ein einsamer Rabe! — Sein heiserer Ruf unterbrach die majestätische Stille der Bergwildniß.

„Grab, grab, Rapp'!" murmelte einer der Ruttner. „Könntest wohl Recht haben, Schwarzer! Heute mir, morgen dir!"

Der freiere Umblick zeigte den Wanderern, trotz der herabsinkenden Dämmerung, daß die Berghütte nicht mehr fern sei. Freilich galt es nun noch die allerschwerste Strecke, auf welcher der tiefste Schnee sich angehäuft hatte, zu überwinden; jeder Schritt vorwärts mußte mit einer schweren Anstrengung erkauft werden. Oft versanken Menschen und Thiere bis an die Brust in den Schneewellen, und nur den an solche Strapazen gewöhnten Ruttnern gelang es, sich vor so tiefem Versinken zu schützen und den nachwatenden Davosern emporzuhelfen, die mehr als einmal im Schnee fast gänzlich verschwanden. Doch endlich, als es schon lange Nacht geworden, hatten Alle die Berghütte erreicht. So unscheinbar sie sich darstellte, war sie geräumig genug, Alle aufzunehmen. Schweigend überließ man sich eine Weile dem Hochgenusse der Ruhe, der Pflege der erschöpften Lebensgeister. Man zog die kleinen Weinfäßchen hervor und ließ sie die Runde machen. Augenblicklich fühlte Jeder sich gestärkt und neubelebt, und nach und nach löste der Wein auch die Zungen Derer, welchen Ausruhen das dringendste Bedürfniß gewesen. Auch der treuen Rosse, welche in der Hütte ebenfalls Platz gefunden, wurde nicht vergessen.

Man berieth sich nun, ob man die Ankunft der schon längst erwarteten Davoser Ruttner abwarten oder nach Verfluß einiger Stunden weiter ziehen wolle. Um möglichst bald am Dürrenboden und, wenn es sein könnte, selbst noch vor Beginn des neuen Jahres zu Hause einzutreffen, schlugen die Davoser unter Zusicherung doppelten Lohnes den Ruttnern vor, sie bis an den Dürrenboden zu begleiten. Letztere schlugen jedoch das Verlangen ab.

„Auch unser Wunsch," sprachen sie, „ist es, Sulsanna noch heute Nacht zu erreichen. Morgen wird dort getanzt. Es ist nur einmal Neujahr."

„Wenn ihr tanzen müßt, ihr Engadiner, so soll es euch nicht an Gelegenheit dazu im Dörfli fehlen. Unsere Mädchen haben zwar nicht die schwarzen, glänzenden Augen der Engadinerinnen, aber kernhaft und rothwangig, voll und groß sind sie. Morgen und übermorgen werdet ihr keine Davoser auf den Berg zu geleiten haben, denn unsers Wissens ist Niemand von der Landschaft im Engadin zurückgeblieben. Kommt mit uns, morgen tanzen wir Eins. Wir halten euch frei."

Die Ruttner, welche sonst in nur sehr seltenen Fällen die Reisenden auch auf die andere Seite des Berges zu begleiten pflegen, ließen sich durch die Aussicht auf Tanz und Bewirthung sowie aus Mitleid mit den Fuhrleuten endlich bewegen, ihrem Verlangen nachzugeben. Hans drängte zwar schon jetzt aufzubrechen, allein die Ruttner erklärten dies gradezu für eine Unmöglichkeit, da die Pferde viel zu erschöpft seien, um schon jetzt gebraucht werden zu können. „Und," fügten sie hinzu, „sind die Rosse müde, so sind sie auch nicht mehr zuverlässig. Ein einziger Tritt neben die Bahn genügt, wie ihr wißt, die ganze Schneelast des Berges in Bewegung zu setzen

und uns Alle zu verschütten. Können wir nicht daheim im warmen Zimmer altjährelen, so versuchen wir es hier. Aber mit Maß, Ihr Herren Davoser!“

Und so verstrich den Bergwanderern in der niedrigen dunkeln Hütte bei Wein und Gespräch manche Stunde, während das Unwetter draußen wieder begonnen hatte und der Schneesturm heftiger als je wüthete. Jeder der Anwesenden hatte mehr als einmal bei solchen Bergreisen große Lebensgefahr ausgestanden, und mehrere waren einigemale verschüttet worden, und besonders die Ruttner waren unerschöpflich in Erzählung von Beispielen schwieriger Bergfahrten. Es wurde so manches Kameraden gedacht, den Alle gekannt, und welcher an dieser, an jener Stelle des Scaletta, Fluela oder Bernina von Lawinen erschlagen worden oder, von Schlaf und Müdigkeit überwältigt, für immer entschlummert war —; eine des letzten Tages im Jahre, an dem man gerne früherer Erlebnisse oder der hinübergegangenen Lieben gedenkt, nicht unwürdige Chronik ernster Ereignisse. Auch Paul, der nun Allen als Landeskind schon bekannt geworden war, wurde veranlaßt, Begebenheiten aus seinem Kriegerleben mitzutheilen, und seine Erzählungen von großartigen Kämpfen von Armeen gegen Armeen wie von den Leiden und Rettungen Einzelner in Nöthen und Gefahren aller Art boten nicht das wenigste Interesse.

„So haben wir denn,“ bemerkte einer der Ruttner, „Alle, die wir hier beisammen sind in dieser letzten Nacht des Jahres, jeder zu seiner Zeit und an seinem Ort ein ernstes Wörtlein mit dem Tode geredet, und wenn er uns heute noch finden sollte, so wollen wir trachten ihm zu zeigen, daß wir Männer sind. Aber nun, ihr Herren, der Sturm läßt nach, es muß Mitternacht sein. Also noch ein Glas zum „Neujahr“, und dann vorwärts!“

(Schluß folgt.)

* Für das Schillerhaus in Marbach.

Würtembergische Blätter enthalten folgenden Aufruf:

An Deutschlands Männer und Frauen.

Die dankbare Pietät, in deren Erweisung der deutsche Geist nie müde geworden ist, wo es galt, die Größen zu ehren, welche die Begeisterung der Nation als die Höhepunkte ihrer Ehre und Bildung bezeichnet, giebt den Unterzeichneten das Vertrauen, mit ihrer Bitte einen Wiederhall in den deutschen Herzen zu finden. Welch ein Name wäre fähiger, diesen Wiederhall zu erwecken, als derjenige, bei dessen Nennung Jugend und Alter nur eine Empfindung hat, der der Männerkraft und der Frauenehre gleich unverwelkliche Denkmale gesetzt, welch ein Name könnte reiner und voller anklingen, als der Name Schiller? Und wie viel ist von den Deutschen wirklich zur Verherrlichung dieses Genius geschehen! Allgemeiner und wärmer kann kaum ein Sterblicher geliebt sein, als Er. Auch äußerlich sprechen Beweise genug für seine Verehrung. Sein Denkmal und seine alljährliche Todtenfeier zu Stuttgart, das Goethe-Schiller-Denkmal zu Weimar, der Schillerverein zu Leipzig, die von Dresden ausgegangene Schillerstiftung u. s. w. beweisen genug, wie lebendig die Geister für Schiller und für den Kultus seiner Ideen zeugen. Und dennoch giebt es einen Ort, auf welchem die Manen des Dichters so laut, als kaum anderswo, nach einem würdigen Denkmal rufen, und das ist des großen Mannes eigener Geburtsort Marbach. Wohl steht noch die Hütte, worin er geboren; aber sie ist ein Privatbesitzthum, so daß nicht einmal ihre Erhaltung in der ursprünglichen Form gesichert ist. Wohl besitzt Marbach ein „Schillerfeld“, das die Pietät mit Baum- und Strauchwerk bepflanzte; aber gerade der Punkt des Platzes, der die weite Gegend über den Neckarspiegel hin so schön beherrscht, und der wie zu einem Monument geschaffen ist, steht leer, weil die Stadt nicht die Aufbringung eines solchen aus eigenen Mitteln vermag. Nun, da Schillers 100jähriger Geburtstag nahe ist, wird die Mahnung doppelt laut, mit ganzer Kraft die Bitte an die Deutschen auszusprechen, daß sie die Hand zu Spenden öffnen, um an der Wiege Schillers ein Gedächtniß zu stiften, das die Wünsche seiner Vaterstadt, wie seines Vaterlandes, erfülle. Sei es die Erwerbung des Geburtshauses, sei es ein einfach würdiges Denkmal auf dem Schillerfeld, was wir durch die deutsche Theilnahme zu erreichen vermögen: wir würden vom wärmsten Dank erfüllt sein, am 100jährigen Geburtsfest unsers unsterblichen Landsmanns (11. Nov. 1859) an der Stätte seiner Geburt ein Erinnerungszeichen einweihen zu können. Und so wenden wir uns an die vielen tausend Herzen, welche Schiller erwärmt, die vielen Institute und Gesellschaften, die deutschen Museen, die Künstlervereine, Liederkränze und alle die Einzelnen, welche für die Pflege des deutschen Ruhmes einzustehen bereit sind, mit der vertrauensvollen Bitte, uns ihre eigenen, wie die Herzen und Hände Anderer zu hülfreichen Beiträgen zu öffnen, um den großen deutschen Dichter und in ihm seine Nation nach Würden zu ehren.

Im Mai 1858.

Komite des Schillervereins in Marbach: Stockmayer, Oberamtmann, Vorstand; Fischer, Rathsschreiber; Föhr, Amtspfleger; Klein, ref. Stadtschultheiß; Kornbeck, Dekan; Dr. Rieckher, Apotheker; Sigel, Stadtschultheiß, Rechtskonsulent.

Dem Komite schließen sich an von Eßlingen Pfaff, Konrektor; Leipzig, v. Wächter, C. G., Geheimerrath; Stuttgart, Blum, Oberreallehrer; Georg v. Cotta; Dr. Otto Elben; Federer, Friederich, Bankier; Dr. J. G. Fischer; Dr. Karl Grunert, Regisseur; Hackländer, Hofrath; Dr. Feodor Löwe, Regisseur; Dr. Eduard Mörike, Professor; Dr. Gustav Pfizer; G. v. Rümelin, Staatsrath; A. Seubert, Hauptmann; Tübingen, Ludwig Uhland; Weinsberg, Dr. Justinus Kerner.

Die Genannten sind bereit, Gaben für den in dem Aufruf bezeichneten Zweck in Empfang zu nehmen.

Die Unterzeichneten schließen sich dem obigen Aufruf von Herzen an und sind bereit, ferner Gaben für den Ankauf des Schillerhauses zu Marbach in Empfang zu nehmen und dem dort bestehenden Ausschusse seiner Zeit zu übersenden. Die bisher eingegangenen Beiträge (55⅓ Thlr. Gold) sind bei der hiesigen Sparkasse belegt.

Bremen, 10. Juni. Hermann Schaffert. Dr. Fr. Pletzer.

Feuilleton.

* Cornelius, Schinkel und Rauch als Repräsentanten der modernen Kunst.

Am 9. Juni wurde vom Architekten Deneke im Bremer Künstlerverein ein Vortrag über Cornelius, Schinkel und Rauch und ihr Verhältniß zur modernen bildenden Kunst gehalten. Nach kurzer Einleitung wurde zunächst Cornelius als Repräsentant der modernen Malerei geschildert. Um ihn als solchen zu charakterisiren, war es nöthig den Verfall der Malerei und die Bestrebungen der Männer zu bezeichnen, welche vor Cornelius für die Wiedergeburt der Kunst gestrebt haben. Der Verfall der Kunst wurde aus den politischen und sittlichen Zuständen während der Regierungen Ludwigs XIV., des Regenten und Ludwigs XV. sowie aus der Herrschaft des französischen Wesens über die ganze civilisirte Welt nachgewiesen; die nächste Anregung zur Besserung in der Verbreitung der Ideen der Aufklärung durch die französischen Philosophen gefunden. Der Einfluß derselben auf Deutschland wurde als besonders wesentlich hervorgehoben. Es wurde erwähnt, wie man sich hier mit besonderer Vorliebe in Bezug auf Verfassung, auf

Sitten und Kunst dem Studium der republikanischen Verhältnisse des Alterthums zugewendet habe. — In diesem Streben zeichnete sich namentlich Winckelmann aus, dessen Lehren durch Lessing wesentliche Ergänzungen erhielten. In Frankreich war David Vorkämpfer der klassischen Kunst, und seine Schule verbreitete sich mit Napoleons siegreichen Feldzügen über ganz Deutschland. Das Wesen dieser Schule bestand in vorzüglicher Technik, aber im Mangel eines seelenvollen Lebens der Composition, welches von den Deutschen, zunächst von Carstens, und später von den Neuromantikern, als der wesentliche Inhalt eines Gemäldes verlangt wurde.

Der Redner schilderte dann die Gruppe der Neuromantiker zu Rom, welche man spottweise die Nazarener nannte, deren Hauptrepräsentanten Overbeck, Wilhelm Schadow und Veit sind. Es wurde ihr einseitiges Verkommen in religiöser Kunstschwärmerei erwähnt und der Unterschied zwischen ihnen und Cornelius, welcher im Grundprincipe mit ihnen einverstanden ist, dahin erläutert, daß Cornelius das Wesen der Romantik, die seelenvolle Innigkeit, auf Historien- und Genrebilder übertrug, während die ersteren sich principiell nur auf dem Boden der religiösen Historienmalerei bewegten. Theils wegen dieser Erweiterung des Feldes der Romantik, theils wegen der vorwiegenden Genialität Cornelius' nannte man ihn den Repräsentanten der modernen Kunst.

Cornelius' persönliche Beziehungen, seine Thätigkeit in Rom, in Düsseldorf, in München, in Berlin und endlich wieder in Rom, sowie sein Einfluß auf den gegenwärtigen Standpunkt der Kunst fanden zum Schluß längere Auseinandersetzung.

Der Vortrag über Schinkel war weniger ausführlich. Hervorzuheben ist die Unterscheidung zwischen ihm und Leo v. Klenze, welche beide Vertreter der klassischen Richtung in der Architektur sind. Während Klenze die Antike unverändert zu wiederholen bemüht ist oder direct im Stile der Florentiner und Palladionischen Renaissance arbeitet, versuchte Schinkel die antiken Formen und den Geist der Antike auf die modernen Verhältnisse zu übertragen. Er wird deßhalb mit mehr Recht als Klenze Vertreter der Antike genannt, und da diese immerhin die Basis bleibt, worauf sich die moderne Baukunst wieder regeneriren muß, so ist die Anerkennung Schinkels als Repräsentanten der modernen Architektur überhaupt durchaus gerechtfertigt zu nennen.

Bei Berührung der persönlichen Beziehungen Rauchs nahm der Redner Bezug auf die vielfach in letzter Zeit erschienenen Nekrologe desselben und schloß dann, um ihn als Repräsentanten der modernen Sculptur zu charakterisiren, ungefähr mit folgenden Worten: Die Sculptur ist mehr als eine andere bildende Kunst genöthigt, sich auf dem Boden der klassischen Formvollendung zu erhalten. Rauch steht in dieser Beziehung unter den deutschen Bildhauern am höchsten, und wir dürfen ihn deßhalb als Repräsentanten der modernen nationalen Sculptur vollständig anerkennen. Daß jedoch auch der Reiz der Romantik mit dem Wesen der Sculptur wohl zu vereinigen ist, hat uns Ludwig von Schwanthaler gezeigt, jener echt deutsche liebenswürdige Künstler, dessen genialer Schöpferkraft leider so bald durch lange Körperleiden und frühen Tod ein Ziel gesetzt wurde.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Blau-Wasser. Skizzen aus See- und Inselleben. Von Friedrich Gerstäcker. — Vorwärts. Roman von Ernst Fritze. 2 Bde. — Deutsche Hiebe. Oesterreichische und preußische Soldatengeschichten von Julius Gundling. — Alte Bergmannslieder. Herausgegeben von R. Köhler. — Florian Geyer. Trauerspiel in fünf Akten aus der Zeit des Bauernkrieges. Von Wilhelm Genast. — Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee. Von Balduin Möllhausen. Eingeführt von Alexander von Humboldt. — Die Streitfrage des Materialismus. Ein vermittelndes Wort von K. Snell. — Das Musikalisch-Schöne. Ein Beitrag zur Aesthetik der Tonkunst von A. Kullak.

— * Von der mit dem umfassendsten Fleiße gearbeiteten Geschichte der abendländischen Philosophie von Röth in Heidelberg ist der zweite Band in zwei Abtheilungen erschienen. Darin wird die griechische Philosophie behandelt, und zwar die der ältesten jonischen Denker und des Pythagoras.

— * Das auf vielen Bühnen aufgeführte Trauerspiel „Adalbert vom Babanberge“ von Brachvogel ist im Druck erschienen.

— * Die erste Sammlung der „Naturstudien“ von Hermann Masius hat die vierte Auflage erlebt.

— * Für die nächste Zeit ist ein neuer dreibändiger Roman von Friedrich Gerstäcker: „Gold, ein californisches Lebensbild“ zu erwarten.

— ** Der Buchenhof. Ein Roman von Ludwig Rosen. Leipzig, F. A. Brockhaus 1858. — Jedenfalls ein gutes Buch, das dem Begriff „Roman“ mehr Ehre macht als die Mehrzahl der gepriesenen, den Leihbibliotheken willkommenen Mosaikarbeiten aus unmotivirten Abenteuern und unmöglichen Situationen. Hier ist ein Lebensbild in ruhiger, stets interessanter Entwicklung bis zum erreichten Ziele männlicher Vollendung, ein Werk der Kunst, die durch ihre Darstellung die Mannichfaltigkeit des Lebens einigt und das Gefühl des Beschauers versöhnt. Die Lebensschicksale des kurfürstlich Brandenburgischen Generallieutenants Stern von Breitenbach haben dem Dichter hier einen Stoff geliefert, der unter seinen Händen zu einem anmuthigen, selbst in den kräftigsten Partieen kriegerischen Getümmels stets wohlthuend anregenden Gemälde geworden ist. Der niedersächsische Hintergrund eigenthümlich deutschen Lebens übt den Reiz der Idylle, und die Schlachtenbilder des dreißigjährigen Krieges heben sich desto frischer ab gegen die landschaftliche Stille des umschatteten Buchenhofes mit seiner friedlichen Beschäftigung. In denselben Gegensätzen bewegt sich nun auch das Leben des entflohenen Klosterschülers, der sie, in Krieg und Frieden tüchtig, in sich selbst zur Versöhnung bringt. Das Volksthümliche, wie es noch heute in Westfalen dieselbe Färbung trägt, bleibt hier der nährende Boden, aus dem der Held der Erzählung, wie weit er auch schweife, stets gesunde Kräfte schöpft, und es scheint uns hier vom Dichter der Weg betreten, auf dem wir zur Hebung des Volksbewußtseins durch die Werke der Kunst gelangen müssen, wenn diese, wie hier, aus dem natürlichen Boden der Volkseigenthümlichkeit erwachsen und dann entwickelnd und verklärend, in stetem Zusammenhange mit ihrem Ursprunge, dem Ziele idealer Bildung zustreben. Wie schön ist es, wenn am Schlusse der reizenden Dichtung die drei Krieger, Derfflinger, Sporck und Breitenbach, zusammenstehen, alle aus dem Volke hervorgegangen, zuerst in das Joch der niedren Arbeit gebogen, durch Tüchtigkeit und Thatkraft nun zu den Besten hinaufgedrungen! Das ist eine Poesie, welche den Menschen adelt, die Jugend weckt, das Volk ehrt und anerkennt und in sich wahr uns mit den Kämpfen des Lebens versöhnt. Es kann dies Buch ein Volksbuch genannt werden, und zugleich wird es am meisten dem wahrhaft Gebildeten behagen. Wir meinen aber, dies ist der Prüfstein ächter Poesie. — Die vielen trefflichen Beurtheilungen, welche der Buchenhof in namhaften kritischen Blättern erfahren hat, machen eine weitläufigere Darstellung überflüssig. Genug, wenn wir die Lektüre desselben allen denen empfehlen, welche in der Kunst nicht Aufregung der erschlafften Nerven, sondern die idealische Versöhnung mit der Wirklichkeit des Lebens suchen. Es verlautet, daß der Verfasser uns bald mit einem größern Romane erfreuen werde, der in derselben Verlagshandlung erscheinen wird.

W. R.

— * Nach der Aufführung der beiden Münchener Preistragödien ist nunmehr nach der ursprünglichen Bestimmung des Königs erst jetzt das Siegel von den Begleitschreiben der Verfasser gelöst worden. Der Preis von 400 Dukaten wurde den „Sabinerinnen“ zuerkannt, als deren Dichter sich Paul Heyse herausstellte. Die „Wittwe des Agis“ ist von Wilhelm Jordan in Frankfurt, dem Marinerath und Schaumdichter. Das Urtheil der Preisrichter wird übrigens, wie das in solchen Fällen gewöhnlich geschieht, stark angefochten, und namentlich das Jordansche Stück findet sehr harte Urtheile. Die Richter werden einen Bericht veröffentlichen und ihre Entscheidung begründen. Sie waren z. B. verpflichtet, darnach zu ent- entscheiden, daß die zu krönenden Dramen vollkommen bühnengerecht seien und keiner Abänderung bedürften. Aus diesem Grunde sollen sie manches unter den eingegangenen 108 Stücken zurückgelegt haben. Es war darunter ein Drama von hervorragender dramatischer Kraft, „Die Inglinger“, von Julius Grosse, ferner zwei Tragödien, „Jenseits des Meeres“ und „Cajus Gracchus“, denen aber die scenische Durchbildung fehlte. Also drei der preiswürdigen Dramen entlehnten ihre Stoffe der antiken, eins der altnordischen, eins der überseeischen Welt, keines der deutschen Geschichte oder der Gegenwart. Nachdem nun die Preis-Tragödien aufgeführt sind, kommen die Lustspiele an die Reihe. Ihrer sind nur etwa vierzig eingelaufen, unter diesen hat das Preisgericht nur zwei als die relativ besten bezeichnen können und nicht bereits als solche, welche den poetischen Anforderungen genügten. Das eine Lustspiel, „Drei Candidaten“, ist bereits auf dem Repertoire und wird in nächster Zeit gegeben werden, das andere, „Feldcaplan und Lieutenant“, bald nachfolgen. Beide sollen recht lustiger Natur sein. Die zahlreichen Münchener Theaterfreunde haben also noch einmal die angenehme Spannung, welche die Aufführung von zwei um den Preis concurrirenden Stücken erregt, bei denen die Kritik mit Kränzen wie mit bitteren Pfeilen gleich bei der Hand ist.

— * In Heidelberg starb am 4. Juni plötzlich der Professor der Geschichte Friedrich Kortüm im siebenzigsten Lebensjahre. Er war ein charaktervoller und fester Mann auch als Historiker, der seit den Freiheitskriegen, die er mitmachte, eine echtdeutsche Gesinnung bewahrte, die ihn bisweilen zu heftigen Aeußerungen des Hasses gegen die Franzosen hinriß. Er pflegte wohl zu sagen: „Das ist eben der Fluch der Deutschen unserer Zeit, daß sie weder der Liebe noch des Hasses mehr fähig sind.“ Unter seinen historischen Werken sind besonders zu erwähnen eine Geschichte des Mittelalters und eine Geschichte der Jesuiten.

— * Die Restaurations-Arbeiten auf der Wartburg sind nun so weit gediehen, daß der Außenbau als vollendet betrachtet werden kann. Das Herrenhaus mit den Kemenaten ist fertig, der große Rittersaal schreitet rasch vor. Nun wird der Theil der Burg, in welchem das Lutherzimmer liegt, in Angriff genommen; dieses selbst bleibt unverändert, die benachbarten Gemächer werden mit Fresken aus Luthers Leben geschmückt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 25. Bremen, 20. Juni. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Ein Nürnberger Kaufmann.

Von A. Bergen.

In bürgerlichen Verhältnissen kommen oft genug Persönlichkeiten vor, die sich bloß durch eigene Tüchtigkeit und auch — wer wird es leugnen? — durch Gunst der Umstände zu einer bedeutenden Stellung emporarbeiten, aber bald nach ihrem Tode der Vergessenheit verfallen und kaum mehr genannt werden. Es mag ein vielleicht wenig dankbares Geschäft sein, die einzelnen, hie und da zerstreuten Notizen über sie zu sammeln und zu ordnen, aber es scheint in einer von der Hast des Treibens wie im Sturme dahin gejagten Zeit um so mehr Pflicht, an solche Verschollene zu erinnern und ihre Gestalt, mag sie auch verblaßt und farblos erscheinen, der Gegenwart wieder vorzustellen. Es ist nöthig, daran gemahnt zu werden, daß auch ehedem nur Fleiß und tüchtige Bestrebung die Hauptfaktoren alles Glückes gewesen sind.

Gleich in einem der ersten Jahre, nachdem zu Nürnberg die vorher in eine Knabenfindel und eine Mädchenfindel getrennten Findelhäuser in das Hintergebäude des alten Barfüßerklosters gelegt worden waren, im Jahre 1568, wurde ein Kind dort aufgenommen, über dessen Herkunft natürlich ein Nachweis nicht vorlag und man sich auch nicht einfallen ließ Nachforschungen anzustellen. Abgesehen von der in den meisten Fällen erfolglosen Erkundigung, liegt es ja auch in der Natur solcher Anstalten, über das Frühere einen Schleier zu breiten und sich nur mit dem Gegenwärtigen zu befassen. So wurde also das Kind, ein Knabe, getauft, erhielt den Namen Hans Kleinlein und wuchs in der Findel heran, bis man daran denken konnte, ihn irgendwo so unterzubringen, daß er selbst in den Stand gesetzt werde, für seine Zukunft weiter zu sorgen. Er wurde entweder durch seine eigene Wahl oder, was wahrscheinlicher ist, weil ihn ein Lehrherr selbst auswählte, bei der Zuckerbäckerei untergebracht oder, wie man damals sagte, bei der Zuckermacherei. Von diesem Geschäft war der Uebergang zum Spezereihandel, mit dem es in kleineren Städten noch jetzt fast regelmäßig verbunden ist, wie denn auch in Nürnberg noch 1803 die damals als Detailgeschäft nicht unbedeutende Firma „Saalberg“ zugleich Specereihandel und Zuckerbäckerei trieb, sehr natürlich, und so erscheint denn später Hans Kleinlein, der — man weiß nicht warum — sich forlan nicht mehr so, sondern Eiser nannte, als er eine bestimmte bürgerliche Stellung in Nürnberg einnahm, nicht als Zuckerbäcker, sondern als Inhaber eines großen Spezereigeschäfts. Als solcher ward er einer der reichsten Männer der Stadt. Die Begründung seines Reichthums wird aber von der Sage mit seinem ersten Gewerbe als Zuckerbäcker in Zusammenhang gebracht. Er durchwanderte, so heißt es, einen großen Theil Deutschlands, um sein Zuckergebäcke zu verkaufen. Auf dieser Geschäftsreise kam er auch nach Wien, bot in der kaiserlichen Hofburg seine süßen Waaren feil und wurde so mit den kaiserlichen Prinzen und Prinzessinnen und durch diese mit dem Kaiser selbst bekannt. Dieser ließ sich seine Lebensgeschichte von ihm erzählen und gab ihm, als er mit seinem Lebenslauf zu Ende war, die Erlaubniß sich eine Gnade von ihm zu erbitten. Er bat um die Gnade, in des Kaisers Erblanden ohne Abgabe mit seinen Zuckerwaaren handeln zu dürfen. Dieß wurde ihm gewährt, und so gelangte der arme Findelknabe und umherwandernde Zuckerbäcker Hans Eiser zu seinem außerordentlichen Reichthum.

Diese (in Roth's Geschichte des Nürnberger Handels IV., 394 zu findende) Anekdote gehört ohne Zweifel in die Klasse der von dem großen Haufen ersonnenen Sagen. Das Volk liebt es, für das, was in der Natur der Dinge auf ganz gewöhnlichem Wege vor sich ging, nachher, wenn es Bedeutung und Größe erlangt hat, einen außergewöhnlichen Hergang und Ursprung zu erdichten. Wohlstand und Reichthum, der durch Fleiß, kluge Berechnung, Sparsamkeit und allerdings auch durch Gunst des Glücks, das dem Fleißigen immer wohl will, entstanden war, wird irgend einer außergewöhnlichen Ursache, einem gefundenen Schatze, einem fabelhaften Gewinn und dergleichen, zugeschrieben. In solchen Erklärungen liegt für den großen Haufen, der die Ursache des Glücks Anderer und seiner eigenen unglücklichen oder doch minder glücklichen Lage gerne in äußeren, zufälligen Dingen sucht, eine gewisse Beruhigung und Tröstung. Aber es würde die oben mitgetheilte Sage, die auch in ihren Einzelheiten ganz den Charakter der Volkssagen trägt, nicht einmal auf einen Kaiser der damaligen Zeit anzuwenden sein. Unter Maximilian II., der Prinzen und Prinzessinnen hatte und dessen leutseliger Charakter es möglicherweise annehmen ließe, daß zwischen dem Kaiser und dem reisenden Zuckerbäcker ein solches Zwiegespräch stattgefunden hätte, war Hans Kleinlein oder Eiser noch in der Findel und in der Lehrzeit, und unter dem menschenscheuen, mißtrauischen und, was die Hauptsache ist, unvermählten Rudolf II., der auch nicht in Wien, sondern in Prag Hof hielt, ist es gar nicht denkbar. Zudem war Hans Eiser schon 1597, also in einem Alter von 32 Jahren, in Nürnberg ansäßig und Genannter des größeren Raths, und nicht etwa als Zuckerbäcker, sondern als Spezereihändler. Ohne Zweifel war er damals auch schon verheirathet, aber es ist nichts darüber aufgezeichnet, wer seine erste Frau gewesen und ob er Kinder gezeugt, aber wieder verloren habe.

Die zweite Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts und die Zeit vor dem dreißigjährigen Kriege war für den Nürnbergischen Handel noch überaus günstig. Die überseeischen Entdeckungen hatten noch nicht eine ganz andere Bahn des Handels vorgezeichnet, und Spanien und die Niederlande besaßen damals in jenen Ländern noch fast ganz allein die Herrschaft, die ihnen England erst allmälig und mit Erfolg entrissen hat. Italien fing allerdings bereits zu fühlen an, welchen Nachtheil ihm die Umschiffung Afrika's und die Entdeckung Amerika's gebracht hatte, aber gerade für Nürnberg brachte dieser Umstand nur Vortheil. Bedeutende Handelshäuser Italiens errichteten

hier Commanditen oder etablirten sich gänzlich. So die Florentiner Turrisani, an deren Stelle die Giorgini traten, welche 1568 das jetzt Sandel'sche, damals Tetzel'sche Eckhaus am sogenannten Krebsstock oder S. 808, die Neri aus Lucca, welche 1571 das jetzt Demler'sche, damals Rieter'sche Eckhaus am Herrenmarkt, genannt zum Paradies, oder S. 5 erkauften, die Franchi, die Calandrini, die della Porta, die Buttini, die Odescalchi und andere. Am berühmtesten sind die aus Venedig gekommenen Viatis geworden, deren Erster, Bartolomeo Viatis, nicht als reicher Mann sich in Nürnberg niedergelassen, sondern als armer Junge eingewandert ist und sein Glück gemacht hat. Noch sieht man an dem von ihm erkauften und umgebauten ehedem Hirsvogel'schen Hause L. 6, gerade dem Museum gegenüber, den Löwen von San Marco, und in dem ehemals Peller'schen, jetzt Fuchs'schen Hause S. 763, welches erbaut ist von des Barthel Viatis Eidam Martin Peller, sieht man in dem schönen, regelmäßig von allen Fremden besuchten Saal im zweiten Stockwerk auch das Porträt des alten, hochbetagt gestorbenen Viatis. Erst in diesem Jahrhundert ist seine männliche Nachkommenschaft erloschen. Aber neben diesen ausländischen Namen giebt es auch nicht wenige Deutsche, die an der Regsamkeit des damaligen Handels sich mit dem besten Erfolg betheiligten. Von den patricischen Häusern, welche, mit wenigen Ausnahmen, alle Handel trieben, hatte sich damals noch fast keines von den Geschäften zurückgezogen, während neben ihnen eine Menge von bedeutenden Häusern sich aufthaten. Wenn das über 200,000 fl. Passiva betragende Falliment Caspar Neumaiers im Januar 1573 wenigstens ein Zeugniß des großen Verkehrs und Umsatzes ist, so waren dagegen andere Namen, Caspar Burkhardt, Dilherr, Finolt, Förnberger, Forstenhauser, Fürleger, Gutthäter, Kern, Kleewein, Lanzinger, Mülegg, Pfaudt, Pilgram, Schweigger, Wertha, Waltthurner u. a. in bestem Flor, und der Name Eiser durfte sich neben die besten stellen. Fällt doch, ebenfalls zum Beweis, wie es möglich war, von geringem Anfang sich zu bedeutendem Wohlstand zu heben, in das Jahr 1621 der Kauf, durch welchen Hans Conrad Weinmann, der mit Schnittwaaren im Kleinverkauf gehandelt und im Plobenhof seinen Laden gehabt hatte, das große, jetzt Grasser'sche Haus am Markt S. 880 von den Paulus Scheurl'schen Erben um 8000 fl. erwarb und sowohl den Leibkauf von 100 Reichsthalern als auch die Kaufsumme selbst sogleich baar ausbezahlte, zu um so größerer Verwunderung der Leute, als weder er noch seine Frau, die alle beide früher Dienstboten gewesen waren, von Haus aus einiges Vermögen besaßen und Alles ihrem eigenen Fleiße und ihrer Sparsamkeit verdankten. Auch Georg Ayermann, der 1623 das große Caspar Burkhardt'sche Anwesen in der äußern Laufergasse S. 1333 kaufte, darf unter die, welche die Kunst reich zu werden verstanden, gerechnet werden.

In einem noch höheren Maßstab tritt diese Erwerbsthätigkeit bei Hans Eiser hervor. Bereits 1608 besaß er das große und schön gelegene Haus am Fischbach L. 333, als die Heinrich Pilgramm'schen Hinterbliebenen das Nachbarhaus L. 332, welches bezeichnet wird als zwischen Jobst Friedrich Tetzels (L. 331) und Hansen Eisers Haus gelegen, an den Handelsmann Gabriel Maul verkauften. Am 18. März 1613 kaufte er von den Eheleuten Sebastian und Susanna Schiller die zwischen dem Wirthshaus zum Bitterhold (jetzt Bayerischem Hof) und Paul Vischers Haus gelegene Behausung S. 117, welche seit dem achtzehnten Jahrhundert der Familie Merkel, zur Zeit dem Kaufmann Friedrich Merkel, gehört. Von den Hans Joachim Nützel'schen Relikten kaufte er am 1. Mai 1622 das unter der Veste (jetzt Burgstraße), damals dem Prediger-Kloster gegenüber liegende Haus S. 529. Von den Relikten des Andreas Schmidmayr kaufte er 1631 das adelige Gut Schwarzenbruck und die halbe Forsthub Ochenbruck, und am 21. Juni 1636 half er dem Rath aus großer Geldverlegenheit, indem er, jedoch gegen Zusicherung der Wiederablösung, den Zehnten und die Gült der Bauernhöfe im Gossenhof erkaufte. Außerdem besaß er auch noch das Haus am Roßmarkt L. 302. Ueberhaupt nach der gemeinen Sage 36 Häuser und etliche Tonnen Goldes. Sein Wohnhaus aber, wo er lebte und starb, war das obengenannte am Fischbach (jetzt Karolinenstraße). Als er durch Rathsbeschluß vom 6. Februar 1635 neben den namhaftesten andern Kaufleuten in einen Ausschuß zum Banco berufen wurde, lehnte er diese Function ab, was er, damals schon siebenzigjährig, wohl thun konnte. Er hatte in seinem 61. Jahre, am 13. Nov. 1626, wiederum geheirathet, die jugendlich blühende Anna Maria Heiglin, des Paulus Heigel und der Dorothea Dilherrin Tochter. Die Ehe war kinderlos geblieben, aber als er am 16. Juli 1638, 73 Jahre alt, starb, setzte er seine Wittwe zur Universalerbin ein. Auf St. Johannis Kirchhof wurde er begraben.

Das von ihm geführte Geschäft erlosch mit seinem Tode. Seine in den großen Besitz eingetretene Wittwe, die noch dreimal heirathete, machte von dem Vermögen einen anständigen, jedoch auch verständigen Gebrauch. Seinen Namen hat eine nicht eben bedeutende Stiftung noch in einigem Gedächtniß erhalten, durch die er je 6 fl an 80 arme Männer und je 3 fl an 40 arme Männer an seinem Namenstage und je 15 kr. an seinem Sterbetage an 100 arme Weiber auszutheilen verordnete. Daher ist er auch auf der im obern oder kleinen Rathhaussaal befindlichen Tafel, welche die Namen derjenigen enthält, welche für Wohlthätigkeit etwas ausgesetzt haben, mit der Jahrzahl 1637 als der neunte aufgeführt. Am 24. Juni 1639 wurde mit Austheilung der Stiftung der Anfang gemacht.

Der berühmte Lorenz Strauch hat ihn 1610 gemalt, und Jonathan Paul Funck hat dieses Bild 1739 in Kupfer gestochen. Unter ein anderes von Hieronymus Fux gezeichnetes und von P. Troschel gestochenes Bild hat Joh. Michael Dilherr folgende Zeilen gesetzt:

Gott gab Herrn Eysern großes Guth,
Doch ward darob nicht groß Sein muth,
Daß Armuth reichlich Er bedacht,
Welchs man noch jährlich nimmt in Acht.

Da Dilherr erst nach Eisers Tode nach Nürnberg kam, so wurde er selbstverständlich durch die Erben zu dieser Anerkennung des Verstorbenen veranlaßt. Doch hat auch eine spätere Zeit, als auch von den Erben Niemand mehr am Leben war, nicht unterlassen sein Andenken zu ehren, und noch 1739, im hundertsten Jahre nach der ersten Austheilung seiner Stiftung, ist eine Medaille auf ihn geschlagen worden.

---

*Am Scaletta.

Novelle von * * *

(Schluß.)

Man brach auf, führte die Rosse heraus, vergrub die Schlitten an einer sichern Stelle im Schnee, um sie bei günstigerer Witterung abzuholen. Nur einer der Ruttner nahm den seinigen mit um Bahn zu brechen.

Ehe man aufbrach, zog Hans seinen Freund bei Seite. „Pauli," sagte er leise mit ruhiger feierlicher Stimme, „ich weiß, daß ich die Heimath nicht erreichen werde. Wir Alle vielleicht nicht. Ich bin aber gefaßt und ergeben. Was du mir heute gesagt hast, daß uns oft Mahnungen von unserm Herrgott zugehen, uns auf das Ende vorzubereiten, das habe ich mir da drinnen, während ihr Geschichten erzähltet, überlegt, und ich habe meine Rechnung mit der Welt gemacht. Aber Eins muß ich dir sagen. Meine Schwester Maieli hat manchen wackern Freier ausgeschlagen, weil ihr doch keiner ganz recht war; vielleicht auch, weil sie dich einst dennoch geliebt hat. Ich weiß das nicht. Aber das glaube ich, daß du, sowie du jetzt bist, ihr der Rechte sein würdest, so du um sie werben wolltest.

Ich will dich nicht bitten, sie zu heirathen, aber wenn ihr Mann und Frau würdet, hätte ich im Himmel meine Freude dran.«

Damit reichte er Paul die Hand, und wie von einer plötzlichen Wehmuth ergriffen fiel er dem Freunde weinend um den Hals. »Lebewohl, liebster Pauli! Sterben ist doch schwer, wenn man Jemand so lieb hat, wie ich dich, meine Mutter und das Maieli und noch Eine lieb habe.«

Erschüttert stand Paul und suchte ihn zu trösten, zu beruhigen. »Nein, Nein« rief Hans. »Ich weiß es.« — Und als schämte er sich, sein weiches Gemüth gezeigt zu haben, riß er sich los und eilte den bereits Vorausgegangenen nach. Mit schweren Ahnungen erfüllt folgte ihm Paul auf dem Fuße nach. Der Schnee war nun, seit der Föhn nachgelassen hatte, etwas härter geworden und gestattete rascheres Vorwärtskommen. Indeß war noch immer die größte Behutsamkeit erforderlich, um die Bahn genau innezuhalten und keinen Fehltritt zu thun. Zuweilen versanken Menschen und Thiere auch jetzt noch in tiefe Schneelöcher, selbst innerhalb der von den Ruttnern gemachten Bahn, und es verging mehr als eine Stunde, ehe sie jene Stelle erreichten, welche beim Landvolke den Namen »bei den Rieseten« trägt. Aller Aufmerksamkeit war jetzt auf ein dumpfes Geräusch gerichtet, das in der stillen Nacht sich aus ziemlicher Ferne vernehmen ließ. Es klang wie der tiefe Ton einer kleinen eisernen Schelle. »Das sind« sprachen leise die Engadiner, die »Rollen« eurer Ruttner.« Plötzlich erschallte ein donnerähnliches Geräusch, eine ungeheure Wolke rollte über den engen Weg in den tiefen Abgrund und schlug unten mit furchtbarem Krachen des See's Eisdecke zusammen. Dann herrschte wieder dieselbe feierliche Stille wie zuvor. Aber unten lagen der unglückliche Hans und seine beiden Davoser Gefährten nebst einem der Ruttner begraben.

Was nun geschah, ist bald erzählt. Ohne Rücksicht auf die eigene augenscheinliche Gefahr eilten die am Leben Gebliebenen, zu denen auch Paul gehörte, der nur wenige Schritte hinter Hans zurückgeblieben war, eine weniger steile Stelle zum Hinabsteigen wählend, in den Abgrund. Hier wurden sie bald von den Davoser Ruttnern eingeholt. Nun begannen Alle unter Anleitung eines der Letztern, eines ältern Mannes, dem schon oft die traurige Aufgabe geworden, verschüttete Begleiter auszugraben, die ungeheure Schneemasse mit der Schaufel zu bearbeiten.

Allein man überzeugte sich bald, daß man auch bei ausdauernder Anstrengung nicht im Stande sein würde, diese enorme Schneedecke von den Leibern der Verschütteten rasch genug loszuhüllen, um sie, falls sie noch lebten, zu retten, bevor Kälte und Hunger und Mangel an Luft ihr Ende herbeiführte. Paul raffte daher den Rest seiner von den Strapazen des Tages erschöpften Kräfte zusammen und machte den Versuch, allein durch die Schneefelder sich den Weg nach dem Dürrenboden zu bahnen, von wo aus ein Bote sofort in das Hauptthal abgehen sollte, um sämmtliche Ruttner und soviel junge Mannschaft als möglich herbeizurufen. Der immer mehr gefrierende Schnee erleichterte ihm die Mühe des Hinabsteigens; dennoch war es schon vier Uhr, als er am Dürrenboden halbentseelt vor Ermüdung anlangte.

Es läutete das erste Zeichen im Dörfli, als der Bote am Dürrenboden, den eine im Dischma gefallene Lawine einige Zeit aufgehalten, im großen Hause erschien, um Herrn Anton, der in jenem Jahre das Amt des Landammanns von Davos bekleidete, von dem Ereignisse Anzeige zu machen. Sofort ließ er in allen Häusern die junge Mannschaft aufbieten, bestellte die Ruttner und traf Maßregeln, daß auch vom Platz und aus allen Höfen im Dischma die Mannschaft ausrückte. Er selbst begab sich sofort an Ort und Stelle.

Der Erfolg krönte die vereinten unablässigen Anstrengungen. Zuerst grub man Ulrich Bühler und sein Roß aus, welcher unmittelbar hinter dem letzten Ruttner gefahren war, und dessen Pferd, wie vermuthet wurde, durch Ausschreiten aus der Bahn die Staublawine in Bewegung gesetzt hatte. Bühler lebte noch, befand sich aber in einem Zustande von Erstarrung. Nach mehrstündiger Arbeit fand man auch den Ruttner, denselben Mann, der vor dem Aufbruche aus der Berghütte wie in Ahnung der nahen Katastrophe seine Begleiter ermahnt, des Endes gewärtig zu sein. Er schlief den ewigen Schlaf; das verkündeten das gebrochene Auge, die starren, wiewohl ruhig feierlichen Züge. Gegen Abend hatten die Arbeiter endlich auch den Simon Markadant aus der Schneehülle hervorgezogen. Zwar lebte er noch, wie es der leise, schwache Herzschlag bewies, allein es bedurfte sehr langer, vielfältiger Bemühungen, bis es gelang, die fast erloschenen Lebenskräfte wieder zu heben. Er blieb noch mehrere Tage lang sprachlos und befand sich in einem Zustande, der an Blödsinn grenzte.

Allein alle Versuche und Bemühungen, auch Hans Büsch aufzufinden, scheiterten. Ihn hatte grade die größte und gewaltigste Masse hinweggerissen und in den See geschleudert. Haushoch stand noch Abends die Last auf dieser Stelle, nachdem doch mehr als zwanzig Mann, die sich ablösten, unablässig mit Pikaxt und Schaufel die Lawine bearbeitet hatten.

Da man sich der traurigen Ueberzeugung hingeben mußte, daß Hans als der vorletzte der Wanderer schon im Herabstürzen durch den ungeheuern Druck der Luft sowie der Schneelast erstickt sein mußte, so gab man alle weiteren Versuche, ihn aus seinem eisigen Grabe emporzuheben, auf.

Das war eine traurige Neujahrsfeier! —

IV.

Seit jenem Ereignisse auf dem Scaletta waren mehr als sechs Monate verflossen. Föhn, Regen und Sonnenschein hatten nach und nach die untern Halden des Berges von Schnee entblößt. Ein sogar in dieser hohen Lage sehr warmer Tag leuchtete über der wildromantischen, einsamen Gegend, in welcher der Dürrenboden gelegen ist. Hier im Gasthause waltete jetzt Pauli als Wirth und Pächter. Nicht um Gewinnes willen hatte er vom Landammann, der ihn achten gelernt, das Geschäft übernommen, sondern um nach dem Beispiele der Mönche auf dem St. Bernhards- und Gotthartsberge verirrten oder verschütteten Wanderern Hülfe und Rettung zu bringen. Zu diesem Zwecke hatte sein Pathe ihm einen jener klugen, treuen Hunde, wie sie damals noch auf dem Hospize im Wallis unterhalten wurden, zu verschaffen gewußt, und die Landleute des Thales, denen das durchaus ehrenhafte, wackere aber selbstständige und darum oft auffallende Thun und Reden des jungen Mannes ohnehin absonderlich dünkte, schüttelten lächelnd die Köpfe, wenn sie, des Weges ziehend, dem mächtigen Klosterhund, wie der treue Gefährte Pauls genannt wurde, begegneten.

Im äußern Thale wurde der neue Wirth zum Dürrenboden selten gesehen, weder auf Tanzböden noch in Wirthshäusern. Seinen Kameraden gönnte er ihre Freuden, für sich beanspruchte er sie nicht. Ohnehin hatte er nur wenige seiner frühern Freunde unter den »ledigen Knaben« angetroffen. Die Jünglinge verheirathen sich hier meist in frühem Alter. Nicht seiner Kriegsabenteuer wegen, — der Nimbus derartiger Berühmtheit umgab das Haupt noch manches andern Davosers, der in der Fremde gedient, — sondern eben weil er etwas Apartes hatte, wurde viel von Paul gesprochen.

Bald hieß es, er sei unter die Herrenhuter gegangen, deren Sendboten auch in diesem Thale dann und wann erschienen, bald, er sei ein Sonderling geworden, und manche Schöne, welcher der kräftige ernste Mann recht wohl gefiel, flüsterte ihrer Freundin zu, Paul habe Maieli noch immer nicht vergessen und gräme sich um den Korb, den er vor zehn Jahren erhalten.

Seit seiner Rückkehr in die Heimath hatte er Maieli nur selten und zum erstenmale auf dem Kirchgange gesehen und gesprochen und ihr des hingeschiedenen Bruders letzten Gruß ausgerichtet. Trotz der langen Krankheit, die sie vom Schrecke über Hansens Tod

zu überstehen gehabt, hatte er sie sofort wiedererkannt. Zwar ihr Auge blickte noch immer hell und glänzend, von den wunderschönen Wimpern und hohen Brauen beschattet, allein um die Mundwinkel hatte sich ein leiser Zug des Schmerzes und der Trauer gelagert.

Das Gespräch, das sich damals zwischen beiden entsponnen, das Wiedersehen Dessen, dem sie einst doch ihre Liebe geschenkt, wenn sie auch seine Hand ausgeschlagen, hatte Maieli mächtig bewegt.

Wie war er doch so verändert! Sie konnte sich nicht verhehlen, daß er unter allen jungen Männern ihres Standes, die sie gesehen, hervorrage durch seine äußere Erscheinung wie durch das Sichere, Wohlanständige, Männliche seines Wesens. Aber es überkam sie ein Gefühl der Scheu, ein Bewußtsein der eigenen Unbedeutendheit, das für das stolze Mädchen fast etwas Drückendes hatte.

„Er liebt mich nicht mehr," mußte sie sich sagen. „Ich bin geblieben, wie ich war, er aber ist gewachsen." Dennoch fühlte sie sich mächtig von ihm angezogen. Denn das Weib, sobald es den Werth, die Ueberlegenheit eines Mannes einmal anerkannt, bringt ihren Stolz gern zum Opfer, zumal wenn es zu lieben angefangen hat. Daß dies bereits der Fall war, bewies ihre Unruhe, ihre freudige Bewegung, so oft er in ihr Haus trat, das bewies ihre Niedergeschlagenheit, wenn er sich entfernt hatte.

Heute war Paul, nachdem er die Hausgeschäfte dem ältesten Knechte übergeben, die steile Halde am Scaletta hinaufgegangen, auf welcher man binnen einer Stunde zum kleinen, felsen- und schneeumgürteten Seelein gelangt. Was ihn hinaufführte, war die Absicht, nun, da wahrscheinlich keine Decke mehr auf dem Wasser läge, nach den Ueberresten seines unglücklichen Freundes zu forschen. Er hatte sich zu diesem Zwecke mit den nöthigen Werkzeugen versehen und einen der Knechte mit dem Bergwägelchen auf der Straße nachziehen lassen.

Am See angekommen, überzeugte er sich, daß die Sonne in der That mächtig genug gewesen, die Eisdecke zu sprengen. Aber noch schwammen einzelne Blöcke und Schollen auf der Oberfläche, und das überaus helle Wasser gestattete, den Blick bis auf den Grund des Beckens zu senken. Da entdeckte er denn auch bald zuerst die Gebeine eines Rosses, dann einen Schlitten und endlich die Ueberreste eines Menschen. Nach einiger Arbeit gelang es Paul, die Leiche seines Freundes an das Tageslicht zu fördern. Die Kälte des Gletschereises hatte den Körper vor Zerstörung geschützt; selbst das Antlitz des Todten war noch wenig entstellt.

Lange Zeit saß Paul, in trauerndes Nachsinnen versunken, vor der Leiche seines Freundes. Da glaubte er ein leises Schluchzen hinter sich zu vernehmen. Wie er sich umwendete, sah er Maieli vor sich stehen, das Antlitz in Thränen gebadet, die Augen in tiefem Schmerze auf des Bruders Leichnam gerichtet. Paul vermied es, ihre Trauer durch Worte zu stören, reichte ihr aber seine Hand, mit einem Blicke, in welchem sich einige Theilnahme und der eigene Schmerz aussprachen, der sein Inneres bewegte. Nach einer Weile sah man den Knecht mit dem Wägelein die Straße herauffahren.

„Wie gut bist du, Pauli!" sprach sie. „Selbst mein Vater dachte nicht daran, des armen Hans Leichnam aus dem See zu holen, bis ich heute mich entschloß, nachzusehen, ob das Eis gegangen. Es ist recht wunderbar, daß wir Beide am selben Tag den gleichen Gedanken hatten."

„So ist's," erwiederte Paul. „Mich zog es schon lange, aber besonders heute, mächtig hieher. Denn in letzter Nacht hatte ich einen gar wundersamen Traum. Mir war, ich stünde mit einer großen Menge Volks in der Kirche des Dörfli, ganz zu allerhinterst im letzten Stuhle. Du saßest vorn auf einer Bank allein im vollen Brautschmuck und weintest. Aller Augen waren auf dich gerichtet. Aber ich sah keinen Bräutigam, mit dem du vor dem Altar treten solltest. Mir war bang, bang, ich wußte nicht warum, und meinte, das Herz sollte mir entzwei brechen. Da kam dein Bruder in den Kleidern des Herrn Pfarrers und stellte sich vor den Altar. Jedermann wartete, daß nun der Bräutigam hervorkommen und die Braut an die Hand nehmen und vor den Altar treten sollte. Aber es erschien kein Bräutigam. Nun richteten sich auf einmal Aller Blicke auf mich, viele höhnisch, andere mit erstaunten Mienen. Ich wußte nicht, was das bedeuten sollte, und doch war mir, kein Anderer als ich hätte ein Recht, dich vor den Pfarrer zu führen. Da kam dein Bruder mit dem Buch in der Hand die Stufen und den Gang herunter, ergriff mich bei der Hand und führte mich vor den Altar und holte dann gleicherweise dich ab. Hinter uns kam dein Vater, und dann verließ die ganze Gemeinde ihre Stühle und stellte sich Paar an Paar hinter uns auf. Wie dein Bruder anhob „Im Namen Gottes" bin ich erwacht."

Maieli hatte der Erzählung lächelnd und verschämt zugehört. Als er geendet, sprach sie: „Da sieht man doch, daß Träume kein Vaterland haben. Wo ist es Sitte, daß eine Braut zur Kirche geht ohne Brautführerin und ohne Bräutigam, und wo ist es je vorgekommen, daß der Pfarrer in Ermangelung des Letzteren Einen mir nichts dir nichts aus dem Volk zum Altar geführt um sie Beide zusammenzugeben?"

„Aber Träume, sagt man auch, kommen von Gott. Mir hat der heutige viel zu denken gegeben. Doch sieh, da ist der Knecht mit dem Wägeli," sprach Paul, das Gespräch rasch abbrechend. „Schon neigt die Sonne sich allmälig zum Untergange, und wenn du heute noch bei Zeiten das Dörfli erreichen willst, darfst du nicht säumen."

Er lud den Leichnam auf seine Schultern und stieg, die steilste Seite der Schneewand umgehend, an einer sanfteren Halde zu der Stelle hinauf, wo der Wagen hielt. Sie legten Hans hinein, deckten ihn mit einem Tuche zu und kehrten, dem Wagen folgend, nach dem Dürrenboden zurück, von wo aus Paul ihn morgen nach dem Dörfli zu bringen gedachte.

V.

Diese Begegnung, die auf dem Heimwege geführten Gespräche befestigten das in Pauls Seele erwachte Verlangen, Maieli als seine Gattin heimzuführen. Als er daher nach Verfluß einiger Wochen —, so lange zu warten erforderte nach Hansens Leichenbegängniß die Schicklichkeit —, in der Nähe des Hauses am See anlangte, kam ihm Maieli entgegen.

„Willkommen, Pauli! Kommst du zu uns? Hast lange auf dich warten lassen."

„Hab' ich's? Drum komm ich jetzt. Ich habe in einer wichtigen Sache deinen Vater zu sprechen."

Sie blickte ihn fragend an. „Gelt, Maieli, jetzt plagt dich der Wunder? Rath' einmal, was es ist!"

„Willst von uns ein Rößli oder ein paar von unsern Mesen kaufen?"

„Habe sie bereits angeschafft."

„So willst du vielleicht wegen ein paar Lägeli Wein mit dem Vater handeln. Wir besitzen sehr alten."

„Habe solchen im Veltlin selbst eingekauft, könnte aber einen ganz alten gut brauchen. Doch ist's nicht wegen dem."

„Ei, so sag' es doch, Pauli. Wie schlimm, einen so zu plagen!"

Paul ergriff ihre beiden Hände und sprach: „Ich weiß von einem kostbaren Schatz, den deine Eltern besitzen. Den möcht' ich gern in mein einsames stilles Haus da hinten im Dischma wegführen."

„Wie meinst du das?" fragte sie, in seliger Ahnung erbebend.

„Maieli, du bist das Kleinod. Aber willst du mich jetzt auch?"

„O Pauli, was sagst du?" rief sie, ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckend. Er faßte diese wieder in die seinigen.

„Ich weiß, sprach er „recht wohl, daß an mir Vieles nicht ist, wie ein rechter, gottesfürchtiger Hausvater und Mensch sein sollte, daß ich viel Unrechtes in meinem Leben begangen habe. Aber es

ist mein völliger Ernst, immer stetiger an meinem Besserwerden zu arbeiten. Wenn du es mit mir wagen willst, will ich wahrhaftig trachten, deiner werth zu werden.«

Sie schlug ihre Augen zu ihm auf. »Warum du dich vor mir so gering machst, weiß ich nicht. Alle Welt achtet dich, und so auch ich. Ich habe dich geachtet und lieb gehabt seit jenem Sonntag, wo wir uns zuerst begegnet sind.«

»Und daß ich dir's grade heraus sage —, ganz vergessen hab' ich dich niemals können, selbst nicht in meinen allerschlimmsten Tagen, und obwohl ich mit Mancher schön gethan habe in fremden Ländern, so ist dir doch Keine gleich gekommen.«

Der Gang zum alten Büsch war ein saurer. Der saß drinnen und rechnete und zählte Geld. Die Mutter aber verlas Bohnen und stand auf, Paul zu bewillkommnen. Der Alte rührte sich nicht. Zuerst gab es ein langes einleitendes Gespräch zwischen Maieli's Mutter und Pauli. Sie fragte, wie es ihm oben im Thal gefalle. Es sei Alles vorhanden, antwortete er, was er sich gewünscht, Beschäftigung, reine Luft, gute Heuberge, schöner Viehstand, ab und zu auch einkehrende Gäste. Für einen Ledigen aber doch einsam, sonderlich im neun Monate langen Winter.

Frau Büsch lächelte, sie hatte ihn schon lange auf diesen Punkt kommen sehen. »Ihr habt doch wenigstens dann Zeit, Euch zu besinnen,« sprach sie, »ob ihr noch länger ledig bleiben wollt. Für einen Ledigen hier Landes seid ihr nicht mehr zu jung.«

Dies sagte sie, um ihm Muth zu machen. Der alte Büsch hatte von der ganzen Unterredung kein Wort verloren. Auch er wußte recht gut, auf was dieses Gespräch beim »Bohnenlesen« hinauslaufen würde. Nicht ohne Wohlgefallen hatte er, der Freund des Mammon, der Aufzählung von Pauls Viehstand zugehört. Den Ertrag der Heuberge und der Alp, den Werth der Wirthschaft Jahr aus, Jahr ein, kannte er besser als Paul selbst.

»Eben deswegen,« fuhr dieser im Gespräche fort »bin ich hiehergekommen, weil ich gesinnt bin, zu freien. Wenn der Statthalter (Büsch) mir vergönnen wollte —«

»Büsch!« rief die Mutter ihrem Manne mit lauterer Stimme zu, »der Pauli möchte gern mit dir reden.«

Büsch drehte sich auf seinem Stuhle um und sprach: »Ei, Pauli, bist du es! Ich habe da, wie du siehst, eine Rechnerei, und da merk' ich nicht, was um mich herum vorgeht. Was hast vorzubringen?

»Verzeiht, Statthalter, daß ich euer Geschäft unterbreche. Doch da Ihr mir gestattet, so will ich reden und es kurz machen. Statthalter, ich bin jetzt, wie ihr vielleicht vernommen, Wirth und Pächter vom Dürrenboden. Aus eigenem Ersparten und dem Gelde, das mir die Eltern herausgegeben, habe ich eine schöne Habe, Vieh, Rosse und mancherlei Nothwendiges und Nützliches für eine rechte Landmannswirthschaft erwerben können. Weil ich aber mich überzeugt, daß gar manche und wichtige Geschäfte in einem solchen Hause ohne das Zuthun und Helfen einer weiblichen Hand gar nicht gehen können, und es überdies in jedem Amt und Geschäft gut ist, daß ein Mensch eine Gehülfin habe, bin ich gesinnt, mich zu verheirathen. Euer Maieli aber, Statthalter, hat mir von Allen, die ich im Thale kenne, am besten gefallen. Und da bitte ich euch, einzuwilligen, daß ich sie heimführe.«

Büsch hatte, mit der Brille spielend, Paul ausreden lassen, ohne ihn zu unterbrechen. Jetzt sprach er: »Ihr seid, wie man mir sagt, Soldat gewesen bis zu eurer Heimkehr. Wo habt ihr denn das Wirthen (Landwirthschaft) gelernt?«

»Bevor ich Soldat wurde, war ich auf meines Vaters Gut und half überall mit Hand anlegen. Was nöthig ist für eine Bauernwirthschaft hier zu Lande, versteh' ich. Ueberdieß hab' ich einen alten erfahrenen Knecht, der mir mit Rath und That an die Hand gehen kann, wo ich selbst nicht Bescheid weiß.«

»Wo der Meister nicht selbst auf seine Augen und Ohren sich verlassen kann,« sprach Büsch, »da ist nicht Alles niet- und nagelfest. Ihr sagt selbst, der Knecht sei alt. Wenn der nun stirbt!«

»Ich werde das an Erfahrung mir Mangelnde bald erlernt haben. Auch habt ihr euer Maieli so gut angeleitet, daß sie mir eine treffliche Hausfrau und Rathgeberin sein würde.«

»Die Weiber wissen gar Vieles nicht in der Wirthschaft, was der Männer Geschäft ist. Auf Weiber ist kein Verlaß! Zudem ist euer Vater, wie ich gehört habe, etwas verschuldet, und ihr habt noch etliche Geschwister. Wenn euer Vater stirbt, werdet ihr Vieles, wo nicht Alles, was ihr vorweg erhalten, herausgeben müssen. Nichts für ungut, Feldwebel.«

»Dessen seid unbesorgt, Statthalter. Was ich erhalten, bleibt mir, laut Uebereinkunft mit meinen Geschwistern, auch wenn mein Vater ins Unglück käme.«

Die Mutter war schon seit einer Weile hinausgegangen. Jetzt trat sie wieder herein.

»Ist's noch nicht abgemacht?« fragte sie ihren Mann. »Ei, Büsch, sperr' dich nicht so lang. Einmal heirathen muß das Maieli doch. Und es ist besser, sie nehme den Pauli, der ein wackerer, frommer, rechter Mann ist, als daß sie nach unserm Tode aus langer Zeit (Langerweile) den ersten besten nehme, der unser Gut verschleudert. Komm herein, Maieli, du darfst. Gelt, Büsch?«

Das Mädchen trat herein und setzte sich weinend auf die Bank. Das schnitt dem alten Mann, der schon mehr als einen ihrer früheren Bewerber abgewiesen, um sie nicht wegziehen lassen zu müssen, in's Herz. Er sah verstohlen von der Seite zu ihr hinüber, und wie er eine Thräne nach der andern ihre Wangen hinabrollen sah, jammerte es ihn. Er fuhr ein paarmal mit der Hand rasch in die Haare, setzte die Kappe auf, schlug die Rechenbücher zu und ging hinaus, mit den Worten: »Nun, so nehmet einander!«

Um die Zeit der Tag- und Nachtgleiche führte Paul seine Frau auf den Dürrenboden. Hier hat er mit ihr eine Reihe von Jahren in großer Eintracht und Glückseligkeit gelebt, hat, vom treuen Klosterhund unterstützt das Leben manches verschütteten oder verirrten Wanderers gerettet, ist dann aber, schon ein alter Mann, in Ausübung dieser seiner menschenfreundlichen Aufgabe, da er zwei Geistliche und eine Frau, welche am folgenden Tage in Samaden in einem wichtigen Criminalprozesse als Zeugen auftreten sollten, bei stürmischer Winterwitterung über den Berg geleitete, verunglückt. Nicht eine Lawine, aber Kälte und Erschöpfung brachten ihm den Tod. Auch der Klosterhund ist damals im Schnee verschwunden.

---

* Die Republikaner.

Nach dem norwegischen Dichter Welhaven.
Von P. J. Willatzen.

An der Barriere de la Santé,
Da liegt ein bescheidenes kleines Kaffee,
Altmodig das Zimmer — man brennt da kein Gas —
Die Fenster klein und von trübem Glas.
Der Besuch ist gering in dem ärmlichen Saal,
Von Künstlern nur kömmt eine kleine Zahl,
Und außer ihr, bleibt einmal sie fort,
Weilt meist ein stiller Gast noch dort.
Es irrt umher im prächt'gen Paris
Ein Häuflein, das trostlos die Heimath verließ;
Schiffbrüchig hadert es mit dem Geschick
Und mischt in's Gewühl sich mit düsterem Blick.
Pauvres Honteux! Begehren sie Rast,
Ein ärmlich Kaffee am besten dann paßt.
'S ist Mitternacht schon. Noch weilt der Gäste
Stillster an seinem Tisch mit dem Reste
Der Limonade. — Sein Antlitz ist fahl,
Die Kleidung grob, doch das Linnen weiß.
Die feinen Hände stützen das Haupt,

So daß man fast ihn schlafend glaubt,
Allein es gehn durch den stillen Saal
Seine einsamen Seufzer verstohlen leis.

So läßt er den Träumen freien Lauf;
Da fährt mit Geräusch die Saalthür auf,
Es drängen herein sich dichtgeschaart,
Wildblickend Gesellen mit starkem Bart.
Sie flöten und singen die Melodie
Eines Lieds aus der Stummen von Portici.
Die Oper hat mit zaubrischer Macht
Heut' Abend Gluth in den Herzen entfacht,
Und hochbegeistert von ihrer Musik
Schwärmt Alles für Freiheit und Republik.

Sie setzen sich, doch mit beflügelten Sohlen
Springt Einer empor und besteigt den Tisch.
„Versammelte, hört! Ich will reden von Polen!“
Beginnt er mit schallenden Worten frisch.

Das war eine Rede wie aus der Kanone!
Man stürmte und spießte; es wankten die Throne;
Der Franzen König und Kammer zusammen
That man mit dem Kreml in dieselben Flammen,
Und aus den Gräbern im russischen Schnee
Rief wieder zur Schlacht man die große Armee.
Sie kämpfte mit und bewegte die Welt,
Der Adler flog siegend von Feld zu Feld.
Auf Warschaus Mauern stand wiederum Fama,
Der Welt verkündend ein neues Proclama;
Nun war beseitigt die letzte der Fragen,
Der letzte Knoten gelöst, zerschlagen.
Das freie Weib und der freie Mann!
Emancipation von heute an!
Europas Congreß vereint sich am besten
In Polens Schooß zwischen Osten und Westen;
In Warschau ersteht der Congreßsalon
Sowie eine Säule für Saint Simon.

Da jauchzte der Schwarm, der lärmend gebot:
„Champagner her! Den Tyrannen Tod!“
Doch als der Garçon entkorkte den Wein,
Gewahrte man stutzend den Mann, der allein
Beim Glas in der Ecke sonst saß wie im Schlaf:
Streng blickt' er, weil fliegend der Kork ihn traf.
„Trink!“ riefen sie laut, „der Champagner ist gut,
Der Becher ist heilig, trink', hast du noch Muth!“

„Ich trinke nicht Wein, ob billig, ob theuer,
Sein Süß ekelt an mich, ich hasse sein Feuer!
Auf Trümmern steh' ich; meine Welt stürzte ein —
Mein Becher ist leer! — Ich trinke nicht Wein!“

Da scholl ein Lärmen und „Sklav!“ hieß es schnell;
Man sprach von Hohn, von Rache, Duell.
Auf riß er den Rock, und die Drohwort' erstarben:
Die Brust, wie war sie zerrissen von Narben!
„Ihr Schwätzer! Das sind Ostrolenkas Zeichen,
Die schützen mich wohl vor Bubenstreichen.
Es giebt keine Lindrung für meine Qualen,
Sie können nicht schlummern vor Plaudern und Prahlen,
Denn wär's auch ein Geck mit dem feigsten der Herzen,
Er schminkt sich mit meinen geheiligtsten Schmerzen,
Mein wärmstes Gebet, das zu Gott sich geschwungen,
Zur Mode, entweiht wird's auf lallenden Zungen!
Zur Seite, Knaben, und Platz mir gemacht!
Der Himmel hat Sterne, und stumm ist die Nacht!“ —

Er ging und sie wagten zu zanken nicht
Und hatten Champagner und tranken nicht.

* Charles Dickens.

Auch deutsche Blätter haben kürzlich wundersame Gerüchte angedeutet, die über Charles Dickens in Umlauf gebracht und in der gehässigsten Weise ausgebeutet worden sind. Es ist nur ein Act der Gerechtigkeit, wenn wir der nachstehenden Erklärung, die sich an der Spitze der letzten Nummer der von Dickens redigirten Households Words findet, eine weitere Verbreitung geben:

„Drei und zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem ich in meine jetzigen Beziehungen zum Publikum getreten bin. Sie begannen, als ich so jung war, daß ich finde, sie haben fast ein Vierteljahrhundert bestanden.

Eine ganze Zeit hindurch habe ich versucht dem Publikum eben so treu zu sein, wie man es mir gewesen. Es war meine Pflicht, nie mit ihnen zu spielen oder sie zu täuschen oder ihre Gunst zu mißbrauchen oder etwas Anderes damit zu thun als tüchtig zu arbeiten, um dieselbe zu rechtfertigen. Ich habe mich stets bestrebt jene Pflicht zu erfüllen.

Meine hervorragende Stellung hat mich oft zum Gegenstand fabelhafter Geschichten und unbegreiflicher Angaben gemacht. Gelegentlich haben mich dergleichen Dinge verletzt oder selbst verwundet; aber ich habe sie stets ertragen als die von dem Lichte meines Rufes und Erfolges unzertrennliche Schattenseite. Ich habe nie irgend solche persönliche Beschwerden dem großmüthigen Ganzen meiner Zuhörer aufgedrängt.

Zum ersten Mal in meinem Leben, und wie ich glaube auch zum letzten Mal, weiche ich von dem Grundsatz, den ich so lange beobachtet habe, ab, indem ich mich in meinem eignen Journal in meinem eignen Privatcharacter zeige und alle meine Brüder (wie sie erachten, daß sie Grund haben, wohl von mir zu denken und zu wissen, daß ich ein Mann bin, der unserem gemeinsamen Beruf stets aufrichtig treu gewesen ist) ersuche der Verbreitung meiner gegenwärtigen Worte ihre Hand zu bieten.

Langjähriger häuslicher Unfriede (domestic trouble), worüber ich weiter keine Bemerkung machen will, als daß er Anspruch darauf hat, respectirt zu werden, da er von heilig privater Natur ist, ist kürzlich in einer Weise ausgeglichen, die keinen Groll oder Feindschaft irgend einer Art in sich schließt, und deren ganzer Ursprung, Hergang und begleitende Umstände während der ganzen Zeit meinen Kindern bekannt gewesen sind. Er ist freundschaftlich beigelegt, und seine Einzelheiten sind jetzt nur von denen, welche dabei betheiligt sind, zu vergessen.

In irgend einer Weise ist aus Bosheit oder aus Thorheit oder aus einem unbegreiflichen Zufall oder aus allen dreien dieser Unfriede zu Mißdeutungen benutzt worden, die gröblichst falsch, höchst unnatürlich und höchst grausam sind, — denn sie betreffen nicht bloß mich, sondern unschuldige Personen, die meinem Herzen theuer sind, und unschuldige Personen, von denen ich keine Kunde habe, wenn sie überhaupt eine Existenz haben —, und die auch so weit verbreitet sind, daß ich bezweifle, ob nur einer von Tausenden diese Zeilen lesen wird, an dem nicht ein Hauch dieser Verleumdungen wie ein giftiger Luftzug vorbeigezogen ist.

Diejenigen, welche mich und meine Natur kennen, bedürfen keiner ausdrücklichen Versicherung von mir, daß solche Verleumdungen mit mir eben so unvereinbar sind, wie sie es in ihrer wahnsinnigen Zusammenhanglosigkeit mit einander sind. Aber es giebt eine große Menge, die mich durch meine Schriften kennen, die mich nicht sonst kennen, und ich kann es nicht ertragen, daß Einer von ihnen in Zweifel oder in der Möglichkeit eines Zweifels bliebe, indem ich armseliger Weise davor zurückbebte das ungewöhnliche Mittel zu wählen, zu dem ich jetzt greife, die Wahrheit zu verbreiten.

Ich erkläre denn in der feierlichsten Weise, — und dies thue ich sowohl in meinem eignen Namen wie in dem Namen meiner Frau —, daß alle die jüngst geflüsterten Gerüchte betreffs des von mir angedeuteten Unfriedens abscheulich falsch sind, und daß, wer nach dieser Erklärung eins derselben wiederholt, so absichtlich und so niederträchtig lügen wird, wie es nur einem falschen Zeugen möglich ist vor Himmel und Erde zu lügen.“

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Nach Jerusalem. Von L. A. Frankl. 2 Thle. — Gustav Schwab, sein Leben und Wirken. Von Karl Klüpfel. — Shelley. Biographische Novelle von Wilhelm Hamm. — Bade-Bilder. Von Ernst Kossak. — Mozart, ein Künstlerleben. Culturhistorischer Roman von H. Rau. 6 Bde. — Hutten auf Ufnau. Ein Idyll in sieben Gesängen von A. Türcke.

— * Ein neues Heft der Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius, „Richard III.“ enthaltend, ist in den Buchhandel gekommen.

— * Von der großen Geschichte Englands, welche von Lappenberg begonnen und von Reinhold Pauli fortgesetzt ist, erschien der fünfte Band.

— * Der Verfasser der Geschichte der deutschen Freiheitskriege, Major Beitzke, arbeitet an einer Darstellung des Feldzuges von 1815, welche eine willkommene Ergänzung seines vortrefflichen Werkes sein wird. Ohne Krankheits-Anfälle und ohne das Erscheinen mehrerer Schriften, wie z. B. des Obersten Charras über die Schlacht von Waterloo, welche neuere Ergänzungen und Bedenken erforderten, wäre das Buch, zu dessen Fortsetzung der Verfasser vielfache Aufforderungen erhält, schon nach der Ostermesse der Presse übergeben worden.

— * Professor Theodor Bergk in Halle hat „Acht neue Lieder von Goethe mit Erläuterungen“ herausgegeben. Die „Europa“ bemerkt über das Schriftchen: Es enthält acht kleinere Gedichte, von denen das erste, sowie das dritte bis sechste ursprünglich in Jacobi's „Iris“ erschienen, und zwar entweder gezeichnet mit dem den meisten Beiträgen Goethe's eigenthümlichen Buchstaben B., oder ganz ohne Unterschrift, oder endlich mit einer höchst wahrscheinlich wissentlich oder aus Versehen gefälschten, welche eher, als auf Goethe, auf Reinhold Lenz schließen ließ. Nr. 2 aber war, wenn gleich vermuthlich auch für die „Iris“ bestimmt, darin doch nicht abgedruckt worden, und wir lernen das kleine reizende Poem erst jetzt kennen. Vier von diesen sechs Gedichten nun dürften sich auf das Liebesverhältniß mit Friederike Brion beziehen, nämlich die beiden von Bergk betitelten „Unbewußte Liebe“ und „Sehnsucht“, sowie ferner noch: „Die Freundin aus der Wolke“ und „Denkmal der Freundschaft“; das fünfte, eine wunderbar schöne „Elegie“, wurde wohl durch die Trennung von Lili hervorgerufen; Nr. 6 endlich „den Männern zu zeigen“ ist ein ziemlich unbedeutendes und sehr kurzes Sinngedicht. Die Untersuchungen des Herausgebers sind mit großem Geschick geführt; und wenn von ihm doch noch irgendwo ein leises Bedenken freigelassen wird, so fällt wenigstens, was die folgende siebente Nummer betrifft, ein jeder Zweifel weg. Der aus Merck's Nachlaß zuerst von Wagner mitgetheilte „Feldweihgesang“ galt nämlich bisher für ein Product Herders, rührt aber unleugbar von Goethe her und steht zu dem Erstgenannten nur insofern in Beziehung, als die darin erscheinende Psyche keine Andere als Caroline Flachsland, Herders Verlobte, war. — Schließlich theilt Bergk noch zwei „neue Arien zu Erwin und Elmire“ mit, welche dem „deutschen Mercur“ aus dem Jahre 1775 entlehnt sind.

— * Den Besuchern der Wartburg, welche an den dortigen Wandgemälden von Moritz von Schwind Gefallen gefunden haben, wird eine Darstellung derselben im Holzschnitte, welche bei G. Wigand in Leipzig erschienen ist, willkommen sein.

— * Der Bildhauer Professor Rietschel in Dresden hat den Auftrag, das in Worms zu errichtende Lutherdenkmal auszuführen, mit Freuden übernommen und bezeichnet das Werk als seine schönste und höchste Lebensaufgabe. Er war kürzlich in Worms und legte dem Ausschuß Skizzen zu Modellen vor; derselbe beauftragte ihn sofort, beide vorgelegten Projecte, ein größeres und ein kleineres, zu modelliren; später wird man sich nach Maßgabe der eingegangenen Beiträge für eines dieser Modelle entscheiden.

— * In Wiesbaden starb am 10. Juni der durch viele pädagogische Schriften und Lehrbücher bekannte Dr. Mager, früher Director der Realschule zu Eisenach, im Alter von 48 Jahren.

— * Der von Jenenser Studenten angeregte Gedanke, dem „Turnvater“ Friedrich Ludwig Jahn auf seinem Grabe zu Freiburg an der Unstrut ein Denkmal zu errichten, ist vom Leipziger allgemeinen Turnverein aufgenommen worden und soll zur Ausführung kommen. Jene Gesellschaft hielt am 5. Juni eine Versammlung, in welcher beschlossen wurde, die Sammlung von Beiträgen für das Denkmal bei allen Turnern zu betreiben und dasselbe zu Freiburg zu errichten. Außer diesem Grabmal ist noch ein weiterer Plan im Werke, Jahn in der Hasenhaide bei Berlin, wo er den ersten Turnplatz gründete, ein Denkmal zu setzen. Mehrere berliner Turnvereine haben sich erboten, die Sache in die Hand zu nehmen.

— * In Frankfurt a. M. geht man mit dem Plane um, eine große Musikschule zu errichten. Die Frankfurter Mozartstiftung, die sich jetzt bekanntlich darauf beschränkt, angehende musikalische Talente durch Reisestipendien zu unterstützen, soll danach dermaßen erweitert werden, daß, statt wie bisher die Zöglinge nach auswärts zu senden, vielmehr in Frankfurt selbst ein Lehrer der Composition angestellt, und damit der Grund zu einem Conservatorium gelegt wird, wie es Prag, Leipzig, Köln und andere deutsche Städte zum Theil schon seit vielen Jahren besitzen. Bereits hat die Mozartstiftung ein bedeutendes Grundstück angekauft, welches nicht nur die Stiftung selbst aufnehmen, sondern, zweckmäßig umgebaut, auch großartige Räume zu Concerten, Ausstellungen ꝛc. darbieten soll. Mit diesem Neubau soll dann auch die projectirte Musikschule verbunden werden; die Kosten, soweit sie nicht bereits gedeckt sind, hofft man durch Actien aufzubringen.

— * Die Münchener Preisrichter von Schack, Geibel und von Sybel haben einen Bericht über ihre Entscheidung in Betreff der eingegangenen Tragödien erstattet. Es wurden ihnen nicht weniger als 113 Trauerspiele übergeben, als sie am 3. August 1857, nach Ablauf des Einsendungs-Termines, zum ersten Male zusammen kamen. Von diesen 113 mußten 11, als den Bedingungen der Preis-Ausschreibung widersprechend, von der Concurrenz überhaupt ausgeschlossen werden. Unter den concurrirenden 102 Trauerspielen wurzelten 22 in der deutschen Geschichte, 4 in der deutschen Sagenwelt, 19 behandelten antike und 9 moderne Stoffe, 7 hatten die Geschichte des byzantinischen Reiches und der Neu-Griechen, 4 die jüdische Ueberlieferung und drei die arabische benutzt; 4 hatten slawische und magyarische Verhältnisse, 2 die nordische Heldenzeit zum Hintergrunde. Außerdem gehörten der spanischen Sage und Geschichte 7 Stoffe an, der französischen 6, der longobardischen 3, der späteren italiänischen 4, der schweizerischen 2 und der englischen 1; 5 Stück beruhten, abgesehen von den in moderner Zeit spielenden, auf völlig freier Erfindung der Verfasser.

— * Die Dresdener Schillerstiftung hat einen Rechenschaftsbericht veröffentlicht. Die Summe sämmtlicher Beiträge, welche der genannten Stiftung im Laufe des Jahres 1858 zugewandt worden sind, beläuft sich auf 3456 Thlr. Davon rühren fast 800 Thlr. von fürstlichen Gebern her; darunter der Kaiser von Oesterreich mit 313 Thlr. 15 Ngr., der König von Hannover mit 300 Thlr. Durch Theaterabende, Concerte, Schaustellungen, Vorlesungen und Sammlungen sind 570 Thlr. eingekommen; die bedeutendsten Posten darunter haben Breslau und Weimar beigesteuert, jenes durch eine Vorstellung im Stadttheater, dieses durch eine von den Damen Weimars veranstaltete Lotterie. Die Erträge von Privaten haben sich auf mehr als 1000 Thlr. belaufen; am zahlreichsten sind dabei Dresden und Leipzig sowie überhaupt das Königreich Sachsen vertreten, während andere namhafte Städte, z. B. Berlin, gänzlich fehlen. Dazu kommen dann noch circa 580 Thlr., die im ersten Quartal laufenden Jahres eingegangen sind, sodaß sich, den vorhandenen baaren Bestand, sowie die inzwischen aufgelaufenen Zinsen dazu gerechnet, das Kapital, über welches die dresdener Schillerstiftung im Augenblick zu gebieten hat, überhaupt auf (mit Ausschluß der Groschen und Pfennige) 8696 Thlr. beläuft. Zu bemerken ist dabei jedoch, daß in diese Aufstellung auch das von Pflummern'sche Legat mit 1063 Thlr. 12 Ngr. mit aufgenommen ist, während doch bei dem schwankenden Wortlaut des betreffenden Testaments bekanntlich noch sehr bedeutende Zweifel obwalten, wem dasselbe schließlich zu Theil werden wird, ob der dresdener Schillerstiftung oder dem Schillerverein zu Leipzig.

— * Professor Gubitz hat jüngst in der Vossischen Zeitung in einer Schilderung seiner Leipziger Erlebnisse während der letzten Ostermesse unter Anderm auch dem Redacteur der „Blätter für literarische Unterhaltung,“ Hermann Marggraff, eine freundliche Erinnerung gewidmet und bei diesem Anlaß auch auf dessen frühere Dramen, „das Täubchen von Amsterdam“ und „Elfride,“ hingewiesen. Was die letztere in Gubitz' „Jahrbuch deutscher Bühnenspiele“ (1841) auch dem größeren Publikum vorgeführte Tragödie betrifft, so ist sie zwar niemals aufgeführt worden; doch würde man Unrecht thun, sie zu der Gattung der bloßen sogenannten „Bühnendramen“ zu rechnen, da sie von Scene zu Scene aufführbar ist, obschon sie allerdings, namentlich im vierten Act, starker Kürzungen bedürfen würde, die übrigens jeder verständige Regisseur vornehmen könnte. Gewiß spricht für dieses Trauerspiel der Umstand, daß es selbst Nicolaus Lenau's Beifall sich zu erfreuen gehabt hat. Dieser schrieb aus Wien unterm 13. März 1840, nachdem er das Stück in einem der für die Bühne als Manuscript gedruckten Exemplare gelesen: „Ich habe die Lesung dieses Trauerspiels mit großem im Verlaufe stets steigenden Interesse beendigt und will hier nur ein Geringes von den Eindrücken sagen, mit welchen die Ausführung mich hoch erfreut hat. Vor Allem jener schwüle und bange, den leidenschaftlichen Herzen entsteigende Dunstkreis, der über dem Ganzen liegt und worin so viele Geistesblitze sich entzünden; eine präciser Abstich aller Charaktere; rasche Entwickelung; überall ein unverzagtes Zugreifen der sicher und fest gestaltenden Hand des Dichters, tragischer Muth; und eine gediegene, oft, wie z. B. in der Schlußrede Elfridens in der neunten Scene des vierten Acts bis zum Allervortrefflichsten sich erhebende

Sprache — diese Vorzüge haben sich mir besonders aufgedrungen. Somit muß ich das Werk als echtes Trauerspiel begrüßen. Das Schicksal, welchem zu Ende die Hauptpersonen verfallen, und dessen schroffe, absolute Abgeschlossenheit in dem so wirksam wiederkehrenden „Was kümmert's mich?“ der Athelgive ausgedrückt ist, ist tragisch.“ Die Gegenwart ist nicht so reich an wirksamen Bühnenproducten, als daß es nicht gerechtfertigt erscheinen sollte, an ein älteres zu erinnern, wie wir hiermit gethan haben. Freilich, moderner Glanz und Firniß ist es nicht, was man in dieser Tragödie suchen darf; der Hauptperson, der schönen aber herrschsüchtigen und verbrecherischen Königin Elfride, fehlt es an jener Liebenswürdigkeit, durch die heutzutage weibliche Rollen vorzugsweise ihr Glück machen; endlich ist es auch der Shakspere'sche Stil, welcher die Tragödie den jetzigen Bühnenlenkern wohl nicht sehr empfiehlt. Indeß ließe sich in letzterer Beziehung durch Streichung der zu sehr an Shakspere erinnernden Gleichnißreden vieles thun, um das Stück dem jetzigen Geschmack anzupassen.

* — **Das Naturgefühl der Deutschen.** Von den vermischten Aufsätzen zur Literaturgeschichte und Aesthetik von Koberstein ist die Rede gewesen. Der Verfasser leitet seine Abhandlung „über das gemüthliche Naturgefühl der Deutschen und dessen Behandlung im Liebesliede, mit besonderer Beziehung auf Goethe“ mit folgenden Bemerkungen ein: Die Freude an der Natur, welche der neuern Zeit im Gegensatz zum Alterthum eigenthümlich ist, die sich in den frühesten Gedichten des ganzen Mittelalters ausspricht, und worin übrigens das Alterthum in seinem Absinken gleichfalls der germanischen Natur entgegenkam, diese Freude an der Natur, am Beobachten des pflanzlichen und thierischen Lebens, ist, wie ein geistvoller Schriftsteller unserer Tage bemerkt, indem er von dem deutschen Thierepos spricht, die Seele dieser Dichtungen. — Er hat Recht: es ist dies ein Zug, der durch die ganze neuere Poesie geht, nirgend aber mehr ins Auge fallen dürfte, als in der unsrigen, und hier wieder um so kenntlicher, ausdrucksvoller und individueller, je tiefer sie in dem Boden deutscher Volksthümlichkeit Wurzel geschlagen, je selbständiger sie sich entwickelt, je mehr sie in ihrem Wachsthum sich fremder Einflüsse erwehrt hat. Man würde diese Erscheinung, wenn sie befriedigend erklärt werden sollte, auf das eigenthümliche Verhältniß des deutschen Volks zur Natur als auf ihren eigentlichen Grund zurückführen und zu dem Ende einerseits bis in die geheimsten und verborgensten Tiefen des Nationalcharakters hinabsteigen, andererseits die Besonderheiten der Naturgestaltung in unserm Vaterlande sich zum Bewußtsein bringen müssen, um aus der Gegenüberstellung der hier und dort gewonnenen Ergebnisse die Bezüge des innern Gemüthslebens zum äußern Naturleben, oder, wenn der Ausdruck verstattet ist, das gemüthliche Naturgefühl der Deutschen abzuleiten. Ob dies schon jemals ernstlich versucht worden, und ob der Erfolg lohnend gewesen, weiß ich nicht zu sagen. Selbst Hand ans Werk zu legen, könnte mir nur einfallen, wenn ich in mehr als thörichter Ueberschätzung meiner Kräfte und Mittel dazu befangen wäre; wogegen es mir erlaubt sein wird, auf zwei Punkte hinzudeuten, die bei einer Untersuchung der Art wohl bald zu vorzüglicher Berücksichtigung sich herausheben würden, wie aber noch den besondern Vortheil gewähren, daß ich an ihnen auf die bequemste Weise den Faden meines Vortrags befestigen kann. — So leicht der Deutsche sich auch zu Zeiten versucht fühlen mag, den Bewohner südlicherer Länder um die tiefe, nur selten und dann fast immer nur auf kurze Zeit durch Wolken oder Nebel getrübte Bläue seines Himmels, um die unvergleichliche Pracht des Sternenzeltes, die milde Wärme und den weichen Hauch seiner Lüfte, um den Reichthum und die Mannigfaltigkeit, den bunten Farbenschmelz und die üppige Fruchtbarkeit der ihn umgebenden Pflanzenwelt, kurz um alles das zu beneiden, worin sich die Natur jener glücklichen Himmelsstriche wie in einen nie veraltenden bräutlichen Schmuck gekleidet hat: er wird darum doch nie ungerecht gegen die Heimath sein und seinen Sinn nicht den Vorzügen und Reizen verschließen, die ihrer Natur eigen sind, und wenn auch nicht überall in gleich befriedigender Fülle hervortreten, doch nirgend ganz fehlen. Und hierunter möchte wohl vor Allem des bei weitem mehr als im Süden in die Sinne fallenden Wechsels der Jahreszeiten zu gedenken sein, der uns eine Mannigfaltigkeit von Natureindrücken und Naturgenüssen in zeitlicher Aufeinanderfolge zuführt, wie sie südlichere Gegenden entweder gar nicht, oder doch in viel größerer Abschwächung kennen. Diese Art der Abwechselung in den Erscheinungen der Natur muß aber, meine ich, durch die äußern Sinne viel tiefer und stärker auf das Gemüth wirken, das innere Gefühl zu ungleich lebhaftern und klangvollern Schwingungen erregen und den Menschen viel gewaltiger aus seinem individuellen Geistesleben in das allgemeine Naturleben hineinreißen, oder auch, wo die Einwirkung von außen rauh und ungestüm ist, ihn in sich selbst zurückscheuchen, als jene andere, wo die Mannigfaltigkeit der Eindrücke weniger zeitlich nach einander, als räumlich neben einander empfangen wird, wo also leicht einer den andern abstumpft oder gar verwischt, weil keiner Zeit hat, sich völlig des Gemüthes zu bemeistern und ihm eine nachhaltige Stimmung zu geben. Hieraus erklärt sich, wie es mir vorkommt, der scheinbare Widerspruch, daß die reichere und üppigere Natur der Südländer das menschliche Gemüth weniger entzückt, rührt und an sich reißt, als die kärglicher ausgestattete und bescheidnere Natur mehr nach Norden zu gelegener Erdstriche; hiermit habe ich aber auch bereits einen jener Punkte näher berührt, die ich oben im Sinne hatte. Denn wenn mich nicht alles täuscht, so beruht das gemüthliche Naturgefühl der Deutschen im Allgemeinen, so wie ihre Freude an der Natur, wie sie sich in ihrer Poesie ausspricht, im Besonderen, gewiß nicht zum geringen Theile auf der eigenthümlichen Beschaffenheit unseres heimathlichen Naturlebens, der zufolge die Natur alljährlich, tiefem und langem Winterschlafe sich entwindend, immer wieder in verjüngter Schönheit dem Menschen entgegentritt und ihn um so empfänglicher für die volle Wirkung ihrer Reize findet, je länger dieselben ihm verhüllt geblieben sind, und je mehr die rauhe Jahreszeit ihn darnach mit sehnsüchtigem Verlangen erfüllt hat. Das Andere, was ich hier als eine der Ursachen anführen will, die den besondern Zug der Deutschen zur Natur vermitteln, ist eine der hervorstechendsten Eigenthümlichkeiten unsers Nationalcharakters; ich meine jenen wundersamen Widerspruch in unserm Empfinden, Denken und Handeln, aus dem sich vielleicht alle unsere Nationalfehler, vielleicht aber auch alle unsere Nationaltugenden herleiten lassen, und den ich nicht kürzer zu bezeichnen vermag, als durch den gewagten Ausdruck — innerlichstes Allleben. Von jeher ist dem Deutschen der Hang zur Innerlichkeit und Beschaulichkeit eigen gewesen, von jeher hat er die vollste und unbeschränkteste Freiheit der Bewegung und Entfaltung für die Welt seines Innern in Anspruch genommen, und unter keinem Volke haben wohl weniger Herkommen, Mode, nationale Vorurtheile und andere äußerliche Rücksichten dem Dichter und dem Denker sich in den Weg gestellt und sie verhindert, die aus der Tiefe der Seele auftauchenden Bilder und Gedanken in gesprochenem oder geschriebenem Wort zu verkörpern und zu veröffentlichen. Auf der andern Seite wiederum ist niemand geneigter, ja eifriger, sich in fremde Denk- und Empfindungsweise hinein zu versetzen, sie sich anzueignen, ja in ihr aufzugehen, als der Deutsche: der Trieb nach Universalität führt seine Gefühle und Gedanken ebenso in die ungemessenste Weite, wie der Hang zur Innerlichkeit ihn in sich selbst vertieft. In jener Richtung will er den Menschen, d. h. sich selbst in Allem wiederfinden, in dieser glaubt er das All schon in seiner persönlichen Einzelheit zu haben. Wie diesen Widerspruch das Denken auszugleichen vermöge, gehört nicht hieher. Vorhanden ist er, das läßt sich nicht läugnen, und hilft uns, wie gesagt, das Verhältniß der Deutschen zur Natur erklären. Denn was ist es anders, als diese Fähigkeit, die subjective Empfindung bis ins Unendliche auszuweiten und sie als der ganzen Welt eigen aus allem Geschaffenen herauszufühlen, wenn wir uns in dichterischer Aufregung dem Glauben hingeben, die Natur vermöge unsern Schmerz wie unsere Freude mitzuempfinden, und wenn wir ihren Erscheinungen ein Walten von Regungen, von abstoßenden und anziehenden Kräften unterlegen, denen ähnlich, welche die Erscheinungen in unserm seelenhaften Leben bedingen und hervorrufen? Daß wir aber gerade dann am ersten geneigt sind, uns nicht den Menschen mitzutheilen, sondern uns der Natur in die Arme zu werfen und aus der Fülle des in ihr wogenden Lebens Widerhall oder Linderung für unsere Gefühle zu gewinnen, wenn sie die äußerste Spitze der Subjectivität erreicht haben, ist um so begreiflicher, je mehr die Natur sich im Ganzen und Großen ihrer Erscheinungen immer gleich bleibt, während der Mensch unter der Macht des Augenblickes steht, und der leidenschaftlich Erregte, wenn er sich vor seines Gleichen aufschließen wollte, hier eine der seinigen vielleicht geradezu entgegengesetzte oder wenigstens fremdartige Stimmung anzutreffen besorgen müßte, so daß weder Verständniß, noch Sänftigung des Gefühls zu erwarten wäre. — Von allen Dichtarten hat sich in Deutschland von alter Zeit her bis zur Gegenwart keine selbständiger entwickelt, keine von fremden Einflüssen freier gehalten, als das eigentliche Lied, sowohl das epische, wie das lyrische. Doch stehen in dieser Rücksicht die einzelnen Gattungen des deutschen Liedes nicht alle auf gleicher Linie. Es begreift sich leicht, daß das epische hierbei am weitesten zurücktritt: es stellt Thaten, Ereignisse, Vorfälle dar, und die subjective Empfindung kann dabei nur mittelbar zur Sprache kommen durch den Mund der handelnden oder leidenden Personen, welche die Dichtung uns vorführt. Selbst einzelne lyrische Richtungen, welche sich in einer gewissen mittleren oder allgemeineren Sphäre der Empfindung halten, wie das gesellige, das scherzhafte, das beschreibende Lied, der Preisgesang und was dahin einschlägt, werden, so oft sie auch aus der Natur Schmuck, Bild und Gleichniß entlehnen, ja in ihrer Schilderung ganz aufgehen mögen, doch nur selten an das eigentliche Naturgefühl streifen. Viel leichter wird dazu schon das Trinklied die subjective Empfindung hinüberleiten, wenn dem Trinker aus dem flüssigen Golde der Naturgeist selbst hervorzublicken und sein glühendes Leben in ihn überzuströmen scheint; oder auch das geistliche Lied, wo das fromme Gemüth aus der ganzen belebten und unbelebten Natur einen großen Lobgesang auf die Herrlichkeit ihres Schöpfers und Erhalters herauszuhören meint. Am allerentschiedensten aber bricht im deutschen Liebesliede das Naturgefühl durch; gewiß aus keinem andern Grunde, als weil die Liebe unter allen Leidenschaften am leichtesten das subjective Seelenleben des Individuums zu jener Stimmung steigert, in welcher es getrieben wird, sich in das Allleben der Natur zu versenken und hierin das seinen Zuständen, Regungen und Schwingungen Verwandte herauszufühlen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pietzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 Thlr 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ Thlr Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 26. Bremen, 27. Juni. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Torquato Tasso und Luis de Camoens.

Von C. C. Hense.

Wer es liebt, den Schicksalen und der Entwickelung des Menschengeschlechts eine aufmerksame Betrachtung zu widmen, dem werden in jedem Zeitraume der Weltgeschichte Ereignisse und Gestalten begegnen, die seinen Blick fesseln und sein Denken beschäftigen. Aber es ist gewiß, es giebt Zeitalter, welche vor vielen andern uns lebhaft anziehen; welche durch den Reichthum und die Größe der Charaktere unsere Phantasie beschäftigen, unserem Gemüthe die fruchtbarste Nahrung, unseren Willenskräften die sittlichste Erhebung darbieten.

Ein solches Zeitalter ist das 16. Jahrhundert. An dem Eingange desselben steht im Norden Europas die Reformation mit ihrem glaubensstarken Muthe und ihren jugendfrischen Hoffnungen; mit siegreicher Tapferkeit schreitet sie durch die Länder; unter ihrer segenspendenden Hand blüht auch aus den Ruinen das junge Grün vielverheißender Saaten. In ihrem Gefolge wandern Kunst und Wissenschaft mit ermuthigtem Sinne und thatkräftigem Antlitz, und selbst die Musen des Alterthums haben mit der Herrscherin einen erfolgreichen Bund geschlossen. In dem Süden Europas gewährt der Riesenkampf, den die katholische Kirche für ihre Existenz führt, der Betrachtung ein spannendes Interesse; hell blitzt dort das Schwert in der Faust des Christen gegen die Bekenner des Koran; in neuentdeckten Ländern wie im fernen Indien entfaltet das Abendland seine siegreichen und oft so blutigen Fahnen. Der Pinsel des Malers und der Meißel des Bildhauers schaffen Werke von entzückender Schönheit, und der Schatz des Dichterwortes wird wie von zauberkundiger Hand gehoben.

Auf der Wanderung durch dieses Jahrhundert wird unser Schritt angehalten durch zwei Dichter, welche, wie verschieden auch ihre Charaktere sind, doch in mehrfachen Beziehungen sich gleichen; ich meine den italiänischen Dichter Torquato Tasso und den portugiesischen Luis de Camoens. Sie gleichen einander darin, daß sie ihre Hauptthätigkeit einer epischen Dichtung zugewandt haben; daß sie beide, eifrige und enthusiastische Anhänger der antiken Dichter, unter dem Einflusse derselben ihre Werke geschaffen haben; daß sie beide, wie hoch auch von der Muse begünstigt, doch durch Schuld oder Schicksal ein glückliches Lebensloos nicht erlangen konnten.

Torquato Tasso's Ruhm ist am meisten durch seine epische Dichtung „das befreite Jerusalem" begründet. Dieses Werk ist noch heute der Stolz und die Freude der Italiener. Wenn der Gondoliere unter nächtlichem Himmel seine mondbeglänzte Barke über die Fluthen führt, da begleitet er singend den Takt seiner Ruderschläge mit den melodischen Stanzen Tasso's. Der Dichter verdient die Anerkennung, die ihm die Mitwelt gewährte, den Ruhm, welchen ihm die Nachwelt darbringt. Sein Werk war nicht allein die Frucht des dichterischen Genies, welches frei und ungezwungen, wie die Gebirgsquelle aus der Tiefe, hervorsprudelt; sein Werk war auch das Erzeugniß treuen und ausdauernden Fleißes. Zehn Jahre unverdrossener Arbeit hatte der Dichter an dasselbe gewendet. Er hatte sich über die Regeln seiner Kunst Klarheit zu verschaffen gesucht; in einer Abhandlung, die er über das heroische Epos schrieb, hat er seine Studien niedergelegt. Die Dichter der Alten, insbesondere die römischen, hatte er mit der Liebe gelesen, welche das ganze Jahrhundert ihnen entgegenbrachte; seine dichterische Natur, fühlte er sich ihnen besonders verwandt, besonders zu ihnen hingezogen; aber für ihn waren sie nicht allein Quellen des Genusses, er widmete ihnen die Liebe des Studiums. Wie eine schöne Landschaft betrachtete er die Dichtungen der Alten, aus der er nie heimkehrte, ohne sich mit den duftendsten und farbenreichsten Blumen bereichert zu haben. Er trug kein Bedenken, diese Blumen in den Garten seiner eigenen Dichtung zu verpflanzen; er nimmt die Bilder, die Vergleiche, die Situationen der Alten mit einer Unbefangenheit in sein Werk auf, die der dichterischen Unselbständigkeit verwandt ist. Von diesen Alten hatte in Tasso's Zeitalter Virgil das bewährteste Ansehen; hatte ihn doch Dante mit rührender Pietät zum Führer gewählt, an dessen Hand er durch die Schrecken der Verdammten, durch die Reinigungsqualen des Fegefeuers schreitet. So gewaltig war das Ansehen des Virgil, daß ihn Vida den unbezweifelten Sohn des Apollo nannte, daß er jedem Dichter den Rath giebt, dem Virgil allein zu folgen und in seinen Fußstapfen zu wandeln. Und Tasso befolgte diesen Rath; wie er auch andere Dichter des Alterthums las und benutzte, durch die festesten Bande der Liebe und des Fleißes war er an Virgil gefesselt.

Und diese dichterische Begeisterung und ausdauernde Arbeit wandte Tasso an einen großen Stoff. Er besang die Befreiung Jerusalems im ersten Kreuzzuge. Dieser Stoff hat für eine phantasiereiche Anschauung an sich schon eine anziehende Bedeutung. Die heilige Stadt, in welcher der Welterlöser wandelte, erweckt das Herz zu andächtigen Gefühlen; von Davids Zeit bis zu Gottfrieds Eroberung, welche Schicksale hatte diese Stadt gesehen; wie viel prophetische Stimmen waren hier vernommen worden; wie viele Herzen hatten sich hier im Gebete, in Reue und Buße zu dem Allmächtigen erhoben; wie viele Thränen waren hier geflossen über Zerstörung und Verwüstung; wie viel Blut des Kampfes und der Verzweiflung war hier verströmt worden! Diese Stadt, von welcher die Sonne des christlichen Glaubens ihre erleuchtenden und erwärmenden Strahlen über die Welt gesandt hatte, lag in den schmachvollen Fesseln der Ungläubigen; da entfaltete das Ritterthum des Abendlandes seine heiligen Fahnen; da schlugen die Herzen der verschiedenen Nationen in einem frommen Gefühle; da glaubte man Zeichen und Wunder zu vernehmen, durch welche Gott selbst der heiligen Stadt und ihren Befreiern Hülfe zu versprechen schien. Die Bedeutung und Größe dieses Stoffes erkannte Tasso durch den Fleiß an, mit dem er die geschichtlichen Thatsachen sich aneignete; die

Chronik des Wilhelm von Tyrus las er mit der Sorgfalt eines Geschichtschreibers; die Localität und Umgegend von Jerusalem erforschte er mit der Genauigkeit eines Geographen.

Nach diesem Allen sollte man meinen, Tasso's Dichtung werde durch ihren epischen Gehalt, durch die Darstellung großer Thaten und Ereignisse ihre hervorragendste Bedeutung haben. Der Dichter hat nicht versäumt, Krieg und Schlacht, Belagerung und Zweikampf zu beschreiben; er hat nicht versäumt Helden und Heldinnen mit aller Lebendigkeit einer farbenreichen Darstellung zu schildern. Aber nicht die Thaten des Kampfes, vielmehr die Empfindungen des Herzens haben von jeher im befreiten Jerusalem am meisten die Liebe der Leser auf sich gezogen; auch verweilt der Dichter bei der Darstellung der letzteren mit besonderer Neigung. Das befreite Jerusalem hat seinen poetischen Werth nicht in seinem epischen Gehalte, sondern bei weitem mehr in der lyrischen Anmuth, Zartheit und Tiefe, welche aus dem Herzen des Dichters hervorquellen. Tasso's Dichtercharakter wird durch vorherrschend lyrische Eigenschaften bezeichnet. Diesen Eindruck macht auch das Bild, welches Goethe in seinem Drama von Tasso entworfen hat. Hier ist er eine empfindsame, der Melancholie zugeneigte Natur; er liebt die Einsamkeit und sucht sein Glück und seine Schmerzen in der Stille des tiefen Hains zu verbergen; an der einsamen Quelle hält er Zwiegespräche mit den abgeschiedenen Geistern der Vorzeit; er vergleicht sich selbst höchst treffend mit dem Seidenwurme, der, das köstliche Gewebe aus seinem Innersten entwickelnd, sich selbst dem Tode näher spinnt und nicht abläßt, bis er in seinem Sarg sich eingeschlossen.

Die lyrische Einseitigkeit Tasso's beruht auf einer bis zur größten Reizbarkeit gesteigerten Empfindungstiefe, und durch die Geschicke seiner Jugend, wie durch die eigenthümliche Entwickelung seines Geistes wurde diese Reizbarkeit hervorgerufen.

Auf der Blüthe seiner Jugend lag die feindselige Wolke des Unglücks; er spricht es selbst bei Goethe in den schönen Worten aus:

> Wenn die Natur der Dichtung holde Gabe
> Aus reicher Willkür freundlich mir geschenkt,
> So hatte mich das eigensinn'ge Glück
> Mit grimmiger Gewalt von sich gestoßen;
> Und zog die schöne Welt den Blick des Knaben
> Mit ihrer ganzen Fülle herrlich an,
> So trübte bald den jugendlichen Sinn
> Der theuren Eltern unverdiente Noth.
> Eröffnete die Lippe sich zum Singen,
> So floß ein traurig Lied von ihr herab,
> Und ich begleitete mit leisen Tönen
> Des Vaters Schmerzen und der Mutter Qual.

Torquato Tasso war der Sohn des Bernardo Tasso und zu Sorrent bei Neapel am 11. März 1544 geboren. Bernardo war ein treuer Diener des Fürsten Sanseverino, welcher vom Kaiser Karl V. zum Rebellen erklärt, aus Neapel verbannt und seiner Güter beraubt wurde. Bernardo theilte treu und edelmüthig die Schicksale seines Herrn und mußte sein Vaterland verlassen, von Gattin und Kindern sich trennen. Seine Gemahlin, Torquato's Mutter, starb, von Kummer und Gram gebrochen, schon frühzeitig. Erst Zeuge des Kummers, der die Mutter drückte, dann derselben beraubt, theilte Tasso den wechselnden Aufenthalt des Vaters, den er nach seinem eigenen Ausdrucke wie Ascanius den Aeneas begleitete. Diese Ereignisse brachten einen Hang zur Schwermuth in ihm hervor. Er war mit hohen Anlagen ausgestattet; schon im dritten Lebensjahre fing er an zu lernen; in der Jesuitenschule zu Neapel, in die er im siebenten Jahre eintrat, machte er erstaunliche Fortschritte, und Homer und Virgil erfüllten schon die Seele des Knaben. Die Poesie zog ihn unwiderstehlich an; der Vater selbst bestärkte ihn in diesem Hange; an den dichterischen Arbeiten, mit denen Bernardo sich beschäftigte, ließ er den Sohn Theil nehmen. Aber Bernardo, klar, verständig und leidenschaftslos wie er war, bestimmte den Sohn für einen practischen Beruf; auf der Universität zu Padua sollte derselbe die Rechtsgelehrsamkeit studiren. Aber die poetische Neigung siegte in Tasso über die Strenge der Rechtswissenschaft, die Phantasie über die Forderungen des Verstandes; er dichtete ein episches Gedicht, Rinaldo, in 12 Gesängen, der Ruhm eines Dichters wurde ihm frühzeitig zu Theil, und wie schmerzlich der Vater es bemerken mochte, daß der Sohn im alleinigen Dienste der Musen stand, er ließ ihn gewähren. Es giebt einen Ausspruch des englischen Geschichtschreibers Gibbon, daß er die Erfolge seines großen Geschichtswerkes zum Theil den Beobachtungen verdanke, die er als Offizier der Miliz und als Mitglied des Unterhauses gemacht habe. So kann man von Tasso sagen, daß er auch für die Entwickelung seiner Phantasie und seines Gemüths besser gesorgt hätte, wenn er die ausschließliche Beschäftigung mit der Poesie durch strenge Verstandesstudien und durch die Thätigkeit eines practischen Berufes unterbrochen hätte. So aber steigerte er die Reizbarkeit seiner Empfindung, welche durch die Leiden der Jugend begründet war, durch einseitiges Phantasie- und Gemüthsleben. Und sein Aufenthalt am Hofe zu Ferrara sollte dieser Richtung seines Geistes nur neue Nahrung zuführen. Er war 1565 so glücklich, an dem Hofe von Ferrara eine unbeschränkte und sorgenlose Freiheit für seine dichterische Beschäftigung zu erhalten. Damals wetteiferten die italiänischen Fürsten, einander in der fürstlichen Ehre zu übertreffen, Kunst und Poesie, Künstler und Dichter zu schützen und zu fördern. Tasso erfuhr hier die Gunst und den Schutz der Damen. Unter diesen ragte die jüngere Schwester des Herzogs Alphons, die Prinzessin Leonore, durch ihren Charakter hervor. Jeder kennt die anmuthvolle Gestalt der Prinzessin in Goethe's Drama, welche, eine Schülerin des Plato, durch die feinste Bildung fesselt, durch die edelste Mäßigung und mit einer durch Kränklichkeit zur Wehmuth gestimmten Seele alle Herzen gefangen nimmt. Die Geschichte erzählt uns von der Prinzessin Leonore, daß sie starken Gemüthes war; daß sie in stoischer Gleichgültigkeit sich gefiel; daß man ihr wie einer Heiligen Verehrung widmete und ihren Gebeten besonders wirkende Kraft zuschrieb. Eine so starke Seele mußte auf das weiche Gemüth Tasso's den tiefsten Eindruck machen; ihre ältere Schwester Lucretia, der literarischen Bildung leidenschaftlich zugethan, förderte den Dichter und nährte seinen Ehrgeiz. Andere Damen, wie Leonore Sanvitale, Gräfin von Scandiano, erregten Tasso's Leidenschaft. Man gefiel sich in öffentlichen Disputationen, deren Gegenstand die Liebe war; auch der Hof nahm an denselben Antheil; Tasso wendete Geist und Scharfsinn an dergleichen Spiele, und sein Gemüth wie sein Verstand standen unter der Herrschaft der Liebe. Davon geben seine Sonette reichhaltiges Zeugniß; er erhebt die Liebe bis zur höchsten Andacht; sie ist ihm Weltseele und Weltgemüth; sie führt die Sonne im Kreise und leitet die Planeten, sie regiert Feuer und Wasser, Erd' und Luft. Alle Saiten der Harfe des Dichters tönen von Liebe; in den mannichfaltigsten Weisen erscheint ihm die Geliebte; mit tiefer Empfindung, aber auch mit erfinderischem Witze und gesuchter Eleganz singt er von Liebe.

Diese gesammte Richtung des Dichters ist es nun, welche im befreiten Jerusalem mit herrschender Macht in mannichfaltigen Gestalten auftritt. Die christlichen Ritter bekämpfen mit der ganzen Stärke des Glaubenshasses die heidnischen Sarazenen; aber ihre Herzen werden durch den Panzer, den die muthige Brust trägt, nicht geschützt gegen die siegreiche Gewalt, mit welcher die morgenländische Schönheit der Heidinnen triumphirend einherschreitet. Das ist Tancreds Verhältniß zu Clorinden. Den Charakter des Tancred hat der Dichter mit tiefeingehender Liebe gezeichnet. Schon die Geschichte brachte ihm in Tancreds Person ein tiefes, von kämpfenden Gefühlen bewegtes Herz entgegen. Er war lange in Zweifel gewesen, ob er das Schwert des Ritters oder das Klostergewand des Mönchs tragen solle; Thatentrieb zog ihn zum Ritterthume; aber sein edles Herz erschrack vor einem Kampfe gegen christliche Mitbrüder. So wäre im Kloster seine Stelle gewesen, aber das beschauliche Leben füllte seine zur geschichtlichen That berufene Seele

nicht aus. Diesen Widerstreit seiner Gefühle löste der Ruf, der zum Kampfe für das Grab des Erlösers erscholl; jetzt war Tancred entschieden; er konnte das Schwert führen als ein Ritter, er konnte es für den Glauben führen und Christo dienen als ein Mönch. Mit dieser Tapferkeit eines Glaubensstreiters erscheint er in Tasso's Gedicht; heldenmüthig und ruhmvoll ist sein Kampf mit dem Sarazenen Argante; aber gegen die Schönheit seiner Glaubensfeindin Clorinde hat sein empfindsames Herz keine Waffe. Die Liebe zu Clorinden kann ihn für Augenblicke von dem festen Standpunkte seiner Pflicht verdrängen; sie stürzt ihn in die schmerzlichsten Gefühle. Ohne es zu wollen und zu ahnen, besteht er mit Clorinden einen Zweikampf; von Ruhmsucht getrieben, war sie in der Nacht ausgezogen, einen Belagerungsthurm der Christen zu verbrennen; unkenntlich und unerkannt wird sie von Tancred angegriffen und nach hartem Kampfe tödtlich verwundet. Und nun erkennt er, daß die Heißgeliebte durch seine eigene Hand gefallen ist; in der Nähe rinnt eine kleine Quelle aus dem Schooße des Felsens; aus ihr nimmt er das Wasser zur Taufe, um die sie ihn bittet. Mit Mühe hält er die Kraft zur Erfüllung dieser heiligen Pflicht zusammen; nachdem sie erfüllt ist, erkennt er den ganzen Umfang seines Verlustes; er möchte den morschen Zügel des ihm verhaßten Lebens durchreißen; er wird vom frevelhaften Schmerz zur Erkenntniß seiner Pflicht zurückgerufen; in sanfte Klage löst sich die wilde Verzweiflung; am Abend, am Morgen ruft er die Abgeschiedene klagend, wie die Nachtigall, welcher der harte Landmann die Brut entrissen hat, die Nächte mit traurigem Gesange füllt, der leise durch Gebüsch und Lüfte schwimmt; in seinen Träumen erscheint die Verklärte und legt den Thau des Trostes und der Liebe auf den heißen Schmerz seiner verwundeten Seele.

Wenn in Tancred und Clorinden der Dichter einen Streit des Glaubens und der Liebe zeichnet, der nur durch Bekehrung und Tod der Clorinde rein ausgeglichen wird, so schildert er in Sophroniens und Olinds Schicksalen die Einheit von Glauben und Liebe, aus denen den Liebenden das höchste Lebensglück entspringt. Sophronia und Olind sehen wir an einen und denselben Pfahl angebunden stehen, um durch den Flammentod zu sterben. Ein heiliges Marienbild war aus dem christlichen Tempel von den Sarazenen geraubt worden, das sie mit Zauberkunst zum Verderben der Christen benutzen wollen; es war aus dem Tempel der Heiden wieder verschwunden, man zweifelte, ob durch die Hand eines Frommen oder durch die Macht des Himmels unmittelbar; der Sarazenenfürst Aladin sucht vergebens das Bild wieder zu erlangen; mit ihrem Blute sollen die Christen büßen. Da tritt Sophronia, eine keusche, glaubensstarke Jungfrau, mit der frommen Lüge auf, daß sie das Bild geraubt habe; sie bietet sich so zum Opfer für die Christen dar, sie soll auf dem Scheiterhaufen ihre Strafe finden. Lange war sie schon von Olind mit bescheidener, stiller Neigung geliebt worden; jetzt will er sie durch seinen Tod retten; auch er bekennt sich zu der That, ohne sie vollbracht zu haben.

O großes Schauspiel, wo in offner Schranke
Sich treue Lieb' und hohe Tugend mißt;
Wo Tod dem Sieger wird zum Siegesdanke,
Und Rettung des Besiegten Elend ist.

Nun sollen sie beide sterben; aber von den Pforten des Todes, an denen sie schon stehen, werden sie durch Clorindens Großmuth zum Leben und zum Glücke verbundener Liebe zurückgerufen.

In einer andern Gestalt wieder tritt die Liebe im befreiten Jerusalem in den Personen Armida's und Rinalds auf. In Armidens Seele fluthen die verschiedensten Leidenschaften und Empfindungen; Haß gegen die Christen, Liebe zu Rinald, selbstvergessene Seligkeit im Besitze desselben, rachsüchtiger Zorn der Verschmähten, versöhnte Milde und Wehmuth. Mit der Darstellung ihres Charakters betritt Tasso das Gebiet der Zauberei, das im Mittelalter so viele Freunde hatte und von Ariosto so meisterhaft behandelt ist; ganz im Einklange mit jenem leidenschaftlichen Rausche, der sich Rinalds und Armidens bemeistert hat, stehen jene Gemälde, welche der Dichter von der bezaubernden Anmuth der Natur entwirft. Armidens Gärten wiegen schon die Seele in Schlummer; die stillen krystallhellen Seen, die besonnten Hügel, die schattenreichen Thäler, die milde Luft, die Bäume mit Blüthe und Frucht zu gleicher Zeit ausgestattet —, Alles bietet wunderbare und unerschöpfliche Genussesfülle, und wie in den Gärten des Alkinoos bei Homer reichen Natur und Kunst sich die Hand, um Anmuth und Reiz in verschwenderischem Reichthum auszugießen.

Von Armida und ihrer Liebe ist Erminia unendlich unterschieden. Nichts im befreiten Jerusalem reicht an die Schönheit ihrer Weiblichkeit. Ihr Herz mit seiner Dankbarkeit und Liebe gehört dem Tancred; ihre Geschichte fesselt durch die Mannichfaltigkeit ihrer Schicksale. Bei der Eroberung von Antiochia hat sie ihre fürstlichen Eltern verloren; die verlassene Jungfrau wird von dem siegreichen Tancred mit zarter Ehrfurcht behandelt; an ihrer Dankbarkeit entzündet sich ihre Neigung zu dem ritterlichen Helden. In der Tiefe ihrer Brust muß sie diese Neigung verschließen; ihre Religion und ihre Abkunft stellen sie auf die Seite der Sarazenen. Aber mit welchen Gefühlen blickt sie in das Lager der Christen, in welchem Tancred weilt, hinüber; wie viele Seufzer der Sehnsucht und der Liebe sendet sie in dieses Lager; wie ganz andere Empfindungen, als ihre Umgebung vermuthet, bewegen ihr Herz, als sie mit Aladin auf der Zinne des Thurmes steht und ihm die Namen der christlichen Ritter bezeichnen soll, unter welchen Tancred sich befindet! In welcher Angst muß dieses Herz zagen, als sie Tancred mit dem wilden Argante kämpfen sieht! Jeder Schwertschlag, der den Tancred trifft, geht durch Erminia's Herz. Nun liegt Tancred verwundet darnieder; der heilenden Naturkräfte kundig, will sie ihn pflegen. Ein Kampf der Scham, Furcht und Liebe stürmt in ihrem Herzen; endlich unternimmt sie in Clorindens Rüstung, von einem treuen Führer begleitet, auf sicherem Rosse das kühne Abenteuer. Ihre Rüstung und ihre Waffen leuchten im Scheine des Mondes; für Clorinde gehalten, wird sie verfolgt, das schnelle Roß trägt sie fort, bis nach langer Flucht die Geängstete ein schattiger Wald aufnimmt, ein sicheres Waldthal ihr Schutz gewährt. Die fürstliche Jungfrau mit dem Herzen voll Unruhe und stürmisch wogender Sehnsucht — in dem Thale des Friedens und der Ruhe, in der harmlosen und zufriedenen Hirtenfamilie, welch ein Bild der reinsten idyllischen Schönheit hat der Dichter hier vollendet!

Der lyrische Ton, der in dem befreiten Jerusalem überall vorklingt, sammelt sich zur mildesten Harmonie in der Idylle. Die Schäfer- und Hirtendichtung hatte in Italien viele Freunde; Tasso selbst hat einen Aminta, ein Schäferdrama, gedichtet, das am Hofe von Ferrara den größten Beifall fand. Auch für diese Richtung seiner Poesie schöpfte Tasso aus der Idyllenpoesie der Alten, aus Theocrit und Virgil. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten römischer Dichter, das goldne Zeitalter zu verherrlichen; diesen sentimentalen Zug finden wir auch in Tasso's Aminta. Das ist die Sehnsucht nach einer Zeit, deren Wahlspruch ist: „Erlaubt ist, was gefällt“; nach einer Zeit, in welcher sich, wie Tasso bei Goethe sie schildert, auf der freien Erde Menschen wie frohe Heerden im Genuß verbreiteten,

Da ein uralter Baum auf bunter Wiese
Dem Hirten und der Hirtin Schatten gab,
Ein jüngeres Gebüsch die zarten Zweige
Um sehnsuchtsvolle Liebe traulich schlang.

Es liegt in der Natur dieser Dichtungsgattung, daß sie leicht auf die Abwege der Weichlichkeit und Ungesundheit sich verliert; Tasso hat im Aminta diese Abwege nicht vermieden. Dagegen macht die idyllische Episode im befreiten Jerusalem den reinsten Eindruck auf das Gemüth, ihr gegenüber beruhigt sich das ungeduldig leidenschaftliche Herz, und die heißen Wünsche verhüllen sich in Schweigen. Das Glück des Hirten, den Erminia in der Waldeinsamkeit antrifft, ruht auf dem festen Grunde der Bescheidung,

der durch Erfahrung gewonnen ward. Auch er hatte in jugendlichen Jahren es für gering geachtet, die Heerde zu hüten; er hatte seine heimatblichen Fluren verlassen, hatte zu den königlichen Dienern in Memphis gehört und die Gärten zu besorgen gehabt. Um kühner Hoffnungen willen hatte er Ungemach ertragen; bis er allen Ehrgeiz abwarf und unter das niedere Hirtendach zur verlornen Ruhe zurückkehrte. Und nun lebt er in anspruchsloser Zufriedenheit; keine Habsucht, kein Ehrgeiz findet Eingang in seine stille Brust. Auch ist das wilde Brausen des Krieges nicht in seine Einsamkeit gedrungen; denn der Blitz fällt nicht verheerend auf die Ebene, sondern nur auf die Zinnen erhabener Burgen. Von der schönen Harmonie dieser Idylle klingt noch ein herrlicher Ton nach in Wieland's Oberon, wo die zurückgezogene Weisheit des Alfonso, sein reiner Umgang mit der Gesundheit und Schönheit der Natur die Seele jedes Lesers mit einem leidenschaftslosen Frieden erfüllt.

Die vorherrschend lyrische Stimmung Tasso's hat zwar im befreiten Jerusalem den rein epischen Charakter des Gedichts beeinträchtigt; sie hat aber auch im Einzelnen die größten Schönheiten erschaffen. Für den Dichter selbst, für sein Leben und Thun wurde sie eine Quelle bitteren Elends. Denn er war nicht im Stande, durch kühlere Besonnenheit und selbstbeherrschende Ruhe seiner reizbaren Einbildungskraft, seinem nur zu beweglichen und empfänglichen Herzen eine mäßigere Temperatur zu verleihen. Er besaß nicht die eiserne Willenskraft seines großen Landsmannes Dante, dessen Geist, wie sehr auch das Unglück seine Seele und seine Wange durchfurchte, doch aufrecht und ungebrochen blieb. Er besaß nicht die »feste und majestätische Geduld«, welche Milton der Verläumdung, der Aechtung, der Erblindung entgegensetzte. Vielmehr erschuf ihm die ungezügelte Reizbarkeit des Gefühls eine Fülle von Leiden. Sie verstärkte seine religiösen Zweifel und warf seine Seele in qualvollen Widerstreit. Tasso wollte durch sein episches Gedicht auch das Christenthum verherrlichen. Er wollte durch sein Werk nicht allein poetischen Genuß darbieten, sondern auch die abendländische Christenheit zu neuen Kreuzzügen begeistern. Aber er selbst fühlte sich in seinem Glauben nicht sicher. Er bot sich selbst der Inquisition zur Prüfung an. Der Inquisitor suchte ihn wegen seiner Rechtgläubigkeit zu beruhigen; aber immer quälte ihn der Gedanke, daß er der Inquisition verdächtig sei.

Diese Reizbarkeit des Gefühls flößte ihm Mißtrauen ein gegen Alle. Nicht seine Schwester war von seinem Mißtrauen ausgeschlossen. Als er sie in Sorrent aufsuchte, hatte er die Verkleidung eines Hirten gewählt, um unerkannt ihre Liebe auf die Probe zu stellen. Dieses Mißtrauen machte seine Handlungsweise schwankend und unentschlossen und erfüllte andere mit Mißtrauen gegen ihn selbst. An dem Hofe von Ferrara fühlte er sich nicht befriedigt; er sah seine Hoffnungen nicht in Erfüllung gehen; er trat in Unterhandlungen mit dem Hause Medici, zu welchem der Hof von Ferrara in einem eifersüchtigen, feindseligen Verhältnisse stand. Zweimal entweicht er von Ferrara, zweimal kehrt er dahin zurück, auf die Großmuth des Herzogs vertrauend. Bei seiner zweiten Rückkehr wird gerade ein Fest gefeiert; Tasso bleibt unbeachtet; sein Ehrgeiz fühlt sich tief verletzt; sein leidenschaftlicher Unmuth läßt sich zu beleidigenden Reden gegen den Herzog und die Seinen fortreißen. Da läßt ihn der Herzog in das Spital von St. Anna einschließen zur Strafe und zugleich zur Heilung seiner fast bis zum Irrsinn gesteigerten Melancholie. Sieben schwere Jahre, von 1579—1586, hat der unglückliche Dichter hier verweilen müssen. Hier brach die Kraft desselben vollends zusammen; seine Melancholie steigerte sich zeitweise zu wirklichem Wahnsinn und zu Visionen; schreckliche Träume, vermeintliche Geistererscheinungen quälten seine erhitzte Seele und warfen seinen ermatteten Leib aufs Krankenlager. Auch die wiedererlangte Freiheit konnte ihm nicht Heilung gewähren. Wo er auch war, er fand die Gesundheit der Seele und des Körpers nicht wieder. Nicht eine Wallfahrt nach Loretto, nicht ein Aufenthalt unter dem paradiesischen Himmel Neapels stellte ihn wieder her. Zu seinen Leiden gesellte sich die Armuth. Sein Körper siechte dem Tode entgegen, und er starb in seinem 52. Jahre am 25. April 1595. Die höchste Ehre, seine Dichterkrönung auf dem Kapitol, für welche seine Freunde mit Erfolg sich bemüht hatten, sollte er nicht mehr erleben. Trost in seinen Leiden hatte ihm namentlich zuletzt die Religion gewährt. Aus seiner beweglichen, bis zur größten Reizbarkeit gesteigerten Empfindung und Einbildungskraft waren die Leiden seines Lebens entsprungen; aber aus der Phantasie und poetischen Begabung schöpfte er auch wenigstens vorübergehend die Quelle des Trostes und der Beruhigung. Wie er selbst es sehr schön sagt bei Goethe: Eines war ihm geblieben:

> Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
> Den Schrei des Schmerzes, wenn der Mann zuletzt
> Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles,
> Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
> Die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen;
> Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
> Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Als Tasso starb, hatte längst das Grab sich geschlossen über dem andern der beiden Dichter, denen unsere Betrachtung gilt, über Luis de Camoens.

Camoens verdankt seinen Ruhm, wie Tasso, vorzüglich einem großen epischen Gedichte. Es heißt die Lusiaden, d. h. Söhne des Lusus, des sagenhaften Stammvaters der Portugiesen. Camoens besingt in diesem Werke seine gesammte Nation, ihre Entwickelung und ihre Heldenthaten. Auch Camoens ist in seiner Dichtung ein Schüler des Virgil wie Tasso; aus dem Rahmen seiner Dichtung blicken uns viele Bilder entgegen, die dem Virgil angehören. Camoens war wie sein Jahrhundert von so enthusiastischer Liebe zum Alterthum durchdrungen, daß er sich nicht scheute, den antiken Göttern einen Platz und eine Wirksamkeit in seiner Wirksamkeit zu gewähren. Niemals blüht seine Phantasie üppiger und farbenreicher, als wenn er antike Gottheiten, mythologische Gebilde darstellen kann. Es macht auf uns einen seltsamen, ja störenden Eindruck, wenn unter den Schutzgöttern der christlichen Helden Venus und Mars auftreten. Aber wie widerspruchsvoll dieser poetische Cultus der antiken Mythologie in einem modernen christlichen Epos erscheint, durch zwei große Eigenschaften zeichnet sich die Dichtung der Lusiaden aus, durch einen energischen Patriotismus und durch eine großartige, phantasiereiche Naturanschauung. Diese auszeichnenden Eigenschaften verdankte der Dichter in bedeutendem Maße dem Zeitalter, in welches sein Leben fiel, und den Schicksalen, von welchen dieses Leben berührt wurde.

Luis de Camoens war zu Lissabon im Jahre 1524 geboren. Er stammte von einem edlen, obwohl unbegüterten Geschlechte ab. Glückliche Jahre, wie sie ihm nie wiederkehrten, lebte er auf der Universität Coimbra; die klaren Fluthen des Mondego, die hier zum Thale niederwallen, mögen seinen poetischen Natursinn erfreut, die Beschäftigung mit der lateinischen Literatur und Poesie seinen Geist gebildet, seinem Geschmacke eine ausgeprägte Richtung gegeben haben. Als er nach Lissabon zurückkehrte, um sich dem Staatsdienste zu widmen, trat in sein Leben das erste folgenreiche Verhängniß ein. Es war die Liebe. Seine Leidenschaft für Catharina de Atayde, eine Hofdame, zog ihm Verbannung aus Lissabon nach Santarem zu. Dieser Schlag traf sein Gemüth in der härtesten Weise. Er klagt über seine Verbannung, wie Ovid in Tomi, dem er sich vergleicht; es ist ihm ein schmerzlicher Genuß, die Geliebte in seinen Reimen zu preisen; er ist nie mit ihr vereint worden, aber während seines ganzen Lebens wohnte ihr Bild im innersten Heiligthum seiner Seele. Später im fernen Indien erhob er sich an dem Andenken an sie; es begleitete ihn in Kriegszügen, auf Seefahrten; wenn er Nachts auf dem Verdecke des Schiffes stand und zu den hellen Sternen des östlichen Himmels aufblickte, dachte er wohl mit süßer Wehmuth an den hellen Stern seiner Liebe, der einst so

freundlich und hoffnungverheißend in sein Leben geleuchtet hatte. Wie lange die Zeit seiner Verbannung dauerte, wissen wir nicht. Er suchte nun sein Glück in den Waffen. Er nahm Kriegsdienste in Africa. An der Seite seines Vaters, der ein Schiff commandirte, kämpfte er ruhmvoll in der Straße von Gibraltar gegen die Mauren und verlor durch eine Schußwunde sein rechtes Auge. Aber auch durch diese Verdienste war er nicht im Stande, sich in Lissabon Anerkennung und Lebensstellung zu verschaffen. Ohne Vermögen, wie er war, ohne Eltern, auch sein Vater war unterdeß gestorben, beschloß er im fernen Indien Ruhm und Glück zu suchen, und im Jahre 1553 trat er die Seereise dahin an.

Für seine Dichtung war dieser Schritt entscheidend und vom größten Erfolge. Den Plan zu den Lusiaden hatte er schon während der Verbannungszeit gefaßt, in Indien führte er ihn aus. Er betrat in diesem Lande den Schauplatz der Thaten, durch welche das portugiesische Volk so ruhmvoll sich emporgehoben hatte. Die schöne Zeit der portugiesischen Großthaten war zwar schon vorüber, aber das Prachtgewand, das jene Zeit trug, konnte der Dichter wenigstens am Saume ergreifen. Was die Portugiesen im fünfzehnten und zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts vollbracht hatten, trug in sich selbst die reichste Fülle der Poesie. Diese liegt in dem anziehenden Reize, mit welchem ferne, wenig bekannte Länder, kühne, gefahrvolle Seefahrten die Phantasie berühren. Der heimkehrende Odysseus, der im Meere und auf den Inseln so viel Leiden zu erdulden hat, ehe er das theure Vaterland wieder sieht, ist eine poetische Gestalt. Der kühne Alexander, welcher die grüne Oase von Ammonium aufsucht und seine siegreichen Waffen bis an das Gestade des Indus und Hyphasis trägt, erfüllt das Gemüth mit genußreichem Staunen und mußte mit Recht Gegenstand der Sage und Dichtung werden. Solche kühne Thaten waren es auch, welche die Portugiesen zur See unternahmen; sie hatten die Inseln an der Küste von Africa entdeckt, sie waren mit großen Gefahren bis an das stürmische Vorgebirge, das sie das Cap der guten Hoffnung nannten, vorgedrungen. Bis zu des großen Columbus Zeit war das Weltmeer ein tiefverschlossenes Geheimniß; vor die Pforten desselben hatten Furcht, Unwissenheit und Aberglaube tausend Riegel geschoben; der kühne Muth, das gläubige Gottvertrauen, die schwungvolle Phantasie, die nicht zu brechende Ausdauer des Columbus hatten diese Riegel hinweggeschoben und das Weltmeer der Menschheit als freie Bahn gegeben. Diese That regte die Portugiesen von neuem an; in feierlicher Versammlung wird Vasco da Gama von dem Könige Emanuel erwählt, die Entdeckungsreise nach Indien mit drei Schiffen zu unternehmen. In dem Tempel von Belem, dessen Säulen am Meere stolz sich erheben, bereitet er sich mit Gebet und Gelübde die Nacht hindurch zu dem großen Werke vor; in feierlicher Procession wird er mit allen den Seinen zu den Schiffen geleitet. Das Meeresufer sieht den Abschied der Mutter von dem Sohne, des Gatten von der Gattin; es hört die Seufzer und Klagen, und das männliche Herz des kühnen Seemanns wird erweicht. Sie gelangen an die Küste von Mozambique und entgehen den hier drohenden Gefahren; die Insel Mombaza ladet sie ein durch ihre schönen Gärten, die im Ueberfluß der Südfrüchte prangen, durch ihr schönes Wasser und ihre reine Luft; aber die Schönheit der Natur schützt nicht vor der Bosheit der Menschen, und mit Mühe retten sich die Portugiesen vom Untergange. Dagegen nimmt Melinda, welches mit Indien Handel treibt, sie freundlich auf; sie erhalten einen kenntnißreichen Lootsen, und von ihm geführt erreichen sie das indische Land. Als sie an einem Sonntagmorgen die Gebirge von Calicut erblicken, segeln sie jubelnd dahin, und ihr freudiges Herz ist voll Dankbarkeit gegen Gott, der sie nach dem ersehnten Orte geführt habe. Mit welchen Gefühlen mußte Vasco da Gama in die Heimath zurückkehren! Mit welcher Freude und Dankbarkeit mußten König und Volk den Helden empfangen und ehren, der seinem Vaterlande eine neue Bahn zu großen Thaten und großer Entwicklung eröffnet hatte! Erobernd breiten sich die Portugiesen in Indien aus; die große Zeit erzeugt große Männer; Franz von Almeida erobert Ceylon! Alphons von Albuquerque hatte sich den zweifachen Ruhm des großen Feldherrn und des großen Staatsmannes erworben!

Solche Thaten und Charaktere waren es, welche das Herz des Camoens mit patriotischem Stolze erfüllten und seine dichterische Phantasie zur Darstellung zwangen. In seiner Dichtung bildet die Geschichte des Vasco da Gama, seiner Seefahrten und Entdeckungen den Mittelpunkt, und der Dichter sammelt das Interesse des Lesers wesentlich auf diese Darstellung. Aber seine Dichtung soll eine poetische Geschichte seines Volkes überhaupt sein. Er verbreitet das Licht seiner Darstellung auch über die ältere Geschichte der Portugiesen. Vasco da Gama erzählt dieselbe dem Könige von Melinda. Es kann nicht fehlen, daß die poetische Darstellung hier zuweilen in den trockenen Stil der Chronik herabsinkt. Aber schöne Episoden ragen hervor. Mit warmer Empfindung und reicher Phantasie erzählt der Dichter die Geschichte der schönen und unglücklichen Ines de Castro. Heimlich dem Kronprinzen vermählt, lebt sie in stiller Zufriedenheit ihre Tage auf den grünen Fluren des Mondego; aber der Verrath lauert boshaft hinter ihrem Glücke; der König Alphons IV., von der heimlichen Ehe seines Sohnes unterrichtet, eilt nach Coimbra, um Ines tödten zu lassen. Durch ihre Schönheit, durch ihre Thränen und Bitten, durch ihre hülflosen Kinder sucht sie den grausamen Sinn des Königs zu erweichen; es scheint ihr zu gelingen; aber die Günstlinge des Königs tragen über seinen Entschluß den Sieg davon — und Ines de Castro wird ermordet. Wie die Maaßlieb, sagt der Dichter, die in weißer Schönheit prangend von dem Mädchen zum Kranze für Stirn und Brust gepflückt wird, ihren zarten Schleier verliert, so liegt die ermordete Ines da mit bleichen Wangen, um nie zum Leben zurückzukehren.

Indem Camoens die Geschichte seines Volkes zum Gegenstande seiner dichterischen Darstellung machte, schuf er ein Nationalwerk, wie nur wenige Völker es besitzen. Die Griechen besaßen es in den unsterblichen Dichtungen Homers; in der Ilias ragen leuchtend die Heldensöhne der Achäer hervor, und der patriotische Stolz jedes Griechen blickte mit Genugthuung auf die Thaten und Kämpfe vor Troja. Solche Werke, in denen die nationale Geschichte durch die Meisterhand des Dichters ein unvergängliches poetisches Leben empfangen hat, besitzen die Engländer durch Shakspere. Die historischen Dramen dieses Dichters sind ein herrlicher Strom; bald fließt er majestätisch und erhaben dahin; bald rauscht er zwischen Klippen und Felsen; im prachtvollen Wasserfall stürzt er darnieder, und seine Strahlen glänzen im tausendfachen Farbenspiel der Sonne; an seinen Ufern erscheinen drohende furchtbare Gestalten, aber unser Auge wird auch entzückt durch die grünen Wiesen, auf denen seltsam bunte Gestalten durch ihr neckendes, übermüthiges Spiel uns erheitern; und dieser schöne Strom führt, wie der Pactolus der Alten, Goldsand und Goldkörner mit sich, die wir an seinem Ufer sammeln; das sind die goldnen Sprüche des Dichters, aus welchen das Auge seines Patriotismus uns frohlockend entgegenleuchtet; das sind jene goldnen Worte, in denen sein England ein zweites Eden, ein anderes Paradies heißt, ein Kleinod in die Silbersee gefaßt, im schönen Teich ein Schwanennest; das sind jene Worte, mit welchen seine Helden ausrufen:

> Dies England lag noch nie und wird auch nie
> Zu eines Siegers stolzen Füßen liegen,
> Als wenn es erst sich selbst verwunden half.
> Nun diese seine Prinzen heim gekommen,
> So komme nur die ganze Welt in Waffen,
> Wir trotzen ihr: nichts bringt uns Noth und Reu,
> Bleibt England nur sich selber immer treu.

Es würde übertrieben sein, zu behaupten, daß die Lusiaden des Camoens den historischen Dramen Shakspere's im ästhetischen Werthe gleich ständen; aber der begeisterte und kraftvolle Patriotismus

Shakspere's lebt auch in der Dichtung des Camoens. Es ist von rührender Schönheit, wenn der Dichter im fernen Indien den Wunsch hegt, daß sein Gebein in die theure Vaterlandserde möge versenkt werden; die Liebe zum Vaterlande glüht in seiner Brust als eine reine, alles Unlautere verzehrende Flamme, und die Muse des Dichters hat ein ernstes, sittlich strenges Antlitz. Begeisternd schlägt der Dichter seine Laute zum Ruhm und zur Ehre seines Volkes; aber diese Laute hat keinen Ton zum Lobe der Selbstsucht und niederen Gesinnung. Auch dem Herrscher hält er mit freimüthiger Offenheit seine Pflichten vor und erinnert mit Kraft, daß Wahrheit und Recht im Rathe den Vorsitz führen müssen.

Was den Lusiaden des Camoens ferner einen seltenen, wunderbaren Reiz verleiht, ist die Naturanschauung des Dichters. Sie erhält ihre Größe durch die ungezähmte Gewalt des Weltmeers wie durch die Sonnenpracht des Morgenlandes. Was der Dichter darstellt, hatte er selbst auf dem Meere und in Indien gesehen und erlebt. Er schildert den Sturm: wie die einzelnen Winde sich zu verbinden scheinen, den Bau der Welt aus dem Grunde zu rütteln; wie die schwarze Nacht von furchtbaren Flammen erleuchtet wird; wie die Schiffe mit der Meeresfluth bis an die Wolken getragen werden, bald wieder in den offenen Schlund der Tiefe zurücksinken. Er beschreibt, wie die Trombe zu ihrer verderblichen Gestalt sich bildet, wie die Fluth von der Wolke emporgezogen wird und eine riesige Wassersäule entsteht! Dann fesselt unsern Sinn die sirenengleiche Ruhe des Meeres, wie der Dichter sie schildert; die schmeichelnden Lüfte, das leichte Spiel der Wellen, das weiße Schaumkleid der Fluthen. Camoens hatte den berauschenden Duft eingeathmet, welchen der Orient in seinen Wunderblumen aushaucht; eine solche Natur, die alle Sinne gefangen nimmt, wie ein träumerisches Mädchen, hat er dargestellt in der Liebesinsel, auf welche Vasco da Gama mit seinen Gefährten gelangt. Schöne Hügel, die im grünen Schmelze schimmern, klare Quellen, die zwischen glänzend weißen Kieseln murmeln, dichte Haine, die unter ihr kühlendes Schattendach einladen, herrliche Bäume, die den süßesten Duft in die Lüfte streuen und goldene Früchte zum Genusse bieten, alles grüßt wonneberauschend die Helden; auf der Fluth singt der weißgefiederte Schwan, und die Nachtigall giebt Antwort aus grünen, dichten Zweigen; auf den blumenreichen Fluren spielen schöne Nymphen; in vollen Schalen mit orientalischem Ueberfluß gießt der Dichter die bezaubernden Reize der Natur aus.

Zu den größten Wohlthätern, welche die gütige Gottheit den Menschen zum Glücke sendet, gehören die Dichter. Der Segen ihrer Wirksamkeit ist weithin verbreitet. Unzähligen Herzen gewähren sie einen Genuß und kräftige Erhebung. Ihre Werke strahlen in ewiger Jugend und Schönheit; die Dichtungen, welche ein Homer, Sophokles, Shakspere der Welt geschenkt, haben ein Alter von Jahrhunderten, von Jahrtausenden; aber ihre Schönheit überwindet die Zeit; mit solcher Jugendfrische entzücken sie den empfänglichen Sinn, wie sie der junge Tag hat, wenn er im Rosengewande aus den Pforten der Morgenröthe rüstig hervorschreitet. Sie geben unserem Schmerze wie unserer Freude den beredtesten Ausdruck; die Geheimnisse der Menschenseele werden durch die Dichter offenbar. Sie brandmarken das Verbrechen mit unauslöschlichem Fluche für alle Zeiten; sie flechten dem Verdienste den unverwelklichen Kranz der Ehre; über die Fluth der Zeitlichkeit heben sie uns hoch empor und retten uns in die Hesperidengärten der Schönheit; aus den dürftigen Kerkerwänden unfreier und peinlicher Gesinnungen führen sie uns in die unvergänglichen Marmorhallen der geschichtlichen Größe.

Solche Wohlthaten hat auch Camoens seinem Volke durch seine Lusiaden erwiesen; dankbar erkennen noch heute die Portugiesen dieselben an; mit Stolz blickt Portugal auf Camoens als auf seinen größten Dichter, und in den wohllautenden Stanzen der Lusiaden, welche die Heldengröße der portugiesischen Vorzeit besingen, vergißt es für Augenblicke seine Gegenwart. Der Dichter selbst schuf sich, indem er der Schönheit seine Dienste widmete, das Glück, welches die Welt ihm versagte; was Mörike von Schiller sagt, gilt auch von Camoens: aus der Musen Blicken las er selige Wahrheit, und in ewigen Weltgeschicken vergaß er das eigene Weh. Für die Thaten, die er mit Schwert und Lied vollbrachte, einen entsprechenden äußeren Lohn zu finden, gelang ihm nicht; was die stumpfe Verdienstlosigkeit so oft ohne Arbeit und Sorge besitzt, blieb dem Dichter versagt. Sechszehn Jahre war er in Indien; die Geschichte dieser sechszehn Jahre ist eine Geschichte ruhmvoller Thaten und schwerer Leiden. Camoens nahm an Kriegszügen ehrenvollen Antheil; seine Tapferkeit, sein menschliches Gefühl sah mit verurtheilendem Zorne, wie die Selbstsucht und Sittenverderbniß in Indien die Herrschaft führten. Sein gerechter Zorn sprach sich in einer Satire aus; diese Satire, verbunden mit einem spöttischem Flugblatte, das man ihm beilegte, obwohl es nicht von ihm herstammte, zog ihm eine Verbannung zu. Sorgenvolle Jahre lebte er zu Malacca und auf den Molukken. Er vergleicht sein Unglück mit der Verbannung der Juden, welche an den Wasserbächen Babylons saßen und weinten, wenn sie an Zion gedachten. Durch den neuen Vicekönig Constancio de Braganza wurde ihm Gerechtigkeit zu Theil und die Verbannung aufgehoben. Seine äußere Lage wurde durch ein Amt erträglicher, welches er zu Macao erhielt; er wurde Oberverwalter des Nachlasses Verstorbener. Hier in einer Grotte, die noch heute die Grotte des Camoens heißt, dichtete er mit dem Hinblick auf das unendliche Meer täglich mehrere Stunden an seinen Lusiaden. Er scheint in Macao einiges Vermögen gesammelt zu haben; als er aber nach Goa zurückkehrte, scheiterte das Schiff an verborgenen Felsenriffen an der Küste von Cambadja. Der Dichter verlor alles, was er besaß; schwimmend rettete er sich und die Handschrift der Lusiaden ans Land, welche vom Seewasser durchnäßt wurden. In Goa, wo er seit 1561 lebte, verfolgten ihn Uebelwollen und Verläumdung; auf die unbegründete Anklage, daß er in seinem Amte zu Macao Veruntreuungen sich habe zu Schulden kommen lassen, wurde er verhaftet. Die Freisprechung des Gerichts öffnete ihm die Thüren des Gefängnisses; sie wurden ihm aber wieder verschlossen wegen einer Schuldforderung, welche ein Einwohner von Goa gegen ihn geltend machte. Die Gunst des Vicekönigs, an den er sich bittend wandte, befreite ihn aus der Haft. Poesie und Kriegsdienste, in denen seine Tapferkeit ruhmvoll hervorstrahlte und allgemein anerkannt wurde, füllen sein Leben aus, bis er nach Lissabon zurückkehrte. Aber die Reise brachte ihm neue Leiden; die niedrige Gesinnung des Pedro Barreto, der zum Statthalter von Sofala ernannt war, stürzte den Dichter in neues Elend; in Mozambique lebte er von den Unterstützungen derer, die ihm wohlwollten, gemißhandelt von dem Statthalter; so fanden ihn Freunde, auf deren Schiffe er endlich 1569 in Lissabon anlangte.

Seine Lusiaden waren vollendet. Der Dichter hoffte auf den Dank des Vaterlandes, auf Belohnung von seinem Könige. Sebastian regierte in Portugal. Er stand noch im jugendlichsten Alter; er war hochherzig und edelgesinnt, nach großen Thaten begierig; aber Jesuiten umgaben ihn und mißleiteten die schönen Gaben seiner Natur. Unter solchen Umständen war für den Dichter wenig zu hoffen. Der Patriotismus des Camoens und seine Anhänglichkeit an den König treten in den Lusiaden sichtbar genug hervor, aber die freimüthige Gesinnung, mit welcher der Dichter Mißbräuche tadelt, zog ihm die Feindschaft der Männer zu, welche auf den König einen Einfluß ausübten. So erlangte nun zwar Camoens von dem Könige das Privilegium, sein Epos dem Drucke zu übergeben; aber das königliche Gnadengehalt, das ihm zu Theil wurde, bestand in der jährlichen Summe von 25 Thalern. Sein Epos, als es im Jahre 1572 erschien, erwarb ihm wohlverdienten Ruhm und die Bewunderung aller Freunde der Poesie; aber auch der Neid und die Geistesbeschränktheit hefteten sich verdächtigend an das Werk des Dichters, und aus dem Gebrauche der antiken Mythologie erwuchs ihm der unbegründete Tadel unchristlicher Gesinnung. Vor allem waren die Jesuiten seine Feinde; vielleicht um so mehr, da er ihre Häuser nie besuchte, sondern vielmehr mit den Dominikanern in vertrautem Umgange lebte.

So war der Dichter der bittersten Armuth preisgegeben. Für so viel Verdienste, welche er mit den Waffen sich erworben, für so viel Liebe, mit welcher sein Genius die portugiesischen Helden bis zu den Sternen erhoben hatte, hatte das Vaterland keinen Dank und keinen Lohn. Der größte Dichter Portugals, dessen Ruhm bald weit über die Grenzen seines Vaterlandes sich verbreitete, der Dichter, dem Torquato Tasso den Vorzug des Epikers einräumen zu müssen glaubte, war ein Genosse der Noth und der Dürftigkeit. Ein treuer Sklave, Antonio, den Camoens aus Java mitgebracht hatte, sammelte auf den Straßen Almosen und milde Gaben und brachte sie seinem Herrn.

Und doch war es diese Noth nicht, welche dem Dichter das Herz brach. Er hatte das Vaterland wie eine Gottheit betrachtet, auf deren Altar er mit frommem Enthusiasmus das preisende Lied als Opfergabe niedergelegt hatte; was mußte sein priesterlich frommes Herz empfinden, wenn er diesen Altar zertrümmert sah! Die Noth und das Unglück des Vaterlandes schlugen dem Dichter tiefere Wunden, als die eigene Noth es gethan hatte. König Sebastian hatte den Krieg gegen die Ungläubigen immer als die Aufgabe seines Lebens, einen Sieg über dieselben als seine höchste Glorie betrachtet; auf seinen Muth gestützt, von der Begeisterung eines Kreuzfahrers getrieben, aber nicht mit ausreichenden Streitkräften gerüstet, zog er im Jahre 1578 nach Afrika gegen die Muhamedaner. Die Ebene von Alkazar sah den Muth und die Tapferkeit des löwenkühnen Sebastian, aber sie sah auch die Niederlage, den Tod und die Gefangenschaft so vieler ritterlichen Kämpfer. Wie eine Mutter über den Verlust ihrer Söhne, so weinte Portugal über den Untergang seines Königs und so vieler Helden. Durch die Straßen von Lissa-

bon ritt ein Bürger mit schwarzer Fahne auf schwarzbehangenem Pferde, drei Rathsherren folgten ihm mit schwarzen Schilden, auf der Treppe der Hauptkirche rief einer mit hochgehobenem Schilde: »Bürger von Lisboa, beweinet unsern König Sebastian, der gestorben ist!« Und ein unermeßlicher Jammer schlug in die Lüfte. Auf seinem einsamen und ärmlichen Lager, von den Menschen verlassen, empfing Camoens die Nachricht von dem Unglücke des Tags von Alkazar. Sein heller Geist ermaß die schweren Schicksale, die dem Vaterlande und der Freiheit drohten, denn nach zwei Jahren ging der Stern der Freiheit und Selbständigkeit Portugals in Spanien unter. Als der Dichter vom Tode des Königs hörte, richtete er sich auf und rief: »Wenigstens sterbe ich mit ihm!« Sein Wort wurde wahr; in einem Hospital für kranke Arme, wohin man ihn gebracht hatte, starb er 1579; nicht der Tag, nicht der Monat seines Hinscheidens ist bekannt. Das Elend seines Vaterlandes hatte ihm das Herz gebrochen!

Und welch ein Herz war hier gebrochen! Das Herz eines Mannes, der so frei war von Selbstsucht, der so rein empfand für alles Edle, Gute und Schöne, der immer im Vordertreffen stand, wo es galt für die höchsten Güter des Lebens zu kämpfen, der die Flamme der Poesie mit dem reinen Sinne einer Vestalin hütete und nährte; das Herz eines Mannes, der so gesund war und so kräftig, daß alle Noth und Kränkung, welche Undankbarkeit und Bosheit ihm zufügten, ihn nicht zu menschenfeindlicher Erbitterung treiben konnten; das Herz eines Mannes, der so hoch stand im Patriotismus, daß er auf Bewunderung und nacheifernde Liebe denselben Anspruch hat wie jene großen Bürger des Alterthums, die mit dem Vaterlande standen und fielen.

* Die Shakspere-Ausgabe von Delius.

Das Sonntagsblatt hat das Erscheinen der großen Ausgabe Shakspere's mit deutschen Anmerkungen von Nicolaus Delius stets mit der Theilnahme verfolgt, welche dem Herausgeber und der Sache, die er mit so vielem Eifer vertritt, gebührt, ist indeß nicht in der Lage gewesen, die einzelnen Hefte mit mehr als einer flüchtigen Bemerkung zu begleiten. Es ergreift daher gern die Gelegenheit, auf Grund der Erörterung eines competenten Kritikers abermals auf das Ganze der großen Ausgabe und die vortreffliche Lösung derselben hinzuweisen. Die Jahn'schen »Jahrbücher für Philologie« enthalten eine Besprechung der Shakspere-Ausgabe, welcher das Folgende entlehnt ist.

Das Verdienst, welches sich Herr Professor Delius durch seine Ausgabe des Shakspere bereits erworben hat, ist ein hervorragendes. Bereits sind drei Bände dieser so werthvollen Ausgabe erschienen. Die Arbeit des gelehrten Herausgebers schreitet rüstig vorwärts, und in wenigen Jahren werden wir hoffentlich sämmtliche Werke Shakspere's mit den Erklärungen des Herrn Delius besitzen, ein für alle Freunde des Dichters unschätzbares Werk. Bisher hat es niemand in Deutschland unternommen, die gesammten Werke Shakspere's herauszugeben und zu erklären; es gehörte zu einer solchen Arbeit ein großer Umfang von Kenntnissen, eine tiefe Vertrautheit mit dem Dichter, eine reiche Belesenheit in den schriftstellerischen Zeitgenossen, eine große Ausdauer, Sorgfalt und philologische Akribie; Eigenschaften, welche der Natur der Sache nach nur wenige in sich vereinigen können. Herr Delius besitzt diese Eigenschaften; er war zu dem großen und umfangreichen Werke, das er unternahm, in der seltensten Weise vorbereitet; er hatte durch treffliche Schriften, vor allem durch sein Shakspere-Lexikon, schon früher bewiesen, welches gründliche und fördernde Studium er dem großen Dichter zugewandt hatte. So gebührt denn dem Herrn Professor Delius in der Geschichte des deutschen Shaksperestudiums eine der bedeutendsten Stellen; nachdem wir seit Lessing und Goethe, seit Wielands und Schlegels Uebersetzungen eine Reihe historischer und ästhetischer Erläuterungsschriften erhalten hatten, erscheint nun der Dichter in seiner eigensten Gestalt, zum erstenmale von einem Deutschen würdig und trefflich herausgegeben und commentirt. Wie sehr durch diese Ausgabe die Lectüre des Dichters erleichtert wird, wissen alle diejenigen, welche sich bisher mit den älteren englischen Ausgaben und Commentatoren begnügen mußten; bei schwierigen und dunkeln Stellen wie viel Bemerkungen verschiedener Interpreten sind da gehäuft, von denen der eine den andern zu widerlegen sucht!

Der Shakspere von Delius ist nun durch zwei große Vorzüge ausgezeichnet: durch einen vortrefflichen Text und durch eine umfassende, präcise und elegante Erklärung.

Rücksichtlich des Textes ist in den letzten Jahren durch den Collierschen Shakspere-Corrector in England wie in Deutschland eine große Bewegung entstanden; die Stellung, welche Herr Professor Delius zu dieser Bewegung einnahm, ist bekannt; er hat sie in einer Schrift (J. P. Colliers alte handschriftliche Emendationen zum Shakspere) scharf und entschieden bezeichnet. Er hat gezeigt, daß bis auf wenige Stellen die Aenderungen und Streichungen des Correctors werthlos sind, daß sie auf Unkenntniß oder einer Furchtsamkeit beruhen, welche der Kühnheit und Größe des Shakspereschen Ausdrucks zu entgehen sucht. Herr Delius folgte daher in seiner Arbeit im wesentlichen der Folioausgabe von 1623, er berücksichtigt indessen auch die vorher erschienenen Quartausgaben; er ist der Meinung, daß sich absolut weder nach der einen noch nach den anderen der Text wiedergeben lasse; vielmehr hat er die richtige Ansicht, daß zu der streitigen Autorität der Qs, resp. der Folio, die inneren Gründe hinzutreten müssen, welche die Vorzüglichkeit der einen oder der anderen Lesart darthun und damit der streitigen Autorität der einen oder der anderen alten Ausgabe ein Gewicht verleihen, das aus der Menge solcher für die eine oder für die andere sprechenden Beispiele zu entnehmen ist« (vergl. Schlußwort zum ersten Bande S. 115). Wir haben gefunden, daß Herr Professor Delius in der Auswahl der Lesarten von Scharfsinn, Belesenheit und einem sicheren Shakspeaegefühl geleitet worden ist; und während der Colliersche Corrector herrliche, kühne Wendungen der Shakspereschen Diction verflacht, wird Delius von einem durchgebildeten Sinne für das echte Korn der Sprache Shakspere's beherrscht.

Die Erklärung, welche Delius zu den Stücken gegeben hat, muß als musterhaft bezeichnet werden. Die Anmerkungen sind klar, kurz und präcis; jede Abschweifung, die sich in eine der Sache fremde Gelehrsamkeit verliert, ist mit Strenge vermieden; Parallelstellen sind nur dann angeführt, wenn sie entweder einen seltsamen Sprachgebrauch oder ein kühnes Bild erläutern und sicher stellen oder zum Verständniß des Sinnes förderlich sind. Die Anmerkungen sind ferner elegant; sie geben Zeugniß, daß der Erklärer den Dichter mit poetischem Sinne auffaßte; sie erläutern oft das specifisch Poetische; oft beleuchtet der Erklärer den bildlichen Ausdruck, eröffnet die entlegenen oder wenig bekannten Quellen, aus denen er floß, und fördert dadurch das poetische Verständniß sehr wesentlich. Die Anmerkungen sind ferner tief eindringend. Es liegt in der Sache selbst, daß Herr Delius seine Vorgänger, namentlich die englischen Erklärer, benutzen und von ihnen entlehnen mußte; aber eine Vergleichung beweist, daß er sich auch hier ein Verdienst erwarb, indem er die weiten Sammlungen verschiedener Noten, wie sie die englischen Ausgaben oft zu einer und derselben Stelle enthalten, ins kurze zusammenzog und auf den prägnantesten Ausdruck zurückführte. Aber in vielen Anmerkungen tritt auch der Scharfsinn des Verfassers in ganz selbständiger und neuer Erklärung hervor, und er hat durch richtige Interpretation manche Lesart gerettet, die man durch Conjecturen zu verdrängen suchte.

Der Verfasser geht nun näher in die Erläuterung Shakspere's ein und sagt dann: Wir schließen unsere kurze Anzeige mit dem Wunsche, die rastlose Arbeit des Herrn Delius möge den Erfolg haben, daß das Studium des großen Briten in Deutschland immer mehr sich einbürgere. Herr Delius hat bereits bewundernswerthes für das Verständniß Shakspere's geleistet; möge er Kraft behalten, sein großes und schönes Werk glücklich zu Ende zu führen.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Aus der Heimath. Neue Gedichte von Robert Prutz. — Weimar-Album. Blätter der Erinnerung an Karl August und seinen Musenhof. Von August Diezmann. — Die Malerschule Huberts van Eyck nebst deutschen Vorgängern und Zeitgenossen. Von H. G. Hotho. Zweiter Theil. — Biographieen zur Kulturgeschichte der Schweiz. Von R. Wolf. — Berliner Silhouetten. Von Ernst Kossak. — Die Königin. Historischer Roman von Ludwig Storch. 3 Bde.

— * Von dem Buche von Emil Palleske »Schillers Leben und Werke« ist der erste Band ausgegeben worden und findet eine sehr günstige Beurtheilung. Palleske hat die vorhandenen Hülfsmittel sorgfältig benutzt und das Glück gehabt, bisher unbenutzte Quellen aufzufinden, und zwar durch die freisinnige Unterstützung des Freiherrn Wendelin von Maltzahn, des Herausgebers des Lessing, von dem wir nun auch eine würdige Ausgabe Schillers erhalten werden. Derselbe stellte dem Verfasser aus seinen reichen literarischen Schätzen Vieles zur Verfügung. Auch

die Tochter Charlottens von Kalb unterstützte ihn durch werthvolle Beiträge zur Ausführung des Bildes ihrer Mutter.

— * Der alte Arndt schreibt in der Kölnischen Zeitung: Der mecklenburgische plattdeutsche Dichter Fritz Reuter verdient bald neben Klaus Groth genannt zu werden. Seine Gedichte: „De Reis na Belligen 1856“ und „Kein Hüsung 1858“ werden sich von selbst Bahn brechen. Sie melden eine glücklichste reiche Laune und die Gabe trefflicher Natur- und Herzensschilderung. Sie sind eine wahre Bereicherung der plattdeutschen Mundarten, sprechen die Sprache, welche zwischen der Tollense und Mittel-Elbe in Süd-Mecklenburg und in der Altmark und Priegnitz gilt, eine vollere und kräftigere Mundart, als die gegenwärtige Dietmarsische Grothens, deren Laute seit Köster's Tagen fast etwas dünn und schwächlich geworden sind.

— * Karl Gutzkow befindet sich auf einer Reise in Italien und arbeitet auch dort an seinem großen Roman, der seiner Vollendung naht.

— * Aus den Schätzen des englischen Staatsarchivs hat Sainsbury eine Reihe bis dahin unbekannter Urkunden über das Leben des Peter Paul Rubens veröffentlicht, welche neue Aufschlüsse über die vorzüglichsten Werke des großen Malers geben, namentlich über seine Malereien im Whitehall-Palast und seine diplomatischen Sendungen in Flandern, Holland, Spanien, und vor Allem in England.

— * In der literarischen Welt macht die Bildung einer sogenannten „junggermanischen Schule“ von sich reden, einer Genossenschaft, welche in den zu Hamburg erscheinenden „nordischen Blättern“ eine Darlegung ihrer Grundsätze und Zwecke veröffentlicht. Danach bestrebt sich dieselbe die gesammte junge Schriftstellerwelt Deutschlands zu einer gemeinsamen literarischen Wirksamkeit auf vaterländischer Basis zu vereinigen. Ihr Hauptziel geht besonders darauf hin das deutsche Nationalgefühl, welches von den jungdeutschen Schriftstellern der Heine-Börne'schen Richtung fast planmäßig untergraben worden, wieder zu heben, und namentlich das Gebiet der deutschen Geschichte dem Einfluß des confessionellen Parteigezänks zu entziehen. Die „Junggermanische Schule“ sucht ihren Ruhm einzig darin sich das Gute aller frühern Hauptrichtungen anzueignen, ohne in ihre Fehler und Uebertreibungen zu verfallen. So ist sie der Ansicht, daß die deutsche Literatur allerdings fremde Elemente, ob europäische, orientalische oder sonstige, in sich aufnehmen könne und müsse; darum dürfe aber der deutsche Geist niemals seinen Schwerpunkt in sich selbst verlieren. Um engere Beziehungen unter den jungen Schriftstellern herbeizuführen, und gegenseitige Bildung und Anregung möglichst zu fördern, wird die „Junggermanische Schule“, gleich andern wissenschaftlichen Vereinen, in bestimmten Zeiträumen wiederkehrende Versammlungen halten, worin literarische Fragen (wie über die Beseitigung der Fremdwörter und Verbesserung der Rechtschreibung) zur Erledigung kommen sollen. Wie man vernimmt, wird diese Darlegung der Tendenzen der „Junggermanischen Schule“ auch als Broschüre im Buchhandel erscheinen. Es ist noch mitzutheilen, daß der Ausgangspunkt der „Junggermanischen Schule“ Hamburg ist, daß sie sich aber bereits nach der preußischen Rheinprovinz und nach Süddeutschland verzweigt hat.

— * Alexander von Humboldt hat Berichte aus Afrika, aus denen sich ergiebt, daß die Nachricht vom Tode des Dr. Eduard Vogel immer noch als nicht feststehend zu betrachten ist.

— * In Berlin starb am 20. Juni im Alter von 57 Jahren der Professor Theodor Panofka, Mitglied der Akademie und Vorsteher der Skulpturen-Galerie der königlichen Museen. Er war zu Breslau geboren, studirte in Berlin und wandte sich auf einer Reise durch Italien besonders der Archäologie zu. Bei einem späteren Aufenthalte auf der schönen Halbinsel leitete er die Ausgrabungen zu Nola in Campanien. Im Jahre 1836 ward er ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften und 1844 außerordentlicher Professor an der Universität; in Gemeinschaft mit Ed. Gerhard gründete er 1843 die archäologische Gesellschaft zu Berlin. Seine sehr zahlreichen Schriften umfassen das ganze Gebiet der Archäologie der Kunst, namentlich Erklärung von Vasenbildern und Mythen.

— * Für die in das nächste Jahr fallende Jubelfeier des siebenhundertjährigen Bestehens der Stadt München wird ein großartiger Festzug beabsichtigt, der alles bisher Gesehene dieser Art weit hinter sich lassen wird. Man hofft, daß die nothwendige große Zahl von Theilnehmern und die sehr bedeutenden Geldmittel sich werden beschaffen lassen.

— * Für die Jubelfeier der Universität Jena im August ist das folgende Festprogramm ausgegeben werden. 14. August: 1) von Nachmittags 3 Uhr an freundschaftliche Zusammenkunft der Gäste und Einheimischen auf der Rasenmühle und im Paradies; 2) Abends: Einläuten des Festes, Feuerzeichen auf den Bergen. Erster Festtag. 15. August: 1) früh 6 Uhr Musik und geistlicher Gesang auf dem Markte; 2) früh 8 Uhr Begrüßung der Deputationen im oberen Saale der neuen Bibliothek; 3) früh 9 Uhr Festzug zur Stadtkirche; 4) Dankgottesdienst in derselben; 5) 12 Uhr Zug nach dem Markte und Enthüllung des Johann-Friedrich-Denkmals; 6) 2 Uhr Festmahl der Universität im unteren Saale der neuen Bibliothek (gleichzeitig Festtafeln in den verschiedenen Gasthöfen); 7 Abends Fackelzug der Studirenden. Zweiter Festtag. 16. August: 1) früh 9½ Uhr Festzug von der neuen Bibliothek aus zur Universitäts-Kirche; 2) Jubelrede in derselben; 3) 2 Uhr Festmahl, wie am vorigen Tage; 4) Abends Ball im Rosensaale. Dritter Festtag. 17. August: 1) Festzug wie Tags vorher; 2) früh 10 Uhr Ehren-Promotionen in der Universitäts-Kirche; 3) Nachmittags 3 Uhr Commerce im Paradies auf Einladung der Stadt.

— * Die bekannte Künstler-Gesellschaft „Malkasten“ in Düsseldorf beging am 15. Juni das Fest der Einweihung des Jacobi'schen Gartens, dessen ausgedehnte Räume nebst dem Hause bekanntlich jetzt den Sommer-Vereinigungspunkt der Gesellschaft bilden. Ein Fackelzug bewegte sich durch die Gänge und Anlagen des schönen Gartens; hernach wechselten Musikstücke und Gesänge mit passenden Reden ab.

— * Der in Rom lebende deutsche Maler Friedrich Overbeck erhielt vom Papste Pius IX. für die 14 Stationsbilder, die er in Aquarell ausführte, ein Honorar von 7500 Scudi (etwa 11,500 Thlr.). Tiefe Innigkeit des religiösen Gefühls und rührende Schönheit in der Composition zeichnen diese letzte große Arbeit des Meisters wie wenige andere aus. Uebrigens sind diese Bilder durch unerlaubte Mittel und auf Umwegen auch in die Hände des Marchese Campana gekommen, der durch Anfertigung von Copieen unter der Hand seinen Vortheil daraus zu ziehen gesucht hat.

— * Das Hamburger Stadttheater ist wieder einmal am Vorabend seines Falles. Der jetzige Pächter Sachse befindet sich in solcher Bedrängniß, daß er an die reichen Kaufleute ein Circular hat ergehen lassen, worin er um eine Subvention von 12,000 Thalern für die Sommermonate bittet, da er sonst sein Institut eingehen lassen müsse. Der Zustand der Bühne war unter ihm ein schlechter, das Schauspiel wurde vernachlässigt, der Oper gelegentlich durch Gastspiele berühmter Künstler ein gewisser Aufschwung gegeben, auf den dann um so schlimmere Ebbe folgte. Bei den jetzigen Geldverhältnissen ist nicht viel Aussicht vorhanden, daß der Wunsch des Directors erfüllt werde.

— * In Berlin spricht man viel vom Rücktritt des Herrn von Hülsen von der Intendantur der königlichen Schauspiele. Herr von Hülsen, früher Offizier, hat sein Amt in militärischer Weise gehandhabt, wobei die Kunst nicht gut gefahren ist. In der Oper wie im Schauspiel wird die Berliner Bühne von den Hoftheatern in Dresden und Hannover wie vom Burgtheater in Wien weit überflügelt, es ist in Berlin nicht einmal mehr von einem guten Ensemble die Rede. Der Rücktritt des Herrn von Hulsen wird aber doch wohl während des jetzigen Provisoriums noch nicht erfolgen.

— * Auf der Münchener Hofbühne hat die Aufführung der von den Preisrichtern zwar nicht für preiswürdig erklärten, aber doch empfohlenen Lustspiele begonnen. Am 15. Juni wurden „Die drei Candidaten“ gegeben. Das Grund-Motiv des Stückes ist der gut veranschaulichte Gegensatz der dreisten, windbeuteligen, leichtsinnigen und der ernstgediegenen, überbescheidenen Natur, welcher Sinn und Geschick gebricht, sich geltend zu machen, die Erziehung und der endliche Sieg dieser letzteren. Daß beide Candidaten, der eine als Universitäts-Freund, der andere als Vetter eines Assessors in der Hauptstadt, dessen Gäste und dadurch Stuben-Nachbarn werden, bringt sie von Haus in jene Nähe, die durch den Contrast sie schärfer beleuchtet und das Komische ihres beiderseitigen Wesens entbindet; einige Verwicklungen retardiren und lassen den dritten und vierten Akt hinter der wohlgelungenen Anlage des Anfangs wieder zurückbleiben. Des Possenhaften ist der Dichter mehr Meister als der feineren psychologischen Motivirung; auch die Zeichnung der höheren Gesellschaft steht hinter der Darstellung aus den unteren Regionen zurück. Der Dialog ist leicht und fließend, voll treffender Bemerkungen, voll einschlagender Witze auf Zustände des öffentlichen, wie des privaten Lebens. Der Hauptcharakter ist mit gutem Humor ausgeführt, die mit seinen Vorzügen zusammenhangenden Schwächen sind richtig erfaßt, sinnig und heiter veranschaulicht. Man wird das Stück überall einmal gern sehen und ihm einen fröhlichen Abend verdanken. Man muß im Gedächtniß behalten, daß das Preis-Ausschreiben, neben der Brauchbarkeit für das Theater, die hohe Anforderung eines Werkes gestellt hatte, das auch in der Literatur seine Stelle beanspruchen darf. Darum ward kein Lustspiel zur Krönung vorgeschlagen. — Zu den im Berichte der Tragödien-Richter rühmlich erwähnten Trauerspielen haben sich bereits zwei Verfasser enthüllt. Als Dichter des „Sokrates“ nennt sich Dr. Eckardt, Docent der Aesthetik in Bern, als Dichter der „Yngling“ Julius Grosse in München. Der Letztere hat sein Werk neu durchgearbeitet und als Bühnen-Manuscript drucken lassen; der „Sokrates“ wird wohl zunächst im Buchhandel erscheinen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 27. Bremen, 4. Juli. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Das neue Museum in Berlin.

Von E. Linden.

Zu einer Rundschau über die Zeugen der Kunst sämmtlicher Jahrhunderte, die unserm Wissen und unserm Vermuthen zugänglich sind —, zu einer nothwendig damit verbundenen Wanderung durch sämmtliche Länder der alten Welt, die je eine Kunst besaßen, und sogar durch einige Stücke der neuen ist der Leser des Sonntagsblattes eingeladen von einem ihm nicht mehr unbekannten Cicerone, der die Reise oft gemacht, und dem es zum Vergnügen gereichen wird, seine auf den wiederholten Wanderungen erworbenen Lokal- und Sachkenntnisse und Erfahrungen der ihm freundlichst folgenden Gesellschaft zur Verfügung zu stellen.

Eine pomphafte Einleitung, die sogleich mit Welttheilen und Jahrtausenden beginnt! Ich hoffe jedoch, daß ihre Hochtönigkeit eine gewisse Berechtigung in den Augen oder Ohren der Reisegesellschaft erlangen wird, sobald diese erst den Titel anerkannt haben wird, den sich der Führer einmal beigelegt hat. Unwürdig des alten römischen Redners, nach dem er sich benennt, und noch unwürdiger seiner neuen römischen Collegen, die sich für echte Nachfolger des gran Cicerone halten, würde er sich zeigen, wenn er große Dinge mit gewöhnlichen Worten ausdrücken wollte.

Wir beginnen unsere Reise an den Ufern des Nils in Mittelägypten bei den fast viertausendjährigen Pyramiden von Memphis; eine Fahrt den Nil hinauf führt uns nach Oberägypten zu dem „hundertthorigen“ Theben mit seinen Tempel- und Palastriesen von Karnak, Luxor, Medinet-Abou, dem Ramisseum u. s. w. An zahlreichen andern Ruinen vorbei, wie dem Tempel von Edfu und den Felsengräbern von Silsilis, gelangen wir zu dem südlichsten Grenzorte Aegyptens, Assuan, dem alten Syene, von dem es bei Hesekiel heißt: „Ich will Aegypten verheeren vom Thurm von Syene bis an die Grenzen von Kusch.“ Wir besichtigen die reizende Insel Philä, die hier der Nil bildet, und ihre Tempelreste und verfolgen dann unsre Wasserstraße bis tief in Nubien hinein, wo wir zuerst die zahlreichen Pyramidengruppen am Berge Berkal bei Merawe, dem alten Napata, sehen und endlich noch weiter hinan die Gruppen von Assur, dem alten Meroe, die südlichsten Grenzpfeiler der ägyptisch-römischen Civilisation erreichen. Hier kehren wir um, und uns dem Laufe des Nils überlassend und bei dem Ausgangspunkte unsrer Reise vorbeifahrend, gelangen wir nach Unterägypten, dem Delta-Lande, das jedoch keine Zeugen seiner alten Kultur aufzuweisen vermag, da später von Norden her eingedrungene Völkerschaften dieselben vernichtet haben.

Wir verlassen hier das Land des Kolossalen, Starren und Bizarren, und uns nach Asien wendend, treffen wir in zwei andern uralten Kulturländern, Persien und Assyrien, auf Anfänge des wirklichen Kunstschönen. Durch Kleinasien über den Hellespont erreichen wir endlich das Land des reinen Idealschönen, Griechenland. Dieser und der nächste Haltepunkt, Italien, werden den größten Theil unsrer Zeit und unsres Reisevorraths — Gedächtniß, Begeisterung und Beredsamkeit von Seiten des Führers, Ausdauer, Aufmerksamkeit und Schönheitsverständniß von Seiten der Gesellschaft — in Anspruch nehmen. Wir übersteigen dann die Apenninen und Alpen, wandern den Rhein entlang, an seinen mittelalterlichen Domen und Burgen vorbei, Seitenausflüge nach links und rechts, in Frankreich und Deutschland hinein, unternehmend, und gelangen endlich an die Küsten des baltischen Meeres zu den Pyramiden des Nordens, den Hünengräbern. Island, dessen riesenhafte Eddagestalten an uns vorüberziehen, bildet die Uebergangsstation von der alten in die neue Welt, für deren Durchforschung uns jedoch wahrscheinlich nur ein Minimum von Zeit und Mühe übrig bleiben wird.

Dieses kleine Reiseprogramm könnte, trotz der herrschenden Reisemanie unsrer Zeit, geeignet sein, einen gelinden Schrecken einzujagen, wenn die Gesellschaft nicht bereits wüßte, daß es sich bei unsrem Vorhaben um ein andres Fortbewegungsmittel handelt als die üblichen von Dampf-, Pferde-, Maulthier-, Esel-, Kameel- und sonstigen Kräften; die unendlich schneller und mühloser tragende Kraft der Phantasie sorgt allein für die Reise, — die Ergebnisse derselben in den Kunstwerken stehen vor uns versammelt auf dem kleinen Raume von wenigen Quadratruthen, den das neue Museum einnimmt. Sogar die kleine Abspannung, über welche die Besucher des letzteren fast immer am Schlusse ihrer Wanderung klagen, wird uns, hoffe ich, erspart bleiben. „Wenig sehen, wenn es an Zeit mangelt, aber dies Wenige ordentlich“, ist eine Theorie, von welcher fast alle Reisenden, ihren Reden nach zu urtheilen, durchdrungen sind; dennoch vermag von Tausenden kaum einer sich zu entschließen, diese oft durch vielfache Erfahrung gewonnene Ueberzeugung in die Praxis zu übertragen; und so durchläuft jeder in den zwei Mittagsstunden, während welcher das Haus geöffnet ist, (vorläufig bis zur definitiven Vollendung), die drei Stockwerke desselben in die Kreuz und Quer zwischen den aufgestellten Kunstwerken durch und an ihnen vorbei, rein um des eitlen Bewußtseins willen, Alles gesehen zu haben; und schließlich läuft das ganze Ergebniß des Besuchs hinaus auf einen Wirrwarr von Gestalten und Bildern, von denen keines recht Zeit gehabt hat, sich dem Sinne einzuprägen, und jedes das andre in Zeit von wenigen Tagen vollständig aus dem Gedächtnisse vertilgt. Diese allgemein übliche Art, die Kunstgenüsse der Hauptstadt hinter sich zu bringen, ist eine Fröhnerarbeit, welcher uns zu unterwerfen wir keineswegs gesonnen sind.

Die unter dem Frontispize des neuen Museums angebrachte (natürlich lateinische) Inschrift: Vom Vater (soll heißen Friedrich Wilhelm III.) gegründet, vom Sohne erweitert, stellt bescheidener Weise dies Gebäude, das von Stüler erbaut ist, als eine Ergänzung des älteren (von Schinkel erbauten) Museums hin, mit welchem letzteren es durch einen über die Straße führenden Bogengang verbunden ist. In Wirklichkeit kann es als eine Ergänzung höchstens insofern gelten, als es in Bedeutsamkeit seiner äußeren Architektur

viel hinter dem älteren Gebäude zurücksteht; vermöge der Reichhaltigkeit und namentlich Vielseitigkeit seines Inhalts und des Reichthums seiner inneren Ausschmückung könnte es sogar für die Hauptabtheilung des Ganzen gelten. Indessen so oder so — im Vereine mit den Sammlungen des älteren Museums — der historischen Gemälde, antiken und mittelalterlichen Sculpturen-Galerie, Münzen-, Vasen- und Gemmensammlung — gewährt es einen ziemlich vollständigen Ueberblick über die Kunstgeschichte aller Zeiten und Völker.

Schon vor dem Eintritt in das Museum selbst sind wir der Dienste unsrer Begleiterin Phantasie benöthigt; wird sie uns dort stets in die Welt der Vergangenheit zu versetzen haben, so haben wir sie hier um eine Gefälligkeit nach entgegengesetzter Richtung zu ersuchen, nämlich, uns einige Augenblicke in die nächste Zukunft zu versetzen, damit wir in der dann fertigen Umgebung des Gebäudes dieses selbst in seiner äußeren Wirkung zu beurtheilen vermögen. Wir befinden uns in einem vierseitigen, geschlossenen, mit Gartenanlagen und Springbrunnen geschmückten Raume, dessen Tiefe das Museum, und dessen drei übrige Seiten eine bedeckte Säulenhalle dorischer Ordnung bildet. Die dem Gebäude gegenüberliegende Seite der Halle läuft unmittelbar an der Spree, doch ziemlich über dem Wasserspiegel derselben, entlang; direct ab von der starkbelebten Hauptstraße führend, gewährt sie dem glücklichen Geschäftslosen einen höchst angenehmen Aufenthalt. Geschützt vor den Strahlen der Sonne, angekühlt von dem granitnen Fußboden und dem sandsteinenen Säulenbau und von den Wasseratomen, welche auf der einen Seite von den Fontainenstrahlen umhergestäubt werden, auf der andern Seite vom Flusse aufsteigen, bietet ihm die Durchsicht zwischen den Säulen nach jener Seite hin den angenehmen Gartenschmuck, nach dieser hin weitere Ausblicke über den Fluß in das jenseitige Stadtviertel —, etwas links auf die dichten Baumgruppen des Monbijou-Gartens, etwas rechts auf den hübschen jenseitigen Quai, die Burgstraße. Die schon früher ansehnliche Zahl der sich um das königliche Schloß gruppirenden Prachtbauten und Prachtplätze hat somit einen neuen höchst bedeutenden Zuwachs erhalten, während wieder ein anderer in Aussicht steht durch die Vollendung des ganz nahe liegenden und im Aufbau begriffenen neuen Domes.

Von dem Gartenplatze treten wir in die Mittel- und Hauptthür des Gebäudes und befinden uns zunächst in einer Vorhalle, in welcher die schönen, das Gewölbe tragenden Säulen aus weißem, schwarz und gelb geflecktem carrarischen Marmor einen Augenblick unser Wohlgefallen erregen. Grade vor uns eröffnet sich eine weite Ein- und Aussicht, hinein durch die ganze Tiefe des Gebäudes bis an die Fenster der entgegengesetzten Seite desselben, hinauf bis in das reichverzierte Dachgebälk unmittelbar unter dem Dache. Der Eindruck des Augenblicks zieht uns unwillkürlich die breite Marmortreppe hinan zu den vielgerühmten Herrlichkeiten des Treppenhauses, dagegen wenden sich die Ueberschriften über den Thüren rechts und links: Aegyptisches Museum — Nordische Alterthümer, an unsre deutsche Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit. Natürlich tragen diese Tugenden den Sieg davon über die uns zu planlosen Kreuz- und Querzügen verleitenden Regungen des Leichtsinns, und wir suchen das Quellengebiet auf, von welchem aus sich der Strom der Kunst (mindestens ein Hauptarm desselben) über die Erde ergossen haben mag —, Aegypten.

Bestimmt durch Gewöhnung an die Lage der neueren und selbst schon der alten Kulturverhältnisse, nach welcher wir bei diesem Lande uns den Zugang kultivirender Einflüsse vom Mittelmeere aus in Unterägypten denken, müssen wir uns für die Zeit, um die es sich hier zunächst handelt, in die entgegengesetzte Anschauung hineinversetzen. Von den drei Stufenländern, in welche schon das früheste Alterthum Aegypten eintheilte — Ober-, Mittel- und Unterägypten — war das erste, südlichste, das am frühesten zu einer hohen Kulturstufe gelangte. Wie gering man auch den historischen Werth des ägyptischen Sagen- und Fabelthums anschlagen mag, so kann man doch mit ziemlicher Sicherheit auf Einwanderungen oder Eroberung und Kultivirung von Aethiopien aus und allmälige Ausdehnung der eingewanderten Völkerstämme bis zum Deltalande schließen. Die Geschichte der 18,000 Jahre, während welcher, nach Diodor, Ägypten von Göttern regiert wurde, können wir füglich überspringen, da die Werke, deren Anblick uns bevorsteht, unzweifelhaft unter der Herrschaft ägyptischer Könige, wirklicher und in Menschengestalt, entstanden sind und also schon einer späteren Zeit angehören; dagegen haben wir es vorzugsweise mit der immer noch der Sage angehörenden Zeit von 1800 v. Chr. bis 617 (Psammetich) zu thun, in welcher die meisten und bedeutendsten der ägyptischen Denkmäler entstanden. Schon zu Anfang dieser Epoche, als lybische Nomadenstämme (Hyksos — Hirtenkönige) sich des Landes bemächtiglen, sollen diese es wohlangebaut und in vorgeschrittener Bildung gefunden haben. Nach ihrer Vertreibung, hundert Jahre später, gewann Theben in Oberägypten nach und nach die Herrschaft über die übrigen Landestheile und gelangle unter Sesostris (um 1400) zum Gipfelpunkte seiner Macht und seines Glanzes. In die Regierungszeit dieses Königs fällt denn auch die Blüthezeit der ägyptischen Kunst.

Nach dieser kleinen mehr oder minder nothwendigen Auffrischung unsrer mehr oder minder verblaßten geschichtlichen Jugendeindrücke können wir uns mit erhöhtem Bewußtsein unsrer Ortskenntniß an Ort und Stelle begeben; nur wenige Schritte, durch die Thür rechts, und wir sind angelangt —, nämlich im Atrium, d. h. dem von einer Säulenhalle umgebenen Vorhof des Tempels von Karnak, einem der guterhaltenen Baudenkmäler von Theben. Die Verhältnisse des Baus sind auf ein Fünftel der Größe des Originals reducirt, aber trotz dieser Verkleinerung hat die Halle immer noch eine Größe, die nicht viel geringer ist, als sie vielen griechischen Bauwerken derselben Gattung im Originale eigen war, so daß wir durchaus nicht den Eindruck einer Kunstspielerei empfangen. Die äußeren Seiten des Säulenganges sind ohne Fenster, dafür schaut in den Hof der freie Himmel (hier durch eine Glasbedachung) herein. Die Kapitäler der Säulen haben noch nicht die Gliederung und die reinen, gefälligen Linien der griechischen Ordnungen und erscheinen deßhalb etwas schwerfällig. Das Vorbild, aus welchem sich ihre Gestalt entwickelt hat, die geheiligte Lotosblume, ist noch leicht aus ihrem Schnitte zu erkennen. Die Säulenschafte sind ohne Kanellirung, dagegen mit Malereien bedeckt, ägyptische Gottheiten und mythologische Darstellungen, in harten Konturen und schreienden Farben; die Starrheit und Steifheit der menschlichen Gestalt geht hier bis an die Grenzen des Denkbaren, die Formen und Linien an den Sculpturen erscheinen im Vergleiche hiermit von griechischer Vollendung. Wie der ganze Hallenbau, sind auch diese Malereien mit möglichster Treue ägyptischen Originalen nachgeahmt, welche, außerordentlich gut erhalten, die Felsengräber von Beni Hassan darboten. Sicher hatten die Künstler, denen dieser Theil der Ausschmückung des Museums zufiel, einen schlimmen Stand; dem talentbegabten Maler ist es wohl keine Schwierigkeit mehr, sondern höchstens eine Sache der Aufmerksamkeit, die Schöpfungen seiner Phantasie mit den Vorschriften in Einklang zu bringen, welche Natur und Aesthetik unter den Rubriken von Anatomie, Perspective, Proportionen u. s. w. in ihre Gesetzbücher verzeichnet haben; dagegen können es keine geringen Anstrengungen gewesen sein, die es unsere Maler kostete, um hier plötzlich sich aller jener Angewöhnungen, die ihnen größtentheils schon zur zweiten Natur geworden waren, zu entledigen, alles Verbotene als Gesetz zu beobachten, alles Gebotene als Vergehen zu meiden. Konture sowohl als Kolorit der Bilder lassen sich unter die elementarsten Natureintheilungen bringen; jene bestehen in nicht viel mehr als graden und halbkreisartigen Linien, dieses variirt in gelben Oker, rothen Bolus und Kienruß, ungemischt und unvermittelt nebeneinander, wie sie (nämlich die Farben) die Natur erschaffen hat. — Kehren wir noch einmal zurück von dem Eingehen auf die Einzelheiten und überlassen uns lieber noch einige Zeit der Gesammtwirkung der Umgebung. Schon seit unserm Eintritt in die Halle fühlten wir

uns in eine gewisse feierliche Stimmung versetzt, wie sie jeder ringsum geschlossene und sein Licht von oben empfangende Kunstbau in uns erzeugt; die Sammlung des hereinfallenden Lichtes in eine einzige Masse und die dadurch erzeugte entschiedene und einheitliche Wirkung auf die Gegenstände ruft, sympathetisch wirkend, in uns selbst eine gewisse Sammlung und Harmonie hervor, und der Betrachtung der Kunstwerke kommt diese unsre Stimmung nicht minder zu gut als die günstige Beleuchtung.

Indem wir an den Rand des Säulenganges treten, fällt unser Blick auf zwei dunkle Kolosse im Hofe, in bekannter gradliniger und rechtwinkliger Haltung sitzende Statuen, die eine, rechts, Sesurtasen, einen Herrscher zur Zeit des Einfalls der Hyksos, — die andre, links, Sesostris (Rhamses-Rameß) vorstellend oder vorstellen sollend; denn bei der merkwürdigen Aehnlichkeit der Physiognomieen an den ägyptischen Statuen wird es uns erlaubt sein, einige Zweifel in die Gewissenhaftigkeit der alten Künstler in Bezug auf Porträtähnlichkeit zu setzen. Die starren, dunklen Gestalten (sie sind aus schwarzem Porphyr) wirken entscheidend auf die ganze Umgebung nach der Seite des Geheimnißvollen zu; ein paar griechische Marmorgestalten, und die Wirkung würde eine ganz andre sein. In Ermangelung einer ästhetischen Anregung wird der Laie diesen Werken kaum andre als einige Regungen der Verwunderung widmen können und ihnen dafür ein kunsthistorisches Interesse abzugewinnen suchen, was ihm nicht schwer fallen wird. Der fast einzige Zweck der ägyptischen Kunstthätigkeit, — der monumentalen wenigstens, der Person, dem Gegenstande oder der Handlung eine Dauer für alle Ewigkeiten zu geben, — ist hier zu einem ganz respectablen Theile, (fast 4000 Jahre) und doch wieder — wenn den man Begriff „Ewigkeit“ nur mit dem Gedanken streift — zu einem kaum erwähnenswerthen Theile erreicht. Die Freude am Schaffen selbst, an der Verwirklichung eines im Innern des Künstlers vorhandenen Ideals, oder die Freude am Genusse einer unter eine höhere Gesetzmäßigkeit gebrachten Nachahmung der Natur spricht nicht aus den Werken; sie lag dem Punkte der Geistesentwicklung jener Völker und jener Zeiten noch fern. Für den sach- und fachkundigen Beschauer, also den Bildhauer, ergeben sich, nach Erledigung jener für ihn nicht minder wichtigen allgemeinen Betrachtungen, noch ein paar andere Bemerkungen. Die eine betrifft den Widerspruch zwischen den immer und rein handwerksmäßig, wie nach Schablone und Richtscheit zugehauenen Linien des Körpers und den zwar auf die einfachsten Principien zurückgeführten, dabei aber äußerst correcten und fast schönen Linien und Formen des Mundes und manchmal auch der Augen. Es ist der Widerspruch zwischen der immer nach Entwicklung drängenden Natur und dem starren Festhalten am Hergebrachten, von dem alle gesellschaftlichen Verhältnisse des ägyptischen Alterthums durchdrungen waren, und das bis zum Aufhören der ägyptischen Geschichte ohne wesentliche Milderung blieb. Wir wissen von Plato, daß es den ägyptischen Künstlern streng untersagt war, Neuerungen in ihren Werken anzubringen. Die zweite Bemerkung ist technischer Art und betrifft die Härte des Steines und die Art der Werkzeuge, mit denen er bearbeitet worden ist. Die Schwierigkeit, welche diese Härte der Bearbeitung entgegensetzt, ist allerdings groß, doch nicht in dem Grade, um auf die Verwendung eines andern Metalls als des Stahls zu rathen. Ich hörte oder las einmal in dieser Beziehung von Kupfer, das, durch ein für uns verloren gegangenes Verfahren gehärtet, fester als unser Stahl hergestellt, das Material zu den Meißeln der alten Aegypter abgegeben hätte. Unsre Steinmetze bearbeiten mit ihren Instrumenten aus Gußstahl, ebenso wie es die Aegypter thaten, Granit, Porphyr, selbst den härtesten Basalt; sogar schon der Plastik angehörende Arbeiten, wie Ornamente, Löwenköpfe und Löwenklauen, auch Reliefporträts werden, wenngleich in seltenen Fällen, in jenen Steinarten ausgeführt, und zwar in ungleich größerer Freiheit, Bewegtheit und Vollendung der Formen, als sie an den ägyptischen Werken erscheint. Auch von antiken Kunstwerken aus der römischen Kaiserzeit existiren noch ganz vortrefflich in der Technik gearbeitete Porträtbüsten, selbst ganze Statuen aus den härtesten Steinarten. Ebenso hat die Art und Weise der Fortbewegung der ungeheuren Steinmassen an Obelisken, Pyramiden und Tempelbauten Erklärungen gefunden, deren Voraussetzungen zu sehr im Widerspruch mit dem sonstigen Bildungsgrade jener Zeiten stehen, als daß man nicht eine Lösung der Frage vorziehen sollte, welche sich aus bestimmten Angaben des Herodot ergeben würde. An einer Pyramide, sagt der Vater der Geschichtschreibung, haben 100,000 Menschen 40 bis 50 Jahre gearbeitet. Die Menge der Menschen mußte also zuwege bringen, was die vorgeschrittene Baukunst durch mechanische Hilfsmittel mit wenigeren Arbeitskräften erreicht. So mag denn auch bei den Werken der Skulptur weniger ein besonderes Metall als eine unverhältnißmäßige Vergeudung von Zeit die Härte des Steins überwunden haben. Es lag in dem Verhältnisse der ägyptischen Könige zu ihren Unterthanen, daß erstere zur Erreichung ihrer Zwecke weder mit der Zeit noch mit den Menschen haushälterisch umzugehen hatten, daß letztere von ersteren für nicht viel Anderes angesehen wurden als eine Heerde von Lastthieren, die von ihren Besitzern oder deren Vögten am Morgen an die Arbeit getrieben, dürftig abgefüttert und am Abend wieder zu Stalle getrieben wurden. Die obenerwähnte Stelle im Herodot sagt uns noch, daß bei jenem Pyramidenbau 1600 Talente für Knoblauch und Zwiebeln ausgegeben worden seien; somit hat dieses elende Compot wahrscheinlich das Hauptnahrungsmittel der Arbeiter abgegeben. Uebersehen wir die enorme Anzahl der ägyptischen Monumente (nur der bis heute erhaltenen, von denen viele aus den Trümmern schon früher vorhanden gewesener erbaut sind) — der vierzig großen Pyramiden bei Memphis, und der noch viel bedeutenderen Anzahl kleinerer bei Meroe — der Menge von Felsengräbern und Felsentempel — der sonstigen Tempel- und Palastriesen, der meilenlangen Alleen von Sphynxkolossen 2c., — so dünkt uns, als ob das ägyptische Volk während der ganzen Dauer seiner Existenz zu nichts Anderem verwendet worden sein könne, als zu den Frohnarbeiten der Königs- und Priesterbauten.

Diese elende und mühselige Entstehungsart der ägyptischen Kunstwerke könnte einen Erklärungsgrund abgeben für die Freudlosigkeit ihrer Pracht und für ihre erhebungsbare Feierlichkeit; der eigentliche und Hauptgrund dafür liegt jedoch tiefer und ist principiellerer Art; er liegt in der Verstandeskälte, Nüchternheit und Poesielosigkeit, welche in der Darstellung der Form und Handlung nichts weiter bezweckte, als eben die Darstellung der äußeren zufälligen Erscheinung und ihrer augenblicklichsten und äußerlichsten Bedeutung — welche die Form durch keinen Geisteshauch zu beleben, noch weniger in ihr ein Mittel für den Ausdruck des Geistes zu erkennen und zu benutzen vermochte. Als nothwendige Folge dieses Principes erscheinen jene in den Schildereien der Säulenschafte bemerkten Mängel der Darstellung; wo Deutlichkeit der einzige Zweck der Darstellung war, erschienen Perspective — Licht und Schatten — Modulirung der Formen, Linien und Farben überflüssig. Eine Idee von Phantasie kommt allerdings an den Götterbildern zum Vorschein, welche aus der Verbindung der menschlichen Gestalt mit Theilen von Thieren entstanden. Es kommt jedoch in diesen Gebilden zu nicht mehr als einer rein vom Verstande combinirten, unorganischen Zusammenstellung der beiden — menschlichen und thierischen — Formen.

Einen solchen Mangel an Phantasie kann man durchaus nicht dem Verfasser der Hieroglyphen-Inschrift vorwerfen, welche ringsum an den Architravs des Säulenganges hinläuft; sie lautet in deutscher Uebersetzung: „Der königliche Sonnenaar, Preußens Rächer, König, Sonne und Stütze Preußens, Sohn der Sonne, Friedrich Wilhelm IV., Philopator, Euergetes, Eucharistos, vom Tof und der Saf geliebt, der siegreiche Herr des Rheins und der Weichsel, der erkoren ist von der Germania, hat aufstellen lassen in diesem Gebäude Kolosse, Statuen, Bilder und Bildwerke, Stelen, Säulen, Särge und vieles Gute, was hergebracht ist aus Aegypten und dem Mohrenlande.

---

* Goethe als Theaterdirector.

Von dem Erscheinen der zweiten Ausgabe der Biographie Goethe's von J. W. Schaefer (Goethe's Leben, 2 Bde., Bremen, Schünemanns Verlag) ist die Rede gewesen. Wir werden in einer der nächsten Nummer eine eingehende Besprechung des Werkes geben, und zwar mit besonderer Rücksicht auf die Erweiterungen und Ergänzungen, welche die zweite Ausgabe im Gegensatze zur ersten aufzuweisen hat, da über die Arbeit selbst und ihren Werth das Urtheil feststeht. Der beabsichtigten Erörterung mag der Abdruck eines der Abschnitte vorausgehen, welche vom Verfasser besonders sorgfältig gesichtet und neu bearbeitet wurden, nämlich desjenigen, welcher von der Stellung Goethe's zur Bühne handelt.

„Eine höhere Richtung gewann Goethe's Theaterleitung, seit sein künstlerischer Genius im Bunde mit Schiller die volle Energie wiedergewonnen hatte. Vornehmlich bezeichnet Iffland's erster Gastrollencyclus im März und April des Jahres 1796, wo er in vierzehn Vorstellungen auftrat, eine Epoche in der Entwickelung der Weimarischen Bühne. „Außer einem solchen belehrenden, hinreißenden, unschätzbaren Beispiele", sagt Goethe in den Annalen, „wurden diese Vorstellungen bedeutender Stücke Grund eines dauerhaften Repertoriums und ein Anlaß, das Wünschenswerthe näher kennen zu lernen." Ein bedeutender Schritt dazu war, daß zum Schluß des Iffland'schen Gastspiels Goethe's Egmont zum ersten Mal auf die Bühne gebracht wurde. Schiller war die Redaction überlassen. Vergleicht man die Aenderungen und Verkürzungen des Stückes in der jetzt gedruckt uns vorliegenden Bearbeitung, so war sein Verfahren allerdings „grausam", wie Goethe selbst es nennt, ohne daß in dieser Bemerkung ein Vorwurf gekränkter Autoreitelkeit liegen soll. Nicht nur die Scenen, in denen die Regentin auftritt, wurden weggelassen; auch sonst wurden manche Scenen ohne Noth verrückt und viele Stellen verändert; selbst die Traumerscheinung Clärchens war nicht nach Schiller's Sinne. Somit ist diese Redaction ein Pendant zu der Recension des Egmont.

Iffland gefiel sich in Weimar so sehr, daß er auf Unterhandlungen wegen eines dortigen Engagements einging. Man gewährte die von ihm gestellten Bedingungen, auch die, daß er nur in herzoglichen Landen zu spielen verpflichtet sein solle; als Regisseur wurde ihm eine ausgedehnte Vollmacht zugestanden. Die Absicht war sogar, ihm gegen Contract die Direction zu überlassen, so daß ihm beim Engagement des Bühnenpersonals freie Hand gelassen werden sollte. Iffland wollte sich indeß erst in Mannheim erklären, wie er sich losmachen könne. Die Hoffnung ward vereitelt. Iffland entschied sich für Berlin, von wo man ihm die glänzendsten Anerbietungen machte. Der Herzog und Goethe gestanden zu, daß er sie nicht habe ausschlagen können, und zürnten ihm deßwegen nicht. Im April 1798 kam Iffland zum zweiten Mal nach Weimar auf sechs Gastrollen. Er nahm kein Honorar; nur die Kosten der Reise und des Aufenthalts wurden von der Theatercasse bestritten. „Was ich dort sehe und empfinde", schrieb er, „ist das edelste Honorar."

Inzwischen hatte das Weimarische Theater manche bedeutende Talente herangebildet und neue gewonnen. Caroline Jagemann, durch schöne Gestalt, edle Züge und künstlerisches Talent ausgezeichnet, kehrte 1797 von Mannheim nach Weimar zurück; zuerst trat sie als Sängerin in Wranitzky's Oper Oberon auf und erlangte noch größere Bedeutung im recitirenden Drama. Sie ward bald der Liebling des Publikums und — des Herzogs. Zu ihm trat sie, ohne jedoch ihre Stellung am Hoftheater aufzugeben, in ein vertrauliches Verhältniß und ward nachmals als Frau von Heygendorf in den Adelstand erhoben. Die Herzogin billigte die Wahl ihres Gatten, da sie seit der Geburt ihres jüngsten Sohnes nicht wünschen durfte wieder Mutter zu werden. Dies zur Milderung des Urtheils wie zur Erklärung späterer Vorgänge. Denn es leuchtet ein, daß durch den persönlichen Einfluß der Jagemann dem Intendanten das Geschäft der Theaterleitung oft erschwert und verleidet wurde.

Von anderen Notabilitäten der Weimarischen Bühne, welche größtentheils ihre künstlerische Ausbildung Goethe verdanken, nennen wir Becker, Graff, Vohs, Oels, Grüner, Wolff nebst dessen Frau, ein treffliches Künstlerpaar, das nachmals zu Goethe's großem Verdrusse nach Berlin gezogen wurde, Frau Vohs und die ihr an Lieblichkeit gleichende Christiane Becker, geborne Neumann, welche durch Goethe's „Euphrosyne" verewigt worden ist. Goethe stiftete eine förmliche Theaterschule, welche im Jahre 1803 auf zwölf Mitglieder angewachsen war.

Seit Schiller nach der Vollendung des Wallenstein in Weimar seinen bleibenden Aufenthalt genommen hatte, leistete er in der Förderung und Fortbildung des Hoftheaters seinem Freunde den thätigsten, erfolgreichsten Beistand. Sie theilten sich in die Geschäfte der Leitung der Proben und der Vorbereitung der Vorstellungen und fanden bei dem Hofrath Kirms, der Goethe in der Theaterintendanz untergeordnet war, die bereitwilligste Unterstützung, am meisten aber in der Begeisterung und Hingebung der Künstler selbst. „Da ward", sagt Kanzler von Müller, der ein Zeuge jener Jahre war, „keine Art persönlicher Hingebung gespart, mit unermüdlicher Geduld Lese- und Darstellungsproben abgewartet und wiederholt, jeder Charakter genau begrenzt, entwickelt, lebendig hingestellt, die Harmonie des Ganzen immer schärfer ins Auge gefaßt, erspäht und gerundet. Nirgends vermochte Goethe den Zauber seiner imposanten Persönlichkeit freier zu üben und geltend zu machen als unter seinen dramatischen Jüngern: streng und ernst in seinen Forderungen, unabwendlich in seinen Beschlüssen, rasch und freudig jedes Gelingen anerkennend, das Kleinste wie das Größte beachtend und eines Jeden verborgenste Kraft hervorrufend, wirkte er im gemessenen Kreise, ja meist bei geringen Mitteln, oft das Unglaubliche; schon sein ermunternder Blick war reiche Belohnung, sein wohlwollendes Wort unschätzbare Gabe. Jeder fühlte sich größer und kräftiger an der Stelle, wo Er ihn hingestellt, und der Stempel seines Beifalls schien dem ganzen Leben höhere Weihe zu gewähren. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, wie die Veteranen aus jener Zeit des heitersten Zusammenwirkens von Goethe und Schiller noch jetzt mit heiliger Treue jede Erinnerung an diese ihre Heroen bewahren, mit Entzücken einzelne Züge ihres Waltens wiedergeben und schon bei Nennung ihres Namens sich leuchtenden Blicks gleichsam verjüngen, wenn man ein vollständiges Bild der liebevollen Anhänglichkeit und des Enthusiasmus gewinnen will, die jene großartigen Naturen einzuflößen wußten."

Nachdem früher auf der Bühne der Conversationston und ein gewisser Naturalismus, der für Einfachheit und Natürlichkeit galt, geherrscht hatte, war man durch Iffland's erstes Gastspiel zu der Einsicht gelangt, daß es des Künstlers Aufgabe sei, seine Individualität zu überwinden, aus jeder Rolle ein in sich abgerundetes Ganzes zu machen und dadurch sein Talent zu einer künstlerischen Vielseitigkeit auszubilden. Eine andere Bemühung war mit der Vorstellung des Wallenstein glücklich durchgeführt: die lange von der Bühne verbannte rhythmische Declamation wurde hergestellt und der dramatische Vers wieder in seine Rechte eingesetzt. Seitdem war das Bestreben der beiden Dichter dahin gerichtet, die Bühne mehr und mehr einer idealen Classicität anzunähern. Von nationalen Tendenzen gänzlich absehend, suchte man das Beste verschiedener Zeiten und Völker zur Anschauung zu bringen, „eine gewisse Anzahl vorhandener Stücke auf dem Theater zu fixiren und dadurch endlich einmal ein Repertorium aufzustellen, das man der Nachwelt überliefern könne."

Zuerst wandte man sich zu dem französischen Drama, von dessen Erneuerung namentlich Karl August sich eine Verbesserung des Geschmacks versprach. Goethe übersetzte 1799 Voltaire's Mahomet, mit dessen Aufführung das Theater den Geburtstag der Herzogin (30. Jan. 1800) feierte. Das Gedicht Schiller's an Goethe, als er den Mahomet von Voltaire auf die Bühne brachte, läßt einiges Mißwollen gegen

die Wiederbelebung des französischen Pathos blicken, obwohl er auch späterhin mit der Bearbeitung von Racine's Phädra sich anschloß. Daß Goethe nicht zur Bewunderung des einst geschmähten französischen Trauerspiels (die Lustspiele Moliere's hielt er stets in Ehren) zurückgekehrt war, sieht man genugsam aus seiner Aeußerung bei Gelegenheit einer Vorlesung der Phädra nach dem französischen Original: „Der Deutsche möchte wohl auf ewig dieser beschränkten Form, diesem abgemessenen und aufgedunsenen Pathos entsagt haben."

Im Jahre 1800 vollendete Goethe die Bearbeitung von Voltaire's Tancred, wobei er bemüht war, dem Anfang und dem Ende des Stücks mehr Fülle, als im Original, zu geben. Aus dem nämlichen Bestreben, einige werthvolle Dramen des Auslandes der deutschen Bühne anzueignen, entstanden Schiller's Bearbeitungen von Macbeth, Turandot und Phädra. Bei der Aufführung von Lustspielen des Terenz wurden, wie in „Paläophron und Neoterpe", griechische Masken angewandt. Die Ausschreibung eines Preises für das beste Lustspiel (1801) zeugt von dem Bestreben der beiden Dichter, die Production anzuregen, war aber ohne sonderlichen Erfolg, da nur mittelmäßige Stücke einliefen.

Je größere Ansprüche die großen dramatischen Schöpfungen Schiller's an den Schauspieler machten, desto mehr ließ sich das Repertorium classischer Dramen erweitern, indem man keine Schwierigkeiten mehr zu scheuen hatte. Zu Lessing's Emilia und Minna trat im November 1801 auch „Nathan der Weise" hinzu. Im folgenden Jahre erschien Goethe's „Iphigenie" in ihrer edeln metrischen Form auf der Bühne, gerade um die Zeit, als die erste Darstellerin der jungfräulichen Priesterin, Corona Schröter, aus dem Leben schied († 23. August 1802). Daneben machte man, nicht ohne Widerspruch des Publikums, den gewagteren Versuch, die Dramen der Brüder Schlegel, „Jon" und „Alarkos", vorzuführen.

Der Höhestand der Weimarischen Bühne fiel in die letzten Lebensjahre Schiller's, und die Glanzpunkte ihrer Leistungen waren jene klassischen Dramen, welche der Dichter gleichsam im Hinblick auf sie und durch sie ermuthigt in rascher Folge schuf."

. . . .

„Die Weimarische Bühne war nach Goethe's Bemerkung um das Jahr 1815 auf den höchsten ihr erreichbaren Punkt gelangt; „natürliches zugleich und kunstreiches Darstellen" verband sich mit „reiner Recitation und kräftiger Deklamation." Unstreitig erreichte sie jedoch nicht die frühere Stufe, was frische Begeisterung für die Kunst und energische Leitung betraf. Goethe's Bemühungen, sie auf ihrer Höhe zu erhalten, dauerten zwar noch fort, doch schwand ihm sichtlich mehr und mehr die Lust zu dem undankbaren Geschäfte, besonders als mit Grüner's und Wolff's Abgange sich die Reihe der Vertreter seines Geistes mehr und mehr lichtete. Persönlich machte er sich nicht mehr so viel, wie in früheren Jahren, mit der Ausbildung der Schauspieler und der Leitung der Proben zu schaffen. Daß in der Person des Grafen Edling ihm ohne seinen Wunsch ein Intendant an die Seite gesetzt wurde, war für ihn kränkend und unbequem; er beachtete ihn in den Sitzungen nicht und räumte ihm keinen Antheil an den Geschäften ein. Außerdem gab es mancherlei Verdrießlichkeiten mit den Schauspielern, bei denen er nicht immer den willigen Gehorsam fand, der vormals seine Thätigkeit gehoben und belohnt hatte. Dessenungeachtet hielt er noch einige Zeit in seiner Stellung aus, und mehrere Darstellungen erinnern noch an die Bemühungen früherer Jahre. Im Jahre 1815 ward Calderon's große Zenobia nach Gries' Uebersetzung zur Feier des 30. Januars aufgeführt, doch mit getheiltem Beifall des Publikums, das sich mit den beiden letzten Akten nicht befreunden konnte. Das Monodrama „Proserpina" wurde mit der Composition Eberwein's, eines jungen talentvollen Künstlers, der in Zelter's Schule gebildet war, glänzend ausgestattet durch Dekoration und Schlußtableau, am Geburtstage des Erbprinzen zu wirkungsvoller Darstellung gebracht und binnen kurzer Zeit dreimal mit günstigem Erfolge wiederholt. Am 10. Mai ward eine Feier zu gemeinschaftlichem Andenken Schiller's und Iffland's veranstaltet. Die Aufführung der „Glocke" wurde erneuert, und der Goethe'sche Epilog, um zwei Schlußverse vermehrt, wieder recitirt. Man führte zugleich die letzten beiden, ein Ganzes bildenden, Akte von Iffland's „Hagestolzen" auf, und diesen wurde ein von Goethe in Verbindung mit Peucer bearbeitetes Nachspiel, das die Verdienste des Verstorbenen feierte, angehängt. Daß Goethe nicht aufhörte, sich zum Besten der Bühnenvorstellungen manchen untergeordneten Arbeiten zu unterziehen, bewies er noch im Beginn des Jahres 1817, wo er Kotzebue's „Schutzgeist" und dessen Lustspiel „Die Bestohlenen" sorgfältig überarbeitete.

Um diese Zeit trat sein Sohn ihm in der Theaterintendanz an die Seite, und damit war er wohl schon entschlossen, das zeitraubende Geschäft, das ihm keine Freude mehr machte, bei passender Gelegenheit abzuwerfen. Aber einen solchen Ausgang, wie ihn im März 1817 traf, hatte er nicht erwarten können. Auf mehreren Theatern gastirte damals unter großem Zulauf der schaulustigen Menge der dressirte Pudel des herumziehenden Schauspielers Karsten in einem nach dem Französischen bearbeiteten Melodrama „Der Hund des Aubry"*). Karl August, ein Liebhaber von Hunden, war begierig die Künste des Pudels zu sehen. Obwohl man wußte, daß Goethe sich mit Entrüstung über eine solche Entweihung der Bühne ausgesprochen hatte, wurde ihm doch das Ansinnen gestellt, den Hund auf dem Hoftheater seine Künste zeigen zu lassen. Er erwiderte mit Hinweisung auf den Paragraphen der Theatergesetze, welcher Hunde auf die Bühne mitzubringen verbot, und ließ eine weitere Erörterung der Sache nicht an sich kommen. Man stellte jetzt dem Großherzoge vor, wobei Frau von Heygendorf (Jagemann) die Vermittlerin war, wie unrecht es von Goethe sei, seinem Herrn gegenüber auf seinem Sinne zu beharren, und wußte ihn zu einem Machtspruch zu treiben. Der Hund wurde verschrieben. „Karl August hat mich nie verstanden", war Goethe's Ausruf im ersten Augenblick des überwältigenden Schmerzes. Als der Regisseur Oels Goethe meldete, was der Großherzog befohlen, beschied er ihn auf den folgenden Morgen zu weiterer Besprechung. Inzwischen reiste er nach Jena ab und ließ ein Schreiben an den Großherzog zurück: da ihm das Theater, dem er während so vieler Jahre Kraft, Talent und Liebe gewidmet, bisher ein Heiligthum gewesen sei, so erbitte er sich die Erlaubniß, der Aufführung nicht beiwohnen und sich als beurlaubt ansehen zu dürfen. Von Jena aus bat er um seine Entlassung von der Intendanz. Wenn die Jagemann'sche Partei den Bruch zwischen dem Großherzoge und seinem Jugendfreunde durch ihre Intrigue unheilbar zu machen gehofft hatte, so ging ihre Rechnung fehl. Der Großherzog bereute bald seine Uebereilung. Wenige Tage darauf besuchte er den entflohenen Freund und traf ihn im Jenaischen botanischen Garten an. Lange hielten sie sich in stummer Umarmung fest, gingen dann zwei volle Stunden im Garten auf und ab und schieden völlig versöhnt. Goethe's Niederlegung seiner Intendanz wurde durch ein amtliches Schreiben vom 7. April, das er am 13. erhielt, vom Großherzoge genehmigt. Uebrigens war Goethe hocherfreut, die Theaterangelegenheit im Rücken zu haben. Er soll indeß im Verdruß über seine erschütterte Stellung in Weimar damals ernstlich mit dem Gedanken umgegangen sein, Weimar zu verlassen und den Anerbietungen, die ihm von Wien aus gemacht wurden, Folge zu geben. Das Theater besuchte er nicht mehr, und damit hört auch seine Theilnahme an der dramatischen Poesie auf."

*) Wir geben diese sehr bekannte Geschichte hier noch einmal wieder, theils des Zusammenhangs wegen, theils weil sie in dieser Fassung manche bisher nicht benutzte Züge enthält.

D. R.

* Norwegische Gedichte.

Uebertragen von P. J. Willatzen.

I. Die Palme.

(Nach Andreas Munch.)

Denkst des Gartens du auf Capri wieder,
Wo die hohe Palme einsam steigt,
Neben der der Lorber klein und nieder,
Die der Feigenbaum selbst nicht erreicht?
Ihr zu Füßen schuf die Tropenzone
Reicher Pflanzen eine Blumenau,
Doch die breite, leichtgewölbte Krone
Hat zum Hintergrund des Meeres Blau.

Und der Himmel ist mit Flammensprühen
Ob der Wunderinsel ausgespannt,
Und er macht die rothen Klippen glühen,
Hat der Erde Leben ausgebrannt.
Durch die Luft haucht nicht das schwächste Beben,
Schlaff hängt jede Blume, jedes Blatt —
Nur die schlanke Palme siehst du heben
Ihre Fächer in der Sonne Bad.

Und obgleich die Winde alle schweigen,
Diese Fächer schwanken leichtbewegt,
Zitternd sich die zarten Stengel neigen,
Wie von sanftem Flüsterhauch erregt.
Welche Kraft vermag es denn zu rühren
Diese Wipfel, wenn die Luft doch ruht?
Ist es Schlangenzischeln, das wir spüren,
Friedensgruß von Elfen, zart und gut?

O das Letzte, Letzte! Der Legende
Weißt du dich nicht zu entsinnen mehr,
Warum Gott im Palmenzweig uns sende
Seines Friedens ewige Gewähr?
Sprach's der Eremit nicht, der uns pflegte,
Dessen Zelle hoch am Felsen stand,
Der auf deine dunkeln Locken legte
Segnend seine dürre Priesterhand?

In dem Buch der Bücher steht's geschrieben,
Daß, als Israels mächt'ger Sehergreis
Einstmals vom prophet'schen Geist getrieben
Zukunftsbilder sah um sich im Kreis
Und er offen sah des Himmels Pforte
Und die Stimme er des Herrn vernahm,
Lang', wie sehr er lauschte ihrem Worte,
Nicht ergründete, woher sie kam.

Nicht war's aus der Donnerwolke Schmettern,
Die am Himmel schwarz und drohend stand;
Nicht war's aus des Samumsturmes Wettern,
Der aufwirbelnd trieb Arabiens Sand;
Nicht war's aus des Meeres tiefem Brausen,
Daß Jehovahs Stimme mächtig scholl —
Aber in der Palme stillem Sausen
Klang das Gotteswort verheißungsvoll.

Und seit der Zeit sind die hohen Palmen
Ueber alle Pflanzen hier gestellt,
Und seit der Zeit gehn des Friedens Psalmen
Aus von ihren Kronen in die Welt;
Denn vom Geist des Herrn, der einst vor Jahren
Säuselnd sich durch ihre Blätter schwang,
Wußten fromm und treu sie zu bewahren
Deutlich einen hehren Wiederklang.

Darum geht ein andachtschauernd Beben
Durch der Palme Zelt bei stillster Luft;
Darum kann ihr Wipfel sich erheben,
Schatten streun in Wüstengluth und Duft;
Darum ward ihr Grün auch auserkohren:
Vor den Heiland streute man es hin,
Als er einst ein König zu den Thoren
Zions einzog auf der Eselin.

Redete nicht so zu uns der greise
Pater, als in seinem Garten dort
Wir im Schatten blühnder Myrten leise
Lauschten seinem gläubig frommen Wort?
Siehst du ihn noch auf die Palme weisen,
Die im Gluthstrahl grünt, siehst du es wohl?
Hörst du noch ihn Gott voll Demuth preisen
Für des Friedens heiliges Symbol?

II. Der Seevogel.

(Nach E. Welhaven.)

Ein wildes Entchen wiegt sich
Am Meeresstrand in stiller Lust,
Die klare Welle schmiegt sich
Um seine reine Brust.

Ein Schütze klimmt am schroffen
Gefels des Ufers hier
Und zielt zum Scherz — getroffen
Hat er das liebe Thier.

Und der Vogel kann nicht jagen
Zum Neste heimathwärts,
Und der Vogel will nicht klagen
Seine Noth und seinen Schmerz.

Und darum taucht er leise
Zur Tiefe schweigend hinab,
Und die Fluth zieht ihre Kreise
Und schließt das spurlose Grab.

Am tiefen Meeresgrunde
Wallt Seetang dicht und frisch:
Da will er ruhn im Sunde,
Da wohnt der stumme Fisch.

Vom Künstlerverein in Bremen.

* Bremen, 1. Juli. Der hiesige Künstlerverein hat mit dem Juni sein zweites Vereinsjahr, während dessen sein neues prachtvolles Lokal ausgebaut und bezogen wurde, abgeschlossen. Es fanden nach dem Berichte, welchen der Vorstand einer General-Versammlung abstattete, im abgelaufenen Jahre (Juni 1857 bis Juni 1858) 39 Versammlungen Statt, in denen folgende Vorträge gehalten wurden: Ueber Natur und Kunst; das Schöne in der Natur; das Tragische, das Komische und den Humor; Erkenntniß des Wesens der Musik; über die Kunstschätze von Florenz; Paris; Pisa; Natur und Kunst im südlichen Frankreich; über Renaissance und Rococo; Cornelius, Schinkel und Rauch; den Krystallpalast von Sydenham; über ein Kunsturtheil aus Holland; das Jubeldrama von Mondsee; Corneille's Cid; das höhere Lustspiel der Franzosen und ihre Sittenkomödie; Beaumarchais; Rousseau und die Philanthropen; über Planeten- und Kometenbahnen; Bremens nächtlichen Himmel; englische Parlamentswahlen; Entdeckungen in Afrika; die Panamastraße und den Staat Sonora; über eine Episode aus der Reformationszeit; das osmanische Reich; einen Flibustier der neueren Zeit.

Ferner wurden vorgetragen der Prometheus des Aeschylus, der König Oedipus des Sophokles, die Iphigenie in Tauris des Euripides in moderner Form von Gravenhorst; die Tragödie Johanna Gray von einem Ungenannten; der dritte Gesang des Byronschen Childe Harold von Gildemeister; ein Festgruß an Spohr und ein Märchen von Ruperti.

Durch die musikalischen Mitglieder des Vereins wurden zur Aufführung gebracht: Die Symphonie in C moll von Beethoven; ein Doppelquartett von Spohr; Septette von Beethoven und Hummel; drei Quintette von Mozart, je eins von Schumann und Georg Schmidt; Quartette: von Mozart drei, Haydn drei, Romberg, Beethoven, Weber, Spohr, Mendelssohn je eins; Trios von Beethoven, Weber, Schubert und Mendelssohn; zwei Sonaten für Pianoforte und Violoncell von Beethoven, eine von Mendelssohn; eine Sonate für Pianoforte und Horn von Beethoven. Die Sänger des Vereins trugen eine Einweihungs-Cantate von Sobolewski und Männerquartette von Diabelli und Fischer vor.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Ferdinand Herzog zu Braunschweig und Lüneburg während des siebenjährigen Krieges. Von E. von dem Knesebeck. Zweiter Theil. — Denkwürdige Beiträge für Geschichte und Rechtsalterthümer, aus westfälischen Quellen gesammelt von Paul Wigand. — Hans Karl von Winterfeldt und der Tag von Mons am 7. September 1757. — Diplomatische Geschichte der orientalischen Frage. Von C. F. Wurm. — Philipp Melanchthon. Von J. F. T. Wohlfarth. — Die russische Verschwörung und der Aufstand vom 14. December 1825. Von Alexander Herzen. — Unterm Krummstab. Im Zwing und Bann. Roman von Robert Waldmüller. — Paul Werner. Ein Daguerreotyp von Theodor König. — Deutsche Kriminalgeschichten. Von J. Temme. — Vor dem Verstummen. Von A. von Maltitz.

— * Leopold Ranke wird seiner französischen Geschichte im 17. und 18. Jahrhundert nun auch eine Geschichte Englands während derselben Zeit folgen lassen. Er hat zu diesem Zwecke die Londoner Archive fleißig benutzt.

— * Aus Anlaß des mehrmals von uns erwähnten Buches „Aus Amerika“ von Julius Fröbel ist ein Briefwechsel des Verfassers mit Alexander von Humboldt in die Oeffentlichkeit gedrungen. Eine Frankfurter Correspondenz in dem zu St. Louis erscheinenden Anzeiger des Westens meldete, daß Humboldt an Fröbel einen anerkennenden Brief über dessen Buch „Aus Amerika“ geschrieben, und das gab Veranlassung zu derben Ausfällen sclavenhalterischer deutscher Blätter Newyorks, die Fröbel der Lüge bezüchtigten. Fröbel tritt nun im Anzeiger des Westens auf, erklärt, daß er sich nie der Verbindung mit einem der ersten Männer der Wissenschaft gerühmt, daß er aber seit 26 Jahren mit Humboldt in Verbindung stehe, zahlreiche Briefe von ihm erhalten und ihn seit 1846 nicht gesehen. „Nach 1848 habe ich es für eine Pflicht der Discretion gehalten“, schreibt Fröbel, „die Verbindung mit einem Manne in Humboldt's persönlicher Stellung auf die Zusendung einiger Fragmente von meinen Reisen in Amerika zu beschränken.“ Im Januar dieses Jahres erhielt Fröbel den in Rede stehenden Brief Humboldt's und läßt ihn ganz folgen. Humboldt dankt für das Schreiben und für das Geschenk eines geistreichen Buches über Nordamerika. „Ihr Andenken ist hier allen theuer“, schreibt Humboldt, „die mit Ihrem Geiste und ausgezeichneten wissenschaftlichen Kenntnissen vertraut waren, und ich habe mich Ihrer dauerhaften Freundschaft in dem neuesten Bande des „„Kosmos““, S. 541, gerühmt.“ Dann folgen einige treffende Bemerkungen über Fröbel's Buch, und Humboldt fährt fort: „Ihre nächste Schrift, „„Die politische Zukunft von Amerika““, möchte ich, der Urmensch, noch erleben. Fahren Sie fort, die schändliche Vorliebe für Sclaverei, die Betrügereien mit der Einfuhr sogenannter frei werdender Neger (ein Mittel, zu den Negerjagden im Innern von Afrika zu ermuthigen) zu brandmarken. Welche Gräuel man erlebt, wenn man das Unglück hat, von 1789 bis 1858 zu leben! Mein Buch gegen die Sclaverei ist in Madrid nicht verboten und hat in den Vereinigten Staaten, die Sie die „„Republik vornehmer Leute““ nennen, nur mit Weglassung alles dessen, was die Leiden der farbigen, nach meiner politischen Ansicht zum Genusse jeder Freiheit berechtigten Mitmenschen betrifft, kaufbar werden können. Ich lebe arbeitsam, meist in der Nacht, weil ich durch eine immer zunehmende, meist sehr uninteressante Correspondenz unbarmherzig gequält werde; ich lebe unfroh im neunundachtzigsten Jahre, weil von dem Vielen, nach dem ich seit früher Jugend mit immer gleicher Wärme gestrebt, so wenig erfüllt worden ist. Mit dem erneuerten Ausdrucke vieljähriger Freundschaft, welche politische Begebenheiten nie getrübt haben, Ihr stets unterfertiger A. Humboldt.“ . . . Fröbel zeigt an, daß er den Brief mit Humboldt's Erlaubniß veröffentlicht.

— * In Oldenburg beabsichtigt man dem verstorbenen Großherzog Paul Friedrich August ein Denkmal zu setzen, und der leidende Julius Mosen giebt dazu in dankbarer Anhänglichkeit und pietätvoller Erinnerung eine schöne Beisteuer. Er läßt nämlich zum Besten der Unternehmung sein Drama „Der Sohn des Fürsten“, das den bekannten Stoff aus der Jugend Friedrichs des Großen behandelt und seiner Zeit als eines der bedeutendsten und wirksamsten Stücke der Oldenburger Bühne sehr beliebt war, zum ersten Mal drucken. Das somit ein zwiefaches Interesse erregende Werk erscheint in diesen Tagen zu Oldenburg in der Schulzeschen Buchhandlung.

— * Dem Marinerath und Dichter Wilhelm Jordan ist es auch in diesem Jahre gelungen, vom Bundestage die Verlängerung seiner Pension von 1000 Thalern zu erhalten.

— * Seit Kurzem befindet sich Moritz Hartmann auf einer Reise in Deutschland. Von seinem Fußleiden, das er sich in Folge eines unglücklichen Sprunges von einem französischen Postwagen herab zuzog und welches sich dann, durch Hartmann's Aufenthalt in der Türkei während des Krimfeldzuges, dermaßen verschlimmerte, daß der Kranke, nach Paris zurückgekehrt, dort ein langwieriges Siechthum zu bestehen hatte, ist er nunmehr glücklich geheilt. Die Leiden der letzten Jahre haben ihn indeß sehr altern lassen.

— * Der englische Reisende Dr. Livingstone ist auf seiner zweiten afrikanischen Wanderung am Cap der guten Hoffnung im besten Wohlsein eingetroffen.

— * Jenny Lind wohnt jetzt auf einem von ihr gemietheten Landhause bei London.

— * Das vor fünf Jahren gegründete germanische National-Museum zu Nürnberg besitzt jetzt bereits als eine selbständige, staatlich garantirte juristische Person ein werthvolles Grundeigenthum mit großartigen, dem Zwecke vollständig entsprechenden Gebäulichkeiten, die Karthause in den Mauern der Stadt Nürnberg, und darin in schöner, wohlgeordneter Aufstellung schon zu einer Bedeutendheit durch Geschenke, Vermächtnisse, Ankäufe und Hingabe mit Eigenthums-Vorbehalt angewachsene wissenschaftliche und Kunst-Sammlungen für die Erläuterung der öffentlichen, kirchlichen und bürgerlichen Zustände deutscher Vorzeit: eine deutsch-historische Bibliothek von 25,000 Bänden, ein Archiv von 12,000 Urkunden und Aktenbänden, eine Münz- und Medaillen-Sammlung von 4500 Stück, eine Siegel- und Wappen-Sammlung von 9000 Stück, eine Gemälde- und Miniaturen-Sammlung von 1900 Stück, eine Handzeichnungs-, Kupferstich- und Holzschnitt-Sammlung von 3700 Blättern der vorzüglichsten Meister, eine Sammlung historischer Abbildungen von Begebenheiten in Krieg und Frieden, von Monumenten, Gebäuden, Städte-Ansichten und Karten, Bildnissen von Persönlichkeiten rc. von 6200 Blättern, eine Sammlung aller Gattungen von Sculpturen und Schnitzwerken in Original und Abgüssen von 600 Stück, eine Sammlung von Waffen- und Kriegsgeräth, Kirchen- und Hausgeräth von 3000 Stück. Zur Herstellung wohlgeordneter Verzeichnisse und Repertorien hat das Museum, so weit vorläufig seine Einnahmequellen reichten, eine Zahl tüchtiger Fachmänner als ständige Beamte und Arbeiter angestellt, deren Gesammtzahl sich jetzt schon auf 30 Personen beläuft. Das Repertorium der deutsch-historischen Literatur zählt über 60,000 Nummern, darunter 25,000 für Handschriften; überdies noch 36,000 Nummern der dazu gehörigen Namens- und Sach-Registerblätter; das Repertorium der Urkunden besteht aus nahe an 130,000 Nummern, das Repertorium der Kunst- und Alterthums-Gegenstände aus 54,000 Nummern, außerdem noch ein Bilder-Repertorium mit 14,000 Durchzeichnungen in vollkommen systematischer und alphabetischer Aufstellung. Diese drei verschiedenen Repertorien sind durch ein kurzgefaßtes Uebersichts- oder General-Repertorium zum Ganzen vereinigt, wozu bereits gegen 70,000 Blätter gefertigt sind, somit im Ganzen bis jetzt circa 360,000 Blätter zum Handgebrauche bereit. Das National-Museum besitzt vermöge Unterstützung deutscher Monarchen, Fürsten, Städte, Corporationen und Privaten (1560 an der Zahl) eine jährliche Rente, die ein Kapital von fast 300,000 fl. repräsentirt, ein Grundvermögen von fast 100,000 fl., einen Schätzungswerth in seinen Sammlungen und Vorräthen von über 150,000 fl.

— * Pergolese's Sterbehaus. Den Westermannschen illustrirten Monatsheften entlehnen wir die folgende Notiz: „Unweit Neapel, in der Nähe des Vesuvs, sieht man, von dichten Weinranken umgeben, ein unscheinbares aber freundliches Häuschen, welches gegenwärtig von Arbeitsleuten bewohnt wird, einst aber der letzte Aufenthalt eines großen musikalischen Genies war und eins der berühmtesten Kunstwerke entstehen sah. Pergolese wohnte hier die letzte Zeit seines leider nur kurzen Lebens und hoffte von der stärkenden Luft jener Gegend die Wiedererlangung seiner schwankenden Gesundheit. Mit schwächlichem Körper geboren, verkürzte die zügellose Neigung zu raschem Genusse sein kostbares Leben und seine melodienreiche Brust erlag einer zehrenden Krankheit. In dem oben erwähnten Häuschen starb Pergolese 1733, erst siebenundzwanzig Jahre alt, nachdem er noch in der letzten Zeit seiner Leiden das unsterbliche Stabat mater componirt hatte. Zu seinen Lebzeiten war sein Ruhm zu jung, um sehr bekannt zu sein; aber die wenigen Proben seiner erhabnen Begabung wurden später als Muster der edelsten Art geschätzt. Ein düsterer, melancholischer Zug zeichnet alle seine Werke aus, gleich als flehe darin eine starke, große Seele um die Befreiung aus dem schwachen Gefäß des gegen irdische Einflüsse widerstandlosen Körpers.“

— * Die Beschlüsse, welche die im Frühjahr gehaltene Versammlung von Theater-Intendanten und Directoren in Dresden faßte, treten nachgerade ins Leben. Es wurde damals unt. And. beschlossen, dem argen Unwesen der Agenturen entgegenzuwirken, um die Schauspielerwelt von diesem Krebsschaden zu befreien. Es soll nun im Herbste zu Berlin ein Centralbureau errichtet werden, an welches sich die Bühnenmitglieder wenden können. Ferner erscheint schon vom Juli ab in Berlin ein „Deutsches Theater-Archiv und officielles Geschäftsblatt des deutschen Bühnen-Vereins“ unter der Redaction von Friedrich Adami, als amtliches Organ des Vereinspräsidiums. Es soll sich der Kritik über die Erscheinungen des Tages enthalten, dagegen Repertoir-Uebersichten und statistische, kunstwissenschaftliche und literarische Artikel bringen. Laube, Gottschall, Rötscher, Schneider werden unter den Mitarbeitern genannt.

— * Die Dresdener Hofbühne erlebte am 20. Juni einen bewegten Abend. Der „Tannhäuser“ von Richard Wagner, welcher seit der Flucht des Componisten in Folge seiner Betheiligung an der Mairevolution von 1849 sammt seinen anderen Schöpfungen von der Dresdener Bühne verbannt gewesen war, wurde zum ersten Male wieder gegeben. Die Titelrolle ward von dem von schwerer Krankheit genesenen Tichatscheck, die Elisabeth von Johanna Wagner, welche sie vor dreizehn Jahren zuerst in Dresden gab, dargestellt. Die Theilnahme des Publikums war an diesem eigenthümlichen Abend eine sehr lebhafte und herzliche. Es wird bei dieser Gelegenheit erwähnt, daß sich mehrere Regierungen bei der sächsischen für Wagner verwandt und für ihn die Erlaubniß zur Rückkehr erbeten hätten. Es soll von Dresden aus erwiedert sein, Wagner habe den gewöhnlichen Weg einzuschlagen, nämlich sich bei dem Gerichte zu melden.

— * Das Trauerspiel „Genoveva“ von Hebbel wurde in neuer Bearbeitung auf der Hofbühne zu Weimar in Gegenwart des Verfassers aufgeführt. Die schöne Dichtung machte, einige grelle und peinigende Scenen abgerechnet, einen tiefen Eindruck.

— ** Bremen, 29. Juni. Die hiesige Singakademie hatte beschlossen, ihrem früheren verehrten Leiter, dem verstorbenen Organisten Riem, ein Denkmal auf seinem Grabe zu errichten. Adolf Steinhäuser hier erhielt zuerst den Auftrag, eine Zeichnung dafür zu machen und lieferte sie, aber der Tod des talentvollen jungen Mannes verhinderte die Ausführung. Nachher sandte Karl Steinhäuser in Rom eine Zeichnung zu einem Relief ein, den Genius der Musik, an eine Palme sich lehnend, und von dem seit etwa vier Wochen hier anwesenden Bildhauer, D. Kropp aus Bremen, ward ein Modell einer weiblichen Gestalt, die geistliche Tonkunst darstellend, angefertigt. Für die Annahme des letzten Entwurfs hat die Singakademie in ihrer jüngsten Sitzung sich bestimmt, und der junge Künstler wird nun hier sein Modell in Lebensgröße, und zwar in Sandstein, ausführen.

— * Schiller und das Buch von Palleske. Im letzten Feuilleton schrieben wir einige Worte über „Schillers Leben und Werke“ von Emil Palleske, und zwar auf Grund einer Recension von Varnhagen von Ense. Die Stellung dieses Buch zum Gegenstande, den es behandelt, und zum jetzigen Standpunkte der Schillerkritik scheint uns besonders richtig durch die „Grenzboten“ bezeichnet zu werden, wenn zwar auch Einiges dort zu sehr auf die Spitze getrieben sein mag. Es heißt nämlich in dieser Zeitschrift: „Zu den dankbarsten Aufgaben unserer Tage gehört ein Leben Schillers zu schreiben. Seit Hofmeister ist nichts Bleibendes darin geleistet worden, denn die Arbeiten von Hinrichs und Schwab können auch die bescheidensten Ansprüche nicht befriedigen. Wir möchten bei dieser Gelegenheit an die vortreffliche Parallele erinnern, die Strauß in seinen Charakteristiken zwischen Hinrichs und Hofmeister zieht. Seit Hofmeister hat sich aber das Material reißend vermehrt und wir sind fast, wie bei Goethe, in Stand gesetzt, dem Dichter auf Schritt und Tritt zu folgen. Da ferner das Interesse für Schiller fortwährend zunimmt, so ist die Zeit für eine solche Arbeit so günstig wie möglich. Wir wünschen dem vorliegenden Versuch, dessen ehrenwerthes Streben und warme Begeisterung für die Sache wir gern und freudig anerkennen, einen guten Erfolg, können aber die Bedenken nicht verschweigen, die uns schon in diesem ersten Band Form und Inhalt einflößen. Der Verfasser sagt in der Vorrede, die Kritiker hätten gegen Schiller viel Einwendungen gemacht; „aber wer viel unter Menschen kommt, kann sich überzeugen, sie drangen nicht ins Volk. Wie durch eine stille Uebereinkunft hat sich das Publikum verschworen, weder auf die strenge Meisterin Kritik, noch auf den Vorwurf des Heidenthums, noch auf das Gerede, er sei kein Dichter, zu achten . . . einer solchen Stimmung gegenüber hat jeder Biograph eine herrliche, eine verzweifelte Aufgabe, wenn er nicht gewiß ist, daß alle Schatten in seinem Bilde nur dazu dienen das Licht zu erhöhen, so werfe er den Pinsel weg“ u. s. w. Zunächst ist das wohl eine wunderliche Gemüthsverfassung für einen Geschichtschreiber. Wenn der Geschichtschreiber erst bei dem verehrungswürdigen Publikum anfragt, was für eine Art der Darstellung es wünsche, wenn er nicht in seinem Innern das volle Bewußtsein der Wahrheit vorfindet und die Nothwendigkeit sie zu verkünden, gleich viel was das verehrungswürdige Publikum dazu denkt, so möchten wir unsererseits rathen den Pinsel wegzuwerfen, denn der Geschichtschreiber hat nicht die Aufgabe dem Publikum zu schmeicheln, sondern es zu belehren, und das Publikum ist viel dankbarer gegen den, der es belehrt, als gegen den, der ihm schmeichelt. Sodann möchte jener Ansicht ein factischer Irrthum zu Grunde liegen. Schillers Name ist freilich sehr populär, wie ja die verschiedenen Schillervereine, Schillerstiftungen u. s. w. beweisen, es wird in diesen Vereinen viel Artiges über Schiller gesagt und doch wagen wir die Behauptung, daß er viel weniger gekannt, viel weniger gewürdigt ist, als er verdient. Die Mehrzahl setzt sich ein Bild aus Karl Moor, Marquis Posa und Max Piccolomini zusammen und hält dies Zerrbild für Schiller. Es ist für den Dichter kein Glück, daß ihn jeder Tertianer auswendig lernt, denn für den Tertianer giebt es freilich keine populäreren Charaktere als Karl Moor, Marquis Posa und Max Piccolomini, und die Reminiscenzen dieser Lebensperiode sind schwer zu verwischen. Für das reifere Alter ist jetzt Goethe viel populärer als Schiller. Der Verfasser hat den Versuch gemacht, auch die erste Entwicklungszeit seines Helden bis 1785 so darzustellen, daß das Publikum davon erbaut werden soll. Er hat in dieser Beziehung keinen entschiedenern Gegner als Schiller selbst. Wie Schiller seit seinem Verkehr mit Goethe oder auch noch früher über seine älteren Dichtungen urtheilt, ist allgemein bekannt, es muß aber hinzugesetzt werden, daß etwa Tieck ausgenommen alle bedeutenden Männer jener Zeit seine Meinung theilten. Man erkannte in ihnen die Werke eines außerordentlichen Talents, aber eines Talents, das nicht bloß unreif war, sondern in die heilloseste Verwilderung zu fallen drohte. Nicht Max Piccolomini, sondern der Mediciner, der dem Zusammenhang der thierischen mit der menschlichen Natur nachspürt, spricht sich in diesen Dichtungen aus. Aber auch im Leben. Wenn die Thatsachen einmal berichtet werden, warum soll man das Urtheil zurückhalten! Schiller war freilich niemals der Mann der feigen Reue, der im Sündengefühl schwelgte; sobald er mit seiner Vergangenheit brach, entfernte er sie aus seinem Gesichtskreis und leistete dadurch Genugthuung, daß er Großes schuf und edel lebte. Aber wenn einmal die Gestalten seiner Vergangenheit vor ihm auftauchten, konnte er sich doch einer gewissen Scham nicht erwehren; ja manche anscheinend gehässige Angriffe gegen andere werden nur aus diesem Schamgefühl über seine eigene Vergangenheit erklärlich. Man hat die bekannte Recension über Bürger sehr scharf getadelt, und Bürger hatte in der That Grund sich zu beschweren, nicht über die Ungerechtigkeit, wohl aber über die Lieblosigkeit des Kritikers; aber wenn dieser so scharf den Satz hervorhob, daß aus einem unharmonischen Leben, aus einem unharmonischen Gefühl nothwendig auch unharmonische Dichtungen hervorgehen, so meint er ebenso sehr den Dichter des Fiesco als den Dichter der Lenore. Schon der Kritiker von 1783 und 1784 hatte das stille Gefühl, daß in seinem Innern irgend etwas nicht richtig sei. Er hatte zugleich, und das unterscheidet ihn von Bürger, das Gefühl seiner Kraft und seines eisernen Willens, die Verwirrung zu lösen, sobald er sich nur mit seinem Bewußtsein ins Klare gesetzt. Man verstehe unter der Verwilderung seiner frühern Jahre nicht etwa Verstöße gegen das äußere Sittengesetz; an denen hat es Goethe auch nicht fehlen lassen: es ist vielmehr eine trübe Gährung des Gefühls, in der edle und unedle Motive durcheinanderwogen, ein Ueberstürzen der Kraft, das nicht selten in Schwäche übergeht, ein fortwährendes Schwanken zwischen Extremen, eine Unsicherheit des Gefühls, welche die größten Bedenken für die Zukunft erregen mußte. Der Dichter des Werther war trotz seiner leidenschaftlichen Regungen eine ebenso harmonische Natur als der Dichter des Tasso. Ihm gab ein Gott zu sagen, was er litt und sich dadurch zu befreien. Schiller wußte in seiner frühern Periode in seinen Dichtungen noch nicht bestimmt auszudrücken, was ihn bewegte, und so wenig Karl Moor, Fiesco oder Don Carlos sich klar machten, was sie eigentlich wollten, so wenig wußte es ihr Dichter. Noch 1785, wo er mit dem Gedanken umging, Minister zu werden, stand er auf einem gefährlichen Abwege; dann freilich folgte die Periode der Läuterung, er hatte dem Verkehr mit Körner, mit Humboldt, mit Goethe, er hatte seiner Heirath und seiner Stellung in Jena sehr viel zu danken, das Meiste freilich seiner eignen Kraft. Und hier war es die Aufgabe des Biographen, auch in den wüsten Verirrungen der Jahre 1781 bis 1785 die Spuren der geistigen Kraft nachzuweisen, die sich später so herrlich entfaltete. Dazu gehört freilich eine größere Ruhe und Besonnenheit, als sie der Dichter des Monmouth besitzt. Er spricht in beständigen Superlativen, er ist in einer beständigen Begeisterung. Das Verhältniß zu Laura, zu Margarethe, zu Lotte Wohlzogen, zu Fr. von Kalb und die zahlreichen andern Verhältnisse, die man gelinde gesagt als Faseleien bezeichnen muß, bespricht er in einer Weise, als handle es sich um das tiefste Gefühl. Wenigstens hätte er es doch humoristisch erzählen müssen, wie es z. B. Schwab thut. Was das Verhältniß zu Fr. von Kalb betrifft, so wollen wir mit dem Biographen darüber nicht rechten, da in solchen Dingen die Ansichten sehr getheilt sind; obgleich wir nicht verhehlen können, daß auch uns das ganze Verhältniß von Anfang bis zu Ende einen widerwärtigen Eindruck macht; aber was wir einem Aesthetiker nicht hingehen lassen können, ist die Begeisterung für die Sprache, in der die beiden Herrschaften miteinander verkehren. Wer in diesem hochtrabenden unnatürlichen Schwulst wahres und tiefes Gefühl sucht, der hat noch viel an sich selbst zu arbeiten, bevor er darauf rechnen kann, das schwere Amt eines Geschichtschreibers gewissenhaft auszuüben. Hätte der Verfasser die spätern Beziehungen der Fr. von Kalb zu Jean Paul aufmerksam studirt, so würde sich seine Begeisterung einigermaßen abgekühlt haben. Diese Einwendungen —, und sie scheinen uns nicht unerheblich, — mußten wir machen, um gerade bei einem Buch, dessen Popularität wir wünschen und voraussagen, einer schädlichen Einwirkung auf die öffentliche Meinung entgegen zu arbeiten. Die großen Vorzüge desselben werden dadurch nicht aufgehoben: eine glühende Begeisterung für den Mann, in dem Deutschland mit Recht eine seiner schönsten Erscheinungen ehrt; eine warme, belebte, geschickt gruppirte Darstellung, und eine freudige Zuversicht in das Gedeihen unserer Poesie, die wir auch dann achten, wenn sie nicht ganz von Illusionen frei ist.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 28. Bremen, 11. Juli. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Kakodaemon der Schreckliche.

Erzählung von B. Tschischwitz.

Das sind glückliche Zeiten, die ersten Semester auf der Akademie, wer wüßte es nicht? Da liegt das Leben noch sonnenbeleuchtet vor dem Blicke des hoffenden Jünglings; in hunderterlei Gestalten ladet die Freude ihn zum Genuß ein, und jedes rosig aufglühende Morgenroth ist ihm der Verkündiger immer neuer Herrlichkeiten. Des Lebens Aengsten, er hat sie für ein Paar Jahre hinweggeworfen, und noch ist es ihm vergönnt, den Ernst und die Sorge von seiner Stirn zu scherzen, indem er eingedenk ist des Liedes:

> Weg mit den Grillen und Sorgen,
> Brüder, es lacht ja der Morgen
> Uns in der Jugend so schön;
> Laßt uns die Becher bekränzen,
> Laßt bei Gesängen und Tänzen
> Uns durch die Pilgerwelt gehn,
> Bis uns Cypressen umwehn!

Noch mischt sich in die Freuden des harmlosen, glücklichen Fuchses nicht das drohende Gespenst, die unheimliche Nachtgestalt des Examens, das als Pförtner an den Eingang gestellt ist, durch den er einst aus seinem Paradiese in die Menschenwüste ziehen soll, die wir Welt nennen; noch sind die Wissenschaften das für ihn, was sie vernünftiger Weise für einen jeden Menschen sein müßten, ein lauterer Quell thaufrischen Wassers, mit welchem der Durstige seine Seele letzt, nährt und veredelt, und nicht, wie später so manchem, das ergiebige Euter der Kuh, aus deren Milch er die Butter bereitet, die er auf's Brot schmiert.

Doch, wir könnten mit dieser Apotheose des Fuchsthums noch lange fortfahren, hätten wir nicht auf unsere schönen Leserinnen und diejenigen unserer Leser Rücksicht zu nehmen, die mit akademischen Verhältnissen weniger vertraut sind, und in deren Interesse wir es erachten, unserer Erzählung von „Kakodaemon dem Schrecklichen“ einige erläuternde und abkühlende Worte voranzuschicken.

Es muß nämlich hier hervorgehoben werden, daß nicht alle Studirende in gleicher Weise dieser idealen Auffassung des Studentenlebens huldigen; daß vielmehr, leider müssen wir es gestehen, sich auch auf diese grünen Inseln des freien Geistes, als welche wir die Hochschulen mitten in dem Sandmeere des Materialismus betrachten können, die Gemeinheit, die Niedrigkeit der Gesinnung, das entwürdigende Streben nach materiellen Vortheilen, nicht selten auch, und die letzten Jahre beweisen uns dies durch genügende Beispiele, die verächtlichste Heuchelei einschleichen und, durch Umstände begünstigt, häufig genug, wie man zu sagen pflegt, ihr Glück machen. Es ist zu allen Zeiten der Fall gewesen, daß die Klugheit mit der braven Gesinnung im Kampfe liegt; warum sollte sie es nicht auch auf Universitäten, zumal in Zeiten, wo die Unsicherheit der Verhältnisse den einen zu überspannten Hoffnungen und Wünschen, den andern zu ungerechtfertigten Befürchtungen veranlaßt? Die Schicksale des jungen Mannes, den wir als Helden in unsere Erzählung einführen, dürften geeignet sein, auch denen, die dem Universitätsleben fern stehen, einen tieferen Blick in dasselbe zu eröffnen.

Der harmlose Fuchs, der im Jahre des Heils 1848 auf einer mitteldeutschen Universität die oben geschilderten Wonnen zu genießen begann, hieß mit seinem spießbürgerlichen Namen eigentlich schlechtweg Peter Janke, doch erwarb er sich den romantischen Namen Kakodaemon durch Heldenthaten, die würdig sind denen, von welchen uns Zachariae in seinem Renommisten erzählt, an die Seite gesetzt zu werden.

Man muß ihn gekannt haben, den hoffnungsvollen Jüngling, der bei seinem ersten Auftreten die Augen aller seiner Commilitonen auf sich zog. Groß und stark wie ein Hüne, gaben ihm seine schlichten bis auf die Schultern herabhängenden Haare, seine breite aufgeworfene Nase, seine fischblauen, unruhig umherglotzenden Augen und die kräftigen Fäuste, die mit krampfhafter Energie stets einen mit Blei gefüllten Ziegenhainer schwangen, dasjenige vortheilhafte Aussehen, das bei einem Fuchse besonders den Verbindungsstudenten zu imponiren pflegt. Es konnte nicht fehlen, daß Peter bei so hervorragenden Eigenschaften sogleich von mehreren Verbindungen „gekeilt“, d. h. auf verschiedene Weise zum Eintritt in dieselben aufgefordert wurde, doch blieb er in den ersten Tagen gegen alle dergleichen Aufforderungen taub. Seine neue sammtne Pikesche mit den mächtigen Trobbeln, den großen übersponnenen Knöpfen und den armsdicken Fangschnüren, die sich ihm um Brust und Schulter wanden, machten ihn zum Gegenstande der Sehnsucht bei den Corps, während das lange Haar und die schwarz-roth-goldne Kokarde an seiner Mütze wieder bei der Burschenschaft größere Hoffnungen auf seinen Besitz erweckte. Die freien politischen Verhältnisse hatten in jenem Jahre eine rasche Entwickelung dieser letztgenannten studentischen Verbindungen auf allen deutschen Universitäten herbeigeführt, und der Zudrang zu ihnen war damals ebenso stark als kaum zwei Jahre später die Flucht aus denselben. Damals wehten von allen Thürmen schwarz-roth-goldne Fahnen, die Kinder auf den Straßen sangen schwarz-roth-goldne Lieder, und bei den Damen war schwarz-roth-gold Modefarbe geworden.

Der politische Himmel glich in jener Zeit derjenigen weißen Wand, die man in einem dunklen Saale ausspannt, um darauf Schattenbilder aller Art erscheinen zu lassen. Was gaukelte da nicht Alles an dem neugierig schauenden Publikum vorüber. Da erschien zuerst Deutschland mit allen seinen Gebirgen, Flüssen, Seen, Städten und Dörfern, und die starren, festen Gränzen, die sich in wunderlichen Schlangenwindungen durch seine herrlichen Gauen ziehen, begannen sich zu bewegen und zu zerfließen, und Alles schwamm durch einander, und die weiße Wand gewährte dem entzückten Publikum den Anblick eines einigen Deutschlands; von den Karpathen bis an

das brausende Meer im Westen war kein Grenzstein zu finden, und kein schnurrbärtiger Mauthbeamter incommodirte die Reiselustigen, welche auf den Fittichen des Dampfes nach Frankfurt am Main flogen, um die Paulskirche zu sehen, und die Vaterlandsbeglücker, die in ihr tagten. Aber nicht das Land allein, nein, auch das Meer bot einen eigenthümlichen, noch nie gesehenen Anblick dar; die ganze Fläche von der westdeutschen Niederung an bis weit hinauf zwischen Schottland und Norwegen, die zwar stets von den Engländern deutsches Meer, von uns Deutschen aber mit bescheidener Verleugnung jeglichen Nationalgefühls immer „Nordsee" genannt ward, erbrauste in freudiger Bewegung, und auf der weißen Wand erschien mit großen, schwarzen Buchstaben, wie damals auch noch auf der deutschen Karte mancher Atlanten die Aufschrift: DEUTSCHES MEER. Dann erhoben sich, erst schüchtern und vereinzelt, hierauf stolzer und zahlreicher, vom Winde geschwellte Segel, und gewaltige, prachtvoll aufgetakelte Linienschiffe donnerten dem großen Mutterlande, das sie erstehen hieß, aus hundert Röhren ihre Grüße entgegen, das DEUTSCHE MEER in stolzer Fahrt durchkreuzend. Eine neue Herrlichkeit schien heraufzusteigen, als sich auf der weißen Wand auch der alte Barbarossa, der lang verheißene Messias unseres Volkes blicken ließ. Langsam und majestätisch schritt er aus der Paulskirche heraus; aber er sah noch sehr schläfrig aus; er trug keinen Helm, sondern eine Schlafmütze, und statt der Reisigen und flatternden Standarten, die er im Leben stets mit sich geführt, umgaukelte ihn ein Heer von Schalksnarren, die mit Schellen klapperten und schlechte Witze machten; das Publikum aber klatschte dennoch Bravo, und die geistreichen nannten den wieder erstandenen Kaiser „eine schöne, deutsche Idee." Die schöne deutsche Idee, mit den Schalksnarren und Schellen verschwand zur Linken, und „Ende des ersten Aktes" rief die schnarrende Stimme irgend eines deutschen Lampenputzers ins entzückte Publikum hinein.

Der Verlauf unserer Geschichte verlangt es, daß wir bei dem ersten Akte stehen bleiben. Die Illusion war damals so mächtig im Publikum, daß sich das gerührte Parterre ganz und gar dem Genuß „der schönen, deutschen Idee" überließ und in Erinnerungen vergangener Zeiten schwelgte. Die Logen waren in diesem Akte ganz leer; es ist bekanntlich vornehm, das Theater erst in den letzten Akten zu besuchen. Die Galerie aber war sehr zahlreich besucht; ihr gefielen besonders die Schalksnarren mit ihren Schellen und schlechten Witzen, ja sie wagte es sogar, den alten Barbarossa, als er abtrat, laut zu rufen und unter großem Lärmen und dem stürmischen Geschrei „Weiterspielen" eine so ärgerliche Störung hervorzurufen, daß sie polizeilich zur Ruhe gebracht werden mußte. Den ärgsten Lärmern wurden Sperrsitze außerhalb des Theaters angewiesen, was um so nothwendiger war, als in den folgenden Akten die „haute volée" die Logen zu füllen begann, die doch unmöglich durch die vorlaute Canaille belästigt werden durfte. Auch im Parterre waren einige Stimmen für „Barbarossa" und „Weiterspielen" laut geworden. Es waren dies mehrere kräftige Jünglingsgestalten mit schwarz-rothgoldnen Cereviskappen, auf deren Deckel ein schwarzer Doppeladler gestickt war, und breiten, schwarz-roth-goldnen Bändern über die Brust. Dies waren, wie der Leser leicht errathen wird, deutsche Studenten, und zum besseren Verständniß fügen wir noch hinzu, derjenige Theil deutscher Studenten, auf deren jugendliche Gemüther die feige Rücksicht auf die Zeitumstände und die blendende Lockung materieller Vortheile noch nicht einen so lähmenden und tödtenden Einfluß ausgeübt hat, um sich, außer für gutes Bier, nicht noch für eine „schöne, deutsche Idee" begeistern zu können.

Auch unser Freund, der Held dieser Erzählung, war von dem, was um ihn oder vielmehr vor ihm sich zutrug, ergriffen, hingerissen, begeistert. Mit Leib und Seele schwor er, der Sache der Burschenschaft, des Vaterlandes treu zu bleiben, seinen unentweihten Schläger nur ihr zu weihen; und als untrügliches Zeichen dieses frommen Gelübdes prangten bald die Farben der Burschenschaft auf seiner Hünenbrust, und eine geheimnißvolle, mit Gold verzierte Naht auf seiner Mütze bewies, daß er bereits der Feier des Landesvaters beigewohnt. Von diesem Augenblicke an war er der Löwe des Tages. Gehobenen Hauptes schritt er stolz durch die Straßen, indem er eine martialische Miene annahm, für seinen triumphirenden Weg nur die breiten Steine in der Mitte der Straße auswählte und jeden mit dem Ellenbogen oder der Schulter grob anstieß, der ihm begegnete und nicht früh genug aus dem Wege ging. Kein Fuchs irgend einer anderen Verbindung war vor seiner Herausforderung sicher, zumal da er schon in den ersten Wochen eine gute Klinge schlagen lernte; seine eigenen Verbindungsgenossen bewunderten ihn als das Muster eines Heldenjünglings und gaben ihm, in Anerkennung seiner Verdienste, den Namen „Kakodaemon, dem man bald noch die deutsche Erklärung „der Schreckliche" hinzufügte. In keinem öffentlichen Lokal nämlich ließ Kakodaemon sich blicken, ohne daß bei seinem Eintreten die Füchse anderer Verbindungen schüchtern ihr Bier ausgetrunken und sich geräuschlos entfernt hätten; und nur die alten Häuser hielten ihm männlich Stand, freilich nur um ihre Tollkühnheit durch eine Schmarre im Gesicht zu büßen, denn Kakodaemon hatte sich gewöhnt mit einem jeden Streit anzufangen, der nicht rothschwarz-goldne Farben trug und jeden auf sechs „blutige" zu fordern, der einen schönern Schnurrbart hatte, als er selbst. Es würde ermüden, wollten wir all die Triumphe erzählen, die der würdige Jünger der Musen beim Beginn seiner akademischen Laufbahn auf den kleinen Schlachtfeldern davon getragen, die man in einem Wäldchen, nahe an der Universitätsstadt, wo er „grassirte", wöchentlich um seinetwillen anstellen mußte. Kürzer können wir sein, wenn wir seiner Fortschritte in der Wissenschaft Erwähnung thun. Kakodaemon war nur selten im Colleg zu sehen, und hierin wich er entschieden von seinen Verbindungsgenossen ab, die bisher ihre Ehre darin gesucht hatten, in wissenschaftlichen Bestrebungen andere Verbindungen zu übertreffen. Seine Freunde ließen es zwar nicht an Ermahnungen und Vorstellungen fehlen, doch scheiterten diese an seiner unausrottbaren Antipathie gegen ruhige, geistige Beschäftigung. Er hatte das Studium der Jurisprudenz gewählt und war der Meinung, wenn er nur die letzten zwei oder drei Semester „solide" würde, so könne es ihm bei den herrlichen, politischen Aussichten an einer ruhmreichen Laufbahn nicht fehlen; so verstrichen unserem Helden die ersten Semester, und an der weißen Wand wurden die letzten Akte abgespielt. Der Schluß war effektvoll genug; Kanonendonner und Kleingewehrfeuer; dazwischen rauchende Städte und Dörfer; man sah, wie die deutsche Flotte die Segel strich und abtakelte, die langweilige Gleichmäßigkeit von den Karpathen bis zum deutschen Meere (man verzeihe den frechen Ausdruck), hörte wieder auf, und schön gewundene Schlangenlinien zogen sich wieder durch die herrlichen Gauen Deutschlands. Wer vor 48 einen Stieler'schen Atlas gekauft hatte, brauchte Gottlob 51 noch keinen neuen. Dies Mal klatschten aber die Logen Bravo, und nur schüchtern hörte man einige Stimmen im Parterre zischen.

Für unsern Helden war dieser Wechsel der Dinge höchst fatal. Er hatte Nichts gelernt, weil er sich ganz auf seine Gesinnung verlassen hatte, und seine Gesinnung war, wie seine Farben bewiesen, eine roth-schwarz-goldne. Was halfen ihm unter solchen Umständen Farben und Gesinnung? Kakodaemon der Schreckliche wurde ingrimmig und verbittert. Er fing an gegen den Zeitgeist zu fluchen, seine Gesinnungsgenossen mit ihren schwärmerischen Ideen zu verhöhnen, das undankbare Vaterland anzuklagen, dem er bisher die Kraft seines Armes geweiht habe, obgleich dies in der That nur in so weit der Fall war, als er im Namen der deutschen Freiheit schlaftrunkene Nachtwächter geprügelt und harmlose Füchse für Bagatellen auf die Mensur gefordert hatte. Kakodaemon der Schreckliche wurde immer verbitterter, jemehr die neue Wendung der Dinge ihm gefahrdrohend ward. Schon hatte man ihm die fernere Stundung der Collegiengelder verweigert und ihm ein Stipendium entzogen,

das ihm bisher eine recht angenehme Existenz gesichert hatte. Die kleinen Schikanen des Universitätsprocurators, anfänglich nur versteckt gegen die Burschenschaft versucht, wurden offener und häuften sich von einem Tage zum andern. Citationen folgten auf Citationen, und unser Hüne hörte auf zu „grassiren.“ Unter dem Vorwande fleißig zu studiren, zog er sich in die Einsamkeit seiner Wohnung zurück, die in einem Garten vor der Stadt lag; dort brütete er von nun an Tagelang über finstern Planen. Er fluchte dem Puchta, er fluchte den Pandekten, die Jurisprudenz widerte ihn an, er las nur, auf seinem Sopha lang ausgestreckt, Uebersetzungen französischer Romane. Ein nachhaltiger, moralischer Katzenjammer hatte sich der Seele des großen Kakodaemon bemächtigt. Es muß anders werden, das schwor er in seinem Innern, und deßhalb ließ er den Barbier kommen und sich mit dem langen Barte zugleich den Stolz seiner Fuchssemester, das lange, auf die Schultern fallende Haar abschneiden. Die sammtne Pikesche verkaufte er an einen Trödeljuden, bezahlte seinem Schneider damit einen kleinen Theil seiner großen Rechnung und ließ sich dafür einen schwarzen Frack nach der neuesten Mode und dito Beinkleider mit Weste machen. So verwandelt zeigte er sich nach einigen Wochen wieder in der Oeffentlichkeit. Als altes Haus fand er bei seinen Freunden für seine Entschuldigungsgründe leicht Gehör, und Niemand ahnte, was in dem Geiste dieses herrlichen Jünglings vorgegangen sei. Er besuchte die Versammlungen seiner nunmehr sehr bedrängten Verbindungsgenossen nur sehr spärlich, und dann immer sehr spät, und schützte für sein frühes Weggehen stets den Eifer vor, mit dem er nunmehr den Studien obliege. So fing er an sich seiner früheren Freunde allmälig zu entwöhnen. Der Garten, in welchem Kakodaemon wohnte, stieß mit der einen Seite an die Besitzung eines in jener Universitätsstadt sehr angesehenen Mannes. Er war Obersteuerrath und hatte erst seit kurzer Zeit das glänzend eingerichtete Haus bezogen. Die Mauer zwischen den beiden Gärten war nur niedrig, und Kakodaemon schaute oft mit lüsternen Blicken hinüber in die schattigen, mit reinlichem Kies bedeckten Buchengänge, aus denen bisweilen das heitere Lachen einer klangvollen Mädchenstimme an sein Ohr drang. Oft auch, wenn der stille Mond am unbewölkten Himmel stand und ein leiser Lufthauch durch die dichten Büsche der Nachtviolen streifte, um ihm ihre balsamischen Düfte zuzuführen, vernahm er vom Nachbargarten her die schmelzenden Töne eines innig vorgetragenen Liedes, dessen Reiz um so stärker auf ihn wirkte, je mehr er ihm mit angehaltenem Athem lauschte, und je lauter die Nachtigall flötete, die von den dunklen Buchen her ihre Stimme mit den wunderbaren Klängen des Liedes mischte. Eigenthümliche Gedanken gingen durch seinen Kopf. Er strengte seine Phantasie an und umgab diese Stimme mit einer menschlichen und zwar weiblichen Hülle, die er sein Ideal nannte. Er nahm dabei, ohne daß er recht wußte warum, Rücksicht auf seine eigene Länge und stellte sich vor, daß die Holde ihm mindestens mit ihrer Stirn bis ans Kinn reichen müsse. Mehrere Tage hinter einander wiederholte sich der Gesang, und Kakodaemon fand sich während dieser Zeit in einem Zustande von Ungeduld, Zerstreutheit, Neugierde und Trostlosigkeit, wie er sich wohl fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Er hatte bis jetzt die Grundzüge weiblicher Anmuth nur an den Schenkmamsellen und den Ladenjungfern in Conditoreien studirt und konnte sich keine Rechenschaft darüber geben, was das unerklärliche Etwas sei, das ihn so mächtig ergriff. Er warf sich Nachts schlaflos auf seinem Lager umher und grübelte und grübelte, aber all sein Grübeln half ihm Nichts, er konnte damit nicht ein Mal darüber zur Entscheidung kommen, ob die Sängerin ein Mädchen oder eine Frau sei. Oft schon hatte er sie am Tage belauscht, wenn sie, ein Buch in der Hand, durch die Gänge schritt oder nachlässig in die Ecke irgend einer versteckten Laube gelehnt in ihre Lektüre vertieft war. Zu seiner Freude hatte er dann bemerkt, daß sie mindestens so groß sei, wie er sie sich gedacht, nur war er des großen, runden Gartenhutes wegen bisher noch nicht im Stande gewesen, ihr Gesicht zu entdecken. Ein eigenthümlicher Zufall sollte ihn jedoch an das vorläufige Ziel seiner langgehegten Wünsche führen, d. h. ihn mit der interessanten Unbekannten persönlich bekannt zu machen.

Eines schönen Junimorgens, grade als die Sonne recht freundlich auf die Erde herabsah und den Thau noch nicht ganz aus den Kelchen der Rosen und Lilien getrunken hatte, war auch unser Freund aufgestanden, um im Schlafrock und mit seiner langen Pfeife zu lustwandeln. Seine Gedanken waren wieder jenseits der Gartenmauer. Eben wollte er sich niederlassen, um, in der Absicht sich zu zerstreuen, ein neues Kapitel im „ewigen Juden“ anzufangen —, als er plötzlich durch die wohlbekannte Stimme von seinem Vorhaben abgelenkt wurde. Sie ließ sich aber jetzt nicht in lieblichen Tönen des Gesanges, sondern vielmehr klagend und bittend vernehmen, was auf Kakodaemon einen ungemein tiefen Eindruck machte. Er hielt den Athem an und stellte seine Pfeife in einen Winkel, um ungestört zu lauschen. Von einem Hollunderbusche versteckt warf er verstohlene Blicke über die Mauer hinweg in den Nachbargarten. Da stand denn die Schöne, kaum zehn Schritt von ihm entfernt, vor einem hohen Apfelbaume, den thränenden Blick nach dessen obersten Aesten emporgewendet. Unserem Kakodaemon vergingen die Sinne. Ein solches Muster weiblicher Schönheit hatte er, wie er sich selbst gestand, noch nie gesehen. So viel Grazie, verbunden mit junonischer Hoheit, so viel Anmuth in den frischen, jugendlichen Zügen, die der Schmerz und die Thränen nur noch verklärten! Oben aber, auf dem obersten Zweige des Apfelbaumes saß ein muntrer, goldgelber Kanarienvogel, der seiner Herrin wahrscheinlich entflogen war und im Gefühl seiner ungewohnten Freiheit seinen schmetternden Gesang ertönen ließ. Die schöne Dame reichte ihm ein Stück Zucker hinauf, wobei sie in weinerlich bittendem Tone wiederholt die Worte ausstieß: „Komm, Mätzchen, komm, mein kleiner Liebling“, und der verborgene Lauscher Gelegenheit hatte die kleine weiße Hand, den weichen runden Arm und das liebliche, frische Gesichtchen nach Herzenslust zu beobachten. Ihm schoß ein glühender Strom von Blut ins Gesicht, als sie sich ihm, da der Vogel auf einen andern Ast flog, um die Hälfte der Entfernung näherte; es war ihm, als berühre ihn ihr Athem, er sah, wie sich heftig bewegt ihre Brust hob und senkte —, er war wie fest gebannt an diese Stelle. Endlich blitzte ein Gedanke durch seinen Kopf. Er riß sich mit Gewalt los und stürzte athemlos nach seinem Wohnhause. „Eine Dachspritze!“ schrie er das ihm entgegenkommende Dienstmädchen an, das er beinahe umgestoßen hatte, und die vor Verwunderung über die Eile des sonst sehr phlegmatischen Herrn nicht zu sich selbst kommen konnte; „eine Dachspritze — rasch, rasch, einen Louisd'or für eine Dachspritze!“ rief er ihr in fieberhafter Aufregung zu. Rieke, so hieß die derbe Dienstthuende, wußte, daß sich in den letzten Tagen mit dem sonst freundlicheren Herrn nicht scherzen ließ, und eilte nach dem Boden, um das verlangte Instrument herabzuholen. Kakodaemon stand wie auf Nadeln bis Rieke zurückkam, denn immer noch tönte das weinerliche „Komm Mätzchen, komm!“ aus dem Garten herüber an sein Ohr. Endlich hielt er die sehnlichst erwartete Dachspritze, die einen wichtigen Wendepunkt in seinem Leben herbeiführen sollte, krampfhaft in seiner Hand. An der einen Ecke des Hauses war ein großes Faß in die Erde gegraben, in welchem das Regenwasser aufgefangen wurde, mit dem man die Blumen begoß. Dort füllte er das Instrument und begab sich dann vorsichtig nach seinem vorigen Versteck. Noch stand die holde Gestalt vor dem Baum, noch hielt sie unermüdet das Stückchen Zucker hinauf, noch rief sie: „Mätzchen, komm! — komm doch, mein kleiner Liebling“, und immer noch trillerte Mätzchen ungerührt, durch die Schmeichelworte der Herrin, als — zischend ein gewaltiger Wasserstrahl die Luft durchschnitt, der so wohl gezielt war, daß Mätzchen nicht allein von einem tüchtigen Gusse überschüttet, sondern noch von den herabfallenden Tropfen das Gesicht und die Kleidung seiner Herrin ganz benetzt war. Ein durchdringender Schrei verkündete

unserm Kakodaemon das Unheil, welches er durch sein Manoeuvre angerichtet. Mätzchen aber flatterte erschreckt noch ein Paar Sekunden in den Zweigen umher, versuchte noch ein Mal mit seinen nassen Flügelchen zu entkommen, fiel aber, über die Mauer hinüberflatternd, dicht vor den Füßen des Lauschers ins Gras, der ihn hastig ergriff und im Triumphe nach seiner Wohnung trug. Dort kleidete er sich rasch um und begab sich, das zitternde Thierchen sauber in ein Tuch gewickelt, nach dem Nachbargarten. Zum Glück traf er die junge Dame noch in dem Gange an. Verwirrt hörte sie seine Entschuldigungen, die er noch verwirrter vortrug; er übergab ihr den Flüchtling, für dessen Habhaftwerdung sie in den rührendsten Ausdrücken dankte. Die Unbefangenheit, mit der sie den ihr unbekannten jungen Mann empfing, veranlaßte diesen, ein Gespräch mit ihr anzuknüpfen, aus welchem er erfuhr, daß sie Olga heiße und die einzige Tochter des Steuerraths sei. Olga reichte ihm in herzlicher Naivetät bei seinem Abschiede die Hand und dankte ihm in den zwanglosesten Ausdrücken für die ihr bewiesene Gefälligkeit. Kakodaemon ließ sich noch von ihr die Versicherung fernerer freundnachbarlicher Beziehungen geben und eilte dann in Wonne versunken nach seiner Wohnung, wo er sich ganz dem Gedanken an eine herrliche Zukunft überließ und Luftschlösser baute, von denen das eine immer noch glänzender war als das andere.

Am Abend desselben Tages wandelte er wieder durch den Garten, wobei er die Folgen überdachte, die das glückliche Abenteuer vom Morgen für ihn haben könnte. Da vernahm er wieder die wohlbekannten, schmelzenden Töne ganz in seiner Nähe; Olga sang ein Lied, das er kannte, und als die erste Strophe zu Ende war, sang er, zum Aeußersten entschlossen, die zweite. Seine Stimme, die sonst rauh und unmelodisch war, wußte er etwas zu moderiren, und so hatte er das Vergnügen, seine Nachbarin die dritte Strophe singen zu hören. Sein Herz fing lebhaft zu pochen an; es war kein Zweifel, sie gedachte seiner. Er steckte den Kopf über die Mauer und grüßte. Sie dankte ihm mit eben so großer Freundlichkeit als am Morgen. Olga schien es nicht ungern zu sehen, daß er sich in ein Gespräch mit ihr einließ, denn sie ging bereitwillig auf seine Fragen nach ihrem und ihres Lieblings Befinden ein. Eine männliche Stimme jedoch, die etwas barsch vom Wohnhause her ihren Namen rief, unterbrach das Gespräch; Olga theilte ihrem neuen Bekannten mit, daß es ihr Papa sei, der sie rufe, und mit einem flüchtigen, etwas vornehmen „guten Abend, mein Herr!“ hüpfte sie nach dem Hause. Die Eitelkeit unseres Helden ließ ihn den Ton übersehen, in welchem diese Worte gesprochen waren, der in der That etwas kühl war; ja er redete sich im Gegentheil ein, daß er durch seine Kühnheit der jungen Schönen „imponirt“ habe, und daß sie schwärmerisch in ihn verliebt sein müsse, was er aus manchen Andeutungen und der Art, wie sie vorhin gesungen, mit unumstößlicher Gewißheit zu entnehmen glaubte. Bestärkt wurde er in seinen Ansichten durch Olga's Benehmen in den folgenden Tagen, in denen er seine Unterredungen über die Gartenmauer fortsetzte, und bei denen sie ihm sogar ein Mal eine prächtige Rose scherzend hinüber gereicht hatte, als er sie kühn genug um einen kleinen Dank für den gefangenen Kanarienvogel bat.

Kakodaemon der Schreckliche war verliebter, als er selbst glaubte. Da er Nichts anderes zu thun hatte, oder vielmehr, da er Nichts anderes that, so überließ er sich seiner Schwärmerei, und auf seinen Verstand bauend, von dessen Beschränktheit er selbst keinen Begriff zu haben schien, schmiedete er Pläne für die Zukunft, unter denen freilich nur dieser eine ihm vollständig klar war, daß er die Jurisprudenz aufgeben, und sich dem Steuerfache widmen müsse. Er zögerte mit diesem Entschlusse auch nicht lange. Seine alte Mutter in der Heimath, die Wittwe eines Subalternbeamten, die in ihm ihre einzige Stütze sah, wurde flüchtig von diesem Vorsatze in Kenntniß gesetzt, dessen Ausführung Kakodaemon damit begann, daß er sich dem Ober-Steuerrath vorstellte. Dieser war ein wohlbeleibter Herr, der in seinen jungen Jahren die Feldzüge mitgemacht, hierauf noch längere Zeit im Heere gedient und sich dann dem Steuerfache zugewendet hatte.

Durch zwei Dinge war das Wesen des alten Haudegens besonders charakterisirt. Als ehemaliger Theilnehmer an den Kämpfen von 1813 und 14 besaß er ganz jene militärische Derbheit, die sich so oft an dem Soldaten jener Periode vorfindet, und uns, wenn sie sich Gleichgestellten gegenüber geltend macht, nicht gerade mißfällt, die aber, an Untergebenen ausgelassen, sehr oft in Grobheit und nicht selten in Rohheit ausartet. Zum andern war er ein begeisterter Anhänger des Fürstenhauses, in dessen Diensten er stand und für das er, wie er sich rühmte, einst in den Tagen von Leipzig und Waterloo sein Blut verspritzt hatte; ihm, wie den meisten Männern in ähnlichen Stellungen, war die neue Wendung der Dinge in den Tod verhaßt, und es gab nur wenige unter den „Reactionären“, die wundervoller auf die Demokraten fluchen, die Einheit Deutschlands witziger verhöhnen, die Frankfurter Nationalversammlung lustiger persifliren konnten, als der dicke Steuerrath. Wenn er in den Versammlungen des patriotischen Vereins redete, lauschten ihm alle Zuhörer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit; und donnernd war der Applaus, der jedes Mal seinen biderben Worten folgte. Besonders geschickt war er in Anfertigung von Dankadressen an die rechte Seite der Deputirten-Kammer und in öffentlichen Empfehlungen von Candidaten, die er als gut gesinnt für dieselbe vorschlug. Bei solchen Gesinnungen konnte es kaum auffallen, daß der Steuerrath diejenigen Studenten, die so frech waren, die Farben des Aufruhrs auf den Köpfen zu tragen, wie die Pest haßte, und um so mehr, da einige von ihnen ihm des Nachts bereits mehrfach Ständchen gebracht hatten, die keineswegs geeignet waren, seine Ansichten über „die Demokraten“ milde zu stimmen.

Diesem Eisenfresser stellte sich also Kakodaemon als Aspiranten des Steuerfaches vor. Das erste, wornach er gefragt wurde, war, ob er bereits seiner Militärpflicht genügt? Worauf ein „ja“ erfolgte. Dies stimmte den Steuerrath so milde, daß er den hoffnungsvollen Adepten des Douanencultus zum Sitzen nöthigte. In große Verlegenheit gerieth unser Held jedoch, als ihn der Dicke um die Ursachen fragte, die ihn zur Aenderung seiner Laufbahn bestimmt hatten. Er saß wie auf Kohlen, als er das ganze Gewebe erlogener Ursachen vorzutragen hatte, unter denen sich nur eine glaubwürdige und wahre befand, nämlich die, daß er von Anfang an keine Neigung zu den Wissenschaften gefühlt habe.

Hierauf fühlte ihm der Steuerrath seiner politischen Gesinnung wegen auf den Zahn (wie er sich selbst ausdrückte), und setzte ihm auseinander, wie man eigentlich nur bei guter Gesinnung ein ordentlicher Steuerbeamter werden könne und wie solche vornehmlich zur raschen Beförderung unumgänglich nothwendig sei. Dieses Wort „rasche Beförderung“ wirkte wie ein elektrischer Schlag auf das edle Gemüth unsres Kakodaemon. Er drückte dem Steuerrath aufs wärmste die Hand und gelobte eine gute Gesinnung, worauf dieser auf sein Lieblingsthema, die Demokraten, die Anarchie, die Frankfurter Nationalversammlung zu sprechen kam, und so schimpfte, fluchte und wetterte, daß unserem Kakodaemon Hören und Sehen verging. Endlich ward er mit der Bemerkung entlassen, daß er bereits morgen auf dem Steuerbureau sich einzufinden habe, wo er mit dem Glockenschlage 8 Uhr seine Arbeiten als Supernumerarius beginnen müsse.

(Schluß folgt.)

* Gedichte.

Die belagerte Stadt.

Nach Longfellow von Adolf Laun.

Ich las im alten Mährchenbuch
Von einer Sage wunderbar,
Daß einst, als zwölf die Thurmuhr schlug,
Von Geistern Prag belagert war.

Dort in des Moldauufers Raum,
Vom Licht des blassen Monds erhellt,
War wie in wildverworr'nem Traum
Das Heer der Todten aufgestellt.

Wie Nebel steigend aus dem Meer
Erschimmerten die Zelte weiß,
Die Moldau seufzte bang und schwer
Und rollt' hin durch der Fluthen Gleis.

Kein Wachenruf, kein Trommelschall!
Nicht einen Laut vernahm das Ohr,
Die Banner stiegen auf dem Wall
Wie Wolken in die Nacht empor.

Da aber rief die Glocke hell
Vom alten Dom zum Frühgebet,
Und Zelt' und Lager waren schnell
Wie Nebelhauch in Luft verweht.

Die Schaaren flohen in die Fern',
Bang vor des Tages erstem Roth,
Hell leuchtete der Morgenstern, —
Das wilde Geisterheer war todt. —

Ich las im dunklen Sagenbuch,
Im räthselvollen Menschengeist,
Daß nächtlich ihn Gespenstertrug
Mit Angst belagert und umkreist.

Am Lebensstrom, der rauscht und wallt,
Zieh'n, von der Phantasie entfacht,
Die Geister hin in Schreckgestalt
Und künden Unheil durch die Nacht.

Auf weitem, düst'rem Schlachtgefild
Gespenstisch steht die Lagerburg,
Der Strom des Lebens rauscht und schwillt
Und windet seufzend sich hindurch.

Dort schweiget Alles wie die Gruft,
Kein Laut ertönt, kein Ruf erschallt,
Nur ängstlich klaget durch die Luft
Die Strömung, die vorüber wallt.

Wenn dann vom Dom die Glocke hell
Die Herzen zum Gebete weckt,
Verschwinden die Gespenster schnell,
Von frommer Zaubermacht erschreckt.

Durch's Thal der Thränen in der Fern'
Fliehn sie beim ersten Tagesroth,
Es strahlt des Glaubens Morgenstern,
Der Seele nächt'ger Feind ist todt!

Die Sünden.

Nach Béranger von Adolf Laun.

Als Sechziger in grauen Haaren
Schaut man, ein König, ernst darein,
Doch besser ist's, in jungen Jahren
Ein Sclave des Vergnügens sein.
Die ihr da droben schaut hernieder,
Gebt mir der Jugend Sünden wieder!

Ja, einst hab' ich ihr Joch getragen,
Mich beugend ihrer Tyrannei,
Und doch, wie war in jenen Tagen
Ich troß der Armuth froh und frei.
Die ihr da droben schaut hernieder,
Gebt mir die süßen Sünden wieder!

Da lebt' ich wie im Feenreiche,
Fuhr grades Wegs zum Himmel ein,
Da macht' ich meine lust'gen Streiche
Und schwelgt' in Liebesträumerei'n.
Die ihr da droben schaut hernieder,
Gebt mir die süßen Sünden wieder!

Jetzt macht mir mein Befinden bange;
Wird mir beim Fest ein Glas geweiht,
So bleib' ich stecken im Gesange
Und thue ängstlich nur Bescheid.
Die ihr da droben schaut hernieder,
Gebt mir die süßen Sünden wieder!

Jetzt bleib' ich kalt und ruhig stehen
Bei der Grisetten Tanz im Saal
Und wisch', um besser sie zu sehen,
Die alte Brille nicht einmal.
Die ihr da droben schaut hernieder,
Gebt mir die süßen Sünden wieder!

Dein Lied war scharf, so hör' ich sagen,
Ein Vorwurf wird's nicht fürder sein,
Doch soll ich nicht zu lachen wagen,
Kann ich der Welt nur Thränen weihn.
Die ihr da droben schaut hernieder,
Gebt mir die lieben Sünden wieder!

Wenn ich den Ruhm jetzt kommen sähe,
Der meiner Jugend Abgott war,
Ich schickt' ihn fort aus meiner Nähe,
Böt' er mir seinen Kranz auch dar.
Die ihr da droben schaut hernieder,
Gebt mir die lieben Sünden wieder!

Die Tugenden sind meine Plagen,
Das Alter, das sie mir verliehn,
Nimmt mir die Kraft, um nachzujagen
Den holden Schwächen, die entfliehn.
Die ihr da droben schaut hernieder,
Gebt mir der Jugend Sünden wieder!

Der Regen.

Nach Béranger von Adolf Laun.

An's Gehn, mein Freund, ist kein Gedanke,
Es regnet, leisten wir Verzicht;
Es regnet, daß ich d'ran erkranke,
Den Himmel aber rührt das nicht.

Wie Austern, welche hangen bleiben
Am Felsen, wenn die Welle flieht,
Häng' ich mich an die Fensterscheiben
Und harre, bis der Sturm verzieht.

Feucht fällt es von den Wänden nieder,
Kalt dringt es mir durch Mark und Bein,
Mir ist, als zög' in Haupt und Glieder
Die Gicht, der Rheumatismus ein.

Schon quält mich so die Langeweile,
Daß mich ein Traum, der Wunder thut,
Fort nach Hispanien trägt in Eile;
Dort trockn' ich an der Sonne Gluth.

Am Fuß verfall'ner Säulengänge
Ruh' ich dort an dem fremden Strand,
Wo über mir ein Laubgehänge
Sich von Orangenbäumen spannt.

Dort flieh'n in nebelfreien Lüften
Die Monde hin in raschem Tanz,
Und athmend unter würz'gen Düften
Berauschet mich des Tages Glanz.

Kehrt heim vom schneebedeckten Hause
Der Eskimo von rauher Jagd,
Verträumt auch er in enger Klause
Des langen Winters lange Nacht.

Schon macht der Traum mir Langeweile;
Leb' wohl, du duft'ger Blumenstrand,
Trotz Wetter, Sturm und Regen eile
Ich wieder heim zum Vaterland,

Wo meine Jugend, früh entfaltet,
Gesungen hat in Lust und Leid,
Wo stolz und frei der Genius waltet,
Der sich dem Recht, der Gleichheit weiht.

Doch sieh, wie sich die Wolken theilen,
Die Sonne strahlt, der Himmel lacht;
Beschau'n wir, Freund, o laß uns eilen,
Der Mandelbäume Blüthenpracht.

• Der brasilianische Urwald.

Die Reise des Prinzen Adalbert von Preußen nach Brasilien hatte schon in dem Auszuge aus dem Tagebuche des Prinzen, welches vor zehn Jahren gedruckt und an Privatpersonen verschenkt wurde, großes Intresse erregt. Nun ist auch eine Bearbeitung für das größere Publikum erschienen, (Berlin, Hasselberg,) die eine sehr dankenswerthe Bereicherung der Reiseliteratur ist. Die Freude und Begeisterung, mit denen der Prinz seine Wanderung ausführte, geben dem Buch eine prächtige Frische und haben ihm eine Reihe trefflicher, belebter Schilderungen verliehen. Es ist den Freunden des betreffenden Zweiges der Literatur angelegentlich zu empfehlen. — Als eine Probe theilen wir die Schilderung des brasilianischen Urwaldes mit:

„Früher hatten wir immer auf unsern Ritten gefragt: ob dies oder jenes Urwald sei; nun fragten wir nicht mehr — denn wir wußten es jetzt! — Jener feierliche Schauer, jenes heilige Gefühl sagt es uns, was einen jeden befällt, der zum ersten Mal in einen Urwald eintritt. Anfangs starrten wir hinein in jenes Labyrinth von hohen, schlanken Stämmen, die wie Riesen neben uns aufsteigen, und in das uns umgebende Gewirr von Schlingpflanzen; wir blickten hinauf zu jenem leichten Laubdach, das den Himmel über uns nur wie durch einen Flor erkennen ließ, ohne daß wir uns aber irgend Rechenschaft geben konnten von dem, was wir sahen. Man male sich einen Urwald mit der glühendsten Phantasie zu Hause aus, — man wird dennoch seine kühnsten Erwartungen übertroffen finden, sobald man wirklich den Fuß in einen solchen Wald hineinsetzt. Alles ist hier colossal — alles scheint der Urwelt anzugehören; wir selbst, mit unsern Rossen und Thieren, kommen uns außer Proportion vor und fühlen, daß wir einer ganz andern Zeit angehören. — Zuerst ist es der ungeheure Maßstab, der uns in Staunen versetzt; bald aber erregt die gänzliche Verschiedenheit der Pflanzenwelt dieser Wälder von der unseres Welttheils unsere Verwunderung in noch höherem Grade. — Wenn wir in der Heimath einen Strauch, oder hie und da einen Obstbaum in anmuthiger Farbenpracht blühen sehen, so finden wir hier Baum-Kolosse in Blüthe, deren Höhe die der unsern um das Doppelte, Dreifache übertrifft, während ihre Blüthen den größten Blumen unserer Gärten an die Seite gestellt werden können und dazu in solcher Fülle hervorsprossen, daß das ganze Laubdach des Baumes sich oft in ihre Farben zu kleiden scheint, wie wir es schon von den rothen Sapucajas angeführt haben, an denen in dieser Jahreszeit meist jede Spur von Grün verschwindet. Heute waren es vor allem jene Bäume mit prachtvollen, großen lila, und jene mit weißen Blüthen, die besonders viel zur Zierde der Wälder beitrugen, indem sie mit den so verschiedenen Nüancen des umgebenden Grüns auf das lebhafteste und anmuthigste contrastirten. Hatte sich der unstät umherschweifende Blick an all' der Farbenpracht sattsam gelabt, so suchte er wieder die tiefen Schatten auf, die ernst und melancholisch sich uns zwischen den Riesenstämmen zur Seite des Weges erschlossen. Da leuchtet plötzlich mitten in dem dunkeln Laube die fußhohe, feuerfarbene Blüthe einer Tillandsie gleich einer Riesen-Ananas oder einer colossalen Erdbeere auf. Dann ziehen uns wieder die reizendsten Orchideen ab, die theils an den kerzengerade aufgeschossenen Stämmen hinanklettern, theils die Zweige wild und malerisch überwuchern, welche selten tiefer als 60 bis 80 Fuß von der Erde ihre Ausbreitung beginnen. Die große Fruchtbarkeit des Bodens, will es scheinen, läßt zu viel Bäume auf einmal neben einander aufschießen, so daß anfangs die Aeste keinen Raum finden, sich auszubreiten, und daher ein Stamm den andern zu überragen strebt, um sich nach oben Luft zu machen. Da, wo kleinere Aeste sich von jenen größern abzweigen, oder da, wo letztere einen Auswuchs haben, pflegen die Tillandsien sich gern einzunisten, und oft kolossal, gleich einer mannshohen Aloe, schauen sie von dieser schwindelnden Höhe, sich voll Grazie niederbeugend, auf den Wanderer hinab.“ —

„Zwischen all' diesen mannichfachen Pflanzen, die den Aesten zu entsprießen oder sich auf denselben zu balanciren scheinen, erblicken wir jene Moose, die als Alongeperrücken oder Roßschweife an den Zweigen der kolossalen Orchideen- und Tillandsien-Träger herabhängen, oder in Gestalt von langhaarigen Bärten den Riesen der Urwälder das Ansehen ehrwürdiger Greise geben, welche die Last eines Jahrtausends nicht zu beugen vermochte. — Hierzu denke dir die Tausende von Lianen, die von oben herab dem Boden zustreben, oder in den Lüften hängen, ohne denselben zu erreichen; denke sie dir meist mehrere Zoll stark, ja häufig so dick, wie ein Mann im Leibe, dabei, gleich den Aesten der Bäume, mit Borke überzogen; — doch vergeblich wirst du dich bestreben, dir alle die unzähligen bizarren, an's Fabelhafte streifenden Verschlingungen auszumalen, in denen sie sich uns zeigen. Oft kommen sie wie gerade Stangen herab und sind in die Erde gewachsen, so daß man sie bei ihrer Stärke selbst für Bäume halten könnte; oft bilden sie große Schleifen und Ringe von 10 bis 20 Fuß im Durchmesser, oder schlingen sich so umeinander und legen sich dabei so ineinander, daß sie mit Ankertauen wirklich zu verwechseln wären. Zuweilen schnüren sie den Baum ordentlich ein, von Distance zu Distance; oft ersticken sie ihn ganz, so daß er alles Laub verliert und seine abgestorbenen Riesenarme gleich ungeheuren weißen Korallenzweigen starr in das frische Grün des Waldes hineinstreckt, gleich wie der Tod oft schauerlich mitten in's blühende Leben hineinragt; oft auch geben sie dem alten Stamme statt des geraubten Schmuckes ein neues Laubdach, daher es zuweilen scheint, als besäße ein und derselbe Baum drei bis vier verschiedene Gattungen von Blättern.“ —

„Ueberhaupt ist das Laub unendlich mannichfaltig; doch sind die Blätter meist sehr fein und klein, und das Dach, das sie bilden, nicht von großem Umfange, dabei aber sehr oft pinienartig gewölbt. Nie habe ich Nadelholz in den Urwäldern gefunden; dagegen sieht ihm häufig das Laubholz wegen seiner dunkeln Farbe täuschend ähnlich. Sehr eigenthümlich nahm sich eine Gruppe Imbaibas aus, deren dünne, glatte, weiße Stämme, auf einer Anhöhe zur Seite des Weges wurzelnd, hoch aus dem Dickicht aufschossen, und deren kleine, aus großen ausgezackten Blättern gebildete Dächlein sich malerisch aneinander schlossen oder gegenseitig überragten. Nicht weniger zog ein anderer, der Imbaiba in mancher Hinsicht ähnlicher Baum mit silbergrauen, an ihrer unteren Seite weißen Blättern, meine ganze Aufmerksamkeit auf sich, dem ebenfalls die regelmäßige Weise, wie seine Aeste, gleich Candelaber-Armen, ansetzen und sich nach oben überbiegen, ein so eigenthümliches Ansehen giebt.“

„Den höchsten Reiz aber im Urwalde gewähren, wenigstens mir, jene leichten, graziösen Palmen, die der leiseste Wind hin und her beugt. Ihre dünnen, schlanken Stämme sind fast mit der Hand zu umspannen, und doch reichen sie bis zur halben Höhe der hohen Laubholzstämme hinauf, und haben daher oft eine Länge von mehr

als 60 bis 70 Fuß. Gleich einer Puschel, auch einem Busche herabhängender Federn nicht unähnlich, wölbt sich hoch oben die aus den äußerst zartgefiederten Wedeln gebildete, ganz kleine Krone, überragt von einer scharfen, hellgrünen Spitze, die dieser reizenden Palme oft das Ansehen einer dünngeschäfteten Lanze, oft auch das eines schwankenden Rohres giebt. Nie habe ich etwas Graziöseres gesehen! Kommen sie einmal vor, so beugen sich stets eine Menge dieser Palmen, ganze Büschel, aus dem Laube hervor, lassen sich von jedem Lüftchen schaukeln, oder schütteln sanft das liebliche Haupt, und grüßen voll Huld und Anmuth hernieder. Die Palmen scheinen die Geselligkeit zu lieben; nicht die hochaufschießenden schlanken allein, sondern auch jene mit den Dornen und den großen Kronen, so wie auch noch viele andere hohe Palmen mit stärkeren Stämmen, und die aus dem Boden sprossenden, stammlosen Palmsträucher pflegen sich strichweise im Urwalde zusammen zu halten. Oft reitet man eine lange Strecke weit, ohne etwas Palmenartiges zu sehen, und dann begleiten einen die Palmen wieder stundenlang.« —

»Anfangs zogen wir stumm unseres Weges, bald aber folgte Ausruf auf Ausruf, denn mit jedem Schritte zeigte sich uns ein neues Bild! — Hier ist Alles wunderbar und ganz anders, wie wir es uns in unserm kalten Norden vorstellen! Wo sieht man wohl das Große und Erhabene mit dem Sonderbaren, das Schöne mit dem Lieblichen zu einem so harmonischen Ganzen vereinigt, als gerade in den tropischen Urwäldern der neuen Welt!« —

»Doch über meine schlanken, biegsamen Palmen hätte ich fast die baumartigen Farrnkräuter vergessen, die allein an Grazie mit ihnen wetteifern können. Sie sind wirklich mit kleinen Palmen zu vergleichen, nur erscheint ihr leichtes, elastisches Blätterdach flach und weniger buschig, als eine Palmenkrone; dabei lassen sie die Blätter mehr hängen, ohne dieselben, gleich den Palmenwedeln, zu wölben. Gar lieblich sieht es aus, wenn diese enormen, 10 bis 15 Fuß langen und gewiß mehr als fünf Fuß breiten Farrnkrautblätter von dem leisesten Lüftchen angehaucht, bei ihrer an's Aetherische grenzenden Leichtigkeit, sich auf's graziöseste wiegen, und diese anmuthigen, sanften Schwingungen in's Unendliche fortsetzen.« —

»Mäuschenstill ist es aber im Urwald nicht, wie man sich das wohl so denkt, denn die Vögel und Cicaden verstummen keinen Augenblick. Einige der ersteren, und unter ihnen namentlich ein schöner, großer brauner Vogel fesselte unsere Aufmerksamkeit, auch erkannte Herr Theremin das Geschrei des weißen Ferrador oder Araponga, den wir jedoch nicht zu sehen bekamen. — Nach Affen spähten wir fleißig umher, allein umsonst.« —

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein. Von Ernst Moritz Arndt. — Kirchliche Sitten. Ein Bild aus dem Leben evangelischer Gemeinen. Von H. A. Pröhle. — Die deutsche Auswanderung und ihre kulturhistorische Bedeutung. Von Julius Fröbel. — Martin Opitz von Boberfeld. Vorläufer und Probe der Bücherkunde der deutschen Dichtung bis zum Jahre 1700. Von Hoffmann von Fallersleben. — Babrios und die älteren Jambendichter. Griechisch mit metrischen Uebersetzungen und Anmerkungen von J. A. Hartung. — Aus eigner Kraft. Historischer Roman von Bernd von Guseck. 2 Bde. — Heimische und Fremde. Roman von L. Otto. 3 Bde.

— * Die Cotta'sche Buchhandlung hat dem Buchhändler Alexander Duncker in Berlin die bei demselben erschienene erste Gedichtsammlung von Emanuel Geibel abgekauft, so daß nun sämmtliche größere Dichtungen Geibels in demselben Verlage vereinigt sind.

— * In Kurzem wird der zweite Halbband des Bibelwerkes von Bunsen in den Buchhandel kommen.

— * Endlich ist wieder ein Heft des deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm erschienen, das sechste des zweiten Bandes. Das Werk rückt in diesem Hefte von „Doch“ bis zum „Druck“ vor.

— * Der Geschichtschreiber Onno Klopp in Osnabrück hat sich auf zwei Jahre von seiner Lehrerstelle in Osnabrück beurlauben lassen, um in Hannover sich ganz seinen Studien hinzugeben. Er hat die ihm von dem ostfriesischen Landrath-Collegium zu Aurich wegen seines Werkes über die Geschichte Ostfrieslands unter preußischer Herrschaft bewilligten 50 Louisd'or wegen der von den ostfriesischen Provincialständen gegen ihn erhobenen Vorwürfe nicht angenommen.

— * Die Gattin des bekannten Romandichters Bulwer ist kürzlich in ein Irrenhaus gebracht worden. Die böse Welt behauptet, es sei das mit Gewalt auf Betrieb ihres Mannes, von dem sie seit Langem getrennt lebt, geschehen.

— * Der Humorist Saphir liegt hoffnungslos darnieder.

— * Die vor zwei Jahren in Wien tagende Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte faßte den Beschluß, dem berühmten Geologen Leopold von Buch in den deutschen Alpen, die so oft der Schauplatz seiner ruhmvollen Thätigkeit waren, ein Denkmal der Erinnerung zu errichten, und die herrliche Gebirgswelt Ober-Oesterreichs hierzu ausersehen. Dort, in der schönen Umgebung von Losenstein, zwischen Steyer und Weyer, in dem sogenannten Böchgraben, einem in geologischer Beziehung interessanten Seitenthale, ward ein Findlingsblock aus Granit, dessen Höhe 16 Fuß und dessen Umfang an der Basis 155 Fuß beträgt, dazu ausersehen, und gegenwärtig ist das Denkmal, zu dessen Ermöglichung 821 Theilnehmer der Subscription beigetragen haben, vollendet. Tritt man aus der Enge des ungemein reizenden Thales, das von Groß-Raming an aufwärts führt, so gewahrt man rechts vom Wege auf sanfter Anhöhe den riesigen Block, der, zum Monumente umgewandelt, eine pyramidalische Form gewonnen hat. Die breite, dem Thale zugewandte Fläche trägt die Inschrift: „Dem Andenken an Leopold von Buch geweiht nach dem Beschlusse am 20. September 1856 in der XXXII. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wien, unter Mitwirkung zahlreicher Freunde der Naturwissenschaften in Deutschland, Belgien, Frankreich, England, Italien.“ Die Lapidar-Buchstaben sind einen Zoll tief in den Stein gehauen und mit Oelfarbe geschwärzt, nur die des Namens selbst, die einen Fuß hoch sind, wurden vergoldet. An der östlichen Seite, auf der gegen die Spitze der Gesteins-Pyramide schief zugehenden bewachsenen Fläche fußen schlanke junge Fichten, während nach abwärts gepflanzter Epheu die zum Theil bemoos'te Wand neben der Inschrift umrankt. Vor dem Monumente befindet sich ein kleiner mit Alpenrosen geschmückter Platz, und eine nebenstehende kräftige Eiche beschattet den gegenüber der Inschrift angebrachten Ruheplatz.

— * Die Verfasser der Dramen, welche in München concurrirten und von den Richtern genannt wurden, wenn sie auch nicht den Preis erhielten, haben die Freude, daß in den Blättern jetzt viel von ihnen geredet wird. Julius Grosse in München hat seine Tragödie „Die Ynglinger“ drucken lassen und an die Bühnen geschickt. Ein Correspondent, der sie gelesen hat, schreibt: „Mit einer heutzutage seltenen Fähigkeit, die Gewalt großer, ungebrochener Leidenschaft so tief zu empfinden, als in dramatischem Leben erschütternd zu offenbaren, wird hier die uralte Tragödie des Bruderzwistes aus einem der nordischen Sage entlehnten Stoffe neu auferweckt. Unbekümmert, wie bald der Kritik bei den „Ynglingern“ gelingen werde, was sie bei den „Sabinerinnen“ schon glücklich auf's Reine gebracht: die sogenannte „Idee“ des Stückes pünktlich zu ermitteln, dürfen wir versichern, daß in der dunkeln Unwiderstehlichkeit, womit das geheime Widerspiel der Naturen dem friedsam ausbeugenden Sinne des edleren Bruders zum Trotz durch die Kreuzungen des Schicksals zum verderblichen Ende gedrängt wird, der tragische Geist seine reinste Wirkung erfüllt. — Grosse ist aus Thüringen gebürtig und lebt seit einigen Jahren in München; er ist besonders bei dem Abendblatt zur „Neuen Münchener Zeitung“ thätig, welches einst unter der Oberleitung von Riehl das Organ des poetischen Kreises werden sollte, den König Max um sich versammelt hat. Der Gedanke zerfiel wieder, ehe er eigentlich zur Ausführung gekommen war.

— * Der eiserne Arm des Schienenweges hat jetzt auch das alte Graubünden ergriffen. Die schweizerische Ostbahn ist nun dem Laufe des Rheins entgegen von Rorschach bis Chur vollendet und am 1. Juli feierlich eingeweiht worden; eine höchst wichtige Fortsetzung des deutschen Eisenbahnnetzes und der erste Schritt zur engeren Vereinigung Deutschlands, der Schweiz und Italiens vermittels der via mala und des Splügen. Die süddeutschen Regierungen, die schweizerischen Cantone und Sardinien waren durch Abgeordnete bei der Einweihung vertreten. Bei dem Festmahl in Chur wurde in allen möglichen Zungen geredet; man hatte deutsche, französische, italiänische und romanische Trinksprüche.

— * **Ein neues Bild von Bendemann.** Die „Europa“ schreibt in ihrer jüngsten Nummer: „Das lieblichste aller Bilder, eine Schöpfung, zu welcher dem Meister die Grazien selber die Hand geführt, Bendemanns Nausikaa, ist endlich vollendet und jetzt in Berlin ausgestellt. Dies „endlich“ sprechen wir mit Freude aus über den Abschluß des Werkes, bei dessen unendlich zarten Pinselstrichen die Hand des Malers so lange zögerte, mit Trauer zugleich, gedenken wir der Hemmnisse, welche die Vollendung behinderten. Schon vor Jahren war das Bild entworfen und lange stand es in der Werkstatt als Skizze, da ein wiederholtes nervöses Augenleiden dem Künstler die Arbeit verbot. Je mehr sich Bendemann auf Weniges in seiner Thätigkeit beschränkt sah, desto mehr wollte er in dem einen Bilde vereinigen, was sein Pinsel an Feinheit, Sinnigkeit und Grazie vermag. Und dies ist ihm gelungen; die Perle seiner Malerei liegt vor uns. Nur wenige Tage war es in Dresden auf der Brühl'schen Terrasse ausgestellt, um nach Berlin in den Besitz des Königs von Preußen zu gehen, der das Bild schon in der Skizze und von der Idee der Composition erfüllt für sich bestellte und erwarb. Es ist die lieblichste der Idyllen aus den Episoden der Odyssee, die vor uns hier ins Leben tritt. Der göttliche Dulder Odysseus, nachdem er den Gefahren der Kirke, den Reizen und Ränken der Kalypso widerstanden, hat, voll Gram im Gemüthe beim Angedenken an Penelope daheim, und doch nicht ohne Gefühl für fremde neue Schönheit, die dritte Frauengestalt vor sich, die auf der langen Heimfahrt ihm ein Asyl in der Fremde bietet und ihn den Kampf bestehen läßt zwischen alter und neuer Liebe. Poseidon hatte ihm abermals das Schiff zerschmettert, ihn nackt und elend ans Ufer der Insel der Phäaken geschleudert. Nachts hatte er sich im dürren Laub sein Bett gesucht. Da beschlich Athene im Traum den Sinn der Königstochter und trieb sie an, mit den Gefährtinnen früh Morgens zum Meere zu eilen, die Gewänder zu waschen, da doch bald genug der Tag erscheinen könne, wo sie einem Manne Herz und Hand bieten, ihm aber auch den Haushalt frisch und blank zuführen müsse. Sie säumten die Mäuler und fuhren hin, vollzogen das Geschäft, badeten sich selbst und genossen das Mahl an der schäumenden Meerfluth. Dann sich am Ballspiele ergötzend, schlugen sie laut ein Gelächter auf, und der Held im dürren Laub erwachte. Mit Reisern deckt er sich die Blöße und wagt sich scheu hervor; eine Göttin mit ihren Gespielen glaubt er zu sehen. Diese entflohen entsetzt vor der Erscheinung des wilden Mannes; nur sie selbst, Nausikaa, faßte sich Muth, seine Anrede erwiedernd. Schnell wird sie dann einig mit ihm; gebadet und erquickt, wird er mit Gewändern versehen und folgt dem heimwärtsziehenden Wagen, den sie selber lenkt, während die drei Gefährtinnen, noch im Widerspruch der Gefühle ob dem Räthsel des Fremden, ihr folgen, Odysseus selbst aber, wie ein gezähmter Löwe, der sich der Hürde der Lämmer naht, schüchtern und scheu seinen Fuß ihnen nachsetzt. Im Hintergrunde blaut das Meer und duften die Berge, während zur Seite als Ziel des Pfades, den die Maulthiere gut zu kennen und zu begrüßen scheinen, die Burg und Stadt der Phäaken und ihres Herrschers Alkinoos uns entgegenwinkt. — Dies ist der Moment, den der Maler für seine fünf Figuren gewählt. Der Schrecken über den plötzlichen Fund des fremden Mannes am Meeresstrand kämpft noch leise nach in den Gemüthern der Frauen; im Antlitz Nausikaa's liegt schon mehr als bloße Sorge, wie das Ereigniß daheim von den Ihrigen gedeutet werde, dämmert schon jene Empfindung, von welcher der Dichter singt, wenn er sagt: Wohnt erst Mitleid im Gemüthe, wird nicht fern die Liebe sein. Alles in den feinen, mittelgroßen Gestalten ist leise und zart angedeutet, um den Frieden der Idylle und die harmlose Seligkeit einer paradiesischen Kinderwelt nicht zu stören. Auch der zur Seite schweifende Blick des edelschönen Dulders scheint nur schüchtern die Frage hinzuwerfen: Wie komm' ich aus dem neuen Ungemach, ich, der daheim nach der harrenden Gattin sich sehnt? „Artemis gleich an Gestalt“, wie Homer seine lilienarmige Nausikaa nennt, steht Diese, in ihrer hellleuchtenden blonden Siegesgewißheit auf dem Gefährt, scheinbar ganz mit dem Lenken der Mäuler beschäftigt, während die leicht gesenkte Stirn doch schon anderen Gedanken nachhängt. — Man hat bei Bendemann von Rafaelischer Kindlichkeit und Reinheit in Auffassung und Durchführung der Gestalten gesprochen. Wir möchten wenigstens behaupten, daß Homer in seiner naiven Grazie für diese Idylle in der Odyssee seinen ächten Maler gefunden hat. — Wir wünschten, daß das zarte Bild, bevor es in Berlin bleibt, eine Runde durch Deutschland mache, um der Welt den Glauben zu sichern, daß dem Zeitalter Einfalt und Naivetät in der Kunst noch in reinster Schönheit möglich ist. Für Dresden wird die Gestalt der Nausikaa gewissermaßen ein dauernder Besitz insofern bleiben, als im Tanzsaale des königlichen Schlosses, welchen Bendemann mit Fresken schmückte, die Gestalt der Thetis (auf dem Hochzeitfeste des Peleus mit der Thetis) ganz und gar mit jener Nausikaa im Oelbilde dieselbe ächt antike blonde Schönheit ist.“

— * Der dramatische Wettkampf in München ist beendet, da nun auch das zweite der nicht mit dem Preise gekrönten, aber zur Aufführung empfohlenen Lustspiele, „Feldcaplan und Lieutenant“, öffentlich dargestellt worden ist. In einer Münchener Correspondenz wird Folgendes über dies Lustspiel berichtet: Vor mehreren Jahren stand in der Hauschronik von Braun und Schneider eine Geschichte gleichen Namens, ja auch die Namen der Helden sind beibehalten, so daß hier jedenfalls die Quelle des Stückes liegt. Die Erzählung ist A. Beldern unterzeichnet; sie verläuft indeß viel einfacher als das Drama, das sie durch die Einflechtung von Verrath und Liebe erweitert und vertieft, aber auch aus der Sphäre des eigentlichen Lustspiels hinausgerückt hat. Ein Vorspiel beginnt in der Nähe von München; ein Trupp vagirender Soldaten will sich in der Stadt anwerben lassen, beschließt aber vorher einen Raubanfall auf herankommende Reisende. Ein junger Mann tritt auf, entzückt von der Schönheit, an der er eben vorübergegangen, da hört er Schüsse fallen und um Hülfe rufen; er wird der Retter des Fräuleins, deren Vater bald kommt, unverletzt, aber wichtiger Papiere beraubt, die er vom Kaiser an Tilly bringen sollte. Der erwähnte junge Mann erscheint als Offizier dienstsuchend im Werbesaal; er soll Tilly empfohlen werden; gleichzeitig bewirbt sich ein Theologe um die Stelle eines Feldcaplans; die Briefe werden verwechselt, da einige Verwirrung entsteht, als der Offizier, Steinhofen, in einem eintretenden Soldaten einen der Räuber erkennt. Das Drama beginnt nun auf einem Schloß bei Ostlutter im Braunschweigischen; dort ist jener Reisende mit der schönen Tochter eingetroffen, die das Bild ihres Retters im Herzen trägt, während ein Vetter, Baron Raunach, sie umwirbt, der ihr aber wegen früherer Wüstheit und jetziger Frömmelei gleich verhaßt ist. Dort hat Tilly sein Quartier genommen, aber Raunach, sein Adjutant, verräth den Dänen den Schlachtplan. Der Lieutenant Steinhofen, der Candidat Wartenfels geben nach einander ihre Briefe ab, und Tilly schreibt ihnen rasch ein paar Worte an den Obersten darunter, wodurch der eine zum Offizier, der andere zum Feldcaplan eingesetzt wird. So verwunderlich das beiden ist — Tilly duldet keinen Widerspruch, sagen seine Leute; die Schlacht beginnt; es ist nichts anderes zu thun als zu gehorchen. Auch Steinhofen und seine geliebte Agnes sehen sich wieder, und er kommt in den Besitz der geraubten Papiere durch einen Soldaten, der den Verrath Raunachs wittert und vor der Schlacht das Verbrechen jener Raubgenossenschaft beichten will. Die Papiere bestätigen Raunachs falsches Spiel und veranlassen Tilly den Schlachtplan zu ändern. Der Verräther flüchtet zu den Dänen, um mit ihrer Hülfe sich die Braut zu rauben. Dieser bekennt Steinhofen, der Kutte nicht gedenkend, seine Liebe, aber mit Schmerz und Schauder wendet sie sich von dem vermeintlichen Priester. Der hält darauf den Soldaten eine prächtige Rede; der Kampf wird heiß; die Deutschen weichen; Raunach hat seine schöne Beute im Arm, als Steinhofen sie ihm entreißt, der erwähnte Soldat ihn erschießt, aber, selber zum Tode verwundet, durch sein Opfer für die Familie den an ihr verübten Raubüberfall büßt. Die Feigheit des geistlichen Lieutenants, der kein Blut sehen kann, hat die Flucht der Deutschen veranlaßt, da ergreift der kriegerische Priester die Fahne, und muthig vordringend, wie ein Wunder begeisternd, entscheidet er den Sieg. Man hält das Weichen des als so tapfer gerühmten Lieutenants für Verrath; er wird zum Tode verurtheilt; es kommt im vierten Akt eine eben so lange als unnöthige Scene seiner Angst im Kerker, eine eben so unnöthige Rührscene zwischen Vater und Tochter, da letztere in ein Kloster gehen will. Endlich soll der vermeintliche Lieutenant aufgehängt werden, der vermeintliche Feldcaplan ihn geleiten und beichten lassen; deß weigert sich derselbe, wirft die Kutte ab, und als Tilly erzürnt fragt: wie ein geweihter Priester so handeln könne, sagt er, daß er kein solcher sei, sondern als Soldat dem Befehl gehorcht habe, statt desselben in der Schlacht zu dienen. Die Verwechslung wird jetzt offenbar. Tilly selbst erkennt im Spiel des Zufalls die Hand der Vorsehung: dadurch, daß der Lieutenant in der Kutte war, erhielt Tilly die entscheidenden Papiere, dadurch war es jenem besser als im Offizierskleid möglich die wankenden Reihen wieder zum Stehen zu bringen. Der Kaplan hat natürlich jetzt die Trauungsrede für Steinhofen und Agnes zu halten. Das Stück würde sehr gewinnen, wenn der Soldat im dritten Akt nicht so lange, sondern gar nicht stürbe, nachdem er den Verräther erschossen hat, und wenn da gleich Tilly erschiene, den tapfern Priester belobend, über den Lieutenant Gericht haltend, und alles sich rasch und heiter löste. Die drei ersten Akte sind gut gebaut, einige Scenen von schlagender Wirkung, aber der lange matte Schlußakt stimmt diese wieder herab. Die gelungene Mitte des Stücks erntete reichen Beifall. Die Aufführung war befriedigend. Im ganzen giebt die Presse und das Publikum den Preisrichtern recht, daß sie keines der Lustspiele zur Krönung vorgeschlagen. Denn wenn auch die „drei Candidaten“ einen recht heitern Abend machen, so sind sie doch weit reicher an Witzen im einzelnen als an Witz im ganzen, und in der Ausführung zu possenhaft, als daß sie für ein Lustspiel poetischen Stils und von literarischem Werth betrachtet werden können; dafür wird sie der Verfasser selbst nicht ansehen. Feldcaplan und Lieutenant aber schwankt zu sehr zwischen Rührung und Komik; das Stück hat den historischen Hintergrund mit Glück benutzt, die gute Anlage des Ganzen bedürfte aber mehr Witz und Reiz im einzelnen, und namentlich muß unpassendes ausgeschieden und der Schluß rasch herbeigeführt werden, wenn es einen erfolgreichen Weg über die andern Bühnen machen soll. Wie ich höre, bestätigt sich mehr und mehr, was ich von Anfang an vermuthete: die namhaften auswärtigen Bühnendichter haben nicht concurrirt. Wem der Weg zur Bühne und in den Buchhandel von selbst offen steht, der mochte wohl wenig Lust haben sich erst einem Richterspruch zu unterwerfen oder seinen Namen auf das Spiel zu setzen.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 29. Bremen, 18. Juli. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Zur Biographie Goethe's.

Das Leben Goethe's von J. W. Schaefer, welches zuerst im Jahre 1851 erschien, war die erste vollständige mit Benutzung aller zugänglichen Quellen ausgearbeitete Biographie des Dichters. Viehoff's Werk, das jetzt heftweise als „dritte“ (genauer „zweite“) Auflage erscheint, war damals erst so weit ausgearbeitet, daß es die erste allgemeiner bekannte Lebensperiode Goethe's behandelte, und grade für die weimarische Periode bis zur italiänischen Reise hatte Schaefer die so überaus wichtigen und für den Biographen höchst ergiebigen Briefe an Charlotte von Stein noch nicht benutzen können. Für die Behandlung der zweiten Lebenshälfte war nicht der geringste Vorgang vorhanden; das zerstreute Material mußte aus einzelnen Aufsätzen Goethe's, aus Briefwechseln und vereinzelten Journalartikeln zusammengesucht und zu einem übersichtlichen Ganzen verarbeitet werden. — Obwohl der Verfasser in der neuen Ausgabe sich polemischer Erörterungen größtentheils enthalten hat, so blickt doch in den kritischen Anmerkungen hin und wieder der Unwille durch, daß seine Arbeit von Manchen als ein Gemeingut betrachtet oder das von ihm Aufgefundene auf Rechnung Anderer geschrieben worden ist, die es erst aus seinem Werke kennen gelernt hatten.

Es ließ sich erwarten, daß die Goetheliteratur der letzten sieben Jahre dem Verfasser eine reiche Ausbeute für die neue Bearbeitung darbieten würde. Eine Vergleichung der beiden Ausgaben überzeugt uns, daß die zweite mit Recht eine auf's Neue durchgearbeitete genannt wird. Denn die Erweiterung der Bogenzahl ist nicht so bedeutend als die fast auf allen Blättern sichtbare Berichtigung und Vervollständigung, wobei manche kritische Untersuchung in wenige Zeilen zusammengedrängt wird. Diese Beschränkung ist von weit höherem Werthe, als wenn der Verfasser seitenlange Abschnitte aus Goethe's Selbstbekenntnissen oder ausführlichen Briefen hätte abdrucken lassen, während er in der Regel nur die Hauptsache und die schlagendsten Stellen hervorhebt.

Ebenso ist der Verfasser seinem von vorn herein ausgesprochenen Grundsätze treu geblieben, die Werke des Dichters vorzugsweise von ihrer biographisch-historischen Seite darzustellen, ihr Entstehen und ihren Zusammenhang mit dem Leben Goethe's nachzuweisen, dagegen die ästhetische Seite und die universelle Bedeutung derselben für die Poesie und die Wissenschaft nur in kurzen Urtheilen zusammenzufassen. Daher hebt er vor Allem neben dem Geistes- und Gemüthsleben die nach allen Seiten sich ausbreitende Thätigkeit hervor, um zu gleicher Zeit den Universalismus seiner geistigen Bildung und die vielseitige praktische Wirksamkeit Goethe's zu veranschaulichen.

In dem ersten „Kindheit und Jugend“ überschriebenen Buche ist vornehmlich der Aufenthalt in Wetzlar und das erste Erscheinen des „Werther“ in Folge der Veröffentlichung der Kestnerschen Briefe ausführlicher behandelt worden. Schaefer deutet wiederholt an, daß ihm die erste Bearbeitung des berühmten Romans frischer und lebendiger scheine als die objectiver gehaltene Retouchirung, welche wir in Goethe's Werken besitzen. Aus dem vor Kurzem bekannt gewordenen Briefwechsel Herder's sind mehrere wichtige Nachträge geschöpft, welche die Züge zu dem schönen Bilde des jungen Goethe vervollständigen. In diesem Abschnitte finden wir ferner eine schärfere Kritik gegen die Glaubwürdigkeit von Goethe's Berichten in „Wahrheit und Dichtung.“ Schaefer bezweifelt z. B., daß der Knabe Goethe, wie in „Wahrheit und Dichtung“ berichtet wird, zur Zeit seiner Confirmation kalt und gleichgültig gegen die religiöse Feier gewesen sei; er glaubt nicht recht an den Plan einer Reise nach Italien zur Zeit, da er sich zum Besuch am weimarischen Hofe gerüstet hatte. Schon in der ersten Auflage hatte sich der Verfasser eine Berichtigung der Angaben in „Wahrheit und Dichtung“ zur Hauptaufgabe gemacht.

Ebenso ist in dem zweiten Abschnitte „Weimarische Lehrjahre“ die Unwahrheit der Erzählungen von Böttiger und Falk nachdrücklicher hervorgehoben. Schaefer scheint die Berichte vom genialen Peitscheuknallen des Herzogs und Goethe's, das Entwenden von Westen u. s. w. zu dem „Anekdotenplunder“ zu rechnen, über den er sich in einer Anmerkung wegwerfend äußert. (S. 412 des ersten Bandes.) Uebrigens hat die Schilderung der ersten Jahre, die Goethe in Weimar verlebte, in der neuen Bearbeitung sehr an Klarheit und Farbe gewonnen. Mehrere Persönlichkeiten aus Goethe's Umgebung sowie sein Verhältniß zu dem Braunschweigischen und Gothaischen Hofe treten in ein helleres Licht, indem der Verfasser einige erst in den letzten Jahren bekannt gewordene Quellen, z. B. das „Leben Ernst's II., Herzogs zu Sachsen-Gotha und Altenburg“ von August Beck benutzen konnte. Aus dem letzten Werke erfahren wir auch Näheres über Goethe's Verwenden für den Maler Tischbein, dem durch die Unterstützung des Herzogs Ernst der fernere Aufenthalt in Italien und die weitere Ausbildung seines künstlerischen Talents möglich gemacht wurde. Die Charakteristik Karl August's und der Herzogin Luise faßt Schaefer in folgende Worte zusammen: „Mit Karl August's Regierungsantritt (3. September 1775), dem rasch die Vermählung mit der Prinzessin Luise von Hessen-Darmstadt folgte, kam ein frisches Wehen eines jugendlich kräftigen Geistes über den weimarischen Staat und im Besondern über die Kreise des Hofes. Ein junger achtzehnjähriger Fürst, von dem schon 1771 Friedrich II., der ihn in Braunschweig sah, äußerte, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige, den der Statthalter von Dalberg eine Fürstenseele nannte, wie er noch nie gesehen, fühlte den heißesten Drang, Neues zu schaffen und Leben um sich zu wecken. Das kleine Land war ein zu enger Schauplatz für solche Fülle edler Kräfte. Um so mehr äußerte sich der Trieb zu energischer Thätigkeit anfänglich noch in unklarer Gährung, in leidenschaftlich wogender Unruhe, die sich ihres Ziels noch nicht bewußt war. Freie Uebung der jugendlichen Kräfte, mannichfachste Anregung des Geistes erschien ihm als der höchste Genuß des Daseins, als eine Berechtigung seiner hohen Stellung. Wie er auf Jagden und Parforceritten seinem Körper das Aeußerste

zumuthete und durch tollkühne Wagnisse Leben und Gesundheit auf's Spiel setzte, eben so rastlos war sein reger Geist in der Theilnahme an Allem, was das menschliche Interesse an sich fesseln kann. Sein Verlangen nach freier Bewegung durfte ihm keine herkömmliche Sitte oder engherziges Vorurtheil, am wenigsten die Etikette des Hoflebens einschränken wollen, und wenn er darüber eine Thorheit begehen sollte. „Sich göttlich in seinem Selbst und im Erhabenen der Natur zu baden“, das war ihm das volle Gefühl des Lebens. Allein selbst die Excentricitäten seines jugendlichen Ungestüms verhüllten nur hin und wieder den Adel seiner sittlichen Natur, der stets im rechten Moment die Zügel wieder ergriff. Wer offen von sich gesteht: „ich muß mich erstaunlich wehren, meinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen“ — hat auch die Selbstbeherrschung als eine Lebensaufgabe anerkannt. Mehr und mehr arbeitete sich sein großer Geist durch die Sturm- und Drangperiode der Jugend zur Klarheit hindurch; die sittlichen Kräfte gelangten zum Gleichgewicht, und vor uns steht einer der größten deutschen Fürsten seines Jahrhunderts, den Deutschland stets mit Stolz und mit Verehrung nennen wird.“

„Die Herzogin Luise, nicht minder edlen und hohen Geistes, war durch Charakter und Bildung eine sehr verschieden geartete Natur. Unruhe und Leidenschaft waren ihr fremd. In ihrem Wesen lag mehr heroische Größe, als weibliche Sanftheit, und die Züge ihres schönen Gesichts wurden selten durch Scherz und Freude belebt; sie blieb stets in gleicher ruhiger Würde, die von Manchem als Stolz ausgelegt wurde, und hielt streng auf die Formen fürstlicher Sitte. Bei aller gegenseitigen Hochschätzung konnte ihr Verhältniß zu ihrem Gemahl kein inniges und liebevolles werden. An dem genialen Muthwillen ihrer Umgebung, der über die Verletzungen des Anstands gleichgültig hinwegsah, nahm sie vielfach Anstoß, und ihre unverhehlbare stille Trauer warf manchen Schatten auf die Heiterkeit der Hofcirkel.“

In der Beurtheilung der Frau von Stein und ihres Verhältnisses zu Goethe hat der Verfasser sich von Stahr und Lewes, welche ihr Koketterie vorwerfen und ihren Einfluß auf den Dichter für nachtheilig und verwerflich erklären, nicht umstimmen lassen. Er geht von der Bemerkung aus: „Mag auch durch ein Verhältniß, das den Dichter in der Blüthe seiner Jahre an eine ältere verheirathete Frau fesselte, der Gedanke an ein anderweitiges Liebesband auf lange Zeit in den Hintergrund gedrängt worden sein, wir werden darum die hochsinnige Frau nicht tadeln, welche ihn aus dem leidenschaftlichen Stürmen und Brausen der Jugend herausriß, seinem sittlichen Charakter die männliche Klarheit gab, die auch seinem fürstlichen Freunde in höherem Streben voranleuchtete und seine Poesie zu dem reinen Feuer einer Iphigenie und eines Tasso läuterte.“

Die Deutung, als habe Goethe zugleich mit seinem Entschlusse zur italiänischen Reise die Absicht gehegt, sich demnächst mit ihr ehelich zu verbinden, was man voreilig aus einer etwas mysteriösen Briefstelle geschlossen hat, weist Schaefer mit der Bemerkung zurück: „Die Worte in seinem letzten Briefe aus Karlsbad (23. August): „Und dann werde ich in der freien Welt mit Dir leben und in glücklicher Einsamkeit ohne Namen und Stand der Erde näher kommen, aus der wir genommen sind“ — hat man als den Wunsch einer ehelichen Verbindung mit ihr, wo er in Zurückgezogenheit von der Welt, frei von den Fesseln des Hoflebens, seiner schriftstellerischen Thätigkeit zu leben gedenke, zu deuten gesucht. Allein sie beziehen sich eben auf die bevorstehende Reise, wo er im Andenken an sie „mit ihr zu leben“ d. h. ihre Seelengemeinschaft fortzusetzen und im glücklichen Incognito, „in der freien Welt“, das reinste menschliche Dasein zu genießen hofft.“

In dem zweiten Theile haben wir verhältnißmäßig die meisten Zusätze bemerkt, so daß der Text um ungefähr vier Bogen erweitert worden ist. Selbst in der Schilderung der Reise in Italien begegnen wir mehreren Verbesserungen. Beiläufig war uns die Bemerkung interessant, daß die Fächerpalme, welche Goethe im botanischen Garten zu Padua bewunderte und zum Gegenstande seines Studiums machte, jetzt mit der Inschrift palma di Goethe bezeichnet ist. Die erste Zeit nach der Reise, wo der Dichter dem weimarischen Kreise so steif und unerquicklich erschien, schildert Schaefer mit folgenden Worten: „Die weimarische Gesellschaft, in die er jetzt wieder eintrat, kam dem Dichter mit den größten Erwartungen entgegen; sie hoffte aus den neuerfrischten Strömen seines Geistes zu trinken und die Blüthen der Poesie in lebendigster Fülle von seinem Genius zu empfangen. Gleich in den nächsten Monaten nahm ihn daher der Hof und der Kreis seiner Freunde im vollsten Maße in Anspruch; die vielen Besuche von Fremden, unter denen auch der Prinz August von Gotha und der Herzog von Meiningen sich befanden, vermehrten die Anforderungen, und wenn gleich die auf ihn eindringenden geselligen Pflichten ihn schnell in den früheren Verhältnissen wieder heimisch machten, so war doch bis gegen den Herbst seinem Geiste wenig Ruhe gewährt. Wie lebhaft mochte das Verlangen nach den entschwundenen glücklichen Tagen erwachen, als Herder am 8. August Weimar verließ, um das gepriesene Italien aufzusuchen — für ihn, den in sich Abgeschlossenen, freilich nicht eine solche Bildungsschule, wie für seinen empfänglicheren Freund —, als wenige Tage darauf die Herzogin Amalie in Begleitung Einsiedel's und des Fräuleins von Göchhausen nachfolgte und er „einen ihm dringend angebotenen Platz im Wagen leer sah!“ Allein die Umkehr nach dem Süden hatte er sich bereits durch seinen ersten Entschluß untersagt. Gleichwohl fühlte er sich in der weimarischen Gesellschaft keineswegs behaglich, wie seine gesellige Mittheilsamkeit, die sich gern in der Schilderung Italiens erging, zu Zeiten schließen lassen mochte. In Momenten des offenen Vertrauens verbarg er nicht seinen an Verzweiflung grenzenden Unmuth über sein jetziges „unnützes“ Dasein, noch die tieferen Wunden seines Herzens. Er war in Italien, mehr als er sich selbst gestehen mochte, ein Anderer geworden; er hatte einen Standpunkt in seiner Bildung gewonnen, auf den ihm in der damaligen Umgebung niemand folgen konnte. Man schien seine Sprache nicht zu verstehen, wenn er die Welt der neuen Anschauungen, die in seinem Innern lebendig war, mit Entzücken schilderte, und seine Sehnsucht nach dem Verlornen, seine Klagen mußten beleidigen und als Theilnahmlosigkeit an dem Gegenwärtigen erscheinen. Durch solche Erfahrungen wurde er dahin gebracht, mehr an sich zu halten und sein Inneres oft den Nächsten zu verschließen. „Ich bin hier“, schreibt er im October an Knebel, „fast ganz allein. Jedermann findet seine Convenienz sich zu isoliren, und mir geht es nun gar, wie dem Epimenides nach seinem Erwachen.“ Es konnte nicht ausbleiben, daß er in seiner abgemessenern Haltung Vielen kalt und selbstsüchtig erschien, und vor Allen die sich verletzt fühlten, welche die Offenheit und vertrauliche Hingebung früherer Jahre gewohnt waren.“

„Das Verhältniß zu Charlotte von Stein ward von dieser Umwandlung am nächsten betroffen. Das zarte Liebesgefühl, das bisher mehr durch poetischen Idealismus und die Macht der Gewohnheit, als durch persönliche Reize der gealterten Freundin Nahrung erhalten hatte, war durch die Flamme jener heißeren Leidenschaft, die der Dichter bei seiner Heimkehr über die Alpen im Busen trug, zerstört worden. Die vertrauensvoll sich hingebende Neigung und Offenheit war nicht wieder herzustellen, und die Versuche, die zu Anklagen und Vorwürfen wurden, erhöhten nur die Mißstimmung, die das alte Band erst lockerte und zuletzt zerriß.“

Der Verfasser ist nicht der Ansicht, daß Goethe in der Verbindung mit Christiane Vulpius einen Ersatz für die Entbehrung des gewohnten Liebesglücks gefunden habe, was Stahr und Lewes darzuthun suchen, so fern er gleichwohl davon ist, die früher gangbare rohe Auffassung dieses häuslichen Verhältnisses vertreten zu wollen. Wir lassen seine eigenen Worten folgen: „Der Anstoß, den dies häusliche Verhältniß gab, hatte zur Folge, daß man es meist

nur so auffaßte, als sei es nicht über das sinnliche Bedürfniß hinausgegangen, und Christiane sei im Uebrigen nichts als Goethe's Wirthschafterin gewesen. Eine solche Verleugnung seiner sittlichen Natur war aber für ihn nicht möglich. Vielmehr blickt aus mancher Aeußerung, besonders in den Briefen an Herder, aus mancher Zeile seiner Gedichte — außer den erwähnten ist noch auf die Elegie „Metamorphose der Pflanzen“ zu verweisen — eine herzliche, fast leidenschaftliche Zuneigung hervor, wenngleich der tiefere Gefühlsinhalt einer auf sittliche Achtung und Geistesgemeinschaft gegründeten Ehe von dieser Verbindung schon deßhalb nicht zu erwarten stand, weil die Geliebte und nachmalige Gattin an geistiger Bildung tief unter ihm stand und im Bewußtsein ihrer unwürdigen Stellung und ihres Mißverhältnisses zu der gebildeten Gesellschaft sich nicht zu dem Gefühle edlerer Weiblichkeit erheben konnte. Wenn wir auch zugeben, daß sie in den ersten Jahren ihrer Verbindung den Unmuth des vereinsamten Dichters zu verscheuchen, „ihn zu erquicken“ wußte, daß sie späterhin mit Glück das Talent übte, alles Störende von dem leicht reizbaren Freunde fernzuhalten, daß sie ihm eine gute Wirthschafterin und Pflegerin war, so ist es doch ein Irrthum, zu behaupten, Goethe habe für seine geistige Thätigkeit größere Unabhängigkeit und mehr Anregung zu poetischen Schöpfungen gewonnen, als wenn ihm eine Lebensgefährtin von höherer Bildung und von angesehener gesellschaftlicher Stellung zu Theil geworden wäre. Während Schiller durch seine Verbindung mit einer edeln, feingebildeten weiblichen Natur zu der schönsten Harmonie seines geistigen und sittlichen Wesens gelangte, entstand in Goethe's Dasein durch sein häusliches Verhältniß ein nie ganz überwundener Zwiespalt. Daß es unedel sei und seiner sittlichen Würde wie seiner öffentlichen Stellung nicht gezieme, hat er tief empfunden, und eben dies Gefühl hat ihn gegen die Gesellschaft und das Publikum reizbarer und verschlossener gemacht. Wenn auch damals außereheliche Verhältnisse sehr nachsichtig beurtheilt wurden und manche Freunde, selbst der sonst streng richtende Herder, die Verbindung Goethe's mit Christiane unter den eigenthümlichen Umständen zu entschuldigen fanden, so hat doch die Nation, die in ihrem größten Dichter auch die sittliche Größe bewundern möchte, ihm die Entzweiung mit Sitte und Gesetz nie verziehen. Nichts hat der richtigen Würdigung von Goethe's sittlichem Charakter so sehr im Wege gestanden, nichts so sehr zu falschen Urtheilen über die Tendenz seiner Dichtungen verleitet, als jene Halb-Ehe.“

„Die nächste Folge des neuen anfangs verborgen gehaltenen Liebesromans war, daß der letzte Faden, welcher von dem Bande, das ihn eine Lebensepoche hindurch an Charlotte von Stein gefesselt hielt, übrig geblieben war, zerrissen wurde. Sie hatte es längst gefühlt, fast mit dem ersten Wiedersehen, daß die Tage der beglückenden Geistesgemeinschaft und des unbegrenzten Vertrauens vorüber seien; „unerquicklich und steif“ kehrte er ihr zurück. Wenn unter seine Klagen über das, was er in Italien verlassen hatte, sich auch das offene Geständniß der leidenschaftlichen Neigung zu der jungen Mailänderin mischte, wie eine Aeußerung in einem Briefe an sie vermuthen läßt, so mußte sie einsehen, daß ein Verlangen in ihm erwacht sei, welches der Umgang mit ihr nicht zu befriedigen vermöge. Mochte er früher den Wunsch einer ehelichen Vereinigung mit ihr gehegt haben, jetzt war er verschwunden. Am wenigsten aber konnte sie sich darein finden, einer solchen Nebenbuhlerin, wie Christiane Vulpius, aufgeopfert zu werden. Wie sie sich persönlich dadurch gekränkt fühlte, so büßte er zugleich bei ihr an der hohen sittlichen Achtung ein, die in ihre Liebe zu ihm einbedungen war. Es war ein schwerer Seelenkampf, den sie durchzukämpfen hatte. Die Gemüthserschütterung warf sie (im Februar 1789) auf's Krankenlager. Goethe wollte keinen eigentlichen Bruch; er suchte zu begütigen und ihr gegenseitiges Verhältniß unter Bedingungen zu befestigen, welche den gelegentlichen freundschaftlichen Verkehr an die Stelle des täglichen Umgangs und der hingebenden Liebe setzen mochten; allein eine solche Herabstimmung des Gefühls war für sie mit Gleichgültigkeit von Einer Bedeutung.“

Die Urtheile über Goethe's Stellung zu den politischen Zeitereignissen seit dem Beginn der französischen Revolution sind in der neuen Bearbeitung schärfer gezeichnet. Ueber Goethe's politisches Verhalten macht der Verfasser die allgemeinen Bemerkungen: „Von vornherein müssen wir den Vorwurf zurückweisen, als habe Goethe theilnahmlos den Ereignissen den Rücken gewandt und sei gegen die Geschicke der Menschheit gleichgültig gewesen. Wenn er auch, um aus Unmuth und Sorge sich zu retten, in Kunst und Wissenschaft ein Asyl suchte, „sich an diese Studien, wie an einen Balken im Schiffbruch festklammerte“ und in Betrachtung des Dauernden einer hohen Kultur und der ewigen Gesetze der Natur sich über die beengende Wirklichkeit der schwankenden, zerstörenden Gegenwart erhob: so treten doch auch alle die brennenden Zeitfragen, von denen Europa ergriffen ward, in den Bereich seines Denkens ein. Allein er war und blieb ein Feind des Maßlosen, der Parteileidenschaft. Diese ruhige Haltung wird in aufgeregten Zeiten stets als Kälte gedeutet werden, und selten wird es solchen Charakteren gelingen, den Geist der Zeit energisch zu leiten und zu zwingen. Das war Goethe's Fall. Seine politische Ansicht hält indeß durchaus an der früheren Basis fest, und nur wer in der Täuschung befangen ist, als ob Götz und Egmont einer abstracten Freiheitsschwärmerei das Wort redeten, kann Goethe's spätere Aeußerungen für einen Abfall von der Ueberzeugung der früheren Lebensperiode halten. Gleichwie in dem herrlichen Gespräche zwischen Alba und Egmont, voll goldener politischer Wahrheiten, spricht er seinen Haß gegen Willkürhandlungen der Regierungen, gegen das Unheil eines verderbten aristokratischen Regiments, gegen Rechtsverletzungen und jesuitische Intriguen auch jetzt wiederholt und eindringlich aus; er verbarg sich keineswegs die Gebrechen des alten Staats. Dagegen hat er nie ein Vertrauen zu der Theilnahme der Masse an der Regierung fassen können und sieht dadurch nur Tyrannei und Willkür in andern Formen wiederkehren.“

Allein Schaefer geht auch keineswegs darauf aus, Goethe's Haltung in der Napoleonischen Zeit von jedem Vorwurfe freizusprechen. Er charakterisirt sie mit den Worten: „Man hat es Goethe oft zum Vorwurf gemacht, daß er, statt an den Bestrebungen patriotisch thätiger Männer theilzunehmen, das Nationalgefühl gegen die Unterdrückung aufzurufen und eine Volkserhebung gegen die Fremdherrschaft vorbereiten zu helfen, sich während der Zeit der Erniedrigung Deutschlands in Naturstudien, Novellistik und biographische Schilderungen der Vergangenheit zurückzog. Jenes politische Wirken lag nun einmal Goethe's contemplativer Natur fern, und niemals griff er da ein, wo er nicht ein seinen Anlagen gemäßes Gebiet der Thätigkeit fand. Er sah ein, daß er, der sich durchaus zu einem literarischen Charakter ausgebildet hatte, auf ruhiges Forschen und Bilden hingewiesen sei; was ihn in diesem folgerechten Schaffen stören konnte, wies er von sich; zu einem Manne der energischen Thatkraft, der den Beruf zum Wirken und Handeln in sich trägt, hatte die Natur ihn nicht gebildet. Und selbst dieses vorausgesetzt, was hätte er überhaupt als Minister in einem kleinen, von dem mächtigen Gewalthaber nur tolerirten und von Spionen argwöhnisch überwachten Staate für Deutschlands Rettung thun können? In Weimar ließen sich weder Fichte'sche Reden an die deutsche Nation halten, noch ein Tugendbund stiften. Dessenungeachtet läßt sich allerdings der Wunsch nicht unterdrücken, daß er an solchen patriotischen Bemühungen, welche die Wiederbelebung deutschen Sinnes zum Zwecke hatten, einen wärmeren Antheil hätte nehmen mögen. Wer eine so hohe Stellung zu der geistigen Bildung seiner Nation, wie er, sich errungen hat, dem steht es nicht wohl an, inmitten der Bedrängniß, die ihre höchsten geistigen Güter bedroht, „die Zeit erst eine Weile vorüberzulassen, um zu ihr und von ihr zu sprechen“, wie er 1809 auf Perthes' Aufforderung zur Mitarbeit an einem damals projectirten „deutschen Museum“ ausweichend schrieb. Nach dem erschütternden Schlage des

Jahres 1806, als er Müller's Rede übersetzte, dachte er so nicht. Allein so sehr er die Schmach des Vaterlandes empfand, verlor er doch alles Vertrauen zu dem Erfolge vereinzelter patriotischen Unternehmungen, und „der Erniedrigung Gewöhnen“, wie er im Epimenides sich ausdrückt, fand auch bei ihm eine Anwendung. Er stellte sich mehr und mehr auf den kosmopolitischen Standpunkt, und auf diesem konnte er der Heldengröße, der Energie und dem Herrschertalente Napoleons seine Achtung nicht versagen. Viel trug dazu die Macht des persönlichen Eindrucks bei, dessen Zauber ihn leicht gefangen nahm.“

Dagegen hebt Schaefer als Gegensatz den patriotischen Aufschwung des Dichters, den er selbst mit dem Titel seines Festspiels „Des Epimenides Erwachen“ angedeutet hat, während der Jahre 1814 und 1815 hervor. Einige interessante Züge zu der Schilderung des Dichters in jener Zeit sind aus von Leonhard's Selbstbiographie, einem sicherlich nur von Wenigen gelesenen neueren Werke, geschöpft. „In Wiesbaden“, heißt es, „traf Geheimrath von Leonhard mit ihm zusammen. Zum erstenmal sahen sie sich von Angesicht, und mächtig ergriff Goethe's Persönlichkeit den erwartungsvollen Bewunderer seines Geistes. Seine Beredtsamkeit, sein Feuer, womit er sich im ausführlichen Gespräch auf den Gebieten der Wissenschaft und poetischen Literatur erging, „war das eines Jünglings, aber zugleich großartige Ruhe.“ Edel und groß erschien er vor Allem in der liebevollen Anerkennung der Verdienste früherer und mitlebender Männer; Byron's gedachte er schon damals mit großem Lobe. Bald darauf erwiederte der Dichter in Hanau den Freundeebesuch. Auf seinen Wunsch gab das Hanauer Liebhabertheater eine Vorstellung Körner's „der Vetter aus Bremen“, wobei er recht herzhaft lachte; „seine Laune war unerschöpflich, er hinreißend, liebenswürdig.“ Leonhard's ausgezeichnetes Mineralienkabinet gewährte ihm großen Genuß.“ — Ueber Goethe's Besuch in Frankfurt im Herbst 1814 erhalten wir folgende anziehende Schilderung: „Seine Vaterstadt Frankfurt hatte Goethe in siebenzehn Jahren nicht gesehen. Inzwischen hatte er ihr noch vor kurzem in seiner Biographie den schönsten Tribut dankbarer Anhänglichkeit gezollt. Diesmal bereitete man ihm einen Empfang, in welchem sich die lebhafteste Verehrung aussprach. Die Vorstellung des Tasso wurde angeordnet, und Goethe von den Directoren des Frankfurter Theaters feierlich dazu eingeladen. Als er Abends in die für ihn bestimmte Loge trat, welche mit Blumengewinden und Lorbeerkränzen geschmückt war, empfing ihn das überfüllte Haus mit lautem Jubel, der während einer Symphonie von Haydn noch fortwährte. Erst als sich der Vorhang hob, trat eine ehrerbietige Stille ein, und ein Prolog begrüßte den Dichter. Während des am Schluß gesprochenen Epilogs wurden die Kränze von den Büsten Ariost's und Virgil's genommen und ihm überreicht. Als er das Theater verließ, waren Treppen und Gänge mit dichtgedrängten Reihen von Zuschauern gefüllt, durch die er freundlich dankend hindurchging. Man war des Lobes voll, „wie so gar liebenswürdig er sich unter seinen Frankfurtern erwiesen habe.“ Er hatte alle Orden von seinen Kleidern trennen lassen, weil er nur Bürger sein wollte. Auch ein schönes öffentliches Fest genoß er hier; er konnte in seiner befreiten Vaterstadt der ersten Feier des 18. Octobers beiwohnen. Um die Erleuchtung zu sehen, fuhr er am Abend in dem Wagen des Barons von Hügel, damaligen Vicegouverneurs, herum. Während seines diesmaligen Aufenthalts sah er sich fleißig um und besuchte seine alten Freunde; besonders freute er sich des vielseitig angeregten Interesses für Kunst und Naturwissenschaften; was in Privatsammlungen an Kunstsachen und sonstigen belehrenden Schätzen vorhanden war, ward im Einzelnen sorgfältig betrachtet und verzeichnet.“

Goethe's Verhältniß zu mehreren bedeutenden Personen ist auch in diesem Bande durch manche wichtige Nachträge noch eingehender geschildert. Nach den Mittheilungen des Polizeiraths Grüner wurde manches Detail über seinen Verkehr in den böhmischen Bädern nachgetragen. Ueber die Erdichtungen des „Briefwechsels mit einem Kinde“ hatte sich Schaefer schon in der ersten Auflage seines Werkes und an anderen Orten entschieden ausgesprochen, so daß die kürzlich erschienene Siegfried'sche Epistel ihm schon längst zugedacht werden konnte. Er stellt alle und jede Beziehung Goethe'scher Gedichte auf Bettina Brentano ganz und gar in Abrede und giebt der Verfasserin überdies Schuld, durch angebliche Erzählungen der Frau Rath Goethe's Jugendgeschichte phantastisch ausgeschmückt zu haben; dahin rechnet Schaefer auch das Gretchen von Offenbach.

Ueber ein noch ungedrucktes größeres Gedicht aus Goethe's späteren Jahren giebt der Verfasser, dem wahrscheinlich eine Abschrift zu Gebote stand, eine interessante Mittheilung. „In dem idyllischen Badeleben zu Karlsbad entsprang 1810 eine erotische Dichtung, worin der Dichter in einem Ariostischen Gemälde den Conflict der aufwallenden Leidenschaft mit der ehelichen Treue durchführt. Das Motto aus Tibull (I. 5. 39 sq.) — aliam tenui, sed jam quum gaudia adirem Admonuit dominae deseruitque Venus — spricht die Idee des Ganzen deutlich genug aus. In dem Momente, wo der Gast die schöne Fremde, die sich ihm hingiebt, in die Arme schließen will, gedenkt er seines trauten Familienkreises daheim; er entflieht der Versuchung und wendet sich in einem liebevollen Briefe mit bewegtem Gemüth zu den Seinigen. Das Gedicht hat somit, gleichwie die Wahlverwandtschaften, eine hohe sittliche Tendenz; weil aber die Schilderung sinnlicher Liebesgluth eine allzu lebhafte Farbengebung erhalten haben, so theilte es das Schicksal der unterdrückten römischen Elegieen, von Goethe's Werken ausgeschlossen zu bleiben, obwohl es in mehreren Abschriften vorhanden ist.“

Die Beilagen, welche der ersten Auflage beigegeben waren, sind jetzt theils in den Text, theils in die Anmerkungen, welche mehr für den gelehrten Kenner der Goetheliteratur berechnet sind, aufgenommen. Das von Falk mitgetheilte Gedicht „Vermächtniß“ ist weggeblieben, weil Schaefer es jetzt für untergeschoben halten muß. Das beigefügte doppelte Register ist dagegen eine sicherlich jedem Leser des Werkes willkommene Zugabe; das erste weist die im Buche besprochenen Schriften Goethe's nach, das zweite die in seiner Lebensgeschichte erwähnten Personen, so daß das Nachschlagen dadurch sehr erleichtert ist. Auch die gut ausgeführten Porträts sehen wir gern; denn der Leser des ersten Bandes muß das bekannte Goethe-Bild vergessen und sich das Bild jenes jugendlichen Goethe einprägen, welches er mit dem ersten Blatte des Buches aufschlägt.

Der Verfasser schließt mit den Worten: „Schon erhebt uns jedoch über die elegische Betrachtung das Bewußtsein, daß der Genius des großen Mannes in steigender Wirksamkeit dauernd seiner Nation angehört, daß er mehr und mehr in ihr geistiges Leben übergegangen ist und in tausend Adern belebend unsere gesammte Bildung durchdringt. Noch richtet das nachwachsende Geschlecht in weithin gereihter Kette an ihm die Blicke empor, um in den wechselnden Strömungen der Zeit Muth und Kraft zu freiem, reinem Streben zu gewinnen und zu stärken; noch leuchten seine unvergänglichen Werke wie Sternbilder allen denen entgegen, welche mit der Weihe der Begeisterung ihre Fahrt zu den heiligen Hainen der Poesie und Wissenschaft lenken.“

---

* Kakodaemon der Schreckliche.

Erzählung von B. Tschischwitz.

(Schluß.)

Kakodaemon schlich hinter der Gartenmauer hinweg als er nach seiner Wohnung ging; der gewaltige Hüne, der sonst jedem ins Gesicht trotzte, empfand ein Gefühl von Bangigkeit und Scheu, von andern gesehen zu werden, aber er konnte oder wollte sich diese erbärmliche Feigheit nicht erklären. Das Unglück jedoch fügte es, daß er in dem Augenblicke, wo er nach seinem Hause umbiegen

wollte, von einem seiner früheren Commilitonen bemerkt wurde. Dieses Exemplar einer jovialen Natur gehörte zu derjenigen Art von Studenten, die bei einem kärglichen Auskommen niemals die Heiterkeit ihrer Seele und bei großen Schulden niemals den Muth verlieren. Wie Heine von seinem Kopfe sagen konnte, er sei ein zwitscherndes Vogelnest von confiscirlichen Büchern, so konnte dieser würdige Musensohn von sich behaupten, sein Kopf sei ein zwitscherndes Vogelnest von allerlei Schalkheiten und Teufeleien, wie sie toller nicht leicht in einem Hirn entspringen konnten. Seines unverwüstlichen Humors wegen von allen Studenten, die ihn kannten, und fast alle kannten ihn, geschätzt und gern gesehen, hatte er für seine abenteuerlichen Aufschneidereien den ehrenvollen Namen »Lügenbrauser« erhalten, und er war der einzige, vor welchem Kakodaemon wirklich Respekt hatte.

Kakodaemon gerieth in nicht geringe Verlegenheit, als Brauser ihm, beinahe noch unter den Fenstern des Obersteuerraths, die Hand reichte und ihn, als er hastig vorwärts ging, ohne Weiteres unter dem Arm faßte, um mit ihm fortzuschlendern. Kakodaemon ward kreidebleich im Gesicht, denn grade Brauser war einer von denen, die dem Steuerrath Nachts die unwillkommenen Ständchen gebracht und von dem alten Herrn auf's bitterste gehaßt waren. Er erzählte ihm unterwegs, daß er eine allerliebste Wohnung in einem Garten dicht nebenan gemiethet habe, und Kakodaemon mußte zu seinem großen Verdrusse erfahren, daß diese Wohnung dicht neben seinem Zimmer gelegen sei. Der Fall war allerdings unangenehm, denn wie hätte Kakodaemon die einmal angeknüpfte Bekanntschaft mit der reizenden Olga fortsetzen können, ohne von seinem Kameraden, dessen Schalkheiten ihm nur zu gut bekannt waren, nicht auf die unangenehmste Weise belästigt und gestört zu werden. Für's erste machte er gute Miene zum bösen Spiele; er theilte die Aenderung seines Berufes Brauser mit, der nicht wenig auf ihn schalt, daß er sich zu denen zählen wolle, die den edlen Stoff des Bieres mit der drückenden Schmach der Steuer belasten, doch wußte ihm Kakodaemon alle seine übrigen Absichten geschickt zu verbergen. Da dieser den größten Theil des Tages über im Bureau arbeitete und nur des Abends zu Hause war, Brauser dagegen, wenn er den Tag über zu Hause tüchtig gearbeitet hatte, des Abends ausging, so kamen beide eigentlich den Sommer über nur wenig mit einander in Berührung. Kakodaemon's Bekanntschaft mit der reizenden Olga fand inzwischen durch allerlei Correspondenzen über die Gartenmauer gedeihliche Nahrung, und mit einem gewissen Gefühl von Mitleid muß der Erzähler es erwähnen, in Olga's Herzen fing die Neigung wirklich an eine zärtliche zu werden; die Gelegenheit, die sich unserm Helden bot, das Haus ihres Vaters zu besuchen, benutzte dieser, so oft es anging; und als im Winter der patriotische Verein, der sich bis dahin außerordentlich gekräftigt hatte, da sämmtliche Regierungs-, Steuer-, Post-, Berg- und Forstofficianten vom Regierungspräsidenten bis zum Feldhüter und Fußgendarmen herab demselben mit Kind und Kegel beigetreten waren, zeigte sich eine erwünschte Aussicht auf ein längeres Zusammensein mit der Angebeteten. Unser ehemaliger Nimrod der Burschenschaft, Kakodaemon mit dem Beinamen der Schreckliche, hatte nämlich seine roth-schwarz-goldnen Farben, die so lange um seinen Spiegel hingen, abgethan und war diesem Verein beigetreten, der außer den obengenannten noch eine Menge von reichen Pächtern, Gutsbesitzern, Rentiers u. s. w. unter seine Mitglieder zählte. Damals theilte sich die Bevölkerung jenes glücklichen Staates, von dem hier die Rede ist, in zwei Parteien, nämlich in solche, die durch eine Veränderung der Dinge verlieren, und in solche, die durch sie gewinnen konnten. Zu den ersten gehörten alle die, welche einen Orden hatten, zu den letzten die, welche bei den Ordensvertheilungen übergangen waren; die ersten waren angestellt oder hatten Vermögen, die letzten waren zum großen Theil nicht angestellt und hofften eine Anstellung oder Vermögen zu gewinnen; die ersten rasirten sich das Gesicht und waren meistens wohlbeleibt, die letzten ließen den Bart stehen und waren dünn und mager. Wenn Franz Moor an der einen Stelle sagt: »Träume kommen aus dem Bauche«, so sagen wir, ohne diese Worte travestiren zu wollen: in unserm gesegneten Vaterlande kömmt den Leuten die Gesinnung aus dem Bauche. Damals entstanden in jener Stadt wunderliche Begriffsverwirrungen; die hochrothen Weingesichter der Pächter, Gutsherren, und der hochbesoldeten Beamten nannte man schwarz-weiß; die blassen Referendarien und Auscultatoren wurden oft roth genannt. Kakodaemon erhielt noch keinen Sold; aus Anerkennung für seine patriotische Gesinnung waren ihm jedoch Diäten zugestanden; dies war die erste süße Frucht seiner hochherzigen Sinnesänderung. Die Stimmung war lange Zeit auf beiden Seiten eine gereizte. Die Dicken wurden von den Dünnen mit beißendem Spott verfolgt und »Reaktionäre« genannt, die Dünnen erhielten dafür den Schimpfnamen »Demokraten.« Unter solchen Umständen muß man es als ein großes Verdienst preisen, daß einer von den liebenswürdigen Männern, die mit einem selbstgefälligen Behagen beide Richtungen in sich zu vereinigen glauben, auf die Idee kam, eine neue Gesellschaft zu gründen, die den Namen »Reunion« führen und die beiden feindlichen Parteien mit einander aussöhnen sollte. Dieser Vorschlag ward, wie alles Neue, von beiden Seiten mit rührendem Enthusiasmus aufgenommen. Die »Reunion« kam zu Stande und sollte mit einem glänzenden Balle eröffnet werden. Wer beschreibt das Entzücken dieser glücklichen Menschen! Die Gesinnungen sollten in einander fließen, wie die rothen und weißen Weine, die dort getrunken wurden; die Gesinnungen sollten mit einander Häringssalat essen, ja, was noch mehr ist, die Gesinnungen sollten Française, Cotillon und Polka mit einander tanzen! Der vielverheißende Tag kam heran. Kakodaemon der Schreckliche war selig; auch er hatte eine Karte gelöst; er hatte sie gelöst mit der berauschenden Ueberzeugung, auch Olga, seine heißgeliebte, angebetete Olga ist dort! und sie selbst hatte ihm, dem Glücklichsten der Sterblichen, die Polonaise und den Cotillon versprochen.

Lange stand der Heldenjüngling vor dem Spiegel, bemüht, sein etwas unfolgsames Haar durch eine reichliche Oeltaufe zum Gehorsam zu bringen. Es war schon dunkel; er mußte mit der einen Hand das düstere Talglicht halten, mit der andern die Haarbürste führen. Dies war höchst unbequem, auf seine weiße Cravatte rannen einige Tropfen des reichlich gespendeten rothen Haaröls. Der Jüngling wurde blaß vor Schreck, als er sah, daß die Flecken sichtbar blieben, er versuchte sie hinwegzuwischen — da — o Unglück — träufelt ihm das schräggehaltene Talglicht einen langen Streifen auf die nagelneue, weiße Atlasweste. Wer beschreibt die Verzweiflung, die sich des Geängstigten bemächtigte, der nur im Stande ist, seinem Herzen durch einige laute Verwünschungen Luft zu machen, wobei er zähneknirschend mit dem Fuße auf die Erde stampfte. Diese Aeußerungen des Unwillens hatten wenigstens das Gute, daß der nebenanwohnende Brauser von seinen Pandekten, in die er sich seit einigen Stunden vertieft hatte, aufgeschreckt wurde, und zu dem ehemaligen Freunde herüber kam, um zu fragen, was ihm denn eigentlich fehle. Kaum hatte er von den Unfällen gehört, so war er auf's freundlichste bereit, dem Hausgenossen behülflich zu sein. Mit unverdrossener Miene hielt er ihm das Licht, reinigte er ihm die Weste, so gut es anging, knöpfte er ihm die Hemdsärmel zu, legte er ihm die Busennadel an, und dies Alles mit dem Ausdruck der aufopferndsten Freundschaft, der liebenswürdigsten Zuvorkommenheit. Kakodaemon war entzückt über diesen rührenden Beweis von Freundschaft, den er von Brauser gar nicht mehr erwartet hatte, da er ihn beim Begegnen kaum noch zu grüßen pflegte. Er dankte ihm auf's herzlichste, drückte ihm die Hand und schwor, er würde nie vergessen, was er für ihn thue; wenn wir recht berichtet sind, hatte er sogar die Unverschämtheit, dem dienstbeflissenen Brauser zu verstehen zu geben, daß er, wenn ihn seine glänzend angetretene Laufbahn in kurzer Zeit zum gehofften Ziele führe, woran nach den glücklichen Auspicien

gar nicht mehr zu zweifeln sei, vieles für das Fortkommen des Freundes thun könne — u. s. w.

Ueber diesen Gesprächen, denen Brauser nur mit halbem Ohre zuhörte, da er den Hut des Freundes bürstete, waren die Handschuhe und der Frack angezogen. Eine breite Uhrkette verdeckte einigermaßen die Fettflecken auf der Weste. Kakodaemon war eben im Begriff das Zimmer zu verlassen, schon hatte er die Thür geöffnet, als er nach den Taschen seines Fracks fühlte. „Potz Wetter, rief er, ein Taschentuch!“ Der Dienstbeflissene eilte nach einer Ecke des Zimmers, „hier“ rief er, ich hab es zurecht gelegt. Mit diesen Worten steckte er es dem „behandschuhten“ Kakodaemon in die Tasche, der nach einer flüchtigen Umarmung des Freundes in die draußen harrende Droschke eilte und um so hastiger war, je lauter er den Kutscher seine Anwesenheit mit der klatschenden Peitsche ankündigen hörte. Ueber dem Rasseln des Wagens vernahm er das schallende Gelächter nicht, das ihm Brauser nachsandte.

Der Ball war glänzend. Im festlich erleuchteten Saale prangte bereits die Flora der jungen Damenwelt, indem die einen ihre schönen kritischen Augen prüfend über die Tanzordnung hingleiten ließen, dabei verstohlen irgend einen gegenüberstehenden Herrn musternd, die andern nachlässig in ihren Sitzen zurückgelehnt, sich eben so gern betrachten ließen und ein spöttisches Gesicht zogen, wenn etwa ein leichtfüßiger Galanthomme an ihnen vorüberflatterte, ohne als schuldigen Tribut der Schönheit den flüchtigen Blick auf sie zu werfen. Die Krone des Festes war, wir müssen es gestehen, unstreitig Olga; ihre Schönheit wetteiferte mit der prächtigen Camellie, die sie in ihrem Haar trug. Aller Augen, selbst die der übrigen Damen, hafteten auf der blühenden, junonischen Gestalt. Es durchzuckte unsern Kakodaemon gleichsam elektrisch, als er eintrat und sein Blick unmittelbar und unwiderstehlich von der herrlichen Erscheinung angezogen wurde. So zieht die glänzende Flamme das Auge an, und wir müssen immer und immer in das flackernde Licht schauen, auch wenn es uns schmerzt. Diese Bemerkung schien unser Held nicht zu machen, denn unbewußt vollzog sich in ihm diese natürliche Thatsache und ohne etwas zu denken, glitt er über den gebohnten Fußboden hinweg, um der Angebeteten mit einer tiefen Verbeugung seine Anwesenheit anzukündigen. Olga war ein Engel an Güte; und mit diesem hohen Vorzuge eines weiblichen Herzens vereinigte sie einen Humor, wie er nur bei den schönen Rheinländerinnen, denn eine solche war sie ihrer Geburt nach, zu finden ist. Kakodaemon verschlang jedes ihrer geistvollen Worte, ohne nur im entferntesten im Stande zu sein ihr etwas Aehnliches zu erwiedern; er stand vor ihr wie ein Tölpel und drehte vor Verlegenheit seinen Hut zwischen den Händen dem Strich entgegen, so daß dieser ganz wollig aussah und Olga herzlich anfing zu lachen, als sie es bemerkte. Die Damen gegenüber schnitten ironische Gesichter. Endlich ward das Zeichen zum Antritt gegeben, und die Polonaise eröffnet, an der auch die älteren Herren und Damen Theil nahmen. Als dieser erste Tanz zu Ende war, entfernten sich die älteren und nicht tanzenden Herren in ein anstoßendes Zimmer, wo sie sich dem Gespräch, dem Kartenspiel und der erheiternden Bachusgabe überließen. Hierbei müssen wir bemerken, daß die „Reunion“ eigentlich nur ganz äußerlich durchgeführt ward. Es vereinigten sich nämlich gar bald die Gesinnungsgenossen zu besonderen Gruppen; und während auf der einen Seite die Dicken bezahlten Burgunder tranken, so tranken die Dünnen auf der anderen unbezahlten Champagner. Besonders lebhaft ging es an dem Tische zu, an welchem der alte Steuerrath das große Wort führte. Die Umhersitzenden lauschten ihm mit gespanntester Aufmerksamkeit. Der gute Herr war nämlich einer von denjenigen, die sich selbst außerordentlich gern reden hören und sich glücklich fühlen, wenn sie den Ton irgend einer Gesellschaft angeben und das Gespräch beherrschen können. Er war dabei auf sein Rednertalent nicht weniger als auf seine Lebenserfahrungen, am meisten aber auf seinen Patriotismus eingebildet; und als ein alter Haudegen von Anno 13. und 14., wie er sich selbst gern nannte, hatte er die Worte „mit Gott für König und Vaterland“ stets im Munde. Er hatte in der That in seiner Erscheinung etwas Ehrfurchtgebietendes, und man konnte es ihm leicht anmerken, daß er bei Allen, mit denen er verkehrte, einen erhöhten Respect für sich in Anspruch nahm. Seine höchsten Triumphe aber waren unstreitig seine Toaste, in die er ganz den Pomp zu legen wußte, zu dem ihn das Bewußtsein bestimmte, ein lebender Repräsentant jener glorreichen Zeit zu sein; ein Bewußtsein, zu dem er sich gewöhnlich dann am vollkommensten erhoben fühlte, wenn er seine Majorsuniform trug. Heut aber kam es ihm am meisten darauf an seine hohe Begabung durch eine glänzende Rede an den Tag zu legen. Er wollte den ganzen demokratischen und deutschthümelnden Unsinn der spöttischen Referendarien und Auscultatoren zu Boden schmettern, und für diesen wichtigen Zweck stärkte er sich durch reichliche Quantitäten des edlen Burgunders.

Während man sich nun im Herrenzimmer mit diesen Dingen beschäftigte und der alte Herr für seine Rede nach Kraftausdrücken suchte, war im Tanzsalon die Française beendigt worden. Tänzer und Tänzerinnen waren erschöpft, denn die Hitze war eine drückende zu nennen. Von mancher schönen Stirn perlten die Schweißtropfen, und auch Kakodaemon, der des Tanzens auf dem glatten Fußboden ungewohnt war, fühlte sich unbehaglich und schnappte nach Luft. Er klagte seinen Zustand der neben ihm stehenden Angebeteten und einigen andern Damen, denn er war in der That zum Auffinden eines passenderen Themas viel zu ungeschickt; doch nahm er dabei immer eine sehr vornehme und wichtige Miene an; es giebt Leute, die sich gescheut stellen, wenn sie es auch nicht sind, und gut in der Welt fortkommen, und zu diesen würde auch unser hoffnungsvoller Steuerfachbeflissener unstreitig gehört haben, wenn er nicht in diesem unglücklichen Augenblick auf den Gedanken gekommen wäre, sich die schweißtriefende Stirn zu trocknen. Denn noch im Gespräch vertieft und mit süßer Grazie Olga anlächelnd, zieht er sein Taschentuch langsam und nachlässig aus der Tasche, schwenkt es mit zwei Fingern in der Luft, ohne umzuschauen, und fährt sich damit über das erhitzte Antlitz. Ein Schrei, in dem Entsetzen, Abscheu, Ekel ausgedrückt war, begleitet diese Handlung des Unglücklichen, der wie von einer Tarantel gestochen zusammenfährt. Das war das seidene Taschentuch nicht, welches er sich eigends für den heutigen Ball gekauft hatte, es war überhaupt kein Taschentuch sondern — man verzeihe dem Erzähler, daß er das ästhetische Gefühl seiner schönen Leserinnen der historischen Treue zum Opfer bringen muß —, es war das wohlbekannte Wischtuch, mit dem er bei regnichtem Wetter seine Stiefeln zu reinigen pflegte. Der heuchlerische, verhaßte Lügenbrauser hatte ihm diesen abscheulichen Streich gespielt.

Als Kakodaemon zu sich selbst kam, sah er, daß er allein stand; die jungen Damen, die so eben mit ihm gesprochen, waren nach allen Seiten auseinandergestoben, und er selbst stürzte von Wuth und Scham ergriffen, aus dem Saale, um die Spuren, die der scheußliche Lappen auf seinem edlen Antlitz zurückgelassen, schleunigst zu vertilgen. Schreckliche Rachegedanken gegen Brauser tauchten in seiner verwundeten Seele auf. Er geberdete sich wie ein Rasender, als er allein war; er ballte die Fäuste und focht in der Luft umher, er stieß und hieb und parirte, als ob er den Verhaßten vor sich hätte, und sicher würde er ihm den Garaus gemacht haben, wenn er ihm in diesem Augenblicke entgegengetreten wäre. Lange Zeit wagte er nicht in den Saal zurückzukehren; aber er vernahm das Zeichen zum Cotillon, und er war für diesen Tanz engagirt. Er mußte eintreten. Da saßen bereits alle Paare in Reih und Glied, die Musik schmetterte vom Orchester herab, und die ersten Paare bewegten sich schon im hüpfenden Walzer durch den Saal. Der Thür gegenüber in einer entfernten Ecke sah er Olga stehen. Thränen perlten aus ihrem schönen Auge; sie war augenscheinlich in der tödtlichsten Verlegenheit; alle Stühle waren besetzt, ihr Tänzer verschwunden, Niemand hatte ihr einen Stuhl geboten. Hastig drängte

sich Kakodaemon zwischen den tanzenden Paaren hindurch zur Angebeteten hin, indem er einige verwirrte Entschuldigungen stammelte. »Einen Stuhl, um Gottes Willen einen Stuhl!« flehte Olga mit bebender, zitternder Stimme. Ihr Tänzer sah sich im ganzen Saale um, es war kein einziger zu sehen. Kakodaemon ward leichenblaß. Was anfangen? Ein furchtbarer Tumult bemächtigte sich seiner ganzen Seele. Seine Existenz, seine Laufbahn, das Glück seines Lebens stand auf dem Spiele, das sah er ein. Da durchblitzte ein kühner Gedanke seinen, sonst nicht sehr erfinderischen Kopf. »Im Nebenzimmer müssen noch Stühle sein«, so schließt er. »Ja, ja, um Gottes willen, im Nebenzimmer!« fleht Olga in steigender Angst, und schon ist der Jüngling ihren Blicken entschwunden. Im Nebenzimmer war der alte Steuerrath eben mit seinem Toaste zu Ende gekommen. Er hatte, wie er selbst überzeugt war, durch die Würde, das Pathos, die überzeugenden Gründe seiner Rede die Sache der Demokraten gänzlich zu Boden gedonnert. Er hatte geschlossen mit den begeisternden Worten »Mit Gott für König und Vaterland«, und ein donnerndes Hoch sämmtlicher an seinem Tische sitzender Zuhörer belohnte ihn für die außerordentliche Leistung. Wohlgefällig, von sich selbst entzückt, aber erschöpft von der langen Rede denkt der würdige, wohlbeleibte patriotische Herr in seinen Stuhl zurückzusinken — aber — o Grauen, Entsetzen, teuflische That! Der Stuhl ist von seinem Platze verschwunden, und der alte Herr sitzt krachend am Boden, das Tischtuch mit Flaschen, Tellern, Gläsern, Leuchtern und allem Zubehör mit sich nachziehend, während zugleich die Bravo's, die der vorhergehenden Rede noch galten, aus den entfernteren Ecken des Zimmers in das fürchterliche Getöse hineinschallten. Kaum hatten die anwesenden Demokraten den Fall bemerkt, als sie enthusiastisch die letzten Bravos wieder aufnahmen und laut in die Hände klatschend mit höhnenden Hurrahs den diabolischen Lärm vervollständigten. Noch lag der alte Herr am Boden und blickte sich zornfunkelnden Auges um, wer ihm diesen unerhörten Affront gethan, da fiel sein Blick auf den Unglücklichen, der wie angewurzelt mit dem Stuhle neben ihm stand. Kakodaemon hatte diesen einzigen Stuhl unbesetzt gefunden, in seiner Hast aber nicht bemerkt, daß er seinem Schwiegervater in spe zugehöre, und ihn ohne Weiteres weggenommen. Die Bravo's, welche von den böswilligen Demokraten immer von Neuem angefangen wurden, während der Steuerrath am Boden ächzte und stöhnte, verfehlten auch ihre Wirkung auf die Tanzenden nicht. In der Meinung, es sei eben etwas ganz Außerordentliches in Betreff der »Reunion« gesagt worden, was diesen stürmischen Enthusiasmus hervorrufe, stimmten alle Anwesenden im Saale jubelnd mit ein, und es wollte des Bravorufens gar kein Ende nehmen. Das war in der That für den alten Herrn zu viel. Kaum war er mit Hülfe einiger Freunde wieder auf die Beine gebracht, als er wuthschäumend auf unsern zitternden Helden losstürzt und ihm rechts und links ein Paar Maulschellen giebt, die das Händeklatschen im Saale noch bei Weitem überschallen. Vernichtet schwankte Kakodaemon zur Thür hinaus. Die Scham beugte ihn so tief, daß er nicht aufsah, als er an Olga vorüberging. Er stürzte nach seiner Wohnung, er riß seinen Schläger von der Wand und eilte nach Brausers Zimmer, den er den Urheber der entsetzlichen Schmach nannte, die er heut erduldet. Zum Glück fand er das Zimmer verschlossen. Er ging in das seine zurück, drückte sein Gesicht in die Kissen seines Bettes und weinte bittre Thränen der Wuth, der Scham, der Reue, der Verzweiflung. Was sollte er, der Beschimpfte, der Unwissende, der Mittellose, der Verachtete, Gehöhnte und Verspottete nun thun? Er durchwachte eine entsetzliche Nacht.

Am andern Morgen, als es noch ganz dunkel war, ging er zu einem Bekannten und ließ Brauser die schärfste Forderung überbringen, die es nach studentischen Begriffen giebt. Die Antwort war lakonisch genug, sie lautete: »Mit einem Gesinnungslosen schlage ich mich nicht.« Noch denselben Morgen verließ Kakodaemon die Stadt, die sein Heldenthum und seine Niederlage gesehen, und kehrte in seine Vaterstadt zurück. Dort blieben seine Schicksale für's Erste verborgen. Es gelang ihm eine Stelle als Billeteur an einer kleinen Eisenbahnstation zu erhalten, die ihn jetzt noch mit seiner alten Mutter, obwohl kümmerlich, nährt.

Kakodaemon ist ein Mann geworden. Die Nähe seiner alten braven Mutter, die ihm täglich die Worte wiederholt »Thue Recht und scheue Niemand«, hat einen so wohlthuenden Einfluß auf ihn ausgeübt, daß er für einen rechtlichen Menschen gilt, so daß ihm nicht alle Aussicht auf sein ferneres Fortkommen abgeschnitten ist.

Olga ist schon längst die glückliche Gattin eines wackeren Justizbeamten, der in heiteren Gesprächen fast täglich bemüht ist, den alten Steuerrath zu überzeugen, daß es ein entsetzliches Unglück wäre, wenn die Welt nie über die Begriffe von 1813 und 14 hinaus käme. Anfänglich fluchte der alte Herr und nannte ihn einen Erzdemokraten; als er aber die vortrefflichen Reden seines Schwiegersohns las, die derselbe in der Deputirtenkammer, deren eifrigstes Mitglied er ist, gehalten hatte, fing er an, sich mit der neuen Zeit allmälig zu versöhnen. Jetzt lacht er wohl bisweilen und sagt: »Ihr Jungen seid gescheute Kerle, aber Soldaten, wie wir Alten, seid ihr nicht.«

* Das Marschenbuch von Hermann Allmers.

Die Wahrheit des alten lateinischen Spruches „Habent sua fata libelli" hat sich schon an manchem Buche erwiesen. Wunderliche Schicksale ergehen bisweilen über die Erzeugnisse der Feder. Wenigen mag es aber so schlimm ergangen sein wie dem Marschenbuche von Hermann Allmers. Nachdem der Verfasser, den unsere Leser durch manchen trefflichen Beitrag liebgewonnen haben, das Buch, welches er seit Jahren am Herzen getragen, in die Welt hinaus zu senden sich entschlossen hatte, wurde ihm sein Liebling durch die Verlagshandlung von Scheube in Gotha so arg zugerichtet, daß er ihn kaum wieder erkannte. Eigenmächtige Aenderungen und eine Fluth von Druckfehlern entstellten das Buch, dessen Erscheinen mit dem Falle der Firma zusammenfiel, und es blieb nicht Zeit, das Werk ganz zurückzuhalten. Da es nun solcher Mißhandlung preisgegeben war und doch hinausging, so hat Allmers, um sich und sein Werk möglichst zu schützen, eine Erklärung an seine Leser erlassen, die wir an dieser Stelle abdrucken, um die Verbreitung derselben zu fördern.

„Ohne jegliche Vorrede glaubte ich mein Marschenbuch in die Welt senden zu können. Vorreden hasse ich, das Büchlein sollte selbst für sich reden, und überdies hatte ich meine Absichten mit ihm in der vorgedruckten Widmung ausgesprochen.

Leider ist ein nachgeschicktes Wort nun doch nöthig geworden.

Zu meinem Schrecken sah ich nämlich, als das Buch vollendet war, daß ein wahres Heer der ärgerlichsten und sinnstörendsten Druckfehler zum Vorschein kam. — Eine längere Krankheit meines Verlegers, die ihn gänzlich daran hinderte, selbst den Druck des Buches zu überwachen, die Entfernung meines Wohnsitzes vom Druckorte und sodann der Umstand, daß trotz meiner dringenden Bitten viele Bogen ohne meine Revision gedruckt wurden, waren vornehmlich die Ursachen des Uebelstandes.

So ward auch, ungeachtet wiederholten Erinnerns, die doch so unumgänglich nothwendige Buchstabenerklärung bei den Häusergrundrissen gänzlich vergessen, so daß sie nun nachgetragen werden muß, und endlich sind zu meinem wahren Schmerze durch eigenmächtiges Handeln eines der Geschäftsführer meines Verlegers manche Sätze so aufs Unsinnigste verstümmelt, so aufs Geschmackloseste mit Fremdwörtern gespickt, aufs Widerwärtigste, wie man zu sagen pflegt, verballhornt worden, und zwar angeblich „um einige Härten und Flüchtigkeiten aus meinem Style zu bringen", daß ich schon im Begriff war, die Anerkennung des Buches öffentlich zu verweigern.

Ich will hier nicht den Leser mit allen Verunstaltungen aufhalten, die nun unter meinem Namen in die Welt gehen, sondern begnüge mich, als Probe der ausgedehnten Wirksamkeit meines edlen und gründlichen Stylverbesserers, den Satz, der von Seite 273 zur Seite 274 hinüberleitet, anzuführen:

„Niebuhr war Zeltgast eines alten Scheiks und traf diesen eines Tages bei einem heftigen Zornausbruch über eine Sklavin, die in einer Zeltecke mit irgend einer Arbeit beschäftigt war."

Also lautet nun der Satz in seiner verbesserten Gestalt, und ich bekenne gern, daß er vor seiner Wiedergeburt ungleich ärmer an solchen genialen Einfällen war, wie er sie nunmehr seinem Reformator verdankt.

Dem Publikum, wie mir selber und vor Allem der Kritik gegenüber glaube ich meine Rechtfertigung schuldig zu sein.

Rechtenfleth, im Juni 1858.

Hermann Allmers."

Nachträge. Buchstabenerklärung zu den Häusergrundrissen.

Niedersächsisches Haus (Seite 155). a Große Diele (Dreschtenne), b Pferdestall, c Kuhstall, d die Howand, e e e Stuben, f die Kellerstube, g Schlafkammer an der Wohnstube, h der Heerd, i Kammer, in der meistens das Pferdegeschirr hängt und oft auch die Knechte zu schlafen pflegen, k k k k Alkoven, in einigen Gegenden Koje genannt.

Osterstader Bauernhaus (S. 182). a Die Dreschdiele, b Pferdestall, c Kuhstall, d der Vorplatz, Windfang genannt, e e e Stuben, f f f Kammern, g die Küche mit der Bodentreppe.

Grundriß eines „Berges" (Seite 340). a Großer Raum für Heu und Getreide, in Ostfriesland Gulf genannt, b b Räume zum Futtern des Viehes, oft auch zum Dreschen bestimmt, c der Pferdestall, d d Viehställe, e e Gang, f Windfang, g g Stuben, h h h Kammern, i Küche, davor die Treppe zum Kornboden, k k k k Gesindekammer mit Alkoven (Kojen).

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Johann Friedrich der Mittlere, Herzog zu Sachsen. Ein Beitrag zur Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts. Von A. Beck. 2 Thle. — Radetzky's Denkschriften militärisch-politischen Inhalts, aus dem Nachlaß desselben. — Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Sammlung verborgener oder vergessener Merkwürdigkeiten. Von F. Bülau. Neunter Band. — Prinz Eugen von Savoyen. Nach den handschriftlichen Quellen der kaiserlichen Archive. Von A. Arneth. Zweiter Band. 1708—1718.

— * Von der ausgezeichneten deutschen Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes von Professor Häusser in Heidelberg erscheint eine zweite, umgearbeitete Ausgabe zu ermäßigtem Preise und in Lieferungen.

— * Ein neues Werk des Königsberger Philosophen Karl Rosenkranz ist in diesen Tagen erschienen, eine Metaphysik. Sie bildet den ersten Theil einer „Wissenschaft der logischen Idee."

— * Die Hamburger Theatersache ist in ein neues Stadium getreten, von dem auch wieder nicht viel zu erwarten ist. Nachdem der bisherige Director Sachse mit einem Deficit von reichlich 100,000 Mark Courant sich bankerott erklärt hat, ist nunmehr in der Person des Dr. Wollheim ein neuer Director gefunden worden. Derselbe ist vom 1. August an auf fünf Jahre Pächter des Stadttheaters geworden. Wollheim, in der literarischen Welt durch mehrere Theaterstücke und Schriften anderen Charakters bekannt, mit vollem Namen Chevalier Wollheim da Fonseca, wird, wie seine Freunde verkündigen, das Theater als Kunstinstitut behandeln und verwalten.

— * Die große allgemeine deutsche Kunstausstellung in München verspricht glänzend zu werden. Dieselbe soll im Anschlusse an die zu München befindlichen monumentalen Werke ein Gesammtbild vom Wesen und Werden der bildenden Kunst, namentlich der Malerei, in unserem Jahrhundert geben. Bekanntlich wollte die Akademie der Künste ihr 50jähriges Jubiläum durch eine Zusammenstellung der Werke ihrer Lehrer und Schüler feiern, und beabsichtigte die in Stuttgart tagende Künstlerversammlung, eine allgemeine deutsche Ausstellung zu veranstalten. Beide Plane vereinigen sich. Während die Münchener Akademie mit den übrigen Künstlern ein Central-Comite bildete, entstanden in Düsseldorf, Dresden, Karlsruhe, Stuttgart und Wien Lokal-Comite's, die als Schiedsgerichte die neueren Arbeiten zuerst begutachteten und das würdig Befundene einsandten, dann aber auch im Vereine mit den Künstlern die in Staats- oder Privatbesitz übergegangenen Bilder für den angegebenen Zweck zu erlangen und nach München zu schicken hatten. Die Thätigkeit war erfolgreich. Nicht nur werden in dieser Ausstellung die Begründer der neueren deutschen Künste, die Carstens, Tischbein, Wächter, Schick, Koch rc. mit ihren bedeutendsten Schöpfungen vertreten sein, denen die Zeichnungen und Cartons von Overbeck, Cornelius, Veil, Kaulbach sich anschließen, es wird auch die Düsseldorfer Schule von ihren berühmten Anfängen bis zur Gegenwart so umfassend wie noch nie zusammenstehen und in München eine besonders interessante Erscheinung sein; es wird auch Oesterreich mit vielen und mannichfachen Kräften seine Stelle einzunehmen suchen. Nur dem gemeinsamen Wirken der Künstler war das erreichbar, und nur bei der freundlichen Förderung von Seiten der Kunstfreunde und Besitzer war es möglich. Der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Preußen, Hannover und Würtemberg, die Großherzoge von Baden, Weimar und Hessen gingen mit gutem Beispiele voran, und mancher vermögende Privatmann folgte ihnen mit gleich edlem Sinne nach. Die meisten Bilder sind bereits ausgepackt, das Ordnen und Aufhängen im Glaspalaste hat begonnen. Der Anblick verheißt im Ganzen so großartig als im Einzelnen belehrend und genußreich zu werden.

— * Die Baulust und Verschönerungssucht des Kaisers Napoleon hat sich jetzt auch auf die elysäischen Felder in Paris erstreckt. Der Moniteur bespricht die beabsichtigten Arbeiten und weist nach, daß dieser Raum bis 1670 noch Ackerland war und nur wenige Häuschen, dagegen breite Gemüsefelder zeigte. Um 1670 wurden die ersten Schattengänge angelegt, welche hundert Jahre später erneuert und erweitert wurden. In den Jahren 1818 und 1819 wurde der Boden der Alleen erhöht und gestampft und fünf Springbrunnen angelegt. Nachdem der Industrie-Palast gebaut worden, wurde dieser einst so öde und wüste Theil der elysäischen Felder bis zum Cours-la-Reine mit umfangreichen englischen Anlagen, Wiesen, Laubgängen, Blumenbeeten und Anhöhen geziert. In den letzten Jahren wurden die elysäischen Felder mit Reihen von Prachtpalästen geschmückt, während auf der Seite, wo der Garten Beaujon lag, ein ganzer Stadttheil der herrlichsten Gebäude entsteht. Da, wo früher der Wintergarten war, wird jetzt eine 16 Metres breite Straße gebaut. Kurz, in nicht zu ferner Zeit wird die Verbindung zwischen Paris und dem Boulogner Holze zu den schönsten Wohnsitzen der Welt gehören.

— * **Aimé Bonpland.** Eine Nachricht aus Brasilien, deren Zuverlässigkeit freilich noch bezweifelt wird, meldet den Tod Aimé Bonplands, des berühmten Naturforschers, Reisegefährten und Freundes von Alexander von Humboldt. Einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung" über Bonpland sind die folgenden Bemerkungen entlehnt: „Alles was in irgend einer Beziehung zu dem Großmeister aller Forschung steht, den wir mit so gerechtem Stolz den unsrigen nennen, hat Anspruch auf die Sympathien der civilisirten Erde; um so mehr sind sie dem zu Theil geworden, der das Glück genoß, bald 60 Jahre lang der treue Freund und Gefährte Alexanders von Humboldt zu heißen. Darum wird die ganze gebildete Welt Antheil nehmen an der Nachricht vom Tode Bonplands. Nicht bloß die gelehrten Kreise, die der Wissenschaft und Forschung, werden sich erinnern, daß es Aimé Bonpland war, welcher Alexander von Humboldt „auf jener Reise sonder Gleichen" begleitete — auf jener Reise zu der auch ihn, den genialsten seiner zahlreichen Schüler, Gottlieb Werner, der Gründer der Geologie, hinausgesendet „um die ganze Natur im Namen eines Mannes zu befragen." Fünfundachtzig Jahre vollgemessen zählte Bonpland, „jener Freund voll Muth und Kenntnisse, der — seltenes Glück wenn es den Erfolg eines gemeinschaftlichen Unternehmens gilt — mitten unter allen Beschwerden und Gefahren denselben Eifer und denselben Gleichmuth behielt", als seine Hülle dem unbeugsamen Gesetz der Wandlung alles Stofflichen verfiel. „Sechzig Jahre schon sind fast ein seltenes Alter, und wer's hoch treibt, bringt's auf siebenzig;" und doch überrascht uns die Nachricht dieses Todes! Haben wir uns doch gewöhnt zu glauben, daß die Zeit machtlos sich beuge vor der Größe Humboldt's und allem was ihm theuer, als sei gefeit was mit seinem Namen unauflöslich verbunden, zumal Bonpland, der in Wahrheit mit ihm verbrüdert war. Humboldt's sämmtliche Werke, die auf „der Reise in die Aequinoctialgegenden" fußen, wurden von ihm zusammen mit seinem Freund und Reisegefährten bearbeitet und herausgegeben. Waren dem ersteren die eigentliche Erdveste, das unorganische Gebiet der Natur, die mathematischen, terrestrischen, tellurischen Erscheinungen am vertrautesten, war sein Blick hauptsächlich auf die Verhältnisse, den Zusammenhang, die vergleichenden Beziehungen der verschiedenen Gebiete gerichtet, wenn er auch einige Theile der Zoologie und der Botanik mit Leidenschaft liebte, so war Bonpland im Gebiet des Organischen, im Reich der Flora und Fauna, besonders heimisch, und ihn zog das Einzelne besonders an; aus dem gegenseitigen Austausch des Gewußten und des Gefundenen entsprang jene Allseitigkeit in der Beobachtung und Erforschung der Naturerscheinungen, welche die gemeinschaftlichen Werke in so seltenem Grade kennzeichnen. Aimé Bonpland gehöre, wie Humboldt, der Generation jener sturmbewegten Zeit an, welcher die größten Geister der neuen Geschichte, nicht bloß im Gebiete der Wissenschaft, entstammen. Er wurde am 22. August 1773 zu La Rochelle geboren. Dem Berufe seines Vaters folgend, wandte er sich von Jugend auf der Medicin zu, und er muß schon damals sich durch seltenes Wissen ausgezeichnet haben, denn kaum 20 Jahre alt, wurde er freiwillig oder gezwungen als Arzt in der Marine angestellt und kreuzte auf einer republikanischen Fregatte gegen die Engländer. Nachdem er seiner Dienstpflicht genügt, wendete er sich wieder ausschließlich seiner wissenschaftlichen Ausbildung zu und ging, um diesen Zweck besser zu fördern, nach Paris. Hier trat er in engere Beziehungen zu Napoleon und zur Kaiserin Josephine. Die Bekanntschaft mit Humboldt, die sich später zur „innigsten Freundschaft" entwickelte, ist eine zufällige. Alexander von Humboldt befand sich grade in Paris, eigentlich in der Absicht demnächst eine Reise nach Aegypten anzutreten, als die französische Regierung Vorbereitungen zu einer Entdeckungsreise ins Südmeer machen ließ, die unter dem Oberbefehl des Kapitäns Baudin unternommen werden sollte. Humboldt erzählt selbst, daß er zu dem Kapitän Baudin sehr wenig Vertrauen hatte, weil dieser sich seines vom Wiener Hof übernommenen Auftrags, einen Freund unseres großen Forschers, van der Schott, nach Brasilien überzuführen, sehr schlecht entledigte. Da aber die politischen Ereignisse Alexander von Humboldt nöthigten seinen eigenen Plan nach dem Orient aufzugeben, so suchte er um die Erlaubniß nach sich der französischen Expedition anschließen zu dürfen, zumal der erste Reiseplan, der für dieselbe entworfen wurde, überaus groß und kühn war. Als Naturforscher waren von der Regierung den beiden Baudin'schen Corvetten die Herren Michoux und Bonpland zugesellt. So wurden die beiden spätern Freunde mit einander bekannt. Da mehrere Monate vergingen, bis das Schicksal der Expedition entschieden wurde, unternahmen Humboldt und Bonpland einen Theil der noch zu machenden Vorstudien zusammen und tauschten gegenseitig ihr Wissen aus, so daß schon eine große Innigkeit unter ihnen bestand, als der wiederausgebrochene Krieg in Deutschland und Italien die französische Regierung veranlaßte, die zu dieser Entdeckungsreise bestimmten Summen zurückzuziehen, und die Reise selbst auf unbestimmte Zeit zu verschieben. Nun beschlossen die Freunde, ein Reise nach Afrika zu machen. Bonpland war mittellos, Humboldt im Besitz eines beträchtlichen Vermögens und trug vermuthlich die Kosten der späteren gemeinschaftlichen Reise, obwohl er darüber nie eine Andeutung gemacht hat. Der egyptische Plan kam auch nicht zur Ausführung, die Freunde durchreisten einen Theil von Spanien und wurden hier zu einer Reise nach dem spanischen Amerika ermuntert. Am 5. Juni 1799 verließen sie Europa und machten auf der Reise jene Untersuchungen über das Meerwasser, die zum Theil noch heute als Normen gelten. Am 16. Juli 1799 landeten sie in Cumana und betraten die neue Welt."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Delzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 30. Bremen, 25. Juli. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Das neue Museum in Berlin.

Von E. Linden.

Die ägyptischen Denkmäler.

Der Cicerone nimmt seine unterbrochene Darstellung wieder auf. Unter der Säulenhalle mit den geschlossenen Seiten derselben zieht sich eine Reihe von landschaftlich-architektonischen Bildern hin, Ansichten der ägyptischen Baudenkmäler in landschaftlicher Umgebung darstellend, die einen reizenden, interessanten und vermöge ihrer meisterhaften Ausführung kostbaren Schmuck der Halle bilden. Sie sind von den ausgezeichnetsten der Berliner Landschaftsmaler, Schirmer, Gräb, Biermann, Max Schmidt und Pape, nach an Ort und Stelle entworfenen Skizzen ausgeführt, und zwar in der bei sämmtlichen Wandmalereien des Museums angewendeten stereochromischen Manier. Dieses jetzt an die Stelle der al fresco-Manier getretene Verfahren läßt die technischen Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten des letzteren vermeiden, gewährt somit eine größere Sicherheit des beabsichtigten Erfolges und verspricht eine längere Dauer. Der Maler trägt in der gewöhnlichen Weise die Farben auf den trocknen — oder genauer gesagt — schon vorher getrocknet gewesenen Kalküberzug der Wand, nachdem er denselben, zur Vermeidung des zu schnellen Ansaugens der Farben, die augenblicklich zu bemalende Fläche mit etwas destillirtem Wasser angespritzt hat. Nach dem Trocknen der Farben bekommt das Gemälde einen Ueberzug von dem in München erfundenen Wasserglas, das mit den Farben und dem Kalke eine chemische Verbindung eingeht und, — vorausgesetzt, daß es das echte ist. — den Licht- und Witterungseinflüssen einen dauernden Widerstand entgegensetzt.

In den bis jetzt von uns betrachteten Einzelheiten der ägyptischen Denkmäler trat uns nur das Starre und Ungefügige der ägyptischen Kunst entgegen. In diesen Gemälden erblicken wir das Ganze der Baudenkmäler theils in Ansichten ihres Innern, theils in der ihnen zugehörigen örtlichen und landschaftlichen Umgebung, womit sich der Eindruck wesentlich zu ihrem Vortheile modificirt. Die rein architectonischen unter den Ansichten wirken durch die kolossalen, nicht unharmonisch vertheilten Massen und Verhältnisse, die mit Landschaft verbundenen durch die grandiosen und einheitsvollen, mit zu den Weitsichten in vollkommenster Harmonie stehenden Linien, durch die gluthvollen Lichtreflexe, den südlichen Farben- und Formenreichthum des Erdreichs (die Wüstenbilder machen hierin selbstverständlich eine Ausnahme), durch die üppige Vegetation des Nilthals und zuletzt mit durch die pittoreske Staffage, so daß sie auf Leinwand und in Oel gemalt die köstlichsten Staffelei- und Salonbilder abgeben würden.

In dem ersten der Bilder, links vom Eingange der Halle, sehen wir die Gruppe der größten und ältesten Pyramiden, der von Memphis. Die größte unter ihnen ist vom Könige Cheops erbaut und wird nach ihm benannt. Die Länge ihrer Seiten beträgt an der Grundfläche zwischen 699 bis 728 Fuß (nach verschiedenen Messungen), ihre Höhe 422 bis 448 Fuß. Ursprünglich waren die Pyramiden vollständig mit kostbaren Steinarten belegt; im Mittelalter wurde jedoch diese Bekleidung von den Arabern abgerissen und zu andern Zwecken verwendet, so daß jetzt nur noch der Rohbau sichtbar ist. Der fast ganz massive Kern des Baus enthält bekanntlich nur wenige Kammern und Gänge, in deren größter die Mumie des Fürsten beigesetzt wurde. Ueber das Alter dieser Pyramidengruppe bestehen verschiedene Annahmen; einige Forscher rechnen über 4000 Jahre. Diejenigen, welche das geringste Alter annehmen, haben den Zeitraum von 1182—1056 v. Chr. als die Regierungszeit des Königs Cheops festgestellt, wonach sich also noch nicht ganz 3000 Jahre ergäben. Wie in allen den Gemälden das malerische Element als gleichberechtigt mit dem unterrichtenden steht, so hat der Künstler die Pyramiden aus der Ferne sehen lassen und für den Hauptgegenstand seines Vordergrundes eine kolossale Sphynx gewählt, welche aus der schon häuserhohen Umgebung von Grabkammern thurmhoch über dieselben hinaus sich erhebt. Wenn man sich Rechenschaft giebt von den Größenverhältnissen des Kolosses vermöge des Vergleichs mit den Menschen, welche sich an seiner Basis bewegen, so ergiebt sich die Größe einer mittleren Kirche, deren Thurm das Vordertheil der Sphynx entspräche, während der übrige, liegende Theil des Körpers als das Schiff der Kirche erscheint.

Das folgende Bild, in Folge der architektonischen Eintheilung der Wand nur einen schmalen Streifen bedeckend, zeigt das Innere der Pyramide des Cheops, d. h. einen hohen schmalen und selbstverständlich finstern Gang; daß wir in ihm und überhaupt von ihm etwas sehen können, verdanken wir der dunkelrothen, flackernden und qualmenden Gluth einer Fackel, welche von einer der beiden sichtbaren Personen getragen wird. Freilich sehen wir trotzdem außer den beiden Besuchern nicht viel mehr als Stücke von den Seitenwänden und dem Fußboden; bei den vortrefflich durchgeführten Lichteffecten und den vielfachen und bedeutsamen Anregungen, welche die Oertlichkeit giebt, thut dieser Umstand der Wirkung des Bildes keinen Abbruch. Das dritte Bild, der Hatortempel mit Typhonium von Dendera, ist eins von denen, die durch ein glückliches Gleichgewicht zwischen Architektur und Landschaft schon als „Bild“ einen großen Reiz ausüben würden. Im Mittelgrunde, dem Beschauer ziemlich nahe, erhebt sich der Tempel selbst, rechts von ihm, etwas näher dem Vordergrunde das Typhonium, ein einfacher, flachgedeckter Säulenbau. Die Säulen werden bis ungefähr zum Drittel ihrer Höhe durch eine Mauer geschlossen. Aus der Form der Kapitäle, die bei dem Tempel selbst vierseitige Würfel mit Masken, bei dem Typhonium schon mit griechischen Elementen vermischt sind, läßt sich leicht die späte Zeit der Entstehung ersehen. Das Typhonium ist ein oft wiederkehrender Nebentempel, dem verderblichen Typhon geweiht. Außerdem wurde er als die Geburtsstätte göttlicher Personen (Mammisi's) betrachtet und als solche von den ägyptischen Königinnen zur

Abwartung ihrer Entbindungen benutzt. Die Ferne des Bildes wird durch Gebirgszüge geschlossen, während an der linken Seite ein Stück des Nils sichtbar wird. Aus den malerischen Formationen des Erdreichs im Vordergrunde erhebt sich eine üppige Vegetation von Palmen, Steineichen, Schlingpflanzen und Schilf, zwischen welcher Gestalten von Eingebornen als Staffage dem Ganzen einen pikanten Reiz hinzufügen. Von großer Wirkung, jedoch ganz verschiedenen Charakters ist das nächstfolgende Bild, die Memnonssäulen bei Theben. Es sind zwei sitzende Statuen, ähnlich denen, die ganz nahe hinter uns im Hofe in natura stehen. Dem Anscheine nach mindestens 50 Fuß hoch, ragen sie in geheimnißvoll gedeckter Vollmondsbeleuchtung einsam empor aus der weiten, absolut einsamen Fläche, die noch flacher erscheint durch den sie bedeckenden, wahrscheinlich durch eine Nilüberschwemmung gebildeten Wasserspiegel. Links in der Ferne ein Stückchen Bodenerhöhung, rechts in noch weiterer, unbestimmter Ferne sichtbare Höhenzüge sind ganz geeignet, dem Beschauer, ohne daß er sich dessen bewußt wird, die ganze Flachheit der Umgebung und den Kontrast derselben mit den Kolossen zu Gemüthe zu führen. Bekanntlich ging von diesen (Bild-)säulen die Sage, daß sie, von der Mittagssonne der Tag- und Nachtgleiche beschienen, einen klingenden Ton von sich gäben.

Das fünfte Bild zeigt uns das sogenannte Ramesseum, das Grabmal des Königs Ramses, (Rameß, Sesostris). Vor demselben stehen zwei Bildsäulen, abermals ganz ähnlich den beiden im Hofe aufgestellten; vielleicht ist die eine davon dieselbe, welche sich hier durch ihre Inschriften als jenen König darstellend erwiesen hat. An den Wandräumen zwischen den Thüren stehen als Pilaster kolossale Priestergestalten in weiße Gewänder gehüllt; auch Gesicht, Hände und Füße zeigen die natürliche Färbung. — In dem sechsten Bilde sehen wir das Hypostyl des Tempels von Karnak, in welchem wir uns augenblicklich befinden, nur daß sich durch die Mitte des Raumes ein Säulenstellung hinzieht. — Von demselben Tempel, der zu den Denkmälern von Theben gehört und also den Normalcharakter der ägyptischen Tempelbauten repräsentirt, giebt uns das nächste Bild die vollständige äußere Ansicht. Die an ihm sichtbaren vier Hauptmassen zeigen das sonst noch vorkommende, wahrscheinlich durch Anbauten von Nachfolgern des ersten Erbauers entstandene System der Einschachtelung mehrerer Theile ineinander. Den Eingang zu diesen Monumenten bildet das Thor zwischen dem sogenannten Pylon, zwei nahe aneinanderstehenden Flügelgebäuden in Form von stark abgestumpften Pyramiden, jedoch von geringerer Tiefe als Breite. Die Wände dieser Halbpyramiden sind, abgerechnet eine gesimsartige Einfassung, ganz ohne Gliederung, ohne Fenster oder sonstige Oeffnungen, dagegen vollständig bedeckt mit Reliefs. Durch das Thor gelangt man in einen Hof, an dessen inneren Seiten sich eine Säulenstellung hinzieht Die beiden folgenden Hallen sind wieder durch ein Pylon getrennt, während der letzte Theil des Bauwerks das eigentliche Heiligthum enthält. Ausdehnung und künstlerische Ausschmückung dieses eigentlich wichtigsten Theils erscheint untergeordnet; mit der Größe und Pracht der Vorbauten scheint die Absicht verbunden gewesen zu sein, für die erste und allgemeine Ansicht des Baus seine hohe Bedeutung zu veranschaulichen. Der Eintritt in das Allerheiligste war überdies nur wenigen Eingeweihten gestattet. Besonders bemerkenswerth bei diesem Denkmale erscheint die lange zu dem äußeren Thore führende Straße von zwei Reihen auf hohen Postamenten ruhender Sphynxe. — Das nächste Bild zeigt das Innere des Tempels von Cherif Hussein. Statt der Pilaster zu beiden Seiten des Raumes sieht man Priestergestalten, nach dem Maßstabe der den Tempel besichtigenden Männer nicht unter 40 Fuß hoch und aus dem lebendigen Felsen gearbeitet. Die zwei letzten Bilder dieser Seite des Säulenganges zeigen uns das Innere und den äußeren Eingang des Felsentempels von Beni Hassan in Oberägypten. In ersterem bilden wieder kolossale, bis an die Decke reichende Statuen den Schmuck der Seitenwände. Da sich in nicht allzugroßer Tiefe des Bildes der Ausgang ins Freie zeigt, so ist jedenfalls der dargestellte Raum nur eine Vorhalle zu den vielen Kammern und Gängen im Innern des Felsens. Die zahlreichen Wandgemälde dieses Tempels sind vollkommen erhalten. Die Ausschmückung des äußeren Portals dieser Felsengräber, im letzten Bilde, ist bei allen derartigen Denkmälern eine ziemlich einfache. Auch sehen wir hier nur ein in die Felswand hineingearbeitetes Portal, bestehend aus zwei Eckpilastern und zwei freistehenden Säulen mit darüber liegendem Architrav und Deckgesims.

Das erste Bild der gegenüberliegenden Seite der Halle, die Steinbrüche von Silsilis, ist wieder in Beziehung auf malerische Wirkung von großer Schönheit, jedoch von weniger sachlichem Interesse. An wildzerklüfteter Felswand sehen wir Ueberreste von Architektur, welche die Eingänge zu den Grabkammern bildeten; denn zu solchen wurden diese Steinbrüche später benutzt und erweitert. In dem folgenden Bilde, der Obelisken im Tempelhofe von Karnak, tritt uns zum erstenmale diese berühmte ägyptische Denkmalgestalt entgegen. Nur wenige dieser außerordentlich großen Monolithen befinden sich noch im Lande ihrer Entstehung. Viele davon mögen zerbrochen verschüttet liegen, andre, zweiundvierzig an der Zahl, wurden in der römischen Kaiserzeit nach Rom und Byzanz geführt. Der größte Obelisk, jetzt in Rom vor dem Lateranpalaste stehend, hat ohne die etwa 10 Fuß hohe Base von Marmor eine Höhe von 115 Fuß und an dem untern Ende eine Breite von $9^{1}/_{3}$ und 8 Fuß. Konstantin der Große hatte ihn von Theben nach Konstantinopel schaffen lassen, von wo ihn jedoch sein Sohn Konstantius wegnahm, um die ältere Hauptstadt damit zu schmücken. Sixtus V. ließ ihn aus dem Schutte des verwüsteten Roms ausgraben und durch seinen berühmten Baumeister Domenico Fontana an seiner jetzigen Stelle wieder aufrichten. Drei andre ebenfalls seit der Verwüstung Roms verschüttete Obelisken erhielten ihre Stelle vor dem St. Peter, vor der Kirche Maria maggiore und auf dem Platze del popolo. Sämmtliche Obelisken sind von hellrothem Granit, einige mit Hieroglyphen bedeckt, andre glatt. Das nächste große Bild zeigt uns die innere, nicht minder interessante und imponirende Ansicht eines großen Tempelhofes, des von Edfu. Bei der Nähe, in welcher hier die großen architektonischen Massen des Pylons vor die Augen treten, zeigt sich jedoch in auffallender Weise der Hauptmangel des ägyptischen Baustils, der Mangel an Gliederung und die Einseitigkeit der Absicht, die der Construction zu Grunde liegt, insofern diese enormen Baukörper kaum einem andern Zwecke als dem der Dekoration dienen. Keine Eintheilung, kein Fenster unterbricht die öden Flächen, selbst die regellos über- und nebeneinander stehenden Reliefs sind in den Grund der Mauern vertieft, würden aber auch bei stärkerem Hervortreten noch den einzigen Vorzug der Einheit beseitigen. Wieder ein ganz köstliches Bild ist das nächste, die Insel Philä an der Grenze zwischen Oberägypten und Nubien. Ziemlich in der Ferne sieht man den eigentlichen Tempel, während der Haupttheil des Bildes das Typhonium und seine Umgebung vorstellt. Unmittelbar an den Grundmauern des Baues fließt der Nil, dessen Lauf weiter im Hintergrunde wieder zum Vorschein kommt und bis in die von Gebirgen begrenzte Ferne verfolgt werden kann. Zwei Störche im Schilfe unterbrechen die Einsamkeit des Ortes. Die Bauten sind neueren, zierlicheren Stils und wurden von Kleopatra und Julius Cäsar begonnen. Interessanter und großartiger als die in einem früheren Bilde gesehenen Felsengräber von Beni-Hassan erscheinen die im nächsten Bilde dargestellten von Abu Simbel. Der Eingang zu denselben, wenigstens dessen Dekorirung, nimmt fast die ganze Höhe der Bergwand ein. Zwischen vier sitzenden Riesengestalten führen die Portale in das Innere des Berges. Ueber diesen Gestalten befindet sich eine zweite Reihe ähnlicher, jedoch kleinerer, sechszehn an der Zahl, fast dicht an den Kamm des Felsens reichend. Sie machen den Eindruck eines Richtercollegiums, das über den Urtheilsspruch des Verstorbenen zu Rathe sitzt. Die großen aus den Felsen gearbeiteten Figuren sind stark zerklüftet; ein ungeheures Bruchstück, der Obertheil einer derselben,

ist herabgestürzt und halb im Sande vergraben, der gegen die Bergwand, an der einen Seite fast bis zur Höhe des Portals, angeweht ist und so die eine Hälfte des letzteren verdeckt. Ein schmales Bildchen, dem gegenüber befindlichen vom Innern der Pyramide des Cheops entsprechend, zeigt den Berg Berkal in Nubien, in dessen Nähe sich eine Gruppe von Pyramiden (hier im Hintergrunde sichtbar) befindet, die erst in der späteren Römerzeit entstanden und bedeutend kleiner sind als die von Memphis (die größte unter ihnen mißt nur 80 Fuß), schlankere Verhältnisse und überhaupt fremdartige Beimischungen zeigen. An einigen von ihnen erscheinen Vorbauten in Form von Pylonen. Im letzten Bilde, einem echten Wüstenbilde, befinden wir uns mitten unter diesen Pyramiden. Um die Ecke einer derselben im äußersten Vordergrunde biegt eben die Spitze einer Karawane, mehrere Kameele mit ihren Führern, von denen das vorderste die Mund- und Wasservorräthe der Reisegesellschaft trägt. Die ganze Umgebung, mit Ausnahme der Fernenbegrenzung, ist trostlose Sandwüste.

An derselben Mauer entlang unter diesen Bildern stehen größere und kleinere Stelen, Grabsteine aus Kalkstein, mit Hieroglyphen und Darstellungen bedeckt, von denen die letzteren in der Regel das beim Tode des Verstorbenen dargebrachte Todtenopfer enthalten.

Aus dem Vorhofe gelangen wir nun in eine Mittelhalle, deren Decke von bemalten Säulen getragen wird, und an deren Wände sich mehrere Reihen von Papyrusstreifen, mit Schriften und kleinen bildlichen Darstellungen bedeckt und durch Glasbedeckung geschützt, hinziehen. Den Grund dieser Halle füllen drei Abtheilungen aus, von denen die zwei äußeren Eingänge Priesterwohnungen nachahmen, die mittlere aber mit einer Statue besetzt ist von noch viel bedeutenderer Größe als derjenigen der beiden im Vorhofe. Es ist die Statue des Königs Horus II., aus hellem Granit gehauen und deßhalb von weniger düsterer Wirkung als jene beiden. Aus dieser Mittelhalle gelangen wir rechts und links durch einen Vorraum in die beiden Hauptsäle des ägyptischen Museums. Wenden wir uns zuerst nach links, so sehen wir in dem Vorraume eine Anzahl von an und für sich sehr unbedeutenden, durch ihr Alter aber höchst interessirenden Gegenständen, eine Auswahl ägyptischer Mauersteine aus den ältesten Zeiten der ägyptischen Geschichte; unter ihnen vielleicht einige, welche von den Kindern Israels während der ägyptischen Gefangenschaft fabricirt wurden. Die Mehrzahl derselben ist noch in ungebrauchtem Zustande, viele völlig unversehrt, einige zerbröckelt. Sie bestehen aus reinem Nilschlamm mit etwas Stroh (anscheinend jedoch zufällig) vermischt. Ihre Größe ist sehr verschieden, bei den meisten jedoch der Liebhaberei der Aegypter für das Kolossale entsprechend. Einer der größten hat eine Länge von ungefähr 1½ Fuß, bei einer Breite von 9 Zoll und einer Dicke von 4 Zoll. Ganz wie bei unsern neuen Mauersteinen ist auch in diese ein Stempel eingedrückt, und zwar bei gebrannten wie ungebrannten in außerordentlicher Feinheit und Schärfe. An den Wänden dieses Raumes erblickt man noch eine Reihe von Schriftstücken auf Papyrus. Der Inhalt derselben ist auf der Einrahmung in Kürze angegeben; z. B. Kaufcontract, datirt vom 19. Messori des 29. Jahres der Regierung des Ptolemäos Euergetes (10. September des Jahres 141 v. Chr.). Die Schrift ist außerordentlich fließend und macht selbst bei näherem Ansehen mehr den Eindruck unsrer gewöhnlichen Buchstaben- als den de Hieroglyphenschrift.

In dem großen, sogenannten historischen Saale werden nun weniger die Werke der bildenden Kunst — von solchen haben wir schon die vorzüglichsten und interessantesten in den vorhergehenden Räumen gesehen — unser Interesse in Anspruch nehmen als die zahlreichen in Glaskasten an der langen Seitenwand aufgestellten Gegenstände, die dem Kultus, dem Luxus und dem täglichen Gebrauche angehören. Die ersten Kasten enthalten Mumien von Thieren, auch ganz kleinen Kindern und einzelnen Körpertheilen von Erwachsenen. Die Mehrzahl derselben gehören jedoch geheiligten Thieren an, und unter diesen wieder die meisten dem Krokodile, das in Exemplaren jeder Größe, von acht Fuß an bis zu dem noch nicht dem Ei entkrochenen vertreten ist. Nächst ihm sind Katzen und Ibisse in großer Anzahl vorhanden, ferner Schlangen, Frösche, Mäuse, Fische, Ichneumons, Sperber u. s. w. Viele von den Mumien liegen noch unversehrt in ihrer äußeren Hülle von Leinwand, welche jedoch so sorgfältig den Formen des Körpers angeschmiegt ist, daß man jedesmal mit Sicherheit auf die Thiergattung des verstorbenen Heiligen schließen kann. Die folgende Reihe von Kasten enthält kleine Götzenbilder (für den Hausgebrauch), Amulets, Scarabäen, Gefäße aus Bronce, Alabaster und gebranntem Thon; Schmuckgegenstände aus verschiedenen Metallen, Schnüre und netzartige Halsgehänge aus einer Art Emaille, Ringe mit sehr schöner Gravirung, eine tragbare (Reise-)Apotheke, einen Malkasten, musikalische Instrumente, Münzen (größtentheils aus der Ptolemäerzeit), Geflechte aus Bast und Schilf, namentlich eine Menge von Schuhen und Sandalen jeder Größe, getrocknete Früchte, als Datteln, Sykomoren, Trauben und Granaten. Aus allen diesen Gegenständen im Vereine mit den häufig die gewöhnlichsten Tagesverrichtungen darstellenden Wandmalereien und Reliefs entnehmen wir ein sehr genaues Bild des altägyptischen Lebens, genauer als es uns von weit jüngeren Geschichtsepochen anderer Länder übrig geblieben ist.

Unter den Werken der bildenden Kunst in diesem Saale sind die bedeutsamsten die an beiden Enden des Raumes aufgestellten; am Eingange zwei Wandgemälde der jungen Königin Ramake in ganzer Gestalt, losgetrennt von dem Monumente, auf welchem sie ursprünglich gemalt waren und hier wieder auf einem neu hergestellten architektonischen Körper befestigt, und ihr gegenüber am unteren Ende des Saals die Bildnißstatue derselben Königin. Von allen Physiognomieen der ägyptischen Kunstwerke, gemalten wie gemeißelten, ist die der jungen Königin auf dem Wandgemälde die erste und einzige, in welcher, nach Hinwegdenken von einzelnen Häßlichkeiten, die leicht zu erkennen sind als durch die Ungeschicklichkeit oder Manierirtheit des Künstlers verschuldet, die Möglichkeit einer Liebenswürdigkeit nach neuerem europäischen Geschmacke vorhanden ist. In dem Gesichte der Statue der Königin fehlt auch diese Möglichkeit; noch mehr entbehren die Linien und Formen des Körpers jeder Idee von sinnlicher Schönheit. Ihrem Range entsprechend sitzt sie unter einem Baldachine, an der Statue selbst befindet sich eine Inschrift, Namen, Eigenschaften und Rang der Dargestellten enthaltend.

Wenn man aus dem Uralter und der Unvertilgbarkeit gewisser Sitten und Gebräuche auf deren Nothwendigkeit und Begründung in der menschlichen Natur schließen kann, so muß der Gebrauch einer besonderen officiellen Hofsprache, die bekanntlich sehr stark von der der gewöhnlichen Menschenkinder abweicht, oft sogar ihr ganz entgegengesetzt ist, tief in der ursprünglichen Natur der Menschen, d. h. der Hofmenschen, begründet sein, da sie, wie die Inschrift an dieser und an andern ägyptischen Werken beweist, schon im grauesten Alterthum im Stadium der vorgeschrittensten Entwicklung stand. Die Inschrift lautet in der Uebersetzung: „Die wohlthätige Göttin, die Herrin der beiden Welten, Liebling des Ammon Ra, des Herrn der Throne beider Welten, die Ewiglebende.“ — Freie Nachbildungen dieser Inschrift, jedoch durchaus mit Beibehaltung des Charakters, kann man noch heute in den Hofnachrichten mancher officiellen Zeitungen lesen.

Mit den übrigen Skulpturen, da sie sämmtlich nicht durch besondere Größe oder hohes Alter Aufmerksamkeit erregen, können wir, nach Auswahl einiger wenigen Stücke, summarisch verfahren. Mit leidlichem archäologischen oder mythologischen Respekte kann man noch im Vorübergehen einen Blick auf die menschlichen und halbmenschlichen Gestalten einiger Götterbilder in Lebensgröße werfen, wie z. B. auf die löwenköpfige Göttin Pecht, von der drei Exemplare im Saale aufgestellt sind; dagegen gradezu lächerlich erscheinen die

meisten Gestalten in kleinerem Formate, das Groteske in den Gesichtszügen und die Verkümmerung ihrer ausgestopften Puppenbälgern täuschend ähnlich sehenden Leiber erscheint hier in noch verstärktem Grade. Dagegen ziehen uns durch wirkliche Schönheit zu sich hin zwei Köpfe aus Marmor, von denen der eine zwar vollständig griechische Vollendung der Arbeit zeigt, vermöge seiner Haartracht jedoch und noch mehr eines eigenthümlichen Zuges von Wehmuth mit Sicherheit auf seinen ägyptischen Ursprung, wenn auch erst aus spätester Zeit, schließen läßt. Auch die Steinart ist ägyptischer Marmor. Dagegen scheint der andre Kopf, wenngleich in Aegypten gefunden, doch erst aus Griechenland oder den Kolonieen dorthin gekommen zu sein.

Die Wände des Saals sind vollständig bedeckt mit (nachgeahmten) Malereien in der früher bezeichneten Manier; kriegerische Thaten, Schlachten, Belagerungen und Triumphzüge der ägyptischen Herrscher bilden den Inhalt derselben. Die Darstellungsweise ist mehr symbolisch als realistisch und wirkt bei längerem Ansehen durch ihre ausgesprochene Häßlichkeit widerwärtig. Namentlich gilt dies von der naiven Kaltblütigkeit, mit welcher die sich immer durch außerordentliche Körpergröße auszeichnenden Könige Handlungen der wildesten Grausamkeit verrichten. Die Abschlachtung eines Volkes, Heeres oder der Kriegsgefangenen z. B. wird in der Weise dargestellt, daß der König eine Menge von Menschen, deren Leiber sich in einem Kopfe mit vielen Gesichtern vereinigen, beim Schopfe faßt und den Kopf von den Rümpfen absäbelt.

Die Mittelhalle mit der Statue des Königs Horus durchschreitend, gelangen wir zu der gegenüber liegenden Abtheilung des ägyptischen Museums, einem großen Hauptsaal und dazu gehörigen Vorraum, dem Gräbersaal. Die größere Anzahl der in letzterem aufgestellten Monumente sind Gräber und Grabeingänge, theils in schräg aufsteigender Form, theils in senkrechter mit wagerechter Bedachung. Sie sind sämmtlich aus dem gewöhnlichen Kalkstein, vollständig mit Hieroglyphen und flachen Reliefs bedeckt und wurden in einzelnen Stücken aus Aegypten hertransportirt. Nächstdem zieht durch seine außerordentliche Größe ein Sarkophag, ebenfalls aus Kalkstein, die Aufmerksamkeit auf sich. Die inneren Wände desselben sind ganz mit farbigen Hieroglyphen bedeckt, an denen die Färbung noch sehr lebhaft ist, die äußeren Wände nur zum Theil und in der Art, daß die Schrift als unvollendet erscheint. Das Werk gehört der alleraltesten Zeit an; die darin gefundene Mumie war bei ihren Lebzeiten ein Todtenrichter und Gräberwächter.

In den Hauptsaal tretend sehen wir zwischen zwei Reihen größtentheils kolossaler und granitner Sarkophage hinab. Diese Mumienbehälter zeigen zweierlei Formen, entweder die eines gradlinigen Kastens oder die sich den Umrissen der Mumie anschmiegende in geschwungenen Linien. Aus dem Deckel der letztern tritt gewöhnlich ganz oder theilweis die Gestalt des Verstorbenen hervor, bei den granitnen jedoch immer in sehr flacher Erhebung über die Hauptmasse des Steins. Auf den gradlinigen ist der Deckel dachartig abfallend und nur mit gering vertieften Darstellungen besetzt. Der erste Sarkophag links, aus Granit, gehört der mumienförmigen Gattung an. Von der Gestalt des Verstorbenen auf dem Deckel sind nur der Kopf, die Brust und beide über der Brust gekreuzte Arme, Alles in ganz rohen Umrissen und Formen, herausgearbeitet. Die Hände halten das Henkelkreuz und den Nilmesser, die Symbole des Lebens und der Fruchtbarkeit. — Zunächst in der Reihe folgt ein Glaskasten, in welchem die vollständige (unaufgewickelte) Mumie eines jungen Mädchens, Namens Hathor liegt. Neben ihr steht der zugehörige Sarkophag aus Sykomorenholz, dessen Linien sich vollständig der Mumie anschließen. — Nach diesem folgt ein anderer noch sorgfältiger ausgearbeiteter Sarkophag, dessen Deckel die vollständige Gestalt der Verstorbenen nachahmt. In den Formen des Körpers ist sehr wenig ägyptischer Stil zu erkennen, so daß man auf eine ganz spätrömische Zeit schließen muß. Aus den noch übrigen Sarkophagen dieser Reihe und aus dem Anfange des gegenüberliegenden ragen vier wahre Prachtexemplare in gradliniger Form und aus dunklem Granit oder Porphyr hervor. Der nächste von ihnen ist als das schönste Stück der ganzen Sammlung anzusehen. Außer seiner eleganten Form ist es die Zierlichkeit der ringsum laufenden nur wenig vertieften Reliefs, welche auffallend ist; ja, die Zierlichkeit erhebt sich sogar durch die freie und geistvolle Manier in der Arbeit zu wirklicher, bei den ägyptischen Skulpturen sonst gar nicht vorkommender Schönheit. Hauptsächlich gilt dies von der um den untern Theil des Sarkophags sich ziehenden Reihe von Göttern der Unterwelt in flachem Relief. In den Deckel ist, ohne Ausprägung der Formen, eine etwa halblebensgroße Göttergestalt eingegraben, deren richtige, freie und stilvolle Zeichnung ebenfalls nur ganz im Allgemeinen an den ägyptischen Charakter erinnert. Trotzdem zeigt die Arbeit durchaus keine von den sonstigen Merkmalen eines späteren Zeitalters. An Größe, Form und Material sind die drei übrigen Exemplare diesem ersteren ähnlich, an Schönheit der Arbeit in den Reliefs stehen sie ihm jedoch beiweitem nach. — In der gegenüberliegenden Reihe zeichnet sich eine frei daliegende Mumie aus, ganz umstrickt mit einem Netze von Perlenschnüren; auf der Brust ist ein vergoldetes Band zu bemerken mit den Namen der Voreltern des Verstorbenen, ferner ein Skarabäus, Sinnbild der Unsterblichkeit, und vier Todtengottheiten. Die Mumie wurde in einem Sarkophage gefunden, der in einem zweiten eingeschlossen war; beide, aus Holz, stehen in der Nähe an der Wand. Ein höchst merkwürdiges Stück der Sammlung ist noch ein hölzerner gradliniger Sarkophag, seiner Hinfälligkeit wegen unter einen Glaskasten gestellt. Es ist wahrscheinlich der älteste von allen, vielleicht 4000 Jahre alt, und die in ihm liegende Mumie zerfiel bei der ersten Berührung in Staub. Neben und in ihm wurde noch eine Anzahl von Gegenständen gefunden, von denen die bedeutenderen mit unter dem Glaskasten stehen: zwei Modelle von Nilbarken, etwas über drei Fuß lang, mit vollständiger Einrichtung des Verdecks, der Ruder, des Steuerruders (aus zwei mächtigen Rudern mit einer besonderen Vorrichtung zum Drehen versehen), ebenso mit vollständiger Bemannung. In der einen wird der Leichnam des Verstorbenen den Nil hinabgefahren; am Kopf- und Fußende der Bahre sitzen trauernde Verwandte; ferner eine Statuette, eine weibliche Gestalt vorstellend, vier Gefäße von gebranntem Thon, das Skelett eines Opferstiers, Priesterstäbe und das Kopfkissen des Verstorbenen. An dem untern Theile der der Fensterwand gegenüberstehenden Wand entlang liegen, etwas dunkel, wahrscheinlich in Rücksicht auf schwachnervige Besucher, in Glaskasten verschiedene Mumien ohne Umhüllung, die aber schon dem Bereiche des Skeletts angehören. In andern Glasspinden zunächst den Fenstern sind, wie in dem ersten Hauptsaale, Gegenstände des täglichen und häuslichen Gebrauchs aufgestellt, unter andern eine vollständige Toilette mit Kamm, Nadeln und einigen Utensilien, deren Nutzen nicht recht ersichtlich ist, und einer vollständigen und gut erhaltenen Perrücke mit unzähligen Locken und feinen Flechten. Eine Menge kleiner Fläschchen und Büchsen hat ganz die Form und Bemalung unserer französischen Haaröl- und Parfümeriebüchsen aus Porcellan.

Tasso's Klage.

Nach Lord Byron von Otto Gildemeister.

Die langen Jahr'! — es nagt am Mark und Bein,
Es nagt an eines Sängers Adlerherzen, —
Die langen Jahr' in Kränkung, Hohn und Schmerzen,
Vorwurf des Wahnsinns, Einsamkeit im Kerker,
Der Seele Krebsgeschwür, wenn wilder, stärker
Der Durst nach Luft, der Durst nach Sonnenschein
Das Herz verdörrt, und das verhaßte Gitter,
Deß ekler Schatten jeden Strahl erstickt,

Ins Hirn sich durch das glühnde Auge bohrt,
Den Sinn mit heißer, dumpfer Angst umflort,
Und, plötzlich nackt, mein Elend kalt und bitter
Durch jene nieerschloßne Pforte blickt,
Die nichts hereinläßt durch den Eisenrost
Als etwas Tag und immergleiche Kost,
Die ich so lang allein gegessen habe,
Bis ich ihr ungesellig Weh vergaß
Und schwelgen lernte wie ein Thier beim Fraß,
Einsam und wild, gekauert in dem Loch
Das mir zur Höhle dient, — vielleicht zum Grabe:
All dies hat mich geschwächt und schwächt mich noch;
Gleichwohl verzweifl' ich nicht; ich trag' es doch.
Ich führte Krieg mit meinen Todesschauern:
Ich habe Flügel mir gemacht, um weit
Hinauszufliegen aus den Kerkermauern,
Hab' aus der Schmach das Heil'ge Grab befreit,
Hab' Umgang mit dem Himmlischen genossen
Und über Zion meinen Geist ergossen,
Den frommen Krieg verherrlichend und ihn,
Den Gott des Himmels welcher kam zur Erde;
Denn er hat Leib und Seele Kraft verliehn!
Daß durch dies Leiden mir vergeben werde,
Verwandt' ich meine Bußzeit, um zu melden
Wie Salem ward erlöst von Christi Helden.

Dies ist vorbei, — mein theures Werk beendet,
Der Freund der Jahre lang mir Trost gespendet!
Wenn ich sein letztes Blatt mit Thränen näßte,
Wißt daß mein Gram mir Thränen nie erpreßte.
Du mein Geschöpf! du meiner Seele Kind!
Das täglich spielend um mich war und lachte,
Deß holder Blick mich selbstvergessen machte,
Auch du gehst fort, — mein süßer Traum zerrinnt!
Und darum wein' ich und verblut' in mir;
Das schwache Rohr ist nun zerstoßen schier.
Du auch bist fort, — wer wird nun bei mir sein?
Denn noch zu dulden hab' ich viele Pein —
Wie? weiß ich nicht; doch weiß ich, Hülfe schafft
Des eignen Geistes eingeborne Kraft;
Noch steh' ich: Reue hat mich nicht erschlafft!
Wozu auch Reu'? — Man schalt mich toll . . . Warum?
Antworte, Leonora! bleibst du stumm?
Der Wahnsinn mochte wohl mein Herz durchtoben,
Das seine Liebe bis zu dir erhoben;
Doch frei von Aberwitz blieb mein Verstand.
Ich sah die Schuld und fühle drum nicht minder,
Weil sie mich nicht geknickt, des Rächers Hand.
Daß du so schön warst und ich selbst kein Blinder,
Das ist die Sünd' um die man mich verbannt.
Doch laß die Pein'ger! — können sie mich stören
Zehntausendmal dein Bildniß zu beschwören?
Beglückte Liebe mag gesättigt sterben;
Unglück ist treu: sein Schicksal ist daß seine
Gefühle — bis auf dies Gefühl — verderben
Und jede Leidenschaft verfließt in eine,
Wie wilde Ström' in eines Meeres Schooß —
Ach, unser Meer ist grund- und küstenlos.

Horch! über mir! der Angstschrei wild und voll!
Der Schrei von Leib' und Seel' aus ihrem Kerker:
Und horch! die Peitsch', und nun das Heulen stärker,
Gelallte Flüch' und halberstickter Groll!
Denn hier sind Ein'ge schlimmer krank als toll;
Sie stacheln noch den überhetzten Geist,
In Folter welche nutzlos ihn zerreißt,
Wenn der tyrannische Wille, lichtberaubt,
Zur Wollust bösen Thuns empor sich schraubt.
Inmitten solcher Scenen, solcher Klänge
Verlebt' ich dieser Jahr' endlose Länge;
Hier — hier wird man vielleicht mich einst begraben:
O, wär' es so, — dann würd' ich Ruhe haben.

Still trug ich — trag, o Herz, auch ferner still:
Vergiß es nicht daß ich vergessen will!
Zwar manchmal gährt es, — doch mein Sehnen ist
So zu vergessen wie man mich vergißt!
Fühl' ich nicht Grimm für sie die mich befahlen
In dieses weite Pesthaus vieler Qualen?
Wo Lachen ohne Lust, Wort ohne Sinn,
Wo ich bei Menschen fern der Menschheit bin;
Wo Fluch dem Schrei antwortet, Hieb dem Gellen,
Wo jede Höll' ihr eignes Opfer peinigt, —
Denn hier sind Schwärm' in Einsamkeit vereinigt,
Viele, jedoch getrennt von Kerkerwällen.
Des Wahnsinns Echo plappert durch die Hallen,
Doch keiner achtet auf des Nachbarn Lallen, —
Nur Einer, — der Unseligste von Allen!
Der kein Genosse war für diese Kranken,
Nie zwischen Wahn und Siechthum lag in Schranken!
Fühl' ich nicht Grimm für sie die das gethan?
Die vor dem Geist der Welt in Staub mich zerrten
Und den Gebrauch des meinen mir versperrten,
Mein Leben knickend auf der Siegerbahn
Und meines Hauptes edelste Gedanken
Brandmarkend als unheimlich wilden Wahn?
Möcht' ich den Jammer nicht zurückbezahlen,
All das erstickte Aechzen innrer Qualen,
Den Kampf um Ruhe, kalte Herzensnoth,
Des stoischen Erfolgs langsamen Tod?
Nein! — noch zu stolz für Rachegier vergab
Ich allem Fürstenhohn, und wünsch' ein Grab.
Ja, Schwester meines Herrn, um deinetwillen
Soll alle Bitterkeit mein Herz verlassen,
Sie soll, wo du einkehrst, nie Wurzel fassen;
Dein Bruder grollt, — ich aber kann nicht hassen;
Du kannst den Stolz, ich nicht die Liebe stillen.

Schau her, wie Liebe nicht verzweifeln kann, —
Unlöschbar ist sie noch mein höchstes Gut,
Tief im verschlossnen stummen Herzen ruht
Sie wie im Wolkenschooß gehäufte Glut,
Umrauscht von dunklen Wettern, — bis einmal,
Plötzlich berührt, fort fliegt der ätherische Strahl!
So zuckt, berührt von deines Namens Bann,
Lebend'ger Liebesblitz durch meine Glieder, —
Plötzlich ist Alles hell wie einst, — und dann
Ist wieder Nacht, ich bin derselbe wieder.
Und doch von Hoffart war die Liebe rein:
Ich kannte deinen Rang, mein Loos; ich wußte,
Der Sänger darf nicht um die Fürstin frein;
Kein Wort verrieth sie, nicht ein Hauch; sie mußte
Sich selbst genug, sich selbst Belohnung sein;
Und wenn mein Auge sprach, so folgt' ihm, ach,
Das Schweigen deines Blicks als Strafe nach.
Doch mocht' ich nicht bereun. Dein Wesen war
Mir ein krystallumgürteter Altar,
Verehrt aus heil'ger Ferne, wo mein Mund
Demüthig küßte den geweihten Grund;
Nicht weil du Fürstin warst, doch Liebe tauchte
Dich so in Hoheit, so in Schönheit prangst
Du Unerreichte, daß dein Antlitz Angst —
O Angst nicht, Andacht in das Herz mir hauchte.
In jener Kälte lag, der süßen, schroffen,
Etwas das alle Sanftmuth übertraf:
Ich weiß nicht wie, mein Genius war dein Sklav,
Mein Stern vor dir stand still: war's allzu wüst,
So ohne Ziel zu lieben, ohne Hoffen,
So hab' ich mein Verhängniß schwer gebüßt.
Doch bist du noch mein Theuerstes, und ich
Wär' dieser Zelle würdig — ohne dich.
Die Liebe die mich in dies Erz geschlagen,
Nahm selbst die Hälfte seiner Last von mir
Und hilft den Rest, so schwer er ist, mir tragen,
Mit ungetheilter Brust aufschaun zu dir,
Und trotzen allem Scharfsinn meiner Plagen.

Es ist kein Wunder: seit dem ersten Werden
War meine Seele ja von Liebe trunken,
Liebe verklärte Alles mir auf Erden.
Vor todten Dingen kniet' ich hingesunken;
Wo wilder Blumen Flor den Fels umsäumte,
Schuf ich das stille Thal zum Paradies,
Darin ich mich vom Wald einlullen ließ
Und ungezählte Stunden süß verträumte,
Obwohl sie mein unstätes Treiben schalten
Und über mir ihr weises Haupt die Alten

Oft schüttelten und sprachen, nichts entstehe
Aus solchem Stoff als künftig Leid und Wehe,
Ein wildes Kind wie ich müss' elend enden,
Und nur die Ruthe könn' es besser wenden.
Sie schlugen mich, — ich aber weinte nicht;
Ich flucht' in meinem Herzen und entrann
In mein Versteck, und einsam weint' ich dann
Und träumte wieder manches Traumgesicht,
Das ohne Schlaf in uns erwachen kann.
Und mit den Jahren schwoll und schlug mein Herz
Von wunderbarer Unruh, süßem Schmerz,
Und löst' in ein alleinzig Sehnen sich.
Erst unbestimmt und tastend, bis zur Stunde
Wo ich gefunden was ich suchte, — dich!
Und da versank in dir mein ganzes Ich,
Verschwunden war der Schöpfung weite Runde,
Und du vernichtetest die Welt für mich!

Stets liebt' ich Einsamkeit, doch glaubt' ich nie,
Mir würden Gott weiß wie viel Jahr' entrollen
Fern allem Leben außer dem der Tollen
Und ihrer Peiniger: — wär' ich wie sie,
Vor Jahren wäre meines Geistes Funken
Gleich ihrem nächtig in sein Grab gesunken;
Wer aber sagt, ich zuckte je und schrie?
Wir dulden mehr vielleicht in solcher Zelle
Als der Verschlagn' am öden Saum der Welle;
Die Welt ist vor ihm, meine Welt ist hier,
Kaum größer als mein Grab mein ganz Revier.
Ob er erliegt, er kann gen Himmel schaun,
Sein sterbend Auge noch kann Gott verklagen, —
Ich will mein Aug' im Zorn nicht aufwärts schlagen,
Obwohl umwölkt von meines Kerkers Graun.

Doch fühl' ich manchmal wie mein Geist versagt, —
Er weiß es selbst; — mir ist als säh' ich dann
Seltsame Lichter durch die Zelle streichen,
Und einen fremden Dämon, der mich plagt
Mit kleinen Qualen oder Koboldstreichen, —
Ein Nichts für den gesunden freien Mann,
Doch viel für Einen der so tiefen Jammer
Geduldet, Angst des Herzens, enge Kammer,
Kurz Alles was den Mann entmannen kann.
Mit Menschen, glaubt' ich, hätt' ich nur zu rechten, —
Nun auch mit Geistern, — mich verläßt die Welt, —
Und Gott vergißt mich, — wehrlos preisgestellt,
Werd' ich vielleicht nun von den bösen Mächten
Noch schrecklicher versucht und so bekriegt,
Bis die erschöpfte Creatur erliegt.
O Glut die mich wie schmelzend Erz umgiebt,
Weshalb verfiel ich dir? — weil ich geliebt!
Geliebt wo sehen und nicht lieben mehr
Als menschlich oder kaum noch menschlich wär'.

Einst fühlt' ich rasch und heiß, — das ist vergangen; —
Verharscht sind meine Narben; — sonst verspritzte
Ich längst mein Hirn an diesen Eisenstangen,
Wenn höhnisch durch sie hin die Sonne blitzte.
Wenn ich ertrag' und bis hieher ertrug,
Das Viele was ich aussprach und das Mehr
Was keine Worte hat, so kam's daher,
Ich wollte nicht durch Selbstmord den Betrug
Bestätigen, der mich in Ketten schlug;
Nicht wollt' ich mit dem glühnden Stahl der Schmach
„Wahnsinn“ einbrennen tief in mein Gedächtniß,
Nicht Mitleid mir erbetteln zum Vermächtniß,
Den Spruch besiegelnd den mein Todfeind sprach.
Nein, Tasso's Name soll unsterblich sein!
Zum Tempel werd' ich diese Zelle weihn,
Zu dem um meinetwillen Völker wallen,
Wenn du Ferrara deine öden Hallen,
Geflohn vom Schwarme herzoglicher Gäste,
Zerbröckeln sehen wirst, und selbst verfallen, —
Dein einzig Diadem ein Dichterkranz,
Ein Dichterkerker dein ruhmreichster Glanz,
Des Fremdlings Wunder deine todten Reste!
Und du Leonora! — du die sich geschämt,
Daß meines Gleichen liebte, die es entsetzte
Daß ein Geringrer als ein Fürst sie schätzte, —
Sag deinem Bruder: Tasso, ungezähmt
Durch Jahr' und Gram, — es mag ein Anflug sein
Des Uebels deß mich seine Lippen zeihn,
Ansteckung dieser langbewohnten Gruft,
Darin der Geist fault mit der faulen Luft, —
Er bete dich noch an! — und füg' hinzu:
Wenn seine Hallen, welche stolzbezinnt
Von Festen strahlen, längst vergessen sind
Oder verkümmert in trübsel'ger Ruh',
Dann wird hier heil'ger Boden sein, — ja hier!
Und du — wann einst der Zauber liegt bestattet,
Den Rang und Reiz ausgoß, — du theilst mit mir
Des Lorbeers Hälfte der mein Grab beschattet.
Nichts kann im Tode unsre Namen scheiden,
Wie nichts im Leben mir dein Bild verweht:
Ja, Leonora! künftig sind wir beiden
Vereint auf ewig, — aber ach, zu spät!

---

* Eine allgemeine deutsche Verlagsanstalt.

In Leipzig hat ein Schriftstellerkreis die Errichtung einer großen allgemeinen Verlagsanstalt auf Aktien in Vorschlag gebracht, einer Verlagsanstalt, deren Bestimmung es ist, lediglich gute, zur Förderung der Volksbildung und zum Fortschreiten der Wissenschaften gereichende Bücher zu verlegen und zu verbreiten. Der Hauptzweck des Unternehmens ist der, guten schriftstellerischen Arbeiten den Boden zu bereiten, ihr Erscheinen und ihren Eingang zu erleichtern. Es will, auf eigenen Vortheil verzichtend, dem lesenden Publikum und den Schriftstellern dienen, indem es jenem gute Werke bietet, diesen den Absatz ihrer Schriften, wenn sie für druckwürdig befunden werden, möglich macht und ihnen einen dauernden Verdienst sichert.

Die Männer, welche die Gründung einer solchen Verlagsbuchhandlung auf Aktien unternehmen wollen, erlassen folgenden Aufruf:

„Die Erfahrung unserer Tage hat gelehrt, daß verbundene Kräfte eher und leichter als eine vereinzelte Kraft größere Unternehmungen zum Gedeihen und zur Einträglichkeit emporheben.

„In einer die Erwartung übertreffenden Weise blühen die Aktiengesellschaften; und gewiß verdienen sie allgemeine Unterstützung, wenn sie außer dem Gewinn gleichzeitig das geistige Leben der Nation fördern. Ein derartiges Unternehmen edelster Art ist es, welches wir mit der Errichtung einer

„Allgemeinen deutschen Verlagsanstalt“

in Vorschlag bringen, dessen Entwurf wir vorlegen, und für welches wir um Betheiligung nachsuchen. Die Erwägung der beiden Thatsachen, daß unter den mehr als tausend bestehenden Buchhandlungen Deutschlands Zahlungseinstellungen oder gar Bankerotte selbst während der schwierigsten Handelskrisen zu den Ausnahmefällen gehören, und daß selten ein deutscher Schriftsteller den Ertrag seiner geistigen Erzeugnisse auszubeuten im Stande ist, hat zu dem Plane geführt, eine Handlung zu begründen, welche nur gute, wahrhaft nützliche, allgemeine Bildung fördernde Bücher verlegt und ihren Verfassern anstatt eines festen einmaligen Honorars eine fortwährende Nutznießung vom Ertrage ihrer Werke zufließen läßt. Wenn danach die Allgemeine deutsche Verlagsanstalt von dem Gewinne, welchen ein Buch abwirft, einen Theil beziehen soll, so hat sie doch weder das Risico noch die Auslage eines Honorars zu tragen, kann Schriftstellern im günstigen Falle zu einer sehr ansehnlichen Einnahme verhelfen und der Lesewelt vorzügliche Schriften vorlegen, dabei aber zugleich den Unternehmern eine reichliche Verzinsung in Aussicht stellen. Wir verheißen keine goldenen Berge, erwarten aber mit Zuversicht, daß die Ausführung dieses Planes ein nutzbringendes Geschäft begründen wird und halten sogar einen glänzenden Erfolg für möglich.

„In Aktien zu 50 Thalern soll ein Stammvermögen von 500,000 Thalern und zwar vorerst die Summe von 25,000 Thalern aufgebracht, die Anstalt nach den beigefügten Statuten eingerichtet

werden; sie soll in Leipzig, als dem Mittelpunkte des deutschen Buchhandels, ihren Sitz haben. Doch ist das Unternehmen weit davon entfernt, ein Leipzigerisches sein zu wollen, es ist ein allgemein deutsches.

„Zum Beitritt rufen wir darum nicht bloß Gelehrte, sondern alle Gönner und Beschützer des deutschen Schriftthums auf und legen ihnen die Förderung unseres Unternehmens, das gewiß einen weitgreifenden und segensreichen Einfluß gewinnen wird, recht dringend ans Herz. Das, was die Nation liest, macht ihre geistige Nahrung aus: schlechte Bücher erzeugen schlechte Bürger. Die Beschaffenheit der Schriften hängt aber wesentlich zusammen mit der pecuniären Stellung des Schriftstellers. Verschlechtert sich letztere auch in der Folge, wie es in den letzten zehn Jahren geschah, so muß bald darunter auch die Literatur selber leiden; sie wird sich aber heben, innerlich gewinnen, wofern die Verbesserung gelingt, welche der vorgelegte Plan anstrebt. Mögen darum Alle, welche an der Lösung dieser Frage ernstlichen Antheil nehmen sich an der Verwirklichung unseres Planes durch Aktienzeichnungen betheiligen.

Leipzig, im Juli 1858.

Theodor Apel. Dr. G. Ed. Benseler. Ed. Bernsdorf. Adolf Böttger. Dr. Emil Bornemann. Prof. Dr. med. Coccius. Theodor Drobisch. Dr. Ferd. Fließbach. Dr. Julius Fürst. Dr. med. Heyner. Rechtsanwalt Kleinschmidt. Hermann Marggraff. Dr. Johannes Minckwitz. Dir. Dr. Ramshorn. Gustav Schlick. Professor Dr. Schmiedt. Dr. Adolf Wilda. Professor Dr. H. Wuttke. Dr. J. Th. Zenker.“

Die Statuten sind Allen, die sich für die Sache interessiren, durch jede Buchhandlung zugänglich.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Johann von Werth. Eine deutsche Reitergeschichte. Von Wolfgang Müller von Königswinter. — Neue Dichtungen von Moritz Horn. — An der Grenze. Von M. Reich. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Alfred Meißner. — Göttingische Antiken. Von F. Wieseler.

— * Von Kirchenrath Hahn in Jena erschien soeben eine neue Schrift: „Das geistliche Schauspiel, eine geschichtliche Uebersicht.“

— * Herr von Sternberg hat einen zweiten Theil der Geschichten und Bilder, zu welchen ihn die reichen Schätze der Dresdener Gemäldegalerie veranlaßt haben, erscheinen lassen. Es sind Erzählungen, welche sich an die berühmtesten Bilder jener Sammlungen anschließen und deren Meister und Entstehung verherrlichen. Der zweite Band, dem im nächsten Jahre noch zwei folgen sollen, führt folgende Maler vor: Tizian, Correggio (die Nacht), Lukas von Leyden, van Dyck, Peter Breughel jun., Paul Potter, Ribera, Jordaens, Holbein, Gerhard Douw.

— * Die „Aus der Heimat“ betitelten neuen Gedichte von Robert Prutz (Leipzig, Brockhaus) enthalten zunächst unter der Ueberschrift „Zweite Liebe“ eine Reihe von Liedern, ferner neben vermischten Gedichten eine poetische Erzählung „Herzog Bogelav.“ Dieser pommersche Herzog, unter dessen Regierung das Land, so lange es ein selbständiger Staat war, sich nach innen und außen einer weder vorher noch nachher wieder erreichten Blüthe erfreute, war 1454 geboren und starb 1522.

— * Das neue Theaterblatt, welches durch die Beschlüsse der Dresdener Versammlung von Intendanten und Directoren ins Leben gerufen wurde, ist unter dem Titel: „Deutsches Theater-Archiv und officielles Geschäftsblatt des deutschen Bühnenvereins“, redigirt von Fr. Adami, erschienen. Voran steht der Prospect des Unternehmens, dessen Zweck bereits im Allgemeinen bekannt ist. Es folgt der amtliche Theil des Blattes und verschiedene Bekanntmachungen, darunter ein Rundschreiben von den Intendanten Fr. von Gall und Dr. Dingelstedt an die dramatischen Dichter und Tonsetzer Deutschlands, worin die Punkte hervorgehoben werden, welche im Interesse der letztern bei der Dresdener Versammlung aufgestellt worden, namentlich die Anregung zur Bildung eines Vereins um die eigenen Angelegenheiten wirksam zu vertreten. Der dramatische Theil des Blattes, das sich ausdrücklich nicht mit der Kritik der laufenden Theaterdarstellungen beschäftigen soll, enthält an seiner Spitze eine kleine Didaskalia von Prof. Rötscher: „Zum Verständniß der Situationen in der Gerichtsscene in Shakspere's Kaufmann von Venedig und zur Abwehr von Komödiantenkünsten in dieser Scene.“ Gottschall giebt die Einleitung einer Abhandlung „über antike Dramenstoffe“, mit literaturgeschichtlichen Rückblicken auf die Benutzung solcher Stoffe in den früheren Zeiten der neuern Bühne. Hierauf bespricht Louis Schneider die Entstehung und Entwickelung eines Berliner „Schauspielervereins“ in den dreißiger Jahren, der jedoch nur eine kurze Existenz hatte. Eine Notiz über „Iffland“, von einem seiner Zeitgenossen, H. Funk, schließt den dramatischen Theil. Unmittelbar hinter diesem wird das Blatt bei seinem künftigen allwöchentlichen Erscheinen wöchentliche Nachrichten aus der gesammten Bühnenwelt bringen; namentlich auch die ersten Aufführungen dramatischer Novitäten auf den verschiedensten deutschen Bühnen vermerken, „um so, wie es S. 12 heißt, die deutschen Dichter und Tonsetzer in den Stand zu setzen, ihre Werke auf dem Gang über die einzelnen Bühnen zu controliren.“ Die sodann eingeschaltete Vereinsbühnen-Chronik stellt das laufende Repertoire jedes Abends bei den Vereinsbühnen zusammen, unter Anführung der Gastspiele und der Besetzung bei Novitäten rc. Den Schluß macht ein kleines Dessert „Mannichfaltiges“, Literatur- und Kunstmiscellen aller Art, so weit sie sich auf Theater und dramatische Poesie beziehen. Vor Eröffnung des eigentlichen Abonnements werden sechs Gratisnummern des „Deutschen Theater-Archivs“ ausgegeben: Nr. 2 am 1. August, Nr. 3, 4, 5 und 6 (wöchentlich) im September. Mit dem 1. October beginnt das Abonnement.

— * Das Zerwürfniß zwischen dem Romandichter Bulwer und seiner Gattin im neuesten Stadium macht in England noch immer viel von sich reden. Lady Bulwer ist nun in Freiheit gesetzt worden und steht im Begriff, in Begleitung ihres Sohnes, Robert Lytton, eine kurze Reise anzutreten. Man erfährt dies aus einem Schreiben des Herrn Robert Lytton an den Observer. Er erklärt darin, seine Mutter sei keinen Augenblick in einem Irrenhause, vielmehr die ganze Zeit über, während deren ihre Freiheit ihr entzogen war, in einem Privathause gewesen, sein Vater habe ihm sämmtliche Arrangements in dieser peinlichen Angelegenheit übertragen, ihm anempfohlen, den Rath Lord Shaftesbury's in Anspruch zu nehmen rc. Dem Briefe sind nur kurze Schreiben der beiden Aerzte, welche Lady Bulwer behandelt haben, beigegeben. Beide erklären sich mit den getroffenen Arrangements einverstanden. Doch scheint aus ihren Aeußerungen hervorzugehen, daß beide der Ansicht waren, Lady Bulwer leide an einer Geistesstörung.

— * Das Prager Conservatorium für Musik beging kürzlich die Jubelfeier seines fünfzigjährigen Bestehens, zu welcher viele ehemalige Schüler der Anstalt herbeigekommen waren. Die Eröffnung der musikalischen Feier machte eine große Krönungsmesse von Tomaschek mit Einlagen von Haydn und Mozart. Festoper war Spohrs „Jessonda“, welche der eingeladene Meister selbst unter stürmischem Beifall leitete. Tadel erregte es, daß D. G. Weber, der einstige Leiter des Conservatoriums, gar nicht durch Compositionen bedacht war.

— * In den Räumen des reizenden Schlosses auf dem Cobenzl im Wiener Walde, welches dem Freiherrn von Reichenbach, dem Od-Entdecker, gehört, fand in den letzten Tagen des vorigen Monats die feierliche Uebergabe einer vortrefflichen Meteoriten-Sammlung an die Universität Tübingen Statt. Freiherr von Reichenbach, in dessen Besitz diese Sammlung war, hat sie jener Hochschule in dankbarer Erinnerung an das in Tübingen verlebte akademische Triennium (1807 bis 1809) zum Geschenke gemacht, und der Gesandte Würtembergs am Wiener Hofe, Freiherr von Ow, hatte sich persönlich eingefunden, um die Schenkungs-Urkunde Namens der Universität in Empfang zu nehmen. Um den Werth des Geschenkes beurtheilen zu können, muß man wissen, daß ein einziges Institut in der Welt, das k. k. Mineralien-Cabinet, eine größere, wenn auch kaum reichere, Sammlung von Meteorsteinen besitzt, während die entsprechenden Sammlungen des britischen Museums, des Jardin des plantes, der Museen in Berlin und Petersburg der Reichenbach'schen nachstehen. Der Geldwerth wird auf 60,000 fl. C.-M. geschätzt; ein einziger mittelgroßer Meteorstein wurde für 9000 fl. angekauft.

— * Ueber die Gestaltung der Sage vom ewigen Juden in Frankreich schreibt Moritz Hartmann in den Westermannschen Monatsheften: „Wie der ewige Jude in Deutschland und England populär ist, so auch in Frankreich. Das Volk liebt ihn und erwartet nur Gutes von ihm; seine Sünde hat es ihm vergeben, betrachtet ihn als geweiht und gereinigt und endlich als eine Person, in der sich jahrtausend alte Erfahrung zur höchsten Weisheit und Milde abgeklärt hat. So kennt er auch unzählige Geheimmittel gegen allerlei Krankheit und theilt seine Geheimnisse gern mit, um zu helfen. Auch das englische Volk betrachtete ihn schon im Mittelalter als eine beinahe heilige Person; „and is himself a very grave

and holy person", sagt Mathew Paris, der alte Mönch von St. Albans. Nach diesem Chronisten war der ewige Jude ursprünglich Thürsteher bei Pontius Pilatus und hieß Kartaphilus; erst in der Taufe, denn er bekehrt sich bald nach der Kreuzigung, erhielt er den Namen Joseph. Nach jedem hundertsten Lebensjahre fällt er in eine schwere Krankheit, aus der er sich verjüngt erhebt; er hat dann wieder dreißig Jahre wie damals, als er sich an Christus vergangen. Christus giebt ihm täglich einen Groschen für seinen Lebensunterhalt. — Aehnlich behandelt das französische Volk den ewigen Juden, den es Isaak nennt. Es giebt ihm täglich fünf Sous, immer neue Kleider und unzerreißbare Schuhe. Christus ist ihm eigentlich gewogen und es erwartet ihn dereinst ein gutes Loos. Der ewige Jude ist in den verschiedensten Zeiten und in den verschiedensten Gegenden erschienen und kommt auch in vielen Sagen episodisch vor. Die Erinnerung an ihn bleibt selbst in jenen Gegenden, in denen alle andern mittelalterlichen Sagen und Legenden aus dem Gedächtniß schwinden. Darum haben ihn auch unzählige populäre Schriftsteller und Dichter benutzt, wie z. B. Claude Tillier in seinem reizenden, aber dem gebildeten Publikum wenig bekannten Roman: Oncle Benjamin, Eugen Sue, Alexander Dumas ꝛc., noch in neuester Zeit hat ihn Eduard Grenier in einem Gedichte: „La mort du Juif-Errant", schön und sinnig besungen."

— * Ernst Rietschel. Die „Europa" giebt unter ihrer Rubrik „Männer der Zeit" die folgende biographische Skizze des Bildhauers Ernst Rietschel: Der Meister des Goethe-Schillerdenkmals zu Weimar wurde am 15. December 1804 in Pulsnitz, einem Städtchen der sächsischen Lausitz, geboren. Er zeigte schon seit früher Jugend lebhafte Lust zum Zeichnen. Die Verhältnisse seiner Familie schienen zwar den Gedanken an eine künstlerische Laufbahn nicht aufkommen lassen zu wollen, und bereits war der Knabe Ernst Friedrich August zur Erlernung eines Gewerbes bestimmt; doch wurde noch rechtzeitig genug ein Ausweg ermittelt, und Rietschel war in Folge der Bemühungen eines besondern Gönners so glücklich, im Jahre 1820 als Zögling in die Dresdener Kunstakademie eintreten zu können. Sein erstes selbständiges Werk ließ nicht lange auf sich warten, indem die gräflich Einsiedelsche Eisengießerei zu Lauchhammer bei ihm das Modell zu einer 8 Fuß hohen Statue des Neptun bestellte, welche den Marktplatz in Nordhausen zu zieren bestimmt war. Diese Arbeit verschaffte dem jungen Künstler die Gunst des Ministers Einsiedel, von welchem unterstützt er sich im Jahre 1826 nach Berlin zu Meister Rauch wenden konnte, der dem so viele Begabung verrathenden Schüler alsbald sehr wohlwollte und die Entwickelung seines Talentes auf jede mögliche Weise förderte. 1828 war Rietschel unter Denjenigen, die sich um das akademische Stipendium für eine Reise nach Italien bewarben. Die Aufgabe bestand darin, daß in einem Relief der Abschied der Penelope, d. h. der Moment dargestellt werden sollte, wie Penelope wider Willen des Vaters Ikarios dem abfahrenden Ulysses als Braut nachfolgt. Rietschels Versuch wurde von Allen als preiswürdig anerkannt, aber da derselbe als Ausländer füglich nicht zur Concurrenz gelassen werden konnte, so empfahl ihn der akademische Senat zu Berlin der sächsischen Regierung, und diese bewilligte ihm darauf hin die Auszahlung einer gleichen Summe zum Zwecke seiner künstlerischen Ausbildung in der Fremde. So wandte sich denn Rietschel, nachdem er vorher noch mit Rauch nach München gegangen war und an der Ausschmückung des Giebelfeldes der Glyptothek thätigen Antheil genommen hatte, im Jahre 1830 nach dem Süden ins gelobte Land Italien, wurde jedoch schon im folgenden Jahre nach Berlin in seines Meisters Werkstatt zurückberufen, um ein großes Monument für den 1827 verstorbenen König Friedrich August den Gerechten zu beginnen. Dasselbe wurde freilich erst zwölf Jahre nachher im Dresdener Zwinger enthüllt und das Modell auch in Dresden vollendet, wohin Rietschel 1832 als Professor der Bildhauerei an der Kunstakademie berufen war. Friedrich August, der Gerechte zubenannt, als stricter Anhänger Napoleons bekannt, sitzt in kolossaler Figur auf einem Thronstuhl; das von Semper gefertigte Piedestal umgeben vier allegorische Gestalten, die Personificationen seiner Regententugenden, der Gerechtigkeit, Weisheit, Milde und Frömmigkeit. Dieser Arbeit, die nicht ohne Anfechtung geblieben ist, folgten in den Jahren 1835—38 die Ausschmückung des Giebelfeldes am Augusteum, dem neuen Universitätsgebäude zu Leipzig und für die Aula desselben sowohl ein Cyklus von zwölf großen Reliefs, die Kulturgeschichte des Menschen darstellend, als auch die Marmorbüsten von Mitgliedern der königlichen Familie. Das Giebelfeld zeigt im Hautrelief Allegorien auf die vier Fakultäten. 1836 bildete Rietschel auch die in Friedrichstadt-Dresden aufgestellte Büste des Königs Anton von Sachsen, und im Verein mit seinem damaligen Schüler Hähnel begann er 1839 die Arbeiten für das neue Theater zu Dresden. Von ihm sind die an den Eingängen, nicht just sehr glücklich, angebrachten sitzenden Statuen Goethe's, Schiller's, Gluck's und Mozart's, sowie die Reliefs in den Giebelfeldern, von denen das auf der Museumsseite in einer Allegorie die Macht der Musik versinnlicht und das auf der Elbseite eine Scene aus den Eumeniden des Aeschylus zur Darstellung bringt. Für Dresden schmückte Rietschel ferner die Façade des neuen Logengebäudes mit drei kolossalen Köpfen von Baumeistern. Die Modelle für das Giebelfeld des Berliner Opernhauses gehören ebenfalls in jene Zeit. Eine im Jahre 1848 vollendete lebensgroße Gruppe, Maria am Leichnam Christi knieend, war vom König von Preußen bestellt; Gypsabgüsse derselben finden sich im neuen Museum zu Dresden und im städtischen Museum zu Leipzig. In den Promenaden der letztgenannten Stadt steht seit 1850 eine 8 Fuß hohe Statue Albrecht Thaers, nach Rietschels Entwurf in Bronze ausgeführt, und in Braunschweig wurde 1853 das von ihm modellirte, gleich hohe Standbild Lessings enthüllt, dessen Gypsabguß das neue Museum zu Dresden nebst andern Arbeiten von seiner und seiner Schüler Hand aufzuweisen hat. Mit der Lessingstatue hatte Rietschel eine neue Aera seines Schaffens begonnen, insofern er bei seinem Thaer in Leipzig noch den üblichen Nothbehelf der Manteldrapirung festhielt, jetzt aber auch mit dieser Tradition zu brechen und das Kostüm der Zeit in Anwendung zu bringen wußte. Das Wagniß gelang aufs beste, sodaß, als König Ludwig von Bayern bei seiner Schenkung des Erzes für das Goethe-Schillerdenkmal die Tracht des Zeitalters als Bedingung stellte, Rauch aber sich nicht bewogen fühlte, für die Dioskuren auf das antike Kostüm zu verzichten, in der That kein Würdigerer zu finden war, um als Rauchs Nachfolger die schwere Aufgabe zu lösen. Auch in anderer Hinsicht darf man sagen, daß mit der Statue Lessings eine neue Phase in Rietschels Wirken begann. Aus den Lehrjahren heraus trat er in die Meisterjahre; vom Wesen des befangenen und ängstlichen Scholaren ist in seinen folgenden Werken nun nicht mehr die Rede, und aus den Banden des Handwerksmäßigen, dessen seine früheren Erzeugnisse im guten Sinne mehr oder weniger noch nicht entrathen konnten, erhob er sich zu freiem, ächt künstlerischem Schaffen. Zum zweiten Male erhielt also Rietschel Gelegenheit, die Statuen Goethe's und Schiller's zu modelliren, und wer sich von seinen in dem letzten Jahrzehnd gemachten erstaunlichen Fortschritten überzeugen will, vergleiche nur die Standbilder unserer beiden Dichterheroen am Dresdener Theater mit dem Weimarer Jubeldenkmal. In jenen hat der Geist noch nicht völlig über die Materie zu triumphiren vermocht, und die Formen erscheinen noch etwas starr und gezwungen; in diesem ist das Material von der Idee bezwungen, die der todten Masse Leben und Bewegung einhaucht. Die Freude über das gelungene, im deutschen Nationalsinne und namentlich zu Gunsten Schillers aufgefaßte Dioskurenbild in Weimar war beim Karl-Augustfeste am 5. September 1857 allgemein, wurde in ganz Deutschland nachempfunden und erhielt auch von Seiten der Fürsten in zahlreichen Ordensverleihungen ihren Ausdruck. Es konnte nicht fehlen, daß ihm in Anerkennung der Meisterschaft seines Goethe-Schillerbildes auch die Fertigung des Karl-August-Standbildes vom Großherzog von Weimar übertragen wurde. Außerdem betraute ihn das Comité für Aufstellung eines Lutherdenkmals in Worms mit dessen Modell, und für die Statue Karl Maria von Webers, die vor dem Dresdener Theater ihren Platz finden soll, wird man gleichfalls einen schon früher gefertigten Entwurf Rietschels benutzen. Es ist also von dem jetzt eben in der Blüthe seines Schaffens stehenden Meister noch viel Schönes und Großes zu erwarten. Büsten kennen wir von Rietschel in großer Anzahl. Für die Walhalla bildete er die Büsten Luthers und des Kurfürsten August II. von Sachsen; viel in Gypsabgüssen verbreitet sind außerdem die der beiden Sachsenkönige Friedrich August II. und Johann, sowie die seines Meisters Rauch. Ferner giebt es auch einige kleinere, zu verschiedenen Zeiten und aus verschiedenen Anlässen entstandene Bildwerke Rietschels, z. B. eine 3 Fuß hohe Marmorstatue der Ceres, ein Basrelief, welches den Charon nach Goethe's Gedicht darstellt, eine Statuette der Gerechtigkeit mit dem Buche in Bronze, die Reliefs des Christengels, der vier Tageszeiten, Amoretten auf Panthern ꝛc. Endlich hat auch Rietschel zur Wiederherstellung älterer Werke hülfreiche Hand geleistet. Im Jahre 1839 restaurirte er das gothische Portal der Stiftskirche zu Dresden, 1840 fertigte er die neue Tumba, in der die Gebeine des Markgrafen Diezmann in der Leipziger Paulinerkirche ruhen. Mythische Darstellungen, Compositionen einer freien Phantasie haben wir von Rietschel nur sehr wenige, und seine Allegorien gehören nicht zu dem Besten, was er leistete. Seine Stärke beruht vielmehr im Porträt, worin er in der That die Alten erreichte, indem er nicht blos bei einer getreuen, im höchsten Grade ähnlichen Wiedergabe der Gesichtszüge stehen blieb, sondern Charakterporträts zu schaffen wußte, d. h. Abbilder nicht nur der körperlichen Hülle, sondern auch der innewohnenden Seele, nicht nur der leibhaftigen, auch der künstlerischen, der dichterischen Persönlichkeit. Sein Lessing ist mit dem hellen, geisterfüllten Blick und den großen, lebensprühenden Augen der ächte Vorkämpfer für Intelligenz und Humanität, während uns die Majestät, die über Goethe's Stirn ausgegossen liegt, ein Abglanz zu sein scheint von der ruhigen Würde und Hoheit seiner Dichtung, die schwärmerisch emporschauenden, durchgeistigten Züge Schillers uns an den idealen Flug und das beschwingte Pathos seiner Poesie gemahnen. Rietschels Schiller bildet jedenfalls den Gipfelpunkt und die Krone dessen, was der Künstler bisher geschaffen hat; für Goethe hat der bürgerliche Rietschel nicht in demselben Maße warm empfunden; Zeitgenossen von damals behaupten, Goethe habe nie so strafend ernst ausgesehen, selbst wenn er den Ministerrock trug.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pieper. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 31. Bremen, 1. August. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Die Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen.

Von A. Bergen.

Da nach Ottmar Schönhuth's Angabe von Götzens von Berlichingen eigenhändig aufgezeichneter Lebensgeschichte aus bester Quelle, nämlich von Seiten der Familie, und zwar des Freiherrn Friedrich von Berlichingen selbst, eine neue, des Mannes und der Sache würdige Ausgabe zu erwarten steht, für welche die von Schönhuth so eben veröffentlichte nur als ein, weil sich alle früheren Ausgaben aus dem Buchhandel zurückgezogen haben und nur noch im Antiquariat aufzutreiben sind, einstweiliger Ersatz und Aushülfe gelten soll, so dürfte ein Ueberblick dessen, was seit 127 Jahren für diesen ganz speciellen Theil der Literatur geschehen ist, vielleicht nicht ganz überflüssig sein. Kenntniß der Vergangenheit bei einer literarischen Erscheinung wird bei alten und neuen Klassikern als eine unerläßliche Aufgabe, um zu wissen, wie man eigentlich stehe, gefordert; warum sollte das nicht auch bei Götz von Berlichingen's Leben, obschon er keinenfalls unter die Klassiker gehören wird, der Fall sein? Und obgleich die Familie den handschriftlichen Apparat natürlich besser als ein Anderer in Bereitschaft haben wird, so mag doch eine Zusammenstellung der gedruckten Ausgaben und anderer einschlägiger Schriften auch ihren Werth haben.

Die erste Ausgabe erschien zu Nürnberg 1731, 8°, bei Adam Jonathan Felsecker, angeblich zum Druck befördert von Verono Franck von Steigerwald, nebst einer Dissertatio de Diffidationibus et Faidis von Wilhelm Friedrich Pistorius, Hohenloh-Weickersheimischem Hofrath. Es bedarf keines besondern Beweises, daß eben dieser auch der eigentliche Herausgeber des Ganzen ist und sich nur aus einer Art von Geschämigkeit des Pseudonyms bedient zu haben scheint, während er bei der gelehrten staatsrechtlichen Abhandlung, deren sich ein Hofrath nicht zu schämen brauchte, wogegen die Lebensgeschichte doch unter die sogenannten Allotria gehörte, unbedenklich mit aufgeschlagenem Visier auftrat. Eine ziemliche Zahl von Anmerkungen suchen das genealogische, topographische, historische und geographische Verständniß zu fördern, neben ihnen allerdings auch einige reflektirende von derselben Art, wie sie auch der Ansbacher Hofrath Karl Friedrich Jung mitten in staatsrechtlichen Untersuchungen zum Besten giebt. Beigegeben ist eine Abbildung von Götzen's Grabstein im Kloster Schönthal, an dessen vier Ecken die Wappen der Berlichingen, Thüngen, Adelsheim und Steinau-Steinruck (der Eltern und der beiden Großmütter) angebracht sind; in der Mitte eine knieende und die Hände faltende Rittergestalt, die Götz selbst sein soll.

Keine von allen späteren Ausgaben hat an Stattlichkeit und zugleich Zweckmäßigkeit (letztere durch die Anmerkungen) diese erste übertroffen, ja nur erreicht. Diese ist es auch, welche Goethe in die Hand bekam und seinen Götz, allerdings frei und keck genug und sich mehr an seine Abenteuer und gelegentlich an seine schlagenden Aeußerungen als an die Gesinnung des Mannes haltend, darnach schuf, der 1773 erschien, und obwohl er anfangs gewiß nicht für die Bühne bestimmt war, sondern nichts als ein dramatisirter Roman sein sollte, wie sie nachher in Menge hervorkamen, dennoch schon am 21. April 1774 in Berlin mit Beifall gegeben wurde. Wie dieses Buch gerade damals eine bei der ganzen deutschen Nation stark anklingende und lange forttönende Saite traf, darüber mag man die Literargeschichten nachsehen, in denen diese Bedeutung des Goethe'schen Gedichtes jedenfalls hervorgehoben wird. Daß Goethe seinem Helden eine Ehegattin Elisabeth beilegte, that er wohl nur, weil in der Lebensgeschichte weder im Text noch in den Anmerkungen ihr Name genannt ist und die von Biedermann 1751, fol., Culmbach, herausgegebenen Geschlechtstafeln des Ritterorts Odenwald, zu dem die Berlichingen gehörten, von Goethe wohl eben so unbeachtet blieben, wie von den meisten späteren. Sonst hätte er hier auf Taf. 114 seinen Helden und seine zwei Frauen, Dorothea von Sachsenheim, Herrn Reinharts von Sachsenheim Tochter, und Dorothea von Gailing, Herrn Arnold Gailings von Illesheim und der Margaretha von Lauffenholz Tochter, gefunden und ihn wahrscheinlich auch poetisch mit einer Dorothea vermählt, wenn er nicht etwa gerade damals für den Namen Elisabeth — so hieß ja seine Geliebte, (Anna Elisabeth) Schönemann, bekannt in seinen Gedichten als Lili — eine begreifliche und verzeihliche Vorliebe gefaßt hatte.

Goethe's Dichtung war es auch, die eine zweite Auflage der Lebensbeschreibung hervorrief. Denn der Vorbericht zu dieser, Nürnberg „in der Felßeckerischen Buchhandlung“ 1775, 8°, erschienenen, sagt ausdrücklich: „da zeither so viele Nachfrage um gegenwärtige Lebensbeschreibung gewesen, so habe man sich entschlossen, dem Publiko eine zweite Auflage davon zu geben. Sie unterscheide sich von der vorigen dadurch, daß man einige, „vor unser Zeitalter nicht mehr passende Noten weggestrichen oder abgekürzt, historische und geographische Erläuterungen meist stehen gelassen, auch hie und da einiges zum Verständniß dienliches beigefügt.“ Der pseudonyme Veronus Franck von Steigerwald ist von dem Titel verschwunden; die mit deutschem Titel angehängte Dissertation von den Fehden trägt aber den Namen ihres Verfassers Pistorius; auch die angehängten Aktenstücke sind dieselben wie bei der ersten Ausgabe; nur die Anmerkungen sind, wie die Vorrede sagte, weniger zahlreich und einfacher. Das Format ist kleiner, die Abbildung des Grabsteines, da dieselbe Platte benutzt werden konnte, dieselbe, die übrige typographische Ausstattung ist anständig.

Durch diese Ausgaben war zunächst der Lust und dem Bedürfniß des Publikums vollkommen Genüge gethan. Indessen mochte man, da es mit einem Male Mode wurde, in blinder Schwärmerei für die Ritterschaft zu erglühen und auf die aller Poesie und edler Gesinnung baren, nur für krämerische und handwerkerische Gedanken empfänglichen Städte mit unbedingter Verachtung herabzuschauen, von reichsstädtischer Seite die Nothwendigkeit fühlen, durch glaub-

hafte Urkunden das wirkliche Verhältniß Götzens der Stadt Heilbronn gegenüber genauer darzustellen, und so erschien auf neutralem Boden in Fürth 1792, 8°, bei einem unternehmenden jungen Buchhändler, Johann Bernhard Geyer, eine kleine 110 Seiten starke Schrift: „Briefe und Urkunden zu der Lebensgeschichte Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand, aus dem Heilbronner Archiv mitgetheilt und nach dem vorgelegten Original getreu collationirt.“ Diese kleine, von kundiger Hand besorgte Schrift enthält 45 Urkunden, Götzens Händel mit Heilbronn und die Gefangenschaft daselbst betreffend, dann seine Urfehde von 1529 und, als Nro. 46, einen kurzen Bericht über seine Gefangenschaft zu Heilbronn von 1519—1522, Auszug aus den im Archiv der Reichsstadt darüber vorhandenen Akten.

Das Schicksal dieser Schrift ist wahrscheinlich dasselbe gewesen wie das aller Urkundensammlungen, nemlich, vom Publikum nicht gelesen und nicht benuzt zu werden. Als ob es dem Publikum jemals darum zu thun gewesen wäre, belehrt und berichtigt zu werden! Es war in der That eine merkwürdige Naivetät, sich einzubilden, das Publikum würde sich die unerquickliche Mühe geben, eine Reihe schwer zu lesender und schwer zu verstehender Dokumente durchzugehen, um aus ihnen zu entnehmen, daß es sich habe täuschen lassen. Stand doch diese Täuschung im innigsten Einklang mit des Publikums eigensten Lieblingsansichten! Haß und Verachtung gegen das reichsstädtische Element und Regiment, im Grunde gegen alles und jedes Regiment, war damals an der Tagesordnung. Die Ritterschaft dagegen, von der man in Götz das Urbild zu haben glaubte und seit seiner Erscheinung gleichsam wie eine neuentdeckte Welt eine Menge anderer ähnlicher Gestalten, die Schöpfungen der Cramer, Spieß, Schlenkert und Consorten, kennen gelernt hatte, war dem Publikum lieb und werth geworden; die Naturwüchsigkeit, die selbst bei den Lasterhaften, welche die wohlberechnenden Dichter schon des Contrastes wegen auch auftreten ließen, im Kampfe mit dem positiven Recht, das als widernatürlich karrikirt wurde, und an dessen Stelle jeder gern seine subjektive Ansicht zu setzen beliebt, entschieden durchschlug, mußte in einer noch unter vielem Druck und Zwang des veralteten Herkommens leidenden Zeit, die übrigens von allen Seiten, und nicht zum wenigsten von Frankreich aus, zum Widerspruch gegen das veraltete Wesen, zur Revolution, — um es gerade herauszusagen, — bearbeitet und aufgefordert wurde, allgemeinen Anklang finden, und so erschien Götz, namentlich nach Goethe's Dichtung, als ein Kämpfer für das angeborne natürliche Recht gegenüber dem erkünstelten oder bloß durch Menschensatzung verbürgten, dem eigentlichen Unrecht, zulezt als ein unrechtmäßig Vergewaltigter, und die Schlußworte: Wehe der Nachkommenschaft, die dich verkennt! — waren die Anweisung auf eine ihm zu entrichtende Huldigung, welche in weitestem Umfang zu honoriren das Publikum sich gewissenhaft verpflichtet glaubte. Und da sollte es sich die Mühe geben, um seiner angenehmen Träume loszuwerden, eine Reihe langweiliger Urkunden durchzugehen, nach deren Studium der mit den Rechtsansichten und der Sprache des Mittelalters Unbekannte doch am Ende so klug ist als vorher und nicht Unrecht hat zu fragen: Was ist der langen Rede kurzer Sinn? Nein, das hieß dem Publikum zu viel zumuthen, und es rächte sich auch für diese abgeschmackte Zumuthung auf die einfachste und bequemste Weise, indem es von der ganzen Sammlung keine Notiz nahm. Sie erschien, ohne beachtet zu werden, und wurde durch den Strom anderer und mehr anziehender literarischer Erscheinungen bald in gänzliche Vergessenheit zurückgedrängt. Als nun vollends die Handlung Joh. Bernh. Geyer in den Jahren 1808 und 1809 zusammenbrach, war es um das Büchlein geschehen. Der Verlag wanderte in fremde Hände, und so kam denn auch die „Sammlung der Briefe x.“ in einen andern Besitz, vielleicht den eines Leipzigers, der sie unter dem anlockenden, aber leider ganz unwahren Titel: „Lebensgeschichte des Götz von Berlichingen x.“ wieder auf den Markt brachte. Außer der Jahrzahl 1810 war Nichts, weder Ort noch Name des Verlegers angegeben. Es war nichts anderes als jene Sammlung von 1792, und daß der neue Besitzer es doch der Mühe werth hielt, einen neuen, veränderten Titel dazu drucken zu lassen, um es unter dieser Firma in Kurs zu setzen, zeigt, daß er eine hinreichend große Anzahl von Exemplaren der ersten Phase des Buches übernommen hatte, um deren willen es sich schon verlohnte, die kleine Auslage eines neuen Titels daran zu setzen und das Publikum in eine Falle zu locken. Allein das Publikum war klüger, als der Spekulant gehofft, es ging nicht in die ihm gelegte Falle, und mit Ausnahme weniger hie und da abgesetzter Exemplare scheint der ganze Vorrath — wenn er nicht noch irgendwo in einem Winkel zu faulen beginnt oder schon verfault ist — als Makulatur verbraucht oder eingestampft worden zu sein.

Dem Absatz der Urkundensammlung von 1792 — denn auf diese als die eigentliche und wahre Ausgabe müssen wir zurückkommen — that übrigens die Erscheinung eines anderen Werkes Abbruch, das weit mehr auf den Geschmack und das wirkliche Bedürfniß des Publikums berechnet war. In dem historischen Taschenbuch für Freunde der Geschichte, Frankfurt a. M., gab Karl Lang in zwei Jahrgängen 1793 und 1794 eine zusammenhängende Lebensgeschichte Götz von Berlichingen's, in welcher der auch in dem gleichzeitigen Cottaischen Almanach für Damen eingehaltene Ton der geschmackvollen Unterhaltung verfolgt wurde und weniger das Stoffliche und durch Feststellung von Zeit und Ort Genaue als vielmehr das Effektmachende und Rednerische vorherrschte. Doch ist nichts eigentlich Verfehltes und Unrichtiges darin enthalten. Außer den etwa 30 in dem damals herrschenden Chodowiezkischen Geschmack beigegebenen Kupferstichen, von Küffner und Andern, sind Götzen's Porträt und eine Abbildung der eisernen Hand, dann ein Stammbaum mit fortgeführter Descendenz bis auf die neuere Zeit, werthvolle Beigaben. Auch hier konnte man sich, wenn man wollte, über Götzen's Frauen und anderweitige Familienverhältnisse ganz genau unterrichten; es scheint aber nicht geschehen zu sein. Dennoch war dieses Taschenbuch, gefördert durch die moderne Darstellung und die Illustrationen, viel und weit verbreitet, daher auch völlig vergriffen und verschwunden, so daß die Buchhandlung J. D. Claß in Heilbronn 1824 eine neue Ausgabe, wozu sie sich das Recht erworben hatte, aber in Einem Bändchen und mit Weglassung aller übrigen Almanachsbeigaben, übrigens in demselben Format, veranstaltete und die Kupfer, deren Platten noch vorhanden waren, ebenfalls beifügte. Man konnte glauben, das Thatsächliche über Götz wäre nun völlig festgestellt gewesen.

Mittlerweile war — zwischen 1792 und 1824 — eine neue Auflage der Lebensgeschichte selbst erschienen. Im Zusammenhang mit den, auch um das unter der Franzosenherrschaft des Rheinbunds scheinbar erloschene Selbstgefühl des deutschen Volkes zu beleben, unternommenen anderen sprachlichen und geschichtlichen Bestrebungen fanden sich zwei gutklingende Namen, Johann Gustav Büsching und Friedrich Heinrich von der Hagen, zu diesem Unternehmen bewogen. Sie sagen in der Vorrede: „das Erwachen des deutschen Vaterlandes nach jahrelangem, traurigem und tief drückendem Schlummer und eben so langer Schmach, das in unserm Vaterlande, dem preußischen Staate, zuerst herrlich anfing und Heil und Segen bringend immer fortschreitet, erregte auch bei uns den Wunsch, zur Förderung des hohen Zweckes etwas beizutragen.“ Hierzu schien ihnen Götzen's Lebensbeschreibung ganz besonders geeignet; die beiden Herren übernahmen außer der Revision und Redaction des Textes die Verbreitung der Anzeigen, die Einladung zur Vorausbezahlung, auch die Empfangsnahme der Zahlungen, während der Universitäts-Buchdrucker Barth in Breslau den Druck unentgeltlich besorgte. So kam eine nicht unbedeutende Summe zusammen, welche, wie die außer dem Subskribentenverzeichniß gleich hinter der Vorrede gedruckte Rechnungsablage zeigt, zur Unterstützung der Freiwilligen im Kriege 1813 verwendet wurde. Der Text ist ganz der in den beiden Ausgaben von 1731 und 1775 gegebene, jedoch die Schreibweise modernisirt; An-

merkungen sind nur wenige gegeben; dafür aber sind drei Gedichte, von denen das erste und zweite die Zerstörung des Schlosses Hohenkrähen, das dritte die der Raubschlösser überhaupt betrifft, beigefügt. Ueber diese Gedichte enthält die Vorrede selbst das Nähere. Der Titel heißt: „Des Ritters Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand eigene Lebensbeschreibung, herausgegeben von ꝛc. dritte veränderte Auflage. Breslau 1813, in der Graß und Barthischen Stadt- und Universitäts-Buchdruckerei. 8°.“ Die Vorrede ist datirt: „Breslau, am Tage der Siegesfeier nach der deutschen Schlacht, am 24. October 1813.“ Daß die Ausgabe von 1731 zum Grunde lag, ist aus näherer Vergleichung höchst wahrscheinlich, doch für diese Erörterung unwesentlich.

Dieses kleine 224 und XXIV. Seiten starke Buch ist nicht nur ebenso wie die beiden Nürnberger Ausgaben im Buchhandel nicht mehr und selbst im Antiquariat nur mit Mühe aufzutreiben, sondern es hat auch zu einer Verwirrung sonder Gleichen über die Literatur von Götzen's Lebensbeschreibung Anlaß gegeben. Weil man „dritte veränderte Auflage“ las, gerieth Jedermann auf den Gedanken, es müßten zwei andere, nämlich Breslauer, Ausgaben vorhergegangen sein, ja Schönhuth spricht in seiner Vorrede sogar von einer Berliner Ausgabe, die er aber ebenso wenig gesehen hat als die beiden ersten Breslauer, aus dem sehr einfachen Grunde, weil die eine eben so wenig jemals existirt hat als die beiden andern. Die Breslauer Ausgabe von 1813 ist die einzige wirklich vorhandene, und sie nennt sich selbst die dritte, lediglich in Bezug auf jene beiden Nürnberger Ausgaben von 1731 und 1775. Die beiden Herausgeber haben in ihrer Vorrede eine ganz genaue bibliographische Notiz jener ersten Ausgaben gegeben und erklären sich ganz bestimmt dahin, „daß diese neue Ausgabe von den vorigen darin abweiche, daß die Sprache verändert ist. Wer die eigenthümliche Sprach- und Schreibart des im Schreiben etwas unbeholfenen Götz kennen lernen wolle, dem stehen die ersten Ausgaben noch in vielen Büchersammlungen zu Gebote, für ihren Zweck aber, für ihre Leser, habe eine Erneuerung durchaus nöthig geschienen.“ Nach dieser Erklärung wird die Frage, in welcher Weise die Breslauer Ausgabe als eine dritte zu betrachten sei, wohl für erledigt angesehen werden können.

Diese eben erwähnte Verwirrung wurde aber ohne alle Frage von dem Rechtsgefühl des Publikums gefördert, das sich nicht denken konnte, man sei berechtigt, den Verlagsartikel einer andern Buchhandlung ohne alle weitere Umstände, bloß weil er vergriffen zu sein schien und ein guter Zweck dabei gefördert werden konnte, mit einigen, für den Inhalt selbst unerheblichen, bloß die Form berührenden Aenderungen neu drucken oder, geradezu gesagt, nachdrucken zu lassen. Mit keiner Sylbe erwähnen die Herren Büsching und von der Hagen, daß sie sich mit der Felseckerischen Buchhandlung deßhalb in Benehmen gesetzt und von ihr das Verlagsrecht irgendwie erworben haben, und ihr Stillschweigen hierüber berechtigt anzunehmen, daß sie es nicht gethan, ja nicht einmal es zu thun für nöthig erachtet haben. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß die damals nicht bloß noch bestehende, sondern auch noch thätige Felseckerische Buchhandlung noch Exemplare auf dem Lager hatte, und war dies auch nicht der Fall, so gab doch weder dieser Umstand noch der gute Zweck, für eine vaterländische Sache wirksam zu sein, den beiden Herausgebern ein Recht, in dessen Ausübung sie eigentlich nur die Rolle des Crispinus spielen. Die Unbefangenheit jedoch, mit welcher sie selbst den ganzen Hergang erzählen, läßt annehmen, daß sie nicht entfernt glaubten, das Recht eines Andern beeinträchtigt zu haben, und da von der betheiligten Seite keine Reklamation erhoben wurde, an welchem Schweigen übrigens nur entweder Unwissenheit oder Schlaffheit Schuld war, so blieb die Sache unbeachtet, nur daß die literarischen Notizen allmälig von drei, in neuester Zeit sogar von vier, Breslau-Berliner Ausgaben fabelten, ohne daß thatsächlich mehr als eine, nämlich die Breslauer von 1813, wirklich vorhanden war. Uebrigens half sie nur dem Mangel des Textes ab, denn für seine Erläuterung war in einer den früheren Zuständen völlig entfremdeten Zeit viel weniger als in den beiden ersten gethan, und da die Herausgeber der 1792 (1810) erschienenen „Briefe und Urkunden“ (oder auch „Lebensgeschichte“) nicht erwähnen, so darf man wohl, ohne ihnen damit Unrecht zu thun, annehmen, daß sie von der Existenz dieses Buches auch nichts wußten.

Ueberhaupt war nun auf lange Zeit die Sache abgemacht. Geschah irgendwo Etwas zur Aufklärung einzelner noch dunkler Punkte, namentlich ob Franz von Sickingen, dessen Götz mehrmals als seines Schwagers gedenkt, es wirklich war, was Goethe in Ermangelung andern Beweises durch eine improvisirte Marie von Berlichingen, die gleich der Marie Beaumarchais von einem Weislingen — Clavigo sitzen gelassen ist, aber, weil von stärkerem Schrot und Korn, sich zu fassen weiß und sich an einen tüchtigeren Mann anschließt als der Treulose gewesen, ohne weiteres vermittelt hat, oder ob dieser Name bloß in der Weise auf ihn angewendet wurde, wie es unter den Adelsgenossen überhaupt üblich war, um ein freundschaftliches Verhältniß auszudrücken, — so scheint dieß nicht vor das große Publikum gekommen zu sein. Nach der Weise zu urtheilen, wie Sickingen von Götz selbst genannt wird, so dürfte eine wirkliche Verschwägerung außer Zweifel sein. So sagt er I. 142. II. 127: hatte auch meinem Schwager Franz von Sickingen schon zugesagt, daß ich ihme wollte folgen — da sagt mir nun Franciscus zu und sagt ꝛc. Ferner, als er zu Heilbronn im Thurm lag (1519) I. 152. II. 138, zu seinem Weibe sprechend: reit hinauf zu Franciscus von Sickingen und Herrn Georgen von Frondsperg ꝛc. und gleich darauf I. 153. II. 138, sag zu meinem Schwager Franciscus von Sickingen. Dann I. 154. II. 139: Weiter da Franciscus von Sickingen, mein freundlicher lieber Schwager, der Stadt Worms feind war, da führten ich und Hans Thoma von Rosenberg und andere mehr gute Gesellen ihme Franzen unserm Schwager und Freund um die 70 oder 80 Pferde gen Worms ꝛc. Wenn irgend eine Stelle für eine wirkliche Verschwägerung spricht, so ist es diese; der Zusatz — mein freundlicher lieber ꝛc. — ist urkundlich immer nur bei wirklichen Verwandtschaften im Gebrauch, wofür man sich auf das Zeugniß Aller, die Urkunden je in Händen gehabt haben, berufen darf. Endlich kommt er noch einmal I. 157. II. 143, blos als Franciscus von Sickingen vor, womit er aus der Lebensgeschichte verschwindet. Außerdem wird in der 6. Beilage I. 281. II. 277, in einem Briefe, d. d. St. Katharinatag (25. November) 1525, „mein Schwager Philipps von Sickingen“ genannt.

Zu diesen Stellen aus der Lebensbeschreibung kommt eine noch größere Zahl aus den Briefen und Urkunden von 1792 (1810). In dem Auszug aus der Relation der Heilbronnischen Abgeordneten auf den Bundestag nach Eßlingen N. 13, p. 34, heißt es: darauf Götz geantwurtt . . . zu dem sye er des Trosts das sein Schwager Franciscus von Sickingen vnd andere seine Herren vnd Freundschafft in Handlung seyen ꝛc. In dem von „Franciscus von Sickingen, Johann Graf zu Nassau, Schenkh Ernst Freyher zu Tausenberg“, zu Lenzingen Samstag nach Exaudi 1519 an Heilbronn gerichteten Schreiben N. 17, p. 41, nennen sie ihn „der vest Götz von Berlichingen, vnnser besonder lieber Vetter, Freundt vnd Swager.“ Erwähnt wird Franz von Sickingen in Herrn Jörg von Frontsperger Urkunde vom 17. Juni 1519 über den von ihm vermittelten Vertrag (N. 23, p. 48), deßgleichen im Schreiben des Ulrich Arzt, Schwäbischen Bundeshauptmanns, an Heilbronn, Sonntag Trinitatis 1519 (N. 24, p. 53). Ebenso als „der von Sickingen“ in dem folgenden Schreiben der drei Hauptleute des Schwäbischen Bundes an die Kaiserlichen Commissäre, von demselben Tag N. 25, p. 53, und auch in dem folgenden, ebenfalls von demselben Tag, derselben drei Hauptleute an Herrn Jorgen von Frundsperg N. 26, p. 54, und zuletzt in dem von Herrn Jorg von Frontsperg an Heilbronn d. d. Meutz 22. Juni 1519, N. 27, p. 57. In dem Extract der Stadt (Heilbronn) Instruktion, Freitag nach Pfingsten 1519, N. 29,

p. 58, steht gleich zu Anfang: Als nun Franciscus von Sickingen Reisigen ꝛc., und in dem Schreiben Franzens von Sickingen 1521 Vincula Petri N. 36, p. 69, sagt er: Götzen von Berlichingen vnsers früntlichen lieben Swagers vnd syner Gefengnus halb ꝛc.

Alle diese Stellen sprechen für eine wirkliche Verschwägerung. Denn Urkunden bedienen sich der Worte in ihrer echten und eigentlichen Bedeutung, nicht in einer übertragenen, uneigentlichen oder gar scherzhaften und mißbräuchlichen. Indessen kann man immer noch zugeben, daß diese Verschwägerung nicht unmittelbar zwischen Götz und Franz bestanden habe, sondern nur zwischen den beiden Häusern Berlichingen und Sickingen, wofür zu sprechen scheint, daß auch Philipp von Sickingen von Götz Schwager genannt wird. Es ist hier nicht unsere Aufgabe, diese Frage weiter zu verfolgen; wir haben nur zeigen wollen, daß, wenn auch Goethe in dem Namen Elisabeth für die Frau fehl gegriffen hat, er mit dem Schwager Franz von der Wahrheit nicht ferne geblieben war und jedenfalls den Sprachgebrauch durchaus für sich hatte. Germanische Museen und rheinische Antiquare werden vielleicht im Stande sein, diese Frage, bei der wahrscheinlich die Genealogie nicht blos der Sickingen, sondern auch der Sachsenheim vorgelegt werden muß, einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Den nächsten Beitrag zu Götzens Geschichte, die durch den bloßen Abdruck der Handschrift nicht weiter gefördert wurde und für die meisten Leser da stehen blieb, wohin Goethe sie geführt hatte, gab eine kleine anspruchlose Schrift des Windsheimer Pfarrers Schirmer „Geschichte des Rittersitzes und Pfarrdorfes Illesheim, königliches Landgerichts Windsheim ꝛc. Nürnberg bei Ferdinand von Ebner 1842. 8.“ Von Illesheim schrieben sich die Gailinge, und da Götz eine Dorothea von Gailing zur zweiten Frau hatte, so fand sich Schirmer ganz natürlich veranlaßt, sowohl die Gailinge, zu denen der bekannte, der Sage mehr noch als der Geschichte angehörende Eppelein von Gailing gehörte, und auch auf S. 31—40 Götz von Berlichingen, an welchen Illesheim kam, zu besprechen. Nicht nur die Lebensverhältnisse, sondern auch die Familienbeziehungen und Verwandtschaften — freilich mit Ausnahme derer zu den Sickingen — sind hier alle klar und bündig dargelegt. Aber über den Umfang des Windsheimer Gaues scheint das Schriftchen ebenso wenig hinausgekommen zu sein als die 1848 in Nürnberg in Commission von Riegel und Wießner erschienene Geschichte Windsheims und seiner Nachbarorte von demselben Verfasser, wo p. 253 wieder darauf hingewiesen war.

Unterdessen war zu Pforzheim bei Dennig Finck und Comp. 1843, 8., ein recht sauberer Abdruck der Lebensbeschreibung unter dem Titel: „Ritterliche Thaten Götz von Berlichingen's mit der eisernen Hand, neuerlich aus den verglichenen Handschriften gezogen und lesbar gemacht von M. A. Gessert“, veröffentlicht worden. Ohne Vorrede beginnt gleich hinter dem Titelblatt die Widmung an Herrn Hanß Hoffmann, Burgermeistern zu Hellbronn ꝛc. und schließt mit dem Spruche: Und hilf uns darauf Gott, das ewige Wort, dem armen Leibe hier, der Seele dort! Behüt uns auch der allmächtige Gott vor dem ewigen Tod! Amen. Gottfried von Berlichingen zu Hornberg. — In typographischer Hinsicht ließ diese Ausgabe nichts zu wünschen übrig, und durch die Durchführung moderner Schreibung — wie in der Ausgabe von 1813 — ist dem lesenden Publikum gewiß nur ein Dienst erwiesen; die Anmerkungen jedoch fehlen gänzlich, die Beilagen sind weggelassen, und über die — angeblich — verglichenen Handschriften ist kein Nachweis geliefert, so daß es verstattet sein wird, die Vermuthung nicht zu verwerfen, es sei gar keine Handschrift verglichen, sondern lediglich eine Handschrift oder auch nur ein schon gedruckter Text hier wieder abgedruckt worden. Uebrigens ist es befremdend, daß diese Ausgabe weder im Antiquariat häufig vorkommt noch auch — dem Vernehmen nach — im Laden mehr zu haben ist.

Einen bedeutenden Schritt vorwärts zur Aufstellung der Beziehungen, in denen Götz zu den Bauern stand, that Heinrich Zöpfl in seiner am 22. November 1849 gehaltenen Rede zum Geburtsfeste des Großherzogs Karl Friedrich von Baden, die auch mit dem Titel: „Die Hauptmannschaft des Götz von Berlichingen im großen Bauernkriege vom Jahre 1525 Heidelberg bei Julius Groos 1850 4.“ gedruckt ist. Hier ist aus bisher unbekannten und ungedruckten Akten das Verhältniß Götzens zu den Bauern dargethan, und es geht ein für seine Schuldlosigkeit und die Wahrhaftigkeit seiner Vertheidigung gegen die Anschuldigung seiner Feinde günstiges Resultat daraus hervor. Der Urkunden, welche auszüglich angegeben werden, sind 25, von ihnen sind 12 in den Beilagen abgedruckt und außerdem auch die zwölf Artikel der Bauern. Zöpfl benutzte die Ausgabe von 1731; die Sammlung von 1792 (1810) war ihm unbekannt. Daß Götzens Frau Dorothea (von Gailing) geheißen habe, ist p. 7 in der Anmerkung gesagt; auch daß sie zwischen 1528 und 1531 gestorben sei. Daß Franz von Sickingen sein Schwager gewesen, hält auch er für eine historische Unmöglichkeit. (In den Schriften Zimmermanns und Bensens über den Bauernkrieg ist das Verhältniß der Bauern zu Götz dem Standpunkte dieser Geschichtschreiber gemäß besprochen.)

Was in den (1850 Nürnberg Bauer und Raspe erschienenen) Zeugnissen für das deutsche Mittelalter 11. N. 45. p. 311 ff. über Götz gesagt ist, beschränkt sich auf Zusammenstellung des bis dahin zur Kenntniß des Herausgebers Gekommenen, die zwar unvollständig, doch nicht irrig ist. Namentlich dürfte die dort befindliche Bemerkung verdienen beachtet zu werden, daß der Titel Ritter, den Büsching und von der Hagen und nun wieder Ottmar Schönhuth ihrem Helden beilegen, aus den dort angegebenen Gründen ihm abzusprechen ist. Götz war ein Ritterbürtiger von Adel, aber der Rittertitel selbst war ihm durch die unumgänglich nothwendige Ceremonie des Ritterschlages nie ertheilt worden, so daß er auch nirgends und nie den Rittertitel führt. Mit dem Rittertitel verhielt es sich wie in neuerer Zeit mit dem Doctortitel, der aus Courtoisie auch Solchen, die ihn nicht haben, aber doch haben könnten, ertheilt wird. Götz wird von seiner eigenen Hausfrau stets Junker genannt.

Im Feuilleton der Kölnischen Zeitung des vorigen Jahres Nr. 164 hat A d o l f S t a h r, auf den Grund der von Wilhelm Zimmermann in seinem Bauernkrieg gegebenen Darstellung, den Charakter Götzens in Goethe's Dichtung heftig angegriffen und als eine grobe Verunstaltung und Entstellung der geschichtlichen Wahrheit bezeichnet. Dagegen ist Heinrich Dünzer im Morgenblatt (auch abgedruckt in den Beilagen zur Allgemeinen Augsburger Zeitung vom 3. September 1857) vertheidigend aufgetreten. Die Frage läuft im Grunde darauf hinaus, ob es dem Dichter frei stehe, einen geschichtlichen Namen als Träger der vom Dichter ihm oktroyirten Ideen willkürlich zu gebrauchen; das Vorgehen der neueren Dramatiker scheint sich in dieser Hinsicht mehr der schrankenlosen licentia poetica zuzuneigen als der Einhaltung der geschichtlichen Wahrheit. Uebrigens hält auch Stahr den Franz für Götzens Schwager, worüber er von Steiger, der ihm auch die Unkenntniß von Zöpfls Schrift vorhält, zurecht gewiesen wird. Ob dieß mit Recht, muß erst entschieden werden. Das Interesse für Götz war durch diese Controverse wieder angeregt, im Wesentlichen aber nicht gefördert worden.

Unter den vermischten Nachrichten in dem Märzblatt des Anzeigers für Kunde der deutschen Vorzeit 1858 ist Nr. 27 die Notiz gegeben (ohne Angabe der Quelle, wahrscheinlich aus dem Feuilleton einer Zeitung), daß Götz sich 1518 mit der Dorothea von Gailing verheirathet habe und ein Herr von Seldeneck (aber welcher?) und sein Schwager Arnold von Gailing den Ehevertrag, in welchem das Eingebrachte der Braut zu 700 fl., die Wiederlage des Bräutigams ebenso hoch und die Morgengabe zu 400 fl., was er auf seine Erbgüter und Lehen verschrieb, angegeben sind, bezeugten. Es wäre zu wünschen, daß die Quelle dieser Notiz ausgemittelt würde, um diese

doch immer unvollständigen Angaben erweitern zu können. Arnold von Gailing war (nach Biederm. Altmühl) sein (Götzens) Schwiegervater, und es ist vielleicht Schwäher geschrieben und statt dessen gelesen worden Schwager. Unter den Brüdern der Dorothea von Gailing kommt ein Arnold nicht vor.

Die neueste von Ottmar Schönbuth bei Albert Scheurlen in Heilbronn (ursprünglich in Mergentheim) veranstaltete Ausgabe in 8° steht in typographischer Hinsicht allen früheren nach, giebt jedoch einen sorgfältig durchgesehenen und in diplomatischer Genauigkeit die Schreibart der dabei zu Grunde gelegten Stuttgarter Handschrift wiedergebenden Text. Beigegeben sind sieben bisher ungedruckte Briefe des Götz von Berlichingen, sechs (1. 2. 3. 4. 5. 7.) an die Grafen Michel und Georg von Werthheim, einen (6.) an einen nicht näher bezeichneten Gottfried. Da die früheren Ausgaben alle aus dem Buchhandel verschwunden sind oder doch sein sollen, muß man diese von Schönbuth besorgte Ausgabe, die fünfte überhaupt, als Ersatz für eine Lücke, deren Ausfüllung durch eine würdige und völlig genügende Ausgabe sich noch einige Zeit verzögern dürfte, immerhin dankbar hinnehmen.

* Thanatopsis.

Nach William Cullen Bryant.

Wer voll von Liebe zur Natur Gemeinschaft
Mit Allem pflegt, worin sie sich enthüllt,
Dem redet sie in manchen Sprachen zu;
Für seine froh're Stund' hat sie den Ton
Der Freud' und ein beredtes, schönes Lächeln,
Und in sein ernstres Sinnen mischt sie sich
Mit mildem Antheil, welcher dessen Strenge,
Eh' er es selbst gewahrt, gelinde löst.
Wenn Denken an die letzte schwere Stunde
Wie gift'ger Mehlthau deinen Geist befällt,
Wenn düstre Bilder von des Todeskampfes
Beängstigung, von Leichentuch und Sarg
Und von des Grabs luftloser Finsterniß
Dich schaudern, dir das Herz erkranken lassen,
Dann tritt ins Freie, unter das Gewölbe
Des Himmels und dort lausch' auf der Natur
Belehrung, während dir von Allem rings,
Von Erd' und Luft und Fluth, ein leiser Ton
Erklingt. Nur wen'ge Tage, und die Sonne,
Die Alles sieht, wird dich nicht mehr erblicken
In ihrem Lauf, und nicht im kalten Grunde,
Wo man dich Bleichen weinend beigesetzt,
Nicht in des Meeres Spiegel bleibt von dir
Ein Bild zurück. Die Erde, die dich nährte,
Verlangt den Staub, den sie zu dir geliehn,
Und mehr und mehr der Menschenform beraubt,
Dein Eigenwesen lassend mischest du
Für immer nun dich mit den Elementen,
Du wirst ein Bruder des fühllosen Felsens,
Der trägen Scholle, die mit seiner Pflugschaar
Der Ackersmann durchwühlet, und die Eiche
Treibt ihre starke Wurzel durch dich hin.
Doch nicht allein gehst du zu deiner ew'gen
Ruhstätte nieder, und du kannst das Lager
Prachtvoller nicht dir wünschen; Patriarchen
Der jugendlichen Welt und mächt'ge Herrscher
Wie graue Seher längst vergang'ner Zeit,
Die Weisen, Guten, Schönen, alle liegen
In einem großen Grab vereint mit dir.
Die Berge, hoch und wie die Sonne alt,
Die Thäler, die sich still und friedlich breiten,
Ehrwürd'ge Wälder, Ströme, majestätisch
Fortrollend, Bäche, die mit sanftem Murmeln
Hinfließen und die Matten grünen lassen,
Und rings um Alles ausgespannt des blauen
Weltmeers erhabene Unendlichkeit, —
Sie sind der hehre, feierliche Schmuck
Der weiten Gruft des menschlichen Geschlechts.
Die Sonne wie der Sterne zahllos Heer,
Sie schauen in der Zeiten stillem Lauf
Hernieder auf des Todes ernste Wohnung.
Die auf dem Erdball wandeln sind ein Häuflein,
Den ungezählten Schaaren gegenüber,
Die längst in seinem Schooße ruhn. Die Schwingen
Des Morgens nimm und fleuch durch Barkas Wüste,
Dring' in des Urwalds schauerliche Nacht,
Da wo der Oregon die Fluthen rollt
Und nur sein eignes Brausen hört, — die Todten
Sind dort, und Millionen legten sich,
Seit ihren ersten Lauf die Zeit begann,
In dieser Einsamkeit zum letzten Schlummer
Tief in den Grund; sie herrschen dort allein.
So ruhst auch du dereinst, und kränkt es dich,
Daß keiner von den Lebenden, kein Freund
Sich kümmert um dein Scheiden? Alle Wesen,
Die athmen, theilen dein Geschick. Der Frohe
Lacht, wie er immer that, wenn du dahin bist,
Der Sorgenvolle müht sich wie zuvor,
Und jeder jagt den Luftphantomen nach,
Die vor ihm gaukeln; alle aber lassen
Ihr Lachen und ihr Mühen bald und kommen,
Dein stilles, kühles Grab mit dir zu theilen.
Der Erde Kinder insgesammt, der Jüngling
In seines Lebens frischem Lenz, der Mann
In seiner vollen Kraft, die Frau, das Mädchen,
Der Säugling und der Greis im Silberhaar,
Sie werden, wie die Jahre still entschwinden
Im Strom der Zeiten, einer nach dem andern
An deiner Seite beigesetzt von ihnen,
Die selbst das gleiche Loos erleiden müssen.
O bald, gedenke dessen, tönt vielleicht
Auch dir der Ruf, der großen Karawane
Dich anzuschließen, welche sich beständig
Hin zum geheimnißvollen Reich bewegt,
Wo jedem in des Todes ernsten Hallen
Die Lagerstätte angewiesen wird.
Dann sei nicht wie der Sclave, der zur Nacht,
Die Geißel fürchtend, in den Kerker schleicht,
Nein, durch des Glaubens Kraft emporgehalten
Und fest und ruhig nahe dich dem Grabe,
Wie einer, der sich in die Decken hüllt
Und sich zu süßen Träumen niederlegt.

F. Ruperti.

* Das neue Museum in Berlin.

Von E. Linden.

Die nordischen Alterthümer.

Um wie viele Jahrhunderte zurück uns auch die ägyptischen Denkmäler und die Kultur, von welcher sie zeugen, versetzt haben, bis auf ein Jugendalter jenes Volkes reichen sie dennoch bei weitem nicht hinauf.

Um zunächst unsern Vorstellungen von einer solchen Völkerjugend und ihren ersten Kunstanfängen Anhaltpunkte und Bereicherung zu gewinnen, treten wir — von der chronologischen Reihenfolge der Kunstepochen abweichend — von der ersten Vorhalle aus in das Museum nordischer Alterthümer.

Im europäischen Norden, viele hundert Meilen weiter entfernt von der vermutheten Wiege des Menschengeschlechts als Aegypten, mußten auch die erste Bevölkerung, die ersten Kultur- und demnächst Kunstanfänge in eine weit spätere Zeit fallen. Als Entstehungszeit der ältesten Wahrzeichen dieser Kunstkeime, roher, aneinander gereihter oder aufeinander gethürmter Steinblöcke und einfacher Erdhügel, kann man nur vermuthungsweise das siebente, sechste oder fünfte Jahrhundert vor Chr. annehmen. Wenn so einfache Denkzeichen auch noch keine äußeren Merkmale irgend einer Kunstthätigkeit an sich tragen, so entsprechen sie doch dem Grundwesen des Kunstwerks insofern, als sie den Körper abgeben, durch welchen und mit welchem vereint die Idee in die äußere Erscheinung tritt. Das nördliche

Europa zeigt fast ausschließlich und in großer Menge solche primitive Aeußerungen des Bedürfnisses nach einer Verkörperung von Ideen; nur in Asien finden sich von ihnen noch vereinzelte und von geringer Bedeutung. Ihren Ursprung mögen sie den Ureinwohnern der Länder verdanken: den Celten in Frankreich, namentlich in der Bretagne, auf den britischen Inseln, im südlichen und westlichen Deutschland, und den Germanen, besonders im nördlichen Deutschland. Sowohl bei den rohen Steinblöcken und Steinhügeln als bei den Erdaufhäufungen, (diese letzten finden sich bis zu einer Höhe von 200 Fuß), kann man von der mehr oder weniger bedeutenden Größe auf das höhere oder geringere Alter derselben schließen; wenigstens besteht die Wahrnehmung, daß mit der abnehmenden Massenhaftigkeit der Grabhügel und Denksteine der Grad der Kunstfertigkeit an den in den Gräbern selbst gefundenen Gegenständen sich erhöht; wenig und einfaches Steingeräth und rohgeformte Gefäße wurden unter den größten Grabhügeln gefunden, dagegen unter den kleineren metallne Geräthschaften, an denen schon bestimmte Anzeichen einer beginnenden Kunstthätigkeit zum Vorscheine kommen. Diese Anzeichen erscheinen indessen stärker ausgedrückt in der allgemeinen Form der Gegenstände als in der verzierenden Zuthat, welche sich in den einfachsten Combinationen der Linie halten, als Kreis, Wellenlinie, Zickzack und leichten Verschlingungen. In dem einen, kleineren Theile der vor uns ausgebreiteten Sammlung sehen wir die Ueberreste aus der ältesten, ohne fremden Einfluß gebliebenen nordischen Welt —, steinerne Streitäxte, Lanzenspitzen und Messer, metallne Schwerter, Ringe, Schalen, Lampen; in dem größeren Theile, der besteht aus metallnem Hausgeräth, Schnallen, Nadeln, Hals-, Brust- und Ohrgehängen und anderm Schmuck, Sicheln, Beilen, Schaufeln, vielen kleinen Götzenbildern, kunstreich verzierten Waffen und Rüstungsstücken und vielem Andern, läßt sich schon der Einfluß fremder Kulturelemente erkennen. Die römischen Berichte über die germanischen Völker heben ausdrücklich hervor, daß bei denselben weder Tempel noch Götterbilder gefunden würden; erst die skandinavischen Heldengedichte und die Berichte über die Bekehrung der heidnischen Pommern erwähnen diese spätere Art der Gottesverehrung. Die Tempel waren aus Holz erbaut, die Götzenbilder aus demselben Material und von ungeheuerlicher, größtentheils vielköpfiger Bildung. Ein Exemplar der letzteren, zwar mit nur einem Kopfe, aber vielen Brüsten hängt an der oberen Wand zunächst der Eingangsthür.

Nachdem wir einen Ueberblick über die zahlreichen, aber wenig Abwechslung bietenden Gegenstände gewonnen haben, gehen wir an die Betrachtung des künstlerischen Schmuckes der Halle, einer Reihe von Darstellungen aus der altgermanischen Götterlehre, welche in hinreichender Ausführlichkeit in dem alt-isländischen Heldengedichte „Edda“ enthalten ist. Die Gemälde sind in Entwurf und Ausführung von den Malern Heidenreich, G. Richter und Müller. Die ganze Composition zerfällt in die beiden Abtheilungen der düstern, unterirdischen Götter, entlang der äußeren Fensterwand, und der wohlthätigen, überirdischen Götter, jener Fensterwand gegenüber. Beide Reihen schließen ab über der Thür, durch welche wir in den Saal getreten sind. Dieser also gegenüber an der rechten Seite beginnt die Reihe der wohlthätigen Gottheiten mit der Erdenmutter Hertha, Odins Gattin. Sie fährt auf einem von zwei weißen Stieren gezogenen Wagen über die Erde, Blumen und Früchte auf sie herniederstreuend. Zu ihrer Rechten ist Odin dargestellt, der Vater der Götter und Menschen. Auf seinen Schultern sitzen die beiden Raben Hugin und Munin, welche er am Morgen aussendet über die Welt zur Auskundschaftung alles Geschehenen, und die am Abend heimkehren und ihm Kunde bringen. In beider Mitte, in kleinerem, von der Architektur gebotenen Formate erscheint die Nacht, auf dem Rosse Hrimfaxi, und ihr Sohn Dagur, auf dem Rosse Skinfaxi reitend. Beide umreiten die Erde in vierundzwanzig Stunden, verfolgt von den beiden Wölfen Sköll und Hati, welche sie zu verschlingen drohen. Die folgenden Bilder zeigen uns den lieblichen, milden, lichtumstrahlten Jüngling Baldur, Sohn des Odin und der Freya, Hulda (Frau Holle) mit der goldnen Spindel, die Beschützerin der Häuslichkeit, Freyr, den Gott der irdischen Fruchtbarkeit, Freya seine Schwester, zwischen beiden die kunstfertigen Zwerge, welche die unterirdischen Höhlen bewohnen, beschäftigt beim Bau des Schiffes Skildbladner. Weiter folgen: Odin und Freya, über die Wahlstatt reitend und die der Aufnahme in die Walhalla Würdigen mit Blut besprengend, und zuletzt der Ase Tyr, ein Sohn Odins, zu seinen Füßen der Wolf Fenris, der ihm die Hand abbiß. Den Schluß der Reihe bildet das Bild an der linken Hälfte der Thürwand: Walhalla, der Aufenthalt der Seligen. Die Darstellungen der düstern Gottheiten beginnen mit dem Donnerer Thor, auf rollendem, dröhnendem Wagen, gezogen von den beiden Steinböcken, Tanngnistr und Tanngrisnir. Er schwingt den erdspaltenden Hammer Mjölner. Nächst ihm folgt die liebliche Elfenkönigin Titania in ihrem nächtlichen Alfheim; das kleinere Bild über dem Fenster zwischen beiden stellt den Mondscheinreigen der Lichtalfen dar. Das zweite Fenster hat zu seiner rechten Seite Riesen, welche unterirdische Schätze bewachen und Drachen bekämpfen, zu seiner linken Seite spielende Wassernixen, in der Mitte zwischen beiden den Greif Pfaffner, ein Ungeheuer, welches wie die Drachen im vorhergehenden Bilde Schätze unter seiner Obhut hat. Die Bilder zu beiden Seiten des dritten Fensters zeigen uns Nornen, schöne Jungfrauen, welche über die Geschicke der Menschen wachen, als solche von ernstem und hohem Charakter. Die erste ist die Norne Urda; sie gießt aus einem Gefäße Wasser auf die Wurzeln der geheiligten Esche Iggdrasil; die zweite ist die Skuld, gleich der griechischen Parze spinnt sie den Lebensfaden; die dritte ist Werdandi; sie schreibt auf eine Tafel die Entscheidungen des Schicksals nieder. Am vierten Fenster, rechts, ist das Feuerreich Muspelheim dargestellt, welches sich die Alten im letzten Süden dachten, und dessen Fürst Surtur am Ende der Zeiten die übrigen Götter besiegen und die Welt in Brand stecken würde. Im kleineren Mittelbilde ist Locki, der altgermanische Teufel, dargestellt. Er ist der Erzeuger der drei größten und bösesten Ungeheuer, der Midgardschlange, des Fenriwolfes und der Hel. Im letzten Bilde erblickt man die Hel selbst, ein teufelartiges Weib, umgeben von Schlangen, Drachen, Kröten und andern Ungethümen. Die Darstellung bildet den Uebergang zu dem Bilde Helheim oder Hölle, gegenüber der Walhalla. Sie ist, gleich dem Tartarus der Griechen, von einem Strome, hier Gilla (Galle), umflossen und von einem Höllenhunde, Garm (Harm), bewacht. Ein Todtenzug, Baldur und seine Gattin Nana, schwebt durch den schaurigen Eingang in die Tiefe hinab. Zwischen den beiden Bildern Walhalla und Helheim erscheint noch einmal die Gestalt Odins, des Beherrschers beider Reiche, des Licht- und Schattenreiches. Von besonderem Reize unter den Bildern sind die Gestalten des Baldur, der Hulda und der Norne Urda, theilweis auch die ganze Darstellung auf der Thürwand, Walhalla, Odin und Helheim; die Malerei ist, als zu sehr in eleganter, neufranzösischer Weise gehalten, nicht ganz dem Charakter des Gegenstandes entsprechend.

Die beiden Seitenwände der Ausgangsthür dieses Saales schmücken zwei Landschaftsgemälde, von dem bekannten Bellermann, deren Vortrefflichkeit es doppelt bedauernswerth erscheinen läßt, daß sie eine nur mangelhafte Beleuchtung haben. Beide Darstellungen, Ansichten von Rügen, stehen in naher Beziehung zu den im Saale aufgestellten Alterthümern, von denen ein großer Theil auf jener so außerordentlich viele Ueberreste des altgermanischen Kultus aufweisenden Insel gefunden wurde.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Philosophischer Nachlaß van J. Baggesen, herausgegeben von C. A. R. Baggesen. 1. Band. — Weimar-Album. Von A. Diezmann. Erste Lieferung. — Freud' und Leid, Lieder und Bilder. Von C. Dräxler-Manfred. — Emersons Versuche. Aus dem Englischen von G. Fabricius. — Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. Von K. Groth. — Philipp Melanchthon. Von J. F. T. Wohlfarth. — Aesthetik. Van R. Zimmermann. Erster Theil.

— * Die „Geschichte des Abfalls der Niederlande und der Entstehung des holländischen Freistaates“ von dem Engländer Jahn Lothrap Motley ist in deutscher Uebertragung erschienen. (Dresden, Kuntze.) Der Bearbeiter, welcher sich nicht nennt, hat einen Dank verdient, indem er uns ein vortreffliches Werk aus der Schule von Macaulay und Prescott zugänglich machte. In seiner meisterhaften Geschichte Philipps II. von Spanien wies schan Prescatt, indem er dort vom niederländischen Aufstande sprach, auf das bevorstehende Erscheinen des Motley'schen Werkes hin, welches dann 1856 unter dem Titel: „The rise of the Dutch republic, a history“ in 3 Bänden erschien. Daß Motley dem günstigen Urtheile Prescotts entsprochen habe, ist von der englischen Kritik durchweg anerkannt, und es scheint uns nach dem ersten Bande der deutschen Uebertragung, daß dieselbe nicht zu viel gesagt hat. Der Verfasser hat weitgreifende angestrengte Studien, namentlich auch in Holland, gemacht, hielt sich längere Zeit in Residenzen auf, deren Archive Bedeutendes boten, und hat das Studium einer Reihe von Jahren an sein Werk gesetzt. Der gewaltige Stoff wird von ihm trefflich beherrscht und in lebendiger, farbenreicher Schilderung, im Allgemeinen auch mit sorgfältiger Stilistik wieder gegeben. Die vorzüglichste Seite des Buches ist die Schilderung der Charaktere, unter denen besonders Wilhelm von Oranien mit Liebe und Begeisterung gezeichnet und recht eigentlich zum Helden des Buches gemacht ist. Auch dem Kaiser Karl V. wird Motley viel mehr gerecht als mancher gepriesene Historiker; zwar werden die kleinlichen Züge im Charakter des großen Monarchen allerdings auch hier, wie das einmal sa hergebracht ist, „breitgetreten“, doch hat der Verfasser Blick und Bewunderung für des Kaisers politisches Handeln. — Diese Bemerkung giebt uns Veranlassung, das vielbesprochene Buch von William Stirling: „Das Klosterleben Kaiser Karls des Fünften“ wiederholt zu erwähnen. Es ist in demselben Kuntze'schen Verlage, der das Motley'sche Werk in schöner Ausstattung darbietet, in zweiter berichtigter und vermehrter Auflage erschienen; beide Bücher ergänzen sich in willkommener Weise.

— * Im Verlage von Reimer in Berlin ist wieder ein neues Karten-Prachtwerk von Kiepert erschienen, nämlich zwei Karten-Blätter über den Isthmus von Panama und Darien und über die Provinz des Choco, denen sich in vier Blättern die neue Karte von Mittelamerika und in sechs Blättern die Karte des nördlichen tropischen Amerika anschließt. Die Landenge van Panama wird als Passageland mit jedem Jahre wichtiger, zugleich tritt das Humboldt'sche Kanalprojekt wieder entschieden in den Vordergrund; Centralamerika, bis auf das Werk von Squier und die Arbeiten von Wagner, Scherzer und J. Fröbel noch ein verschlossenes Buch, hat jetzt ein hohes politisches und wissenschaftliches Interesse gewonnen; und was Mexika anbetrifft, so werden vielleicht schon in den nächsten Monaten die Augen aller Politiker dahin gerichtet werden. Dieses schöne Kartenwerk erscheint demnach eben so zeitgemäß, wie es ein bleibendes Denkmal deutscher Gediegenheit und Reife heißen darf. Die Karte vom nördlichen tropischen Amerika ist Alexander von Humboldt gewidmet, und sie muß dieser Ehre würdig genannt werden.

— ♀ Unter dem Titel „Nächte der Cleopatra“ erschien im vorigen Jahre im Verlage von Heinrich Strack in Bremen ein kleines episches Gedicht, dessen Verfasser sich nicht genannt hat. Die Anonymität ist wohl der einzige Grund, warum dieses, aus echter Dichterkraft entsprungene Produkt nicht schan weitere Verbreitung und kritische Beurtheilung gefunden hat, weßhalb wir es für unsere Pflicht halten, die Leser an diesem Ort darauf aufmerksam zu machen. Veranlassung zu der Bearbeitung dieses an sich sehr interessanten Stoffes scheint die kurze Natiz im Aurelius Victar gegeben zu haben, die sich als Motto auch auf dem Titelblatte befindet: Cleopatra tantae pulcritudinis fuit, ut multi noctem illius morte emerint. Dieses Wenige war dem Dichter genügendes Motiv für seine Aufgabe, deren er sich mit meisterhafter Gewandtheit in Rücksicht auf die poetische Diction entledigt hat. Mit glühenden Farben wird uns die reiche Pracht des Orients geschildert, und mehr als eine Stelle läßt uns in dem Verfasser einen gediegenen Kenner der Geschichte vermuthen, der selbst wieder von seinem Leser verlangt, daß er sich auf den Standpunkt der Antike zu stellen und von den Anforderungen der christlichen Moral bei Beurtheilung des Werkchens abzusehen weiß. Die Erfindung so wie die Handlung sind in der einfachsten Weise gehalten, vielleicht im Verhältniß zu der schwungvollen Sprache etwas zu einfach, so daß sich die Phantasie des Verfassers in Schilderungen erschöpfen mußte, um die Eintönigkeit zu vermeiden. Die auftretenden Charaktere sind für den kleinen Raum deutlich und schön gezeichnet und heben sich plastisch von dem Hintergrunde ab. Als Mittelpunkt des Ganzen ist die in üppiger Schönheit strahlende Cleopatra hingestellt, die im Vollbewußtsein ihrer überwältigenden Erscheinung sich den fürchterlichen Triumph nicht versagen kann, die Männer ihres Hofes unter der Bedingung zum Genuß ihrer Reize aufzufordern, daß sie denselben beim Anbruch des falgenden Tages mit dem Leben büßen. Nur drei von allen falgen der verhängnißvollen Lockung. Aber nachdem zwei van ihnen das flüchtige Entzücken mit dem Tode gebüßt, ereilt die rächende Nemesis auch die grausame Königin; sie empfindet im Arme des Dritten, eines in kräftiger Jugendfrische blühenden Jünglings, zum ersten Male das Gefühl wahrer Liebe; ein heiliger Schwur bindet sie, sie kann den Geliebten nicht retten, und mit blutendem Herzen muß sie ihn zum Tode schreiten sehen. Auf diese Weise ist auch der poetischen Gerechtigkeit Genüge geschehen, und es tritt im Lesenden das Gefühl der Befriedigung in vallem Maße ein. Im Uebrigen ist das ganze Gedicht so decent gehalten, als ein derartiger Stoff es nur immer erlaubt, und nur übertriebene Prüderie dürfte im Stande sein, etwas Anstößiges darin zu finden.

— * In den Vereinigten Staaten erscheinen jetzt 2526 Journale, die jährlich ungefähr 50,000,000 Nummern liefern. Von denselben sind 855 politische Zeitungen der Whig-Partei, 752 der demakratischen, rein literarische Blätter 568, 191 religiösen und 53 streng-wissenschaftlichen Inhalts.

— * Der alte König Ludwig von Bayern ist noch immer in München als Förderer der Kunst thätig. Alljährlich treten durch seine Anregung ausgezeichnete Werke der Plastik, aus Erz und Marmor gebildet, ins Leben, und ebenso erheben sich auf dem Gebiete der Architektur monumentale Bauwerke der umfassendsten Art. Für seine neue Pinakothek erwarb der König kürzlich ein älteres Gemälde von Overbeck, eine heilige Familie in lebensgroßen Figuren. Das Bild gehört durch geistvolle Composition, durch Anmuth und harmonische, kräftige Farbe zu den schönsten Werken des Meisters.

— * Der König von Bayern beabsichtigt, dem „Volksboten“ zufolge, dem Dichter Wolfram von Eschenbach, welcher in Eschenbach um das Jahr 1235 gestorben und im dortigen Frauen-Münster beerdigt ist, ein großartiges Denkmal zu setzen. Dieses soll auf dem Marktplatz zu Eschenbach zu stehen kommen, und ein steinerner Brunnen, der nach vier Seiten hin Wasser spendet, als Grundlage gebaut werden. Am 12. Oktober, dem Namensfeste des Königs, soll die Grundsteinlegung stattfinden.

— * Wenige Städte sind durch Eisenbahnbauten so stark verändert worden wie Lübeck. Seit 1850, wo die Eisenbahn bis an den Binnenhafen hineindrang, ist die westliche Umgebung der Stadt nicht wieder zu erkennen. Die Gartenbau-Kunst hat die Schienenstraße und den Bahnhof bis zum Dampfschiffs-Hafen mit Anlagen umgeben, auf die man mit Recht stolz ist. Das alte Holstenthor, ein merkwürdiges geschichtliches Denkmal, ist zur Ehre Lübecks bewahrt. Der König von Preußen hat sich mehrfach bei dem Lübecker Senate für die Erhaltung dieses ehrwürdigen und schönen Baues verwandt. Die Erhaltung erfordert aber eine gründliche Restauratian, deren Kosten leicht 15,000 Thaler erfoedern. Möge Lübeck sich nicht die Schmach anthun, das ehrwürdige Denkmal seiner Vorfahren, das auf so viele Kriege und Siege herniedersah, an dem Krämersinne der Nachkammen zu Grunde gehen zu lassen!

— * In München starb vor Kurzem der Hofsänger Pellegrini, ein ausgezeichnetes Mitglied der Hofbühne. Er hatte eine prachtvolle, künstlerisch durchgebildete Stimme und war einer der letzten Träger der echten italiänischen Gesangschule. Auch als Mensch war Pellegrini allgemein geachtet und beliebt.

— * Im vorigen Jahre erschien eine allgemeine Aehrenlese deutscher Dichtung, veranstaltet zum Besten der Schillerstiftung von Dr. Karl Weller in Dresden. Der Erfolg war so günstig, daß der Verfasser sich entschloß, ein regelmäßiges Jahrbuch deutscher Dichtung herauszugeben, welches gleichsam die ganze poetische Produktionskraft Deutschlands wiedergeben und vertreten soll, indem das Jahrbuch außer besonders eingesandten Originalbeiträgen auch Alles aufnimmt, was sich bereits gedruckt in Büchern oder Zeitschriften vorfindet. Wir haben hier also einen Musenalmanach im größesten Maßstabe und finden eine ganze Menge von Poeten vereinigt. Der Herausgeber ist mit Begeisterung an seine Sache gegangen und von der Ueberzeugung erfüllt, daß er ihr nützen werde. Das ist sehr schön gedacht und durchaus ehrenwerth, doch muß leider einigermaßen gezweifelt werden, ob mit dem beobachteten Verfahren viel gewonnen und zu gewinnen sei. Die poetische Produktionskraft unserer Tage ist viel zu gering, als daß eine regelmäßige jährliche Sammlung von nennenswerthem Gehalt sein

könnte, und es wird damit mehr den Verfassern der aufgenommenen Gedichte als der Welt im Allgemeinen gedient sein. — Der Herausgeber fügt seiner Sammlung von Gedichten einen zweiten Theil des Jahrbuches bei, welcher eine kritische Jahresrundschau über das ganze Gebiet deutscher Dichtung, Charakteristiken von Schriftstellern, Skizzen und Wahrnehmungen aus dem geistigen Leben und Treiben der Zeit enthält. Auch dieser Gedanke ist ganz gut, nur möge der Verfasser sich ja vorsehen, daß diese „Literaturgeschichte der Gegenwart“ nicht in eine gegenseitige Belobungsanstalt ausarte. Er selbst schreibt einen Artikel über die Lage der Schriftsteller und läßt sich von seinem wohlmeinenden Eifer zu schiefen Darstellungen verleiten. Wir treten durchaus dem bei, was Robert Heller in den „Hamburger Nachrichten“ mit Bezug auf diese Abhandlung sagt: „Es ist von der materiellen Lage der Schriftsteller die Rede, und neben manchem Richtigen enthält der durchaus wohlgemeinte Aufsatz auch sein Bedenkliches. Er trägt nämlich dazu bei, in den produktiv mit der Literatur beschäftigten Persönlichkeiten das Vorurtheil zu erwecken, daß sie ein besonderer Stand seien oder einen solchen bilden könnten. Unmöglich. Der Begriff „Schriftsteller“ bedeutet nichts, als einen Mann, der aus seiner literarischen Befähigung einen Beruf macht. Das thut er auf seine Kosten und Gefahr, aus freier Bewegung, ohne vorher zu fragen, ob irgendwo ein Platz für ihn erledigt sei, und daher auch ohne den mindesten Anspruch an eine andere Unterstützung, als die er aus seinem Talent und Glück zu schöpfen vermag. Ein anderes Vorurtheil wollen wir bei diesem Anlaß widerlegen, das eben so allgemein verbreitet als grundlos ist, die Annahme, daß der Ertrag der literarischen Thätigkeit in Deutschland ein unvergleichlich niedrigerer als in Frankreich und England sei. Die Wahrheit ist vielmehr die, daß die literarische Thätigkeit nirgends besser als in Deutschland belohnt wird. In Frankreich, wo gegenwärtig wenig der Rede werthes hervorgebracht wird, ward früher auf die ungeheuern Einnahmen Scribe's, Sue's, Balzac's u. A. hingewiesen. Neuerdings theilt man uns Wunderdinge mit von dem kolossalen Ertrage, welchen Ein günstig einschlagendes Stück Herrn Dumas, dem Sohne, liefere. Aus England erzählt man uns, wie viel tausend Pfund Charles Dickens aus einem neuen Romane erziele, wie hoch die „Times“ einen Leitartikel bezahle, welch ein Aufwand einem Correspondenten dieses Blattes gestattet sei u. s. w. Daneben sollen nun die literarischen Verhältnisse in Deutschland ein wahres Jammerbild bieten. Abgesehen nun von den französischen Honorarprahlereien und den üblichen Reklamen zu Gunsten der Schriftsteller und Buchhändler, so fragen wir, wie viele Schriftsteller in Paris (d. h. Frankreich) an den Millionen Scribe's, an den Erfolgen Dumas' Theil haben? Wenige glückliche Autoren monopolisiren dort den Ertrag des geistigen Eigenthums, und dadurch, daß er einem Dutzend von Köpfen anstatt einem Hundert zu Gute kommt, durch die Entbehrung Anderer also, wird der Reichthum Einzelner so bedeutend. Wir hören nur von der französischen Literatur, die sich in Mode gebracht. Die Tausende, denen es mißlingt, sich einen Ruf in Frankreich zu erwerben, darben und schweigen, oder sie greifen nach einer andern Beschäftigung. Wie viele Dickens giebt es in England, und welch ein anderes Blatt kann sich, selbst von den Londoner Blättern, mit der „Times“ vergleichen? Die Concentration in den Hauptstädten und auf die Hauptpersönlichkeiten ist es, welche die jenseitigen literarischen Verhältnisse so groß erscheinen läßt. In Deutschland nehmen Tausende an dem Ertrage des geistigen Umsatzes Theil. Von Hamburg bis Triest, von Breslau, Berlin und Königsberg bis Karlsruhe und Mainz giebt es keine Landschaft und keine Stadt, worin nicht eine kleinere oder größere Anzahl von Dichtern, Prosaikern, Journalisten ihr behäbiges Auskommen hätte. Keinem darunter freilich fällt es zu Hunderttausenden in die Tasche, aber Hunderte von Schriftstellern genießen in Deutschland zusammen mehr Tausende, als in Frankreich oder England zur Belohnung literarischer Verdienste verausgabt werden. Die Spitzen strahlen von dort nur glänzender herüber. Von dem Elend aber, welches an den Füßen dieser Höhen herrscht, erhalten wir kaum gelegentlich, wie durch den Selbstmord eines Paul de Nerval, die verwischte Kunde.“

— * Das Geheimniß der Lebenskunst. Diesen Titel führt eine neue Schrift von Alexander Jung, welche auch „ein Wanderbuch für alle Freunde des Nachdenkens und der Erhebung“ betitelt ist. (Leipzig, Brockhaus, 2 Thle.) Der Verfasser äußert sich in der Vorrede folgendermaßen über den Gedanken, der ihn leitete: „Darf es keinem Schriftsteller, der die rechte Begeisterung und Arbeit an sein Werk gesetzt hat, verdacht werden, wenn er den Wunsch hegt, es möge der Leser mit Sammlung, ja mit einer gewissen Weihe an dasselbe herantreten, so gilt dieses auch von dem Verfasser des gegenwärtigen. Die Grundstimmung, in welcher der Autor die vorliegende Composition zu Papier gebracht hat, ist eine musikalische gewesen, daher er sein Werk auch am liebsten als eine sprachlich-musikalische Darstellung betrachtet wissen möchte. Daraus folgt nicht, daß der Leser, bevor er die Lektüre beginnt, durch Musik im engern Sinne sich in die Seelenverfassung zu setzen suche, welche der Verfasser wünscht. Es wird hinreichen, wenn der Leser jene Andacht mitbringt, die uns stets erfüllen sollte, wenn wir uns darauf besinnen, daß wir da sind, ohne daß wir uns selbst gerufen hätten. Diese Selbstbesinnung wird aller Lebenskunst als solcher schon von vornherein zustatten kommen, wie sie auch der Aufnahme jedes musikalischen Produkts zu Gunsten gereicht. Wer Musik ohne Andacht, ohne Erstaunen über das Wunder der Existenz hört, der möge von seinem musikalischen Gehör nicht viel Rühmens machen. So auch wer mit alltäglicher, schaler Gemüthsstimmung an die Lebenskunst und deren Geheimnisse herangehen wollte, der lasse sich rathen, in solchem Zustande lieber in die etwaigen Geheimlehren der Kochkunst, oder, trotz Neuzeit, der Alchemie sich einweihen zu lassen. Uebrigens ist jede wahre Kunst so sehr mit jeder wahren verwandt, eine jede Wissenschaft, eine jede Religion mit jeder andern, alle diese wieder untereinander, daß sich in allen ein und derselbe Gottesgeist ausspricht, wenn man sich auf solche Sprache nur versteht. Dasjenige, was ich meinerseits mit dem Worte Musik bezeichne, indem ich die vorherrschende Stimmung dieses Werkes eine musikalische nenne, ist nicht im Sinne der Schule zu nehmen, sondern bezieht sich auf den Rhythmus, welchem alle Existenz in ihrer Bewegung folgt. Diesen Rhythmus werden Ton und Sprache ihrer Natur nach am reinsten wiedergeben, und indem sie ihn wiedergeben, werden sie zugleich einige der Geheimnisse offenbaren, welche der Existenz und ihrem Rhythmus zugrunde liegen. Dennoch bleibt es gewiß, keine Kunst ist so unmittelbar dazu geeignet, uns die Geheimnisse einer höhern Welt, als die ist, in der wir uns tagtäglich bewegen, zu verkünden, als die Musik, auch in engerer Bedeutung. Sollen aber diese Mysterien im Aufschluß die höchste Klarheit erreichen, sollen sie Jedem verständlich, für Jeden praktisch werden, so muß die Sprache noch dazu kommen. Sie soll die Sehnsucht des Gemüths nicht blos erregen, sondern auch befriedigen. Sie darf uns den Zauber des Musikalischen nicht schuldig bleiben, sie muß aus ihm aber auch bestimmte Ergebnisse gewinnen. Wie sehr das musikalische Element in meinem Werke vorwaltet, so daß ich von einer Composition zu sprechen wagen darf, wird mir daraus gewiß, daß jede Tonschöpfung irgend eines Meisters, zumal Mozart's und Beethoven's, mir alle die Seelenzustände wieder vorzuführen vermöchte, in denen ich mein Produkt — welches ich freilich aus mir selbst empfing — niederschrieb, und daß ich dann immer wieder denselben Text herstellen würde, der dem geneigten Leser jetzt vorliegt. Man braucht nicht gerade ungläubig zu sein, wenn man, wie man doch dazu berufen ist, den rohen Aberglauben von sich abstößt. Der gesunde Glaube an die Geisterwelt, zu der wir selbst gehören, wird sich immer felsenfest zwischen den Fluctuationen des Aberglaubens und der Oede des Unglaubens halten, und dennoch keine laue Mitte sein. Es ist indessen schwer zu erklären, wie viele Menschen, die so thun, als wären sie von den erhabenen Schöpfungen der Musik oder einer andern Kunst, wer weiß wie, ergriffen, als wären sie mitten in das Geisterreich hineinversetzt, welches die Töne in himmlischen Weisen vor ihnen eröffneten, wie dieselben, sobald man ihnen das Reich der Geister durch die Sprache vorführt, die ungläubigsten, nüchternsten Gesellen bleiben, die uns mit frostigen Anmerkungen und Bedenken, mit einem Besserwissenwollen nahetreten, so daß man eben zweifeln muß, es sei ihnen mit jener Begeisterung durch Musik Ernst gewesen, und sie seien zum Verständniß derselben gelangt. Man sollte sich doch besinnen, Geister für Gespenster auszugeben, man sollte sich doch fragen, ob noch von Religion, Kunst, Wissenschaft die Rede sein könne, ob Vernunft noch Vernunft sei, Kultur auch nur eine Möglichkeit für sich in Anspruch nehmen könne, wenn nur die grobe oder feinere Sinnlichkeit Recht habe, wenn nur sie Existenz sei, und wenn nicht vielmehr die Welt auf einen Geist zurückgeführt werden müsse, der es in seiner Schöpfung vor allem auf Geister und nicht blos auf Körper und Leiber abgesehen hat. Entweder ist alle Religion, alle Kunst, alle Wissenschaft eine dreifache Lüge, oder sie bedeuten etwas Anderes, als daß sie blos die Körperwelt, die Muskel und die Nervenfaser kundgeben sollten. Ich wüßte über Lebenskunst nichts zu erörtern und müßte sogar bekennen: es giebt keine, am wenigsten, daß ich deren Geheimnisse enthüllen könnte, wenn ich nicht auch auf Dasjenige, was des Geistes ist, hier eingehen sollte. Auch sind ohne dergleichen die größten Religiosen, Künstler, Denker aller Zeiten nicht ausgekommen. Ihr werdet weder die Tugend, noch die Schönheit, noch die Wahrheit, am wenigsten aber die Liebe, die das Andere und nicht sich selbst will, aus der bloßen Materie, aus der Gehirnmasse oder dem Herzblute erklären. Nicht Wenige der Heutigen sind eben darin so plump, so engherzig und beschränkt, daß sie sich die Geister, wenn es nun einmal solche geben solle, womöglich noch plumper, engherziger, beschränkter vorstellen, als sie selbst sind. Sie müssen blind und taub für die Werke des Genius sein, die das Gegentheil jener Vorstellung beweisen. Die Tonkunst ist darin eine so einzige Sphäre, daß sie in ihren Schöpfungen einem Jeden gerade Das zuführt, was ihm das Liebste ist. Dem Lebenskünstler offenbart sie die Lebenskunst, einem Andern wieder Anderes, dem Trauernden stellt sie das Verlorene vor das von Thränen bebende Auge, an welche Einzelheiten der Componist vielleicht gar nicht gedacht hat. Die Musik bringt alle Dinge und Personen bis auf einen gewissen Grad wieder, indem sie stärker und inniger als jede andere Kunst die Sehnsucht nach ihnen erweckt, und für die einstige Befriedigung derselben ihr beredtestes Ja und Amen spricht.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 32. Bremen, 8. August. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Das neue Museum in Berlin.

Von E. Linden.

Das Treppenhaus.

Die ungeheuerlichen Dimensionen der ägyptischen Denkmäler — ihr starrer Ausdruck, selbst bei lebhaftester Handlung — die Idee des Todes, welcher die Mehrzahl jener Gebilde und Ueberreste ihr Entstehen und ihre Erhaltung verdankt, haben unsern Sinn in eine etwas unbehagliche Spannung versetzt, welche unter den Ueberresten des kalten, barbarischen Nordens keine merkliche Lösung erfahren konnte; das Bedürfniß nach einer kräftigen Reaktion, nach einem Aufsteigen zu heiterern Regionen macht sich fühlbar. Diesem Bedürfnisse begegnet in höchst befriedigender Weise die nun zur Nothwendigkeit gewordene Ersteigung der Haupttreppe und der Einblick und Aufblick in das Treppenhaus.

Die bloße Wirkung der räumlichen Ausdehnung und der Lichtmassen, die schon auf den ersten Stufen sich unserm Sinne fühlbar macht, befreit uns von jeder Beklemmung. Mit höchster Gemächlichkeit steigen wir die luxuriös niedrigen, glänzend polirten Stufen aus vaterländischem (schlesischem) Marmor hinan und glauben, auf dem ersten Hauptabsatze angelangt, ein hohes Parterre erreicht zu haben; die Breite der Treppe und die Größe der ganzen Umgebung haben unserm Schätzungsvermögen einen kleinen Streich gespielt, denn wir befinden uns im mittleren (Haupt-)Stockwerke des Museums, in einem das Gebäude nach allen Seiten hin vollständig durchschneidenden und in zwei Hälften theilenden Raume von einer Breite von 45, einer Tiefe von 120 und einer Höhe von 100 Fuß. Bei einem Rundblicke in die Umgebung bemerken wir zunächst die Fortsetzung der Marmortreppe, jetzt getrennt an der rechten und linken Längenseite des Raumes zu dem oberen Stockwerke hinanführend und sich dort in einem breiten Podeste vereinigend, auf dessen Brüstung als Krönung der ganzen Steigung sich eine Art Tempelbau erhebt, eine verkleinerte Nachbildung der Karyatidenhalle am Erechtheum auf der Akropolis von Athen. War auf dieser Seite des Gebäudes die nothwendige Verbindung der beiden Hälften des Gebäudes im letzten Stockwerke in natürlicher Weise hergestellt, so mußte auf der gegenüberliegenden Seite diese Verbindung in etwas willkürlicherer Weise geschehen. Der Baumeister half sich mit einer von vier jonischen Säulen getragenen Galerie ganz aus weißem carrarischen Marmor.

Ohne Anstoß ist unser Umblick an dieser Galerie vorbeigekommen; jetzt fühlt er sich aber widerwillig gefesselt durch zwei Gegenstände, deren Aufstellung in diesem Raume durchaus nicht bei der Anordnung desselben Seitens des Baumeisters beabsichtigt sein kann. Beiweitem noch nicht für eine der beiden Gruppen, der Rossebändiger vom monte cavallo in Rom, genügte die Größe des Treppenhauses, und noch viel weniger also die irgend einer andern Räumlichkeit im Innern des Museumsgebäudes. Ueberzeugt der eigene Blick den Besucher von dem Unrechte, das hier dem Treppenhause geschehen ist, so mag die Beschreibung des Standpunktes der beiden Originalwerke in Rom das Unrecht darthun, welches den Kunstwerken angethan ist. Die beiden in der Composition als Pendants und deshalb ziemlich gleich gehaltenen Gruppen sind 17½ Fuß hoch und gehören deßhalb zu den kolossalsten Denkmälern, die in ihrer Ganzheit aus dem griechischen Alterthum auf unsre Zeit gekommen sind. Sie stehen im Mittelpunkte des Quirinalplatzes, (nach ihnen gewöhnlich monte cavallo genannt), der zu den größten öffentlichen Plätzen gehört, welche sich in den Hauptstädten Europas finden. Zwischen beiden Gruppen erhebt sich ein ägyptischer Obelisk*), zwar der kleinste von den in Rom befindlichen, aber immer noch von ansehnlicher Höhe, an dessen Fuße ein großes Wasserbecken angebracht ist, in welches sich eine aus dem Basamente des Obelisken strömender Wasserstrahl ergießt. Ein statuarisches Kunstwerk ist seinem innersten Wesen gemäß darauf berechnet, erhöht vom Fußboden, auf einem Postamente gesehen zu werden; (die beiden Abgüsse im Treppenhause stehen direkt auf dem Fußboden). Der Größe der Gruppen angemessen sind diese Postamente meiner Erinnerung nach nicht unter zehn Fuß, eher höher, die den Platz in einem Kreise umgebenden Gebäude sind alle Paläste, die ihrer Größe und der Bedeutsamkeit ihrer Architektur nach gleich hinter den größten öffentlichen Prachtgebäuden rangiren. In einer solchen Umgebung schwindet das Kolossale der Proportionen an den Werken, während nichtsdestoweniger der Eindruck der Größe bleibt und der Beschauer Raum genug hat, in eine Entfernung zu treten, von welcher aus das Auge noch alle Einzelheiten erkennt und zugleich den Mittelpunkt des Ganzen zu treffen scheint.

Unter diesen Umständen erscheint es für den Laien als das Gerathenste, die beiden Modelle rein auf Autorität hin als Kunstwerke, im reinsten und erhabensten Stile hinzunehmen, als zu den wenigen Werken gehörend, die ziemlich unzweifelhaft echtgriechischen Ursprungs sind. Einige Kunstforscher wollen zwar in ihnen nur vorzügliche Kopieen aus römischer Zeit nach den griechischen Originalen erblicken, aber wohl mehr bestimmt durch das Beispiel der Mehrzahl der bedeutendsten antiken Meisterwerke, deren Entstehung in dieser Art verbürgt ist, als durch wirklich sachliche Gründe. — Schon weniger als ihre außerordentliche Schönheit hätte genügt, um die Gruppen den römischen Archäologen als unzweifelhafte Werke des Phidias und Praxiteles erscheinen zu lassen. In der That prangt auch unter dem einen am Postamente in großen, vergoldeten Buchstaben die Inschrift: Opus Phidiae, unter der andern: Opus Praxitelis. Schade nur, daß die Gleichartigkeit der Arbeit in beiden Gruppen bestimmt, wenn nicht auf einen Meister, so doch auf eine Zeit schließen läßt, während jene beiden Künstler zwei verschiedenen Blüthenperioden der griechischen Kunst angehören, deren Stil sich merklich

*) Der Cicerone wird sich hier einer ihm in dem vorangegangenen Artikel passirten Vergeßlichkeit bewußt; bei der Aufzählung der in Rom stehenden Obelisken dachte er nicht an den hier erwähnten.

unterscheidet. Der Stil an beiden Gruppen ist entschieden der große und erhabene der ersten Blüthenperiode, deren Hauptrepräsentant Phidias ist — die überaus kostspielige Abformung der Kolosse über den Originalen, von den schwachen Finanzmitteln der päpstlichen Regierung schwerlich je zu erwarten, ist auf Kosten des jetzt regierenden Königs geschehen. Für die Erlaubniß dazu bedang sich der Papst (ich weiß nicht ob noch neben andern Leistungen) einen Abguß von jeder der beiden Gruppen aus, worauf die Gußformen nach Berlin transportirt und aus ihnen die beiden vor uns stehenden Abgüsse hergestellt wurden. Ist einmal eine solche Gußform vorhanden, so stellen sich die Kosten für eine beliebige Anzahl von Ausgüssen verhältnißmäßig niedrig, so daß die Anschaffung der Abgüsse den Mitteln größerer Kunstinstitute möglich ist; zwei Exemplare sind schon im Sydenham-Palaste aufgestellt, die Absicht auf Erwerb von andren Seiten her ausgedrückt, so daß die Wahrscheinlichkeit vorhanden ist, durch weitere Verkäufe einen Theil der ersten Kosten ersetzt zu sehen. Für die Aufstellung ihrer beiden Exemplare hat die römische Regierung ein eignes Gebäude herrichten lassen.

Zur Vervollständigung des allgemeinen architektonischen Eindruckes hat unser Blick nur noch den Abschluß nach der Höhe zu suchen. Wir sehen da eine Balkenconstruction als Hängewerk, von welcher getragen das Dach selbst erscheint. Sowohl die Balken selbst als die durch ihre Kreuzung entstehenden Winkel sind reich verziert. Die ganze Construction ist dem Entwurfe Schinkels zum königlichen Palast in Athen entnommen.

Die beiden Hauptwände des Treppenhauses, soweit sie nicht von den zum oberen Stockwerke führenden Treppen in Anspruch genommen sind, bilden eine fast ununterbrochene Fläche; nur eine unbedeutend vorspringende Linie in mittlerer Höhe deutet die Trennung der beiden Stockwerke an. Die untere der beiden Abtheilungen, zunächst unserm Standpunkte, ist mit Abgüssen von antiken, mehr oder minder verstümmelten Reliefs bedeckt. Die an der linken Seite des Hauses gehören dem Theseustempel in Athen an; in der oberen Reihe hängen die Metopen, viereckige Felder unmittelbar unter dem Hauptgesimse der Tempel, und fast immer Centauren-Gruppen darstellend, die mittlere Reihe bildet der Fries an der Ostseite des Tempels, die Kämpfe der Athener gegen Felsen schleudernde Riesen darstellend, die untere Reihe der Fries der Westseite, mit Kampfscenen zwischen Lapithen und Centauren. Die Werke gehören dem zweiten Viertel des fünften Jahrhunderts an, einer Epoche, in welcher sich die griechische Kunst von den äußerlich formalen Gesetzen, die sie bisher in eine gewisse Starrheit gefesselt hatten, befreite und, sich mehr den Naturgesetzen unterwerfend, zu der hohen Vollendung der ersten Blüthenperiode entwickelte. Die Wand an der rechten Seite zeigt ganz ähnlichen nur noch mehr verstümmelten Tempelschmuck, Metopen von Tempeln des olympischen Zeus und Friesstücke (fast ganz unkenntlich) vom Parthenon zu Athen. Das erstgenannte Bauwerk gehört der Mitte des sechsten Jahrhunderts an.

Ehe wir die mittlere Region des Treppenhauses verlassen, fordern noch einige der berühmtesten Werke des Alterthums, welche hier, getrennt von der Hauptsammlung, als Schmuck der Treppe auf deren Brüstung und an ihrer Seite stehen, den Zoll unserer Bewunderung. In unbeschreiblicher Gliederpracht prangen zwei Jünglingsgestalten, deren Formen sich jedoch schon denen des Mannesalters nähern. Beide gleichen einander fast vollkommen, nur daß die eine in der Behandlung des Fleisches eine kaum bemerkbar größere Glätte und Weichheit als die andre zeigt, so daß man entweder die eine für die Kopie nach der andern halten muß, oder beide für Kopieen nach einem Meisterwerke, von welchen dann die weicher behandelte eine leichte und vorsichtige Ueberarbeitung erfahren hätte; die originaler erscheinende führt den Namen: der Heros von Andros. Jede Art von Schönheit, sei sie nun durch Lebensalter, Geschlecht oder irgend welche Sonderheit des Charakters bedingt, bildeten die Griechen zum höchsten Ideal aus. Der Grad von jugendlicher Fülle und Weichheit in jenen beiden Gestalten ist, wenn nicht dem Vermögen unsrer Kunst, so doch wenigstens unserm Fühlen erreichbar — das Ideal der Kraft in dem nahestehenden berühmten farnesischen Herkules geht selbst über unser Fühlen hinaus, wir können uns keinen wirklichen Menschen von diesen mächtigen Gliedmaßen, von diesen kraftstrotzenden Formen vorstellen; wir haben nicht einmal ein Wort, um das in diesen Formen drängende Strotzen in seinem hier sichtbaren höchsten Maße auszudrücken; und dennoch sind wir gezwungen, in allen diesen Abnormitäten die lebensvollste Natur anzuerkennen. Die Stellung der Figur ist bekanntlich eine ruhende, wie es überhaupt ein Lieblingsvorwurf der griechischen Meister gewesen zu sein scheint, den Heros ausruhend von seinen Heldenthaten darzustellen. Leicht und doch gemächlich stützt er sich mit der einen Seite auf ein Felsstück, an welchem die Keule angelehnt ist, in der rechten Hand hält er die Aepfel der Hesperiden, sinnend neigt sich der Kopf leicht nach vorn. Aber dieser Kopf ist ganz außer allem Verhältniß klein! höre ich rufen; und so ist es auch. Es wäre möglich, daß er, etwas größer, keine schlechtere Wirkung hervorbrächte — möglich, aber nicht wahrscheinlich. Noch mehr! Die Kleinheit des Kopfes und die außerordentliche Stärke des Nackens bringen es zuwege, daß der Hinterkopf vollständig zu fehlen scheint; auch die sonst an griechischen Statuen nie fehlende üppige Fülle des Kopfhaars fehlt, und statt deren sind nun kleine wollige Locken, die ganz kurz abgeschnitten erscheinen. Diese drei Besonderheiten sind weder Zufälligkeiten noch Fehler, sondern ganz bewußt angewendete Mittel zur Erreichung einer bestimmten Charakteristik und kehren in allen Herkulesdarstellungen typisch wieder. Sie sind der charakteristischen Bildung des Stieres entnommen, für dessen Kraft, Muth und Schönheit (vielleicht auch bei edlerer Raçe) die der Natur näher stehenden Alten einen naiveren Blick als wir hatten, so daß sie dessen Haupteigenschaften wohl dem Charakter ihres Nationalheros zu Grunde legen konnten. Ganz gleicher Mittel bedienten sich die Griechen bei der Charakteristik des Kopfes des Zeus, in welchem deutlich sichtbar, namentlich im mähnenartigen Haupthaar und in der Stirn- und Nasenlinie, der Charakter des Löwen ausgeprägt erscheint. Wir sehen in dieser Statue ein Werk, das man seiner Vortrefflichkeit nach leicht für ein echtgriechisches, d. h. aus der schönsten Blüthezeit halten könnte, von dem man aber weiß, daß es die Nachbildung eines solchen, der römischen Zeit angehörend, ist. Das Original dieser und vieler anderen Herkulesbilder, (auch dessen, dem der berühmte Torso vom Belvedere angehört), ist von Lysippus, einem Meister der letzten Periode der selbständigen griechischen Kunst unter Alexander dem Großen, deren Blüthe noch eine Nachblüthe der Periode des Praxiteles war. Nach dem Tode des letzteren trat ein merklicher Verfall der Kunst ein, aus welchem sie sich jedoch noch einmal in der Mitte des zweiten Jahrhunderts zu hohem Glanze emporraffte. Einer der größten Meister dieser Epoche war der Athener Glycon, der Bildner des farnesischen Herkules.

Wir haben vorausgreifend einen Blick in die griechische Kunstwelt gethan, deren Herrlichkeit sich erst später in den zur rechten Seite des Treppenhauses liegenden Sälen vor uns ausbreiten wird. Noch wartet aber unsrer Besichtigung der Hauptschmuck des Treppenhauses, die großen Wandgemälde von Kaulbach, welche den ganzen obern Theil der beiden langen Seiten bedecken. Zum Ausgangspunkte derselben steigen wir die Treppe zu dem oberen Stockwerke hinan.

Der Composition der Bilder in ihrer Gesammtheit liegt die Idee der kulturgeschichtlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes zu Grunde; sie zerfällt in sechs der Größe und dem Charakter nach verschiedene Bilderkreise. Der erste derselbe führt uns in sechs großen Hauptbildern (dreien an jeder Hauptwand) Ereignisse der Weltgeschichte und Sage vor, welche den Eintritt der großen Hauptperioden derselben bezeichnen. Der Thurmbau von Babylon, Homer und die Griechen, die Zerstörung Jerusalems, die Hunnenschlacht, die Kreuz-

züge, die moderne Zeit, für deren Darstellung noch kein Motiv festgestellt ist. Man sagt, daß es dem Plane nach die Reformation sei, zu deren Verherrlichung sich jedoch Kaulbach als guter Katholik nicht herbeilassen wolle. Der zweite Bilderkreis besteht aus vier allegorischen Figuren, der Sage, der Geschichte, der Wissenschaft und der Poesie; der dritte in Gestalten kleineren Formats zwischen den Hauptbildern sich hinziehende Kreis enthält die in den Gestalten der Isis, Venus, Deutschlands und Italiens personificirten Kulturepochen und Länder. Der vierte Kreis stellt andre Epochen in den Gestalten des Moses, Solon, Karls des Großen und Friedrichs Barbarossa dar; den fünften bilden die allegorischen Figuren der Skulptur, Malerei, Architektur und Kupferstichkunst; der sechste endlich, in Arabesken mit Kindergestalten über sämmtlichen Bildern hinlaufend, illustrirt in humoristischer Weise die ganze Weltgeschichte.

Nachdem wir die innere, gedankliche Reihenfolge erkannt haben, nach welcher die Darstellungen sich ordnen, können wir uns bei der Einzelbesichtigung von dem räumlichen Neben- und Nacheinander bestimmen lassen. Wir befinden uns auf dem letzten Podeste des ganzen Treppenbaues, da, wo die beiden getrennten Zweige der Treppe auf den Gang ausmünden, welcher die beiden Hälften des Museums wieder vereinigt. Nach der einen Seite führt der Gang ins Kupferstichkabinet, nach der andern in die Kunstkammer. Ueber der Thür zur letzteren Abtheilung erblicken wir die etwa lebensgroße Gestalt der Sage, als Repräsentantin der vorgeschichtlichen Zeit. Düster und in sich gekehrt, sitzt die Nornengestalt auf einem verfallenen Denkmale jener untergegangenen Welt, einem Hünengrabe, aus dessen Oeffnung zu ihren Füßen ein Schädel mit goldenem Königsreife, Ueberreste von Waffen und zerbrochene Urnen hervorgewühlt sind. Zwei Raben, Hugin und Mugin, die gute und die böse Mähr, sind die einzigen lebenden Wesen, die mit ihr aus der Vergangenheit übrig geblieben sind; sie flattern um ihren Kopf und flüstern ihr die Kunde der Vorzeit in die Ohren. Unser Blick trifft nun auf das erste der sechs großen Hauptbilder, die Zerstörung des babylonischen Thurmes. Wie schon bemerkt stellen diese Hauptbilder einfluß- und folgenreiche Begebenheiten der Weltgeschichte oder Sage dar. Abweichend von der jetzt in den Künsten herrschenden realistischen Anschauung, nach welcher die Symbolik der dargestellten Begebenheit in der zwar reichen aber einheitlichen Handlung des Bildes und in ihr allein ausgedrückt werden soll, versinnlicht Kaulbach die aus der Begebenheit entnommenen einzelnen Gedanken durch Gruppen und Personen, aus denen er das Bild componirt. Die Hauptgruppen des Vordergrundes versinnlichen schon die aus der Zerstörung des Baus hervorgehende Völkertrennung; die eigentliche Begebenheit geschieht im ziemlich entfernten und sich verkleinernden Mittelgrunde mehr nach der Höhe des Bildes zu. Auf den mittleren Stufen des halbvollendeten Thurmkolosses sitzt der Völkertyrann, mit Trotz und Wuth herabschauend auf die unter ihm vorgehende Zerstörung, ohne die Urheber dieser Zerstörung, die in den Lüften schwebenden Racheengel, zu bemerken. Zu seiner Seite stürzen und sind schon gestürzt die ehernen Götzenbilder und haben im Fall seine Söhne und Töchter erschlagen. Auf der einen Seite arbeitet noch eine Schaar von Frohnknechten, angetrieben von der Geißel der Vögte; weiter, auf der andern, fliehen andre Schaaren in wilder Hast, um der Vernichtung zu entgehen. Im Hintergrunde bewegen sich lange Völkerzüge in die Ferne. Theile dieser Züge treten in den Vordergrund und lösen sich hier in drei Hauptgruppen, welche symbolisch die drei Hauptstämme des Menschengeschlechts, die Japhetiden, Semiten und Hamiten, darstellen. Die Gruppe links, die Semiten, hat zum Mittelpunkt, auf das patriarchalische Element hindeutend, ein Familien- und Stammhaupt, das, zugleich Priester, segnend und schützend seine Hand über die sich um ihn Schaarenden erhebt. Er sitzt auf einem grobgezimmerten, von zwei weißen Stieren gezogenen Karren. Neben dem Karren schreitet ein jugendliches Weib, einen Korb auf dem Kopfe tragend, in welchem sich das jüngste ihrer Kinder befindet, während die beiden älteren auf dem Rücken eines der Stiere sitzend, sich in kindlicher Unbefangenheit am Genusse von Früchten laben. Die mittlere Gruppe der Hamiten zeigt die dunklen, stumpfen und bösartigen Physiognomieen der afrikanischen Götzendiener, namentlich in der Gestalt der Hauptperson, ebenfalls eines Priesters, der hier jedoch in niedriger Eigensucht sein vielköpfiges Götzenbild, zugleich den Talisman, der ihm die Herrschaft über seine Verehrer sichert, umklammert und vor dem Untergange zu retten sucht, unbekümmert um die seinen Schutz suchenden Stammangehörigen.

Das Thier, welches in der Gruppe als Genosse des Menschen erscheint, und auf welchem der Priester sitzt, ist nicht der zahme Stier, sondern, entsprechend dem Menschenschlage, der Büffel, dessen wildes, tückisches Auge unter den struppigen, schmutzigschwarzen Haaren hervorglotzt. Ein junges, grobsinnlich gebildetes Mädchen, das dem Götzenpriester den Saum des Gewandes küßt, und ein altes, zigeunerhaft häßliches Weib machen sich besonders bemerkbar. In der dritten Gruppe, ganz links im Vordergrunde, erscheinen zwei schön gebildete Gestalten als Hauptpersonen. Die eine, ein männlich gereifter Krieger mit Pantherfell und rothem Mantel bekleidet, ein Bündel Speere in der Hand haltend, eilt auf einem feurigen Rosse davon. Ein Jüngling, dessen ganz unbedeckter Körper die volle Schönheit der kaukasischen Race zeigt, hat die Mähne des Rosses ergriffen und stürmt mit demselben, halb laufend, halb schwebend, davon. Alle drei Gruppen, namentlich die beiden äußeren, sind von außerordentlicher Schönheit, und würden schon jede für sich ein herrliches Bild, vielleicht von noch größerer Wirkung als in dem Ganzen, abgeben. Aus den nackten Körperformen strahlet Formen- und Farbenschönheit und Lebenswahrheit; die Charakteristik in den Thiergestalten ist der Natur abgelauscht. Einen nicht ganz angenehmen Eindruck macht eine Nebengruppe im Winkel rechts des Bildes: Ein Arbeiter mit übertrieben bestialischem Gesichtsausdrucke erschlägt mit einem großen Mauersteine den Baumeister des Thurmes. Die Scene soll den Fatalismus der Geschichte ausdrücken.

Zwischen diesem Bilde und dem nächstfolgenden füllen den Raum zwei Darstellungen. Nach oben zu die Isis, den Beginn des dritten Bilderkreises bezeichnend und Symbol der ägyptischen Kulturepoche, weiter nach unten, als erstes Bild des vierten Kreises, Moses als Gesetzgeber und Repräsentant der mosaischen Glaubenslehre. Von den vielen und geheimnißvollen Beziehungen der Isis zum ägyptischen Kultus sind hier nur die bekanntesten und wichtigsten zum Ausdrucke gebracht. Als Personification der Zeugungskraft hält sie in der linken Hand den Nilschlüssel und die Lotosblume, auf dem rechten Arm trägt sie ihren Sohn Horus. Neben ihr schwebt ihr steter Begleiter, der Grabwächter Anubis, zu ihren Füßen liegt im Todesschlafe, von zwei Krokodilen bewacht, der Todtenrichter Osiris. Als Schmuck auf dem Haupte trägt sie eine goldne Weltkugel. Moses, eine lebensgroße Gestalt, sitzt auf einem Hügel, die Blicke nach oben gerichtet. Im Arme hält er die Gesetztafeln, den einen Fuß setzt er auf das zertrümmerte Götzenbild des Apis.

Das nun folgende Hauptbild, „Homer und die Griechen", (auch die Blüthe Griechenlands benannt), ist vollständig im symbolisirenden Charakter gehalten. In den Hauptpersonen der um Homer versammelte Zuhörerschaft sind die der nachhomerischen Blüthezeit von Hellas angehörenden Heroen der Kunst, Wissenschaft, Gesetzgebung und Staatskunst und des Kriegs dargestellt: der greise Hesiod, Aeschylos, Sophokles, Euripides, Aristophanes, Pindar, Perikles, zu seiner Seite Alcibiades als Jüngling, der Geschichtsschreiber Bakis, Solon, und Phidias gelehnt an eine angefangene Bildsäule des Mars. Im Vordergrunde links sitzt die kumäische Sibille, die Sagenquelle andeutend, aus welcher Homer schöpfte; weiter nach der Mitte zu erhebt sich Thetis, gefolgt von Nereiden, aus den Wellen des Meeres, um den Gesängen zu lauschen, welche die Thaten ihres Sohnes verherrlichen. In der Ferne erhebt sich ein Altar, um welchen Krieger einen Waffentanz ausführen; der von dem Altare emporsteigende

Rauch bildet eine Art Wolkensitz, auf welchem Zeus, seine Gemahlin Here zur Seite, thront; in ihrem Gefolge erscheinen alle olympischen Götter und bilden einen Zug, der sich unter Anführung des Amor, der drei Grazien und neun Musen auf der von einem Regenbogen gebildeten Brücke in den neu erbauten Tempel begiebt. In einer Gruppe von Kriegern, Jägern, Hirten und Fischern repräsentirt sich die Allgemeinheit des Volkes. Der ganz abstracte Inhalt des Bildes läßt den Beschauer zu keiner Wärme des Antheils kommen; ebensowenig scheint dem Künstler bei seiner rein combinirenden Thätigkeit die Begeisterung die Hand geführt zu haben; weder in Farbe, noch Zeichnung, noch Composition erreicht das Bild eins von den übrigen im Umkreise. — Den oberen Theil des Zwischenraumes zwischen dem beschriebenen und dem nächstfolgenden Hauptbilde füllt die Gestalt der Venus Urania, der Göttin der reinen Schönheit. In ihrer offnen, sonnigen Schönheit bildet sie den Gegensatz zu der verhüllten, melancholischen Isis — die griechische Kunst im Gegensatz zu der ägyptischen. Ihr zur Seite schweben als Knabengestalten Eros und Anteros, ihre vom Mars gezeugten Kinder. Der untere Theil des Zwischenraumes zeigt die Gestalt des Solon, sitzend und in Nachsinnen versunken über die Gesetztafeln des Drako, die er vor sich hält, und deren übermäßige Härte seine Weisheit in zu menschenfreundliche Milde umwandelt. Ein schöner Knabe, mit Blumen geschmückt, sieht fragend und hoffend zu ihm hinauf.

Als drittes und letztes Hauptbild an dieser Wand folgt nun „Die Zerstörung Jerusalems", den Untergang der jüdischen Kulturepoche und den Triumph der römischen Weltherrschaft bezeichnend. Wie in dem ersten Bilde, der Zerstörung des babylonischen Thurmes, zerfällt auch in diesem Bilde der Inhalt in viele Gruppen oder Episoden, welche theils die Motive der eigentlichen Handlung enthalten, anderntheils die Ursachen andeuten, welche die Katastrophe herbeiführten, und schließlich die sich aus derselben entwickelnden weltgeschichtlichen Folgen des Ereignisses. Im Luftraume schweben die vier Propheten des den Juden bevorstehenden göttlichen Strafgerichtes, Jeremias, Jesaias, Hesekiel und Daniel, welches nun von Racheengeln mit flammenden Schwerdtern auf die Stadt hinabgeschleudert wird. In Mittelhöhe des Bildes links erblickt man den brennenden Tempel, vor ihm und an seinen Stufen die letzten, noch vom Tode verschont gebliebenen jüdischen Krieger. Weiter nach rechts sitzen Gruppen von Weibern, selbst von Hunger und Verzweiflung entstellt und ihren verschmachtenden Kindern den Tod gebend, oder in Verzweiflung über den Leichen derselben hingebeugt. Den Mittelpunkt der ganzen Darstellung nimmt der Altar ein, vor welchem der Hohepriester steht, eben im Begriff, sich zu erstechen; zu seinen Füßen liegt, halb mit einem Purpurmantel verhüllt, die Leiche des letzten jüdischen Königs, neben ihm kniet sein Weib, mit flehender Geberde den Tod erbittend. Rechts in der Ferne zieht das römische Heer, an seiner Spitze Titus, in die eroberte Stadt. Zwei Eckgruppen, ganz vorn im Bilde, weisen in die Zukunft; der ewige Jude, von Furien gepeitscht, enteilt in wildem Rennen dem Schauplatze der Zerstörung, das von jetzt an über die ganze Erde versprengte Judenthum personificirend; eine Christengemeinde verläßt unter frommen Gesängen gleichfalls die Stadt, um die neue Religion über alle Länder zu verbreiten. Jene erstere Gruppe, von eben so karrikirter und unwahrer Häßlichkeit, wie die des gesteinigten Baumeisters in dem ersten Hauptbilde, verläßt der Blick bald, um desto länger und mit desto größerem Wohlgefallen auf der letzteren, durchaus schönen, innig empfundenen und in Bezug auf den Gedanken versöhnenden, zu ruhen. — Als Fortsetzung des Bilderkreises, der mit der Sage begann, sehen wir noch auf dieser Wand die Gestalt der Geschichte. In offnerem und milderem Charakter gehalten, sitzt sie auf einem Säulenkapitäl, die Thaten der Geschichte in ein großes Buch eintragend, das ihr ein Genius in Knabengestalt hält.

Die beiden Fensterwände des Treppenhauses ließen für den Bilderschmuck nur je zwei Eckräume übrig, welche zu der Darstellung von vier allegorischen Figuren — die bildenden Künste — benutzt wurden. Wir stehen zunächst vor der Bildhauerkunst. Entsprechend dem ernsten Charakter dieser Kunst, ist Hoheit und Würde in Haltung und Gesichtszügen der Gestalt ausgedrückt. Hammer und Meißel in den Händen, blickt sie auf zwei etwas tiefer neben ihr schwebende Genien, in welchen vermittelst der Statuen, die sie tragen, die beiden Hauptrichtungen der Skulptur, die antike und mittelalterliche, vorgeführt werden; die antike Skulptur wird durch den Apollo von Belvedere, die mittelalterliche durch ein Kruzifix repräsentirt. Einen glücklich ersonnenen, charakteristischen Schmuck der Figur bildet die ringsum mit Statuetten besetzte Krone auf ihrem Haupte. Es sei bei diesem Bilde mitgeltend für die drei übrigen desselben Bilderkreises bemerkt, daß sie, als allegorisirende Gestalten der besonderen Richtung des Kaulbach'schen Genius entsprechend, alle andern Gemälde des Treppenhauses an reiner Schönheit überstrahlen. Als Pendant und Fortsetzung des Bilderkreises erscheint auf derselben Wand, an der entgegengesetzten Seite des Fensters die „Malerei." Heitere Anmuth und Grazie sind über die Gestalt ausgebreitet, eine Blumenkrone schmückt das reiche Haar, offen und unbefangen ist der Blick des Auges; Pinsel und Palette und zwei von Genien getragene Bilder — ein mittelalterliches Altarbild und ein modernes Staffeleibild — geben die äußere Charakteristik der Gestalt.

Wir treten jetzt vor die zweite Hauptwand und vor das die Darstellungen an derselben eröffnende Bild der Wissenschaft, als Folge der „Sage" und „Geschichte." Sitzend wie jene hält sie ein offnes Buch vor sich auf dem Schoße, in welchem die Figur des pythagoräischen Lehrsatzes, wie zu ihren Füßen ein Himmelsglobus zur allgemeinen Charakteristik dienen. In einem Genius, der eine Fackel hält, erscheint die Grundbedingung und das Endergebniß der Wissenschaft versinnbildlicht.

Gleich dem ersten Hauptbilde, der Zerstörung des babylonischen Thurms, hat das nun folgende Bild, die Hunnenschlacht, einen halb der Geschichte, halb der Sage angehörenden Stoff zum Vorwurfe. Den geschichtlichen Kern der Darstellung bildet der Entscheidungskampf zwischen den schon bis über den Rhein vorgedrungenen Hunnen und den unter Aetius verbündeten Römern und Westgothen, nach welchem 160,000 Erschlagene die Wahlstatt bedeckt haben sollen. Der der Sage angehörende Theil betrifft den in den Luftfeldern fortgesetzten Kampf der Geister und die Lokalität, welche die Sage vor die Thore von Rom verlegt hat. Die Vorstellung, daß nach erbitterten Kämpfen die Geister der Erschlagenen den Kampf in den Lufträumen fortsetzen, findet sich seit den ältesten Zeiten und bei vielen Völkern wiederholt. Nach Pausanias wurden die Anzeichen eines solchen Kampfes über dem marathonischen Schlachtfelde vernommen; bei den germanischen Völkern wird theilweis die Erscheinung des wilden Heeres in ähnlicher Weise begründet; eine Sage läßt Karl den Großen mit seinem Heere zu gewissen Zeiten am Odenberge, wo er eine große Schlacht schlug, durch die Lüfte sausen; ein gleiches Motiv liegt der französischen Sage vom Hellequin zu Grunde. Die Sage, nach welcher Kaulbach seine Composition entwarf, findet sich im Damascius, oder vielmehr in dem Auszuge des Photius aus den verloren gegangenen Schriften jenes Philosophen. Jener Kampf auf den catalaunischen Feldern ist bei ihm vor die Thore Roms und in die Zeit Valentinians III. verlegt. Den ganzen Vordergrund des Bildes füllen Gruppen von erschlagenen und sterbenden Kriegern beider Heere, verzweifelnd über den Leichnamen hingestreckten und ermordeten Weibern und Kindern. In der Ferne erheben sich in luftigen Gestalten die Erschlagenen von der Erde und vereinigen sich mit den in der Luft in wildem Kampfe aufeinander stoßenden Heerschaaren, auf der einen Seite unter Attila, der, auf einem von hunnischen Kriegern getragenen Schilde stehend, mit geschwungener Geißel seine Horden zum Kampfe anfeuert, auf der andern Seite unter dem christlichen Heerführer, dem ein Kruzifix vorangetragen wird. Volle Naturgröße der Gestalten des Vordergrundes und helle

Tagesbeleuchtung ermöglichen die höchste Ausprägung des Pathos der Scene, so daß in dieser Beziehung hier der Schwerpunkt der Wirkung zu liegen schiene, wenn nicht andrerseits die obere Abtheilung des Bildes die eigentliche Handlung, das Wogen, Stürmen und Drängen der feindlichen Heere als Kern der Darstellung enthielte. Höchst wirkungsvoll hebt die Charakteristik der einen Partei die der andern. Hier hetzt Mordsucht und brutale Vernichtungsgier die Asiaten, dort schweben in ergebungsvoller Ruhe, und doch begeistert, von Schmerz und Kampfeslust zugleich bewegt die Christen dem Getümmel entgegen. Das Bild, unstreitig das vollkommenste unter den sechs Hauptbildern, bietet nur Erfreuliches und Bewundernswerthes. Der eigentliche Ursprung des Werkes datirt schon aus dem Jahre 1835, in welchem es Kaulbach auf Bestellung des Grafen Raczynski als cartonartiges Gemälde, schwarz und grau auf gelbem Grunde vollendete, mit der Absicht jedoch, später noch die volle Farbenausführung zu unternehmen. Andre Arbeiten bereiteten dem Künstler seitdem fortwährend Hindernisse, an diese weitere Ausführung zu gehen, und so blieb das Bild als ausgeführte Untermalung, 17½ Fuß hoch und 22 Fuß breit in der bekannten Raczynski'schen Galerie. — Den folgenden schmalen Raum füllen — nach oben zu die Figur: Italien, entsprechend der griechischen Venus gegenüber — nach unten Karl der Große, in der üblichen Darstellung, Reichsschwerdt und Reichsapfel haltend.

Das folgende, erst kürzlich vollendete Hauptbild, „die Kreuzfahrer", stellt, soweit es realen Inhalt hat, den Augenblick dar, in welchem die Kreuzfahrer zum ersten Male die Mauern der heiligen Stadt erblicken. Den Mittelpunkt der Darstellung bildet Gottfried von Bouillon, zu Pferde, eine Krone empor und sie dem in den Wolken erscheinenden Hellande, als dem eigentlichen König von Jerusalem entgegenhaltend. Die Gruppen auf der linken Seite des Bildes sind Theile des Heeres, auf einer kleinen Anhöhe angelangt und von dort mit Sehnsucht nach dem ersehnten Ziele schauend, oder ungeduldig jenen Nacheilende und die Anhöhe Ersteigende. Zunächst Gottfried von Bouillon halten Tankred und Bohemund, hinter diesen erscheint die Masse des Heeres. Den Vordergrund des Bildes füllen Peter von Amiens im Büßergewande, Pilger und Flagellanten in lebensgroßen Figuren, theils aufrecht, theils knieend. Von links her bewegt sich eine Gruppe, ein Ritterfräulein auf einer von zwei Mohren getragenen Sänfte, und begleitet von ritterlichem Gefolge; mit der einen Hand die Augen vor den Sonnenstrahlen schützend, blickt sie mit Anstrengung in die Ferne, um die Zinnen der Stadt zu erkennen. Obwohl die Wirkung des Momentes sich in allen Gruppen und Gestalten sehr klar und in der verschiedensten Weise ausdrückt, so fehlt dem Ganzen doch die leidenschaftliche Erregung, von der die Geschichte der Kreuzzüge bei jenem ersten Erblicken der heiligen Stadt berichtet.

Der weitere Raum dieser Wand, für die symbolische Figur, „Deutschland" und die Gestalt Friedrich Barbarossa, und für das letzte Hauptbild aus der neueren Zeit bestimmt, ist noch unbemalt. Dagegen zeigt die zweite Fensterwand die vollendeten wunderschönen Figuren der Kupferstechkunst und Baukunst. Erstere erkennbar an dem Grabstichel und der Kupferplatte, die sie hält, und weiter charakterisirt durch zwei Genien mit Mappen und Heften von Zeichnungen, letztere gleich der Bildhauerkunst etwas ernst gehalten, und sinnend auf den Grundriß eines Bauwerkes blickend, zu dessen Prüfung der Zirkel in ihrer rechten Hand gedient zu haben scheint. Ihr Haupt schmückt eine aus Säulen gebildete Krone. Die beiden Genien zu ihren Seiten repräsentiren die beiden Hauptstile der Baukunst, die antike durch einen griechischen Tempel, die germanische durch eine Kathedrale.

Damit wäre die Rundschau im Treppenhause beendet, wenn die Gesellschaft nicht etwa mit Ferngläsern versehen ist, um die Einzelheiten des oberhalb sämmtlicher Bilder hinlaufenden Arabeskenfrieses durchzugehen. Die Pflanzenformationen und Kinder- und Thiergestalten, aus denen der Fries zusammengestellt ist, haben für diese Höhe zu geringe Dimensionen, um dem bloßen Auge deutlich unterscheidbar zu sein. Längere Zeit vor und nach der Ausführung des Frieses standen die Cartons dazu (von welchen die Zeichnung auf die Wand gebaust wird) in damals noch unvollendeten und unbenutzten Räumen des Baues zur näheren Ansicht der Besucher und gewährten des Schönen und Interessanten viel, wie sich von dem Talente Kaulbachs nicht anders erwarten ließ; namentlich waren die in Kindergesichte übersetzten Porträts von berühmten Künstlern, Gelehrten u. s. w. von besonders pikantem Reize; indessen rief diese Travestirung großer Thaten und Gedanken die Frage über Berechtigung derselben, und an diesem Orte, hervor, und sehr entgegengesetzte Ansichten darüber machten sich geltend. Der Führer war damals der Ansicht, daß der spielende Humor, wie hier, kaum sichtbar, als gewissermaßen versteckt, sehr wohl seine erheiternden Streiflichter an dem wuchtigen Ernste der Weltgeschichte hingleiten lassen könne, wie ja die letzte und beste Errungenschaft des strebenden und ringenden Geistes die Fähigkeit, mit philosophischem Gleichmuthe, der nicht ohne einen gewissen Grad von Ironie bestehen kann, auf die Wir- und Drangsale des Lebens um und unter sich hinzublicken. Ein Andres ist es mit dem Genre des Kaulbach'schen Humors, der etwas Forçirtes hat, und mit dem Charakter der Zeichnung, der mit dem in den ernsten Gebilden des Künstlers erscheinenden derselbe ist, also als Form im Contraste zu dem Inhalte steht.

* Schwedische Gedichte.

Oden von Gudmund L. Silverstolpe

I.

Erinnerung.

Schmerzensheere des Grams, düstre Erinyen,
Dämon, der mit Verderb steiget aus Erebos,
Macht der Plagen: Euch Allen
Trotzet spottend mein freier Geist!

Giftgetränktes Gewand, lege dich um die Brust,
Wie dich Herkules trug, roth von des Unthiers Blut.
Dejanira! von Weibern
Kam die Plage vordem wie jetzt.

Schling' erstickend und schwer, Schlangengezücht des Grams,
Dich um Herz mir und Brust, wie um Laokoon.
Lachen unter den Martern
Will ich, singen die Qual in Schlaf.

Dir, Erinnrung, ein Lied sing' ich, o Göttermacht!
Laut durch Sturmesgetös', laut durch Gebirg und Wald,
Laut im Graun des Gewitters;
Dunkler, heil'ger Erinnrungssang!

Sturmwind, rase nun fort! Blitze aus Wolkennacht,
Kronos' donnernder Sohn! Singen mit Euch will ich,
Singen unter Ruinen
Des versunknen Elysiums.

Schöne, herrliche Zeit! Warst du ein Traumbild auch,
Dennoch tönt dir Gesang! Goldnes Hesperien,
In olympischem Rausche
Ewig will ich besingen dich!

Fort klingt lauter Gesang, stillet die wilde Qual,
Stillt des Donners Gebrüll. Ruhiger wird der Sturm,
Und aus lichteren Wolken
Zittert Cynthias Silberblick.

II.

Unbeständigkeit.

Non sum qualis eram bonae
Sub regno Cinarae.
Horat.

An's Segel, Seemann, eile, die Ruh' ist aus!
Auf's Neue mußt du kreuzen die dunkle See,
Und denke nicht im Sund verborgen
Sorglos zu tändeln mit Spiegelwogen.

Vorbei ist längst die Zeit, da der Wind verstummt,
Laut mahnt der Sturm den Geist zu dem Riesenstreit;
Das Schicksal zeigt dem Herzen Wege,
Welche den Frieden auf ewig meiden.

So treib' ich hin und her auf des Lebens Fluth
Und hole Muscheln mir aus der Tiefe Nacht,
Ich finde manche edle Perle,
Schleudre sie aber, wie bald, zu Boden.

Und aus den Wogen tauchen die Sterne klar,
Bald sinken sie erloschen in's Meer hinab.
Es leuchten ihre milden Strahlen
Glänzend ins leidengetränkte Auge.

Euch Alle liebet, Kinder des Meers, mein Herz,
Wie Euch des Himmels, nur für den Augenblick.
Es freut sich, daß es still verloren
Keinen verbindend nicht wird gebunden.

Doch weilt der wilde Geist auf der raschen Flucht
In jedem edlern, ruhigern Augenblick
Und hebt empor die feuchten Blicke
Ernst zu den kreisenden Sternenheeren;

Zum Himmel, der dem Herzen, dem Jugendsinn
Der reinen, heil'gen Liebe ein Tempeldom,
Wo noch das Ideal uns strahlet
Lieblich und still wie des Poles Sterne.

Und sehnt sich wieder fort zu der Unschuld Welt,
Dem schönen Land, dem Herzen ein Kindheitstraum,
Wo weiß des Friedens Siegesfahnen
Wehen von luftiger Burgen Zinnen.

Da wird das Herz gepreßt von der Todesqual,
Das Auge wendet sich von dem Himmel fort,
Es neigt sich wiederum zu schauen
Flammen des Irrlichts, des Meeres Schwellen.

Loblied auf das Gold.

Aus dem Dänischen nach Peder Magnus Trotel.

Wer wohl begreift dies Jagen
Nach Golde nicht?
Gold schafft ja satten Magen,
Recht vor Gericht,
Kann stolze Fraun erweichen
Und herrscht in allen Reichen.

Gold machet dumme Jungen
Klug und gelehrt
Und Jeglichen durchdrungen
Von ihrem Werth,
Wirkt Lob, erstickt den Tadel,
Verleiht Bastarden Adel.

Doch Rebensaft ist labend
Noch mehr als Gold;
Mein letztes ist heut' Abend
Dafür entrollt.
Wein freut, nicht Goldesblinken.
Komm, Wein, laß mich dich trinken!

---

* Ein chinesisches moralisches Drama.

Von C. A. Pajeken.

Wer in San Francisco Abends zwischen 7 und 11 Uhr durch die Dupontstraße geht, wird ein Getöse von Gongs, Klapperbrettern, Violinen, Trommeln und kreischenden Stimmen vernehmen und daran erkennen, daß er sich in der Nähe des chinesischen Theaters befindet, denn dieser gräuliche Lärm ist die Musik der chinesischen Oper. Tritt man in diesen Tempel Thaliens, so erblickt man einige Reihen chinesischer Weiber und hinter diesen einige Reihen chinesischer Männer, welche alle rauchen, naschen, lachen, mit einander plaudern, aber doch ihre Aufmerksamkeit auf die Bühne richten.

An der einen Seite des Theaters sind die Musiker, welche, während sie rauchen, ihre ohrzerreißende Musik ertönen lassen, und an der andern Seite stehen die Requisiten, Streitkolben, Hellebarden, Fahnen, Tische, Stühle, und was sonst noch im Verlauf des Abends gebraucht werden soll. Das Theater hat weder Vorhang noch Coulissen, aber bei jedem Auftritt wird vermittelst eines großen Schildes, worauf mit chinesischen Buchstaben angezeigt ist, welche Scenerie sich der Zuschauer einbilden muß, dem Publikum angezeigt, ob die Handlung in einem Zimmer oder in einem Walde, in einem Garten oder in einem Schlosse stattfindet. Die Schauspieler treten durch eine Thür im Hintergrunde ein und durch eine andere an der gegenüberliegenden Seite wieder ab. Die Stücke, welche sie aufführen, sind meistens opernähnlich oder doch mit Gesängen und Orchesterbegleitung untermischt. Die Sprache soll die Hofsprache sein, und da diese sehr schwer ist, so ist es selbst für diejenigen, welche sie genau kennen, schwierig, während des Gesanges dem Faden der Handlung zu folgen. Die Schauspieler werden schon in ihrer Jugend zu dem Stande erzogen. Man verwendet nur Männer, doch haben die, welche die Frauenrollen zu spielen haben, ein sehr weibliches Ansehen. Sie studiren ihre Rollen sehr gut, so daß sie nie stocken oder gar stecken bleiben.

Vor einiger Zeit wurde ein moralisches Stück gespielt und zwar mit vielem Pompe, denn die Truppe hat erst vor Kurzem eine ganz neue Garderobe von China bekommen, darunter eine Menge von Seidenstoffen und Stickereien. Die Handlung des Stückes, dessen Grundgedanke die Pflicht kindlichen Gehorsams war, ist die folgende: Schun Sun war ein junger fleißiger und ausdauernder Mann, aber sehr arm und kaum im Stande, seine Frau und seine alte Mutter zu ernähren. Aber noch schlimmer als seine Armuth drückte ihn eine Schuld, welche sein Vater, der Geld beim Spiel geborgt und verloren, ihm hinterlassen hatte; denn wenn auch in China der Vater nie verpflichtet ist, des Sohnes Schulden zu bezahlen, so ist doch der Sohn für die Schulden des Vaters verantwortlich, selbst wenn dieser gar kein Vermögen nachgelassen hat. Der Gläubiger ist ein reicher alter Mann Namens Schun Quong Lung, und dieser eröffnet die Scene, indem er von Schun Sun Zahlung verlangt. Der arme Schun Sun erwiedert, daß er kein Geld habe und nicht bezahlen könne, worüber der Gläubiger in Wuth geräth, tobt, lärmt, den Schuldner mit seinem Fächer auf den Kopf schlägt, was dieser alles mit der geduldigsten, d. h. mit echt chinesischer Miene erträgt. Der Lärm, den der ungestüme Gläubiger macht, wird dann so groß, daß die junge Frau und die alte kranke Mutter des Schuldners aus dem Hause kommen. Während diese letzte auf einen Stock gestützt sich nähert, erhält Schun Sun noch einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er zu Boden stürzt und im Fallen seine Mutter mit sich niederwirft. Der Sohn, welcher sogleich wieder aufsteht, so wie die Schwiegertochter eilen der alten Frau zu Hülfe und richten sie wieder auf, wobei sie ihr die zärtlichste Aufmerksamkeit erweisen. Während dieser Zeit fallen die Blicke des Gläubigers auf die junge Frau, und da ihre Schönheit ihn fesselt, so schlägt er dem Schuldner vor, ihm die Frau zu überlassen — was in China ein ganz gesetzliches Geschäft ist —, wogegen er den Schuldschein zerreißen und die Schuld quitiren will.

Schun Sun hegt große Ehrfurcht vor dem Andenken an seinen Vater, und obgleich er ungern sich von seinem geliebten Weibe trennt, so hält er es doch für das Beste ihr den Vorschlag des reichen Mannes mitzutheilen und sie um ihren Rath zu fragen. Als Antwort darauf ergeht sie sich in einigen wohlgesetzten Phrasen über die Pflicht der Kinder gegen die Eltern und über die Verpflichtung des Sohnes die Schulden des Vaters zu bezahlen, und dann erklärt sie, daß sie bereit ist sich aufzuopfern, theilt ihm aber im Vertrauen mit, daß sie sich erhängen will, sobald sie in ihres neuen Herrn Haus eingetreten ist. Hierauf folgt eine stürmische Scene mit einer ohrzerreißenden Musik, worauf Schun Sun den Verkaufcontract über seine Frau unterschreibt und denselben in tragischer Verzweiflung dem hartherzigen Gläubiger ins Gesicht wirft. Während dieser Zeit

wankt die alte Mutter in den Vordergrund und versucht sich kopfüber in das Publikum zu stürzen, womit angedeutet werden soll, daß sie in einen tiefen Abgrund springen will; sie wird daran jedoch durch den Sohn gehindert, welcher in aller seiner Verzweiflung doch seine Kindespflicht nicht vergißt.

Der reiche Mann betrachtet die Gruppe mit Erstaunen und Bewunderung und fängt an, über seine gottlose und schändliche Handlungsweise nachzudenken, wie viele Leiden er schon verursacht hat, und wie viel Kummer durch sein gewissenloses Verfahren in zahllosen Familien verbreitet worden ist. Aber noch zweifelt er an der Tugend bei Andern, da er selbst keine hat; deßhalb befiehlt er Schun Sun, wenn er seiner Frau, ehe sie sich von ihm auf immer trennt, noch etwas zu sagen hat, sich zu beeilen, da er Willens sei sie gleich mitzunehmen. Hierauf folgt eine zärtliche Scene, nicht so heroisch wie der Abschied Hectors von seiner Andromache, aber bei Weitem thränenvoller und unter der passenden Orchesterbegleitung. Der reiche Mann sitzt dabei und horcht, bis in ihm das menschliche Gefühl, welches bis dahin von der Geldgier erstickt war, rege wird; er springt auf, zerreißt den Kaufbrief und streut die Stücke auf die Bühne. Dann ruft er aus: „Wie glücklich ist der Vater eines solchen Sohnes! Wie glücklich der Mann, der ihn Sohn nennen kann.“ Darauf erzählt er seine eigne Geschichte, sagt, daß er reich an Geld, Gütern und Weibern sei, daß er aber sein Alter herannahen fühle und keine Kinder habe. Das Stück schließt mit der Adoptirung des frommen und gehorsamen Sohnes durch den reichen Mann, welcher gleich, um die Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu beweisen, dem Adoptivsohne die Hälfte seines ungeheuren Reichthums verschreibt.

Feuilleton.

—* **Neue literarische Erscheinungen.** Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. F. v. Stein. Von E. M. Arndt. — Die Insel Rügen. Reise-Erinnerungen von E. Boll. — Friedrich Wilhelm der Vierte und seine Zeit, erste Lieferung. Von G. v. Förster. — Kirchliche Sitten. Von H. A. Pröhle. — Shakespere'sche Dramen. Uebersetzt von E. Heinichen. Erstes Heft: Cymbeline. — Unterm Krummstab. In Zwing und Bann. Roman von R. Waldmüller.

—* Geschichte des Jenaischen Studentenlebens von der Gründung der Universität bis zur Gegenwart von Dr. Richard Keil und Dr. Robert Keil. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1858. — Der 15. August, und mit diesem die Jubelfeier der Gründung der ältesten protestantischen Universität Deutschlands nähert sich, und damit häufen sich die Vorbereitungen und Zurüstungen zur würdigen und ansprechenden Begehung des Festes der Schöpfung dieser erhabenen Zierpflanze und dieses Fruchtbaumes menschennützender und menschenveredelnder Wissenschaft. Schon hatte Herr Geheimer Kirchenrath Dr. Hase mit seinem „Jenaischen Fichtebüchlein“ eine gediegene und gehaltvolle Darstellung des am Schlusse des 18. Jahrhunderts in Jena erstrebten Aufschwungs geistiger Entwickelung als Vorboten des eintretenden Jubelfestes vorangeschickt, den des geistreichen und ruhmeswürdigen Herzogs Karl August umsichtige Sorgfalt, durch Vereinigung der von ihm am Firmamente deutscher Dichtung und Wissenschaft mit hellem und sicherem Scharfblick ausgewählten Gestirne Erster Größe, an den Gestaden der Saale und Ilm, bis zum Scheitelpunkte des Fortschritts gesteigert hatte! — ein Werk in dem der Herr Verfasser Allen, die dafür Sinn haben, eine eben so milde als charaktertreue Schilderung der Angriffe auf die Lehrfreiheit zu Tage förderte, deren Erschütterungen den angebahnten Fortschritten hemmend entgegentraten und selbst einen zeitweiligen Rückschritt in dem Errungenen hervorbrachten. Diesem ergänzend sich anschließend geben die Herren Verfasser im vorgedachten Werke eine getreue und anschauliche Darstellung des Thuns und Treibens der lernbegierigen Commilitonen, in der Förderung ihrer geistigen Entwickelung wie in den Verirrungen ihres oft überschätzten oder von anderer Seite ungebührlich aufgeregten Selbstgefühls. Einsender dieses, dem die Wenigen gewährte Begünstigung zu Theil wurde, sein Emporstreben in der Wissenschaft dem letzten Triennium des 18. Jahrhunderts sowie der Pflege der Alma Salina zu verdanken und jetzt noch den Jubeltag der Gründung dieser fruchtreichen Pflanzstätte für Geistesbildung zu erleben, fühlt sich gedrungen die Anerkennung auszusprechen, daß er das, was er in seinen Studienjahren von 1796 bis 99 in Jena als eignes Erlebniß beobachtet, empfunden, genossen und in lebendiger Erinnerung bewahrt hat, desgleichen Alles, was von zuverlässigen Freunden, die vor ihm in den Jahren 1792 bis 1795 gleichzeitige Zeugen aller in diesen Zeitraum fallenden Begebenheiten gewesen, durch deren mündliche Ueberlieferung zu seiner Kunde gelangt ist, in dem angezeigten Werke den Thatsachen, ihrem Entstehen und ihren Folgen nach, vollständig, scharfsinnig und tiefgreifend aufgefaßt, einsichtsvoll und leichtfaßlich zusammengestellt und mit vorurtheilsfreier Wahrheitsliebe erwogen und geschildert erkannt habe. Er empfiehlt daher dies Werk als eine verdienstvolle, die Herren Verfasser ehrende Festgabe Allen, die an einer humanen und segensreichen Gestaltung der für die Sittlichkeit und das Berufsleben der akademischen Jugend so gewichtvollen Uebergangszeit einen wohlwollenden Antheil nehmen, mit der Hinweisung auf die erwiesene Gewißheit, daß Störungen in der sinnigen und eifrigen Benutzung der zur wissenschaftlichen Ausbildung des Jünglings dargebotenen Hülfsmittel nicht immer in der sittlichen Stimmung der Studirenden ihren Grund finden, sondern nicht selten ungeschickten Fehlgriffen und übelbedachter Maßregelung überwachender oder ausführender Gewalten ihre Entstehung verdanken.

—* Die Zeitungen melden, daß der König von Hannover den Geschichtschreiber Onno Klopp durch ein huldvolles Schreiben und die Summe von 50 Louisd'or erfreut habe. Eben diese Summe wurde dem Dr. Klopp vom Landrathscolleg zu Aurich für den dritten Theil seiner ostfriesischen Geschichte zugewilligt, jedoch unter einigen herben Bemerkungen, weil die in jenem Bande enthaltene Beurtheilung der Geschichte Ostfrieslands unter preußischer Herrschaft eine ungünstige war und den Ansichten des Landrathscollegs zu Aurich nicht entsprach. Daher hatte Klopp jene Remuneration zurückgewiesen und hat nunmehr vom König unter Bezugnahme auf jene Angelegenheit einen Ersatz erhalten. Für die nächsten Jahre wird Klopp, der seine Stelle als Gymnasiallehrer in Osnabrück aufgegeben, den Wiedereintritt in seine Lehrerlaufbahn sich aber vorbehalten hat, sich ganz geschichtlichen Studien hingeben.

—* Mit der junggermanischen Schule, welche anfänglich von vielen Seiten für einen „Puff“ gehalten wurde, hat es doch seine Richtigkeit. Die Gründer derselben haben ein Grundgesetz aufgestellt, acht Schriftführer gewählt, an welche sich wenden soll, wer aufgenommen zu werden wünscht, und das Nähere über Geist und Organisation der Schule in einer Broschüre dargelegt, während die in Hamburg erscheinenden „nordischen Blätter“ als regelmäßiges Vereinsorgan benutzt werden. Ob man sich die Aufnahme in die Gesellschaft durch schriftstellerische Arbeiten erwerben muß, erfährt man noch nicht, doch scheint es so; besonders die lyrische Dichtung ist nach dem, was bis jetzt verlautet, ein Hauptfeld der Thätigkeit, dem es bei der Masse von Poeten, mit der das liebe deutsche Vaterland gesegnet ist, an Bearbeitung nicht fehlen wird, wenn auch vielleicht eigentliche Nachfrage nicht da ist. Unter den acht Vorstehern des neuen literarischen Ordens befinden sich neben dem Gründer und Chef J. Fr. Krüger in Hamburg unt. And. der Lyriker Christian Höppl in Wiesbaden, Verfasser der „Atlantis“, und der Novellist August Peters in Freiberg, der seit Kurzem aus der Haft in Waldheim entlassen und unter dem Schriftstellernamen „Elfried von Taura“ bekannt ist. Die Mitglieder des Bundes feuern sich gegenseitig an und sind außerordentlich thätig; Tempeltey arbeitet an einem Drama aus der deutschen Geschichte, Höppl, Liebel und Oelbermann bereiten Sammlungen von lyrischen Produkten vor, deren Lesern derselbe Eifer und dieselbe Liebe zu wünschen ist, welche den Verfassern eigen sind.

—* Das Jubiläum der Universität Jena verspricht überaus glänzend zu werden. Die kleine Stadt ist in fieberhafter Erregung, wenn sie an die Tausende denkt, die in den Augusttagen herbeiströmen werden. Wohnungen sind schwer zu haben, und Mancher wird sein ermüdetes Haupt auf Stroh betten müssen. Die Statue des Kurfürsten Johann Friedrich ist bereits aufgerichtet und bleibt nun bis zum 15. August den Augen durch eine Hülle entzogen. Auf fürstlichen Besuch wird gerechnet, wenn es auch möglich wäre, daß dieser oder jener der kleinen thüringischen Monarchen eine größere Reise antreten oder Unwohlseins wegen ausbleiben müßte, wie sich das im vorigen Herbste bei den Festen in Weimar so eigenthümlich traf, so daß böse Menschen fast von Absichtlichkeit gesprochen hätten. Daß der Herzog von Coburg dies Mal erscheint, hofft man mit Bestimmtheit; übrigens wird der fürstliche Besuch, mag er nun stark oder schwach werden, sich nicht sehr geltend machen, denn Thüringen ist kein Boden für Feste mit monarchischer Färbung. Man ist gewohnt sich frei zu bewegen, und der ungezwungene und dabei echt deutsche Ton, welcher die Weimarer Septembertage auszeichnete, wird bei der Fülle herrlicher Erinnerungen, die sich an Jena knüpfen, noch viel schöner und belebender sein. Ein Fest wie das bevorstehende könnte kaum irgendwo unter günstigeren Verhältnissen begangen werden als grade hier.

—* Der alte Spohr benutzt die Ruhe, welche ihm sein Rücktritt aus dem kurfürstlichen Dienste als Hofkapellmeister gestattet, und giebt sich ganz dem Genusse derselben hin. Kürzlich ist er von einem Ausfluge von mehreren Wochen nach Dresden, zum Jubiläum des Prager Conservatoriums und in das Fichtelgebirge nach Kassel zurückgekehrt. Auch mit dem Violinspiel geht es jetzt wieder

besser. Die Ernennung zum Ehrenmitgliede des Bremer Künstlervereins, den er im Mai durch seinen Besuch erfreute, hat Spohr mit herzlichem Dank angenommen.

— * Das Hinaufschrauben der musikalischen Stimmung hat in der letzten Zeit eine solche Höhe erreicht und ist so übertrieben worden, daß in Paris eine Reaktion eingetreten ist, welche gute Folgen verspricht. Das französische Staatsministerium hat eine Commission von musikalischen Notabilitäten (Meyerbeer, Rossini, Halevy, Berlioz) niedergesetzt, welche sich über eine feste musikalische Stimmung, die als Norm dienen soll, zu vereinigen haben. Zunächst wird es freilich schwer halten, daß diese Herren unter sich einig werden.

— * Bremen, 1. August. Die vergangene Woche war für unsere alte Hansestadt eine unruhige, aber wir müssen hinzufügen, eine freudvollunruhige. Das Schützenfest wurde gefeiert, und zwar diesmal in ungewöhnlicher Weise. Außer vielen, die wie sonst aus der Nähe sich eingefunden hatten, war, den Besuch der Bremer vom vorigen Jahre freundlich zu erwidern, eine Menge von Schweizern zu uns gekommen, die, wie sich denken läßt, den Mittelpunkt bildeten. Es liegt außerhalb der Gränzen dieses Blattes, eine ausführliche Beschreibung des Festes zu geben, aber wir konnten doch nicht umhin, mit ein paar Worten an dasselbe zu erinnern. Der Empfang der fremden Gäste am Sonnabend, die drei Tage auf dem Schützenhofe, besonders das trotz des tobenden Orkans so gemüthliche Mittagsessen und der vom herrlichsten Wetter begünstigte Schluß der eigentlichen Feier, wo, während Tausende von Menschen sich eingefunden hatten, der König umhergeführt und von den Schweizern die Fahne überreicht ward, der Besuch in Oberneuland, das Einsprechen im Rathskeller bei der Rose und den zwölf Aposteln, vor allem aber die unter der lebhaftesten Theilnahme der Bevölkerung beider Weserufer nach Bremerhaven hin unternommene großartige Fahrt mit einzelnen so erhebenden Momenten, daß selbst festen, starken Männern die Thränen der Rührung in das Auge traten, — alle, die dem einen oder dem andern beizuwohnen Gelegenheit hatten, werden diese Tage und Stunden zu den schöneren Erinnerungen ihres Lebens rechnen. Es war, so kann man sagen, ein ächtes Volksfest, an dem fast alle mehr oder weniger sich betheiligten, und die Gäste aus der Schweiz haben durch ihr biederes, herzliches Wesen eine freundliche und dankbare Erinnerung in jedem Gemüthe zurückgelassen. F. N.

Wie es auch in Thüringen regnet.

* Man schreibt uns aus Thüringen vom 1. August: „Wären jene ältesten Leute, die an schwachem Gedächtniß leiden, nicht gar zu abgenutzt, so würde ich mit der schönen Wendung beginnen, eben jene thörichten Greise wüßten sich nicht zu erinnern, daß die Saison von Liebenstein oder Ruhla je so besucht und glänzend gewesen wie heuer. Auch ließe sich Aehnliches auf die Obsternte und das Regenwetter der letzten Tage anwenden, die unter sich wieder im engsten Zusammenhange stehen, indem das Wetter sich höchst unmanierlich und feindselig gegen das Obst benahm. Allerdings, so gar wüthig, wie er über die ganze norddeutsche Ebene hin und über die Wogen des Meeres brauste, hat der Sturm in Thüringen nicht gehaust; er würde sonst in den prachtvollen Wäldern eine furchtbare Verheerung angerichtet haben. Aber garstig genug war das Gesicht, welches er den erschrockenen Badegästen und Touristen zeigte, wenn er auch seine Zerstörungssucht mehr an den Stiefeln und Toiletten als an den Häusern und den Bäumen ausließ. In einem Thalkessel, wie der von Ruhla einer ist, hat ein solcher Sturm wirklich etwas Unheimliches, da man sich seiner Unbill vollkommen preisgegeben sieht; denn was will ein so dünnes, lockeres Häuschen, dergleichen Ruhla aufzuweisen hat, solchem Boanerbas gegenüber bedeuten, und welchen Trost können einem Berliner Geheimenrath in wahrhaft primitiven Gasthöfen des Ortes, Kurhaus, Bellevue, schöne Mädchen und noch schönere Pfeifenköpfe bieten, wenn er jeden Augenblick für sich und seine Orden das Aeußerste fürchten muß! Selbst die Verse des redseligen Wirthes im Ruhlaer Kurhause, so sehr sie den Ruf der Furchtbarkeit verdienen und so manche gewaltige Natur sie bereits bezwungen haben, daß sie sich vollkommen leidend verhielt, sind lange nicht furchtbar genug, um ein derartiges Unwetter zu beschwören. Bei alledem haben solche Tage für eine solide norddeutsche Natur, welche mit Regen und Nebel und Sturm auf vertrautem Fuße lebt, ihren eigenthümlichen Reiz, sobald sie nur den viel schrecklicheren Feind Heimweh fern zu halten weiß. Wer allein steht in der Welt, einen Paletot oder Plaid, vielleicht gar Ueberschuhe besitzt, schlägt sich leidlich durch; schlimmer schon ist es um den Familienvater bestellt, der nicht nur an sich selbst, sondern auch an seine Frau und die lieben Töchter sowie an deren Crinoline zu denken hat. Reine Wäsche ist so schwer zu haben, daß nur mit äußerster Anstrengung der nöthige Bedarf zu decken ist; die Servietten sind so feucht, daß man sich an der Mittagstafel durch ihre Berührung allein eine Erkältung zuziehen müßte, böte nicht das feurige Temperament einer schönen Nachbarin oder eines edlen Siebenundfünfzigers die Möglichkeit, eine heilsame und rettende Reaction eintreten zu lassen.

Was die schönen Nachbarinnen betrifft, so kann sich selbst der verwöhnteste norddeutsche Städter nicht beklagen. Alle deutschen Vaterländer, alle Stände sind vertreten, ja es fehlt sogar nicht an einzelnen Exemplaren aus Rußland, England, Frankreich, und alle sind auf das Vollständigste gerüstet, durch die Reize der Schönheit und der Toilette mit denen der Natur zu wetteifern. Daß die vielbeschrieene Krisis auf die Reiselust und Reisefähigkeit lähmend eingewirkt hätte, wird hier in Thüringen wenigstens nicht im Entferntesten fühlbar; alle Gasthöfe sind bis in die höchste Dachkammer hinein gefüllt, alle Privatwohnungen vergriffen, in den Rauchzimmern und Conversationssälen werden in später Abendstunde Betten aufgeschlagen, und wer das Glück hat, eines solchen theilhaftig zu werden, hat einige Stunden Ruhe, bis in der Frühe etwa eine musiklustige Schaar von Dilettanten an der Thür rüttelt, um dem armen todmüden Flügel heisere Töne zu entlocken. Wehe aber den unglücklichen Müttern, die mit Kindern über einem solchen Conversationssaale wohnen. Treibt das böse Wetter die verzweifelnden Kurgäste in die Gesellschaftsräume, so erfaßt der Dämon der Tanzlust das junge Volk; jegliche ärztliche Vorschrift, die ganze Gesetzgebung der Molkenkur wird über den Haufen geworfen, wenn die Polka-Mazurka erklingt, und selbst die mitternächtliche Stunde ist nicht mehr unantastbar. Väterchen setzt sich mit stummer Resignation hinter eine Flasche Affenthaler, bis das liebe Töchterchen am Arm eines jungen Courmachers zurückkehrt, und erst wenn die übliche Limonade etwas Kühlung gegeben, schlägt dem Kellner die glückliche Stunde. Ein unverheiratheter Beobachter in mittleren Jahren, für den der Tanz ein überwundener Standpunkt ist, harrt aus, denn ein solcher Abend gehört unter den obwaltenden Umständen immer noch zu den leidlich guten Unterhaltungen.

Bedenklicher wird die Sache schon, wenn nach der bis auf das äußerste Zeitmaß ausgedehnten Mittagstafel der Schauplatz der Freuden und Leiden abermals nach den Gesellschaftsräumen verlegt und nun der gewagte Vorschlag gemacht wird, ein Pfänderspiel zu riskiren. Von allen Seiten geistreiche Vorschläge, von denen natürlich, wie das bei allem Geistreichen der Fall ist, der eine noch unpraktischer ist als der andere. An Reiz und Neuheit der Ideen können mit diesen Spielen höchstens die Cotillontouren wetteifern, und es ist entzückend, mit welcher Lust alle die nie da gewesenen Aufgaben und Lösungen, der Mokirstuhl, das Polnischbettelngehen, der Brunnenfall, durchgekostet werden. Mittlerweile regnet es draußen mit jener bekannten Beharrlichkeit, die einer besseren Sache würdig wäre, alle Schleusen des Himmels sind geöffnet, die Bäche werden zu Strömen, und die mit Bärten gesegneten Liebensteiner Badegäste werden von der Besorgniß gepeinigt, ob am anderen Morgen der rettende Engel in Gestalt des Barbiers von Schweina, den der Kladderadatsch unsterblich gemacht hat, in das Thal werde herabsteigen können. Der arme Mann! Nicht nur daß nach ihm alle Welt an allen Brennpunkten des Liebensteiner Badelebens, im Kurhause, bei Müllers und in der Kaltwasseranstalt, verlangt, daß er treppauf, treppab laufen muß, — er ist gestern so durchnäßt worden, daß er heute nicht einen Ton in der Kehle hat und sich nicht einmal durch den Gesang der Arie seines berühmten Collegen in Sevilla „Figaro hier, Figaro da“ Luft machen kann.

Fürwahr, man muß sehr jung und dem Reiz des Umgangs mit schönen Frauen zugänglich, man muß tanz- und spiellustig sein, um bei allen solchen Leiden den guten Humor zu behalten, und selbst wenn man ihn nicht verliert, entringt sich dem gepreßten Herzen der Seufzer: „Es ist ein Ziel auf's Innigste zu wünschen.“ Gehörten doch ein blauer Himmel und ein warmes Lüftchen schon zu den Dingen, die weit hinter uns lagen, erschien uns doch die Hitze, die vor einiger Zeit brütete, wie eine längst verklungene Sage. Und siehe, ob auch die Wolke sie verhülle, die Sonne steht am Himmelszelt; das graue Wolkengewand ward zerrissen, und man konnte am 1. August in Ruhla und Liebenstein, und wo sonst noch in Thüringen Berliner Geheimeräthe die Schönheit der Natur mit leidlich geringem Aufwand an Geld genießen, die überraschende Bemerkung machen, daß die Berge, um deren willen man den märkischen Sand oder die Marschweiden an der Elbe und Weser verlassen hatte, wirklich vorhanden sind.

Ja, es giebt noch eine Gerechtigkeit und Vorsicht, wie Fidelio sagt. Es wäre ja auch unerhört, wenn die berühmte Kirmeß von Ruhla, die in diesen Tagen vor sich gehen wird, verregnen sollte. Der kleine Ort, der so prächtig in seinem herrlichen Thalkessel daliegt, wird dann ein festlich Gewand anlegen; von Eisenach, von Liebenstein, von Reinhardsbrunn und Friedrichsrode wandert alle Welt nach der Ruhl, um Kuchen zu essen und die schönen Töchter des Landes zu bewundern, welche dann täglich ein anderes Kleid anlegen und durch die Straßen des Ortes wandern, dessen Pflaster die Hühneraugen so üppig gedeihen läßt. Da mag manche stolze Städterin neidisch werden auf die Schwestern in der Ruhl, denn die verstehen sich auf die Künste der Toilette wie eine. Der Kopfputz, den sie tragen, ist so hübsch und kleidsam, daß auf seine Rechnung ein gut Theil der Schönheit zu setzen ist, durch welche die Mädchen von Ruhla berühmt geworden sind. Ein Recensent könnte geneigt sein, die Berechtigung dieser Berühmtheit zu bezweifeln, da man auf den ersten Blick wenige schöne Mädchen sieht. Aber wenn sie bei der Kirmeß im Festgewande erscheinen, da werden die Mädchen beweisen, daß sie so sauber und schön sind wie die schaumgebornen Pfeifenköpfe, welche der Kurgast für gutes Geld sich erwerben kann.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 33. Bremen, 15. August. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Guizot's Memoiren.

Von A. Wilde.

Guizot's Memoiren. Band I. Leipzig, Brockhaus.

Es wird nicht viele Franzosen geben, die so sehr den Deutschen congenial wären als Guizot, und was sonach aus der Feder des großen Historikers auch erscheinen mag, immer wird es für uns ein weit größeres Interesse haben als manche große Leistung Anderer, die unsern Nachbaren von höherem Werthe zu sein scheint. Ich habe schon, als ich den Lesern des Sonntagsblattes den Inhalt der Skizze über Peel vorführte, die Gründe dieser Erscheinung aufzuzeigen gesucht; sie liegen auch nicht eben zu sehr seitab.

Der Inhalt dieses neuesten Werkes steht uns noch um vieles näher als alle andern; manchen Deutschen mag er sogar tiefer und innerlicher berühren, als der Verfasser es ahnen kann und wird. Die Geschichte ist über den Staatsmann Guizot einfach zur Tagesordnung übergegangen; er aber nimmt seine Sache noch einmal auf, legt die Akten, und zwar in aller Vollständigkeit, der billigen Nachwelt noch einmal vor und verlangt, wenn auch keine restitutio in integrum, die von der Geschichte nie gegeben werden kann, doch die Sympathie und Ehrenerklärung von Seiten eines ruhigeren Geschlechtes, die dem ehrenhaften Manne mehr gilt als alle realen Entschädigungen und Vergütigungen. Und er verlangt sie als Greis, als einer, der sich nicht verbergen kann, daß dies Buch vielleicht seine letzte öffentliche That sein wird.

Es ist wahr, was die preußischen Jahrbücher hervorheben, diese Situation hat etwas wehmüthig Rührendes; es ist ebenso wahr, daß wir ungeachtet dieser Theilnahme an dem Verfasser uns von der Richtigkeit seiner staatsmännischen Thätigkeit nicht überzeugt finden. Aber den innersten Grund, warum das Letztere der Fall ist, verschweigt jenes Blatt. Daß wir es mit einem Worte sagen: es ist die Politik nach dem Lineale, die Politik der Studirstube, die, wie richtig, wie ehrenwerth auch immer ihr System, ihre theoretischen Grundlagen sein mögen, doch mit den lebendigen und raschen Forderungen des Augenblicks nicht auszukommen weiß, welche uns mißtrauisch macht, uns einnimmt gegen die letzte Forderung einer solchen indirekten Rechtfertigung, daß wir mit ihr sympathisiren sollen. Vielleicht verräth es wenig Grundsätze, allein wir können nicht umhin zu sagen, nach dieser Seite ist der Erfolg der einzige Richter. Zwar nicht so, daß wir nun im Gegentheil verlangten, es solle der handelnde Staatsmann das System bei Seite lassen und nicht achten; aber wir finden, daß die wahrhaft eminenten Politiker weniger Systematiker als Idealisten gewesen sind, solche Idealisten freilich, die im Augenblicke der Ausführung sich selbst immer durch einen praktischen Instinkt mäßigten und corrigirten. So war Perikles, so in neuester Zeit Stein und Schön, so Pitt der ältere, den freilich heutzutage manche klugen Leute nicht mehr auf die Liste der großen Staatsmänner setzen. Man halte Niebuhr, ja auch Wilhelm von Humboldt dagegen, — man wird finden, daß sie gegen jene Größen nicht aufkommen.

Dies der Eindruck, den die Memoiren überhaupt machen. In diesem ersten Bande ist im Grunde wenig Veranlassung zu einem solchen Urtheil gegeben, dennoch kann der Verfasser mit dem Bewußtsein schreiben, daß der nächste Erfolg, die Julirevolution, für ihn zeugt. Wer sich jedoch erinnert, wie Guizot im Leben Peel's schon seine Verhandlungen mit dem Londoner foreign office darstellt, wird sich nicht verbergen, in welcher Weise uns der Zeitraum von 1842—48 vorgeführt werden wird.

Eins erscheint uns vor allem Andern wundersam, wenn wir uns die Ausführungen Guizot's vergegenwärtigen. Er schildert uns, wie er als Publicist der eigentliche Leiter der Doctrinärs gewesen, wie er selbst in seiner Zurückgezogenheit, als er in anmuthiger Gegend die Maisonnette bewohnt habe, von den Vertretern fast aller Parteien aufgesucht worden sei. Nehmen wir hinzu, daß er dann später als erster Minister an der Spitze der ganzen Verwaltung stand, und daß er doch eben jener Doctrinär war und blieb, so möchte es uns fast scheinen, als sei es nicht das alte Frankreich, in welchem dergleichen möglich gewesen sei. In der That hat die ganze Entwickelungsgeschichte des Landes vom zweiten Pariser Frieden bis zur Februarrevolution wenig Aehnliches weder mit der Vergangenheit noch mit der Folgezeit. Jene überwiegende Bedeutung der Bourgeoisie ist nicht ächt französisch, schon deßhalb nicht, weil damit ein Wuchern der Mittelmäßigkeit ganz unausbleiblich Hand in Hand gehen mußte. Aber auch abgesehen hievon, immer verlangt der französische Charakter so gut als die französische Tradition eine Verwaltung, die mehr Schwung hat und mehr Glanz, als die der überlegenden, ruhigen Bürger bieten kann; weßhalb denn auch ein öfteres Zwischentreten von Thiers nicht zu umgehen war. Wie viel leichter wäre es in Deutschland möglich, einen Professor am Platze des ersten Ministers zu sehen! Und doch ist es selbst hier noch nicht ausführbar gewesen.

Daß es uns für Guizot auch einnimmt, wenn wir lesen, daß er als Jüngling mit Enthusiasmus deutsche Literatur studirte, und zwar schon zu einer Zeit, wo wir armen Deutschen noch keinen Taillandier zum Vertreter hatten, — wer wollte dies nicht natürlich finden. Doch fällt uns dabei immer ein Wort Goethe's ein, das freilich nach der großen That eines Lewes nicht auf die Engländer auszudehnen ist, bei den Franzosen aber allerdings noch immer seine Wahrheit hat. Er sagt: „Wenn uns Deutsche in jedem Fall interessiren muß, zu sehen wie ein geistreicher Franzos gelegentlich in unsere Literatur hineinblickt, so dürfen wir doch nicht allzu stolz werden über das Lob, was man uns dorther von Zeit zu Zeit ertheilen mag.“ Bis zu solcher Tiefe, wie wir die Franzosen erfassen, werden Jene nie gelangen; sie werden sich auch nie die Mühe darum geben. Was freilich nicht hindert, daß wir uns, wie Goethe weiter empfiehlt, unserer Vortheile mit Behagen erfreuen.

* Das neue Museum in Berlin.

Von E. Linden.

Die assyrischen Alterthümer.

Wollten wir, scheidend aus der bunten Farbenwelt des Treppenhauses, dem Zuge unsres schon durch einzelne plastische Meisterwerke rege gewordenen Interesses folgen, so würden wir uns nun durch die Thür unter der Marmorgalerie, mitten unter die Gebilde des Griechenthums versetzen. Allein bei dem Sprunge von den Ufern des Nils zu denen der Nord- und Ostsee behielten wir uns, gar nicht weit von Aegypten, das Zurückkommen auf ein vielleicht noch uralteres Kulturgebiet vor. Die Länder an den Ufern des Euphrat und Tigris, deren Kunst, als Mittelglied zwischen der ägyptischen und griechischen, wir vor dem Uebergange zum Griechenthume nicht gut unberücksichtigt lassen können. Eine unscheinbare Thür führt uns sozusagen auf das Dach des Säulenganges, der den Vorhof des Tempels von Karnak umgiebt. An den Wänden dieser ringsum geschlossenen Galerie erblicken wir die assyrischen Alterthümer, denen, ganz gleich den Werken unten im Tempelhofe, das immer noch aus beträchtlicher Höhe hereinfallende Licht vortrefflich zu statten kommt.

Das Sagenthum der assyrisch-babylonischen Länder führt nicht weniger weit hinauf in die Uranfänge der Weltgeschichte als das von Aegypten. Wenn die von jenen übriggebliebenen Kunstwerke von einem vergleichsweise sehr geringen Alter sind, so erklärt sich dieser Umstand leicht aus der offnen, ungeschützten Lage der Länder gleichsam an der Heerstraße der großen Völkerzüge, deren Ueberfluthung die Denkmäler mancher vorangegangener Kulturepoche verschlungen haben mögen. Während bis vor nicht gar langer Zeit Schutthaufen von Backsteingemäuer für die einzigen Ueberreste der assyrischen und babylonischen Kunst galten, kamen plötzlich in der Gegend von Mossul, jedoch am östlichen Ufer des Tigris, eine Anzahl von vollkommen erhaltenen Skulpturen zum Vorschein, welche einestheils die schon länger bestehende Vermuthung, daß in dieser Gegend das alte Ninive gestanden habe, zur Gewißheit erhoben, andrerseits aber die Welt mit einem Kunststile bekannt machten, von dessen Existenz sie vorher keine Ahnung gehabt hatte. Diese Werke, fast ausschließlich Reliefs, sind an ihrer ganzen unteren Hälfte, über die Grundfläche sowohl als die Figuren hinweg, dicht mit Keilschrift bedeckt. Die Fortschritte in der Entzifferung dieser Schrift werden jedenfalls die genauesten Angaben über das Zeitalter geben, welchem diese Kunstperiode angehört. Einstweilen sprechen nicht wenige und sehr überzeugende Gründe, z. B. die auffallende Aehnlichkeit des Stils mit dem der altgriechischen Skulptur, für die Annahme des sechsten Jahrhunderts nach Chr. Während im ägyptischen Stile die Profilstellung der Figuren des Reliefs ausschließlich herrscht, im altgriechischen mindestens vorherrschend ist, zeigt das assyrische Relief ganz frei componirte Stellungen, sogar mit recht gut gedachten und gezeichneten Verkürzungen, im sonderbarsten Widerspruche mit dieser Freiheit aber die Stellung der Füße durchgehends im Profil, dabei stets, auch bei lebhafter Bewegung, mit der ganzen Sohle am Boden haftend; auch die bei den ägyptischen Reliefs stets gleichen Zwischenräume zwischen den Figuren sind aufgegeben, die Gestalten vertheilt, wie es die Handlung erfordert. Der Unterschied in der Körpergröße der Herrscher und Unterthanen besteht noch, jedoch in sehr geringem Maße. Eine eigenthümliche, sehr von der ägyptischen und griechischen abweichende Behandlung zeigen die nackten Theile des Körpers. Nicht nur, daß die Linien und Formen der Natur sehr gut verstanden und frei behandelt sind —; mit einem gewissen Kokettiren mit diesem Verständniß sind die Muskeln, Knochen, sogar die Adern so scharf abgegrenzt, daß die Glieder einem anatomischen Präparate ähnlich sehen. Der Oberkörper der Figuren ist regelmäßig mit einem schweren, faltenlosen Gewande bekleidet, die Beine und Arme dagegen nackt. Eine außerordentliche Sorgfalt ist auf Kopfhaar und Bart verwendet; beide, in sehr reichem Wuchse, zeigen ein zierliches Arrangement in Partien von feinen, langen spiralförmigen Locken. Die Proportionen des Körpers sind an einigen der Werke etwas schwer, an andern leidlich gut nach den Gesetzen der Schönheit beurtheilt, in Rücksicht auf das Totale dieses Stils jedoch vortrefflich.

Fast sämmtliche hier aufgestellte Werke bedeckten die Mauern eines Königspalastes. An einem der Eingänge desselben standen zwei Kolosse, etwa zehn Fuß hohe Männergestalten, die einen Löwen im Arme erdrücken. Der Abguß des einen dieser Kolosse steht hier gleich neben der Thür. Die ganze Gestalt, in Hochrelief, steht en face, nur die Beine, wie früher bemerkt, im Profil. Während die andern Werke sämmtlich eine große Uebereinstimmung in allen Eigenschaften unter einander zeigen, weicht diese Gestalt mehrfach von jenen ab. Der Kopf, die Arme und Beine sind etwas plumper, neben den feinen Locken des Kopfhaares und Bartes fallen einige sehr große und wenig sorgfältig behandelte auf die Schultern hinab. Der Löwe im Arme ist zwar als solcher leicht zu erkennen, in der Behandlung aber, abweichend von den Thieren auf den andern Reliefs, sehr conventionell gehalten. Außer diesem Kolosse und einem andern, einem phantastischen Thiergebilde, machen zwei Reihen von Reliefs die Hauptmasse der Sammlung aus. Die untere Reihe, mit Gestalten von etwa 7 Fuß Höhe stellt ausschließlich Handlungen des Hofceremoniels dar. Den Mittelpunkt der Handlung bildet der König, auf einem Throne sitzend und Tribut und Geschenke empfangend. Einige der entfernteren Figuren haben Vogelköpfe und Flügel. Die obere Reihe der Reliefs von etwas über zwei Fuß Höhe erinnert in Bezug auf die dargestellten Scenen — Kämpfe, Belagerungen und Jagden — sehr lebhaft an die ägyptischen Malereien. Doch zeigt die Behandlungsweise nicht nur, wie schon gesagt, einen großen Fortschritt über jene Stufe der Kunst hinaus, sondern selbst über die in den altgriechischen Darstellungen. — Insofern es keinem Zweifel mehr unterliegt, daß die Werke jener beiden verwandten Kunststile auf eine die Natur nachahmende Bemalung berechnet waren, lag die Vermuthung nahe, daß auch bei den assyrischen Skulpturen ursprünglich eine solche Vereinigung beider Künste zur Anwendung gekommen war; in der That fanden sich auch bei einigen derselben unzweifelhafte Reste von Farbenbedeckung. Auf diese Thatsache hin wurden in Paris, wo die Originale dieser Denkmäler sich befinden, interessante Versuche mit der Wiederherstellung der Bemalung angestellt und an mehreren der Abgüsse hier in Berlin nachgeahmt. Man muß gestehen, daß die Werke ohne diese Bemalung eine sehr unvollständige Idee von der Wirkung dieses Stiles geben. Ein wichtiges Element desselben, das Orientalischprächtige, kommt damit erst zur Erscheinung. Das faltenlose Gewand in gelber Färbung verliert seine Bedeutungslosigkeit und erscheint reich und prachtvoll. Neben dem Gelb tritt äußerst wirkungsvoll das kräftige Braun der Fleischtheile hervor, auf welchem wieder die tiefe Schwärze des Haares in seiner luxuriösen Anordnung eine sehr bedeutende Rolle in der Charakteristik des asiatischen Typus spielt; fast unentbehrlich zu diesem Typus erscheint nun auch die vorher karrikirt hervortretend scheinende Form und Zeichnung der Augen, welche jetzt der ganzen Gestalt Feuer und Ausdruck giebt.

Freistehende Figuren sind bis jetzt unter den assyrischen Alterthümern nicht vorgekommen, ausgenommen ein Paar Kolosse von phantastischen Geschöpfen, aus der Bildung mehrerer Thiere mit Menschenköpfen zusammengesetzt. Eins dieser Gebilde sehen wir hier vor uns; der Körper (stehend) ist vom Löwen, der Kopf vom Menschen (wahrscheinlich Porträt eines Königs); außerdem ist die Gestalt geflügelt. Die Verbindung der verschiedenen Bestandtheile ist viel organischer als in den verwandten Sphynxbildern. Die edlen Formen des Körpers, die schwungvolle Zeichnung der Flügel und die naturvolle Bildung des Gesichts könnte fast die Zusammengehörigkeit des Werkes mit den übrigen hier aufgestellten anzweifeln lassen.

Die Mehrzahl der assyrischen Skulpturen wurde aus den Ruinen

aufgegraben, auf welchen das jetzige Dorf Chorsabad, fünf Stunden von Mossul, erbaut ist. Andre Werke sind noch bei dem Flecken Nunia, gegenüber von Mossul, bei dem Dorfe Nimroud, nicht weit von jenem, und bei Bawia fünfzehn Stunden von Mossul gefunden worden.

* Zur Erinnerung an Gustav Schwab.

Das Buch „Gustav Schwab, sein Leben und Wirken, geschildert von Karl Klüpfel“ (Leipzig, Brockhaus) ist nicht bloß ein Denkmal der Liebe, welches der Schüler seinem verehrten Lehrer errichtet, sondern es hat auch seinen Werth als ein Beitrag zur Literaturgeschichte der letzten dreißig Jahre. Gustav Schwab war allerdings nicht durch eigene poetische Begabung, wohl aber in hohem Maße durch persönliche Bedeutung und Wirksamkeit, durch Einfluß und Anregung eine Macht, und es ist für die Kenntniß der Zeit etwas gewonnen, wenn man sich vergegenwärtigt, wie diese Macht sich äußerte und bestimmend auftrat. Ganz richtig sind daher die Bemerkungen, mit denen Klüpfel sein Buch einführt: „Mit der vorliegenden Biographie möchte ich einen Beitrag zur Kenntniß unserer literarischen Zustände geben, indem ich das Leben eines Mannes schildere, welcher darauf während drei bis vier Jahrzehnde einen nicht unbedeutenden Einfluß ausgeübt hat. Wenn auch Schwab's Leben einen einfachen Verlauf hatte und nicht durch Wechsel der äußern Geschicke in Spannung versetzt, wenn auch sein Name als Dichter und Schriftsteller nicht in erster Reihe glänzt, so glaube ich doch, daß seine persönliche Bedeutung und Wirksamkeit eine so weitgreifende war, daß der Versuch gerechtfertigt erscheint, ihn zum Gegenstande einer ausführlichen Darstellung zu machen. Denn er ist von vielen im deutschen Vaterlande und auch über dessen Grenzen hinaus gekannt, aufgesucht und geliebt worden, er ist ein Mann des öffentlichen Vertrauens gewesen, wie es wenige giebt; seine geistige Ueberlegenheit ist in weiten Kreisen anerkannt und deswegen sein Rath und Urtheil in der Nähe und Ferne begehrt worden; und auch wo er nicht thätig in die Bewegung seiner Zeit eingriff, ist es doch von Interesse zu sehen, wie ein solcher Mann die Dinge aufgefaßt und beurtheilt hat.“

Es muß anerkannt werden, daß Klüpfel seine Aufgabe in discreter und guter Weise gelöst hat. Die Gefahr der lobpreisenden Uebertreibung hat der Verfasser glücklich vermieden, und es ist ihm nicht ergangen, wie es grade den Schwaben wiederholt in solchen Fällen erging. Vielmehr hält er sich ziemlich objectiv und zeichnet nicht bloß das Bild Schwab's, sondern aus das seiner ganzen Zeit. Die Correspondenz des Verstorbenen, mündliche Mittheilungen seiner Gattin, Kinder und vertrautesten Freunde, unter denen Uhland, Karl Mayer, Kerner, Schöll, Ullmann, Pauli in Lübeck besonders zu nennen sind, erleichterten ihm die Lösung seiner Aufgabe. Die große Ausdehnung der Kreise, auf welche Schwab einwirkte, rechtfertigt es, daß wir an dieser Stelle näher auf das Buch eingehen und den Lebenslauf des Dichters uns vergegenwärtigen.

Gustav Schwab, geboren zu Stuttgart am 19. Juni 1792, war der jüngste Sohn des Hofraths Johann Christof Schwab, eines an Geist und Charakter ausgezeichneten Mannes, welcher Professor der Philosophie und Mathematik an der hohen Karlsschule zu Stuttgart war und derselben bis zu ihrer Auflösung im Jahre 1794 angehörte. Durch eine Schrift über die französische Sprache zog er die Aufmerksamkeit Friedrichs des Großen auf sich und erhielt einen Ruf nach Berlin an die Akademie der Wissenschaften, den er jedoch aus Anhänglichkeit an seine Heimath und aus Rücksicht auf die Wünsche der Regierung ablehnte. Nach Aufhebung der Karlsschule ernannte ihn Herzog Ludwig Eugen zum Vorstande des geheimen Cabinets, welche Stellung er in der uneigennützigsten Weise versah. Sein jüngster Sohn Gustav wurde von ihm mit großem sittlichen Ernst und mit gewissenhafter Liebe erzogen; er vereinigte mit dem Eifer für alte Sprachen und alles ernste Wissen einen heiteren Sinn. Zu seinen liebsten Unterhaltungen gehörte das Theaterspielen; er schrieb heroische Stücke für ein aus seinen Gespielen gebildetes Personal und bearbeitete die „Jungfrau von Orleans“, bis das Gymnasium seine ganze Thätigkeit in Anspruch nahm.

Mit siebenzehn Jahren, im Herbste des Jahres 1809, bezog Schwab die vaterländische Universität Tübingen, ausgerüstet nicht nur mit einer tüchtigen classischen Vorbildung, sondern auch mit einer soliden sittlichen und geselligen Grundlage. Er wählte das Studium der Theologie ohne besondern Entschluß dazu, denn einerseits war es damals in Würtemberg vorherrschende Sitte, begabte Jünglinge für die Theologie zu bestimmen, andererseits schien auch seine geistige Anlage und religiöse Richtung diesem Beruf zu entsprechen. Er trat in das für die würtembergische Gelehrtenbildung so wichtige theologische Seminar in Tübingen ein, wo ihm die Angewöhnung anfangs nicht ganz leicht wurde. Schon der Austritt aus dem elterlichen Hause und dem glücklichen Familienkreise war ihm schwer gefallen, und die kahlen weißen Wände und schmutzigen Fußböden des Klosters machten ihm einen unbehaglichen Eindruck, bis später auch diese Räume sich mit tausend lieben Erinnerungen belebt hatten. Er wurde zwar in mehreren Tübinger Familien freundlich aufgenommen, allein es brauchte doch einige Zeit, bis er die Sehnsucht nach dem Stuttgarter Leben überwand und sich in der neuen Lage heimisch fühlte. Die damalige Tracht der Seminaristen mochte auch für einen jungen Mann, der bisher an keinen Zwang in der Kleidung gewöhnt war, sehr unbequem sein. Es war Gesetz, daß sie sich nicht anders zeigen durften als in schwarzem Anzuge, nämlich in kurzen Beinkleidern, Strümpfen und Schnallenschuhen, in Frack und weißen Ueberschlägen und einem spitzen Klapphut; über den Rücken hing am Sonntag noch ein schmaler Streifen von leichtem Seiden- oder Wollenzeug hinab, der einen Mantel vorstellen sollte. An kalten Wintertagen war es oft Mitleid erregend, wie die armen jungen Leute in der Kirche frieren mußten; im Sommer dagegen brannte die Sonne auf dem schwarzen Tuch um so lästiger, und bei nasser Witterung waren sie in den schmutzigen Gassen stets in Gefahr, die Schuhe stecken zu lassen. Kein Wunder daher auch, wenn sie sich an jedem Vacanztage das Vergnügen machten, in bunter und gewöhnlicher Kleidung einherzugehen. In der Stadt nannte man sie als Gegensatz zu den übrigen Studenten nur „die Schwarzen.“ Auch die Strenge der Zeiteintheilung mußte Schwab beengen, denn außer den Collegien, die meistens im Klostergebäude gehalten wurden, waren sie auch für die übrige Zeit des Tages, mit Ausnahme weniger Erholungsstunden, an das Kloster gebunden und mußten namentlich Abends, wo Andere der Freiheit genossen, zu Hause bleiben, wenn ihnen nicht durch besondere Einladung Erlaubniß zum Ausgehen erwirkt wurde. Durch Besuche in der Heimath, die er der Stiftsclausur doch abzugewinnen wußte, befriedigte Gustav manchmal seine Sehnsucht. So machte er, obgleich er Weihnachten bei seinen Eltern gefeiert hatte, schon einige Wochen darauf, am Lichtmeßfeiertage, wieder einen Ausflug nach Stuttgart. Eine schön geglättete Schlittenbahn und der reinste blaue Himmel waren seinem Unternehmen günstig, und er verabredete mit einem Bekannten den Plan, den einzigen freien Tag, über den sie verfügen konnten, zur Hin- und Herreise zu benutzen. Morgens um 2 Uhr wurde mit dem Schlitten aufgebrochen, und nach einem beschwerlichen Anfang führte der Himmel den beiden des Rosselenkens unkundigen Jünglingen in Gestalt eines ehemaligen Soldaten einen geschickten Fuhrmann zu, der denselben Weg zu machen hatte, mit großer Freude auf dem Schlitten Platz nahm und sie rasch ihrem Ziel entgegenführte. Die beiden Reisenden thaten sich nicht wenig darauf zugute, sich heute im flotten Studentenanzug in Stuttgart zeigen zu können, und in der glücklichsten Stimmung betrat Gustav das Elternhaus, wo ihn zuerst Schwester Lotte mit Jubel empfing. Aber wie ein kalter Schlag traf ihn der bestürzte Empfang der Eltern, denen schon sein baldiges

Wiederkommen befremdlich war, und vollends die etwas burschikose Kleidung für einen Theologen anstößig erschien. Erst nach und nach milderte sich der Eindruck, da sie den Sohn im übrigen unverändert fanden, und er selbst wurde, da der klare sonnige Wintertag seinen Spaziergang begünstigte und die gehoffte Begegnung eintraf, vollkommen befriedigt. Aber, o Jammer! im Lauf des Nachmittags brannte die Sonne so warm, daß der Schnee mehr und mehr zu schwinden begann und die ohne einen Führer ohnehin bedenkliche Rückfahrt noch bedeutend schwieriger wurde. Mit Mühe gelang es, den Schlitten auf die Höhe zu bringen, wo er dann eine Zeit lang im Schnee besser vorwärts kam, aber bald mußten die Studenten von Ort zu Ort Vorspann nehmen, um bei völligem Thauwetter nur nicht im Schmutz stecken zu bleiben. Nach großer Mühsal kamen sie erst nach Mitternacht in Tübingen an, und als sie Tags darauf vom Ephorus Gab zur Verantwortung gezogen wurden, rief dieser ärgerlich aus: „Ihr Stuttgarter würdet auf dem Bauche hinunterrutschen, wenn ihr kein anderes Fuhrwerk fändet!“

Doch mehr und mehr schwand das Heimwehgefühl bei Gustav; seine Studien, sein Freundeskreis und bei dem erwachenden Frühling die schöne Natur machten ihm Tübingen heimisch. Er wurde mit Uhland, Kerner, Köstlin, Mayer bekannt und betheiligte sich an den ersten dichterischen Productionen derselben in den Jahren 1812 und 1813, am poetischen Almanach und am „Deutschen Dichterwald.“ Innig befreundet wurde er besonders mit dem Juristen C. W. Pauli, jetzigem Oberappellationsgerichtsrath in Lübeck, und gewann durch ihn Beziehungen und Liebe zu Norddeutschland, die ihm immer eigen geblieben sind. Die Freunde vereinigten sich zu regelmäßigen abendlichen Zusammenkünften meist im Gasthof zum Lamm, daher sich die Gesellschaft „Lammia“ nannte; man behandelte literarische und ästhetische Fragen, kritisirte Fremdes und Eigenes scharf, stritt über Schiller und Goethe. Der russische Feldzug von 1812 und der Kampf von 1813 trennte den Freundesbund, da mancher gezwungen oder freiwillig in den Krieg zog; Schwab wurde durch seinen inneren Beruf und durch körperliche Verhältnisse zurückgehalten, blieb aber der Sache des Vaterlandes mit ganzem Herzen ergeben und bewahrte die opferfreudige nationale Gesinnung in seinem ganzen Leben und Dichten. Der anderweitig ergänzte poetische Kreis wurde eine geschlossene Gesellschaft, die sich im Januar 1813 unter dem Namen „Romantika“ förmlich als Verbindung constituirte, welche Satisfaction gab, von den Landsmannschaften anerkannt, von den Behörden geduldet ward. Man hielt wöchentliche Commerse, schwärmte für Lied, Liebe und Wein, sprach über literarische und politische Fragen. Die Liebe begeisterte Schwab zu manchem Gedicht, welches er den Freunden mittheilte und nach den Winken Uhlands, der in Geschlossenheit und Vollendung sein Vorbild war, feilte. Aus dieser Zeit stammt z. B. das Lied „Bemooster Bursche zieh' ich aus.“ Daneben wurde die Theologie eifrig betrieben, bis das Triennium zu Ende ging.

Als Gustav die Universität bezogen hatte, war er kräftig zum Jüngling herangewachsen. Die zweckmäßige Vertheilung der Zeit zwischen geistiger Anstrengung und Erholung während der Studienjahre hatte ihn gesund erhalten und auf seine körperliche Entwickelung eingewirkt, so daß er nach Vollendung derselben die Reife des herannahenden Mannesalters erreicht und die Blüthe der Jugend nicht verloren hatte. An Größe eben recht, war sein Wuchs vollständig gerade und von richtigen Verhältnissen, seine Haltung natürlich und gut, die Bewegungen lebendig und schnell, ohne das Maß zu überschreiten. Bräunlich-blondes glänzendes Haar legte sich schlicht, aber reichlich um die wohlgeformte Stirn, welche dem Gesicht den bestimmten Ausdruck von Verstand gab. Gern begegnete man dem offenen Blick der dunkeln, nicht eben großen, aber feurigen Augen, welche so freundlich waren wie der selten ganz geschlossene Mund, der eine Reihe von großen, wohlgeformten Zähnen von glänzendem Schmelz zeigte. Geist und Herzensgüte sprachen aus allen Zügen. So war der Eindruck seiner ganzen Erscheinung ein durchaus günstiger, und wer auch nur flüchtig mit ihm in Berührung kam, mußte fühlen, daß er eine an Geist und Gemüth reich begabte, eine bedeutende Persönlichkeit vor sich habe. Die Individualität seiner beiden Eltern vereinigte sich in ihm zu einem harmonischen Ganzen. Verdankte er dem Vater den wissenschaftlichen Sinn, die gründliche classische Bildung, das lebhafte Interesse für philosophische und theologische Studien, ja selbst — wenigstens was die Form betrifft — die poetische Anlage, vor allem aber den unverrückbaren sittlichen Ernst, so hatte er von der Mutter das Temperament ererbt, die Lebendigkeit und Beweglichkeit des Geistes, den schnellen Blick, das rasch in Liebe wie in Leidenschaft aufwallende Herz, das an thätigem Wohlwollen für alle, an treuem Freundschaftssinn für viele reiche Gemüth.

Einer der Freunde und Studiengenossen schildert ihn treffend in folgenden Worten: „Im Spätjahr 1813 lernte ich Schwab als Student in Tübingen kennen. Ich sah ihn zuerst in einer fröhlichen öffentlichen Gesellschaft. Noch heute steht er vor mir, die kräftige, damals schlanke Gestalt, in der schwarzen, etwas schmuck gehaltenen Theologentracht, durch sein jugendlich leuchtendes, Gesundheit und Leben sprühendes Angesicht, durch sein ganzes bewegliches, geistig sprudelndes Wesen mehr den frisch ins Leben hineinschreitenden Dichter, als den werdenden Theologen ankündigend. Es war nicht schwer ihm nahe zu kommen, sobald sich ein innerer Anknüpfungspunkt bot; dieser lag für uns außer der gemeinsamen Wissenschaft in der poetisch-idealen Lebensauffassung, in dem freudigen Sinne akademischer Jugend. Schwab war Genosse des Stifts und bewahrte auch, völlig abgesehen von äußern Schranken, eine unangetastete, alles Rohe zurückstoßende Sittenreinheit: aber er gab sich zugleich mit voller Seele der Poesie des edlern deutschen Studententhums hin.“

Die nächste Zeit verlebte Schwab als Vicar im Pfarrhause zu Bernhausen, machte aber schon 1815 eine Reise nach Norddeutschland und begab sich über Nürnberg nach Weimar. Hier war es sein Erstes, Goethe zu besuchen. „Wir gingen“, schreibt er selbst, „durch Vorsäle und Zimmer, mit Antiken herrlich ausgeschmückt, und fanden den schönen Greis bereit, uns recht nobel und doch freundlich zu empfangen. Ganz schwarz gekleidet, stand er, auch im Alter noch kräftig, nahe an der Schwelle; anfangs war uns ziemlich feierlich zu Muthe, als er aber sich so gütig nach unserm Reiseplan erkundigte, uns sitzen hieß und sich zu uns setzte, verschwand bald alle Scheu, und ich sah ihm getrost in die dunkelglühenden Augen unter der sparsam weißgelockten Stirn. Neben manchem Gleichgültigen sprach er über das Reisen, über Deutschland und über das Theater manches gewichtige Wort, in so schönen, zierlichen Perioden, daß man „Dichtung und Wahrheit“ oder den „Wilhelm Meister“ lebendig vor sich zu haben glaubte. Beim Abschied lud er uns auf einer allenfallsigen Rückreise über Weimar recht freundlich ein, ihn wieder zu besuchen.“ — In Berlin wurde Schwab mit Varnhagen, Hitzig, Chamisso, Schleiermacher, Marheineke, Neander, de Wette bekannt und reiste über Hamburg nach Bremen, wo er wieder von einem Freunde, dem Pastor Treviranus, als Gast aufgenommen wurde und seinen alten Freund Osiander traf, der als Hauslehrer in der Familie Castendyk lebte. Ganz besonders zog ihn der dort herrschende Geist an; er lernte viele sehr ausgezeichnete Familien kennen, besonders auch die des Bürgermeisters Smidt, mit der er später in Tübingen, Stuttgart und Bremen noch manche freundliche Begegnung hatte. Er schied mit einer solchen Liebe von Bremen, daß ihm der Gedanke auftauchte, hier möchte er wohl seine Heimath gründen! Dies wurde zwar nicht verwirklicht, es war aber vielleicht schon eine Ahnung davon, daß in späteren Zeiten diese Stadt so innig mit seiner Familie verwachsen würde. Auf der Rückreise besuchte er in Göttingen seinen Freund Pauli, der, nachdem er seinen Abschied vom Militär genommen, dort seine Studien vollendete. Von dort reiste Schwab nach Stuttgart zurück.

Alsbald trat er als Repetent am Tübinger Stift ein, in welcher

Stellung er Zeit zu eignen Arbeiten und zu Vorlesungen über Aesthetik behielt, oft predigte, aber manchen Aerger in den Beziehungen zu seinen Collegen hatte. Er sehnte sich nach der Begründung eines eigenen Heerdes, doch wollten sich solche Hoffnungen nicht recht erfüllen, bis er um Weihnachten 1817 zum Professor am oberen Gymnasium in Stuttgart mit einem Gehalt von 1200 Gulden ernannt wurde. Das war eine freudige Bescheerung für seine Braut, deren Liebe ihn seit mehreren Jahren beglückte; er schloß mit ihr den Bund, der seine höchsten Wünsche erfüllte und beide für das ganze Leben beglückte. Er heirathete um Ostern 1818 und führte seine junge Frau in die angenehmsten geselligen Kreise ein. Sein Hauptfach am Gymnasium waren die alten Sprachen, die Beziehungen zu den Collegen und Schülern die besten.

So verstrichen mehrere Jahre, während welcher nun recht eigentlich die literarische Thätigkeit Schwabs begann. Er arbeitete für das Conversations-Lexikon und die Blätter für literarische Unterhaltung, dichtete mehrere der bekanntesten Romanzen, schrieb das Buch über den Bodensee und stand in ausgebreiteten schriftstellerischen Beziehungen. Auch übernahm er ein Geschäft, das während seiner ganzen Lebenszeit neben seinen amtlichen und schriftstellerischen Arbeiten herlief, die Uebersetzung sämmtlicher griechischer und römischer Klassiker, im Metzler'schen Verlage, in Verbindung mit Osiander und Tafel. Anfangs hatte die Sache rüstigen Fortgang, doch ging es später langsamer, und Schwab sollte die Vollendung der auch jetzt noch nicht abgeschlossenen Sammlung nicht erleben.

Das Honorar für das Buch über den Bodensee und ein längerer Urlaub verschaffen ihm die Möglichkeit, durch eine Reise nach Paris einen lange gehegten Wunsch zu erfüllen. Im Frühjahr 1827 trat er mit Professor Christian Gmelin diese Reise an, über deren Genüsse er seiner Frau mit Entzücken berichtet. Er lernte literarische und politische Persönlichkeiten kennen und zehrte, als er heimgekehrt war, noch lange an den schönen Erinnerungen.

Je ausgebreiteter der Dichtername Schwab's in der literarischen Welt wurde, desto mehr ward dieser von fremden und einheimischen Kunstgenossen aufgesucht. Seine überaus freundliche und gefällige Art, mit der er jedermann entgegenkam, machte es auch Fremden leicht, zu ihm zu gelangen, und da es in Stuttgart nicht viele Männer seiner Art gab, so wurde er bald ein literarischer Mittelpunkt für das südwestliche Deutschland. Sein Haus war in einfacher Gastfreundschaft auswärtigen Besuchern jederzeit offen, und es machte ihm Freude, denselben diejenigen Bekanntschaften zu vermitteln, die sie zu machen wünschten. Infolge der in Paris angeknüpften Verbindungen sprachen nun auch häufig französische Gelehrte und Dichter bei ihm ein, und er hatte das Vergnügen, manche Berühmtheit von dort bei sich zu sehen.

Unter den hervorragenden Dichtern jener Zeit, mit welchen Schwab in nähere Berührung kam, ist vor allen August Graf von Platen zu nennen. Schwab machte seine Bekanntschaft im Jahre 1825, wo er einen Abend bei Dr. Schorn mit ihm zusammen war. Platen, der damals schon mehrere kleinere Sammlungen Gedichte veröffentlicht hatte, las eine Reihe noch ungedruckter vor, die auf Schwab einen tiefen Eindruck machten.

Es entspann sich darauf ein Briefwechsel, der sich hauptsächlich auf die Herausgabe von Platen's Dichtungen bei Cotta bezieht, wobei Schwab Gelegenheit hatte, dem Dichter manche Gefälligkeit zu erweisen. Die Briefe Platen's sind in dem von Johannes Minckwitz, einem enthusiastischen Verehrer Platen's, herausgegebenen Briefwechsel (Leipzig 1836) als Anhang abgedruckt.

Unter Schwab's Schülern war ein talentvoller junger Mann, Wilhelm Waiblinger, der sich sehr an Schwab hielt, ihm aber bald viele Sorge machte, da des Jünglings Geniesucht diesen auf Abwege leitete. Die vier Sonette „Antwort an einen jungen Dichter" (1821) sind an Waiblinger gerichtet. Dieser studirte bis zum Jahre 1826 im Stift zu Tübingen; nachdem er absolvirt hatte, trieb es ihn mächtig nach dem Lande seiner Sehnsucht, Italien, zugleich wollte er durch diese Reise aus seinen durch eigene Schuld herbeigeführten schlimmen Verhältnissen loskommen und in der Fremde ein neuer Mensch werden. Schwab verwendete sich für ihn bei Herrn von Cotta, der ihm die Mittel zu einem zweijährigen Aufenthalt in Italien gab, wogegen Waiblinger sich zu literarischen Leistungen verpflichtete. Schwab gab sich unendliche Mühe, ihn auf den rechten Weg zu bringen und hoffte immer wieder, das große Vertrauen, das der junge Mann ihm zeigte, werde es ihm möglich machen, einen heilsamen Einfluß auf denselben auszuüben. Allein Waiblinger's ungestüme Sinnlichkeit und die gar zu hohe Meinung, die er von seinen Talenten hatte, verhinderte dies. Es gelang ihm nicht, sich aus dem Schlamme der Verdorbenheit aufzuraffen, er versank immer tiefer darin, zerstörte dadurch seine seltene Körperkraft und starb am 17. Januar 1830 in Rom. Platen schreibt über ihn an Schwab am 16. Februar 1828 aus Rom: „Waiblinger hat viel Talent, aber vielleicht nicht genug, um eine Existenz darauf zu gründen. Der Aufenthalt in Italien ist ihm in vieler Hinsicht schädlich und vermehrt seine Geniesucht. Seine Gedichte werden um nichts besser, wenn auch in jedem das Pantheon, das Colosseum und das forum romanum vorkommt, was alles bei ihm blos Phrasen sind. Ein eigentlich tiefes Naturell hat er nicht, aber es kann ein potenzirter Kotzebue aus ihm werden, der auf dem Theater große Fortune macht. Die Täuschung besteht blos darin, daß solche Leute sich für künftige Sophoklesse halten, was man aber nicht so leicht werden kann, wenn man gelebt hat wie ein Schwein, was er selbst jeden Tag eingesteht, denn seine Aufrichtigkeit geht bis zum Ekelhaften. Lord Byron könnte zwar die liederlichen Genies in Credit bringen, aber abgesehen davon, daß es bei ihm gewiß nicht halb so arg war, als man es macht, so lebte er auch in glänzenden Verhältnissen und hatte nicht nöthig, den Bierkneipensitzer und Bordellgänger zu machen."

Nach Waiblinger's Tode wurde im „Nürnberger Correspondent" ein gelegentlicher Angriff auf Schwab gerichtet, als ob er Waiblinger in seiner hohen Meinung von sich bestärkt, durch Bewunderung verwöhnt, — dadurch zu seinem Untergange beigetragen hätte. So tief unsern Schwab dieser Vorwurf schmerzte, sprach ihn doch sein Gewissen vollkommen frei; denn er war sich zu gut bewußt, wie er alles versucht hatte, um Waiblinger zur Selbsterkenntniß zu helfen.

Im Spätsommer 1827 wurde Schwab durch den sehr erwünschten Besuch Wilhelm Müller's aus Dessau, des Dichters der „Griechenlieder", erfreut. Er kam auf einer Rheinreise mit seiner liebenswürdigen Frau nach Stuttgart und wohnte vierzehn Tage bei Schwab. Schon seit längerer Zeit waren die beiden Männer durch Heinrich Brockhaus und Matthisson in brieflichen Verkehr gekommen und hatten den Wunsch gehegt, einander persönlich kennen zu lernen. Matthisson hatte durch eine Aeußerung über Müller's ängstliche Gesundheit dessen Freunde fast erschreckt; aber der Eindruck, den Müller's Erscheinen machte, war ganz anderer Art, er war frisch und regsam, voll Geist und Leben, nur konnte er keine großen Anstrengungen ertragen und bedurfte zuweilen der Ruhe. Es war eine sehr schöne Zeit, welche beide Familien miteinander verlebten: die Dichter hatten so viele gemeinsame literarische Interessen, auch Müller's feine classische Bildung brachte ihn Schwab näher; die Frauen nahmen Antheil an dem Verkehr der Männer, liebten es aber auch, einander ihre Verhältnisse mitzutheilen und zu vergleichen, und freuten sich ihres ähnlichen Glücks auch im Besitz ihrer Kinder. Viele schöne Stunden wurden mit Uhland, dem Epigrammatisten Haug, Reinbeck, Matthisson, Grüneisen zugebracht. Von Wilhelm Hauff fühlte sich Müller besonders angezogen, und niemand ahnte noch, wie bald die beiden jungen und anscheinend blühenden Männer das gleiche Todesloos treffen sollte. Müller's geistreiche Frau schwärmte in Liebe und Verehrung für ihren Mann und theilte alle seine Interessen auf's treulichste mit ihm. Von Stuttgart aus besuchte Müller noch Kerner in Weinsberg. Dieser hatte Müller zu Ehren die griechische Flagge

auf seinem Thurme aufgepflanzt; in der Nacht kam ein Platzregen und wusch die blaue Farbe heraus, so daß ein trauriges Schwarz und Weiß übrig blieb und man morgens mit unheimlichem Gefühl die Trauerfarben sah. Statt der Nachricht von Müller's glücklicher Heimkehr erhielten die Freunde die Todesbotschaft. Er war mit seiner Frau zwar ganz wohl und heiter zu Hause angelangt, sie hatten sich der Heimath und der Ihrigen wieder erfreut; aber nach wenigen Tagen wurde die Frau in der Nacht durch ein Stöhnen wach, und nachdem sie eilig Licht angezündet, fand sie ihren Gatten todt. Die erschütternde Nachricht von diesem plötzlichen Verluste traf die schwäbischen Freunde doppelt schmerzlich nach dem schönen Zusammensein, das ihnen als der Anfang einer dauernden freundschaftlichen Verbindung erschienen war. Schwab übernahm die Herausgabe von Müller's „Gesammelten Werken“, die in fünf Bänden (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1829) erschienen, und schrieb dazu eine Biographie des Dichters.

Nur einige Wochen später starb am Nervenfieber der erst fünfundzwanzigjährige, in vollem Schaffen begriffene und mit schnell erblühtem Ruhm beglückte Wilhelm Hauff. Sein unerwarteter Tod erregte in den literarischen Kreisen Stuttgarts eine schmerzliche Theilnahme, und Schwab gab seinem Gefühle Ausdruck durch ein im Namen der Freunde an seinem Grabe gesprochenes Gedicht. Dasselbe findet sich in der ersten Ausgabe seiner Gedichte, Theil I., S. 116, wo auch unmittelbar vor demselben der Wilhelm Müller gewidmete Nachruf abgedruckt ist. Auch Hauff's „Sämmtliche Werke“ wurden von Schwab mit einer einleitenden Biographie und Charakteristik (Stuttgart, Brodhag, 1830) herausgegeben.

Mit dem Beginn des Jahres 1828 übernahm Schwab die Mitredaction des „Morgenblatt“, das in den letzten Jahren Wilhelm Hauff geleitet, und nach dessen Tode sein Bruder Hermann Hauff übernommen hatte. Um ihn sammelte sich ein Kreis jüngerer Dichter, die meist durch ihn in die literarische Welt eingeführt wurden, Adolf Schöll, Karl Simrock, Eduard Mörike, Anastasius Grün, Gustav Pfizer, Nicolaus Lenau, Reinhold Köstlin, Ferdinand Freiligrath, während auch Uhland, Platen, Mayer Manches abdrucken ließen. Schwab hatte Freude an der Redaction, doch bereitete sie ihm auch manche Verlegenheit, da sich viel Mittelmäßiges und Schlechtes an ihn herandrängte, das zurückzuweisen er zu gutmüthig war. Unannehmlichkeiten, welche daraus entsprangen, und der Druck der Arbeiten wurden gelegentlich durch eine Rheinreise oder eine Wanderung in die Schweiz abgeschüttelt.

Die Julirevolution mit ihrer Einwirkung auf die deutschen Zustände ließ auch Schwab und seine Verhältnisse nicht unberührt. Die Verschiedenheit der politischen Ansichten in den Kreisen, in welchen er lebte, und die Gereiztheit, mit der sie besprochen wurden, brachten häufige Verstimmungen hervor; er wurde von der reactionären Partei wegen seiner liberalen Ansichten angefeindet. Bald fühlte er sich so unbehaglich, daß er sich aus dem ganzen Getreibe fort in die Stille des Landlebens, auf eine Dorfpfarre sehnte und sich um eine grade zu Lustnau bei Tübingen erledigte meldete. Aber der Wunsch ging nicht in Erfüllung. Dazu brachte ihm der Winter auf 1831 schwere häusliche Leiden; er verlor seine Schwägerin und seine Mutter. Doch gewährte der Verkehr mit dichterischen Genossen einigen Trost. Gustav Pfizer und Anastasius Grün schlossen sich ihm an, Nicolaus Lenau wohnte bei ihm und trat durch ihn mit Cotta in Beziehungen; da gab es freilich für ihn und seine Frau manche melancholische Wolke zu verscheuchen. Auch die besten Arbeiten von Sternberg wurden durch Schwab eingeführt. Eduard Mörike erfreute sich seiner Leitung. Dieser Dichterkreis erweiterte sich noch, als Schwab 1832 mit Chamisso die Redaction des „Deutschen Musenalmanachs“ übernahm. Seit 1830 hatte Amadeus Wendt in Göttingen denselben herausgegeben, da aber Schmähungen gegen Schiller Entrüstung hervorriefen, wurde die Redaction an Chamisso und Schwab übertragen, indem jener die norddeutschen, dieser die süddeutschen Dichter um sich vereinigte. Das gab zwar manche Geschmackscollision, die durch Nachgeben einer der beiden Seiten beseitigt werden mußte. Nach dem so vier Jahrgänge unter der gemeinsamen Redaction erschienen waren, veranlaßte Heine's Bild als Titelkupfer im Jahre 1837 Schwabs Austritt, da Heine kurz zuvor die schwäbischen Dichter verhöhnt hatte. Als dann Uhlands Porträt 1838 folgte, trat Schwab wieder ein, doch nur vorübergehend, da die Uebernahme eines Pfarramtes und die Entfernung von Stuttgart die bisherige Verbindung unterbrachen. Chamisso vereinigte sich nun mit Gaudy, erlebte aber den Jahrgang 1839 nicht mehr; auch Gaudy folgte ihm bald im Tode, und Ruge und Echtermeyer setzten dann das Unternehmen noch zwei Jahre lang fort. — Mittlerweile war 1834 die poetische Mustersammlung „Fünf Bücher deutscher Lieder und Gedichte von Haller bis auf die neueste Zeit“, von der vor Kurzem die vierte Auflage erschienen ist, herausgekommen; es folgten die „Deutschen Volksbücher“ in der Bearbeitung für die Jugend, die Section Schwaben im „malerischen und romantischen Deutschland“, während das damals so gewaltig einschlagende „Leben Jesu“ von Strauß und die Schriften, welche das „junge Deutschland“ in die Welt schickte, ihn vielfach zu Aeußerungen veranlaßten. Das ging nicht ohne manche Kämpfe ab, die den Wunsch nach Zurückgezogenheit und Ruhe wieder nährten. Jetzt ward er erfüllt, die Pfarre zu Gomaringen ihm 1837 übertragen.

Das Pfarrhaus, welches Schwab am 26. October 1837 bezog, war fast ein Stück Romantik und stimmte trefflich zu den Anschauungen einer dichterischen Phantasie. Es war ein altes, etwas verfallenes Schloß der Herren von Gomaringen, eines alten Rittergeschlechts, welches einst das Dorf besessen hatte, aber schon am Anfang des funfzehnten Jahrhunderts ausgestorben war. Später wurde das Dorf von der Reichsstadt Reutlingen angekauft und das Schloß der Sitz eines Reutlinger Vogts, unter welcher Herrschaft dasselbe mehrfache Erneuerungen erfuhr. Seine Lage auf einem gegen das Dorf hin steil abfallenden Hügel, welcher das Thal der Wiesaz beherrscht, gewährt eine herrliche Aussicht: im Vordergrunde die Ortschaft, grüne Matten und Felder, weiterhin anmuthige Vorberge und im nahen Hintergrunde die langgestreckte Reihe der hier ziemlich ansehnlichen Albhöhen, gegenüber der mächtige Roßberg, einer der höchsten Berge der Schwäbischen Alb, und rechts davon in der Ferne der Hohenzollern. Alles dies überschaute man wie ein Panorama von den Fenstern der Wohnzimmer aus. Das Haus war auf den gegen den Berg gekehrten Seiten mit einem Graben umgeben und durch eine schmale Brücke mit dem Dorfe verbunden. Auf der freien Vorderseite breitete sich ein ziemlich großer, gegen das langgedehnte Dorf hin terrassenförmig abfallender Garten aus.

Eine Anzahl Gomaringer war bis gegen Tübingen, wo Schwab mit seiner Familie in Uhland's Hause übernachtet hatte, reitend und fahrend dem neuen Pfarrer entgegengezogen, und vor dem Dorfe selbst fand man einen großen Theil der Gemeinde versammelt. Die Leute kamen freundlich, doch keineswegs zudringlich entgegen, und der im ganzen große und schöne, aber etwas rauhe Menschenschlag machte einen günstigen Eindruck. Am folgenden Sonntag hielt Schwab in gedrängt voller Kirche seine erste Predigt über das Evangelium von dem Gastmahl, wo sich die Geladenen entschuldigen lassen und Arme und Krüppel hereingeführt werden, wobei er die Einladung zum Reiche Gottes schön mit dem Antritt seines neuen Berufs verband. Gleich dieser erste Sonntag versammelte in dem kaum eingerichteten Hause Verwandte und Freunde, die von Tübingen und Stuttgart herbeigeeilt waren, um von der neuen Heimath Schwab's Einsicht zu nehmen. Es waren darunter Uhland, Karl Mayer, Paul Pfizer, Graf Auersperg; man verbrachte einen fröhlich bewegten Tag, und alle Gäste schieden befriedigt.

Das Amt, in welches sich Schwab nun zunächst einzuleben hatte, war keines von den ganz ruhigen, denn bei der achtzehnhundert Seelen starken Gemeinde kam es oft vor, daß mehrere Tage hintereinander zu predigen und dabei die sonstige Amtspraxis zu besorgen

war. Er ergriff seine Aufgabe mit Ernst und Liebe und verstand es, das Schöne und Begeisternde seines Berufs voranzustellen, das Mechanische hingegen mit solcher Ordnung und Pünktlichkeit einzurichten, daß es ihm Zeit und Gedanken nicht mehr als nöthig in Anspruch nahm. Das Predigen war ihm eine wahre Herzensfreude. Die vorherrschende Richtung seiner Vorträge ging dahin, in den Zuhörern eine feste religiöse Erkenntniß zu begründen und dieselben durch geschichtliche und psychologische Vermittelung zu einer sittlichen Aneignung des Christenthums zu leiten. Wenn seine Predigtweise somit eine vorwiegend lehrhafte war, so fehlte es ihr doch keineswegs an Wärme und Lebendigkeit und derjenigen Popularität, welche die Aufmerksamkeit auch eines ungeübten Denkens fesselt. Mit dem kleinen Häuflein Pietisten, das sich in der Gemeinde befand, stand Schwab in gutem Vernehmen und schätzte sie als seine gebildetsten und empfänglichsten Zuhörer, besonders hatte er vor ihrem Führer, der in der Umgegend eines großen Ansehens genoß, wahre Achtung, und sah in ihm einen Gehülfen in der Seelsorge. Auf ihre besondere Ausdrucksweise aber und ihre Ansprüche auf eine bevorzugte Stellung innerhalb der Kirche konnte und wollte er nicht eingehen, was indeß seiner geistlichen Wirksamkeit bei ihnen nicht hinderlich wurde.

Der gesellige Verkehr gestaltete sich höchst anziehend, die Tübinger Verbindungen wurden neu geknüpft und verstärkt, Uhland und Vischer waren Gäste im Pfarrhause; daneben blieb Zeit genug zu literarischen Arbeiten. Es entstanden die „Sagen des klassischen Alterthums“, eine neue Auswahl der Gedichte und die Biographie Schillers, zu welcher die Aufrichtung des Schillerdenkmals im Jahre 1839, bei welchem Schwab die Festrede hielt, Veranlassung gab. Das Familienleben aber erlitt manche Störung; der zweite Sohn reiste nach Bremen, wo er in ein kaufmännisches Geschäft trat und durch einen Besuch der Mutter erfreut wurde, der älteste, Christof, trat in das theologische Seminar in Tübingen, der jüngste, Ludwig, wurde den Eltern in Heidelberg durch den Tod entrissen. Dieser Trauerfall trübte die Behaglichkeit des Gomaringer Lebens und weckte den Gedanken an eine Ortsveränderung. Schwab machte, begleitet von seinem jungen Freunde Hermann Meier aus Bremen, im Frühling 1841 eine Reise nach dem Norden und begann mit einem genußreichen Aufenthalt in der Hansestadt an der Weser, verweilte in Lübeck acht Tage mit herzlicher Freude bei Pauli und fuhr hinüber nach Stockholm. In Gothenburg erhielt er die Nachricht von seiner Ernennung zum Stadtpfarrer und Amtsdekan in Stuttgart, berührte auf der Rückreise wieder Bremen und siedelte im Juli nach Stuttgart über.

Im neuen Amte fand sich Schwab bald zurecht, ließ der poetischen Mustersammlung eine prosaische folgen, hielt Vorlesungen über die deutsche Literatur und erfrischte sich durch manche Reise. 1845 wurde er Oberconsistorialrath und Oberstudienrath und erhielt von Tübingen den theologischen Doctortitel. — Das Jahr 1848 mit seinen Hoffnungen und Täuschungen bewegte ihn tief und bereitete ihm Freude und Schmerz, gab ihm aber keine Veranlassung zu eingreifender Thätigkeit. Besuche seiner in der Ferne lebenden Kinder, Amtsgeschäfte und geselliger Verkehr brachten Zerstreuung und Trost. Sein Leben war glücklich und schön, unerwartet sein Ende. — Im October 1850 machte Schwab einen Ausflug nach Tübingen in bester Kraft und Laune, doch fiel den Seinigen die bläuliche Gesichtsfarbe auf, die noch zunahm, als er an einem kühlen Tage nach Stuttgart zurückfuhr. Indeß blieb er wohl und rüstig und verfaßte noch einen Prolog für ein Concert zum Besten der Schleswig-Holsteiner. Den folgenden Sonntag verbrachte er ruhig in seiner Familie und sah Abends einen Freundeskreis um sich, den er wie gewöhnlich belebte. Nach 10 Uhr ging er ganz wohl zu Bette, schlief ruhig ein, wachte aber um halb 3 Uhr mit Beengung auf und rief ängstlich um Hülfe. Seine Frau und Tochter eilten an sein Bett, konnten aber nur noch seinen letzten Seufzer vernehmen; mit einem innigen Lebewohl an sie und dem Ausruf: „Herr Jesu Christe, erbarme dich!“ war er verschieden. Die ärztlichen Versuche, das Leben zurückzurufen, blieben erfolglos, und so lag er auf seinem Bette mit dem Ausdruck der Ruhe wie ein friedlich Schlafender. Er hatte sein Leben nur auf 58 Jahre und 4 Monate gebracht. Die fast unglaublich scheinende Nachricht von dem plötzlichen Tode Schwab's erregte in der ganzen Stadt eine große Bestürzung, und die Theilnahme äußerte sich auf mannichfache Weise. Zu der Beerdigung, die am 6. November stattfand, kamen viele auswärts wohnende Freunde, worunter auch Uhland, und ein unermeßlicher Trauerzug folgte dem lorbeerumkränzten Sarge.

Schwabs irdische Ueberreste ruhen auf dem Hoppelaukirchhof; ein nach der Zeichnung des Professors Mauch schön ausgehauener röthlicher Sandstein schmückt sein Grab.

---

* Säculargedicht zu Jena's 300jähriger Jubelfeier, 15. August 1858.

Es segne Gott dich, herrliche Musenstadt!
Wir grüßen heut' dich prangend im Festesglanz,
Von Norden tönt und Süden Festgruß.
Tönt dir aus jedem der deutschen Lande.

Ja jubelnd grüßt dich jeglicher Strand, zu dem
Sich deines Geistes Strömung ergossen je,
Es sendet herzlich jede Stätte
Freieren Strebens dir Brudergrüße.

Jenseit des Meeres, selbst in Amerika,
Wo unsers Deutschlands heimische Zunge klingt,
Begeht man deine Jubeltage
Festlich und sendet dir Herzensgrüße.

Denn deutschen Sinn frei strebender Wissenschaft,
Der freien Berge freieres Geisteswehn,
Hast du bewahrt und ließest strömen
Stark ihn zu nimmergemess'nen Fernen.

Ob zu dem Dunkel strebten und hinterwärts
Anstatt zur Sonne leuchtendem Strahlenglanz
Die Andern, die einst Kampfgenossen,
Eiltest du vorwärts dem Licht entgegen.

Ob auch die Fluthen schäumend dich oft umbraus't,
Ob du, ein Eiland, standest im wilden Meer,
Du wanktest nicht, du ließest Bahn nur
Freieren Geistes gewalt'ger Strömung.

So strebe treu dem ewigen Ziele zu,
Und durch der rückwärts strömenden Wogen Schwall,
Ein kühner Segler, steure vorwärts,
Vorwärts zum Urbild der ew'gen Wahrheit.

Gedeih' und blühe, würdiger Musensitz,
Frei wie die Berge, die dich in schönem Kranz
Umringen, steh' ein starker Fels du,
Strahlende Leuchte im dunkeln Meere.

Eugen Labes.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Balladen, Romanzen und Sagen aus Thüringens Ritterzeit. Von K. Arnold. — Der Herzog von Lichlenhain. Akademischer Jubiläumsschwank zur Mitfeier des 300jährigen Stiftungsfestes der Universität Jena. Von H. Görwitz. — Martin Opitz von Boberfeld. Von Hoffmann von Fallersleben. — Die königliche Burg Karlstein in Böhmen. Von F. B. Mikowec. — Denkschriften militär-politischen Inhalts. Aus dem handschriftlichen Nachlasse Radetzky's. — Savonarola, der Reformator von Florenz. Von C. G. Seibert.

— * Eine Andeutung, welche im vorigen Feuilleton in Betreff des Jubiläums von Jena gegeben wurde, bestätigt sich wirklich; außer dem Großherzoge von Weimar erscheint keiner der thüringischen Fürsten, obwohl Jena ihre Gesammt-Universität ist. Der eine hat Besuch, der andere muß nothwendig verreisen. Das Ausbleiben der Fürsten macht, wie sich denken läßt, einen unangenehmen Eindruck, und es wäre denn doch wünschenswerth, daß bei solcher Gelegenheit Eifersüchteleien und Gereiztheiten unterdrückt blieben. Es heißt, man sei in einigen Residenzen darüber verstimmt, daß nicht von Seiten Weimars förmliche und herzliche

Einladungen erfolgt sind. — Die Jenenser sind ganz „aus dem Häuschen“, doch sollen einige Bewohner der guten Stadt sich so weit zu fassen wissen, daß sie im Stande sind, ganz gewaltige Preise für schlechte Wohnungen anzusetzen. Da könnte manchem alten Corpsburschen der Humor verdorben werden.

— * Am 1. August starb im Seebade zu Norderney der Schriftsteller Gustav Diezel, der sich dort seit einigen Wochen zur Wiederherstellung seiner Gesundheit aufhielt. Diezel hat eine Reihe von Büchern über politische Themata, namentlich über die deutsche und die europäische Frage, geschrieben und dadurch viel Polemik hervorgerufen. In der letzten Zeit gehörte er zu den literarischen Kräften, welche die einige Jahre hindurch eine so große Rolle spielende Scheube'sche Buchhandlung in Gotha an sich gezogen hatte, und kam durch den Bankerott jener Firma um seine bisherige Stellung. Diezel war dort besonders bei der Zeitschrift „Feierabend“ und dem periodischen Unternehmen „Unser Jahrhundert“ thätig; beide sind nunmehr eingegangen.

— * Die Berliner Blätter bringen folgende Notiz, die wir in Anlaß unserer Artikel über das neue Museum mittheilen: „Der Unterbau für die Säulenhalle vor der Hauptfront des neuen Museums schreitet rüstig vorwärts und ist fast vollendet in den Wölbungen. Das Material zu dem Fußboden, Granit, ist fast sämmtlich zur Stelle und wird demnächst mit dem Legen desselben begonnen werden. Auch der Oberbau hat mehr Aussicht auf Förderung, seitdem der durch den vielen Regen herbeigeführte höhere Wasserstand die Anfuhr von Sandsteinen aus Postelwitz ermöglicht. Täglich treffen Transporte ein und werden sofort in Bearbeitung genommen. Allem Anschein nach dürfte mit Beginn des Winters die Säulenhalle vollendet dastehen.

— * Ein für alle Verehrer Goethe's dankenswerthes Unternehmen ist der Versuch des als einer der ersten lebenden Architektur-Aquarellisten und zugleich als genauester Kenner der Frankfurter Baugeschichte bekannten Malers Karl Theodor Reiffenstein, die Aussicht des Knaben Goethe aus dem väterlichen Hause zu reconstruiren. (Vergl. Goethe's Werke, Duodez-Ausgabe von 1828, Band 24, S. 15.) Man erblickt die Nachbarsgärten mit ihrem abendlichen Familienverkehr, von dem der einsame Knabe ausgeschlossen ist, und „sieht die Wolken zieh'n, über die Stadtmauer hin“, jenseits deren die Main-Ebene sich erstreckt. Wie die „Zeit“ hört, beabsichtigt der Künstler, das eben so genau als geistreich entworfene Blatt, welchem die sorgfältigsten Lokal-Studien vorher gegangen sind, zu vervielfältigen und zu veröffentlichen.

— * Die Wartburg zieht auch in diesem Sommer eine Masse von Besuchern an und wird selbst an schlimmen Regentagen nicht leer, da die Reisenden, wenn sie auch auf manchen Punkt des Thüringerwaldes des bösen Wetters wegen verzichten, auf alle Fälle Eisenach und die Burg besuchen. Da droben auf dem Burghofe ist es jetzt behaglicher und stiller als in den letzten Jahren, wo man durch das Hämmern der Arbeiter und den Staub unangenehm gestört wurde. Jetzt kann man wieder in aller Ruhe dort sitzen und sich an der Rundsicht weiden. Die äußeren Arbeiten, so weit sie das Landgrafenhaus betreffen, sind nunmehr vollendet, und zunächst wird drinnen Alles weiter geführt, bis dann der Bau des ganz verschwundenen Querhauses und die Restauration der noch vorhandenen vorderen Gebäude mit dem Lutherzimmer beginnt. Bekanntlich wird dann, da die ganze Burg ihren alten Charakter wieder erhalten soll, die Wirthschaft, welche jetzt sich oben befindet, ein eignes Gebäude etwas weiter abwärts erhalten. Das Landgrafenhaus wird den Besuchern der Burg gezeigt, doch sind augenblicklich die Kemenaten geschlossen, da sie für die großherzogliche Familie in Stand gesetzt werden, welche nach Abschluß des Aufenthalts im reizenden Wilhelmsthal einige Herbstwochen dort oben zubringen will. Der große Bankettsaal, von dessen Balkonterrasse man einen köstlichen Blick auf das Waldgebirge wirft und auf die Arbeiten der Werrabahn hinübergleiten läßt, nähert sich seiner Vollendung und nimmt sich prachtvoll aus, wenn auch mitunter ein kundiges Auge auf Ueberladung oder architektonische Fehler stößt. Auch die Bilder von Schwind, so wie die vom Sängerkampfe und die von der heiligen Elisabeth, finden sehr verschiedene Urtheile. Die Berliner haben ihre unbändige Freude darüber, daß die Burg und ihre Umgebung den Dekorationen des Herrn Gropius zum „Tannhäuser“ so sehr ähnlich sehen und ihnen an Schönheit fast gleich kommen.

— * Den „Hamburger Nachrichten“ entlehnen wir folgende Mittheilung: „Fürst Hermann Pückler, der berühmte „Verstorbene“, hat über sein Dasein neuerdings ein Schweigen zu verbreiten gewußt, daß man meinen könnte, er sei nun wirklich ein Verstorbener. Aber der jetzt dreiundsiebenzigjährige Herr, der sein schneeweißes Haar, trotz aller Frische und Rüstigkeit des Wesens, durch keine Toilettenkunst mehr zu verbergen sucht, lebt nicht nur, sondern er lebt auch, und das von ganzem Herzen, noch immer seinem Berufe. Es steht uns Allen in frischer Erinnerung, welch eine reizende Landschaft Fürst Pückler, mitten in den Sandsteppen der Nieder-Lausitz, aus seinem Muskau geschaffen hatte und wie er dies Muskau dann zu einem erstaunlich hohen Preise veräußerte, um sich nach Schloß Branitz an der Spree, in der Nähe von Cottbus, zurückzuziehen. Dies Branitz war der kleine Grundbesitz, den der kinderlose Fürst von seinen großen Gütern als Eigenthum behielt. Aber, was that er damit? Der Brief eines Freundes, der den Fürsten in den letzten Wochen auf Branitz heimsuchte, giebt uns die folgende Auskunft. Er gründete sich, binnen der letzten zehn Jahre, und wiederum aus einer Sandwüste, aber mit dem Aufwande von einer halben Million Thalern, ein neues Paradies. Die nächste Umgebung des Schlosses Branitz soll sogar die Schönheiten von Muskau noch übertreffen. Seine Häuslichkeit ist auch im Inneren mit allem literarischen und künstlerischen Material ausgestattet, das — möchte man sagen — Europa bietet. Und wie der Fürst in der Schöpfung eines neuen, lebendigen Landschaftskunstwerks nur seinem eigentlichen Berufe genügte, ein Bedürfniß seiner Natur damit befriedigte, gewissermaßen eine Pflicht erfüllte, so lebt er nun auf diesem Schauplatze, den seine Anstalten noch immer vervollkommnen, das beschauliche Leben eines Weisen.“

— * Erinnerungsblätter. Von A. von Sternberg. Vierter Theil. Leipzig, Brockhaus. — Wieder eine mäßige und unschädliche Dosis jener großen Plaudereien über ein kleines Nichts, die Herr von Sternberg Erinnerungsblätter nennt. Die diesmalige handelt vom Vorabend des Völkerfrühlings von 1848 und von diesem selbst. Bei der Art, mit welcher der Verfasser sein Thema wie Gummi ausdehnt, kann noch ein Dutzend von Bändchen folgen, wenn Verleger und Publikum bei Humor bleiben. Im vorliegenden wird Sternberg, nachdem er anfänglich im bekannten frivolen Tone geredet, verzweifelt ernst, als er zu den Märzereignissen übergeht. Man erinnert sich der reactionären Thätigkeit des Verfassers, die sich in einigen Romanen äußerte. In verwandtem Tone ist die Darstellung des Jahres 1848 gehalten. Der jetzige König ist die Hauptfigur, und Sternberg hat sie mit der ihm in seinen besseren Stunden noch immer zu Gebote stehenden Gewandtheit gezeichnet. Unter den Anekdoten, welche mitgetheilt werden, möchte die folgende noch wenig bekannt sein: „Das Jahr 1847 neigte sich seinem Schlusse zu. Der König war in der glücklichsten Laune; er hatte zwei Prinzessinnen seines Hauses, wie man behauptete, völlig nach seinem Wunsche, verheirathet; die eine, die schöne Schwester des melancholischen bleichen Waldemar und des gesunden, lebensfrischen Adalbert, des jetzigen Admirals der preußischen Flotte, Tochter seines Oheims, des Prinzen Wilhelm, an den bairischen Maximilian, den Sprößling und Thronerben jenes Künstler-Königs, der seine Residenz zu einem großen Atelier umschuf. Die andere, die Tochter des Prinzen Albrecht, an den Erbprinzen von Sachsen-Meiningen. Beide Prinzessinnen gehörten zu den Schönheiten des Hofes und ihr Abgang wurde von vielen Seiten her betrauert. Die Scherze des Königs waren besonders bei der letzten Vermählung, die in Charlottenburg gefeiert wurde, von sehr lebhafter Natur. Es ist alter Gebrauch, daß bei jeder Hochzeit im regierenden Königshause die Kronjuwelen aus dem Souterrain des Schlosses mit großer Feierlichkeit hervorgebracht, und nachdem sie ihren Dienst geleistet, ebenso feierlich wieder an Ort und Stelle hingelegt werden. Jedesmal wird ein Verzeichniß der abgelieferten Stücke beigegeben mit Unterschrift des Ministers des königlichen Hauses und des Schloßintendanten, ich glaube sogar auch mit Unterschrift des wachhabenden Offiziers. Ein eigener Wagen steht bereit, und die Krone fährt im Rücksitz, während zwei Kammerherren den Vorsitz einnehmen, dem Orte ihrer zeitweiligen Bestimmung entgegen. Diesmal war es ein sehr liebliches, jugendliches Haupt, das sich unter ihr erheben sollte. Als Alles abgethan ist, sollen die Juwelen in der Frühe nach Berlin wieder zurückgebracht werden. Man sucht sie zusammen: alle Stücke sind da, nur eines fehlt, der Fächer. Der König ist selbst sehr eifrig im Suchen: man durchläuft das Schloß, alle Winkel, der Fächer ist fort. Die Kutsche, mit der die Krone zurückfahren soll, steht angespannt, man macht den Vorschlag, die Hauptstücke einstweilen abzuliefern, der König will aber, daß der Fächer dabei sein soll. Neues Suchen. Nachdem alle möglichen Combinationen, wohin das Stück gekommen, erschöpft sind, bleibt keine andere übrig, als das junge Ehepaar, das sich bereits schon seit einer Stunde ins Brautgemach zurückgezogen, müsse es dorthin mitgenommen haben; aber wer könnte wagen, an die verschlossene Thüre zu pochen! Der König schreitet vor. Alles bestürmt ihn mit Bitten, doch die Ruhe der Glücklichen nicht zu stören. Aber der König fingirt eine maßlose Gewissenhaftigkeit in der Ablieferung der Kronjuwelen und klopft an. Das erste Mal wird nicht geantwortet, bei dem zweiten Male ertönt eine Stimme, die da fragt, wer da klopfe. Der König mit verstellter Stimme antwortet, daß man den Kronjuwelenfächer suche, und daß er abgeschickt sei, ihn hier zu suchen. Eine kleine Pause; dann eine zürnende wenig höfliche Antwort, die zum großen Ergötzen aller Umstehenden Etwas enthält, was der König an sich selbst zu bestellen bekommt. Neues Klopfen: keine Antwort. Es rauscht von innen an der Thür, und die Stimme der Prinzessin, die schon die richtige Vermuthung gefaßt hat, wer der Fragende sei, versichert in sehr bescheidenen Ausdrücken, aber doch mit einer vor Verdruß bebenden Stimme, daß der Fächer nicht da sei, daß sie ihn, wie sie sich zu erinnern glaube, an die Oberhofmeisterin abgegeben. Diese versichert nun, ihn nicht erhalten zu haben. Neue Pause, während innen im Gemach gesucht wird. Endlich erscheint eine zarte Hand zwischen der Thürspalte, und in dieser Hand blitzt der ominöse diamantene Fächer. „Hier ist er“, ruft die Prinzessin, „und haben Sie die Güte Seiner Majestät zu sagen, daß ich weiß, wer ihn hier versteckt hat, um diese Scene herbeizuführen.“ Diese Prinzessin weilt jetzt nicht mehr unter den Lebenden, dagegen ist die andere zum Besitze eines Diadems gelangt, früher als sie es erwarten konnte.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 34. Bremen, 22. August. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Teufelsgespenste.

Kulturgeschichtliche Novellette von Karl Seifart.

Es ist ein freundlicher Sommernachmittag, lieber Leser, an welchem mir der wunderliche Einfall kommt, einige vergilbte Aktenstücke von Anno 1611 zur Hand zu nehmen, um dir und mir daraus zu referiren. Von meinem weinumlaubten Fenster aus blicke ich in einen lieblichen Garten, hinter welchem ein bewaldeter Hügel sanft aufsteigt, an dessen schattigem Rande sich fröhliche Menschen um ein Musikcorps geschaart haben, welches die stille, heitere Luft mit den langgetragenen Tönen einer schönen Hornmusik erfüllt. Bunte Vanessen und Melitäen spielen und tanzen vor mir in dem leise flüsternden Ahorn, jagen einander im raschen Fluge durch den Garten und umflattern neckisch, als ob sich Gleich zu Gleich gesellen wollte, die Gruppe der hübschen, jungen Mädchen, welche sich dort in ihren sommerlich-zarten, bunten Flügelkleidern zum Spiel versammelt haben. — Heiter und wonnig ist das menschenbelebte Landschaftsbild, welches sich vor mir aufgerollt hat und man könnte nichts Besseres thun, als sich in den Rahmen des schönen Bildes mit aufnehmen zu lassen und fröhlich mit den Fröhlichen zu sein; statt dessen ziehe ich es vor, meinen Blick von den hübschen, lebendigen Bäumen, Blumen, Faltern und Mädchen abzuwenden und mein Ohr dem eben vorgetragenen Liede vom „Alpenhorn“ zu verschließen, um Phantasie und Gedanken auf ein Bündel todter und halbvermoderter Papiere aus vergangenen Jahrhunderten zu richten. Das bringt nun einmal das Geschäft des Kulturhistorikers so mit sich, daß er in's volle frische Leben hineinschauend, immer gern Parallelen zwischen dem Sonst und dem Jetzt zieht und daß ihn, wo sich nur immer ein Anknüpfungspunkt bietet, das Lebendige an das Erstorbene erinnert. Doch ist es nicht die langweilige, triviale Klage über die Vergänglichkeit des Irdischen, oder gar das traurige memento mori! des Karthäusers, welches dem Freund vergangenen Lebens und vergangener Sitte in den Sinn kommt, wenn er auf die schöne Gegenwart blickt, nein, frisch und freudig weht ihn des gegenwärtigen Lebens „grüner, goldener Baum“ an, aber er kann es nicht verhindern und hat es vielmehr gern, wenn die flüsternde, goldene Blätterkrone dieses Baumes ihm wunderbare Mähren von ihrem allmäligen Wachsthum und Gedeihen erzählt. — —

Die vergilbten Papiere, welche ich zur Hand nehme, erzählen eine Geschichte, deren Schauplatz vor zweihundert und siebenundvierzig Jahren jene Landschaft war, welche sich unter meinem Fenster ausbreitet und sie erzählen eine wahre Geschichte, denn wenn mir auch die Originalakte mit ihren erbaulichen Klagen über das „gottvergessene junge plut und die Teufelsgespenste“, welche dort am Waldrande und auch wohl hier unten im Garten ihr Wesen trieben, nicht vorliegt, so ist es doch eine mit folgenden Worten beglaubigte, gleichzeitige Copie: „Diligenter auscultata et collationata haec copia cum vero originali de verbo ad verbum concordat. Id quod ego Wolfgangus Sibener Imperiali autoritate Notarius publicus hac mea subscriptione testor.“ — Mit diesen veralteten lateinischen Brocken aus der Kanzleistube wollen wir gleichsam eine Brücke schlagen, welche unsere Phantasie aus dem frischen civilisirten Leben in das alterthümlich naive und abgestorbene überführen soll, doch damit soll's auch des Kanzleistils genug sein und ich werde, so gut es gehen will, aus den verzwackten Schnörkeln und ermüdenden Weitschweifigkeiten der actenmäßigen Darstellung eine abgerundete Erzählung zu formen suchen, welche sich treu an die wesentlichen Facta halten und zugleich die alterthümliche, naive Färbung bewahren soll. Orts- und Personennamen sind aus Rücksicht auf noch lebende Nachkommen der in diese Teufelsgeschichte verwickelten Persönlichkeiten verwischt oder abgeändert. — Also: Es war im Erntemonat in der Nacht nach Johannis Enthauptung, als sich mit der Frau Kanzlerin zu W** ein wunderlich Ding zutrug. Eben hatte besagte Kanzlerin den Abendsegen gesprochen und den Fuß gehoben, um ins Bett zu steigen, als es ihr seltsam im Leibe „grummelte“ und sie nicht anders vermeinte, als es wolle ihr ein Natürliches begegnen. Als die ehrbare Frau sich nun anschickte, Menschliches zu thun, fuhr es von ihr wie ein schwarzer Schatten und schwang sich zu Häupten des Bettes, wo es Gestalt gewann und sich gleich einem hundsköpfigen Affen niederließ. Der Kanzlerin stockte vor Schrecken der Odem und sie vermochte das „Alle guten Geister loben“ nicht über die Lippen zu bringen. Da lachte und näckerte es von einer feinen Jungfernstimme laut im Alkoven, wo die Jungfer Phie ihr Lager nahm, die Phie aber war der Kanzlerin Schwesterkind und wurde als eine elternlose Waise im Hause erzogen. Schaut', Frau Muhme, rief unter lautem Lachen die Phie, habt ihr je solch wackern, schmucken Gesellen gesehen, das ist mein lieber und charmanter Cavalier! Darauf verstummte das Mägdlein, und war als ob sie Alles halb im Traum gelacht und gesprochen habe, denn gleich darauf schnarchte sie laut und war auch das „Teufelsgespenst“ verschwunden. Die Kanzlerin aber stöhnte laut aus tiefem Herzen und stieg mühsam mit schlotternden Knieen ins Bett, wo sie bis an den lichten Morgen in kaltem Schweiß gebadet lag.

Als die Magd die Frau Kanzlerin zum Morgenimbiß abholte, erschrak sie sehr ob der Blässe und des gotteserbärmlichen Aussehens der gnädigen Frau und meinte nicht anders, als daß ein großes Gebreste die Kanzlerin befallen habe, führte sie zur Stuben hinab und wollte dann gleich 'zum Arzt laufen. Die Kanzlerin aber bedeutete ihr zu bleiben und keines Menschen Seele ein Wörtlein zu sagen. Da verwunderte sich die Magd und ging kopfschüttelnd zur Küche. In der Stuben traf die Kanzlerin ihren Gemahl, der zwar ein alter siecher Mann war, aber heute am Morgen so hinfällig und matt da saß, als ob er aus dem Grabe wiedergekehrt wäre, also

daß die Frau fast vor ihm erschrak wie in der Nacht vor dem Teufelsgespenste. Die beiden Eheleute starrten einander an und sprach Keins ein Wörtlein, bis der Kanzler anhub: Dir ist nicht wohl um's Herz, liebe Frau, hast du eine üble Nacht gehabt wie ich? — Da erzählte die Kanzlerin, was ihr begegnet und verschwieg auch nicht die seltsamen Reden der Phie. — Nun so mag der Herr uns und unserm Hause gnädig sein, sprach der Kanzler, es zieht ein bös Wetter über uns auf, auch mir ist ein grausam Teufelsgespenst erschienen gleich einer Jungfrau mit Gänsfüßen, die wollte die Nacht mit mir tollen und als ich mich kreuze und segne und herzhaft das Teufelsgespenst anschaue, hat es unserer Phie Wesen und leibhaftige Gestalt gehabt. Hernach ist's ausgefahren wie ein schwarzer Schemen und hat einen Odem hinterlassen, der mir noch schwer auf Lung' und Leber liegt. Der Herr bewahre uns in Gnaden!

Kaum hatte der Kanzler seine Rede zu Ende gebracht, als es laut zur Stube hereinträllerte und sang, das that die Jungfer Phie, die frisch und schön wie ein Maienröschen war, aber hinter dem rosigen Schein steckte ein böser Wurm, wie dem Leser bald hell werden wird. Das Mägdlein wollte den Oheim und die Muhme gewohnter Weise küssen und ihnen die alten Wangen streicheln, aber die Kanzlerischen wichen scheu vor ihr zurück und wehrten ihre Hände ab. Da that die Phie sehr verwundert und fing endlich jämmerlich zu flennen an, der Kanzler aber nahm das Gebetbüchlein und sprach laut ein Gebet gegen den bösen Geist, das sprach die Kanzlerin mit gefalteten Händen von Wort zu Wort nach, die Phie aber ging flennend zur Thür hinaus.

Von der Zeit an gab's nur Schrecken und Noth in dem Kanzlerschen Hause, denn das Unwesen der Teufelsgespenste mehrte sich von Tage zu Tage, also daß die Sache ortskundig wurde und weder Magd noch Knecht im Hause bleiben wollte. Nun nahm sich der hochwürdige Magister Neumann von St. Pauli nebst einigen andern Prädikanten der Sache eifrigst an und ließen sich von den Kanzlerschen von Grund aus erzählen, was sich vom Anfang mit den Gespenstern begeben und zugetragen. Da konnte es denn nicht verbleiben, daß die Jungfer Phie ihren Theil bekam und arge Reden über sie umgingen. Der ehrenfeste und fromme Magistrat Neumann nahm das junge Blut eifrig ins Verhör und sparte weder Ermahnung noch Gebet. Die Phie aber that ganz ungebärdig, flennte, schrie und sprach, sie wisse von keinem Teufelsgespenst und wisse auch nicht, warum die Leute sie so plagten.

Wie aber das böse Treiben und Thun, wenn es erst einmal in der Leute Mund ist, aus dem Verborgenen ganz ans Licht steigt, indem der Eine dies, der Andere jenes gehört und gesehen zu haben sich erinnert, so kam der teuflische Unfug, den die Jungfer Phie zum Schaden der Leute und zum Schaden ihrer eigenen Seele Jahrelang getrieben, mit einem Male klar an den Tag, also, daß sich die Obrigkeit ins Mittel legte und die arg beschriene Jungfer gefänglich einzog. — Darüber waren die Kanzlerischen von Herzen betrübt, maßen es doch ihr eigen Fleisch und Blut war, was man in den Hexenthurm legte, auch hatten sie die Jungfer bis zu den Tagen, wo ihre Bosheit an den Tag kam, immer wie ein leiblich Kind gehalten. Aber der hochwürdige Magister Neumann tröstete die Betrübten und legte es ihnen an's Herz, daß das Mitleid mit einem so gottvergessenen jungen Sündensack selbst eine schwere Sünde sei und, daß sie sich wohl vorsehen möchten, nicht auch in die Schlingen des Bösen und seiner Gesellen zu fallen. Da fügten sich die Alten denn mit schwerem Herzen und bezeugten in angestellter Inquisition und Confrontation auf ihren Eid: Zum ersten, daß die Jungfer Phie ihren höllischen Galan „lästerlicher und liederlicher Weise“ der Frau Kanzlerin in den Leib geschickt und selbiger als ein „Bombum“ von ihr, der Frau Kanzlerin, ausgefahren sei, worauf sie, die Phie, das Teufelsgespenst mit lieblichen Worten angesprochen habe, gleich als ob es ihr Herzensschatz gewesen. Deßgleichen bezeugte verlangtermaßen der Kanzler: Zum zweiten, daß die Phie mit Gänsfüßen über Nacht Tollens halber vor sein Siechbett getreten sei, wolle aber nicht darauf schwören, ob solches ein bös Traumgesicht oder die Jungfer Phie in wirklicher, leibhaftiger Gestalt gewesen. — Die alten Kanzlerischen kamen auch zu Thränen, als die Phie bei der Confrontation wieder jämmerlich klagte und schrie, sie wisse von nichts Bösem, die alten Leute würden von Träumen und vom Alp geplagt, und was die andern Zeugen aussagten, sei eitel Phantasei und ihr Alles auf den Hals gelogen. —

Der andern Zeugen wurden aber einundzwanzig vernommen, und unter ihnen hatten Andres der Hirt und Clausen Steins Wittwe des Gräulichen und Abscheulichen von der Phie und ihrem Anhang so viel gesehen, daß es dem Gerichtshalter und den Beisitzern ganz heiß in den Köpfen wurde, da kein Ende des Processes abzusehen war. Denn siebenzehn Jungfern und junge Gesellen, die dazu noch guter Leute Kinder waren, wie der junge Rentmeister vom Schloß, die Seitners Eva, und die Fragners Else, die mit „gereideltem“ Haar und Federbüschen ging, waren im Geschrei, und war die Mäusekäthe, so als eine Dienerin fungirt und die Speisen und den Wein zu Holze getragen, das einzige gemeine Mensch unter dem verteufelten Gesindlein. Da kamen grausame Dinge an den Tag, und was das Unerhörteste und Frechste war, so hatte das junge Sündenblut schon zwei Sommer hindurch ohne Scham aller Dinge theils in Kanzlers Garten, theils vor dem Holze am hellen Tage, nicht ohne merkliches Zuthun böser Geister und „Augenverblendung“, Hexentänze gehalten und unter dem Vorwand, daß sie allerlei „Schimpf“ (Spiel) und Tanz mit einander trieben, dem Vater der Lügen offen und vor aller Welt gedient. Die Phie war immer Aller „Fähnchenführer“ gewesen und hatte die Ordres gegeben wie das Spiel anzufangen, hatte sich auch nicht wie eine sittsame Jungfer gehalten, sondern stets mit gluthrothem Gesicht unter den Andern gelacht und getollt, so daß viel Kopfschüttelns entstund und die Leute meinten, es wäre gut, wenn die Kanzlerischen ein besser Auge auf das junge Blut hätten. — So Klausen Stein's Wittwe. — Andres der Hirt sagte aus, wie er und Kersten Stallmann im Frühsommer Stockrodens halber im Busch gewesen, als wieder ein Tanzen und Tollen von dem jungen Volk unter der Siebeneiche angestellt gewesen, da habe auch die Phie ohne Scham aller Dinge eine „Zigheinerische Bettel“ von dem Volk, welches der Kastenpfleger versprenkt, in den Kreis geführt und sich und den Andern weissagen lassen. Möchten wohl gar grobe Zotten und unfläthige Ding gewesen sein, so die Bettel fürgebracht, denn alsbald hätte die Gesellschaft unter lautem Lachen sich bei den Händen gefaßt und einen überaus tollen und tobichten Reigentanz um die Bettel ausgeführt. Darauf sei's mit einem Mal pechschwarz heraufgezogen und das gräuliche Hagelwetter niedergegangen, wodurch die Gemeinde in so großen Schaden gekommen. Er und der Kersten seien bei dem gräulichen Unwetter nicht aus dem Beten gekommen und hätten nicht aufschauen mögen, denn hundert und aber hundert hundsköpfige Teufelsgespenste seien ihnen zu Häupten durch die Wolken gegangen. Wo die Tanzgesellschaft geblieben, hätten sie nicht wahrgenommen, denn als das Unwetter vertobt und sie aus dem Busch gekrochen, sei keines Menschen Seele weder auf dem Anger noch im Felde gewesen. Rings um die Siebeneiche aber, grade da, wo sie den Tanz geführt, habe mitten in der Patschnässe das Gras ganz dürr und wie verbrannt gelegen. Da hätte er's wohl gleich dem Kersten gesagt, daß da nichts Gutes vorgegangen, aber Kersten habe gemeint, man solle sich das Maul nicht verbrennen, drum habe er geschwiegen, jetzt aber, da die Sache zum Himmel stinke und er reden müsse, habe er der Wahrheit nach gesprochen.

Auch Kersten Stallmann stimmte von Wort zu Wort mit Andresens Aussage, und was die übrigen Zeugen ad protocollum

gaben, war alles so angethan, daß die Herren alsbald zur Verfestigung der Seitners Eva, der Fragners Else und des übrigen jungen Volks schritten; der junge Rentmeister, der sich immer für einen Schatz der Phie ausgegeben, — obwohl sie, der Herr bewahre uns in Gnaden! wohl einen ganz andern haben mochte — war entwischt, und der Böse hatte es ihm vorbehalten, zweifelsohne durch seine teufelische Künste, das Schwert der Gerechtigkeit aufzuhalten. Denn schon hatten die Herren, weil die Phie, die Eva und die Else Alles, was man ihnen Schuld gab, gröblich und halsstarrig läugneten, gegen die drei auf die scharfe Frage erkannt und Meister Peter ölte bereits seine Schrauben und wichste seine Schnüre, als seine fürstliche Gnaden einen Trupp Kürißreiter nebst einem Commissarius mit dem gemessenen Befehl nach W** schickte, auf der Stelle mit der Procedur gegen die vermeintlichen Hexen und Zäuberer einzuhalten bei Straf fürstlicher Ungnade und höchster Leibes- und Lebensgefahr. Mit dem Commissario war aber auch der junge Rentmeister hoch zu Roß angekommen und that gar hoffährtig und übermüthig. —

Was konnten die hochweisen und gewissenhaften Herren thun? Sie mußten das verteufelte Gesindlein nach geschworener Urfede laufen lassen, und die Phie, die Eva und die Else liefen jede mit einem Schatz auch weit genug davon. Die Phie hing sich an den Rentmeister und zog in's Kurmainzische, doch hat sie keinen Segen von ihren Pflegeeltern, den Kanzlerischen, mitgenommen; sind auch die beiden alten Leute bald darauf in Bekümmerniß verstorben. —

Nach einigen Jahren hat man denn wohl einsehen müssen, welch ein Teufelsgesindlein durch die Lappen gegangen war, denn die, so in W** zurückgeblieben, konnten von dem alten bösen Treiben nicht lassen, buhlten offenbar mit Teufelsgespenstern, verdarben Menschen und Vieh und schädigten die Saat, so daß sie wiederum zur Inquisition gekommen, ihren wohlverdienten Lohn empfingen und theils nach erhaltenem Staubbesen des Landes verwiesen, theils aber durch Meister Peter vom Brode geholfen wurden. Die Mäusekäthe, die auch überführt war, Henning Roltens Scheune mit Feuer angestoßen zu haben, sollte „geschmeucht" werden, aber seine fürstliche Gnaden haben wiederum Gnade vor Recht ergehen und das böse Mensch nur verbrennen lassen. Welch ein allzeit auf Schaden und Verderbniß denkender Sündensack aber diese Mäusekäthe war, zeigte sie noch in ihrer Todesstunde auf dem Scheiterhaufen, maßen zweifelsohne durch ihre teufelischen Künste das dürre Gras und Haidekraut an der Siebeneiche, wo sie verbrannt wurde, Feuer fing, welches Feuer vor den auseinander fliehenden Menschen alsbald in den Busch und von da ab, durch den Teufel angeblasen, in die Fichten lief und einen Waldbrand anrichtete, der an 186 Morgen guter Holzung verdarb. — —

Jetzt aber zum Teufel mit dem Teufel und seinen Gespenstern, mit Anno Toback und mit den vergilbten Papieren! „Von der Alpe tönt das Horn, gar so zauberisch wunderbar", blasen sie wieder drüben vom Berge her, ein herrlicher, lauer Sommerabend zieht herauf, die jungen Mädchen unter mir im Garten lassen ihre hellen Stimmen im fröhlichen Gesang erklingen und ich muß hinaus, um fröhlich mit den Fröhlichen zu sein. Da will ich unter der von vielen Lämpchen erstrahlenden Siebeneiche, statt nach gelben Papieren nach gelbem Wein aus Rüdesheim greifen und mit vernünftigen Leuten der guten neuen Zeit ein fröhliches Vivat! allen bösen, mit dem Aberglauben und der Rohheit vergangener Zeiten liebäugelnden, schwarzen Gesellen aber ein grimmiges Pereat! bringen.

---

* Gedichte.

Der Fluß.

Nach Emile Deschamps.

Ob wild die Fluth erbraust und voller Kraft
Die Bahn sich zwischen harten Felsen schafft,
Ob still sie niederfließt am sanften Hange,
Sie folgt doch ewig einem innern Drange
Zum unbekannten Ziel, sie schauet nimmer,
Ob Strom, ob Bach, in ihrem Weitergange
Ihr Wiegenbett und seiner Blumen Schimmer.
Gleichmäßig spiegelt sie in ihrem feuchten
Gewässer Himmelsblau und Wetterleuchten;
Nichts hält sie auf, mag Liebesliedes Kosen
Ertönen oder Angstruf der Matrosen,
Und wie noch eben Wald und Wiese netzt
Sie trägen Sumpf und nackte Heide jetzt.
Da, sieh, erscheint der düstre Ocean,
Und klagend endigt sie die Pilgerbahn.

Freund, also rollen unsre Lebenstage
In heitrer Freude oder trüber Klage
Geschwinden Laufs hinab den Strom der Zeit,
Zu münden in das Meer der Ewigkeit.

F. Ruperti.

Der Ball.

Nach Alfred de Vigny.

Es seufzen Flöten sanft, es schwirren Geigen,
Harmonisch führt der Walzer seinen Reigen.
Die Augen blendend schwebt bei Kerzenstrahle
Verschlungen Paar an Paar dahin im Saale;
Nun rasten sie, und beim Vorüberwallen
Schaun sie im Spiegel sich mit Wohlgefallen,
Dann flechten sie von neuem ihre Kreise,
Und stören sich einmal die bunten Gleise,
Dann tönt ein Lachen aus beglückter Brust.
Der Tänzerin, berauscht von Festeslust,
Entsinkt die Blume, die das Haupt ihr schmückt;
Sie giebt dem Arm sich hin, der sanft sie drückt,
Indeß ihr feuchtes Auge niederbebt
Zu ihrem Busen, der sich wogend hebt.

Erneuet euren Tanz, ihr jungen Schönen!
O schlingt die anmuthsvollen Ketten wieder!
Vernehmt ihr nicht der Saiten helles Tönen?
Bewegt in Harmonie die schlanken Glieder!

Tanzt und verwebt in euren dunklen Locken
Die Hyacinthen mit den Maienglocken!
Es gleit', entzückend des Geliebten Sinn,
Der zarte Fuß auf glattem Boden hin!
Tanzt, denn am nächsten Morgen schilt vielleicht
Die Mutter schon, daß ihr euch säumig zeigt;
Die Nadel laßt ihr in den Händen rasten,
Die Finger, sich verirrend auf den Tasten
Des Instrumentes, stören grell den Gang
Der Melodie mit ungefäll'gem Klang.
Das schlichte Alltagskleid umhüllt euch morgen,
Es schafft das Lehrbuch euch Verdruß und Sorgen,
Wo ihr, ob ihr die Arbeit stets erneut,
Den Sinn nicht faßt, so klar er auch sich beut.
Ob ihr zum Blatt das Auge niedersenkt,
Es fruchtet nichts, und unwillkürlich lenkt
Der Geist den Flug zurück zum hellen Glanz
Des Balls mit seinem raschen, schönen Tanz.
Noch flücht'gern Fußes als ihr selber schreitet
Die Nacht; genießt sie voll, eh' sie entgleitet!

O hört, es schwirren abermals die Geigen
Und rufen zu des Tanzes Neubeginn.
Schlingt wieder euren wechselvollen Reigen
Mit leichtem Fuß und froherregtem Sinn!

O tanzt, genießt der Wonne, die euch lacht!
Es folgt ein trüber Tag der hellen Nacht,
An süßes Kosen, an Musik und Reigen
Schließt morgen sich Verdruß und dumpfes Schweigen.
Zu bald nur kommt, ihr ahnt es nicht, die Zeit,
Wo an der Wieg' ihr sitzt in Sorg' und Leid.
Wenn erst der Säugling jammert, dann für immer
Fahr' wohl, du Ball, mit deinem Strahlenschimmer,
Fahrt wohl, ihr Schleier, Bänder, helle Blüthen,
Die schön hervor aus dunklen Locken glühten!
Fahrt wohl, ihr Sieg' im Freien, wenn die Lüfte
Berauschend hauchen süße Lindendüfte,
Und wenn die tiefe Dunkelheit der Nacht
Durch tausend Kerzen sich zum Tag entfacht!
Der Mutter Auge flieht der süße Schlummer,
Und Nächte lang wacht sie in Sorg' und Kummer,
Die, nicht gekannt vom Kind, vom Gatten kaum
Beachtet, noch bedrängen ihren Traum.
Die Wieg', an die sie strenge Pflichten schließen,
Sieht hin ihr Leben mit den Zähren fließen.
O bannt die Freude! Haltet fest den Kranz,
Der nur die Jugend ziert mit seinem Glanz!

Beachtet nicht der Stunden rasches Fliehen!
Schwebt hin im Saal, beglückend und beglückt,
Nach eures frohen Tanzes Harmonieen,
Die Hand von einer warmen Hand gedrückt!

O tanzet, tanzt! Noch seid ihr Königinnen;
Wie bald wird eurer Herrschaft Glanz zerrinnen!
Nichts bleibt dem armen Herzen dann zurück
Als Träume von der Jugend Lieb' und Glück,
Erinnrungsspuren von den schönen Jahren,
Die, wie das jeder schmerzlich muß erfahren,
So schnell entfliehn, die rascher noch verwelken
Als euer Schmuck, die Rosen und die Nelken.
Es bleicht, da immer ernster wird die Zeit,
Das frische Antlitz euch in Gram und Leid,
Und wider ihre Strenge können Zähren,
Der Liebe heilig jetzt, nicht Schirm gewähren,
Das trübe Alter —. Tanzt, ihr heitern Schönen,
Tanzt nach der Instrumente hellen Tönen!
Die Hände in einander froh verstrickend,
Süß lächelnd, feurig euch ins Auge blickend
Tanzt, ob der Blumenstrauß darob zerknittert,
Daß rings der Saal von eurer Lust erzittert.

J. Ruperti.

* Das neue Museum in Berlin.

Von E. Linden.

Der griechische Saal.

Wir begeben uns zurück in das Treppenhaus und gelangen, von dort aus in den griechischen Saal tretend, in die Hauptabtheilung des ganzen Museums, die sich durch das ganze mittlere Geschoß des Gebäudes hinzieht.

Die ersten, geringen Anfänge zu der, jetzt zahlreiche Säle und Hallen füllenden, Sammlung von Gypsabgüssen nach berühmten und bedeutenden Bildwerken fallen wohl mit der Gründung der Akademie der Künste zusammen, mit welcher sich die Nothwendigkeit der Anschaffung einer Anzahl von Abgüssen nach der Antike, unumgänglich für das Studium der Maler und Bildhauer, herausstellte. Nach und nach kamen Doubletten und neue Erwerbungen, theilweis mehr dem Studium der Kunstgeschichte als unmittelbar der Kunst dienend, hinzu, für deren Aufstellung besondere große Räume des Akademiegebäudes verwendet wurden. Bei stetem Anwachsen der Sammlung wurden diese Räume ungenügend, und ein Theil der Abgüsse wurde nach dem von Friedrich Wilhelm III. erbauten Museum geschafft, in welchem einzelne Theile der Antiken-Galerie noch nicht gefüllt waren. In sehr unbequemer Anordnung, d. h. bunt durcheinander und gedrängt standen sie hier so lange, bis die Einräumung der Säle für die eigentlichen Zwecke des Museums, die Aufstellung von Original-Antiken die Beschaffung andrer Räume nothwendig machte. Dazu kam der Wunsch, mehrere andre, bis jetzt in weit von einander liegenden Gebäuden aufgestellte Kunstsammlungen an einem Orte zu vereinigen, und so entstand die Idee zum Baue des neuen Museums, in dessen Hauptgeschosse nun die einzelnen Werke der Sammlung eine genau der Kunstgeschichte entsprechende Aufstellung erhalten haben.

Den sich weithin vor uns ausbreitenden griechischen Saal füllen fünf umfangreiche Werke der griechischen Kunst fast vollständig aus: von zwei Tempeln je zwei Giebelfelder, und der 70 Fuß lange und 3½ Fuß hohe Fries vom Parthenon zu Athen. Das erste Werk auf welches zunächst unser Blick fällt, ist das westliche Giebelfeld vom Parthenon. Dieser der Athene gewidmete Tempel, auch Hekatompedon (das Hundertfüßige, genannt, unter Perikles von den Baumeistern Iktinus und Kallikrates erbaut und 438 vor Chr. vollendet, zeigte den dorischen und überhaupt den griechischen Tempelbau — sein bildnerischer Schmuck, von Phidias und unter seiner Leitung ausgeführt, die griechische Skulptur in Reinheit und Schönheit auf der höchsten Stufe ihrer Vollendung. Vier von der Zeit und barbarischer Behandlung jammervoll zugerichtete Torsen und eine besser erhaltene Figur sind, der Form des Frontispiees folgend, neben einander aufgestellt; von dem Gegenstande der Darstellung, der Kampf der Athene mit dem Poseidon um die Herrschaft über Athen und der Sieg der ersteren geben die Trümmer natürlich keine Idee mehr. Ueber die vier Torso bleibt, namentlich in Rücksicht auf das zweite, mehr bietende Giebelfeld, Nichts zu sagen. Nur der Künstler, und dieser auch nur mit Mühe, construirt sich auf der geschundenen und zerbröckelten Oberfläche nach übrig gebliebenen Vertiefungen und allgemeinen Umrissen Elemente von Schönheit von höchst zweifelhaftem Werthe für Bildung seines Geschmacks und Erweiterung seiner Ideen. Von unschätzbarem Werthe ist ihm dagegen die fünfte gut erhaltene Gestalt, den Flußgott Ilissus vorstellend, nur der Hände und Füße beraubt, und an einigen Stellen des Körpers Verwitterung zeigend. Vor dieser räthselhaften Vereinigung von Schönheit, Stylisirung und Naturtreue müssen dem modernen Bildhauer, und wäre es ein Thorwaldsen, muthlos die Arme sinken, er dürfte das Werk nicht in seinem Atelier dulden, wenn — ihn nicht immer wieder und wieder die Nothwendigkeit, sich bei ihm Raths zu erholen, vor dasselbe hintriebe.

Zum Theil besser erhalten und in etwas vollständigerer Anzahl sind die Figuren des östlichen Giebelfeldes desselben Tempels von demselben Meister, wiewohl man auch von ihm nur sagen kann: Es stellte einst die Geburt der Athene aus dem Haupte des Zeus dar; die Figuren der Hauptgruppe fehlen. In dem niedrigen Theile des Giebels links tauchte Phöbus mit dem Sonnenwagen aus den Fluthen des Oceans; die beiden Schultern und Arme und zwei Pferdeköpfe sind der Beleg für die Richtigkeit dieser Nachricht, wie ein Pferdekopf in dem entgegengesetzten Winkel, daß dort die Mondgöttin mit ihrem Gespann in den Ocean hinabstieg. Nächst dem Gespanne des Sonnengottes folgt eine halbliegende, nicht allzusehr verstümmelte Figur, ähnlich der des Ilissus, und von nicht ganz so großartiger Schönheit, wie jener. In den darauf folgenden sitzenden weiblichen Gewandfiguren glaubt man die Schicksalsgöttinnen zu erkennen; sie sind ohne Köpfe und Extremitäten, und lassen nur in den allgemeinen Umrissen und in den erhaltenen Gewandpartieen ihre ehemalige Schönheit ahnen. Neben diesen Figuren unter dem stumpfen Winkel des Dreiecks muß die Hauptgruppe gestanden haben. Den nach der andern Seite hin sich verjüngenden Raum nimmt eine Gruppe von zwei Frauengestalten ein, ohne Köpfe, sonst leidlich erhalten, für deren Herrlichkeit die Sprache keine Worte besitzt; der zwischen Körper und Gewand trennende Begriff fällt ganz weg, wie Melodie und Harmonie in der Musik fließt die Schönheit des Einen

in die des Andern. Man ersehnt den vollen Anblick dieser mit Reiz gesättigten Körperformen, und fürchtet zugleich, daß mit Hinwegnahme des Gewandes ein Theil ihrer Reize verloren gehen möchte; andrerseits will es bedünken, als ob auch dem dürftigsten Körperbaue die Linien, Formen und Gruppen der Gewandung die Reize einer junonischen Gliederpracht beilegen würden. — Es ist anzunehmen, daß die beiden Werke, die bis zum Jahre 1682 an ihrem ursprünglichen Platze standen, schon bedeutende Beschädigungen im Laufe der Jahrhunderte erlitten hatten; in ihren jetzigen bejammernswerthen Zustand wurden sie durch eine Pulverexplosion versetzt. In jenem Jahre belagerten die Venetianer Athen, und zündeten durch eine Bombe die von den Türken in der Akropolis aufbewahrten Pulvervorräthe. Die noch zu ermittelnden Ueberreste wurden von dem bekannten Lord Elgin aus Athen weggenommen und nach London geschafft, wo sie im britischen Museum aufbewahrt werden.

Einen andern Schmuck des Parthenon sehen wir in den die Hauptwand und mehrere Zwischenwände des Saals bedeckenden Flachreliefs, zu dem 70 Fuß langen und 3¼ Fuß hohen Fries gehörend, der rings um die Außenseite der Tempelwand lief. Die Composition stellt den panathenäischen Festzug dar, der alle fünf Jahre zur Feier des Athenefestes veranstaltet wurde: Vorbereitungen zum Reiterzuge, athenische Reiterschaaren, Wagenkämpfer, die Aeltesten der Stadt, Flöten- und Zitherspieler, Opferzüge, Jungfrauen mit Weihgeschenken und ordnende Magistratspersonen. Die Darstellungsart ist flach, und deßhalb die Formen im strengsten Reliefstil gehalten, aus den menschlichen Gestalten leuchtet Grazie, Adel, Naturwahrheit und Lebhaftigkeit, aus der Composition edle Einfalt und der höchste Geschmack, wie sonst in keiner Composition des Alterthums; dagegen möchte sich vielleicht das nicht ganz mit den verschiedenen Stilen der griechischen Plastik vertraute Auge nicht sogleich mit einigen von den im Zuge vorkommenden Pferden befreunden können, deren Zeichnung sich etwas von der Natur entfernt, während viele andre, wie auch die Opferstiere, mit der höchsten Naturwahrheit dargestellt sind.

Wir gelangen, dem Ende des Saales zu, vor zwei andre Giebelfelder, in kleinerem Maßstabe und fast vollständiger Erhaltung, aber einer ganz andern Zeit der griechischen Kunst entstammend; es sind die berühmten Aegineten, zu dem Minerva-Tempel auf der Insel Aegina gehörig. Die Figuren des östlichen Giebelfeldes stehen in gleicher Höhe mit den zum Parthenon gehörigen, also ganz nahe dem Auge und günstig für die Beobachtung ihrer interessanten Charakteristik, die des westlichen Giebels stehen in möglichster Höhe an der Querwand des Saals und in einer Anordnung, welche so annähernd, als hier möglich, die Wirkung der Originale am Tempel selbst zu veranschaulichen bestimmt ist, d. h. eingeschlossen in dem mit farbiger Bemalung versehenen Giebelgesimse und mit farbigen Hintergrunde. Die Scene des östlichen Frontispices stellt den Kampf um den Leichnam des Oïkles, des Begleiters des Herkules in seinen Kämpfen gegen Troja vor; der letztere ist der knieende Bogenschütz, der statt des Helmes einen Löwenkopf trägt. Verlassen wir für einen Augenblick — zur Würdigung der vor uns stehenden beiden Werke — den erhabenen Standpunkt, zu welchem uns die Vollendung der griechischen Kunstschönheit hinangezogen hatte, und versetzen uns auf den des Kunstforschers, für dessen Zwecke jede der Stufen, welche zu jener Höhe führten, von derselben Wichtigkeit sind, als der Gipfelpunkt selbst. Schon seit dem Beginne des sechsten Jahrhunderts vor Chr. scheinen die Strebungen der griechischen Kunst hervorgetreten zu sein, sich von den Banden zu befreien, in welche sie, wie in Aegypten die Regeln altgeheiligten Herkommens, und namentlich die Vorschriften des religiösen Kultus gefangen gehalten hatten. Die Fortschritte zeigten sich zunächst an den Formen des nackten Körpers, in welchen schnell eine genaue Nachahmung der Natur an die Stelle des Schematischen und Schablonenartigen trat, wogegen Bewegung und Gesichtsausdruck noch die frühere Starrheit bewahrten, die Nebendinge, wie Gewandung und Haar, sogar mit Absicht noch den alten conventionellen Regeln unterworfen blieben. Der wunderbare Aufschwung, welchen der griechische Volksgeist durch die siegreichen Perserkriege erhielt, theilte sich unmittelbar der Kunst mit, und in den äginetischen Bildwerken treten mit voller Klarheit die Anzeichen jenes Aufschwungs zu Tage. Die Composition ist frei und lebendig, die Körperformen sehr verstanden und schon in vollster Naturwahrheit, der nur noch das Element der eigentlichen Schönheit abgeht; dagegen sind die Bewegungen der Glieder noch hart und eckig, die Gesichter noch maskenhaft, fast ägyptisch, und die Gewänder (an der Minerva des westlichen Giebelfeldes) streng schematisch. Wie die Behauptung ging, hatten die Geister der Aeaciden, eines schon seit den Kämpfen des Herkules vor Troja berühmten Geschlechtes von Aegina, in der Schlacht von Salamis gegen die Perser mitgekämpft. Es scheint, als habe der Künstler in seinem Werke eine Verschmelzung der Mythe mit den Thaten der Gegenwart beabsichtigt, insofern die in dem Frontispice dargestellten Trojaner persisches Costüme tragen. Im Ganzen und im Einzelnen von gleicher Darstellungsweise ist das westliche Giebelfeld, sicher von demselben Meister. Auch der dargestellte Vorgang ist ein dem ersteren ähnlicher: der Kampf um den Leichnam des Patroklos.

Von den übrigen in dem Saale aufgestellten Werken ist das interessanteste eine Minerva, als Vorkämpferin dargestellt. Der Stil des Werkes ist fast genau derselbe, wie in den Aegineten, man würde jedoch sehr irren, wenn man sie für ein Werk derselben Zeit hielte. Bei genauerer Ansicht erweist es sich als einer sehr vorgeschrittenen Kunstepoche angehörig, denn der an dem Saume des Kleides entlang laufende Streifen, als Stickereien ausgeführte kleine Bilder von Gigantenkämpfen enthaltend, zeigt eine sehr freie Behandlung und große Vollkommenheit in der Technik. Eine nicht unbedeutende Anzahl griechischer Werke aus den Blüthenepochen sind solche ganz bewußte Nachahmungen des alterthümlichen Stils, dessen größere Würde und Feierlichkeit gewissen Anforderungen des Tempel-Ceremoniels entsprechen möchte. Noch vielmehr solcher Werke wurden in der römischen Kaiserzeit, in welcher die Götterverehrung bald der einen, bald der andern unterjochten Völkerschaft zur Modesache wurde, verfertigt, diese jedoch mit sehr oberflächlicher, nur ganz allgemeinen Beobachtung des Stils.

Ganz abgesehen von dem fragmentarischen Zustande vieler der antiken Kunstwerke, werden uns dieselben, entfernt von dem ihnen ursprünglich bestimmten Platze immer noch einen ziemlich abstracten Genuß gewähren. Erst im Zusammenhange mit dieser Umgebung, mindestens in einer bildlichen Darstellung des Ganzen, können wir eine Ahnung von ihrer ganzen Wirkung empfinden. Dem Zwecke einer solchen Veranschaulichung einerseits, dann auch dem der Ausschmückung der Aufstellungsräume im Allgemeinen dienen die an dem oberen Theile der inneren Wand ausgeführten Gemälde, Ansichten des alten Griechenlands darstellend. Diese Gemälde, theils Landschaften mit Architektur, theils reine Architekturbilder, sind nach Beschreibungen von Denkmälern und Oertlichkeiten in griechischen Schriftstellern, nach Studien, die an Ort und Stelle nach den landschaftlichen Oertlichkeiten und nach den etwa noch vorhandenen Ueberresten aufgenommen wurden, entworfen und da, wo nichts Andres übrig blieb, mit Hinzunahme der Phantasie nach der Wahrscheinlichkeit vervollständigt. Das erste Bild, über der Eingangsthür, von Gräb gemalt, zeigt die Reconstruction der alten Akropolis von Athen, das Heiligthum, den Kern der Stadt, ihre Burg mit Tempeln, Doppeltempeln, Prachtthoren (Propyläen) und Statuen. In ihrer Mitte ragt das berühmte Standbild der Athene von Phidias hervor. Ein zweites Bild giebt uns das Innere des Jupitertempels von Olympia. Inmitten desselben steht die von Lysikrates verfertigte Bildsäule des Gottes aus Gold und Elfenbein (gemalt von Pape). Von demselben Maler ist ein drittes kleineres Bild, die Dreifußstraße in Athen. Die Säulen,

welche wir sehen, mit den Dreifüßen auf ihrer Spitze, sind die sogenannten choragischen Monumente, und der Dreifuß ist der von den Chorführern in den musischen Spielen den Siegern geweihte Ehrenpreis. Das Hauptinteresse in dem Bilde nimmt jedoch ein kapellenartiger Bau in Anspruch, ebenfalls ein choragisches Monument, das jedoch den Dreifuß in seinem Inneren hat. Es ist das berühmte choragische Monument des Lysikrates. Nächst diesem Bilde folgt die Ansicht des Innern der Akropolis (ebenfalls von Pape gemalt); der große Platz vor dem Parthenon ist geschmückt oder vielmehr überfüllt mit Statuen und Reiterstatuen und Gruppen. Es steht zu bezweifeln, ob der Geschmack der Athenienser eine solche Zusammendrängung von Kunstwerken zuließ. Unendlich sympathisch fühlt man sich hingezogen zu dem folgenden Bilde: der Tempel des Jupiter Panhellenois auf der Insel Aegina, einer jener Landschaften, welche den süßen Schmerz des Heimwehs nach dem Süden erwecken, auch bei denjenigen, die dessen Herrlichkeit nicht anders als aus Schilderungen kennen lernten. Der ganze Zauber des Griechenthums weht uns aus dem Bilde entgegen; diese paradiesische Natur schuf den schönheitathmenden griechischen Götterkultus —, diesem Boden ureigen ist die heitere Pracht des griechischen Tempelbaus. Inmitten von schönlinigen Schluchten und Höhen, auf dem Gipfel eines mäßig hohen Berges erhebt sich der Tempel in der wuchtigen Kraft des Dorismus, der jedoch schon die edleren Verhältnisse der ersten Blüthezeit aufgenommen hat, angeglüht an der vorderen Seite durch die im Süden so wunderbar gefärbten Strahlen der untergehenden Sonne, auf der Schattenseite schon umflossen von dem zartblauen Schleier der Abendluft. Höhere, prächtig bewaldete Berge geben dem Marmorbau einen pittoresken Hintergrund. Die folgenden Bilder geben uns die Ansichten des Hains von Olympia (gemalt von Gräb), von Phigalia mit dem Tempel des Apollo Epikurios (gemalt von Schirmer), von Syrakus (gemalt von Biermann), von der Gräberstraße zu Ilos in Lycien (gemalt von Max Schmidt), von dem Haine des lycäischen Jupiter (gemalt von demselben). Die Namen Biermann, M. Schmidt und Gräb sind uns noch von den Malereien in der ägyptischen Säulenhalle her in Andenken; in den griechischen Bildern sehen wir die Künstler in nichts hinter jenen Leistungen zurückbleiben.

Den griechischen Saal trennt von dem nächsten Hauptraume eine kleinere Halle, eigens bestimmt für die berühmte Gruppe des Laokoon. Ein hohes Trauerspiel, in die Plastik übertragen, steht vor uns. Ein Vater mit seinen beiden Söhnen, getroffen vom Zorge eines Gottes, ohnmächtig ringend gegen das Fatum, das in Gestalt von Schlangenungeheuern seine vernichtenden Ringe um ihn und seine Familie geschlossen hat. Außer den vielen Nachbildungen des Werkes hat die Abhandlung Lessings dasselbe fast populär gemacht. Unangefochten besteht der Ruf der Vollendung in der Arbeit des Werkes, dagegen hat sich noch keine Autorität gefunden, deren Meinung über die Kunstepoche, der es angehört, sich ausschließliche Geltung hätte verschaffen können. Angesichts des erhabenen Genie's und der unermeßlichen Kenntnisse eines Winckelmann, nach welchem das Werk dem vierten Jahrhundert vor Chr., also der zweiten Blüthenepoche der griechischen Kunst angehört, konnte es nur ein ebenbürtiger, vielleicht überlegener Geist, wie Lessing, wagen, eine so weit abweichende Meinung wie die seine (welche das erste Jahrhundert nach Chr. für die Arbeit in Anspruch nimmt), zur Geltung zu bringen. Nach dem Votum einer solchen Autorität kann es allenfalls eine Nichtautorität, wie der Führer, wagen, das seine in ähnlichem Sinne abzugeben, ja sogar wagen, eine Arbeit, die eine so starke Betonung auf das charakteristische Detail legt, für möglicher Weise einer noch späteren Zeit, der großartigen Nachblüthe der Kunst unter Hadrian, also dem zweiten Jahrhundert nach Chr. zugehörend anzusehen. Die Künstler des Werkes, deren Namen: Agesander, Polydor und Athenordor deutlich an demselben zu lesen sind, gehörten der rhodischen Schule an. Die Gruppe ist eins von den Meisterwerken, deren jedem eine besondere Rotunde im sogenannten Belvedere des Vatikans gewidmet ist.

In dem folgenden Apollosaale sehen wir uns umgeben von fast lauter Werken ersten Ranges. Nur eines derselben, das umfangreichste und am meisten in die Augen fallende ist nicht unbedingt dieser Klasse zuzuzählen, die bekannte Gruppe des farnesischen Stieres. Amphion und Zethos binden die Dirke, welche die Mutter der Beiden, ihre Stiefschwester, gemißhandelt hatte, an die Hörner eines wilden Stiers, der sie durch das Kythärongebirge schleifen soll. Die Composition des Werkes ist äußerst complicirt; sie besteht außer dem Stiere aus fünf Figuren, zu welchen noch mehrere reliefartig rings am Felsen hervortretende Thiere des Waldes kommen, und baut sich in etwas gespreizter, Lärm machender Weise zu einer bedeutenden Höhe auf; es ist mehr dramatisches Leben in der Schilderung des Vorgangs, als selbst die größte Nachgiebigkeit der Skulptur gestatten kann. Die bedeutsamste Schönheit zeigt sich in der Figur der Dirke, welche in stehender Stellung und mit schmerzhafter Geberde die Beine des Amphion umfaßt. Die Verfertiger des Werkes, Appollonius und Tauriskos von Tralles gehörten der rhodischen Schule, nach der Arbeit an dem Werke zu urtheilen jedoch einer etwas früheren Zeit derselben an, als die Künstler der Laokoongruppe. Gleich dem farnesischen Herkules ging die Gruppe, die früher im Palazzo Farnese in Rom stand, nach der Uebersiedelung der herzoglichen Familie nach Neapel ebenfalls dorthin.

Von der Gruppe wenden wir uns zu dem berühmtesten Werke des Alterthums, dem Apollo von Belvedere. Bei dem Eingehen auf die Einzelheiten seiner Schönheit will es bedünken, als ob in Diesem und Jenem andre Werke einen noch höheren Grad von Vollkommenheit aufwiesen; eine etwas elegante Glätte der Körperformen (freilich einer leisen Ueberarbeitung zuzuschreiben), ein Anflug von Theatralischem im Vortrage sind von der Gestalt nicht hinwegzuleugnen; dagegen zwingt uns immer ein gewisses aus dem Ganzen hervorbrechendes Strahlen von Schönheit — eine durch und durch gehende Harmonie von Verhältnissen, Formen und Linien — ein gleichsam von höheren Kräften bewirktes Getragensein der Erscheinung, uns dem ersten unwillkürlichen Eindrucke hinzugeben. Die Statue wurde, sorgfältig verwahrt, in der Villa des Nero gefunden, ohne eine andre Beschädigung als das Fehlen der rechten Hand, deren nicht glückliche Ergänzung —, die Bewegung derselben ist sehr theatralisch — zu bedauern ist. Aeußerliche Merkmale, namentlich an der Technik der Arbeit hervortretend, sprechen für die Annahme, daß das Werk in Rom angefertigt wurde, wohin die griechische Kunst verpflanzt wurde, als sie sich, nachdem sie nach Alexanders des Großen Tode schon stark dem Verfalle zugeneigt hatte, in der Periode eines neuen großartigen Aufschwungs befand. — Ein Gleiches läßt sich von der gegenüberstehenden Diana von Versailles sagen, die ganz im Charakter des Apollo gehalten ist, so sehr, daß man auf einen Meister beider Werke schließen kann. An Schönheit steht sie dem ersteren um ein Geringes nach, jedoch nur in Folge einer weiter gegangenen Ueberarbeitung. — Ganz nahe der Diana steht die mediceische Venus. Der Führer besorgt, daß vor diesem Gypsabgusse Diejenigen unter der Gesellschaft, denen etwa das Werk zum ersten Male vor die Augen kommt, sich einer leisen Verwunderung nicht erwehren können werden über das Aufheben, das von der Schönheit der Statue gemacht wird. Wir haben einen von Alter unansehnlich gewordenen, überdies bei der Zusammenstellung der einzelnen Gußstücke und bei der Wiederherstellung von Beschädigungen nachlässig behandelten Abguß vor uns. Die im Alterthume hochgepriesene knidische Venus des Praxiteles ist verloren gegangen; nach den uns davon überkommenen Nachrichten müssen wir glauben, daß die mediceische eine Nachbildung jener sei, welche deren allgemeine Intentionen beibehielt, deren Ideal aber, dem viel späteren Zeitalter entsprechend, viel niedriger gegriffen wurde. Die ergänzten Arme

und Hände zeigen Formen zwar von äußerster Eleganz (Bernini ist der Restaurateur), erscheinen jedoch mehr ausgestopft als fleischig. — In der Gestalt einer anderen, kaum minder gerühmten Venusstatue in diesem Saale, der Venus von Melos, drängt sich uns die Bemerkung auf, wie weit abweichend von der Auffassung des einen Zeitalters der Typus der Göttin der Schönheit und Liebe von der Auffassung des andern ausfiel. Die Milderung der Strenge in Formen und Zeichnung bei Phidias, die Annäherung derselben zu weicherem Schmelze, die mehr herangebildete und zur Erscheinung kommende Innerlichkeit und Leidenschaftlichkeit und die Inanspruchnahme derselben beim Genusse des Kunstwerks bezeichnen den Uebergang von der ersten Blütheepoche (des Phidias) zu der zweiten (des Praxiteles). Auf der Grenze beider steht Skopas (390—350 vor Chr.), und in der Venus von Melos ist uns entweder ein Orginal dieses Meisters, oder mindestens eins der besten Werke aus seiner Schule erhalten geblieben. Sinnenreiz ist auch in dieser Bildung reichlich vorhanden, aber er erscheint absichtslos und verklärt durch Hoheit, Feinheit und süße Anmuth. Leider fehlt der Statue der eine Arm, und trotz vielfacher Versuche ist auch für die Ergänzung desselben noch keine den Intentionen des Schulteransatzes und zugleich der Composition im Allgemeinen gleich rechtgebende Bewegung aufgefunden worden. Das Original steht bekanntlich in Paris im Louvre. Der Figur gegenüber steht eine der vielen Nachbildungen, welche im Alterthum die Venusstatuen des Skopas erfuhren, die sogenannte Venus von Capua. Die einzige erwähnenswerthe Abweichung der Composition der einen von der andern Figur besteht darin, daß die von Melos den linken Fuß auf eine kleine Erhöhung des Bodens, während die andere ihn auf einen Helm setzt. Dagegen zeigt das Detail der Arbeit an der letztern alle Mängel einer bloßen Copie. Einen noch immer herrlichen Wiederschein von dem Glanze der Schule des Praxiteles giebt die Statue des Apollo Sauroktonos (des Eidechsenfängers), ebenfalls die antike Wiederholung einer berühmten Statue jenes Meisters. Ein fast schwärmerischer Reiz durchzieht zart jugendliche Bildung des männlichen Körpers. Schließlich enthält der Saal noch den „Torso.“ Wie die Römer Rom nur „die Stadt“ nannten, da keine andere ihres Gleichen auf der Erde existirte, so hat man diesem Torso weiter keine Benennung beigelegt. Die Statue, deren Fragment er ist, stellte Herkules ausruhend von seinen Heldenthaten vor. Der Kultus der Madonna als der Mutter des Welterlösers begeisterte die Künstler des Mittelalters zur Schöpfung der erhabensten Kunstwerke. Nach den Kunstwerken zu urtheilen, welche jenen Erlöser des Alterthums von vielfachen Plagen und Bedrängnissen darstellten, kann sein Kultus kein weniger tiefer und inbrünstiger gewesen sein. Aus keinem antiken Werke spricht so deutlich wie aus diesem Torso, neben der höchsten Vollendung des Könnens, die feurigste Begeisterung für den Vorwurf der Darstellung. Für die Kraft des Gottes zeugen die Wölbungen dieses Baues und diese Muskelgewalt, das Menschenthum findet sich selbst wieder in dem Bedürfniß nach Ruhe, das sich über die Wogen der Körperformen hingebreitet hat. Die Bildung ist von gleicher Gewalt mit der das farnesischen Herkules, dagegen ungleich mehr durchweht vom Hauche der Grazie.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Friedrich Kortüm. Nach seinem Leben und Wirken in Umrissen dargestellt. Von C. A. Freiherrn von Reichlin-Meldegg. — Schiller als Philosoph. Ein Vortrag. Von Kuno Fischer. — Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit von Pertz: Leben der Königin Mathilde, der Bischöfe Bernward und Godehard und Kaiser Heinrichs V. — Erzgebirgische Geschichten. Von Elfried von Taura. 2 Thle. — Apotheose Homers. Von Leopold Schefer. 1. Bd. — Aus vier Jahrhunderten. Von K. von Weber. 2. Bd. Schluß. — Victoria Colonnas Enkelin von W. Arndts. 2 Thle. — Kleine Wanderchronik. Von Julius Rodenberg.

— Δ Hieronymus Savonarola von F. T. Perrens, übersetzt von Dr. J. F. Schröder. Braunschweig, Verlag der Schulbuchhandlung. — Bekanntlich hat sich die englische und deutsche Literatur schon mehrfach mit dem Leben und Wirken Savonarola's, dieses Vorläufers von Luther beschäftigt; das Studium der Geschichte der Reformation und des vorangehenden 15. Jahrhunderts führte erklärlicher Weise den aufmerksamen Geschichtsforscher dazu, auch nach der historischen Entwicklung dieser Epoche in anderen Ländern zu fragen als in den nordischen, in welchen die Reformation vorzugsweise statt fand. Hier bietet uns die französische Literatur, unseres Wissens zum ersten Male, eine gründliche Arbeit über diesen allgemein interessanten Gegenstand, welche denn auch die verdiente Anerkennung erfuhr, von der französischen Akademie gekrönt wurde und binnen Kurzem zwei Auflagen erlebte. Nach einer Einleitung über den Zustand Europas und namentlich Italiens im 15. Jahrhundert und den allgemeinen Charakter dieser Epoche wird uns das ganze Leben dieses edlen Ferraresen vorgeführt, der Beginn seiner reformatorischen Bestrebungen als Prior von San Marco, seine Agitation gegen die beginnende Tyrannei der Medici, seine Einmischung in die Staatsangelegenheiten — wahrscheinlich sein größter Fehler — das ganze Parteileben der florentinischen Republik, auf welche Savonarola lange Zeit großen Einfluß hatte, endlich seine Bedeutsamkeit als Kanzelredner bis zu seiner Excommunication, seinem Sturz und seinem beklagenswerthen Ende auf dem Scheiterhaufen auf der Piazza del Granduca in Florenz. Er ging unter ohne sein Werk vollendet zu haben und — was noch schlimmer — ohne einen glücklicheren Nachfolger zu erhalten. In einem werthvollen Anhang hat der Verfasser noch eine Reihe von lateinischen und italiänischen Schriften und Urkunden beigefügt, die uns den Charakter, die Denk- und Handlungsweise des italiänischen Reformators noch deutlicher vor Augen führen: seine Briefe an den Kaiser und die Könige von Frankreich und Spanien über die Nothwendigkeit der Berufung eines Concils, seine Schreiben an Papst Alexander VI. und die verschiedenen Breven des letzteren, — endlich übersetzte Bruchstücke aus seinen Predigten. — Die Uebersetzung des ganzen Werkes ist fließend und ungezwungen; dasselbe wird Jedem, der für diesen Theil der Geschichte ein offenes Auge hat, und welcher sich für die wechselvollen Geschicke der schönen Halbinsel interessirt, eine willkommene Erscheinung sein. Savonarola ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten Männer seines Jahrhunderts, und eine gerechte, wenn auch späte Anerkennung dieses religiösen und politischen Reformators von Florenz bleibt eine heilige Pflicht der Nachwelt.

— Δ Die nordfriesischen Inseln vormals und jetzt von G. Weigelt. Hamburg, Otto Meißner. — Obgleich nur zunächst „für Badegäste in Wyk auf Föhr“ bestimmt, verdient dieses Werk in hohem Grade die Aufmerksamkeit jedes Freundes der Geographie, ja jedes Vaterlandsfreundes, möchten wir sagen, dessen Aufmerksamkeit nothwendig auf diese nördlichen Küsten hingelenkt werden mußte, welche noch in den letzten Jahren so furchtbaren Sturmfluthen ausgesetzt waren, die im Laufe der Zeit die äußere Gestaltung der Küsten und Inselgruppen der Nordsee gänzlich verändert haben. Der seinen Gegenstand nach allen Seiten hin beherrschende Verfasser beschreibt zunächst die Insel Föhr, die verschiedenen Reiserouten dorthin, einige Ausflüge nach den Inseln Amrum und Sylt, giebt sodann so viel möglich historische Nachrichten über die Zertrümmerung der friesischen Uthlande durch Sturmfluthen, die Reconstruction derselben und die Watten, charakterisirt ferner die Bewohner dieses Landes — einen der nördlichsten deutschredenden Vorposten — auf gründliche Weise und bietet dem Leser endlich ein Kapitel über Ebbe und Fluth, über welchen Gegenstand selbst bei vielen Gebildeten, namentlich in den Binnenländern, nur unklare Vorstellungen herrschen. Zwei sauber gestochene Karten (aus F. A. Brockhaus' artistischer Anstalt), über die Insel Föhr und die nordfriesischen Uthlande sonst und jetzt geben ein anschauliches Bild des behandelten Gegenstandes und erhöhen den Werth des anziehenden Werkchens.

— ** Die Frequenz der Universität Jena zur Zeit ihres höchsten wissenschaftlichen Glanzes soll nach Biedermann in seiner soeben erschienenen Schrift: „Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte deutschen Geisteslebens“ sich nicht genau bestimmen lassen. Nach einer Andeutung in einer Adresse Studirender an Reinhold („Reinhold's Leben“ S. 64) glaubt Biedermann als Gesammtzahl der Studirenden im Jahre 1793 über 1000 annehmen zu dürfen. Die Gebrüder Keil in der „Geschichte des Jenaischen Studentenlebens“ berechnen dieselbe für die Zeit von 1790 an auf 800 oder etwas darüber. Dr. Willibald Grimm theilt folgende zwei genauere Angaben mit. Der berühmte Dr. Paulus, der im Sommer 1787, also kurz vor seiner Anstellung als ordentlicher Professor der orientalischen Sprache in Jena, auf einer Reise sich

einige Zeit in Jena aufhielt, zählt in seinem Reisetagebuche 400 Theologen und Humanisten, 300 Juristen, 90—100 Mediciner, 10—11 Cameralisten und Mathematiker. (Vergl. Reichlin-Meldegg: „H. E. G. Paulus und seine Zeit“, 1. Bd. S. 99). — Nach Eichstädt's Programm: Ex historia rectorum atque prorectorum (Jen. 1842) p. 31 betrug 1792 im Sommersemester, unter Ulrich's Prorectorat, die Gesammtzahl 916, darunter 426 Theologen und 344 Juristen. Im Jahre 1805, nach der schweren Krisis, welche die Universität auf Loder's Anregung im Weggang ihrer gefeiertsten Docenten zu bestehen hatte, war die Frequenz bis auf 315 herabgesunken; (vergl. Reichlin-Meldegg a. a. O. I. Bd. S. 381.) Als nach den Freiheitskriegen die Universität einen neuen bis zum Jahre 1819 andauernden Aufschwung nahm, erreichte die Frequenz ihren Höhepunkt im Wintersemester 1818/19 in der Zahl 676, darunter 413 Ausländer. Im Sommer 1819 sank dieselbe auf 548, im Winter auf 496, im Sommer 1820 auf 479, im Winter auf 435. Später hob sie sich wieder in der Art, daß das erste gedruckte Verzeichniß vom Winter 1826/27 die Zahl 553 nachweist. Schon im Sommer darauf stieg sie auf 617, darunter 262 Ausländer; im Sommer 1829 auf 616 (darunter 278 Ausländer), eine Höhe, die sie seitdem nicht wieder erreicht hat.

— * Das diesjährige Sonntagsblatt hat in einer Reihe von Nummern interessante Beiträge „zur Geschichte der deutschen Unterhaltungslitteratur“ von J. W. Appell gebracht, in welchen nachgewiesen wird, wie dieser Zweig der Literatur lawinenartig angeschwollen ist. Die Leihbibliotheken, die belletristischen Journale, die Feuilletons der größern Zeitungen u. s. w. bieten ja heut' zu Tage so vielen Absatz und unsere Zeit ist eine so schreiblustige, daß die Zahl der Romane und Novellen, welche jährlich erscheinen, unübersehbar zu werden droht. Zu den fleißigen Novellisten der Gegenwart gehört auch M. Solitaire, auf den wir durch seine vor uns liegenden „Erzählungen bei Nacht“ hinzuweisen veranlaßt werden. Der mit lebhafter Phantasie begabte Verfasser hat dem genannten Buche schon eine ganze Reihe novellistischer Arbeiten in die Welt vorausgeschickt und fand mit denselben vielfach günstige Aufnahme, wie er selbst anerkennt, und auch dem vorliegenden Buche wird es nicht an einem theilnehmenden Leserkreise fehlen, indem es nicht wenige unterhaltende Parthien in seinen verschiedenen Erzählungen bietet. Dieser enthält das Buch vier, nämlich: „Die Hungermühle“, „Großmutter Schlangenbraut“, „Die neue Brücke“ und „Das Waldteufelchen“, von welchen die letzten uns am meisten gefallen haben. In einem kurzen Nachworte verwahrt sich der Verfasser gegen die Anschuldigung, ein Nachahmer Callot-Hoffmanns zu sein; allein läugnen läßt es sich doch nicht, daß er manchmal an diese Richtung anstreift. Nicht selten wird auch der Periodenbau ebenso capriciös, wie es der Inhalt oft ist; trotzdem aber findet, wie gesagt, das Buch sicher sein Publikum.

P. J. W.

— * Die Zahl der Poeten ist heut' zu Tage Legion. Zumeist sind die Herren, wie bekannt, ein sehr weltlich gesinntes Geschlecht, und wollte man ihnen in allen Stücken Glauben schenken, müßten wir in Wein und Lieb' und Lust schwelgen. Aber die geistlichen Sänger sind doch auch noch nicht ausgestorben, wenn sie gleich verhältnißmäßig spärlich unter ihren Liedgenossen erscheinen, und einen solchen finden wir in dem Dichter der Vorhof-Klänge (Barmen, Langewiesche), der seinen Namen nicht genannt, sondern sich treffend als „einen Wahrheitsucher“ bezeichnet hat. Ein edles Gemüth und ein tief religiöser Sinn treten anspruchslos und eben deßhalb ansprechend uns allenthalben entgegen, und wir dürfen das kleine Buch, welches in vermehrter und verbesserter Auflage uns vorliegt und demnach schon einen Gang in die Welt gemacht hat, getrost Allen empfehlen, die religiöser Erbauung bedürftig sind. In vielen Gedichten des Verfassers spricht sich kühn erhabener Schwung aus, und nur selten wird man durch kleine Härten der Form gestört.

— * Zu den vorwiegend geistlichen Dichtern der Gegenwart gehört auch Julius Sturm, der schon manches hübsche Lied gesungen hat und in weiten Kreisen bekannt ist, hat doch namentlich sein Buch: „Fromme Lieder“ bereits die dritte Auflage erlebt. Soeben erscheint von diesem weichgestimmten Sänger ein neuer Band „Fromme Lieder und Gedichte“, in welchem wir ihn, auch ohne seinen Namen auf dem Titel gelesen zu haben, leicht wieder erkannt hätten; denn in Färbung und Form gleichen diese Lieder seinen früheren so sehr, daß sie fast als Variationen derselben erscheinen. Offen gestehen wollen wir aber, daß man von diesem etwas süßlichen Gericht leicht zu viel genießt; die Früchte, die sehr üppig zu gedeihen scheinen, bedünken uns auch nachgerade nicht selten einigermaßen faßlos. Der Dichter sollte billig dem Publikum, seinem lieben Gaste, den er bei sich zu Tische lädt, nur das Beste vorsetzen und nicht jeden Apfel oder jedes Birnlein, welches ungezeitigt vom Zweig gefallen ist, ihm auflesen.

— * Kasper Hauser. Von dem Oberlehrer Meyer in Ansbach, dem Erzieher und Pflegvater Kasper Hauser's, erscheint demnächst: „Beobachtungen und Darstellungen aus dem Leben dieses geheimnißvollen Menschen.“ Verschiedene Discretions-Rücksichten waren dem Herrn Herausgeber seither hinderlich für eine frühere Veröffentlichung; in dieser Schrift soll das herrschende Dunkel über Kasper Hauser — „dieses Räthsel seiner Zeit“ — nicht nur gelichtet, sondern trotz Feuerbach, Daumer u. A. gänzlich aufgeklärt werden.

— * Die „Allgemeine Zeitung“ bringt den Nekrolog des Professors Eduard Röth, des Verfassers der ausgezeichneten Geschichte der Philosophie, der vor Kurzem in Heidelberg starb. Röth, geboren am 12. October 1807 in Hanau, hat sich aus beschränkten Verhältnissen, — der Vater war Volksschullehrer und starb früh —, durch Energie emporgearbeitet und früh schon einen schweren Kampf mit dem Leben geführt. Er trieb besonders orientalische Sprachen, lebte einige Zeit in Paris, um die dortigen Bibliothekschätze zu studiren, und wurde 1840 Privatdocent in Heidelberg, wo er philologische und philosophische Vorlesungen hielt. Der erste Theil seiner Geschichte der Philosophie, eines Werkes von staunenswerthem Fleiße, erschien 1846, der zweite erst kurz vor seinem Tode. Viele Anstrengungen, jahrelanges Nachtarbeiten und geistige Aufregung hatten seine Körperkraft unterwühlt, und er erlag einem früh entstandenen Blutleiden. Seit dem Jahre 1850 war er ordentlicher Professor, mußte sich aber aus Rücksicht auf seine Gesundheit auf wenige Vorlesungen beschränken.

— * Die Jubelfeier Jena's. Von dem dreihundertjährigen Jubiläum Jena's werden wir unseren Lesern in dieser und der folgenden Nummer Manches sagen müssen und sagen dürfen; sicher werden sie es auch gern hören. Einem ausführlichen Berichte mag die Bemerkung vorausgehen, daß die Feier von vielen Tausenden und in der schönsten Stimmung begangen wurde. Wie sich das so zutrug, wird der geneigte Leser demnächst genauer hören. Heute mag eine Episode des Festes zunächst erwähnt werden. Der im September des vorigen Jahres zu Weimar gegründete Verein für deutsche Kulturgeschichte hielt am 16. August eine Versammlung, zu welcher der in Weimar bestehende Centralausschuß die Einladung hatte ergehen lassen. Es war ein kühner Gedanke, daß man mitten unter dem Lärm des Festes einen ruhigen Augenblick für ernste Dinge erobern wollte, und es war erklärlich, daß der Operationsplan mißlang. Die Versammlung war klein, und beschloß daher, die definitive Constituirung des Vereins auf eine günstigere Zeit zu vertagen, bis dahin aber mit dem bisherigen Eifer fortzuwirken. Der Präsident, Professor Karl Biedermann, theilte mit, daß die Gesellschaft, die zu Weimar von fünf Herren begründet wurde, dann am 6. September 25 Mitglieder zählte, jetzt auf 171 angewachsen ist. Unter den in Jena beitretenden Herren nennen wir Professor Sauppe von Göttingen, Professor Weissenborn von Erfurt, Kirchenrath Schwarz von Jena. Es bestehen Ortsvereine in Weimar, Meiningen und Nürnberg. Die Sammlung von kulturhistorischem Material ist ansehnlich angewachsen. Dem Weimarer Centralausschuß wurde ein Dank für seine bisherigen Bemühungen um die Sache des Vereins ausgesprochen.

— * Der norwegische Dichter, Professor A. Munch in Christiania, von dessen lyrischen Poesien das Sonntagsblatt schon wiederholt Proben brachte, hat im verflossenen Jahre eine historische Tragödie „Lord William Russell“ veröffentlicht, welche in Christiania zu verschiedenen Malen mit großem Erfolg aufgeführt ward. Wie wir erfahren, hatte die Direction des Theaters der dänischen Hauptstadt das Stück auch schon angenommen, legte es aber zurück, weil sie das Publikum zu sehr aufzuregen fürchtete, indem das Verhältniß des in der Munch'schen Tragödie auftretenden englischen Königs Karl II. mit der Lady Portsmouth zu Vergleichungen mit einem in Kopenhagen bestehenden lebhaft aufgefordert hätte. Wir werden vielleicht schon in einer der nächsten Nummern das interessante Bühnenwerk, von welchem kürzlich eine gelungene deutsche Uebersetzung erschien, besprechen. Der Verfasser befindet sich gegenwärtig auf einer Reise nach Italien, wo er den Winter zuzubringen gedenkt.

— * Das restaurirte kaiserliche Operntheater in Wien soll im September eröffnet werden, und zwar wahrscheinlich mit dem „Lohengrin“ von Wagner; der „Tannhäuser“ ist der kaiserlichen Oper durch das Theater an der Wien weggenommen worden. Die Aufführung des „Lohengrin“ in dem bisher sehr wenig Wagner-freundlichen Wien ist ein großer Triumph für den Componisten, der kürzlich auch die Dresdener Hofbühne wieder erobert hat.

— * Zu Königsbrunn bei Augsburg fand am 10. August eine eigenthümliche Feier von geschichtlichem Interesse Statt. Man hatte dort vor drei Jahren den Grundstein zu einer Kirche gelegt, welche der Erinnerung an die große Ungarnschlacht auf dem Lechfelde im Jahre 955 gewidmet ist. Diese Kirche wurde nunmehr feierlich eingeweiht und vom Bischof von Augsburg in Gegenwart vieler Anwesenden dem Gottesdienst übergeben. Ein anderer Geistlicher erinnerte an den großen Sieg deutscher Nation. Die Kirche ist ganz aus freiwilligen Beiträgen erbaut und enthält ein großes historisches Deckengemälde von Wagner in Augsburg; es stellt den Augenblick der Schlacht dar, wo der heilige Ulrich, der Morgens im Kampfe war, mit Weibern, Greisen und Kindern vor dem Domportal in Augsburg Gott um den Sieg über die Ungarn anfleht. Die Gegend in der Nähe der Kirche ist erst seit etwa 20 Jahren mühsam dem Boden gleichsam abgerungen, indem bis dahin das Lechfeld eine Einöde war.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Bulgerstraße. Nr. 6.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

№ 35. Bremen, 29. August. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Die Jubelfeier Jena's.

Von F. Pletzer.

Es ist nicht Uebertreibung oder bloße Redensart, wenn man sagt, die Jubelfeier Jena's sei den schönsten Festen beizuzählen, die je begangen worden. Man kann vielleicht sogar ohne Uebertreibung sagen, daß überhaupt kein schöneres denkbar sei, wenigstens in unserer Zeit und unter den obwaltenden Umständen; keines, dem so sehr ein allgemeiner Grundgedanke Haltung und Adel verleiht und an dem der Einzelne mit so hoher und herzlicher Freude theilnehmen kann. Eine Jubelfeier in großem Maßstabe gehört nicht mehr zu den Seltenheiten; vor Kurzem erst haben Greifswald und Freiburg Jubiläen begangen, die sogar noch ein Jahrhundert mehr aufzuweisen hatten als das von Jena, aber ihre Jubelklänge waren nicht so mächtig und reichten nicht so weit durch die Lande und über das Meer bis in die neue Welt. Nur ein Fest, das aus nicht allzuweiter Ferne winkt, und an dem noch Mancher theilnehmen könnte, der in Jena die Augusttage beging, — nur ein Fest ist denkbar, dessen Jubelklänge gleich voll und rein dahinbrausen könnten über das deutsche Vaterland. Noch eine Spanne Zeit, und Heidelberg beruft die Söhne seiner ein halbes Jahrtausend alten alma mater, und sie werden hinaufwandern zu den mächtigen Ruinen der herrlichen Burg, deren unvergängliche Schönheit den Zahn der Zeit zu Schanden werden läßt. Und doch, wie Vieles muß noch anders werden, damit alsdann von den Trümmern des Schlosses und aus seinen Hallen, von den Höhen der grünen Berge und aus den Straßen der durch die Geschichte geweihten Stadt der Ton der Freude so ohne alle herbe Beimischung und ohne grellen Mißklang sich erheben und ausklingen könne, wie er aus dem unscheinbaren Städtchen an der Saale sich erhob und sich brach an den Bergen, die das liebliche Thal umgeben. Es gesellen sich am Neckar viele trübe Erinnerungen den schönen zu, denn nicht bloß die Kanonen Tilly's und der Franzosen haben das Leben der Hochschule wiederholt in Frage gestellt, und allein schon die Geschichte der letzten Jahre läßt die Besorgniß auftauchen, daß für Heidelberg die schöne Zeit dahin sei.

Nicht so in Jena. Unter den freudigen Gedanken, die in den Augusttagen unsere Seele bewegten, war nicht der letzte der, daß auch in trüben Tagen und in der Zeit der schwersten Noth hier eine Zufluchtstätte bereitet war, deren Heiligkeit nur selten von frecher Hand verletzt wurde, daß Jena's Freiheit wohl zu drücken, nicht zu unterdrücken ist. Was auch über seine hohe Schule verhängt worden, wie schwere Schläge die Verfolgungswuth der finstersten Reaction gegen sie geführt hat, die Schaar der Jünger zerstreuend in alle Welt und sie jagend über das Meer, doch hat sie ihr Haupt immer von Neuem gehoben, und wieder ist es einmal dahin gekommen, daß unser Vaterland keine Stelle aufzuweisen hat, an welcher die Freiheit des Wortes und der Forschung so ungehemmt bestände. Zwar, wer wollte leugnen, daß hierin auch wieder etwas unsäglich Trauriges und Niederdrückendes liegt, daß wir nicht ohne tiefen Schmerz und ohne das bitterste Gefühl von dem kleinen Eilande, auf welches solche Freiheit sich zurückziehen mußte, hinausblickten in die anderen Lande und auf die anderen Hochschulen bis hinauf zu jener kleinen, die von den eigenen Stammesbrüdern preisgegeben ist und mit Füßen getreten wird vom schnöden Nachbarn, dessen Uebermuth wir nähren mit dem eignen Blut! Wem wäre nicht in den Becher der Lust eine herbe Thräne hinabgefallen, wenn er das Schwarzrothgold hier stolz und froh hinausflattern sah in die Lüfte und dabei der Wunden gedachte, die um seinetwillen geschlagen worden, und der Herzen, die um seinetwillen gebrochen, und der Schmach, die uns in das Gesicht geschleudert worden, als es im Jahre, das uns das Heil bringen sollte, als deutsche Flagge auf deutschem Meere flatterte!

Doch das Schicksal hat uns ja daran gewöhnt, unsere Hoffnungen und Wünsche „auf das Maß der gegebenen Zustände zurückzuführen.“ Und wer wollte so verbittert und so kindisch sein, ein Stückchen Freiheit zurückzuweisen, weil ihm die ganze versagt ist! Deßhalb haben wir auch den Schmerz, der sich uns unwillkürlich aufdrängte, überwunden und der Freude uns hingegeben und sie geschlürft mit vollen Zügen. Solche Feste, wie sie im September des vorigen Jahres in Weimar und nun jüngsthin in Jena begangen wurden, gehören zu den Lichtblicken in der Nacht unserer Tage, und wer da verzweifeln möchte am deutschen Volke und an des Vaterlandes Zukunft, der hat gewiß in jenen Stunden von Neuem zu hoffen begonnen. Darum wollen wir auch die Erinnerung festhalten mit dankbarem Herzen und noch einmal die Bilder an uns vorübergehen lassen. So schwer es sein mag, dem Leser, der nicht selbst Zuschauer und Theilnehmer war, diese Bilder zu zeichnen, es soll doch versucht werden, und er wird sich vielleicht hineinfinden, wenn wir ihn ruhig fortschreitend durch alle die Herrlichkeiten hindurchführen, welche uns geboten wurden.

Und zum ruhigen Fortschreiten, auch wenn wir es nicht aus guten Gründen freiwillig wählten, um den Leser Alles begreifen und genießen zu lassen, würden wir schon durch die eiserne Hand äußerer Nothwendigkeit gezwungen. Denn wie stürmisch auch die Herzen der alten Burschen, die am 14. August von allen Seiten nach Jena zusammenströmten, dem lieben Städtchen entgegenschlagen mochten, ihre Sehnsucht mußte eine harte Probe bestehen. Im Fluge und auf jeder Station immer mächtiger anschwellend führten die Eisenbahnzüge von Ost und von West die Gäste herbei; aber in Apolda oder Weimar erscholl den Ankömmlingen ein vorläufig „Bis hierher und nicht weiter“ entgegen. Von dort ab ist Jena nicht mehr mit Dampf zu erreichen, und wir sollten recht nachdrücklich darauf hingewiesen werden, daß die Postbehörden eine Stelle haben, wo sie sterblich sind. Man hatte zwar in Weimar, Apolda und Jena Alles gethan, um dem voraussichtlich ungeheuern Andrang von Fremden und ihren Transportwünschen Rechnung zu tragen, alles mögliche

Fuhrwerk von der eleganten Equipage bis zum urzuständlichen Leiterwagen war in Bewegung gesetzt und unter Strafandrohungen zur Stelle geschafft worden, aber zwischen dem Belauf der Anforderungen und der Fähigkeit sie zu decken war eine unermeßliche Kluft. Als sich im Angesicht des gewerbreichen Apolda die Eisenbahnwagen entleerten und Jung und Alt nach Gespannen sich umsah, da standen wir auf der furchtbar staubigen Landstraße in glühender Mittagshitze, und ringsum war kein Wagen zu erblicken. Ein früher eingetroffener Zug hatte alle Transportmittel in Anspruch genommen, und wir mußten in die durch ihren Taback und ihre Strümpfe berühmte Stadt hineinwandern, um des Fuhrwerks zu harren, das aus Jena zurück erwartet wurde. Die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf Apolda sich erstreckt. Wer erkennt, wenn er durch die lange Reihe von stattlichen Gebäuden wandert, welche die Industrie hier geschaffen, wenn er die Kränze und Fahnen schaut, mit welchen die Häuser geschmückt sind, das kleine Nest wieder, das einst Apolda genannt wurde? Die Augenweide, welche uns geboten wird, hilft uns über die Unannehmlichkeit des Wartens hinweg. Endlich kommen die Gespanne eins nach dem anderen zurück und werden förmlich gestürmt von den Harrenden; glücklich, wer ein schmales Plätzchen auf einem von Staub überdeckten, nur auf das Nothdürftigste hergerichteten Leiterwagen erobert. Wem ein mitleidiges Herz im Busen schlägt, der vergißt leicht der eignen Strapaze, die eine solche Transportweise mit sich bringt, indem er der armen Pferde gedenkt, denen in diesen Tagen unendlich viel mehr zugemuthet wird als den Menschen. — Der Wagen ist bis zum letzten Fleckchen gefüllt, dicht gedrängt sitzen die Schaaren der Festgäste, ihre Garderobe und ihre Seelen mit Entsagung dem Schicksale hingebend, das über sie verfügen wird, wie es mag, und fort geht es durch die Staubwolken, welche über der Landstraße lagern.

Mühsam schleppen die ermüdeten Thiere die schwere Last hinan bis zur Spitze des unendlich langen Berges, an dessen anderer Seite wir hinabrollen sollen in das Thal der Saale. Fast verschmachtet durch Hitze und Staub, erblickt die zusammengepreßte Schaar endlich ein Dorf, das eine Erquickung verspricht. „Hei, bayrisch Bier, ein guter Schluck sollt' uns gar köstlich munden.“ Aber, wehe, wehe! Was den Durstenden aus dem Wirthshause entgegengetragen wird, es ist jenes Getränk, das in Lichtenhain gebraut wird, und welches die Menschen in unbegreiflicher Nachsicht mit dem Namen Bier beehren, jenes Getränk, welches zu genießen man auf dem naiven Standpunkte des Jenenser Corpsburschen oder Burschenschafters stehen muß. Mit stoischer Ruhe wird das Gebräu genossen, dessen Furchtbarkeit allerdings dadurch gemildert wird, daß das hölzerne Stübchen uns wenigstens den Anblick dessen erspart, was zu vertilgen wir kühn genug sind. Eine Schinkenstolle führt uns ihrerseits den Gedanken noch näher, daß wir nicht weit von Jena weilen, und schon sind wir vollständig in der Stimmung, um es zu betreten. Die Gesellschaft schmückt die Hüte und Mützen mit Eichenzweigen, bergab geht es in das Saalthal, schon öffnet es sich dem Blick, der Fuchsthurm winkt von seiner Höhe den bemoosten Häuptern zu, und wir fahren mit bewegtem Herzen ein in die Stadt.

Selten mag wohl erwartungsvollen und froh gestimmten Festgästen ein so überraschender und herrlicher Anblick, eine so köstliche und schöne Augenweide geboten sein, wie sie Jena seinen Gästen bot. Die ganze Stadt hat sich in ein prachtvolles, entzückendes und dabei doch so einfaches Gewand gekleidet. Eine stattliche, sinnreich gedachte und erbaute Ehrenpforte, deren Hauptschmuck aus Tannenreisern besteht, empfängt an den Hauptthoren die Einziehenden; im Innern aber ist Alles bis hinein in die kleinsten Gassen und vom Erdgeschosse bis zum Giebel und zur Kirchthurmspitze übersäet mit Zweigen, Kränzen, Guirlanden und Fahnen, die zum Theil aus gewaltiger Höhe bis auf die Köpfe der Menschen herabreichen. Es ist staunenswerth, welche Fülle von Flaggen, allgemein deutschen und weimarischen, herbeigeschafft worden ist. Die ganze Bevölkerung ist in Bewegung und empfängt die Ankömmlinge. Man hat soeben den Großherzog von Weimar begrüßt; er ist der einzige unter den erwarteten Fürsten, der gekommen, um das Fest der Akademie zu begehen, deren Rector er ist. Vor Allen hätte es den Fürsten von Koburg, Meiningen und Altenburg nahe gelegen und wäre ihre Pflicht gewesen, die Hochschule zu besuchen, deren Erhalter und Beschützer sie sind. Es fiel unangenehm auf, daß sie nicht erschienen, denn man fühlte heraus, daß die Gründe, welche angegeben wurden, nicht stichhaltig waren. Allerdings sind sie wohl kaum vermißt worden, da wir überall nicht aufgelegt waren, die Person mehr zu feiern als die Sache, und die obige Bemerkung macht der Berichterstatter, nicht der Festgenosse. Ueberdies kann ein solcher Gedanke kaum aufkommen, denn es giebt so viel zu sehen und zu hören, daß alle Reflection fern bleibt. Unter dem Schmuck, der die Häuser bedeckt, tritt eine unendliche Fülle von Tafeln uns entgegen, welche berühmte Namen tragen. Es ist damit ein sinnreicher Gedanke verwirklicht worden. Jena schmückte sich mit den Namen Derer, welchen es seinen Ruhm verdankt; es stellte eine Galerie aller hervorragenden Geister auf, die es einst besessen oder doch auf kurze Zeit beherbergt hat. Eine besondere Commission wurde mit der Aufrichtung von Gedenktafeln beauftragt, durch welche gleichsam ein Leitfaden durch die Literaturgeschichte Deutschlands, ein Stammbuch der edelsten Deutschen in dieser Herberge der ernsten und freien Wissenschaft dargestellt werde. Vor Allen sind die Philosophen und Dichter aus der großen Epoche unserer Literatur berücksichtigt worden, sodann Diejenigen, welche durch sie angezogen wurden und mit ihnen in Verbindung traten. Vornehmlich ferner hatte die Universität Derer zu gedenken, welche die Gebiete der einzelnen Fakultätswissenschaften mit besonderem Erfolge angebaut und sich dadurch einen, wenn auch nur von allen deutschen Fachgenossen gekannten und gefeierten Namen erworben. Die Commission hatte dabei freilich einen schweren Stand. Es gab kein Maß, mit welchem die Berühmtheit gemessen werden konnte; mitunter wollte auch der Einzelne es sich nicht nehmen lassen, Diesem und Jenem, den er liebte und verehrte, mitten unter den Hochgefeierten ein Denkmal zu setzen, und so ist denn eine etwas bunte Mischung von Großem und Kleinem, Bedeutendem und Unbedeutendem zu Stande gekommen. Ferner war es äußerst schwierig, bei Vielen die Wohnung nachzuweisen; es mußten biographische Werke, Familien-Erinnerungen nachgesucht, die Zinsbücher auf dem Rathhause aufgeschlagen, Hausbücher, Fensterscheiben, Tische, Thüren nach Namen untersucht werden, und auch so kam man noch nicht weit, denn sich auf solche Weise zu verewigen ist bekanntlich mehr die Leidenschaft der kleinen als die der großen Leute. Unter solchen Umständen ist die unendliche Mühe, welche die Commission sich gegeben hat, doppelt dankenswerth. Sie ging zurück bis auf Martin Luther, dessen Namen der Gasthof zum schwarzen Bären trägt. Man erinnert sich der prachtvollen Geschichte vom Reitersmann, der auf dem Wege von der Wartburg nach Wittenberg dort einkehrte und mitten unter schweren Sorgen noch zu heiteren Scherzen aufgelegt war. Besonders reich ist natürlich die Periode auf der Scheide des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts vertreten, wo Jena der leuchtende Mittelpunkt deutscher Forschung und deutschen Freimuths war; die Namen Goethe, Schiller, Fichte, Alexander und Wilhelm von Humboldt strahlen uns vielfach entgegen. Auch manche der noch Lebenden sind vertreten, unter denen wir mit Wehmuth Julius Mosen erblicken, den ein furchtbares Leiden an das Lager fesselt und fern hält von seinem lieben Jena.

Nachdem der Blick sich erfreut hat an dem Schmuck der Stadt, eilen wir direct in das Paradies. Dieser stolze Name, jedem alten Jenenser ein süßer Klang, ist einem reizenden Fleckchen dicht neben der Stadt am Ufer der Saale eigen. Hier ist eine riesige Festhalle kühn und geschmackvoll errichtet, eine Legion von Bänken vor einfachen Holztischen ladet die Ankömmlinge zum Niedersitzen ein, und schon macht eine große Schaar die tapfersten Angriffe auf das vor-

handene Bier. Die kolossalen Eingangsthore gestatten den Anwesenden, die bereits nach alter Weise kneipen, den freien Blick hier auf die Stadt und die Berge, deren einer den Fuchsthurm trägt, dort gegen die allbekannte Rasenmühle hin. Mittlerweile verkünden die Glocken den Anfang des Festes, und die Halle beginnt sich zu leeren, denn man sucht nach einer Stelle, von welcher aus die Freudenfeuer auf den Bergen zu überschauen sind. Wieder ein prächtiger Gedanke, dessen Ausführung mit Jubel begrüßt wird! Es ist ein wundervoller Anblick, wie auf allen Bergspitzen, welche das Thal umrändern, die Flammen aufblitzen und genährt werden, ein feuriger Kranz, der uns umgiebt und der von der ergreifendsten Wirkung ist. Schöner konnte die Natur mit ihrer Herrlichkeit nicht hineingezogen werden in die Feier. Lange noch wird die Masse gefesselt, bis nach und nach fröhliche Gruppen heimwandern in die Stadt, zum Theil nicht ohne eine Bemerkung des Bedauerns, daß der köstliche Abend nicht im Freien verbracht werden kann. Aber die Verbindungen halten den Begrüßungscommers, zu welchem sie alle „alten Häuser“ eingeladen haben. Dieser wandert zum Burgkeller, um im Kreise der alten Burschenschaft zu sein, Jener zu den Teutonen, ein Dritter zu den Germanen, während die alten Corpsburschen den Sachsen, Franken oder Thüringern sich zuwenden. Die Hitze in den Sälen hält die Versammelten nicht ab, bis tief in die Nacht bei Gesang und Reden zusammenzubleiben. Da sitzt bunt durch einander Jung und Alt, der angehende Fuchs neben dem bemoosten Haupte, ergraute Staatsmänner neben jungen Burschen. Es wurde erzählt, daß ein Sohn nicht nur den Vater, sondern auch den Großvater zum Commers mitgebracht habe. Sogar Frauen und Jungfrauen haben hier und da Zutritt, sie kneipen tapfer mit, und es kommt vor, daß ein hübscher Bruder Studio zum Smollis mit der Frau eines alten Hauses gelangt. Wäre nicht die drückende Luft in den Räumen und der solide Gedanke, daß die nächsten Tage uns zu großen Thaten bereit und gerüstet finden müssen, wir hielten mit dem jungen Volk aus. So aber ziehen wir durch die noch immer belebten Straßen in die Quartiere, welche die Jenenser Philister uns bereitet haben, und wer einen leichten Schlaf hat, wird noch Stunden lang durch die lustigen Klänge gestört, die von der Straße heraufschallen.

Und überhaupt ist an langen Schlaf nicht zu denken, denn schon um 6 Uhr Morgens ziehen Viele zum Markt, wo das Luthersche Lied „Ein' feste Burg ist unser Gott“ ertönt, den Charakter andeutend, den dieser erste Festtag haben soll. Inmitten des schönen Platzes, jetzt noch den Augen verhüllt, erhebt sich das Standbild des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, des Stifters der Universität. Seine Enthüllung soll den Mittelpunkt des Festes bilden, das also in diesem seinen ersten Theile ein wesentlich protestantisches ist, und welchem der Geist der Universität und ihrer Theologen, der Geist der Freiheit und des Kampfes für den Glauben Luthers, seine Richtung und Stimmung giebt. Hier mehr als an den beiden anderen Tagen, welche wesentlich akademische Feiertage sind, findet Jena's Vergangenheit und Gegenwart ihren beredten Ausdruck, und den Verhältnissen entsprechend wird die Feier mit einer Predigt eröffnet, welche dem Kirchenrathe Schwarz in Jena übertragen ist. Er gehört seit Langem der Fakultät als eins ihrer freisinnigsten und festesten Mitglieder an. Bevor aber der Gang zur Stadtkirche unternommen wird, empfängt die Hochschule die Glückwünsche der übrigen deutschen Universitäten, die alle ohne Ausnahme der gefeierten Schwester ihren Gruß darbringen; es erscheinen weiter Deputationen aus Straßburg, der Schweiz, aus Ungarn, dessen Söhne in großer Anzahl in Jena studirt haben und an ihm mit Liebe hangen, der thüringischen Regierungen und anderen Behörden. Dabei wird manches kräftige Wort gesprochen, das an vielen Orten Anstoß erregen, an keinem vielleicht so frei ausklingen könnte. — Dann ordnet sich der Festzug in vorgeschriebener Weise und entwickelt sich allmälig, um den Kirchgang anzutreten. Die Studentenschaft mit den blanken Schlägern, den schönen neuen Fahnen der Verbindungen, die Professoren Jena's und der anderen Hochschulen, die Ministerien und die ganze Masse der Festgenossen, welche sich den jüngeren Commilitonen anschließen, bewegen sich im Riesenzuge, der leider von dem grade jetzt eintretenden Regen sehr beeinträchtigt wird, durch die Straßen, von einer unzählbaren Menschenmenge, die vor den Thüren und an den Fenstern steht, mit den Blicken verfolgt. Unter den Klängen der Orgel sammeln sich allmälig Tausende in der Kirche und füllen sie bis zum letzten Platze, indem der Hauptaltar durch die Fahnen und Standarten einen ungewöhnlichen, aber schönen Schmuck erhält. Händels mächtiges „Hallelujah“ eröffnet die Feier, worauf der Kirchenrath Schwarz die Kanzel besteigt.

Die Festpredigt lehnt sich an die Psalmenstelle vom Weinstock, den der Herr erhalten und vor dem Brennen und Reißen schützen möge. Was dort vom Volke des alten Bundes gesagt ist, das wendet der Redner an auf die evangelische Kirche und die Hochschule, deren Ursprung mit der Pflanzung jener so eng verbunden ist. Er findet in den Bibelworten zunächst den Dank für das, was der Herr bis dahin an dem Weinstock gethan, für seine sichtliche Liebe zu der Akademie seit den Zeiten ihrer Entstehung, wo die Sache des Protestantismus rettungslos verloren schien. Ein Dank gebührt ferner ihren Stiftern und Allen, die ihnen zur Seite standen. Keine deutsche Hochschule kann sich der von Jena vergleichen hinsichtlich der herben Geschicke, die ihr beschieden waren, zunächst durch innere Kämpfe, dann durch die Leiden des großen Krieges, später durch Verdächtigungen ihrer religiösen Richtung, endlich durch den Verlust ihrer tüchtigsten Männer im Anfange des jetzigen Jahrhunderts, die Folgen der Schlacht von Jena, die Verfolgungen der Reaction nach den Freiheitskriegen. Ueber diese letzte Stelle geht der Redner mit taktvoller Kürze hinweg, mit der Erwähnung sich begnügend, wie denn überhaupt die Predigt ihre schöne, aber nach vielen Seiten hin schwierige Aufgabe mit vielem Geschick löst und die hier gebotene Mitte zwischen weltlicher und geistlicher Rede glücklich innehält. Auch an dem Reißen und Brennen, das der Universität widerfahren ist, geht die Betrachtung nicht vorüber, die Bitte vielmehr, daß der Herr ihm wehren möge, gesellt sich zu dem Danke. Wie oft ist Jena geschmäht worden, daß es verderblichen Irrthümern und Tendenzen sich hingebe! Sie sind eine Erfindung des Neides und der Verläumdung, denn die Hochschule verfolgte den richtigen Weg, wenn sie statt des todten Buchstabens den belebenden Geist haben, wenn sie nicht eine Umkehr der Wissenschaft befördern wollte. Und diesem Geiste und diesem Wege wird sie, ihrer großen Vergangenheit eingedenk, treu bleiben und bittet um das Recht dazu und den Segen des Höchsten gegenüber dem Brennen und Reißen. Des nöthigen Schutzes hat sie bisher nicht entbehrt, und er möge ihr erhalten bleiben als ein heiliges Vermächtniß. Dann wird sie nicht weichen von dem Herrn, sondern seinen Namen anrufen und dies Gelübde dem Dank und der Bitte entgegenstellen. Zur Erfüllung dieses Gelübdes mögen Alle mitwirken, die lehrend oder lernend ihr angehören, und in der That und Wahrheit Glieder der Kirche bleiben als Reben an dem rechten Weinstock, den der Vater in die Menschenwelt gepflanzt hat.

Nach beendigter Predigt verläßt der Zug die Kirche und entfaltet sich auf einem weiten Umwege, um auf dem Markte der Enthüllung der Bildsäule beizuwohnen. Während er in ihrer Nähe allmälig sich aufstellt, wächst zugleich die Menge auf den Zuschauertribünen und in den Häusern des stattlichen Platzes zu vielen Tausenden an. In ihrer Mitte erhebt sich eine Rednerbühne, welche Staatsrath Seebeck, der Curator der Universität, besteigt, um die Festrede zu halten, die aber nur von der allernächsten Umgebung verstanden wird. Seine Aufgabe ist eine weit schwierigere noch als die des Predigers, denn er kann es kaum vermeiden, den Kurfürsten höher zu stellen, als es die ernst richtende Geschichte thut. Johann Friedrich wurde nicht bloß als der Stifter der Universität, sondern

als der Vorkämpfer des Protestantismus und als Märtyrer desselben geschildert, und doch blieb er in Wahrheit weit hinter der großen Mission zurück, die ihm gestellt war. Er wird hinaufgeschroben zu einer Stellung und zu einer Größe, die er nicht erreicht hat. An diesem Widerspruche leidet die Rede Seebecks, und es ist begreiflich, daß sie etwas Gezwungenes, Steifes und Nüchternes hat, dem Charakter Dessen entsprechend, den sie zu feiern sich entschließt, ohne dazu sich vollkommen berechtigt zu fühlen. Der Vortrag wirft einen Blick auf des Kurfürsten Leben und Schicksale, seine Stellung inmitten der Wirren jener Zeit, die Gefangenschaft und Rückkehr. „Doch rufen wir“, — heißt es dann weiter —, „den Blick aus so weiter Ferne zurück, so vergegenwärtigt uns der heutige Tag, vor Allem auch die Verherrlichung, die Gott hier ihm werden ließ durch das rasch aufblühende und kräftig dauernde Gedeihen dieser Schule, die er zur Zeit der schwersten Bedrängniß in nicht rastender Sorge für das geistige Heil der Seinen, ohne vorauszusehenden Erfolg, doch mit getrostem Gottvertrauen begründete. Arm und gefangen, konnte er ihr keinen andren Reichthum als seinen frommen Segen mit in das Leben geben; aber mit demselben erfüllte sich auch an ihr der Spruch, daß die Frucht des Gerechten ein Baum des Lebens ist. Sie ist fort und fort in Ehren erwachsen, indem dieselbe pflegende Treue, die sie zuerst in ihre enge Wiege legte, sie auch bis heute nicht verlassen mochte, und ist es nach der Art ihres Beginnens auch ihr Loos geblieben, immer mit der innerlichen Kraft geistigen Ringens mehr als mit der Hülfe äußerer Mittel ihr wachsendes Gedeihen erarbeiten zu müssen, so ist mit dem alten Wort des thüringischen Apostels wohl freudig zu sagen, daß auch bei hölzernen Bechern ihr nie es an goldenen Priestern gefehlt hat. Darum hatte dieselbe auch schon vor zweihundert Jahren, obwohl Deutschland verwüstet und von Fremden zertreten lag, doch im dankbaren Rückblick einen frohen Muth, das erste Säcularfest auch mit hoffendem Herzen zu feiern. Und als hundert Jahre danach ein neuer harter Krieg, wie andre deutsche Lande, so auch unsre Heimath mit bedrängte, da feierten gleichwohl die akademischen Väter das zweite Säcularfest in dem freudig verkündeten Glauben, daß sie an der Schwelle der goldenen Aera dieser Schule stehen und in dem damals kaum noch der Wiege entnommenen Karl August dafür ein gutes Pfand gegeben sei. Wie nun wir nach ihrem Wunsche im Dank für die Erfüllung auch gern ihres vorschauenden Glaubens heute gedenken, so wollen wir mit demselben guten Vertrauen in das neue Jahrhundert treten und hoffen, daß ebenso am vierten Säcularfest die Enkel unsre Zuversicht froh bestätigt sehen. Dazu helfe Gott! Und wie heute das ganze Vaterland, so weit die deutsche Zunge klingt, uns seine Boten sendet, um mit uns Gott in der Höhe unser Danklied zu singen, so gebe der Allmächtige, daß auch fort und fort dem ganzen deutschen Volke das Licht, welches hier eine treue deutsche Hand auf den Altar des Vaterlandes gestellt hat, werth und theuer bleibe.“

Der Rede folgt die Enthüllung der Statue, die mit lautem Beifall begrüßt wird. Drake hat den Kurfürsten im Schmuck seiner Würde, mit dem Schwert in der Rechten, der Bibel in der Linken, dargestellt. Das Werk ist ein sehr wohl gelungenes, nur hat die Bildsäule, da der Künstler Porträtähnlichkeit erstreben und ganz nach der Natur arbeiten sollte, etwas Gedrücktes. Innerhalb der Grenzen, die ihm auf solche Weise gezogen waren, hat er sich mit großer Meisterschaft bewegt und empfing gleich an Ort und Stelle den lobenden Zuruf der Versammelten.

Nun ist die Feierlichkeit beendet, und die Massen zerstreuen sich nach allen Seiten. Mehrere Stunden lang in die Fesseln der Form geschlagen, sehnt man sich jetzt nach Ruhe und Erquickung, nach leiblicher Nahrung und fröhlichem Geplauder. Eine Vereinigung aller Festgenossen zu einer gemeinschaftlichen Tafel ist als ein unausführbarer Gedanke aufgegeben worden. Die eingeladenen Gäste wandern zur Festtafel in der neuen Bibliothek, deren grade fertig gewordenen Säle herrlichen Raum bieten und wo nun am ersten und zweiten Tage eine Reihe von Reden zur Feier der Universität, ihrer fürstlichen Beschützer und mancher hervorragenden Persönlichkeit in Wissenschaft und Kunst gehalten wird bei glänzender Bewirthung und in festlich froher Stimmung, die allerdings gegen das Ende hin sehr laut sich äußert. Die große Menge sucht ein Unterkommen in einem der Gasthöfe oder in der Festhalle, doch ist sie getäuscht, wenn sie Vieles und Großes erwartet. Jena steht, was Essen und Trinken und manches Andere noch betrifft, auf einem äußerst naiven Standpunkte, und es lag in dem Verhältnisse der Anstrengungen der Wirthe zu ihren Leistungen auf dem Gebiete der Kochkunst etwas unendlich Komisches. Diese Festhalle wäre ein köstlicher Platz für viele Hunderte von hungrigen und durstigen Seelen gewesen, die denn auch dort sich sammelten. Aber der Wirth war ein so schlechter Feldherr, daß er in Kurzem mit allen seinen Hülfstruppen rathlos dastand, und daß man sich Speisen und Getränke in verzweifeltem Kampfe selbst erringen mußte. Darob erscholl mancher Schrei des Schmerzes und der Entrüstung, doch wird, wer einigermaßen mit den Verhältnissen Jena's vertraut ist, sich das kaum anders gedacht haben. Ueberdies darf man sich Anstands halber nicht merken lassen, daß der Leib die Seele beherrscht, und so war auch der Humor bald wieder da. Und er fand in der That herrliche Nahrung. Wir haben hier in der Halle Gelegenheit, eine der schönsten Seiten des Festes kennen zu lernen, das gesellige Zusammensein der alten Studiengenossen. Eine Fülle von ergreifenden und ergötzenden Scenen spielt sich vor unseren Augen ab. Die Commilitonen mit ergrauten Haaren finden sich wieder, man erkennt sich, und eine Umarmung erneuert den längst durch das Leben zerrissenen Bund. Es ist erstaunlich, welche Masse von herzhaften Küssen an allen Ecken und Enden erschallt. Belebte Gruppen bilden sich, Erinnerungen werden ausgetauscht, alte „Suiten“ unter Gelächter erzählt, der Lebenslauf der Einzelnen mit beflügelter Zunge vorgetragen, Fragen gestellt und beantwortet. Freilich auch manches ernste Wort schleicht sich ein, die Erinnerung an Diejenigen, die gestorben oder gar verdorben sind, wirft einen trüben Schatten über das heitere Bild der Freude, bis das Entzücken des Wiederfindens der Ueberlebenden, Händedruck und Umarmung Trübes vergessen läßt und die alten Burschen dermaßen übermannt, daß sogar der Jenenser Champagner für würdig befunden wird, den erneuerten Bund zu besiegeln. Wo freilich ruhige Ueberlegung die Oberhand behält, da wird die Ansicht aufrecht erhalten, daß Bier hierorts das leidlichste der Getränke sei, und der geneigte Leser mag sich nun ausmalen, welche enorme Quantitäten dieses Stoffes vertilgt wurden, daß man schier der Besorgniß sich nicht erwehren konnte, es möchte das furchtbare Ereigniß eintreten, daß die ergiebige Quelle versiege; ein Schicksal, das zum Glück nicht über uns hereinbrach. Den alten Häusern darf das Zeugniß nicht vorenthalten werden, daß sie tapfer gewirkt haben und den guten Ruf der Jenenser Akademie auch hier aufrecht erhielten. Jede Periode derselben bis zurück zum Beginn der Neunzigerjahre war vertreten, und es bedarf keiner Erwähnung, daß jene Aeltesten, welche sich von ihrer Liebe zu dem Städtchen, dessen Straßen sie einst als Jünglinge durchwanderten, herbeiziehen ließen, ein Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit waren. Der jetzigen Studentenschaft aber muß nachgerühmt werden, daß sie sich gegen die bemoosten Häupter sehr zuvorkommend und liebenswürdig, überhaupt in jeder Beziehung musterhaft benahm. Es mag das namentlich deßhalb erwähnt werden, weil Jena nicht überall im besten Rufe steht, und weil vor zwanzig Jahren die studirende Welt einer Hochschule, die sich gern ihres feinen Tons rühmt, bekanntlich bei ähnlicher Gelegenheit sich nicht mit Ruhm bedeckt hat.

Einige Stunden lang dauerte das lebhafte Treiben fort und würde sich noch weit mehr entwickelt haben, wären nicht Viele durch den wieder höchst unfreundlich dreinfahrenden Regen vertrieben worden. Doch war derselbe artig genug, den Abends erfolgenden Fackelzug der Studenten nicht zu beeinträchtigen, so daß sich das prächtige Schauspiel auf das Schönste entfalten konnte.

Am folgenden Tage begann nun die eigentliche akademische Feier, deren Stätte die Collegienkirche ist. Es war wohl die Besorgniß geäußert worden, das Jubiläum sei zu weit ausgedehnt, es werde, da für den Montag und Dienstag nur eine lateinische Festrede und die Ehrenpromotionen angesetzt waren, zu wenig Stoff da sein, der die Gäste in Anspruch nehme, so daß Mancher ermüden und zur Abreise sich entschließen könne. Die Furcht aber, daß in solcher Weise eine Lähmung eintrete, ging nicht in Erfüllung; denn die zur Verfügung kommende Zeit wurde von den Festgenossen zu kleinen Ausflügen und Erholungen benutzt, welche erwünschte Gelegenheit boten sich auszusprechen und fern von dem aufgeregten Treiben der Stadt in kleineren Kreisen zusammen zu sein. Die eine Schaar wanderte nach Lichtenhain, die andere nach Ziegenhain, eine dritte nach Kunitz oder auf die Rasenmühle; hier und da gab es auch Reden und Versammlungen, namentlich war die jetzige Spaltung der Burschenschaft, die in nicht weniger als drei Parteien zerfällt, ein Gegenstand eifriger Erörterung, die auch noch über die Festzeit hinausgriff, ohne daß aber eine Vereinigung, wie sie besonders von Venedey erstrebt wurde, zu Stande gekommen wäre. — In den Morgenstunden dieser beiden Tage begaben sich die Festgenossen im langen Zuge in die Collegienkirche, wo am Montage der Professor der Beredsamkeit, Göttling, seine Jubelrede hielt. Nach alter Sitte wurde diese in lateinischer Sprache vorgetragen, und man begreift, daß die größere Anzahl Derer, welche die Kirche betreten hatten, dieselbe alsbald wieder verließ. Es war bei dem ununterbrochenen Geräusch kaum möglich, der Rede zu folgen, welche hinsichtlich ihrer Ausdehnung das Maß des Erlaubten weit überschritt, indeß ein Muster klassischer Eloquenz und eine mit vielen geistvollen und pikanten Bemerkungen durchwebte Geschichte der Universität war. Die wackere Jenenser Liedertafel gab vor und nach der Rede geistliche Musik, einen Hymnus, den ihr Dirigent Stade geschickt und nach guten Vorbildern componirt hatte, und ein gloria von Franz Liszt, der selbst sein durch Kürze sich vortheilhaft auszeichnendes Werk leitete. In gleicher Weise kamen am Dienstag ein Choral von Johann Sebastian Bach und der hundertste Psalm von Händel zur Ausführung; die prachtvollen Klänge dieser Tondichtungen umschlossen den Kern der Feierlichkeit des dritten Tages. Die vier Fakultäten der Hochschule schmückten an diesem Tage eine Anzahl auserwählter Männer mit dem Doctortitel, wie das bei solchen Gelegenheiten üblich ist. Gegen fünfzig Herren mögen dieser Ehre theilhaftig geworden sein. Da nun der Titel, den die Akademie freigebig austheilte, zu den ziemlich weit verbreiteten Uebeln gehört, so war es nicht ganz leicht Männer herauszufinden, die noch nicht von dem Uebel betroffen sind. Zudem steht es, nebenbei bemerkt, mit dem philosophischen Doctor Jena's nicht zum Besten; der betreffende Hut ist durch übermäßige Abnutzung ein wenig schäbig geworden und nach und nach in Verruf gekommen, so daß die Fakultät auf eine weise Beschränkung bedacht sein mag. Nachdrücklich ist indeß hervorzuheben, daß die Universität bei einigen Ernennungen ihren deutschen Sinn an den Tag legte; es machte einen besonders guten Eindruck, daß die um Schleswig-Holstein hochverdienten Männer Francke und Reventlow unter ausdrücklicher Hinweisung auf ihren Kampf für die deutsche Sache zu Doctoren ernannt wurden.

An geselligen Unterhaltungen neben so ernster, zum Theil in antiker Form auftretender Feierlichkeit boten der Montag und Dienstag noch einen Ball in den Sälen der »Rose«, an welchem natürlich nur wenige Hunderte von den Tausenden theilnehmen konnten, und den großen Commers im Paradiese. Die Väter der Stadt hatten bekanntlich den Beschluß gefaßt, sämmtliche Festgenossen auf diesem Commers zu vereinigen, mit freigebiger Hand Bier zu spenden und sogar die Gläser dazu herzugeben. Solche Großmuth ist in Israel noch nicht erfunden worden und verdient gepriesen zu werden. Der höchste Preis aber liegt in dem Dank und der herzlichen Erinnerung Aller, welche an diesem Tage die Gäste der wackeren Stadt gewesen sind. Zum Schauplatz für die Thaten, die wir verrichten sollten, war ein großer Raum neben der Festhalle hergerichtet worden, der Tausende faßte, während eine noch größere Zahl von Zuschauern sich in der Halle selbst ansammeln konnte. Nachmittags um 4 Uhr bezogen wir beim herrlichsten Wetter die auserwählte Stätte, in deren Mitte eine Tribüne für das aus der Studentenschaft gebildete Präsidium errichtet war, eine Schaar von kräftigen jungen Leuten, die in ihrem Schmuck prächtig aussahen. Zwar brannte die Sonne heiß auf uns hernieder, aber wir achteten ihrer nicht, waren in der besten Stimmung und bereit, Großes zu leisten. Ein zweifacher Uebelstand macht sich leider von Anfang an geltend. Zunächst war der begehrenswerthe und begehrte Stoff nicht rasch genug vorhanden, indem es an Organisations-Talenten fehlte, welche schnell den Wünschen von Tausenden gerecht werden konnten. Sodann war es schwierig, die nöthige Ordnung aufrecht zu erhalten. Sie wurde nicht bloß von den Damen gestört, die aus verzeiblicher Neugierde in die Kreise eindrangen und unter mancher scherzhaften Frage, ob sie als Renoncen einem Corps angehören wollten oder durch Alter und Jahrgang zum Mitkneipen berechtigt und Satisfaction zu geben bereit seien, zum Rückzug eingeladen werden mußten, — es fehlte auch unter den Männern vielfach an der nöthigen Disciplin, und es war den Präsidenten bei der äußersten Anstrengung kaum möglich durchzugreifen. Der gute Humor, den wir mitgebracht hatten, half uns indeß über dergleichen hinweg, obwohl der Stoff verzweifelt lange ausblieb. Während sich schon heftig fordernde Stimmen vernehmen lassen, erscheint der Großherzog in bürgerlicher Kleidung, durchschreitet die Reihen, überall freundlich grüßend und begrüßt, und begiebt sich zum Präsidium. Sein Wohl wird ausgebracht, ein Salamander gerieben, der fürstliche Rector, bevor er die Tribüne verläßt, antwortet, indem er das Glas hochhebt und auf die Jenenser Studentenschaft trinkt. Aber nur ein Theil von uns kann herzlich und thätlich einstimmen, denn immer noch fehlt den Verschmachtenden ein kühlender Trunk, und mitten hinein in den Trinkspruch und seine Erwiderung fällt der Chor der Verzweifelnden mit dem bekannten schönen Liede: »Bier her, Bier her, oder ich fall' um.« Es erschallt von der Linken, aber die Opposition ist keine gemachte und principielle, sie ist ein Angstschrei aus tiefer Seele und macht einen sehr komischen Eindruck. Die Unruhe wird größer, der Chor lauter und eindringlicher. Da entsteht eine Bewegung am Südende des Platzes, man springt auf die Bänke, Beifallsjubel läßt sich vernehmen und pflanzt sich von Tisch zu Tisch fort. Alles ist gespannt; kehrte der Großherzog zurück, glänzender empfangen als zuvor? Der Menschenknäuel entwirrt sich, und als die Gasse geöffnet wird, da erscheinen — zwei riesige Fässer Biers! Ihnen galt der Jubelruf; selten hat man einen so echten und herzlichen vernommen. Jetzt stürzen die Kühnsten vor, um einen Labetrunk zu erobern und Freunden einen Tropfen wenigstens mitzutheilen. Nicht bloß die Füchse holen Bier, auch mancher geistliche Herr eilt zum Zapfen.

Allmälig wird das Gleichgewicht zwischen Wunsch und Erfüllung hergestellt, und eine allgemeine Heiterkeit geht durch die Reihen. Aber allerdings sind die Bande schon gelockert, und der Commers gelangt nicht zu fester Haltung. Nur das Lied bringt mehr Einigkeit, und sogar der Landesvater geht vor sich. Es ist zwar spät geworden, Viele schon sind heimgegangen, aber doch wird's gewagt, und die feierliche Handlung übt wie immer ihre Macht aus über die schon fast Entfesselten. Im glänzenden Licht eines den Platz beherrschenden Weißfeuers, in welchem sich die Präsides mit den Schlägern, Federn und Binden prachtvoll ausnehmen, erfolgt der Landesvater. Der Lärmen verstummt und macht jener ernsteren Stimmung Platz, welche der schöne Brauch stets hervorruft. So schließt die Feier, die mehrmals in Gefahr war auszuarten, würdig ab.

Auch wir wollen mit dieser Erinnerung an schöne Zeilen schließen. Die das Glück hatten, sie in Jena von Neuem zu durchleben, werden noch oft bewegt und dankbar jenes Lied anstimmen, das wir in den Augusttagen sangen: »Stoßt an, Jena soll leben! Hurrah, hoch!«

* Aus dem Stammbuche eines alten Jenensers.

(1847.)

Sagt, was macht die alte Jane?
Sagt, wo ist die Burschenfahne?
Studentenlied.

Wahrlich, wir haben gelebt; nicht reu' uns die fröhliche Wildheit!
E. Schulze.

Zuerst von allen soll ich dieses Buch,
Das zierliche, mit Stickerei geschmückte,
Von schöner Hand, so denk' ich mir, geschenkte,
Mit einem Spruch eröffnen? Nun, es sei!
Sonnabend, o du herrlicher, du schöner,
Der du dem Schulmann mußt als Muse dienen,
Der du ihm, wenn auch nur für kurze Stunden,
Ach, einen freien Athemzug vergönnst
Und für den nächsten Sonntagsmorgen ihm
Erquicklichsüßen, langen Schlaf versprichst,
O hilf mir, daß ich passende Worte finde!
Und du, o Flasche, deren Siegel ich
Jetzt löse mit dem trefflichen Geräth,
Welches die Sterblichen als Pfropfenzieher
Bezeichnen, (anders nennen es die Götter)
Steh' auch mir fördernd bei mit deinem Naß,
Dem feurigen, das Rüdesheim gesendet!
Du gleichfalls, edles Kraut von Cubas Fluren,
Das jetzt' ich zünd', und das mit zartem, blauem
Gewölk mir wirbelnd bald das Haupt umhüllt!
Was schreib' ich nur? O regt euch, ihr Gedanken,
Steigt aus des Geistes Innern an das Licht!
Bewegt im tiefen Busen euch, Gefühle!
Du, Phantasie, entfalte deine Schwingen
Und führe bunte Bilder mir herbei!
O sieh, o siehe, bilden nicht die Wolken,
Die der Cigarr' entsteigend sich erheben,
Gestalten? Ja, sie drängen dicht und dichter
Sich in einander, werden heller stets
Und leicht erkennbar meinem Geistesauge.
Ist das die alte Jane nicht? Sie ist es!
Da breitet sich der schöne Marktplatz aus,
Wo wir am Tag lustwandelten, die Hunde
Kunststücke machen ließen und rappierten,
Auf dem wir nächtlich unsre Lieder sangen,
Wofür wir, wenn uns der Pedell erwischte,
Zwei Thaler leider öfters blechen mußten;
Da steht das Rathhaus, das wie unsres hier
Die Dürstenden im untern Raum erquickt,
Wo man, den guten Vätern der Stadt zum Frommen,
Der Weisheit Quell im Keller angelegt;
Da hebt die Sonne sich, an deren Fenster
Wir oft das hübsche Hannchen freundlich grüßten;
Da ist der steinerne Brunnen mit dem Löwen,
Der immer rauscht, an dem die flinken Dirnen,
Die Wasser zu schöpfen kommen, fröhlich plaudern;
Da hängt an eines Hauses oberm Stockwerk
Ein großer, stattlicher Kanonenstiefel,
Da wohnte . . ., und seine Kneipe war
Stets für ein gutes Frühstück wohlbekannt
Und hieß das Wirthshaus zu dem flotten Stiefel;
Da über den Häusern ragt ein Berg empor,
Und auf ihm steht ein Thurm, von dem als Füchse
Wir oft in Demuth unsre Mützen zogen;
Da winkt die Kunitzburg, an deren Fuße
Der Tix dir weltberühmten Kuchen backte
Und nebenbei mit herzoglichen Rehen,
Die oft genug ein Wildschütz wohl erlegte,
Liebreich den hungernden Musensohn erquickte;
Da liegt die Rasenmühle, die patente,
Die Sonntags uns am Nachmittag vereinte,
Und wo, o schnöde, ganz verhaßte Zucht,
Statt edlen Pumpens hergebrachter Sitte
Man seine blanken Spieße zahlen mußte;
Da ragt der Landgraf, wo die blut'ge Schlacht,
Die unglückselige, geschlagen wurde;
Da ist das Rauthal, wo für sein Geschütz
Sich der Gewaltige die Wege bahnte,
Und wo dann später oft im kühlen Schatten
Der Buchen unsre blanken Schläger blitzten,
Und dort ist Löbstedt, wo wir Sonntags tanzten,
Und wo nachher im weiten, hohen Saale,
Wo sonst Musik und froher Jubel hallte,
In einer trauriglangen, düstern Nacht
Des armen erstochnen Freundes Leiche lag.
Und sieh, da breiten sich die stolzen Reiche,
Die gleich den Ahnen in der Völkerwandrung
Mit kühnem Muth der Studio begründet,
Unzählig aus, sich traut und brüderlich
Gesellend wie Reuß-Schleiz-Greiz-Lobenstein.
Da ist das Kaiserthum von Zwätzen, da
Die Republik von Ziegenhain, die Grafschaft
Wöllnitz schließt sich daran, und gegenüber
Am andern Ufer des geliebten Stroms
Im katzenjammerreichen Lichtenhain
Dehnt sich der Herzogthümer dichte Menge,
Wo das Geschlecht der Tusse weise herrscht,
Von denen einige durch Gottes Gnade
Gleich den berühmten Heinrichen von Reuß
Fast in die siebzig sich erhoben haben.
Es drängen immer dichter, immer bunter
Die Bilder sich heran, mich fast verwirrend,
Duelle, Schlittenfahrten und Kommersche,
Liebschaften, grimmige Parteienzwiste,
Bierwitze, übertolle Abenteuer, —
Ich lege vor die Augen meine Hand,
Daß ich mich sammeln, mich besinnen kann. —

Schon zwanzig Jahre sind dahingeflohn,
Seit uns der traute Ort umschlossen hielt,
Durch dessen Straßen wir, die farb'gen Mützen
Keck auf dem Haupte tragend, in der Hand
Den vielgeliebten Ziegenhainer führend,
In frohem Jugendmuthe lärmend zogen,
Daß hell vom großen Sporn das Pflaster klirrte.
Fast wie ein Traumbild liegt es hinter uns
Und doch so deutlich noch und, ach, so schön!
Hier schwarzrothgold, dort schwarzrothgold und grün,
Hier Burschenschaft und dort Teutonia,
Sich bitter hassend, oft die Kräfte messend
Und doch dasselbe nur im Grund' erstrebend.
Ich weiß, du denkst mit Freude jener Zeit,
Wie du des Freundes dich entsinnst, der damals
Im Feindeslager dir gegenüber stand,
Des Freundes mit dem lahmen Arm, im Fuchspelz
Und mit der Bärenmütze auf dem Kopfe,
Die jetzt vielleicht in dichten Urwalds Grausen
Mit Staunen eine Rothhaut noch erfüllt.
Mag manches kalte, nüchterne Gemüth
Auch Possen schelten, was wir damals trieben,
Es waren doch die Possen genial,
Ein hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel,
Es schafft sich im Geringern für das Größre
Der Geist die Uebung, stärket seine Kraft.
Daß uns der Hauch des Philisteriums,
Der dichte, nebelgraue, nie berührt
Und uns in trockne Alltagsmenschen wandelt,
Daß frisch und jugendlich wir ewig bleiben,
Wir danken es vor allem jener Zeit,
Und nie hat später uns, du fühlst es auch,
Die Lust so ächt, so frei, so lebensvoll
Das Herz durchglüht bis zu dem tiefsten Grunde
Wie damals in der alten Jane Mauern,
Und als die Abschiedsstunde endlich schlug,
Da sangen wir, zum allerletzten Male
Als Präsides die blanken Schläger führend,
Mit nassem Auge nur das schöne Lied
Vom bemoosten Burschen, der von dannen wandert.

Was damals wir in Jugendmuth geträumt,
Was Spott und Hohn bei Kältern nur erregte,
Was als Verbrechen selbst, als Hochverrath
Den Herrschenden erschien, o siehe, tritt
Es siegreich nicht und glänzend in das Leben?
Im Geist des Volks ist längst ein einiges,
Ein starkes und ein freies Deutschland da,
Wie unser Blick es damals hoffend schaute.

Und dieser Geist wird jedes Hinderniß,
Das sich in seine Wege hemmend stellt,
Mit Allgewalt zur Seite kräftig schleudern.
Ein Reich, wie einst es Barbarossas Zeit
Erblickte, wird im Lauf der Jahr' erstehn,
Ein Reich, das, fest auf neuem Grunde ruhend,
Hoch über alle andern unsers Erdtheils
Mit seinen stolzen Zinnen sich erhebt,
Und wieder läßt, wie in vergangnen Tagen,
Wo vor dem wilden Sturm aus Deutschlands Wäldern
In Trümmer Roms vermorschte Macht versank,
Das deutsche Volk hin durch Europas Adern
Erfrischend seine Bluteswellen rollen.
Wie ich im engern Kreis, so hast du treu
Im weitern, größern, den du dir erwählt,
Gewirkt für solch ein hohes, hehres Ziel,
Und freud'ge Anerkennung aller Bessern
Schlingt dir verdienten Ruhmeskranz ums Haupt.
O zieh', ob wir dich auch mit Schmerz entlassen,
Mit unserm besten Wunsch hinab zum Rhein,
Dem schönen, den wir alle innig lieben,
Doch stets sei freundlich unser dort gedenk,
Und Glück und Segen wohne immerdar
Dir treu vereinigt unter deinem Dache!

Vom Schillerhause zu Marbach.

* Aus Marbach in Würtemberg geht uns die Nachricht zu, daß die Sammlung von Beiträgen für den Ankauf des Schillerhauses ihren Fortgang nimmt, der bisher freilich ein recht langsamer ist. Etwa der fünfte Theil der erforderlichen Summe ist vorhanden. Das Marbacher Comité, dessen Aufruf das Sonntagsblatt mitgetheilt hat, ist für die von ihm vertretene Sache unausgesetzt thätig und spricht seine Freude aus über die Anregung, welche durch den in unserer Zeitschrift abgedruckten Aufruf einer „deutschen Frau“ gegeben ist. Es hofft, daß auch die von ihm erlassene Ansprache weitere Herzen erschließen und das gewünschte Resultat herbeiführen würde. Hinsichtlich dessen, was als das zu erstrebende Ziel zu betrachten ist, haben sich die Marbacher Herren dahin geeinigt, daß die Erwerbung des Schillerhauses, die Wiederherstellung seines früheren Zustandes und eine angemessene innere Ausstattung die würdigste und den Wünschen am meisten entsprechende Aufgabe sei. Ein kleiner Anfang einer solchen angemessenen Ausstattung ist bereits gemacht, indem der literarische Verein in Bremen ein Exemplar der Werke Schillers nach Marbach geschickt hat. Das Comité drückt seinen Dank für diese Gabe aus und hofft, daß bald die Zeit kommen werde, wo es diesem ersten Geschenke einen würdigen Platz im literarischen Cabinette des Schillerhauses anweisen könne.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Die Wittwe des Agis. Tragödie von Wilhelm Jordan. — Virginia. Trauerspiel in fünf Aufzügen von A. von Maltitz. — Neue Stadtgeschichten. Von Max Ring. 3 Thle. — John Law. Ein finanzgeschichtlicher Versuch. Von J. E. Horn. — Die Literatur der alten Aegypter, an Beispielen erklärt und erläutert. Von Max Uhlemann. — Enthüllungen über Kaspar Hauser. Eine wider Eschricht und Stanhope gerichtete historische, psychologische und physiologische Beweisführung. Von G. F. Daumer.

— * Von dem bei Bädecker in Essen erscheinenden Unternehmen „Die gesammten Naturwissenschaften“ sind nun zwei Bände fertig; der dritte, welcher die Mineralogie, Geognosie und Geologie, Bergbau- und Hüttenkunde, das Meer und die Astronomie umfaßt, wird rasch im Druck gefördert, so daß wahrscheinlich bis Weihnachten das ganze Werk vollendet sein wird.

— * Ein neuer Roman von Heinrich Koenig „Marianne oder um Liebe leiden“ verläßt soeben die Presse.

— Δ Die Schweiz. Monatsschrift des literarischen Vereins in Bern, herausgegeben von Dr. L. Eckardt und Paul Volmar. — Es ist gewiß Pflicht der Presse, alle Erscheinungen der deutschen Literatur in unseren Grenz- und Nachbarländern mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. So haben wir seiner Zeit die lebensfrischen Gedichte des Elsassers Stöber, diejenigen des, leider früh verstorbenen Zürichers Reichard und alles, was aus den nordischen Grenzmarken irgend bemerkenswerthes vorlag, mit Interesse in diesen Blättern besprochen. Heute lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf obengenannte Monatsschrift, von welcher bis jetzt sieben Hefte erschienen sind. Ihrem Programm getreu bringt dieselbe Schilderungen aus dem Volksleben mit besonderer Berücksichtigung des Charakters der verschiedenen Bauart, Tracht, Gewohnheiten und Sitten, berücksichtigt ferner das große Gebiet der Volkssagen, Volkslieder, Sprichwörter, Redensarten und eigenthümlichen Ausdrücke, liefert sodann Lebensbeschreibungen und Charakterbilder, Novellen, Gedichte und einzelne Episoden aus der Landesgeschichte und verspricht endlich die Verhältnisse der schweizerischen Kunst, Musik, Poesie, Wissenschaft, sowie auch des Theaters in einem unparteiischen Tone zu erörtern und auf würdige Erscheinungen in diesen Gebieten das Auge des Lesers hinzulenken. Mit besonderer Vorliebe scheint die Idee eines schweizerischen Nationaltheaters verfolgt zu werden, und es sind in diesen Heften mehrere Proben jener volksthümlichen Darstellungen, welche zur Fastnachtszeit in fast allen Kantonen Sitte sind, mitgetheilt. Die beiden oben genannten Herausgeber (von denen der erstere ein geborener Oesterreicher und jetzt in Zug naturalisirt ist) werden von einem Kreise tüchtiger Mitarbeiter, theils Deutscher, theils Schweizer unterstützt. Möge es der ehrenwerthen Redaction gelingen, das in der Schweiz so häufige und auch oft wohl gerechtfertigte Mißtrauen gegen Unternehmungen, die von Fremden geleitet werden, zu zerstören, möge dieses unter günstigen Vorbedeutungen begonnene Werk, dessen Erscheinen wir mit Freuden begrüßen, dazu beitragen, den im Volke immer noch fortdauernden, thörichten Haß gegen alles Deutsche auszulöschen! Kann auch von einer eigentlichen schweizerischen selbständigen Literatur, wie manche Stimmen behauptet haben und noch behaupten, nicht die Rede sein, so muß es jeden Deutschen doch anziehen, zu sehen, wie bei einem stammverwandten Nachbarn, der mit uns gleiche Sprache, Bildung und Literatur theilt, auch das literarische Leben der Gegenwart sich entwickelt. Es ist doppelt anziehend, dieses Verhältniß bei einem deutschen Nachbarn zu beobachten, der mit französischen, italiänischen und romanischen Völkerschaften scheinbar lose zusammengeworfen, mit diesen doch inniger, congruenter zusammenhängt und als Nation sich gemeinsam fühlt, als das große deutsche Volk unter sich, und welchem — ebenfalls in merkwürdigem Gegensatz zu dem letzteren — es gelungen ist, seinen inneren Staatshaushalt und zwar noch vor dem Jahre 1848 auf eine, alle Parteien so ziemlich befriedigende, Weise zu ordnen und in einer sturmbewegten Zeit, unbekümmert um die Drohungen mächtiger Nachbarn, aufrecht zu erhalten. Die äußere Ausstattung der Monatsschrift ist gut, sie erscheint in der Brodtmann'schen Buchhandlung in Schaffhausen, welche eine Vervollkommnung der in den ersten Heften noch etwas mangelhaften Holzschnitte versprochen hat. Letztere verleihen der Schrift einen um so größeren Werth, da eine schweizerische Kostümgeschichte in Bildern begonnen ist. — Das von demselben Verein für dieses Jahr herausgegebene Album, welches sich einer verdienten Anerkennung erfreute, haben wir Anfangs dieses Jahres bereits in diesen Blättern besprochen.

— * Die Weberschen Opern erscheinen nun, da das Eigenthumsrecht der Familie erloschen ist, in billigen Clavierauszügen zum Preise von einem Thaler für jede einzelne Oper.

— * Durch die Zeitungen geht die Nachricht, der bekannte Schriftsteller Daumer, der Uebersetzer des Hafis, sei zur katholischen Kirche übergetreten.

— * In unserer Nummer vom 8. August war nach den Notizen anderer Blätter von der junggermanischen Schule die Rede, welche kürzlich gestiftet ist und ihren Mittelpunkt in Hamburg, die dort erscheinenden „nordischen Blätter“ zum Organ hat. Der Redacteur derselben, Fr. J. Kruger, berichtigt unsere Bemerkung dahin, daß er nicht der Chef des neuen Bundes sei, der vielmehr eines solchen nicht bedürfe, da derselbe ein freier Verein junger Männer verschiedener Fächer sei; er habe nur das Amt der wissenschaftlichen Begründung der neuen Richtung unternommen. Auch sei es nicht richtig, daß ein besonderes Gewicht auf die Lyrik gelegt werde. — Die Mitglieder des Bundes gedenken in Kurzem eine Zusammenkunft zu halten. In den „nordischen Blättern“ wird eine Reihe von Skizzen eröffnet, durch welche die hauptsächlichsten Mitglieder der Gesellschaft und ihre Schriften dem größeren Publikum vorgeführt und die geistige Vermittelung der Einzelnen gefördert werden soll. Der Anfang wird gemacht mit Karl Siebel, dem jüngsten Mitgliede. Ueber Geist und Tendenz der Charakteristiken bemerkt der Verfasser: Wir hoffen auf diese Weise am besten nachweisen zu können, daß die Junggermanische Schule selbst in ihren jetzigen Anfängen keineswegs auf bloßer Zufälligkeit, sondern bei aller inneren Mannichfaltigkeit des Geistes und der Bestrebungen auf der gesammten Zeitrichtung beruht und eine neue zukunftsvolle Entwickelung in sich schließt. Gerade dieser Umstand ist es auch, welcher geignet

sein dürfte, das Interesse dafür in Anspruch zu nehmen, da auf den jetzt in der Entwickelung begriffenen Geistern die Zukunft unserer gesammten National-Literatur basirt und es demnach keinem Deutschen gleichgültig sein kann, ob Keime zu einer neuen Entfaltung derselben vorhanden sind oder nicht. Was die Grundsätze betrifft, welche unseren Besprechungen zu Grunde liegen werden, so versteht es sich zunächst von selbst, daß rücksichtslose Offenheit die hauptsächlichste Richtschnur dabei sein wird. Unsere Gesellschaft ist keine Lobversicherungs-Anstalt und müßte bedauern, wenn sich ein Mitglied in diesem Wahne ihr angeschlossen hätte. Man kann bei älteren Männern, deren Entwickelung bereits abgeschlossen ist, namentlich in formeller Beziehung Nachsicht üben, bei jungen Männern dagegen, welche sich erst zu bilden haben, wäre es geistiger Mord. Dies schließt jedoch die Rücksicht auf die Verhältnisse der betreffenden jungen Männer keineswegs aus. Publikum und Kritiker dürfen nicht außer Acht lassen, daß man von letzteren vollendete Meisterwerke nicht erwarten darf, sondern daß das Urtheil auf die geistige und insbesondere dichterische Befähigung und also die Möglichkeit, in der Zukunst ein nützliches Glied in der geistigen Entwickelungskette unserer Nation zu werden, hinauslaufen muß.

— * Als Ergänzung unseres Artikels über Schwab mögen noch die Worte, die Grüneisen in seinem Nachruf am Grabe über den Verewigten gesprochen hat, folgen: „Worüber vor etlichen Jahren aus einer entfernten Ecke Deutschlands in unartigem Reim gescherzt worden war, dessen rühmen wir uns alles Ernstes heute. Unser Schwab war, was er hieß; wie der Name seines Geschlechts dem Namen unsers Volksstamms gleich lautet, so war der Mann selbst von oben bis unten ein echter Sohn des Schwabenlandes, dessen eigenthümliche Gemüths- und Sinnesart wohl in keinem unter uns auf so entschiedene, so vollständige und darum so anheimelnde Weise sich ausgeprägt hat, wie sie es in diesem war. Sein Leben liegt hinter uns, durchsichtig bis auf den Grund. Wie war er gutmüthig und arglos; aufgeräumt und zugleich sinnend; erregbar durch die Eindrücke des Daseins und doch festhaltend an dem Bewährten; eine Seele ohne Falsch, so daß gewiß Niemand größeres Unrecht geschah, wenn man ihn einer auch nur flüchtigen Absicht, andern zu schaden oder sie zu kränken, geziehen hätte; vielmehr freundlich und gefällig gegen Jedermann, hülfreich mit Wort und That, wie denn auch seine Dienstfertigkeit überall bekannt, stets gesucht und oft mißbraucht, sein Haus lange her das gastlichste war in dieser Stadt; er selbst ein Mittelpunkt edler Geselligkeit, von unerschöpflichem Gedächtniß und glücklichster Laune in dem nicht kleinen Kreise seiner Freunde; schon als Jüngling und noch als Mann das Vorbild reiner Sitten und eines unter den Mustern des Alterthums herangewachsenen und aus dem Born der christlichen Wahrheit genährten Geistes; ein Patriot von Gemüth, ohne sich selbst voranzustellen, aber stets den Besonnenen und Uneigennützigen, ob sie in der Geltung des Tages hoch oder tief stehen mochten, zugeneigt, und noch in dieser letzten Zeit die Schmach des zerrissenen Vaterlandes auf besorgtem Herzen tragend. In dieses reiche, weiche, reine und fromme Gemüth hatte der Himmel seine schönste Gabe, den Geist der Dichtung, niedergelegt, und hat dadurch seinem Leben einen Wirkungskreis, der weit über die Grenzen unserer Heimath sich erstreckt, angewiesen, und seinem Namen rings, wo deutsche Sprache und Bildung wohnt, einen Ruhm gestiftet. Aber auch in den Liedern, in welchen bald die Zeugnisse seiner innern Welt, bald die Eindrücke der Natur, bald die Kunden der Vorzeit unsers Volks leben, ist er der schwäbische Dichter gewesen, der den heimathlichen Sinn in unverkünstelter Kunst walten ließ und, nur dem Zuge des Genius folgsam, nie um den Beifall weder der Großen noch der Geringen buhlte, nie, auch nicht ein einzig Mal, zu dem schnöden Dienst oder zügellosen Spiel unsittlicher Gefühle herabsank. Vielmehr, was eines edeln Menschen würdig ist, erfüllte, wie seine Brust, so sein Gedicht, und er geht als keuscher Priester mit unentweihter Schale zurück in das Heiligthum der ewigen Schönheit."

— * Bernward und Godehard. Die von Pertz geleitete Bibliothek der Geschichtschreiber unserer deutschen Vorzeit in neuer Bearbeitung ist wieder um einige Hefte bereichert worden, unter denen besonders das die Biographien der Hildesheimer Bischöfe Bernward und Godehard enthaltende hervorzuheben ist. Diese beiden berühmten Männer verliehen dem Stifte Hildesheim seine glänzendste Periode; der zweite ist auch besonders in der letzten Zeit aus Anlaß der Restauration jener prachtvollen Basilika zu Hildesheim, welche seinen Namen trägt, vielfach genannt worden. Die Bearbeitung der Schriften von Thangmar und Wolfher, welche das Andenken jener Bischöfe der Nachwelt überliefert haben, ist von Dr. Hermann Hüffer in Bonn ausgeführt worden; derselbe bemerkt in der Einleitung: „Zu Ende des zehnten und im Anfange des elften Jahrhunderts war für Hildesheim eine glückliche Zeit. Zwei Männer von seltenster Trefflichkeit bestiegen in unmittelbarer Folge den bischöflichen Stuhl. Sie förderten kräftig das Gedeihen ihrer Kirche, erhoben sie zu einem Hauptsitz der Bildung in Norddeutschland, und der Glanz ihrer persönlichen Verdienste gab auch ihrem Bisthume selbst vor mächtigeren, umfangreicheren Gebieten Ansehen und Bedeutung. Diesen beiden Männern, dem heiligen Bernward († 1022) und dem heiligen Godehard († 1038), ist das betreffende Heft der Geschichtschreiber gewidmet. Aus Bernward's Leben lernt man recht erkennen, wie vielseitig damals ein Bischof wirken konnte. Nichts im Bereiche kirchlicher oder bürgerlicher Zustände ist seinem Einflusse entzogen. Er ist der Erzieher, Freund und Rathgeber seines Kaisers; er unterhandelt für ihn und folgt ihm in die Schlacht. In seinem Bisthum leitet er das kirchliche Leben; er gründet Kirchen und Klöster, aber auch feste Burgen zum Schutz gegen fremde Raubvölker und zieht Mauern um seine bischöfliche Stadt. Er sorgt für die Armen und Kranken, entscheidet die Rechtshändel; Kunst und Wissenschaft verdanken ihm ihre Pflege, ja, er ist selbst Gelehrter und Künstler, der erste Erzgießer seiner Zeit, und die Kunstgeschichte weiß fast noch mehr von ihm zu erzählen, als die politische oder die Legende. Es ist erfreulich, daß eine so eifrige, rühmliche Thätigkeit in würdiger Form von einem Augenzeugen uns beschrieben wurde. Der Sachse Thangmar, dem wir sie verdanken, war Priester an der Hildesheimer Domkirche, nachmals unter Bernward's Regierung Dekan. Sein Leben war, wie er selbst schreibt, der Erziehung der Knaben gewidmet, und manche ausgezeichnete Männer, wie der spätere Bischof Benno von Meißen, verdankten ihm ihre Ausbildung. So wurde ihm auch Bernward übergeben, dem er zuerst als seinem Schüler, dann als seinem Bischofe mit wärmster Liebe zugethan und stets so innig vertraut blieb, daß er später schreiben durfte, es habe ihm keine That, kein Gedanke Bernward's in dessen ganzem Leben entgehen können. Er berichtet nicht bloß als Augenzeuge, sondern er greift auch in die erzählten Ereignisse selbstthätig ein, besonders in den langen, heftigen Streit zwischen der Mainzer und Hildesheimer Kirche um das Gandersheimer Stift. Der Hauptwerth seines Buches besteht aber darin, daß er nicht bloß über ein Bisthum und einen einzelnen Mann berichtet, sondern auch unsere Kenntniß der allgemeinen Geschichte Deutschlands durch höchst schätzbare Nachrichten bereichert. Schon eine so ausgezeichnete Persönlichkeit wie Bernward ist von allgemeiner Bedeutung. Es wird ausdrücklich erzählt, daß er gerade durch seinen Einfluß auf die Staatsgeschäfte die Eifersucht des Willegis erregte; ja, dem Anscheine nach hat er nur zu willig jener haltlosen, Deutschland so verderblichen Politik Otto's III. nachgegeben, die dem klaren, verständigen Sinn des trefflichen Erzbischofes von Mainz so wenig gefallen konnte. Durch den Gandersheimer Streit wird aber Thangmar auch zu Otto III. nach Italien geführt und kann so als Augenzeuge über die letzten Lebensjahre des Kaisers Nachrichten geben, die gerade für jene verworrene, noch so wenig aufgehellte Zeit doppelt werthvoll sind. Nichts läßt so jetzt als Thangmar's Erzählung die ganze Macht- und Haltlosigkeit Otto's III. erkennen, jenes unglücklichen, undeutschen oder — muß man es sagen? — gerade in den Nationalfehlern echt deutschen Kaisers. Wir sehen ihn aus seiner Hauptstadt Rom vertrieben, auf ein einsames Schloß beschränkt, umringt von einer feindseligen Bevölkerung, gegen die seine treuen Begleiter bald kaum seinen Leichnam schützen können. Und wie sind auch in Deutschland Ehrfurcht und Gehorsam geschwunden! Kaiser und Papst vermögen nicht einen Streit zwischen zwei Bischöfen zu beendigen; ihre Entscheidungen, die strengsten Befehle, bleiben ohne Wirkung; ihr Gesandter findet Trotz und Verachtung, und die Bischöfe, die sie zur Synode berufen, lassen sich vergeblich erwarten. — Es ist lohnend, mit dem Leben Bernward's von Thangmar die Arbeit Wolfher's über Godehard zu vergleichen. Sowohl die Männer, deren Leben beschrieben wird, als auch die beiden Schriftsteller, lassen neben manchem Gleichartigen sehr eigenthümliche Gegensätze erkennen. Wenn von Bernward gerühmt wird, er sei dem edelsten Geschlecht entsprossen, so muß sich Wolfher zu Gunsten Godehard's gleich auf den Satz berufen, daß nur die Tugend adelt. Den Ersteren finden wir als Freund und Berather seiner Fürsten vielfach in Staatsgeschäften thätig, und seine Dienstergebenheit wird besonders gerühmt; in seinem ganzen Wesen zeigt er sich sehr vornehm, würdevoll, gemessen, hoch gebildet. Der Andere, eines niedern Dienstmannes Sohn, flieht den Hof, wo er den Fürsten oft bittere Wahrheiten sagte. Es ist etwas Derbes, Natürliches, Süddeutsches ihm eigen; wenn er bauen und reuten läßt, legt er wohl selbst mit Hand an; im Umgange ist er lebhaft, leicht erregbar, aber wieder heiter und zum Scherz geneigt, so daß manches witzige, treffende Wort von ihm erzählt wird. Den Staatsangelegenheiten hielt er sich fern, um seine kräftigste Thätigkeit ganz der Begründung und Erneuerung eines strengen, eifrigen Klosterlebens zuzuwenden. Dafür hat er ein außerordentliches Geschick gezeigt; er war ganz der Mann, den Heinrich der Heilige brauchte. So hat er denn doch auch der Wissenschaft und den Künsten — den nützlichen wohl mehr als den schönen — sich förderlich erwiesen, denn wo hätten sie Schutz und Pflege sicherer gefunden, als in den Klöstern? Ja selbst für die nationale Einigung Deutschlands ist jene enge, religiöse und wissenschaftliche Verbindung von großer Bedeutung, die zwischen Sachsen und Baiern durch ihn angebahnt, bis in späte Zeiten sich verfolgen läßt."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 36. **Bremen, 5. September.** 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Das neue Museum in Berlin.

Von E. Linden.

Der Kuppelsaal und die Nebensäle.

Am Aeußern des Museumsgebäudes machen sich zwei Kuppeln bemerkbar, welche sich, freilich nur um ein Geringes, über die Dachflächen erheben. Der nächste Raum, den wir betreten, ist der unter einer dieser Kuppeln befindliche achteckige Kuppelsaal. Die Abdämpfung des aus der Höhe der Kuppel hereinfallenden Lichtes, auch das etwas dunkle Grün der Wandfarbe geben ein feierliches Halbdunkel, das dem klaren Erscheinen der Formen bei der Kolossalgröße der meisten Statuen des Raumes wenig Abbruch thut. Unter den im Kreise stehenden Werken befinden sich zwei allerersten Rangs. Ein schlafender Faun, gewöhnlich der „Barberinische“ genannt, zählt unter die prächtigsten Schöpfungen der antiken Kunst. In der Lage der Glieder, in den Zügen des Gesichtes, in den gespannten Formen der Muskeln und selbst den geschwellten Adern erkennt man beim flüchtigsten Blicke den Schlaf der Trunkenheit; aber auch der schärfste Blick des Kenners würde beim Durchforschen der Einzelheiten und Feinheiten der Physiognomik dieses Zustandes nichts Andres an dem Körper entdecken als Schlaf, Trunkenheit und Behagen. Der Gegenstand der Darstellung schloß den idealisirenden Stil aus, dennoch ruft die äußerste Vollendung der Arbeit nach allen Seiten hin in uns den Eindruck eines Ideals hervor. Das Original der Statue steht in München und gelangte auf eine eigenthümliche Weise von Rom dorthin. Der König Ludwig kaufte das Werk der Familie, nach der es benannt ist, ab, in der Hoffnung, für sich, als Fürst, die Erlaubniß zur Fortschaffung desselben aus Rom, wenn auch mit Aufwand von Opfern, zu erhalten. Wiederholt erlassene Verordnungen der Päpste verbieten nämlich nachdrücklichst — nicht den *Verkauf* bedeutender Kunstwerke an Fremde — wohl aber das *Fortführen* derselben aus dem Kirchenstaate ohne die ausdrückliche Erlaubniß der Regierung. Der große Werth und Ruf der Statue jedoch machte es, daß der König trotz seines Ranges und trotz der ausgedehntesten Anwendung klingender Mittel, welche letzteren sonst bei der römischen Verwaltung *Alles* möglich machen, die Erlaubniß nicht erhalten konnte. In dieser Verlegenheit erbot sich der alte Wagner (bayerischer Hofbildhauer und bekannt durch seine Schriften über antike Kunstwerke — in Rom speciell als Original unter den deutschen Künstlern —) die Sache auf eigene Hand und Verantwortung ins Werk zu setzen. Seinem langjährigen Aufenthalt in Rom und seiner — übrigens unter äußerer Derbheit verdeckten — Schlauheit verdankte er die vollkommenste Kenntniß aller lokalen Verhältnisse. Damit die Angelegenheit sich ein wenig setzte und die Aufmerksamkeit nachließ, ließ er eine geraume Zeit verstreichen, während welcher Niemandem der Zutritt zu dem Theile seines Ateliers gestattet wurde, in welchem das Werk stand. Später unter dem Vorgeben, eine seiner eigenen Arbeiten nach Deutschland zu schicken, ließ er von zuverlässigen Leuten die Statue verpacken. Da er vermuthen konnte und auch wohl wußte, daß auf dem gewöhnlichen Wege für dergleichen Sendungen (nach Civita-vecchia zur Verschiffung) trotz der verflossenen Zwischenzeit Befehle zu besondrer Wachsamkeit ertheilt worden waren, ließ er die Kiste den für solche Lasten freilich fast nie benutzten Landweg über Viterbo nach der toskanischen Grenze nehmen.

Mit dem Opfer von einem oder mehreren Paoli entgeht der Reisende jeder Durchsuchung seiner Koffer und Kisten an den italiänischen Doganen; so war es nicht zu verwundern, daß die nicht ausdrücklich benachrichtigten Beamten gegen entsprechende Vergütung der Angabe über den Inhalt der Kiste Glauben schenkten und sie undurchsucht passiren ließen. Auf diese Art gelangte Deutschland in Besitz eines der größten Kunstwerke des Alterthums.

Das zweite Meisterwerk in der Rotunde ist die vaticanische Amazone oder vielmehr der neben derselben stehende Torso der Figur. Vor Auffindung des letzteren hielt man die Statue selbst für das im Alterthume berühmte Werk des Phidias. Während im Allgemeinen die beiden Werke vollkommen übereinstimmten, zeigte sich an dem Torso eine weit schärfere, sichrere und idealere Ausprägung des Details, überhaupt eine wundervollere Behandlung, so daß derselbe sich ziemlich sicher als Original auswies, die ganze Figur als eine übrigens vortreffliche Nachbildung von anderer Hand. Ebenfalls Nachbildung eines im Alterthume berühmten Werkes ist die überlebensgroße Gruppe des Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos. Das Original des gegenwärtigen Abgusses befindet sich in Rom, eine andere Wiederholung in Marmor in Florenz.

Die architektonischen Abtheilungen des Kuppelbaus sind mit Malereien ausgefüllt; über den beiden Thüren und den zwei ihnen entsprechenden Nischen sind Scenen aus der griechischen Mythologie, unter der Kuppel selbst Genien mit Attributen der Götter dargestellt. Je zwei von den Bildern sind von den Malern Hopfgarten, Däge, Ad. Schmidt und Steinrück.

Die letzte Abtheilung der griechischen Kunstwerke bildet der an den Kuppelsaal stoßende

Niobidensaal,

in welchem jedoch nur Werke aufgestellt sind, welche sich entweder als Originale der späteren griechischen Kunst oder als Nachbildungen aus einer späteren Zeit nach griechischen Originalen ausgewiesen haben. Gleich am Eingange des Saals begrüßt der Künstler — Maler oder Bildhauer — eine liebe alte Bekanntschaft, den „Diskuswerfer.“ Kein echter Jünger der einen oder andern Kunst, der nicht einmal in ein genaues Verhältniß zu dieser Figur, die wegen ihrer großen Naturwahrheit und guten Stilisirung kostbar ist als Studie, getreten wäre. Ein zweiter Diskuswerfer, jedoch mit verschiedener Action, steht neben dem ersten. Von ausgezeichneten Werken des Saales ist zunächst die Niobidenfamilie zu nennen. Aus der Anordnung der zahlreichen Figuren des Werkes ist zu ersehen, daß die Darstellung ein Giebelfeld ausschmückte. Die Tragik des Vorganges concentrirt

sich in der Mittel- und Hauptgestalt der Niobe, welche, indem sie ihre jüngste Tochter in ihrem Schooße vor den Pfeilen des Gottes zu schützen sucht, den thränenvollen Blick noch aufwärts richtet. Viel gefeiert und bewundert ist dieser Kopf der Niobe. Seine Großheit in Ausdruck und Formen unterscheidet sich aber merkwürdig von den übrigen Theilen des Werkes, an denen die Kennzeichen einer bedeutend im Herabsteigen begriffenen Kunstepoche zu erkennen sind. Die Gewänder sind fast durchgängig flach und mager, die nackten Theile der Figuren etwas nüchtern behandelt. Von einer der weiblichen Figuren wurde später ein zweites in Stellung und in den Motiven des Gewandes genau mit jener übereinstimmendes Exemplar, leider ohne Kopf und Arme, gefunden, dessen Arbeit in großartigstem Stile und originellster Behandlung gehalten ist. Es ist nicht zu bezweifeln, daß in dieser Figur ein Ueberrest von dem Originalwerke erhalten ist.

Ein durch seinen besonderen Charakter unter den Antiken einzig dastehendes Werk ist die unter dem hergebrachten Namen des sterbenden Fechters bekannte Figur. Der Widerspruch, in welchem die köstliche, der schönsten Blüthezeit würdige Arbeit zu dem Barbarentypus im Körper der Figur steht, hat zu den verschiedensten Muthmaßungen und Erklärungsversuchen unter den Kunstforschern Anlaß gegeben. Die verbreitetste Ansicht machte die Gestalt zu einem in den Gladiatoren-Spielen gefallenen Gallier. Die neueste und wohl das Richtige treffende Erklärung des Werkes ist folgende: Zur Blüthezeit der Schule von Pergamum, wohin sich die Schule des Lysippus verzweigt hatte, fielen gallische Völkerschaften in Asien ein, welche jedoch von den Fürsten von Pergamum besiegt wurden. Pyromachus, einer der Meister jener Zeit, soll mehrfach Kampfscenen aus diesem Kriege zum Vorwurfe seiner Werke genommen haben, von denen also der sogenannte sterbende Fechter eins sein würde. Der Todesschmerz auf dem Gesichte des Sterbenden ist so schön ausgedrückt, daß er die barbarische Gemeinheit der Züge fast verklärt. — Ein der römischen Zeit angehörendes, aber noch viel des Schönen enthaltendes Werk ist die liegende Figur des Flußgottes „Nil.“ Die Kolossalfigur ist umgeben von einer Schaar von Kindern, welche mit Krokodilen und Ichneumons spielen oder sich auf dem Körper des Flußgottes zu schaffen machen. Das Original der Figur befindet sich in Paris, während das Pendant dazu, „der Tiber“, im Vatican steht. Mit dem Verbleiben des ersteren in Paris (beide kamen unter Napoleon mit den andern zusammengeraubten Kunstschätzen dahin) hat es eine wenn auch entfernt ähnliche Bewandtniß, wie mit dem barberinischen Faune. Als nach dem zweiten Einzuge der Verbündeten in Paris die dort zusammengeschleppten Kunstwerke ihren früheren Besitzern zurückgegeben wurden, ließ sich der mit der römischen Sendung betraute Beamte der Militärverwaltung bestimmen, — über die Gründe dazu lassen sich natürlich nur Vermuthungen aufstellen —, die Kiste mit dem „Nil“ zu *vergessen*. Im Lärme der großen Weltereignisse blieb die Angelegenheit anfangs unbeachtet, ebenso wie die später erfolgten Reklamationen der päpstlichen Regierung.

Ein Werk einzig in seiner Art wegen der anatomischen Durchführung des Körpers ist die bekannte Statue des Borghesischen Fechters, von dem der ephesischen Schule angehörenden Agasias. Aehnliche Dienste, wie der Diskobol, leistet den Malern und Bildhauern die unter dem Namen des Germanikus bekannte Statue eines Redners. — Durch reineren Stil hervorragend unter den zahlreichen Werken des Saales sind noch der sich einen Dorn aus dem Fuße ziehende Knabe, von Vielen für ein griechisches Werk aus einer Blüthe periode gehalten, und die beiden Figuren des Antinous (Merkur). Wie die beiden Herosgestalten im Treppenhause sind diese letzteren beiden Figuren, von denen die eine in Paris, die andere in Rom steht, im Ganzen und Einzelnen vollkommen übereinstimmend; ebenso stellt sich die eine (in Rom) vermöge der freien und virtuosen Behandlung als Original, die andre von etwas eleganter Glätte und Verschwommenheit der Formen als Copie einer späteren Zeit dar.

Die Längenwände des Saals sind mit Gemälden geschmückt, (zwanzig an der Zahl), welche Darstellungen aus der griechischen Götter- und Heroengeschichte enthalten. Der künstlerische Werth derselben erreicht nicht ganz den der Landschaftsgemälde im griechischen Saale und in der ägyptischen Säulenhalle.

Eine anstoßende Zwischenhalle, welche wenig bedeutsame Werke, Abgüsse über römische Broncen in Miniaturformat, aufweist, durchschreitend, treten wir in den

römischen Saal.

Unter den hier aufgestellten Werken der späterrömischen Kunstthätigkeit spielen die in derber, etwas gemeiner Naturwahrheit gehaltenen Faune, Faunine und Pane eine Hauptrolle. Von idealerem Charakter ist nur die Venus Kallipygos und die Gruppe: Schlaf und Tod, Gruppe von San Ildefonso genannt. Von besonderem Reiz der *Erfindung* ist ein Werk, einen Centauren darstellend, welchem von einem auf seinem Rücken sitzenden Amor die Hände gefesselt sind. Eine Statue der Isis gehört zu den bei Gelegenheit der altgriechischen Werke erwähnten römischen Nachbildungen; die Gestalt hat nichts Aegyptisches an sich als den Stirnschmuck und eine Lotosblume. Den Hauptschmuck des Saales, sowohl in Bezug auf Schönheit als Interesse am Inhalte, bilden die Wandmalereien, meistentheils Architekturbilder, einige mit etwas Landschaft.

Für die Herstellung der Ansichten boten die noch vorhandenen Ueberreste der römischen Bauwerke bei weitem mehr Anhaltspunkte, als es bei den Malereien im griechischen Saale der Fall war.

Einigen der dargestellten Bauwerke, die fast vollständig in ihrem ursprünglichen Zustande erhalten sind, brauchte nur die antike Umgebung und Staffage beigegeben zu werden, z. B. dem Vestatempel in Tivoli, dem Isistempel in Pompeji, dem Konstantinsbogen in Rom; anderen, deren Mauerkern als gewaltige Trümmer noch aufrecht steht, hatte die Phantasie nur das architektonische Kleid überzuthun; wie den Thermen des Caracalla in Rom, dem Columbarium (Grabmal) der Familie Lydia Augusta bei Rom und dem der Plautier bei Tivoli. Die kolossalen römischen Bauwerke richten sich an unser Staunen und Erstaunen, die griechischen an unsre Bewunderung. Die Bilder sind von Pape und Seiffert.

Vereinzelte und vergleichsweise unwichtige Werke der antiken Kunst finden wir noch in dem

zweiten Kuppelsaale,

der die Grenzscheide des Alterthums vom Mittelalter ausmacht. In diesen Saal mündet die Verbindungshalle zwischen dem älteren und dem neuen Museum. An der Treppe, die zu jener Halle hinaufführt, steht das antike Hochrelief eines Löwen in Lebensgröße. Löwe und Pferd sind Thiergattungen, deren Darstellung der Kunst eine fast nicht minder würdige Aufgabe bieten als die Menschengestalt. Große Meister aller Zeiten haben sich an der Aufgabe versucht. Der in Rede stehende Löwe ist ein vortreffliches, in gutem Stile gehaltenes und mit großer Naturwahrheit und Charakteristik ausgeführtes Werk, und der Führer behält sich vor, bei Gelegenheit zweier Löwen von einem anderen Meister auf das antike Werk zurückzuweisen.

Die architektonischen Räume des Kuppelbaus sind reich mit Gemälden ausgestattet, von denen die drei umfangreichsten in den großen Bogennischen angebracht sind. Das zur linken Hand stellt die Einweihung der Sophien-Kirche in Konstantinopel durch Kaiser Justinian dar, (von J. Schrader gemalt), das zur rechten die Taufe Wittekind's (nach einem Kaulbach'schen Karton von Gräf), das über dem Eingange zur Verbindungshalle die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion durch Konstantin den Großen (von Stilke). Theils an der Decke des Gewölbes, theils in den durch die Bögen verursachten Eckräumen ist noch eine Anzahl kleiner Darstellungen angebracht, deren Inhalt jedoch wegen der frostigen Allegorieen — Kardinaltugenden und Hauptstätten des Christenthums in weiblichen Gestalten versinnbildlicht — den etwaigen Talenten der Künstler wenig Anlaß zum Aufschwunge darbot.

Die Sammlung des

mittelalterlichen Saales,

in der Hauptsache nicht lange vor dem Bau des neuen Museums begonnen, bietet noch nicht die Reichhaltigkeit, welche die antiken Sammlungen des Gebäudes auszeichnet, dagegen schon immer eine Art Vollständigkeit, welche die Hauptabschnitte der Entwicklung der mittelalterlichen Kunst zu erkennen erlaubt.

Mit dem Verfalle des römischen Reiches war auch die Kunst seit dem vierten Jahrhundert einer vollständigen Barbarisirung anheimgefallen und wäre unfehlbar in den Stürmen der Völkerwanderung vollständig zu Grunde gegangen ohne einzelne lichtere Epochen in dem Chaos der Begebenheiten — wie z. B. die lombardische Herrschaft in Oberitalien war — und ohne die freilich sehr kargen Zuflüsse von Lebenssäften aus Byzanz, wo sich die altchristliche Kunst noch Jahrhunderte lang in Siechthum und Verknöcherung hinschleppte. Erst im zehnten Jahrhundert, wo die Scheidung der alten und neuen Kulturzustände vollbracht war, wo das nun zur Herrschaft gelangte Germanenthum sich zu Völkergruppen, theils ungemischt, theils gemischt mit fremden Elementen, gesondert hatte, keimten neue Schößlinge aus dem alten Stamme der Kunst hervor. Die Bestrebungen dieser Entwicklungsepoche (der sogenannten romanischen Kunst) wurzelten noch in den Traditionen der römischen altchristlichen Kunst und entnahmen dem entarteten Stile derselben die Formen, in welche sie ihre neuen Anschauungen niederlegen wollten. Die Schwäche und Unmündigkeit dieses Stils dauert bis ins elfte Jahrhundert hinein, von welcher Zeit an sie bis ins zwölfte größere Selbständigkeit und freieren Aufschwung entfaltet. Sehr wenige Denkmäler dieser Epoche haben sich bis in unsere Zeit erhalten; manche derselben, die erhalten sein mögen, sind unentdeckt. Die Sammlung des Museums enthält drei sehr interessante derselben, die Broncethüren des Augsburger Domes aus dem elften Jahrhundert, ferner die des Hildesheimer und Gnesener Domes, anscheinend aus derselben Zeit. Die Thüren sind in Felder abgetheilt, welche mit Darstellungen biblischer Scenen und mit mystischen Gestalten ausgefüllt sind. Als Reminiscenz aus dem Alterthum erscheinen an den Augsburger Thüren ein Centaur und eine Art Chimära. Der Stil der Bildwerke ist von einer Rohheit und Naivetät, hinter der jede Beschreibung zurückbleibt. Um eine Stufe höher stehen schon die Bildwerke an einem Taufbecken aus dem Hildesheimer Dom, getragen von vier knieenden Figuren. Es ist eine Arbeit aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts.

Fast ohne Uebergang trat dieser antikisirenden Richtung plötzlich im zwölften Jahrhundert das selbständige Schaffen des germanischen Geistes entgegen und bildete sich schnell eine eigenthümliche Form für seine Bedürfnisse, die so unendlich verschieden waren von denen der antiken Welt. Ein Streben nach aufwärts — nach Vergeistigung und nach Befreiung von der Körperlichkeit — ein Suchen und Ahnen des Unendlichen bildete diesen Stil und kam in ihm zur Erscheinung, im Gegensatze zu dem antiken, den ein festes Abschließen und Begrenzen und eine Befriedigung innerhalb dieser Begrenzung charakterisirt. In der Architektur ganz besonders machten sich jene Aeußerungen des germanischen Geistes deutlich. Für den griechischen Säulenbau, der festabgeschlossen durch das Quergebälk (Architrav) dasteht, fand er den germanischen Dom mit seinen auf fester Grundlage sich erhebenden, immer leichter aufstrebenden und zuletzt in der durchbrochenen Spitze gleichsam sich vergeistigenden Massen; statt des entwickelungsunfähigen antiken Säulenschaftes setzte er den Pfeiler, aus dessen Säulenbündeln organisch und lebensvoll die Gliederung des Gewölbebaus erwächst. Gleicherweise durchdrang dieser Geist die Gebilde der Malerei und Skulptur; aus den zarten Gesichtsformen, durch die nach oben gerichteten Augen leuchtet der Ausdruck der Sehnsucht und die reiche Welt des Gemüths. Freilich barg diese Bildung auch die Keime des körperlosen Mysticismus und des skelett- und häßlichkeitsseligen Kultus der Ascetik.

An den Wänden der linken Seite des Saals sind eine Menge von Zierrathen, zum Theil mit Köpfen und kleinen Figuren, gereiht, von französischen und englischen Meistern aus dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Die rechte Seite nehmen zahlreiche Werke der deutschen Schule ein, namentlich den zwei Hauptzweigen derselben, der Kölnischen und Nürnberger zugehörend. In Deutschland stand in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Kunst schon in voller Blüthe, als sie in Italien noch in tiefer Barbarei steckte. Erst mit dem Ende des Jahrhunderts nahm sie einen plötzlichen Aufschwung durch den Bildhauer Nicola (Pisano). Einige Werke dieser Zeit stehen unter den italiänischen Werken der neueren Kunst.

Vom Anfange des 15. Jahrhunderts datirt sich der Stil der neueren Kunst, entwickelt durch größeres Bewußtsein über Zwecke und Mittel der Kunst, und damit durch Heranziehung des realistischen Elements — durch wissenschaftliches Streben und hauptsächlich durch das Studium nach der Antike. Zwei große deutsche Meister stehen noch auf der Grenzscheide zwischen Mittelalter und Neuzeit: Peter Vischer und Adam Kraft. Von jenem sehen wir in der Mitte des Saales sein berühmtestes Werk, das Grabdenkmal des heiligen Sebaldus in der Sebalduskirche in Nürnberg. Es ist ein unendlich reichverzierter, fünfzehn Fuß hoher Tabernakelbau mit Hunderten von Figuren verschiedener Größe, in dessen Mitte der Sarkophag des Heiligen eingeschlossen steht. Eigenthümlich an dem Werke sind die verschiedenen Stilgattungen in diesen Figuren, von denen der Hauptkreis die zwölf Apostel in strenger, sogar leise ans Herbe streifender Weise, die zahlreichen Kinderfiguren aber ganz in dem graziösen Stile gehalten sind, wie er zu jener Zeit in Italien herrschte. — Den ganzen Reichthum an Innerlichkeit, der die deutsche mittelalterliche Kunst charakterisirt, im Vereine mit einer außerordentlichen Formenvollendung, zeigt eine Reliefdarstellung (Grablegung Christi) von Adam Kraft, († 1507). Innigkeit, Stärke und Vielseitigkeit des Ausdrucks, Lebendigkeit der Handlung und Reinheit des Stils vereinigen sich darin zur äußersten Wirksamkeit.

Der Saal für neuere Skulptur

glänzt hauptsächlich durch die Werke der italiänischen Kunst. Gleich beim Eintritte stehen wir vor den wundervollen Thüren zum Baptisterium von St. Giovanni in Florenz, von Lorenz Ghiberti, (1378 bis 1455). Freilich hat der Meister in den Reliefs, welche die Thüren bedecken, ganz den Reliefstil aufgegeben und ist vollständig nach den Gesetzen der Malerei verfahren, so daß man fast bedauert, daß die Darstellungen nicht gemalt oder gezeichnet sind. Einige fast gleich schöne Reliefs von Luca della Robbia geben zu derselben Bemerkung Anlaß. — Ihre höchste Blüthe erreichte bekanntlich die italiänische Kunst in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Vor den Werken Michel-Angelo's ist Einem nicht anders zu Muthe, als müßte man sich niederwerfen vor so viel Majestät und Schönheit! Wir sehen Maria mit dem Christusleichnam auf dem Schooße, von dem Künstler in seinem fünfundzwanzigsten Jahre vollendet — die beiden Denkmäler der Mediceer in der Sacristei von St. Lorenzo in Florenz — einen der beiden herrlichen (sogenannten) Sklaven, (Figuren, die ursprünglich zu dem großartigen Denkmale Julius' II. in San Pietro in vincoli gehörten, später aber in Folge von Abänderungen und Einschränkungen zurückblieben). Von höchstem Interesse ist der Abguß eines unvollendet gebliebenen Reliefs, das Maria mit dem Christus- und Johanneskinde darstellt. Ziemlich weit vorgeschritten ist die Arbeit an dem Christuskinde, während andre Theile erst angelegt sind, andre aber noch ganz in Marmor stecken. Man möchte fast annehmen, daß der Meister, im Ueberdruß an der Arbeit des Heraushauens aus dem Groben, das Werk verlassen habe. Die schlimme Nothwendigkeit, daß grade diese beschwerliche und außerordentlich zeitraubende Arbeit durchaus vom Meister selbst gethan werden mußte, hatte Michel-Angelo angetrieben, nach einem Verfahren zu suchen, das ihm diese Mühe erspare. Vielerlei und höchst

sinnreiche Versuche schlugen fehl, bis ihn sein Scharfsinn und die Untersuchung unvollendet gebliebener Antiken das Verfahren der Alten wieder auffinden ließen, (das Inpunktesetzen), nach welchem einen bedeutenden Theil der ersten Arbeit untergeordnete Kräfte verrichten konnten, und zwar mit einer Genauigkeit (nach dem Modell des Meisters), die nach jenem ersten unvollkommenen Verfahren zu erreichen selbst dem größten Meister nicht möglich war. In der Hauptsache ist dies Verfahren bis heute dasselbe geblieben.

Vor den Thüren des Lorenzo Ghiberti liegen zwei kolossale Löwen hingestreckt, zu dem Denkmale des Papstes Clemens XIII. im St. Peter gehörig, von Canova. Wie der Künstler in seinen weiblichen Statuen einen hohen Grad von Weichheit und sinnlichem Reiz erreicht, so erscheinen die Formen in seinen männlichkräftigen Gestalten geschwollen, ausgestopft und übertrieben. Auch die Körper der beiden Löwen scheinen des Knochenbaus zu entbehren, so rund und weich ist ihre Bildung. Bei der Ueberschätzung, welche Canova bei seinen Landsleuten fand und noch findet, (Viele stellen ihn den größten Meistern des Alterthums gleich), ist es wohl möglich, daß Selbstüberschätzung ihn abgehalten hat, sich den antiken Löwen, den wir im zweiten Kuppelsaale sahen, und der ihm jedenfalls bekannt war, zum Muster zu nehmen.

In Erwartung einer Vervollständigung schließt die Skulpturensammlung — und mit ihr die Sammlungen der Kunstwerke im engeren Sinne genommen — mit einzelnen Werken von Schlüter, Kessels, Thorwaldsen, Bosio, Tieck und Andern ab.

Zwar bewahrt die eine Hälfte des oberen Stockwerkes, das Kupferstichkabinet, noch reiche Sammlungen — der nachahmenden und selbständigen Kunst angehörig und von den größten Meistern — aber der Besuch dieser Abtheilung ist auf bestimmte Tage beschränkt, an welchen dem Besuchenden die einzelnen von ihm näher bezeichneten Mappen zur Ansicht vorgelegt werden. Die andere Hälfte des Stockwerkes nimmt die sogenannte Kunstkammer ein, deren Inhalt, wenn er auch manches wirkliche Kunstwerk aufweist, doch überwiegend dem Felde der Kunstindustrie, der Kunstmerkwürdigkeiten und der Künsteleien angehört. — Eine andere Abtheilung des Museums, welche die reichhaltigen, glänzenden und zum Theil kostbaren ethnographischen Sammlungen aufbewahrt, so viel des Interessanten und Belehrenden sie auch bietet, enthält ebenfalls nur hin und wieder Stücke, welche den eigentlichen bildenden und zeichnenden Künsten zugewiesen werden können.

---

* Sardinische Sprichwörter.

Mitgetheilt von Nicolaus Delius.

Auf vielen Wegen geht man nach Rom. (Per medas caminos si andat a Roma).

Das paßt wie ein Blumenstrauß am Schwanze eines Ziegenbockes. (Degher que romagliette in coa de beccu).

Vom Strauche, wenn die Rosen davon abfallen, verschmäht man die Dornen. (Dai sa mata da qui nde ruent sas rosas, si dispretiant sas ispinas).

Das Spinnen am fremden Rocken ist eine üble Sitte. (Filare in rucca anzena est malu izzu).

Vom heiligen Kreuz (3. Mai) bis zum heiligen Kreuz (14. September) hält man ein Mittagsschläfchen. (Da' Sancta Rughe in Sancta Rughe si dormit su mesu die).

Besser ein Kuhfladen als hundert Schwalbendrecke. (Mezus una massa de boe qui non chentu de rundines).

Der Weise trägt Alles bei sich. (S'homine sabiu jughet totu cum ipsu).

Ein leerer Sack steht nicht aufrecht. (Saccu boidu non reet istentarzu).

Aus dem Sacke kommt nichts heraus als was darin ist. (Dai su saccu non nde bessit si non su qui bi est).

Das Salz ist gut, wenn es wenig ist. (Su sale est bonu quandu est pagu).

Als sie dich getauft haben, haben sie wenig Salz dazu gethan. (Quando ti hant baptizadu, ti hant postu pagu sale).

Die Sauce ist mehr werth als der Fisch. (Est plus sa salza qui non su pische).

Jede Wäsche nimmt ihren Faden mit sich fort. (Ogni samunada leat su pizu sou).

Treibe deinen Spaß mit den Menschen und laß die Heiligen in Ruhe. (Buglia cum sos homines et laxa sos sanctos).

Traue keinem Heiligen, der ißt. (Non ti fides de Sanctu qui mandigat.)

Kein Samstag ohne Sonne, kein Weib ohne Liebschaft. (Non sapadu senza sole, nen femina senza amore).

Gott zahlt den Lohn nicht am Samstag aus. (Deus non pagat su sapadu).

Kurze Reben, lange Weinlese. (Sarmentu curtu, binnenna longa.)

Wer einem Herrn dient, der stirbt auf dem Stroh. (Qui servit a Signore, in paza morit).

Weh dem Mann, welcher der Frau Geheimnisse mittheilt! (Iscuru s' homine qui narat segretos a femina).

Die kleine Münze macht die Börse voll. (Su soddu menore umpit sa buscia).

Die Aprilsonne verdirbt den Teint. (Su sole de Abrile ponet brunchile).

Die Märzsonne muß man im Gehen nehmen. (Su sole de Martu lealu de passu).

Es giebt mehr Lärmen als Donnerschläge. (Sunt pius sos sonos qui non sos tronos).

Wer das Glück will, der muß es suchen. (Qui queret sorte la devet quircare).

Eine falsche Wage ist ein Dieb im Hause. (Istadea iscassa, ladru in domo).

Zwei Fresser bei einem Teller, das geht nie gut. (Duos lambridos ad unu tazeri non andat mai bene).

Wer sich Zeit nimmt, der verliert Zeit. (Qui tempus leat, tempus perdet).

Jeder verkauft was er hat. (Ognune bendet su qui tenet.)

Wer sich auf Knechte verläßt, wird selbst zum Knecht. (Qui si fidat de teraccu, a teraccu torrat).

Wer zuerst kommt, mahlt zuerst. (Qui accudit innantis, tiecat innantis).

Wer Gott nicht fürchtet, fürchtet auch die Heiligen nicht. (Qui non timet a Deus, non mancu a Sanctos).

Es ist besser anstreichen als malen. (Mezus tinghere qui non pinghere).

Wer mit einem Lahmen zusammenwohnt, der lernt das Hinken. (Qui habitat cum su toppu, imparat a toppigare).

Das Geld bringt Alles zum Schweigen, nur nicht das Gewissen. (Su dinari faghet cagliare a totu, salvu ad sa consienzia).

Arbeiten und nichts verdienen, lieber will ich faul sein. (Trabagliare et non creschere, preitiosu querzo essere).

Wer nicht betrügt, der kommt nicht durch. (Qui non trampat non campat).

Der Waizen ist sicher, wenn er in der Scheune ist. (Su trigu est seguru da qui est in s' horriu).

Mit dem Traurigsein bezahlt man keine Schulden. (S'esser tristu non pagot depidos).

Im Juli und August schläft man nicht bei der Frau. (In triulas et austu non si dormit cum muzere).

Der Juli ist der Schuldner, der August der Zahler. (Triulas depidore, et austu pagadore).

Die Welt ist rund. (Su mundu est tundu).

Wer rund geboren ist, kann nicht viereckig sterben. (Qui est naschidu tondu non podet morrer quadru).

Schneide niemals Trauben, wenn es regnet. (Non seghes mai na pioende).

Wer mit den Fingernägeln zu dreist ist, dem schneidet man sie zuletzt ab. (Qui toccat de ungias ad s' ultimu binde los segant).

Indem man Spaß macht, sagt man die Wahrheit. (Buglia bugliende si narat sa veridade).

Beim Avemaria muß man im Hause oder unterwegs sein. (Ad s' Avemaria o in domo o in via).

Wer schlecht lebt, dem schneidet Gott die Beine ab. (A quie vivet male Deus li segat sas cambas).

In einem alten Weinberg graben ist verlorne Zeit. (Zappare in binza bezza tempus perdidu).

Wer in der Stadt lebt, der thut Alles was er sieht. (Qui vivet in zitade totu su qui videt faghet).

Wer früh aufsteht, der verrichtet ein gutes Tagewerk. (Qui si pesat chito faghet bona zoronada).

---

* Die Schlacht.

Von Eduard Zieben *).

Es steigt im hellen Osten die Morgensonn' empor,
Die Vöglein im Fichtenwalde jubeln in fröhlichem Chor.
Die blühende Haide leuchtet von klarem Purpurschein,
Und drüber blaut der Himmel so licht und wunderrein.

O, goldne Morgensonne, warum verbirgst du nicht
Tief hinter dunklen Wolken dein strahlend Angesicht?!
Du wirst in deinem Laufe schauen nur Wunden und Tod
Und sehn die weiten Gefilde gefärbt von Blute roth!

Schon steht in Wehr und Waffen das tapfre Frankenheer;
Ein Held jedweder Krieger mit Schild und Schwert und Speer.
Der hat gekämpft in Spanien am sonnigen Ebrostrand,
Und der auf den blühenden Fluren im lieblichen Alpenland.

Der hat mit den wilden Avaren gerungen in manchem Streit
Und seine Wunden gekühlet im Donaustreme breit;
Der hat sein Schwert erprobet auf Frieslands grünen Au'n,
Und der in sieben Schlachten viel Sachsenschilde zerhau'n.

Auf hohem, stolzem Rosse, in leuchtendem Eisenkleid
Reitet der Frankenkaiser über die schillernde Haid',
Wo seine tapfren Schaaren in dichten Reihen stehn
Und todverachtenden Muthes der Schlacht entgegensehn.

Aus seinen Adleraugen, aus seinem Angesicht,
Dem hehren, ruhig-heitren, strahlt Siegeszuversicht.
Den Ruhm von dreißig Jahren, erkämpft im Sachsenland,
Das weiß er, wird ihm nicht rauben e i n Tag an der Elbe Strand.

Er wird das Werk vollenden, dem er sein Leben geweiht;
Der Christengott der ist es, der ihm den Sieg verleiht,
Und wenn gleich alle Völker der Heiden am nordischen Meer,
Bewehrt mit Waffen der Hölle, kommen gezogen daher.

Doch horch! welch schaurige Töne brausen wie Wogen wild
Von jenen Hügeln am Strome über das weite Gefild?
Das sind die Schlachtenlieder, erschütternd Mark und Bein,
Womit die Sachsen stürmen gegen die feindlichen Reihn.

Gleich Wetterwolken wälzen die Schaaren sich zu Thal,
Hoch über ihnen schimmert im Morgensonnenstrahl
Die heil'ge Gottesfahne, drauf glänzen licht und klar
Ein Löwe und ein Drache und drüber ein schwebender Aar.

Wie stürmen die Riesengestalten daher so trozig und kühn!
Gleich Blitzen aus ihren Augen die flammenden Blicke sprühn;
Das lange blonde Haupthaar wallet und flattert im Wind,
Der über die Haide wehet so duftig und so lind.

Die kräft'gen Glieder umhüllet von Fellen ein Gewand,
Ein Speer gar lang und wuchtig ruht in der nervigen Hand.
An ihrer Hüfte funkelt ein Messer schneidig und breit,
Ein kleiner Schild an der Linken ist all' ihr Schutz im Streit.

Frei unter ihren Eichen am theuren heimischen Heerd
Zu leben und zu sterben, wie ihre Väter werth,
Und ihre alten Götter zu schirmen mit ihrem Blut,
Das giebt den sächsischen Männern zum Kampf den freudigsten Muth.

Und wie die donnernden Wogen gegen die Felsen prall'n,
So stürzen sich auf die Franken die Sachsenhelden und fall'n
Sie an mit rasendem Grimme: heut' gilt es, zu befrein
Das Heimathland auf ewig oder dem Tod sich zu weihn.

Hei! wie da auf der Haide in Sommersonnengluth
Die Kämpfer gegen einander toben in wilder Wuth!
Wie Donner hallt durch die Lüfte der rasselnde Waffenklang,
Und dumpf der Grund erzittert weithin den Strom entlang.

Wie Blitze fahren der Franken Schwerter so schneidig und schwer
Herab auf die Häupter der Sachsen, die mit dem wuchtigen Speer
Die feindlichen Panzer durchstoßen und in manch fränkisches Herz
Laut jauchzend vor Kampfbegierde bohren das funkelnde Erz.

Manch kühnes Heldenauge umhüllet Todesnacht,
Doch wild und immer wilder tost auf der Haide die Schlacht.
Es färbt die klaren Blümlein das heiße, strömende Blut,
Es wandeln sich die Wellen der Bächlein in Purpurfluth.

Und bei dem Sausen der Pfeile, dem klirrenden Schwerterklang
Braust fort und fort durch die Lüfte der Sachsen Schlachtgesang.
Der Franken Drommeten schmettern hinein in die Melodei,
In all' die Töne mischt sich das jauchzende Kampfgeschrei.

Die freiheitglühenden Sachsen die stürmen mit Allgewalt
Weiter und weiter, und siegreich voran ihre Fahne wallt.
Ein Häuflein der Franken vermag nicht zu trotzen des Angriffs Wucht:
Es wankt — es weicht und wendet sich endlich zur schimpflichen Flucht.

Der Kaiser auf hohem Rosse drüben an Waldes Rand
Gewahrt die fliehenden Franken und sprenget zornentbrannt
Hinab auf die Haid', zu befeuern durch seines Wortes Macht
Der Feigen Muth, daß kämpfend sie wieder sich wenden zur Schlacht.

Er fliegt mit Windeseile vom Hügel hinab in's Thal,
Es folgen ihm die Getreuen, ein Häuflein gering an Zahl.
Vergebens ruft er die Flücht'gen zu neuem Streite auf —
Die meisten eilen rastlos fürder in wildem Lauf.

Die Sachsen aber stürmen mit lautem Siegesgeschrei
Weiter und immer weiter, und ihre lange Reih'
Umzingelt den Frankenkaiser und seine kleine Schaar,
Hoch über ihnen flattert die Fahne mit schwebendem Aar.

Jetzt gilt es, den Uebermächt'gen zu trotzen auf grünem Plan
Und löwenmuthig zu kämpfen, bis rettende Schaaren nahn.
Der Kaiser in blankem Panzer, auf schnaubendem feurigen Roß
Hei! wie der wuchtige Streiche austheilt mit seinem Troß!

Herr Eginhard, der treulich gefolget seinem Herrn,
Kämpft wacker an dessen Seite, vertrauend der Liebe Stern;
Die Hand, die lieblich die Saiten der Harfe zu schlagen weiß,
Schwingt nun gar stark und kräftig das Schwert im Streite heiß.

Es gilt, zu schirmen den Kaiser in schwerer, höchster Noth,
Das giebt ihm Muth, zu schauen in's Antlitz freudig dem Tod.
Rings starren die Speere der Sachsen gleich einer eisernen Saat;
Er ficht's mit Ruh', er wacht nur, daß keiner dem Kaiser naht.

Graf Ingobert, der tapfre, kämpft treulich ihm zur Seit',
Dem Kaiser ist sein Leben in Noth und Tod geweiht.
Wohl drängen und stürmen die Sachsen mit wildempörter Wuth —
Fest steht die Schaar, die kleine, ein Fels in tobender Fluth.

Da stürzen sich auf den Kaiser plötzlich der Sachsen vier,
Es sprüht aus ihren Augen rasende Kampfbegier.
Der Eine sinkt zu Boden, von Karl getroffen schwer,
Dem Zweiten stößt in die Seite Graf Ingobert den Speer.

Als mit dem Dritten ringet der Kaiser, da rennt auf ihn ein
Der Vierte, ihm zu bohren den Speer in die Kehle hinein.
Schon naht das Eisen dem Helme — da spaltet Eginhards Schwert
Das Haupt des wilden Sachsen: der Kaiser ist unversehrt.

---

*) Aus einem noch ungedruckten lyrisch-epischen Gedichte „Der Liebling des Kaisers.“ Dasselbe behandelt die Liebe des Eginhard und der Emma.

Gar bald hat der sich selber vom andern Gegner befreit;
Doch neue Feinde stürmen heran zu neuem Streit.
Die kleine Schaar ermattet — manch Auge schließt der Tod —
Mit jedem Athemzuge wachsen Gefahr und Noth.

Da zittert von Hufgestampfe plötzlich der Haide Grund:
Die fränkischen Reiter sausen herbei zu guter Stund'.
Gleich rasenden Löwen stürzen sich die auf der Sachsen Reihn
Und mähn die Feinde nieder, wie Schnitter das Gras auf dem Rain.

Die sächsischen Männer bieten, umflattert von ihrem Aar,
Die Stirn, die unbehelmte, kühn den Gepanzerten dar,
Die auf den schnaubenden Rossen in funkelnder Waffenpracht
Die Reihen siegend durchbrechen mit allgewaltiger Macht.

Wohl sinkt auch mancher Reiter, durchbohrt vom scharfen Speer,
Doch für den Gefallnen stürmen zehn Andre brausend daher.
Die ungewappneten Sachsen zertritt der Rosse Huf,
Ringsum erschallt schon jauchzend der Franken Siegesruf.

Bezwungen sind alle Schaaren der Sachsen auf der Haid' —
Das Häuflein mit der Fahne, das läßt nicht ab vom Streit.
Es quillt aus hundert Wunden das Blut so purpurroth,
Die Freiheitglühenden kennen nur Sieg oder Heldentod.

Die Brust des Fahnenträgers ein fränkisches Schwert durchsticht:
Er wankt — er stürzt — doch fallend läßt er die Fahne nicht.
Er hält sie fest umklammert und hält sie, bis die Hand
Ihm abhaut mit dem Schwerte ein Franke zornentbrannt.

Zehn Sachsen ringen rasend noch mit der Uebermacht;
Nun sinken auch sie zu Boden — der letzte Kampf ist vollbracht.
Und rings auf der blut'gen Haide da jauchzt und jubelt es: „Sieg!"
Und die Drommeten rufen laut schmetternd nach: „Sieg! Sieg!"

O goldne Abendsonne, nun birg dein Angesicht
Hinter den Wolken im Westen, damit du fürder nicht
Schauest die klaffenden Wunden, die Todten ohne Zahl
Und all' die brechenden Augen im weiten Haidethal!

Erschöpft vom rasenden Kampfe, ziehn heim zur Lagerstatt
Die eisenbepanzerten Franken und sinken todesmatt
Zum tiefen Schlummer nieder rings um das Kaiserzelt;
Die Siegesklänge verhallen, still wird's auf dem blutigen Feld.

Das Abendroth verglühet am blauen Himmelsdom,
Der Mond taucht auf im Osten hinter den Hügeln am Strom
Und gießt auf die düstre Haide den klaren, milden Schein,
Wo Feind und Freund nun ruhen in friedlichem Verein.

---

* Spanische Malerei.

Bremen, 4. September. Die Mittwochs-Versammlungen im Künstlerverein wurden in der verflossenen Woche nach der Ferienunterbrechung mit einem Vortrage des Herrn R. Mohr über die spanische Malerei wieder eröffnet. Nach einigen Andeutungen über die Anfänge der Malerei in Spanien und über den Einfluß, den die unter Karl V. angeregten engeren Beziehungen zwischen Italien und Spanien auf die Kunst in letzterem Lande überhaupt und im besonderen auf die Malerei vorzüglich durch die Vermittelung des als Architekten, Bildhauer und Maler bedeutenden Berruguete gehabt, schilderte der Vortrag die Beziehungen der Inquisition zur Malerei. Die Vorschriften, welche der im 17. Jahrhundert lebende Maler und Kunsthistoriker Francisco Pacheco aus Sevilla, ein von der Inquisition bestellter Censor von Bildern, über die orthodoxe Behandlungsweise religiöser Bilder gegeben hatte, wurden erwähnt und dabei der Murillo'schen Gemälde der Concepcion Immaculata gedacht. Schon im Anfang des 17. Jahrhunderts, wies der Vortrag nach, war das im übrigen Europa erst vor Kurzem festgestellte Dogma der sündenrein gebornen Jungfrau Maria durch eine Disputation zwischen Dominicanern und Franciscanern in Sevilla für Spanien proklamirt worden, und die Inquisition erließ die Vorschrift, daß die Stelle in der Offenbarung im 12. Kapitel, Vers 1.: „Und es erschien ein großes Zeichen am Himmel, ein Weib mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen" den Darstellungen dieser Concepcion zu Grunde liegen sollte. Der Zwang, den die Inquisition der bildenden Kunst anlegte, wirkte beengend sowohl auf die Behandlungsweise als auch auf die Wahl des Stoffes. Die dramatische Poesie war darin viel glücklicher, der Druck der Inquisition lastete nicht so schwer auf ihr und gestattete ihr eine freiere Bewegung; sie konnte sich ihre Stoffe aus allen Gebieten holen, und während die Malerei sich meist auf dogmatische und legendenhafte Stoffe beschränkt, feiern die Heroen der dramatischen Literatur national-christliche Begebenheiten.

Die spanischen Bilder, fuhr der Vortrag fort, üben bei erster Bekanntschaft nicht den zauberischen Reiz auf den Beschauer aus, den er beim Anblick italiänischer Gemälde empfindet. Es weht ihm aus jenen ein ascetischer Hauch entgegen, der nur durch die Naivetät mancher Ideen, die in ihnen zur Darstellung gebracht werden, gemildert wird. Die Natur des Spaniers ist zum Realistischen geneigt, selbst in den erhabensten Schöpfungen seiner Begeisterung reißt sich seine Phantasie nicht ganz von der Wirklichkeit los. In Murillo's Conceptionen ist die Jungfrau noch immer ein irdisches Wesen, eine Spanierin. Die spanischen Maler malen das, was sie sehen, ohne zu idealisiren, und bei dem harten Charakter, der den Bewohnern der iberischen Halbinsel eigen ist, gefallen sie sich oft in Darstellungen, die nach unserem Gefühl nicht mehr im Bereich der Kunst liegen. — Der Porträtmalerei mußte dieser realistische Sinn von großem Vortheil sein, und in dieser Gattung haben die Spanier das Höchste erreicht. Weniger häufig als die vielen Murillo'schen Bilder aus dem Volksleben, die in den bedeutenderen Museen Europas zu sehen sind, vermuthen lassen, ist die Genremalerei geübt. Außer Murillo und seinen Schülern hat nur noch Velasquez Bedeutendes darin geleistet. Beliebte Gegenstände waren Stillleben und Fruchtstücke, in der Landschaftsmalerei ist wieder Velasquez allein bedeutend.

Im weiteren Verlauf führt der Vortrag darauf einzelne Maler aus den drei Hauptschulen, welche sich am Anfang des 17. Jahrhunderts in Spanien unterscheiden lassen, an. In der Valencianischen Ribalta, Espinosa und auch Ribera, der freilich seinem ganzen Wesen nach mehr zu den Malern gehört, die um die Mitte jenes Jahrhunderts der spanischen Malerei einen nationalen Charakter verleihen. Die Schule von Sevilla entsteht im 16. Jahrhundert. Luis de Vargas, der Flamländer Campaña, der Italiener Torregiano müssen als ihre Gründer bezeichnet werden, welchen eine Reihe ausgezeichneter Künstler folgt, die freilich nicht unmittelbar zur Schule von Sevilla gehören, aber in der von Vargas angegebenen Richtung weiter gehen. Alonso Sanchez Coello, Navarrete, Pantoja de la Cruz, Theotocopuli, ein Grieche von Geburt, und dessen Schüler Maino, Luis Tristan, Pedro Orrente u. A. sind hier zu nennen, die vorzugsweise in Madrid, von Philipp II. beschäftigt, wirkten und den Grund zur Madrider Schule legten.

Luis de Morales, der Göttliche genannt, weil er nur religiöse Bilder malte, gehört zwar auch dieser Zeit an, seine Bilder tragen aber den Stempel einer früheren Epoche. — Die Männer, welche im Anfange des 17. Jahrhunderts in der Schule von Sevilla eine neue, nationale Richtung vorbereiteten, sind Francisco Pacheco, Juan de las Roelas und Francisco Herrera der Aeltere. Pacheco, dessen Bilder sich durch Correctheit der Zeichnung, aber Härte und Trockenheit im Colorit auszeichnen, hat durch seine Schriften über Malerei einen bedeutenden Einfluß gehabt. Roelas ist außerhalb Spaniens wenig bekannt, seine Werke sind fast ausschließlich in Sevilla geblieben, wo in der Kathedrale sein Hauptbild „Sanjago, der in der Schlacht von Clavijo die Spanier zum Siege führt", zu sehen ist. Herrera kann als der Vorgänger des Velasquez bezeichnet werden. Er durchbricht zuerst die Schranken, welche sich die andalusische Schule in Nachahmung der italiänischen Meister gesetzt hat, und bringt den Naturalismus zur vollständigen Geltung.

Mit Velasquez, Alonso Cano Zurbaran und Murillo erreicht dann um die Mitte des 17. Jahrhunderts die spanische Malerei ihren Höhepunkt und gestaltet sich zu einer originell nationalen. Velasquez,

Alonso Cano und Zurbaran sind kurz vor oder nach dem Anfange des Jahrhunderts geboren und leben bis in die sechsziger Jahre. Murillo kommt etwas später; er ist 1618 geboren. — Der weitere Verlauf des Vortrags beschäftigte sich dann mit Velasquez. Die vorzüglichsten Werke desselben sind in Madrid zu finden, vorzüglich Porträts, unter diesen wiederholt das Philipp's IV., seiner Gemahlinnen, der königlichen Familie, des Herzogs von Olivares und anderer bedeutenden Männer seiner Zeit; viele von ihnen in Lebensgröße, alle ausgezeichnet durch Individualität und Leben. Unter den Bildern, die Volksscenen darstellen, wurden die Trinker und die Teppichwirkerinnen erwähnt. Religiöse Bilder wurden als die bezeichnet, in denen es dem Genie des Velasquez am wenigsten gelungen war, Vollendetes zu erreichen. Nur nach dem schaffend, was er vor Augen hatte, vermochte Velasquez nicht sich zu dem Maße des Idealen zu erheben, welches das Göttliche versinnlichen soll. Der Vortrag schloß mit einer Lebensbeschreibung des Velasquez und Beschreibung einiger historischen Werke, wie z. B. der Uebergabe von Breda.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Beranger's letzte Lieder. Deutsch von Julius Rodenberg. — Raymund Lull und die Anfänge der catalonischen Literatur. Von Adolf Helfferich. — Edda-Sagen. Von G. Schoene. — Jarolasch. Episoden aus dem Leben in Rußland. Von R. Wendt. — Zwischen Juca und Alpen. Erzählungen und Lebensbilder von J. Frey. — Heinrich Falk. Roman von Otto Roquette. 3 Bde. — Geschichte der deutschen Höfe seit der Reformation. Von Eduard Vehse. Theil 43. Die Mediatisirten. — Nordische Reise. Sommer- und Winterbilder aus Schweden, Lappland und Norwegen. Von Bayard Taylor.*

— * Die vierte Auflage der Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert von Julian Schmidt beginnt in diesen Tagen zu erscheinen. Sie umfaßt sechs Lieferungen und wird im November vollständig in drei Bänden vorliegen. Der Verfasser hat abermals sehr bedeutende Veränderungen vorgenommen, Vieles ergänzt und berichtigt. Die Verlagshandlung sagt darüber in einem Prospecte Folgendes: „Der Umfang ist dahin ausgedehnt, daß etwa das Jahr 1781 (Lessing's Tod) den Anfang bildet. Die Lebensmomente und Werke der Dichter, die in diese Periode fallen und die in den vorigen Ausgaben nur flüchtig angedeutet wurden, sind diesmal vollständig erzählt worden. Die prosaischen Schriftsteller der wichtigen Periode von 1781 bis 1812, hauptsächlich die Geschichtschreiber und Philosophen, aber auch die Theologen und Rechtslehrer, soweit sie in die allgemeine Kulturbewegung eingreifen, sind vollständig behandelt worden. Das biographische Detail ist durchweg vermehrt und berichtigt, und die Beziehungen des wirklichen Lebens zur Literatur sind schärfer hervorgehoben. Da diese Zusätze einen Umfang von beinahe 16 Bogen einnehmen würden, hat der Verfasser durch strengeres Zusammendrängen der Form, durch Weglassen mancher minder wichtigen Abschnitte, namentlich aus der neusten Zeit, und durch Sichtung der Reflexionen doch so viel Raum gewonnen, daß die Erweiterung sich nur auf 5—6 Bogen einschränken wird. Die formalen Verbesserungen, die sich auf alle Theile des Buchs erstrecken, gehen hauptsächlich darauf aus, überall die historische Erzählung an Stelle der reflectirenden Kritik zu setzen."

— * In Kurzem erscheint eine neue Erzählung von Edmund Hoefer, „Norien, Erinnerungen einer alten Frau", in zwei Bänden. Den Hintergrund bildet die Zeit des siebenjährigen Krieges mit den traurigen Zuständen Deutschlands und dem Treiben der kleinen Dynastenfamilien.

— Δ Erinnerungsblätter aus den Papieren eines Diplomaten. Wien. München. Paris. Von Franz Freiherrn von Andlaw. Frankfurt, Sauerländer's Verlag. — Manche Leser werden eben genanntes Werk voll Begierde in die Hand nehmen, in der Erwartung, hinter diesem vielversprechenden Titel viel Neues und Pikantes zu finden. Diesen müssen wir bemerken, daß sich dieselben hierin getäuscht sehen werden. Auch die Vorrede klärt nicht darüber auf, warum der Herr Verfasser uns aus dieser langen Periode so manches Interessante verschweigt, was er selbst mit erlebt und was manche unberufene Federn der Welt längst erzählt haben. So, um nur eines anzuführen, hätte derselbe aus dem Jahre 1848, welches er in Wien zubrachte, vieles aufklären können, ohne irgendwie indiscret zu sein, da jene Epoche, trotzdem sie uns so nahe liegt, doch schon als ein abgeschlossenes Ganze der Geschichte angehört und bis jetzt nur meistens von Parteifedern skizzirt und zu Parteizwecken ausgebeutet wurde. Seine Stellung als unparteiischer Zuschauer konnte ihn um so besser dazu befähigen und veranlassen. Auch über Ludwig Philipp erfahren wir wesentlich nichts Neues, doch erscheint uns dessen Charakteristik gelungen. Ein nicht geringes Verdienst des in gefälliger Schreibart gehaltenen und mit Natur- und Kunstschilderungen durchflochtenen Werkes ist, daß es nur Thatsachen bringt, die auf eigener Anschauung des Verfassers beruhen. Es kann daher im Laufe der Zeit dazu beitragen, Irrthümer zu widerlegen und falsche Ansichten über historische Personen oder Ereignisse zu berichtigen.

— * Die Nachricht, daß Daumer zum Katholizismus übergetreten, bestätigt sich wirklich. Wunderlich, daß der Mann die Religion wechselt, der gar keine besaß und ebensogut Muhamedaner als Katholik werden konnte. Der Uebertritt geschah still und geräuschlos. Soeben hat Daumer eine Schrift erscheinen lassen, in welcher er seinen Schützling Kaspar Hauser und sich selbst gegen die Angriffe von Eschricht vertheidigt. In einem Capitel dieses Buches wird die ganze Geschichte des räthselhaften Menschen im Zusammenhang erzählt. Der Verfasser protestirt energisch gegen die Behauptung, daß hier ein Betrug vorliege, zählt eine Reihe von Thatsachen auf, welche das Verfahren des Grafen Stanhope gegen seinen Pflegesohn in ein verdächtiges Licht stellen, und befreit wiederholt ein deutsches Fürstenhaus von dem auf dasselbe geworfenen Verdachte. Von seinen eigenen Beobachtungen und Aufschlüssen sagt Daumer: „In Betreff der von mir berichteten und bezeugten Erscheinungen und Thatsachen versichere und betheure ich bei allem, was mir und Anderen heilig ist, daß ich Alles so genau als möglich genommen und Alles aus der lautersten Quelle sicherer und unzweifelhafter Erinnerung geflossen ist. Was ich hier sage und mit Bestimmtheit ausspreche, das weiß ich gewiß, und was ich nicht gewiß weiß, das sage ich nicht oder spreche es nicht mit Bestimmtheit aus."

— * Von dem auf einer neuen Reise in Amerika begriffenen Moritz Wagner hat man Nachrichten vom 2. Mai aus David, einem Orte der Provinz Chiriqui in Neugranada. Er hatte von Panama bis dahin eine angreifende Reise von zwanzig Tagen. Von dort gedachte er dem Chimborasso sich zuzuwenden, für den ihm Alexander von Humboldt sterbend noch Grüße, Aufträge und Nachrichten hat zugeben lassen. Unter den Bewohnern von David fand er sechs deutsche Handwerker.

— * Der englische Reisende Livingstone, der vom Cap der guten Hoffnung aus seine Reise in das Innere von Afrika angetreten hat, berichtet dem englischen Gouverneur am Cap über seine Einfahrt in den Zambese-Fluß Folgendes: „Wir versuchten erst den Flußarm, welchen Lieutenant Hoskins als den südlichsten und schiffbarsten geschildert hatte, und obgleich er uns nicht in den Zambese brachte, fanden wir einige 60 oder 70 Meilen schiffbares Flußwasser. Nachdem wir einige Zeit an der Barre des Luabo, welche Mr. Skead im Hermes sondirt hatte, vergebens herumsuchten und keine Durchfahrt fanden, versuchten wir es auf Capt. Gordon's Rath mit dem Kongone, dessen Barre Mr. Skead auch sondirt hatte, und gelangten bald in den Hauptstrom. Wir ließen dann die Pearl ihre Reise nach Ceylon fortsetzen, und hoffen jetzt auf der Ma Robert nach Tete zu gelangen. Wir hatten bis jetzt noch kein Fieber. Capt. Bedingfield hat viele saure Arbeit gehabt, aber auch er befindet sich wohl, und wir freuen uns alle, unsere Makololo in Tete wieder zu sehen, obgleich mehrere von ihnen dort an den Blattern gestorben sind. Wir werden unser schweres Gepäck in Senna zurücklassen."

— * Ein zu Würzburg gegründeter allgemeiner Fonds zur Unterstützung der Hinterlassenen verdienter Künstler scheint eine gute Entwickelung zu nehmen. Es ist ein Grundkapital von 3500 Gulden nothwendig, welches man durch den Erlös eines Albums zum Theil zu decken gedenkt. Mehrere Fürsten und reiche Männer haben ansehnliche Gaben versprochen.

— * Den Berliner Zeitungen entlehnen wir folgende Notiz: „Der Bau der Säulenhalle vor der Hauptfront des neuen Museums ist so weit vorgeschritten, daß demnächst mit Aufstellung der Säulen, zu denen die Sockel bereits gelegt und vergossen sind, vorgegangen werden kann. Die gänzliche Vollendung der Säulenhalle muß contractlich im August des kommenden Jahres erfolgen, wonächst dann der Bau einer Säulenhalle von dem nördlichen Flügel des Museums nach der Spree hin in Angriff genommen werden soll."

— * König Otto von Griechenland will in Athen ein Museum errichten, welches alle Antiken aufnehmen soll, die in Griechenland bis jetzt gesammelt sind oder noch entdeckt werden. Es ist deßhalb ein Ausschreiben an die Architekten aller Länder ergangen mit Instructionen als Anhaltpunkten. Die Sammlung der in Griechenland befindlichen oder wenigstens bis jetzt entdeckten Antiken, welche der Zeit vor der 80. Olympiade angehören, ist sehr beschränkt. Die Schule des Phidias hat, abgesehen von den Friesen am Parthenon, bis jetzt nur wenig

Skulptur-Fragmente gegeben. Inschriften, Münzen und Vasen aus jener Epoche sind zahlreicher vorhanden. Die Sammlung aus den späteren Epochen bis zur römischen Epoche, 94.—158. Olympiade, und namentlich jene aus den macedonischen Zeiten ist sehr bedeutend, und die Zahl der Basreliefs, Inschriften und Kunstgegenstände geringerer Dimension vermehrt sich täglich. Die Zahl der Gegenstände aus der römischen Epoche übertrifft die aller anderen Sammlungen. Wenige europäische Museen besitzen hiervon so viel als Griechenland, und eine große Zahl solcher Objecte steckt wahrscheinlich noch in der Erde.

— * Für das große Jubiläum, mit welchem München im September sein 700jähriges Bestehen feiert, ist das Programm nun aufgestellt und von der Regierung genehmigt worden. Am 25. wird das Fest mit einem patriotischen Bühnenspiel von Hermann Schmidt eröffnet; am 26. folgen Festgottesdienst und Procession, Einweihung der neuen Isarbrücken und Opernvorstellung; am 27. findet der große historische Festzug Statt, für welchen die Künstler Skizzen gemacht haben, Abends Bankett im Odeon; am 28. Versammlung auf dem Rathhause mit Reden von Löher und Muffat, Abends Costümball im Hoftheater. Nebenher sind mehrere Concerte in Aussicht.

— * Das Haus in Wien, in dem Franz Schubert geboren wurde, ist jetzt im Umbau begriffen. Man hat den Gedanken angeregt, dasselbe bei dieser Gelegenheit mit einer Gedenktafel an den Tondichter zu schmücken.

— * Die Angelegenheit des Lutherdenkmals in Worms nimmt ihren guten Fortgang. Die großherzoglich darmstädtische Regierung hat den gewünschten Platz auf dem Markte vor der Dreifaltigkeitskirche dem Vereine abgetreten.

— * In Leipzig starb am 25. August im Alter von 46 Jahren der Componist Karl Eduard Conrad. Er war seines Zeichens Jurist und betrieb die Musik als begabter Dilettant. Im Laufe der Jahre hat er eine Reihe von Opern geschrieben, die allerdings nicht von hohem Werthe sind und auch meistens auf Leipzig beschränkt blieben. Weitere Verbreitung fand in den letzten Jahren die Oper „Die Weiber von Weinsberg", deren Text von Apel verfaßt ist. Der Stoff und manche gefällige Melodie verschafften ihr Eingang und ließen über die Mängel der Composition hinwegsehen. Seine früheren Opern sind „Rienzi" (vor Richard Wagner), „Der Schultheiß von Bern", „Die Deserteure" und „Die Sängerfahrt."

— * Die „Blätter für literarische Unterhaltung" bringen folgende Mittheilung von J. W. Appell: „In Göttingen liegen Ernst Schulze's Cäcilie und Bürger's Molly begraben. Außer diesen beiden birgt aber die gute Stadt noch das Grab einer dritten Dichterliebe, die kaum mehr genannt wird. Es ist dies Mariane Haller, auf deren Tod ihr verwittweter Gatte sein schönstes lyrisches Gedicht, die einst so berühmte „Trauerode" gedichtet hat. Des großen Haller innig geliebte Marianne war die älteste Tochter des Herrn Samuel Wyß, eines angesehenen und vermögenden Berner Patriciers. Haller vermählte sich mit ihr, da er erst 23 Jahre zählte, am 19. Februar 1731. Die Ehe wurde ein Musterbild der Zärtlichkeit; allein dieses Glück sollte nicht lange währen. Im Jahre 1736 erhielt der bereits rühmlich bekannte junge Gelehrte den Ruf als Professor der Medicin, Anatomie und Botanik an die neuerrichtete Georgia Augusta. Einen Monat nach seiner Ankunft in Göttingen, am 30. October 1736, starb Mariane, in ihrem fünfundzwanzigsten Jahre. Sie war zu nächtlicher Stunde auf der Straße beim Umwerfen des Wagens auf das Pflaster geschleudert worden und hatte sich dabei ein tödtliches Friesel zugezogen. Schwer wurde Haller durch ihren Verlust gebeugt. „Ein so empfindliches Unglück", sagt Zimmermann in seinem 1755 erschienenen „Leben des Herrn von Haller", warf diesen neuen Orpheus in die tiefste Traurigkeit. Die öden Ufer der Leine waren eine Wüste, wo nichts als Jammer, als Angst und blasse Schrecken ihn erinnerten, daß er lebte; sein Geist schien ganz in Begriffen, die von der Welt abgezogen waren, verhüllt, alle Abende strömten, ganze Monate lang, die Thränen ihm aus den Augen und diese Stunde war die angenehmste seines Tags. Aber in der einsamen Dunkelheit der Nacht rührte der Dichter sein klagendes Saitenspiel." Haller's „Trauerode beim Absterben seiner geliebten Mariane", die im November 1736 entstand, ist in Wahrheit ein tiefgefühltes Gedicht, wenn auch Schiller's Bemerkung (in der Abhandlung „Ueber naive und sentimentalische Dichtung"), daß sich uns der Dichter hier bereits als ein Zuschauer seiner Rührung darstelle, daß er nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern seine Gedanken darüber mittheile, im ganzen als wahr anerkannt werden muß. Heute ist dieses von den Zeitgenossen so sehr geschätzte Gedicht ziemlich in Vergessenheit gerathen. Und doch möchten wir behaupten, daß eine einzige Strophe desselben ein ganzes Dutzend jener modernen Album- und Miniaturlyriker mit ihrem Zuckerwaarenkrame aufwiegt. Das kahle, steifgelehrte Göttingen war nicht der Ort, dem Schmerzerfüllten Trost zu gewähren. Lange konnte sich deßhalb Haller körperlich und geistig nicht von diesem Schicksalsschlage erholen. Mariane aber ist nebst ihrem ältesten Söhnchen, das anderthalb Jahre nach ihr hinweggenommen wurde, in der Jakobikirche beigesetzt; die Grabsteine sind übrigens nicht mehr sichtbar, da man einen neuen hölzernen Fußboden darüberlegte. Die lateinischen Inschriften derselben hat Zimmermann, der sie „unter mitleidenden Thränen" abgeschrieben, im „Leben Haller's" mitgetheilt."

— * Wagner's Lohengrin. Am 19. August wurde der „Lohengrin" von Richard Wagner auf dem kaiserlichen Operntheater in Wien zum ersten Male gegeben und am 20. wiederholt. Vor nicht langer Zeit war der „Tannhäuser" auf die Josefstädter Bühne gebracht worden, aber bereits verschollen, da die Sängergesellschaft auseinander gegangen war. Auf diese Aufführungen und auf die Arrangements von Wagnerscher Musik, die in öffentlichen Concerten vorkamen, beschränkte sich bis dahin die Kenntniß der Wiener von den Compositionen des Meisters. Die Aufnahme, welche der „Lohengrin" fand, entsprach derjenigen der meisten Bühnen und war die durchaus richtige. Der erste Aufzug erregte lebhafte Theilnahme, im zweiten und dritten wurde das Publikum lauer und zeichnete nur Einzelnes aus. Ein Berichterstatter der „Allgemeinen Zeitung" schreibt: Wenn man uns fragt, wie uns die Lohengrin-Musik angemuthet, so lautet unser Urtheil ein wenig anders als das des großen Publikums. Wer in den Sinn unserer musikalischen Klassiker eingedrungen, wer sie verstehen, verehren und lieben gelernt hat, dem kann diese poetisch-tonkünstlerische Bastardmusik unmöglich zu Gemüth stehen. Mendelssohn hat den Componisten des Tannhäuser einen geistreichen Dilettanten genannt; nach der Dresdener Aufführung dieses Werkes schrieb Robert Schumann in sein Tagebuch: „Eine Oper, über die sich nicht so in Kürze sprechen läßt. Gewiß daß sie einen genialen Anstrich hat. Wär' er ein so melodiöser Musiker wie er ein geistreicher, er wäre der Mann der Zeit. Viel ließe sich über die Oper sagen, und sie verdiente es; ich hebe es mir auf später auf." Wie Schade, daß Schumann nicht Wort gehalten, daß er, der die Feder so anmuthig zu führen verstand, über Wagner kein eingehendes Urtheil hinterlassen! Freilich der Mangel an Melodie, das eben ist die schwächste Stelle an der man Wagner fassen muß. Alles Leben und alle Kunst die Leben hat führt uns in ihrem letzten Grund auf ein Mysterium zurück, vor dem die Analyse ein Ende nimmt, dem gegenüber ein bewußtes Erkennen, ein Verständniß das sich von seinem Gegenstand Rechenschaft giebt, aufhört, ein Mysterium das wir nur anerkennen, bewundern und genießen können. In diesem letzten Grunde beruht alle Schöpferkraft, nichts kommt ohne sein Walten zur Welt. Was ich in seine Bestandtheile zerlegen, was ich verstehen und begreifen kann, das kann ich auch machen. Wer in die letzten Gründe des Seins einzudringen vermöchte, wer den letzten Haken entdeckte an dem die Geburt und Organisirung alles Lebendigen hängt, der würde im selben Augenblick seiner Entdeckung Schöpfer sein. Dieses Geheimniß heißt in der Musik Melodie. Sie ist das erste und letzte Wort der Tonkunst, von ihrem ersten naiven Aufdämmern in der Tiefe des Volksgeistes bis auf die Höhen wo sie in einem auserwählten Genius ihre Leuchtkraft kunstreich entfaltet. In ihr berühren sich Mozart und Beethoven mit dem schlichten Volkslied. Bei Richard Wagner treffen wir nirgends auf eine solche Urkraft und melodische Tiefe. Er ist ganz reflectirt, ganz gemacht, ganz nüchtern. Seine Musik ist Machwerk, zuweilen geistreiches Machwerk, durchaus keine Schöpfung. Man kann seine Opern wie ein Uhrwerk in ihre einzelnen Bestandtheile auseinanderlegen, die Schrauben, Stiftchen und Räder ganz genau unterscheiden, und setzt man sie wieder zusammen, so läuft das Ding ganz richtig ab. Wie manche Poeten bloß Liederanfänge haben, so hat Wagner bloß Melodie-Anfänge. Dieser schreiende Mangel an Melodie hat Wagner in die Bahnen getrieben in denen er sich bewegt. Aus der Melodielosigkeit ist seine musikalische Doctrin hervorgegangen, sie ist ein Kind der Noth, nicht der Freiheit. Dichter ohne Gedanken werden zu Declamatoren, Musiker ohne Melodie zu Geheimnißkrämern in der Harmonie, und in dem mit dem Wort verbundenen Gesang gleichfalls zu Declamatoren. So ist es mit Wagner der Fall, und die Textbücher die er sich selbst schreibt sind der treue Abklatsch seiner Musik oder ihr Vorbild, wenn man lieber will. Wagner ist der Doctrinär vom reinsten Wasser, d. h. einer der weniger nach Grundsätzen handelt, als daß er sein Handeln nachträglich nach Grundsätzen aus- und zurechtlegt. Nun soll aber das Wiener Operntheater keineswegs gescholten werden, daß es den Lohengrin zur Aufführung gebracht. Weit und breit ist leider in deutschen Landen kein Operncomponist zu finden der Richard Wagner das Wasser zu reichen im Stande wäre. Unsere Armuth ist sein Reichthum. Wir wissen es dem neuen Director Karl Eckert, unter dessen mildem Regiment nach Cornets Zwingherrschaft die Wiener Oper wieder aufzuleben beginnt — wir wissen ihm Dank, daß er dem allgemeinen Drängen nachgegeben und endlich eine Zukunftsoper auf die Bretter gebracht hat. Mit unendlicher Zärtlichkeit ist der Lohengrin einstudirt und in Scene gesetzt worden; Kapellmeister Esser hat für seine Mühewaltung einen Kranz verdient. Unter den Sängern nennen wir als besonders hervorragend Frau Csillag als Ortrud, Herrn Beck als Telramund, Herrn Ander als Lohengrin, und Frau Dustmann-Meyer in der Rolle der Elsa. Auch die Herren Hrabanek und Schmid haben sich als Heerrufer und König Heinrich einen Beifall erworben. Chor und Orchester, die fabelhaftes leisteten, dürfen gleichfalls nicht unerwähnt bleiben. So ist denn der erste große Schritt geschehen, um Wagner auch in Wien Gerechtigkeit widerfahren zu lassen: er ist aufgeführt worden, und gewiß, wer ihn widerlegen will, muß ihn aufführen lassen. Gewisse Berühmtheiten existiren nur so lange als sie sich auf versperrte Wege berufen können.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

№ 37. Bremen, 12. September. 1858.

Inhalts-Anzeige.

*Die allgemeine deutsche Kunstausstellung in München.

Von Karl Frenzel.

I. Zeichnungen, Cartons, Wandmalereien.

Wie so leicht und genußreich ist es, die Galerien zu durchwandeln, die an ihren geschmückten Wänden in vortrefflicher Ordnung die Bilder der alten Meister bewahren! Jeder, wer die Kunst immer liebt, hat das eine und andere Werk von ihnen gesehen, kennt im Allgemeinen die Weise und die Vorzüge der verschiedenen Schulen und weiß im Voraus, was der Betrachtung vor Allem werth ist. Ueber Rafael, Rubens und Murillo kann kein Streit mehr sein, es wird sich kein Bild mehr finden, das uns eine neue Seite ihres Wesens eröffnete. Der große Rubenssaal in der Pinakothek zu München mit mehr als vierzig Gemälden des Meisters läßt die Bewunderung vor diesem außerordentlichen Genius, so oft man ihn betritt, auf's Neue erwachen, unsrem ästhetischen Urtheil über ihn fügt er auch nicht eine Bemerkung zu.

Anders, beschwerlicher ist eine Wanderung durch den Glaspalast, der jetzt seit zwei Monaten das Archiv der deutschen modernen Kunst geworden. Diese Werke haben weder die Ruhe noch die Ehrwürdigkeit des Alters; wem fiele es ein, mit Perugino oder gar Fiesole zu rechten, den Domenichino zu schelten, weil er die Reformatoren in seine Hölle gestoßen? Allein solche Freiheit gestattet Niemand ohne Streit seinen Zeitgenossen. Wer sich absichtlich dem modernen Bewußtsein entgegenstellt, muß des Angriffs gewärtig bleiben. Nothwendig wird da des Tadels und der Ablehnung mehr als der Anerkennung sein, unbeschadet des großen und erhebenden Eindrucks, den diese reiche, fast zweitausend Werke zählende Sammlung, so viel wunderbare und gewaltige Gemälde und Statuen aneinangereiht auf das Auge und die Seele eines Jeden machten. Ja, es war etwas, in diesen Räumen zu weilen, wo von jeder Wand und jedem Pfeiler deutscher Sinn und deutsche That zu dem Betrachter verständlich sprach und er sich eins wußte mit so vielem Guten und Schönen. Darüber mag vergessen werden, daß wie überall des Unsterblichen wenig und des Hinfälligen die Fülle war, um so mehr, da auch dies Vergängliche mitgearbeitet hatte, den Weg zu bahnen, auf dem die Kunst vor dem leeren Schema des Idealismus zur Geschichte vorgeschritten ist.

Die Umwandlung des antiken und christlichen Ideals in die historische Realität, das ist die That der modernen Malerei; sie offenbart sich am reinsten, wenn wir die lange Reihe der Zeichnungen und Cartons von Carstens bis auf Kaulbach verfolgen. In ihm, dem größten malerischen Genius, den wir besitzen, und der reichsten und ausgiebigsten Individualität, vereinigen und schließen alle früheren Richtungen und Ideale sich ab, in Einzelheiten wird er von diesem und jenem übertroffen, im Allgemeinen nicht; so reich die Ausstellung war, der Hunnenschlacht konnte sie an tiefer Bedeutsamkeit des Vorgangs, an Vollendung der Darstellung und ihrer unnachahmlichen zauberhaften Wirkung nichts gegenüberstellen. Damit sei nicht gesagt, daß diese Kraft nicht auch ihre Grenze habe, wir sehen es an den Shakspere-Illustrationen, wo die Situationen des Dichters sich nicht mehr der Symbolik oder dem phantastischen Humor des Malers fügen.

Es ist ein langer Rückweg von ihm zu Asmus Carstens, der, wie er selbst auf seinen Zeichnungen bemerkt, „von der nordischen Halbinsel nach Rom gekommen“, die Antike zu studiren und im Sinne Winckelmanns anzubeten. Eine harmlose, überschwängliche Freude an diesen als göttlich gerühmten Formen, das alte Entzücken des Nordländers, das von den Cimbern und Teutonen bis heut in Jedem von uns wieder wach wurde, an dem italischen Boden spricht sich in den verblaßten und vergilbten Zeichnungen des Meisters aus. Nicht ohne Rührung weilt das Auge auf dem verschlungenen Reigentanz von Jungfrauen und Jünglingen des „goldenen Zeitalters“, auf den freudigen Gestalten der Musen und der ernst verhüllten Nothwendigkeit. Bei aller scheinbaren Freiheit der Bewegung doch die Unfreiheit des Wesens in Allen; so warm und wahr diese Vorgänge und Gestalten in der Seele des Meisters auch mochten empfunden werden, es fehlt ihm an Sinn und geschickter Hand zur Ausführung. Nur als überkommene nimmt er sie auf, nur so giebt er sie wieder. Wie Winckelmann, setzt auch er die höchste Schönheit nur in vollendete Körperformen, in die feine Gliederung des leiblichen Baues, zuweilen, wie auf den Zeichnungen, welche die Fahrt des Megapenthes auf dem Acheron darstellen, in eine Fülle animalischen Lebens, die ihrer Absicht, nicht ihrem Gelingen nach an Michel Angelo erinnert. Merkwürdig, daß selbst eine so abgeschlossene Natur wie die von Carstens nicht frei von den Einwirkungen der Zeit bleibt; die Gestalten und Attribute, die er im „Traumorakel des Amphiaraos“ der Freiheit und dem Despotismus giebt, weisen zweifellos auf die französische Revolution hin. So fängt die Wirklichkeit schon bei ihm an das Ideal nicht zu zersetzen, aber doch seinen Eindruck zu stören. Hatte Carstens die Antike in ihrer Leiblichkeit wieder zur Darstellung gebracht, mußte es der nächste Fortschritt der Kunst sein, sie seelisch zu bewegen. Er geschieht in Georg Wächter, und wie die Farben in ihrem Wechsel und Ineinanderfließen am treusten die Empfindungen der Seele auf dem Gesicht sichtbar werden lassen und die Züge verklären, ist denn auch Wächter ein größerer Maler als Zeichner. Die Bilder von Nikolas Poussin sind meist so ausgeblaßt oder haben andrerseits so stark nachgedunkelt, daß es schwer ist, über ihre ehemalige Farbenwirkung zu urtheilen, dem Wesen nach gleichen ihnen, noch mehr dem Le Sueur die Schöpfungen Wächters. Ob er Hiob oder Sokrates malt, der ideale Rahmen, die ideale Gestaltung bleibt dieselbe, in ihr sind die Unterschiede von Zeit und Raum aufgegangen; genau so wie vor dem Bilde Le Sueur's in der Pinakothek „Christus im Hause der Martha“ dem Beschauer griechische Scenen nach französischer Auffassung einfallen. Ich fand als das zarteste und tiefgefühlteste Gemälde Wächters sein „Lebensschiff“, es übertrifft seine Cornelia, seine Andromache,

vor der man ausrufen möchte: »Racine!«, denn diese an sich der individuellen Bestimmtheit baren Figuren eines Mädchens, eines Greises u. s. w. stören in einer allegorischen Darstellung der Lebensalter um so weniger, je zarter sie empfunden, je inniger sie durch den Farbenschmelz mit einander verbunden sind; eine aus Freude und Melancholie gleich gemischte Stimmung, die auch Poussin eigen, athmet aus diesem Bilde. Der sinnig bewegten Gestalt tritt die freudige, harmlos sich hingebende gegenüber, dem forteilenden Lebensschiff der ruhige Zustand des Genießens in Schick's berühmtem Gemälde »Apollo unter den Hirten.« Farbe und Form noch einmal so kräftig als bei Wächter, die Composition reicher und voller, dafür freilich ohne feinen Schmelz und Duft, der Gegenstand wieder zeit- und raumlos aufgefaßt. In dem Hervortreten des Leiblichen nähert es sich Carstens, in dem feinen Modelliren der nackten Gestalten den Werken gleichzeitiger Skulptur. Alle drei Meister haben das antike Ideal als ein allgemein menschliches der Schönheit und Kraft begriffen, die griechische Gewandung für die einzig malerische und künstlerisch wirkende gehalten, sie stehen im »goldenen Zeitalter der Welt«, das sie so gern darstellen, ohne Sprach- und Völkerscheidungen, ohne Krieg und Heroen.

Aber der Mensch scheidet aus dem Paradiese, der Boden, der ihn aufnimmt, zwingt ihn zur Arbeit, zur Jagd, zum Hirtenleben, zum Ackerbau, tausendfältig entstehen die Künste und die Beziehungen des Lebens: es ist das große Wandbild Schinkels in der Vorhalle des Berliner Museums. Auf der einen Seite der Zug der neuen Götter, auf der andern die Arbeit des Menschengeschlechts. Immer hat die Klarheit, Abrundung und harmonische Entwicklung der ersten Seite den Vorrang erhalten, die andere fließt dem Auge so verworren durcheinander, wie ihre Erklärung dem Verstande. In Schinkel ist vor Allem der Hellenismus mächtig, das Heroenthum, das uns Allen durch die Lieder Homers gleichsam eine zweite Natur, dessen Olymp auch ein Theil unsers Himmels geworden. Seine Vorgänger hafteten noch an dem festgestellten französisch-akademischen Schema, das sie mit mehr oder weniger Glück ihren Studien der Antike anzuschmiegen suchen; er ist zuerst ganz vom heroischen Sinn belebt und getragen. Es wird nicht zu kühn sein, in dieser Umschmelzung des Ideals die Nachwirkung der Freiheitskriege mit zu erkennen, in denen Preußen ja dieselbe Rolle wie Athen bei Marathon und Salamis gespielt. Die Schinkel'schen Cartons vereinigen zuerst eine reiche Gruppirung, den vorwiegend lyrischen Charakter der früheren Zeichnungen von Carstens und Wächter setzen sie glücklich in einen episch-fortschreitenden um, aus dem Zustand treten sie in die Begebenheit. Einen Zug, den Schwanthaler in seinen Friesen von Orpheus, der Theogonie des Hesiod und vom Barbarossa fortführt. Allein Schwanthaler ist kein echter Maler, das plastische Element in seinen Darstellungen läßt die Farbe als völlig nichtig zurücktreten, die Kleinheit der Figuren verhindert die genauere Durchführung des Einzelnen, und so bleibt nur die meist trefflich angelegte Gruppe. Neben der Einheit in Farbe und Ton, der charakteristischen Gestaltenfülle auf den Schinkel'schen Wandgemälden besitzen die seinen eine gewisse Dürftigkeit, sie sind eben nur ein kostbarer Rahmen. Die Thaten Kaiser Friedrichs I. im Friese darzustellen erscheint bei der Größe des Mannes für unsre Geschichte beinahe wie eine wunderliche Laune des Künstlers, die meinem Gefühl nach nicht gelungen ist; alle diese kämpfenden Figuren sind der Antike entlehnt oder doch ihr nach erfunden, das mittelalterliche Leben repräsentiren sie gar nicht. Der letzte in der Reihe dieser Idealzeichner, unsrem modernen Verständniß der nächste, Bonaventura Genelli, verkörpert Schillers Worte von den griechischen Göttern; »aus der Zeitfluth weggerissen, schweben sie gerettet auf des Pindus Höh'n«, er zeichnet die Apotheose des Ideals. Seine drei Hauptbilder sind in Stoff und Anordnung einander ähnlich; um Aesop, der seine Fabeln, oder um Homer, der seine Gesänge vorträgt, um Apoll endlich, der den Tod einer jungen Hirtin beklagt, gruppiren sich Frauen und Männer, Krieger und Hirten, alle vertiefter, innerlicher, als sie Wächter und Schick aufgefaßt, und doch in Haltung und Ausdruck uns entrückt, eben entronnen aus der Wirklichkeit auf den Berg ewiger Schönheit. Solche Auffassung kann einer gewissen Weiche nicht entbehren, diese Hirten lebten einst, jetzt sind sie Schatten; dieser Eros im Schooße der Nacht, einst bedeutete er das Höchste auf Erden, jetzt ist er ein schönes, halbvergessenes Symbol.

Mit Genelli verschwindet die griechische Mythe aus der deutschen Kunst; wenn Bendemann noch jetzt einen »Odysseus und Nausikaa« malt, so zeugt dies von einem Mißverständniß der künstlerischen Aufgaben, das freilich hart aber gerecht von dem leisen Lächeln der Betrachter bestraft wird. Kein besseres Loos fällt ja auch den antiken Dramen. Niemand bestreitet, daß es nicht einem schöpferischen Genius gelingen könnte, Nausikaa oder Penelope unsren Anschauungen so gemäß, in so reicher Charakterentwickelung vorzuführen, wie es Goethe mit Iphigenien gelang, aber sollen wir dieser Möglichkeit wegen tausend und aber tausend verfehlte Versuche, malerische oder poetische Stilübungen hinnehmen und bewundern? Seht diese schlanken, inhaltsleeren und stimmungslosen Gestalten der Nausikaa und des Odysseus auf dem Bendemann'schen Bilde, in die modernste Sentimentalität getaucht, von der zartesten Färbung, die nicht eine Wolke am Himmel, keinen dunkleren Ton auf dem Boden duldet, und dann vergleicht sie mit den Worten des Homer, um ihre ganze Nichtigkeit zu begreifen. Wie anders schaut uns der Odysseus auf dem Gemälde Rahl's an: »Odysseus bei Alkinous«; der Mann hier mit gebeugtem Haupt, mit dem ausdrucksvollen Gesicht, ist die schrecklichen Wege des Meeres gewandelt, bei den Cyklopen vorbei und den Inseln der Zauberinnen, dies Mädchen ihm gegenüber, Schatten auf den lieblichen Zügen, das Auge so fest auf ihn gewandt, sie hat ihn gerettet und ihr Herz darüber an ihn verloren; es war eines der trefflichsten Bilder der Ausstellung. Oft genug muß man vor den modernen Bildern der griechischen Sage, vor den Ideallandschaften, die Preller nach der Odyssee componirt, sich abwendend seufzen: »o unnachahmlicher Poussin!«

Dem hellenischen Himmel stellt sich der christliche entgegen, dem Volksbewußtsein noch durchaus nahe, in allen seinen Wesen und Symbolen klar und verständlich; die Männer, die sich seiner Verherrlichung geweiht, gehören zu den Besten und Ruhmreichsten der Zeit. Jeder hat an den Werken von Overbeck und Cornelius Neigung und Abneigung erprobt. Wer der Größere von Beiden? Die Ausstellung entschied es mit einem Bilde: »Den apokalyptischen Reitern« von Cornelius. Zu Rom, wo er so gern weilt, mag Overbeck, der sinnigste und gemüthreichste Maler, auf dem Grabmal Adrian's VI. mehr als einmal das Wort gelesen haben: »wie viel trägt es aus, in welche Zeit auch der beste Mann fällt.« Er liest damit sein eigenes Urtheil; wären wir wirklich noch so unbefangen und kindlich fromm, wie die Zeitgenossen des »seligen« Fiesole, wessen Ruhm würde dann größer als der seiner vierzig Zeichnungen sein, welche die Evangelien illustriren? Nie ist die heilige Sage harmloser, inniger, mit so reinem Kinderglauben aufgefaßt worden; nur schade, daß sie in dieser Darstellung Niemanden mehr rührt. Den langen, kraftlosen Mann mit fast ausdruckslosem Gesicht auf dem Esel dort, dem zumeist Kinder und Weiber zujauchzen; den hier, jämmerlich und elend, an die Säule gebunden und gepeitscht, ein rechtes Bild menschlicher Hinfälligkeit: den sollen wir für den Heiland der Welt halten, für den Stifter des Christenthums? Eins mußte ein solcher Mensch doch sicher haben, eine gewaltige Persönlichkeit, ein Auge, wie Rafael es schon dem Kinde auf der sixtinischen Madonna, wie Correggio es dem dornengekrönten Manne gegeben. Overbeck aber sieht überall nur Milde, Süße, Verklärung; zuweilen mischt sich ein naiver Zug hinein, wie hier, wo Christus in der Werkstätte des Vaters Bretter sägt oder Wasser in die Krüge auf der Hochzeit von Cana gießen läßt, dann wieder ein sentimentaler, wenn er über die Pharisäer Wehe! ruft; niemals Größe, Charakter. Herodes und die geißelnden Kriegsknechte sind in ihrer halb fratzenhaften, halb komischen Erscheinung

den altdeutschen Bildern entnommen, die Befreiung des Barrabas, voll dramatischen Lebens, mahnt an Masaccio, die Darstellung des Abendmahls ist vielleicht die eigenthümlichste; der umgeworfene Stuhl im Vordergrund, der den Platz und die Flucht des Judas bezeichnen soll, wirkt, theatralisch freilich, aber doch wie das Sinnbild einer dämonischen Macht mit geheimem Grauen. Diese Zeichnungen in einem alten Druck der Evangelien würden uns anheimeln, wie eben so viele freundliche Erinnerungen der Kinderzeit, ihre Schlichtheit und Treuherzigkeit uns rühren, wie selbst jetzt, im goldenen Rahmen und unter der Kreuzigung und dem Weltgerichte des Cornelius in nicht günstiger Umgebung, viele Blätter: mehr als diese Theilnahme können sie nicht fordern, zwischen ihnen und uns liegt die ganze moderne Bildung, immerhin, wenn ihr es wollt, das achtzehnte Jahrhundert. Ein Blick auf den heiligen Franziscus, den Overbeck zu Assisi selbst gemalt, genügte, um diese Kluft noch schärfer und tiefer aufzudecken. Diese Puppen auf Goldgrund sind Schemen, die kein Genius mehr beseelen wird, und ihre farbig angestrichenen Porzellanköpfe werden nie wieder reden. Ein Stich von Amsler gewährte endlich eine Ansicht von dem „Triumph der Religion in den Künsten“, dem ausgedehntesten Gemälde von Overbeck, freilich auch dem unverständlichsten. Die vielfachen Beziehungen, worin Overbeck Künstler und Gelehrte zu dem Mittelpunkt seines Bildes, der thronenden Maria, setzt, entspringen alle aus seinem Eigenwillen, keine aus der Natur der Dinge; warum Rafael und Michel Angelo um Dante gruppiren? Giebt es zwei Genien, die sich mehr ausschließen, als den Urbinaten und den florentinischen Poeten? Heißt es nicht, eine sehr wesentliche Seite in den Werken Rafaels, die antike Anordnung und Idealität, übersehen, wenn man nur den „Triumph der Religion“ in ihnen bemerken will? In der ganzen Kunstübung unter Julius II. und Leo X. sind der heidnischen Elemente viel mehr als der christlichen; nehmt nur die Glorienscheine von diesen Köpfen, und ihr habt das verklärte Menschenthum im Sinne der Griechen. Wie man auch den „Triumph der Religion“ betrachten mag, immer begegnet dieselbe Spitzfindigkeit, das Zerfallen in Bemerkungen und Anekdoten; nichts von dem Geschlossenen, der auf einen Punkt gerichteten Aufmerksamkeit aller Gestalten in der „Schule von Athen.“

Dies Bild vermittelt den Uebergang zu Cornelius. Vielleicht ist Cornelius der erste Maler, der die Philosophie in diese Kunst eingeführt. Nicht nach einzelnen Bildern, am wenigsten vom Standpunkt reiner Schönheit aus will er gewürdigt werden, der Zusammenhang, der Sinn seiner Cyklen macht seine Größe aus. Jedem seiner Werke geht ein Programm voraus, und die Bemerkung Anton Springer's in seiner „Geschichte der bildenden Künste im 19. Jahrhundert“, daß oft das Lesen dieser Programme mehr Genuß gewähre als das Betrachten der Gemälde selbst, bezeichnet mit feinem Scherze das Wesen des Meisters. Die Phantasie weiß diese nur geschilderten Gestalten und Scenen noch ganz anders zu beseelen, als die ausgeblasene Farbe und die bataillonsmäßig gegliederte Stellung. In diesem außerordentlichen Geiste ist ein tiefer Bruch zwischen Absicht und Ausführung, oder besser, diese didaktischen, philosophisch-symbolischen Gedanken, die selber wieder aus Allegorien und Symbolen gezogen, weigern sich jeder sinnlichen Darstellung. Ich habe schon einmal in diesen Blättern, 1856, versucht, den Carton zu schildern, welcher die „Erwartung des Weltgerichts“ genannt wird, an sich nichts als eine langweilige Himmelsparade, freilich voll feiner und poetischer Züge wie charakteristischer Figuren, ist. Keinen wärmeren Eindruck erhielt ich von den Fresken der Ludwigskirche, der Geburt, der Kreuzigung und dem Weltgericht. Weniger, daß diese oder jene Stellung Zwang verrieth, die Teufelsfratze über dem Schächer am Kreuz so widerlich wie widersinnig wirkte, der gekreuzigte Christus eine leiblich durchaus verkümmerte Organisation zeigte, der Ausdruck der Maria geistige Beschränktheit offenbarte — das Alles würden andere, gelungene Einzelheiten, die Gruppe der Römer, der Erzengel Michael, die emporschwebenden Seligen vergessen lassen, gäbe es in diesen kolossalen Werken nur ein wirkliches, irdisches Ergriffensein. Allein nicht das Weltgericht habt ihr vor euch, schaurig und schrecklich, rettend und vertilgend auf Ewigkeit hinaus, sondern die Abstraction eines philosophischen Kopfes, der seine halb erfundenen, halb aus der Bibel und aus Rubens aufgenommenen Gedankenspiele zu Figuren ausschnitzelt. In Cornelius' Kunst hat das Starre und Erstarrende kein kleines Gewicht, genau wie in der Scholastik des Mittelalters, aus der er so oft geschöpft. In Allem, was er geschaffen, überrascht der Gedankenreichthum; der Umfang und die Größe der That. Wer hätte nicht, durch die Loggia der Pinakothek gehend, mit der Auffassung in seiner dort dargestellten allegorischen Geschichte der Malerei gerechtet, wer sie aber auch nicht bewundert? Daß er so oft in Composition und Gestalten Rafael gleichkommt, beweist es nicht, daß auch in ihm ein Zug desselben Geistes wehe? Freilich, es ist ein verzweifeltes Ringen mit den alten Meistern, vor denen der moderne im glücklichsten Falle nur eine tiefere und umfassendere Bildung voraus hat. Eben dies Wissen und Denken macht die Schöpfungen von Cornelius anziehend, anregend; trifft er nun Stoffe, wie die „apokalyptischen Reiter“, die „Engel mit der Schaale des Zorns“, den „Untergang Troja's“, wo sein Symbolisiren weder der dargestellten Handlung noch unsrer Empfindung widerspricht, ist seine Wirkung unbeschreiblich. Dann glaubt man das Größte von ihm, weil man die tiefste Erschütterung von ihm empfing. Cornelius wird immer ein Maler für Gelehrte bleiben, für jene Klasse von Gläubigen, welche die Philosophie durch die Religion verklären, jene durch diese dem Zeitbewußtsein näher rücken wollen. Der letzte Himmel der Offenbarung, in dem er weilt, gleicht auch darin dem Paradiese Dante's, daß ihn nur Schemen bevölkern, daß er lange betrachtet zur unendlichen Einöde wird, indem die Schatten, je schärfer man sie anschaut, desto mehr erblassen.

Weder Wirkung noch Zug ist in dieser religiösen Malerei; copirt doch lieber nur Fiesole, Perugino, Rafael oder Murillo, wen ihr wollt, immer werden diese Figuren noch etwas bedeuten, seien es auch nur Symbole eines vergessenen Glaubens, die eurigen sind Zwitter, an deren Wesenheit ihr so wenig wie die Menge glaubt.

Hatte Cornelius die Philosophie in die Religion eingeführt, mußte der nächste Schritt sein, auf malerischem Gebiete auch die Weltgeschichte philosophisch darzustellen. Das thun die Wandgemälde Kaulbachs in der Treppenhalle des Berliner neuen Museums. Billig trifft der Tadel des Aesthetikers den Künstler über die mangelhafte Composition mehrerer dieser Bilder, ihre willkürliche Zusammenstellung in dem, was Farbenwirkung und Harmonie der Gruppe betrifft: Jeden ergreift ihre Großartigkeit, der historische Sinn, die Verständlichkeit ihrer Darstellung. Schöneres als die Engel, die über dem brennenden Jerusalem schweben, oder die olympischen Götter auf dem farbigen Bogen der Iris segnend über Griechenlands beste Söhne dahinziehend, hat die deutsche Malerei nicht geschaffen, schärfer und gleichsam mit welthistorischem Blick nie charakterisirt, als in der Völkerscheidung die verschiedenen Geschlechter der Menschen, nie den Schauer und die Bedeutung des Geisterhaften so getroffen, wie in der Hunnenschlacht. Und auch das sei gesagt, daß die vielfach getadelten Gruppen des fliehenden Ahasverus, der Christenfamilie, des erschlagenen Königssohnes auf dem „Thurmbau zu Babel“ doch alle, in symbolischer Weise, einen Moment der Entwickelung bezeichnen, den kein Historiker übergehen dürfte. — Mehr noch als Cornelius fehlt Kaulbach die malerische Einheit, aber er verbindet in genialer Auffassung die disjecta membra poetae. Den Kunstschätzen Münchens that die Ausstellung im Großen wie im Einzelnen manchen Eintrag; die Cartons im Glaspalast wirkten reiner und schöner als die bald ausgeblaßten Fresken in Kirchen und Sälen, vor allen traten die früheren Arbeiten Kaulbachs am Friese der neuen Pinakothek und unter den Arkaden hinter die späteren zurück. Der reinen Realität wird Kaulbach nicht Herr, die Künstler, welche vom König Ludwig Aufträge erhalten oder die vollendeten Werke ihm

zeigen, waren keine geeigneten Aufgaben für diesen im Allgemeinen sich bewegenden Geist. Selbst der „Kampf gegen den Zopf“ ist ohne rechten Humor, das angegriffene Unthier ohne jene Ungeschlachtheit, welche unsere Märchen so launig bei Riesen und Waldmenschen zu schildern wissen. Der Fries des neuen Berliner Museums, trotz Willkür und Raffinement, entwickelt sich dagegen im geschichtlichen Stil; daß eine humoristische Weltanschauung nicht auf Verständniß und Uebereinstimmung Aller rechnen kann, ist an sich nothwendig, es kommt hier noch hinzu, daß sie sich schwerlich zum einfassenden Schmuck der Wandgemälde eignet und diese Arabeskenform den Absichten des Malers mehr als einmal Zwang angethan. Die Illustrationen zu „Reineke Fuchs“ gelangen ihm darum so vortrefflich, weil ihm hier eine schon geschaffene, ihrer Wesenheit nach bestimmte allegorische Welt entgegentrat, in der die beiden Seiten seiner Kraft, Symbolik und Humor, sich durch den Volksglauben wie durch die Dichtung vereinigt fanden. Dem Lobe seiner Einzelgestalten, der „Sage“ und der „Geschichte“, des „Moses“ und „Solon's“, noch ein Wort hinzuzufügen, bedarf es dessen noch? Es ist keine, für seine ästhetischen Fehler absichtlich blinde Bewunderung, die ihm von der ganzen Nation fast ungetheilt gezollt wird: abgesehen von der Vollendung und Großartigkeit seiner Schöpfungen hat sie das Bewußtsein hervorgerufen, daß wir in ihm einen Geschichtsmaler besitzen, dem weder Vergangenheit noch Gegenwart einen Ebenbürtigen zur Seite stellen können. Nicht daß er Geschichte malte, wie Gallait oder Paul Delaroche, er malt sie in der unserem Volke eigenthümlichen Auffassung der Philosophie, nicht das Faktum, nicht einmal seine Poesie, sondern die That angeschaut in ihren uranfänglichen Keimen mit allen ihren Folgen; daher der Reichthum und die Zersplitterung seiner Gemälde.

Wenn man durch die Säle der Residenz geht und die zahllosen Schlachten al fresco die Wände entlang gemalt betrachtet, erkennt man erst das Verdienst und die Größe Kaulbachs. Immer dieselben Todten und Verwundeten, dasselbe Gewühl und Gewoge hinüber und herüber, Schlachten Barbarossa's und Rudolf's von Habsburg, in keiner das Hervortreten einer Idee — nur bunte Wandtapeten. Ob den Darstellungen aus der Nibelungensage von Schnorr von Carolsfeld auf die Dauer ein besserer Ruhm beschieden sein wird? Die Einzelgestalten der Helden enthalten des Trefflichen viel, eine weit andere Reckenhaftigkeit als in Geibel's Trauerspiel „Brunhild“, aber die Gruppe ist nicht Schnorr's Stärke. Bei dem Einzug in Worms bietet Brunhild mit dem scheuen, halb entsetzten Trotz im Antlitz einen hervorragenden Mittelpunkt, den der Maler unbegreiflich nicht benutzt, sondern zur parademäßigen Ausbreitung der Kommenden und Empfangenden eilt. Siegfried's Ermordung sieht wie ein „Morithat“ aus, von wandernden Komödianten auf Jahrmärkten ausgeführt. Für das gelungenste Bild in Stimmung und Ausdruck halte ich „Chriemhild bei Siegfried's Leiche“; hier ist tragisches Pathos, dramatische Bewegung, obgleich der Krieger mit der Fackel durchaus dem Knecht Ruprecht ähnlich sieht, der die Kinder schreckt. Von romantischem Reiz und Lieblichkeit, auch schalkhaft im Sinn des Poeten, waren die sechs Zeichnungen Schnorr's zum „rasenden Roland.“ Schnorr illustrirt nur, er schafft nicht; er kann nach Raumer's „Hohenstaufen“ Friedrich Barbarossa's Kriege im richtigen Kostüm und Lokal wiedergeben, gerade wie man auch von Puppen den Hamlet spielen lassen kann. Es ist eine Gefahr in diesen Geschichtsbildern al fresco, welche die Künstler nur zu leicht vergessen. Von einem immerhin doch ungewöhnlich großen Gemälde fordert der Betrachter mit Recht einen bestimmten, bleibenden Eindruck, er will die Geschichte in ihren bedeutungsvollen Momenten erfaßt sehen, um so mit der That auch das Bild in der Erinnerung zu behalten. Was aber wird ihm geboten? Schlachten oder Paradezüge, Staatsaktionen um jeden Preis. Ein sonst trefflicher und an Motiven reicher Künstler, Rethel, hat so Zeit und Mühe an Karls des Großen Thaten verschwendet, die Einzelfigur des Kaisers von Kaulbach sagte Jedem mehr von ihm, als diese wandhohen Cartons. Auch den Zeichnungen Rethels „Der Zug der Punier über die Alpen“ fehlt es an Interesse, eine und die andere gelungene Gruppe hilft diesem Mangel nicht ab; ein Oelbild, „Hannibal auf der Höhe der Alpen“, er allein, der noch jugendliche Feldherr, unerschrocken inmitten der Schrecken der Natur, seiner erstarrten und sterbenden Soldaten, würde vielleicht von einem grandiosen Lichteffekt gehoben die tiefste Wirkung machen.

Wie einen gewaltigen Folianten des sechszehnten Jahrhunderts, so kann man auch die Ausstellung nur durchblättern, Vieles läßt man beiseit, und ich denke, mit Recht. Die schlechte Sitte, die Kataloge der Ausstellungen Nummer nach Nummer zu besprechen, trägt dazu bei, das Mittelmäßige in seinem stolzen Wahne zu bestärken, als sei es etwas. Dazu rechne ich nicht den Carton von Piris „Coriolan“, in dem ein echtes Römerthum liegt, und das trefflich componirte Schlachtbild: „Dietrich von Manten bei Basantello“ von Andreas Müller; mit dem Uebrigen sei es genug. Die Tiefe, der Werth und Ruhm der deutschen Kunst ist seinem besten Theil nach in diesen Werken beschlossen, unter den Oelgemälden werden uns noch manche des höchsten Lobes würdige begegnen, keines, um mit Gallait zu streiten. War nicht so schon zu Albrecht Dürers Zeiten die Zeichnung das Vorzüglichste der deutschen Kunst?

---

* Glück bei Frauen.

Von Alfred de Musset.
Uebersetzt von Otto Gildemeister.

Es ist in unsrer Zeit Mode daß ein Poet
Sein gutes Glück bei Fraun verherrlicht durch die Feder.
Wohlan, ich bringe dreist auch meines aufs Tapet;
Scandal ist Mode jetzt, man bindet ihn in Leder,
Man schont selbst Luna nicht, — auf Erden weiß es Jeder
Wie's mit Endymion und ihrer Keuschheit steht.

Ja, heutzutag' erzählt man offen was man thut;
Wer wenig thut, spricht viel, — gewiß, der Grund ist gut.
Was man gethan — und sei's noch so gering gewesen —
Man will es schwarz auf weiß zu Protokolle lesen;
Dies Säculum, bei Gott, ist nichts als eine Brut
Von literarischen schulfüchsigen Chinesen.

Die alte Discretion war, Alles wohl erwogen,
Langweilig, das ist wahr, und machte sich verhaßt;
Gottlob, sie ist jetzt nach Amerika gezogen.
Sie war am Lebensbaum ein abgestorbner Ast,
Gleichsam ein Galgen, der sich unter seiner Last
Erhenkter armer Leut' am Ende durchgebogen.

Dagegen der Scandal hat die besondre Güte,
Alt wie Herodes, steht er immer neu in Blüte;
Fünftausend Jahre hat die Welt mit ihm Geduld;
Stets bleibt er jung und frisch, wie Tithon in der Mythe,
Den täglich Eos schmückt mit neuer Jugendhuld
Und nächtlich Venus dann in Wiegenschlummer lullt.

Erfahr, o Leser, denn aus dieser Epopöe
Daß ich in Deutschland war. Wo existirt ein Christ
Der nicht zur Sommerszeit gern aus Paris entflöhe?
Ich suchte Baden auf, und dieses Baden, wißt,
Besteht aus einem Park auf einer Bergeshöhe,
Ein Wesen ungefähr, wie Montmorency ist.

Wer ein'ge Achtung hat vor der Pariser Erde
Und feine Sitte kennt, im Monat Julius,
Weiß auch daß jeder Mensch, der Wagen hält und Pferde,
(So lautet feierlich des guten Tons Beschluß),
Auf dieses kleine Dorf sich krampfhaft stürzen muß,
Damit er gründlich dort herumgestoßen werde.

Den Damen von Paris wird durch die Zeitung kund,
Die Luft in Baden sei sehr vornehm und gesund.
Wie man Toilette macht bei Herbault, so in Baden
Macht man Gesundheit; kurz, man kauft dort wie im Laden
Schnee für den Busen ein und Rosen für den Mund;
Der Arzt erlaubt es gern und denkt: es kann nicht schaden.

Versteht mich übrigens nicht falsch; der Zweck der Reise
Ist Wassertrinken: das wird feierlich bezweckt.
Wasser — ich habe keins, als ich dort war, entdeckt;
Doch daß es welches giebt, leugn' ich in keiner Weise;
Ich glaube selbst, im Ernst, daß in dem Badner Kreise
Das Wasser, scharf geprüft, ein wenig salzig schmeckt.

Man hat den Winter durch getanzt und eilt in Masse
Nach Baden, um auch nicht den allerkleinsten Ton
Von Geigen zu bestehn, dem man so gern entflohn.
Indessen wird es Nacht: was soll man auf der Gasse?
Kein Mensch im alten Schloß, kein Mensch auf der Terrasse, —
So geht man denn ins Haus der „Conversation."

Dies ist ein ungeschlacht vorsündflutlich Gemäuer
Aus rohem Bruchgestein, cyklopisch, ungeleckt;
Als wär' ein Griechenbau mit Ziegelstein bedeckt;
Ein Stall vor welchem sich ein Säulengang erstreckt;
Ein namenloses Ding, ein Bastardungeheuer,
Ein Kind des Parthenon und einer Bauernscheuer.

Wann Belzebub es schuf, ich weiß es nicht zu sagen.
Es mag am Ende gar ein steinern Mammut sein,
Oder ein Meteor das einst in Faschingstagen
Vom Himmel niederfiel, — ich will das nicht verschrein.
Indeß wie dem auch sei, der Bestie Fleisch und Bein
Sind wie geschaffen für die Seele die sie tragen.

Die Seel' ist hier das Spiel: — ihr Herren, zieht den Hut!
Ihr die ihr eingeht, zieht die Hoffnung aus dem Herzen!
In jenem weiten Saal, in dieser Säulen Hut
Dehnt sich ein grüner Tisch, darüber hundert Kerzen,
Die mit verschlissenem Purpur und falschen Erzen
Zwingen die arme Nacht zu einer fahlen Glut.

Da rollt von spät bis früh das mächtige „Vielleicht",
Zufall, der schwarze Stern dem diese Zeiten dienen,
Der einz'ge Stern der noch durch unsern Himmel streicht.
Zwei Schritte weiter ist ein Ball, — durch die Gardinen
Sieht man es wie er hin und wieder hüpft. Er gleicht
Dem muntern Zicklein das sich flüchten will vor Bienen.

Der näselnden Croupiers geheimnißvoll Gemecker
Ertönt zum Geigenschall gemessen und exact:
Alles ist Saus und Braus: anhebt der große Act:
Sie schwingen das Roulett, der Tanz wird immer kecker,
Der Rechen fährt vergnügt über die goldnen Aecker, —
Und also ackern sie nach einem lust'gen Takt.

Die Tränk' ist öffentlich; wer trinken will tritt ein.
Ich hab' es angesehn wie arme Bäuerlein,
Den Stock in ihrer Hand, sich drängten zum Roulette,
Sich bückten über das hinrollende Elfenbein.
Sie waren Nachts durchs Feld gelaufen um die Wette,
Wahnsinn'ge Flüchtling' aus ehrbarem Ehebette.

Ich sah sie dort im Schein der angequalmten Kerzen
Mit ihren schmutzigen Schuhn und roten Jacken stehn,
Den großen Klapphut in den schwiel'gen Händen drehn,
In einem Augenblick des Jahres Schweiß verscherzen,
Um dann, vor Grausen stumm und mit erstarrtem Herzen,
Ihrem verlornen Brot vergebens nachzusehn.

Sie spielten mit Verlust? — Ach Gott, zum Spiele kamen
Sie kaum; es war um sie im Handumdrehn geschehn.
Dann blickten sie verdutzt auf all die fremden Damen,
Auf all die Ueppigkeit, die goldnen Spiegelrahmen,
Auf diese Zauberwelt von eleganten Feen,
Die einst von dannen zieht, ohne zu Fuß zu gehn.

Sie liefen, stürzten fort, mit trunkener Geberde;
Um ihre Augen schlang die Nacht ihr schwarzes Band;
Und jede Hand, die Hand, die Pflügerin der Erde,
War bei der Heimkehr leer und tastend ausgespannt, —
So fühlten sie sich heim zu ihrer Hüttenwand,
Zum Kindlein in der Wieg' und Mütterlein am Herde.

Gott Vater, dessen Sohn gestorben für uns Schwache!
Wenn je dein Tag kommt, Gott des Rechtes und der Rache....
Ich denke nie daran daß ich von Adel bin;
Doch — alle Wege gehn nach Rom — zurück zur Sache.
Die armen Bäuerlein, (verzeih es, Leserin!)
Die armen Bäuerlein, sie liegen mir im Sinn.

In Baden also war ich, und ihr werdet denken,
Weil ich von vornherein aufs Spiel zu reden kam,
Daß ich mir kaum die Zeit, der Bank zu opfern, nahm.
Ihr habt vollkommen Recht, ich sag' es ohne Scham.
Ganz wie in einer Schlacht nur eines Feiglings Schwenken
Genug ist, um ein Heer zu wilder Flucht zu lenken,

So geht es meinem Geld. Ein einz'ger Thaler kann
Sich nur zum Abmarsch drehn, und Alles ist verloren.
Mein ganzer Reichthum gleicht den Hammeln jenes Thoren,
Den Hammeln des Panurg: fängt nur der erste an,
So ist Panurg geprellt, die Herde wird geschoren.
Ach ja, der erste Schritt! man denkt zu spät daran.

Mein Beutel gleicht dem Schloß im Weltmeer ohne Brücke;
Wer einmal draußen ist, der kommt nicht mehr zurücke;
Und reißt ein Faden nur, gleich leert sich sein Geflecht.
Unsel'ge Leidenschaft! für mich zwiefache Tücke!
Denn mir wird beim Gefühl der Leere stets so schlecht,
Und immer nach dem Kampf geb' ich den Todten Recht.

Ich hatte eines Tags die schönste Schlacht verloren
Und hatte nichts mehr als — Kopfweh und glüh'nde Ohren.
Ich lag auf einer Bank, sah in das Himmelblau,
Und dacht' an Ossian und Schottlands Nebelgrau. —
Da plötzlich fiel mir ein: verdiene deine Sporen
Auf einem andren Feld! erobre eine Frau!

Dazu bedarf es nur — so träumt' ich unwillkürlich —
Daß jetzt der liebe Gott es freundlich mit mir meint,
Und daß ein weibliches Geschöpf allhier erscheint.
Die Promenad' ist leer, die Hitz' ist ungebürlich,
Der Abendhimmel brennt, der Westwind buhlt und weint, —
Geliebt zu werden ist heut Abend so natürlich.

Käme hier jetzt vorbei, an dieser schatt'gen Buche,
Ein hübsches junges Weib in Niederländ'schem Stil,
Rundlich und frisch und rot, Teniers'sches Farbenspiel,
Oder mit kleinem Fuß und faltenreichem Tuche
Ein deutsches Mägdelein, wie sie mit feinem Kiel
Ein Mönch auf Goldgrund malt in einem Heil'genbuche;

Dort käme sie, wo sich die dunklen Schatten bauschen,
Das kleine Schelmgesicht; sie trippelt wie ein Reh.
Sie würd' auf das Geseufz der Wind' im Laube lauschen,
Wann träumerisch die Bäum' in träger Wollust rauschen;
Sie trüg' in ihrer Hand ein Sträußlein Blütenschnee,
Den Frühling auf der Wang', im Herzen süßes Weh;

Sie ständ' am Ende still, im Dunkel jener Laube;
Ich spräche nicht ein Wort, ich würde einfach nur
Mit meinen beiden Knieen vor ihr hinknieen im Staube,
In ihrem Aug' ansehn den himmlischen Azur
Und dann statt aller Gunst nur flehn daß sie erlaube
Daß ich ihr schwören dürf' ewiger Liebe Schwur.

Als ich zu diesem Punct mein Drama fortgespielt,
Bis an den Hals vertieft in meinen Traum, — passirte
Was? — eine Bonne die ein Kind am Arme hielt.
Es schien mir daß das Kind, nach dem ich hingeschielt,
An einem heimlichen Verdrusse laborirte,
Und da ich mich von je für Kinder interessirte,

Und nie vertragen kann daß man die Kleinen plagt,
So trat ich ihnen in den Weg und frug die Magd,
Was meinen Cherub denn so mit der Welt entzweie?
Ob man mit ihm geschmollt? ihm etwas untersagt?
„Gleichviel was er gethan, ich will daß man's verzeihe,
Und wenn er etwas wünscht, daß man es ihm verleihe."

Ich habe das Princip die Kinder zu verziehn.
Der Kleine zeigte durch ein Lächeln sich erkenntlich,
Und wenn die Antwort auch Anfangs zu stocken schien,
Er gab mir doch die Hand und sprach errötend endlich,
Er habe gar kein Geld für Bettler; das sei schändlich.
Der Ton womit er's sprach, vergebens schildr' ich ihn.

Bekanntlich war ich selbst vollständig abgebrannt;
Ich hatte, glaub' ich noch zwei Thaler in der Tasche;
Sie waren in der That mein letzter Baarbestand,
Der letzte Funke der noch lebt' in meiner Asche,
Für morgen zum Diner die letzte halbe Flasche.
Ich zog sie rasch und gab sie in des Kleinen Hand.

Er nahm sie und verschwand und machte nicht viel Worte.
Einige Tage drauf, eh' ich mein Bett verließ,
Klopft' im Vorübergehn das Glück an meine Pforte:
Ich kriegte Briefe mit Rimessen aus Paris.
Es war ein Glück daß ich den Gastwirt kommen ließ
Und meine Schulden gleich bezahlt' aus meinem Horte.

Von meinem kleinen Freund fand ich inzwischen aus,
Daß er aus England war, ein Kind aus gutem Haus.
Am Abend vor dem Tag an dem ich reisen wollte,
Wollt' es mein Glück daß ich die Mutter treffen sollte;
Es war auf einem Ball, — beim Tanz kommt nichts heraus,
Weshalb ich ein Fauteuil an ihre Seite rollte.

Einst fiel ein Tropfen Milch von des Olympes Zinne,
So sagt man, nieder in den himmlischen Azur.
Die Nacht, die eben an dem Ort vorüberfuhr,
Sah kaum ihr blaues Meer gestreift von dieser Spur,
So schüttelte sie sanft den Schleier und hielt inne
Und schuf dem Himmelsbach eine demantne Rinne.

Diese Geschichte ward vom griechischen Sängervolke
In Honiggold getaucht und in Ambrosia.
Doch eins vergaßen sie. Als Juno nämlich sah
Daß ihre Schwanenbrust in eine Flut von Molke
Das ganze Firmament zu wandeln drohe, da
Wurde sie bange vor dem Gott der Donnerwolke.

Sie wollte beide Händ' auf ihren Busen drücken,
Als sie die Götterbrust so mächtig rauschen sah:
Aus Vorsicht wandte sie rasch dem Olymp den Rücken;
Die Sonne war entfernt, die Erde war ihr nah:
So mocht' ein Tropfen denn den irdischen Staub beglücken.
Alles was lieblich ist auf Erden stammt von da.

Die junge Mutter war ein allerliebstes Kind,
Ein ächtes Kind. Das Land der Sachsen und der Angeln
Kann seine Netze lang auswerfen, lange angeln,
Bevor es ein Juwel wie dieses war gewinnt.
Um sie zu malen würd' ein jedes Gleichniß mangeln,
Außer ein Tropfen Milch der im Azur zerrinnt.

Der Schwermut blaßer Flor lag nie auf einem Strom
So purpurroten Bluts durchsichtiger gebreitet.
Ich setzte mich zu ihr und sprach mit ihr von Rom;
Sie kannte diese Stadt, mit welcher keine streitet.
Sie kam von dort; ein Strahl von Welschlands Himmelsdom
Hatt' in den kalten Nord ihr sonnig Herz begleitet.

Wir plauderten: wie schlicht und einfach war ihr Sinn!
Sie kannte nicht den Trug und folgte so dem Wahren;
Ich nahm aus ihrer Seel' Almosen als Gewinn.
Zuhörend ließ ich mir ihr Herz sich offenbaren
Und gab ihr, ohne daß ich's ahnte, meines hin.
Sie nahm mein Leben mit und hat es nie erfahren.

Und nach dem Contretanz, an diesem selben Tage,
Führt' ich am Arme sie; wir hatten keine Wahl,
Ein jeder Ausgang führt hier durch den Spielersaal.
„Sie reisen", sagte sie; „da kommt man in die Lage
Geld auszugeben, das ist leider keine Frage;
Es ist Ihr letzter Tag; so setzen Sie einmal."

Sie führte mich zur Bank und lächelte verstohlen.
Ich weiß nicht welchen Wink ihr ahnend Auge sah.
Sie zeigte mit der Hand und sprach: „Sie setzen da!"
Ich that genau wie mir die blonde Fee befohlen,
Und brauche kaum, mein Freund, zu sagen was geschah:
Meine Nummer gewann mit einigen Pistolen.

Wir spielten ein'ge Zeit, wohl eine volle Stunde,
Bis sich ein ganzer Schatz vor mir zusammenfand;
Ob's Rot war oder Schwarz, davon fehlt mir die Kunde,
Ob Zwanzig oder Zehn, ist mir nicht mehr bekannt.
Ich reiste nach Paris und sie nach Engelland,
Und ich besaß an Geld, ich glaube mehre Pfunde.

Als ich nach Hause kam, betrachtet' ich mein Glück
Und dacht' an jenen Tag der Sorge, wo ein Knabe
Mein letztes Geld erhielt, mein Doppelthalerstück.
Ich gab es lange Preis; es war 'ne milde Gabe;
Nun merkt' ich wohl daß Gott auch dies gesehen habe:
Des Kindes Mutter gab mir heut mein Geld zurück.

O Leser, dessen Ohr den obigen Strophen lauschte,
Ich glaub', als ich dies Lied begann, versprach ich dir
Ein Damenabenteur; es ist zu Ende hier.
Mein Glück, wie du bemerkst, blieb wenig Stunden mir;
Ich kenne manches das mir nicht so schnell entrauschte
Und gegen das ich nie dies kurze Glück vertauschte.

Das Kloster Loccum.

Bremen, 10. September. In der am Mittwoch, dem 8. September gehaltenen Versammlung des Künstler-Vereins legte Herr Dr. H. A. Müller die auf einem kleinen Ausfluge nach der ehemaligen Cistercienser-Abtei Loccum gesammelten künstlerischen Früchte vor, denen er als Einleitung einige Notizen über die seit drei Decennien in Deutschland fast überall begonnene Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale der Vorzeit vorausschickte. Bevor er auf die specielle Beschreibung und kunstgeschichtliche Charakteristik der Klosterkirche selber überging, schilderte er in wenigen Zügen das Wesen des Cistercienser-Ordens und die schon im 12. Jahrhundert in Frankreich durchgeführten Eigenthümlichkeiten seiner Kirchenbauten, wohin neben einer durchgehenden Strenge, Einfachheit und Schmucklosigkeit vor allem die Anordnung von je 2 oder 3 Kapellen an der Ostseite der Kreuzflügel, sowie der Mangel an einem eigentlichen Thurmbau und an einer Krypta gehört. Er ging darauf zu der gegen das Ende des 12. und im Laufe des 13. Jahrhunderts erfolgenden großen Verbreitung des Ordens in Deutschland über, machte die hauptsächlichsten der in dieser Zeit gestifteten, zum Theil noch vorhandenen Klöster namhaft und wies das Verhalten der Cistercienser gegenüber den damals aufkommenden architektonischen Neuerungen der Gothik nach.

Nachdem insbesondere der Eigenthümlichkeiten in der Anlage der Kirche zu Riddagshausen bei Braunschweig und in der Ruine zu Heisterbach, die beide diesem Orden angehörten, gedacht war, wandte der Vortrag sich zu seinem speziellen Gegenstande, der in stiller Abgeschiedenheit fern vom Geräusche großer Städte liegenden Abtei Loccum, deren kürzlich von Hase in Hannover restaurirte Kirche als ein Bau im Uebergangsstile mit vorherrschend romanischen Formen aus der Zeit von 1240—1250 bezeichnet und zunächst ihrem Aeußeren nach beschrieben wurde. Dabei äußerte der Redner die Vermuthung, daß, nach dem Ansatz eines großen Spitzbogenfensters zu schließen, die Westseite der etwa gleichzeitigen Kirche zu Hude ähnlich der Westseite von Loccum beschaffen gewesen sein müsse, nämlich ohne alles Portal. Ein solches, bei der Restauration der Kirche völlig neu gewordenes, hat Loccum gegenwärtig nur am Westende des nördlichen Seitenschiffes. An der Ostseite wurde auf die jedem Kreuzflügel östlich angebauten platt geschlossenen Kapellen und auf den zwischen ihnen vorspringenden eben so geschlossenen Chor hingewiesen. Die hier, wie überall am Gebäude, nur schmalen Fenster sind im Chor und Querschiff rundbogig, im Langhause spitzbogig; und zwar im Mittelschiffe paarweise, in den niedrigeren Seitenschiffen einzeln angeordnet.

Einen fast eben so absichtlich strengen, ernsten, massigen Charakter beut auch das Innere der Kirche. Sie wurde in der durch einen vorgelegten Grundriß den Zuhörern veranschaulichten Anlage als eine schlichte Pfeilerbasilika mit Querschiff und Wölbung im gedrückten Spitzbogen bezeichnet. Das Mittelschiff umfaßt vier quadratische Joche, die halb so breiten Seitenschiffe deren je acht; doch ist für den jetzigen Gebrauch der Kirche das westlichste des Mittelschiffes mit den entsprechenden der Seitenschiffe abgeschieden und zu einer Vorhalle umgeschaffen. Eine Eigenthümlichkeit der Gewölbe sind bei rund profilirten Kreuzrippen sehr breite Längen- und Quergurte. Bei der Besichtigung des Innern der vier Chorkapellen und der Erklärung ihres ehemaligen Zweckes wurden die hier noch vorhandenen Werke der Plastik und Malerei näher beschrieben und damit der

Uebergang zu den bedeutendsten der übrigen in der Kirche aufgestellten Denkmale gemacht. Als solche beschrieb und charakterisirte der Redner das den bekannten Adam Krafftschen Arbeiten ähnliche, spätgothische Sacramenthäuschen, den neuen Altarbau mit seinen Figuren von Bandel, und die neue, links beim Aufgang auf den Chor stehende Kanzel mit ihren plastischen Bildwerken. Bei Gelegenheit der akustischen Uebelstände, welche sich bei der Kanzel bereits an mehreren Plätzen gezeigt haben, unterließ der Redner nicht, auf die passendste Form der Kirchen für den protestantischen Kultus hinzudeuten.

Nachdem die kirchliche Kunstwanderung durch einen Weg in den herrlichen, parkähnlichen Anlagen des Klosters auf kurze Zeit unterbrochen war, wurden die Zuhörer noch durch die drei vorhandenen Flügel des der Südseite des Kirchenbaus sich anschließenden frühgothischen Kreuzganges und durch das diesem gleichfalls südlich angebaute spätgothische Refectorium geführt. Während jener noch der Restauration entgegengeht, ist in diesem die Hand des Baumeisters bereits damit beschäftigt, es zum Aufbewahrungsort der Bibliothek des Klosters umzuschaffen, es aber dennoch nicht ganz seiner ehemaligen Bestimmung zu entziehen, es vielmehr zu einem Vereinigungspunkt für geistige und leibliche Genüsse zu machen.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebels Nachlaß. Herausgegeben von Heinrich Düntzer. 2 Bändchen. — Die Römische Chronologie bis auf Caesar. Von Theod. Mommsen. — Ditmarscher Gedichte. Plattdeutsche Poesieen von J. Meyer. — Geistiges und Gemüthliches aus Jean Pauls Werken. In Reime gebracht von Karl von Holtei.

— * Von der durch die Firma Brockhaus für Deutschland veranstalteten englischen Originalausgabe des Buches von Lewes „Das Leben und die Werke Goethe's" liegt jetzt auch der zweite Band vor. Das Werk hat in dieser Gestalt noch manche Aenderung und Ergänzung erfahren, ist unter der Aufsicht des Verfassers und sehr sorgfältig gedruckt. Von der Londoner Originalausgabe unterscheidet sich die von Brockhaus ausgehende noch vortheilhaft durch ihren billigeren Preis; jene kostet 10, diese 4½ Thaler, was die Verbreitung derselben in Deutschland befördern wird.

— * Die Ausgabe der großen deutschen Volksbibliothek, welche seit sechs Jahren in wöchentlichen Lieferungen durch die Buchhandlungen von Cotta und Göschen erfolgte, geht am 25. September mit den beiden letzten Lieferungen von Goethe's Werken zu Ende. Die große Verbreitung derselben hat die Cotta'sche Firma veranlaßt, die Bibliothek fortzusetzen und aus ihrem eigenen Verlag eine zweite Reihe von Klassikern folgen zu lassen, und zwar in gleicher Art lieferungsweise. Der Anfang dieser neuen Unternehmung ist freilich glänzend genug, denn diesen Anfang macht Alexander von Humboldt mit dem „Kosmos" und den „Ansichten der Natur." Dann aber folgen einige Schriftsteller, die der so vielfach mißbrauchte große Mann in's Schlepptau nehmen muß; z. B. Houwald und Zedlitz. Sie müssen Klassiker sein, weil der Cotta'sche Verlag sie nun einmal besitzt. In dem betreffenden Circular heißt es: Von October dieses Jahres an erscheinen: Humboldt Kosmos und Ansichten der Natur (24 L.), Lenau's epische Dichtungen: Albigenser, Faust und Savonarola (4 L.), Iffland dramatische Werke (18 L.), Zedlitz Gedichte und Dramen (10 L.), Voß: Homer's Werke (6 L.), Houwald sämmtliche Werke (16 L.), Simrock Nibelungen, Gudrun, kleines Heldenbuch (8 L.), Hippel Kreuz- und Querzüge, Lebensläufe (12 L.), Hebel Schatzkästlein (2 L.), in 100 Lieferungen von circa 10 Bogen Schillerformat à 12 kr. oder 4 Sgr. die Lieferung. Es genügt also die kleine wöchentliche Ausgabe von nur 12 kr. oder 4 Sgr., um nach und nach diese inhaltreiche Bibliothek zu erwerben. Niemand wird durch die Subscription zu Abnahme einer bestimmten Anzahl von Bändchen verbindlich gemacht: Jeder kann zurücktreten, wenn es ihm beliebt. Späterer Eintritt in die Subscription kann aber nur Denen gestattet werden, welche die bereits erschienenen Lieferungen nachträglich übernehmen. Einzelne Autoren oder Lieferungen werden nicht abgegeben.

— [] Nordlandsharfe. Von V. J. Wilatzen. Elberfeld, Bädekersche Buch- und Kunsthandlung. — Wie die scandinavischen Nationen und die deutsche nahe mit einander verwandt sind, so bieten auch ihre Literaturen, wie das nicht anders sein kann, vielfach Verwandtes, und die südlichere, die deutsche, hat auf die beiden nordischen (oder wir können wohl sagen, auf die drei nordischen, denn auch eine norwegische ist im Entstehen begriffen) namentlich in späterer Zeit nicht unbedeutend eingewirkt. Dennoch ist die Bekanntschaft mit dieser Literatur bei uns nicht grade groß; wenige nur erlernen die nordischen Sprachen, die doch nicht eben schwer sind, und auch Uebersetzungen sind nicht in Menge vorhanden, oder wenn sie sich finden, müssen sie doch häufig als ungenügend, als wenig den Werth und die Schönheit des Originals ahnen lassend bezeichnet werden. Jeder Versuch daher, diese Literaturen uns näher zu bringen, ist mit Dank entgegenzunehmen, und dazu gehört auch, so können wir sagen, das vorliegende Werk. Es ist eine ziemlich reichhaltige Sammlung von Poesieen Schwedischer und Dänischer Kunstdichter, denen sich Volkslieder aus Finnland, von den Färöern und aus Island anschließen, und in einem Anhange werden einige kurze, aber belehrende Notizen über das Leben und die Werke der aufgenommenen Schriftsteller mitgetheilt. Wir finden die berühmtesten Namen durch einzelne ihrer Produktionen vertreten, und die Auswahl scheint uns, so weit wir darüber urtheilen können, zweckmäßig getroffen zu sein, nur daß hier und da vielleicht ein unbedeutendes Stück durch ein besseres hätte ersetzt werden können. Die Verse fließen in diesen Uebertragungen leicht und gewandt hin, und selbst große Schwierigkeiten sind, wie z. B. in dem Gedicht „Der Indianer" und in andern, mit Glück überwunden; nur gelegentlich stößt man auf einzelne Härten, bei denen man die Anlegung einer schärfern Feile gewünscht hätte. Der Uebersetzer hat schon durch manche eigene Produktionen, durch seine „Tagfalter", den „Tod Hannibals" und anderes, den Beweis geliefert, daß er die poetische Sprache zu handhaben versteht, auch das schwungvolle Widmungsgedicht legt zur Genüge Zeugniß davon ab, und wir können ihn daher nur auffordern, weiter zu wandeln auf dieser mit Erfolg betretenen Bahn des Uebertragens, wir können nur wünschen, daß er noch recht viele Blüthen fremder Poesie in unsern heimischen Literaturgarten verpflanzen möge.

— X. Lyrische Dichtungen. Während unsere hervorragenden Dichter in zierlichen, geschmackvollen Ausgaben schon seit längerer Zeit dem Publikum vorlagen und sich nicht allein durch das Innere, sondern ebenso sehr dem Auge durch würdiges Gewand empfahlen, schien einer unsrer ausgezeichnetsten Lyriker seither ziemlich vernachläßigt zu werden; wir meinen Friedrich Rückert. Nur ein kleiner Kreis, das ließ sich erwarten, werde im Stande sein die sechs Bände der gesammelten Gedichte anzuschaffen, um so mehr hatte der Verleger der „Gedichte eigener Auswahl" die Verpflichtung, durch zeitgemäße Ausstattung dem Dichter mit diesem Werke möglichst weite Kreise zu erschließen, denn ein elegantes Aeußere verlangt nun einmal der verwöhnte Geschmack des lesenden Publikums heutzutage. Die bisherigen Ausgaben der Rückert'schen Gedichte waren aber den Anforderungen der Zeit keineswegs entsprechend und „gingen" wahrscheinlich deßhalb auch nicht so, wie es hätte sein müssen. Jetzt ist dafür jedoch, als wolle der Verleger sein Versäumniß gut machen, eine so allerliebste Ausgabe des großen Liedersängers und Sprachkünstlers erschienen, daß sie als ein typographisches Meisterwerk angesehen werden kann, und zugleich wird eine Prachtausgabe des reizenden „Liebesfrühlings" von Rückert veranstaltet, die mit Farbendruck und Holzschnitten herrlich ausgestattet ist. So werden wir denn sicherlich nun wohl bald diesem liebenswürdigen Dichter häufiger auf den Büchertischen unserer jungen Damen begegnen, da gewiß keine ein so reizendes Angebinde verschmähen wird und die Betreffenden kaum einen passenderen Gegenstand zu Geschenken dieser Art finden könnten. Mit Papier, Lettern und Einbänden wird jetzt fast bei allen literarischen Erscheinungen großer Luxus getrieben, nur Oesterreich ist in dieser Hinsicht meistentheils zurück. Selbst die Wiener Ausgaben, mit Ausnahme der Werke, die in der k. k. Staatsdruckerei erscheinen, verrathen gewöhnlich einen gewissen Mangel an Geschmack und Zierlichkeit. So liegt die fünfte Auflage von Seidls „Bifolien" vor uns in einem Gewande, als wenn sie sich von 1825 datire. Die „fünfte" Auflage besagt freilich zugleich, daß die guten Oesterreicher hinsichtlich der Ausstattung ihrer Dichter genügsamer sind, als wir „draußen im Reich"; die Biedern sehen wahrscheinlich allein auf's Herz. Dies Herz können wir jedoch keineswegs so vortrefflich finden und so hoch preisen, wie es die Wiener thun; seine Gemüthlichkeit erscheint uns gemacht und sentimental. — Unscheinbar ausgestattet sind auch die ebenfalls in Wien erschienenen „Dichtungen von Johann Garay", übersetzt von Kertbeny. Diese bedürften des schönen Aeußern um so mehr, als die Uebertragung höchst mangelhaft ist. Garay gehört dazu noch gar nicht zu den Größen des ungarischen Parnasses, und so hat sich Herr Kertbeny durch die Einführung dieses Werkchens um die deutsche Literatur kein sonderliches Verdienst erworben. Wir werden übrigens der Thätigkeit dieses Herrn als Uebersetzers ungarischer Dichter in einer der nächsten Nummern ausführlicher gedenken.

— X. Slavische Poesieen. Vor mehreren Jahren erschienen in Berlin „Blüthen slavischer Poesie. Herausgegeben von A. Bahn", und es befand sich darin auch das Gedicht „Der Kirgise" von Zielinski. Eine neue Uebersetzung

dieses Gedichts und eines zweiten von demselben Verfasser „Die Steppen“ hat Herr Albert Weiß in Leipzig bei Brockhaus soeben erscheinen lassen. Was den Inhalt betrifft, so bietet derselbe sehr lebhafte und anziehende Natur- und Charakterschilderungen, allein die Uebertragung will uns nicht ganz zusagen. Wenn der Raum es gestattete, könnten wir an ausreichenden Beispielen nachweisen, daß die Verdeutschung der beiden Gedichte an vielen Flüchtigkeiten wie z. B. Härten, undeutschen und unschönen Wendungen leidet, für welche die Form keine Entschuldigung gewährt, da sie nirgends eine besonders schwierige ist. Das Werk läßt sich aber trotzdem lesen und ist so interessant, daß man in einzelnen Partieen die Mängel der Nachbildung übersieht und dem Uebersetzer immerhin zu Dank verpflichtet bleibt.

— * Der bekannte Schriftsteller Ludwig Rellstab ist kürzlich von einem Schlaganfall betroffen worden, hat denselben aber glücklich überstanden und befindet sich auf der Besserung. Der alte Mann hat die Freude, daß sein neuer fünfbändiger Roman „Drei Jahre von dreißigen“ schon jetzt vergriffen ist, so daß eine neue Auflage nöthig wurde, als kaum die erste vollständig ausgegeben war. Der anziehende und prächtige Hintergrund dieses Romans, der Anfang des dreißigjährigen Krieges, und die Sorgfalt, welche auf die Ausarbeitung verwendet wurde, haben einen solchen Erfolg zu Stande gebracht. In der Vorrede zur zweiten Auflage sagt der Verfasser: „Der Freund, dem ich so Vieles bei meinen Vorbereitungsstudien schuldig geworden bin, dem ich mit wahrer Freude als ein kleines Zeichen meiner Dankbarkeit die ersten zwei Halbbände übergeben konnte, Professor Dehn, hat nicht einmal die nächste Fortsetzung von mir empfangen können! Der Tod rief ihn mit überraschender Schnelle ab! Es wäre mir eine große innere Belohnung gewesen, wenn er, der mich so oft in eifriger Thätigkeit bei der Arbeit beobachten konnte, wenigstens gesehen hätte, wohin mich mein Streben mit seiner Hülfe geführt. Die überaus wohlwollende Meinung, die warme Anerkennung darf ich sagen, die er dem Anfang gezollt, mußte den Werth erhöhen, den ich auf seinen Ausspruch über das Ganze gelegt. Ich sollte ihn nicht erfahren! Dankend erwähne ich es sogleich hier, daß wohlwollende Gesinnung und bereitwillige That auf diesem Felde schon an Stelle des Verstorbenen eingetreten sind, um mir gleichen Beistand zur Fortsetzung meines Unternehmens zu gewähren, nämlich die späteren, erhabenen und entsetzensvollen geschichtlichen Momente, die sich aus dem gährenden Kampf dieser ersten „drei Jahre“ entwickelten, in ähnlicher Weise zu behandeln.“

— * Zu Baden bei Wien starb am 5. September nach langen Leiden der Humorist Saphir im Alter von 63 Jahren.

— * Die Zahl der Studirenden auf den 20 deutschen Universitäten betrug im letzten Semester 11,782; 134 mehr als im vorigen Sommer. Die Zahl der Lehrer belief sich auf 1455.

— * Vor Kurzem hat Richard Wagner Zürich, wo er seit acht Jahren ein Asyl fand, verlassen und will nicht wieder dahin zurückkehren. Die österreichische Regierung soll ihm den Aufenthalt in ihren Staaten erlaubt haben, und es heißt, er habe sich nach Venedig begeben, um von da vielleicht nach Wien zu gehen.

— * Das Jubiläum der Stadt München ist schon vor seiner Begehung empfindlich beeinträchtigt worden, indem aus dem Programme des großen historischen Festzuges, welcher den Mittelpunkt des ganzen Festes bildet, Alles gestrichen worden ist, was irgend auf kirchliche Beziehungen und Erscheinungen hinausläuft. Auf solche Weise hat der Zug eine Menge von bezeichnenden Momenten eingebüßt.

— * Die für den Dom zu Speyer bestimmten Kaiserstatuen und Reliefs sind dort angekommen und sollen demnächst aufgestellt werden.

— * Alessandro Stradella's Tod. Aus dem Nachlasse des in Berlin verstorbenen Professors Dehn veröffentlicht der mit der Herausgabe der in jenem Nachlasse gefundenen Arbeiten beauftragte Kapellmeister Scholz zu Nürnberg in den Westermannschen Monatsheften die folgende Skizze: „Nach einer Aufforderung der Republik Venedig kam Alessandro Stradella, dessen Familienname eigentlich Stradel ist, dorthin, um eine Carnevals-Oper in Musik zu setzen. Kurz nach seiner Ankunft entzückte er ganz Venedig, nicht weniger durch seine Compositionen als durch die große Schönheit seiner Stimme, und wurde von einem venetianischen Nobile Pig...., dessen Geliebte eine vortreffliche Sängerin (Namens Hortensia) war, aufgefordert, dieselbe in der Kunst des Gesanges weiter auszubilden. Nach einigen Monaten des Unterrichts fühlten Lehrer und Schülerin sich von gegenseitiger Liebe so durchdrungen, daß sie sich entschlossen, die erste günstige Gelegenheit zu einer heimlichen Flucht nach Rom zu ergreifen. Zu ihrem eigenen Unglück fand sich diese nur zu bald, denn kaum sah der Nobile sich hintergangen, so beschloß er, in seiner Eifersucht bis zur Verzweiflung getrieben, sich um jeden Preis der Welt durch den Tod der beiden Flüchtigen zu rächen. Er nahm zwei der berüchtigtsten, damals in Venedig lebenden Meuchelmörder in seinen Dienst, die sowohl Stradel als dessen Mitschuldige ermorden und als Belohnung für diese That die Summe von 3000 Francs und außerdem die Reisekosten erhalten sollten. Die Mörder gingen nun nach Neapel und, weil sie hier erfuhren, daß Stradel mit seiner Geliebten sich in Rom aufhalte und diese dort für seine Gemahlin gelte, so benachrichtigten sie hiervon den Nobile in Venedig, versprachen ihm, den Mord in Rom auszuführen und baten zugleich um ein Empfehlungsschreiben an den venetianischen Gesandten in Rom, um bei diesem nöthigenfalls eine sichere Zufluchtsstätte finden zu können. In Rom angekommen, machten sie sich sogleich mit den bezüglichen Verhältnissen bekannt und erfuhren, daß Stradel am nächsten Tage in S. Giovanni in Laterano gegen fünf Uhr Abends eine geistliche Musik oder ein sogenanntes Oratorium aufführen würde. Dies schien den Mördern eine günstige Gelegenheit zur Ausführung ihrer That. Sie fanden sich deßhalb zur bestimmten Zeit in der Kirche ein, um die dem Dolche Geweihten am Abend auf der Rückkehr in ihre Wohnung nicht zu verfehlen. Allein der allgemeine Beifall, den die Musik des berühmten Meisters hervorrief, verwandelte wie durch ein Wunder deren Ruchlosigkeit in Mitleiden; sie gestanden sich gegenseitig, daß es wahrhafte Schmach sein würde, einem Menschen das Leben zu nehmen, dessen erhabenem musikalischen Genie ganz Italien Anerkennung zollte. Anstatt ihn zu ermorden, beschlossen sie daher, ihm das Leben zu retten, erwarteten ihn am Ausgange der Kirche und sagten ihm auf der Straße viel zum Lobe seiner Composition. Dann aber verhehlten sie ihm nicht, daß sie die Absicht gehabt, ihm und seiner Geliebten das Leben zu nehmen, daß sie aber durch seine Kunstschöpfung im Innersten gerührt, von ihrem Entschlusse abgestanden; schließlich gaben sie ihm den Rath, Rom sogleich zu verlassen und einen sichern Ort für seinen Aufenthalt zu wählen. Um dann nicht in Verdacht der Nachlässigkeit zu gerathen, meldeten sie dem Nobile, daß Stradel am Tage ihrer Ankunft in Rom von dort abgereist wäre. Stradel erkannte die ganze Gefahr seiner Lage und eilte deßhalb mit seiner Geliebten nach Turin, wo die damalige Madame Royale Regentin war. Die Meuchelmörder kehrten darauf nach Venedig zurück und überzeugten den Nobile, daß Stradel, wie sie bereits gemeldet hätten, bei ihrer Ankunft in Rom schon nach Turin gegangen, wo wegen der Garnison, wegen der strengen Justiz und weil die Gerichte nicht so viel Gewicht auf das Asylrecht legten, ein Mord von Bedeutung viel schwerer als in andern Städten Italiens auszuführen sei. Alles dies befreite den berühmten Künstler aber nicht von fernerer Nachstellung, denn der in seinem Stolze beleidigte Venetianer dachte nun auf Mittel, seine Rache in Turin auszuüben. Um diesmal sicherer zum Ziele zu gelangen, zog er den Vater seiner entflohenen Geliebten an sich, der mit Empfehlungsbriefen des damaligen französischen Gesandten in Venedig, Abbé d'Estrade, an den Marquis de Villars, ebenfalls französischen Gesandten in Turin, und in Gesellschaft mit zwei andern Meuchelmördern nach Turin reiste, um dort seiner eigenen Tochter und Stradel das Leben zu nehmen. Der Abbé d'Estrade bat in seinen Briefen um Schutz für drei Geschäftsleute, die sich einige Zeit in Turin aufhalten würden; diese aber waren eben die gedungenen Mörder, die nicht unterließen, dem französischen Gesandten ihre Visite zu machen, indem sie nur den günstigen Zeitpunkt für die sichere Ausführung ihrer Pläne erwarteten. Nachdem aber die Regentin die Ursache von Stradel's Flucht kennen gelernt, ließ sie aus Fürsorge dessen Geliebte in ein Kloster bringen und ihn selbst beschäftigte sie bei ihren musikalischen Unterhaltungen. — Indessen gelang es den drei Mördern doch eines Abends gegen sechs Uhr, als Stradel auf den Wällen außerhalb der Stadt frische Luft genoß, denselben mit ihren Dolchen niederzustoßen und hierauf in dem Palaste des französischen Gesandten ein Asyl zu suchen. Da die That in Gegenwart vieler Personen vollbracht wurde, so erregte sie augenblicklich eine so allgemeine Aufregung, daß die Thore der Stadt geschlossen wurden. Die Madame Royale befahl sogleich die gerichtliche Verfolgung der Mörder und forderte deren Herausgabe vom französischen Gesandten; dieser aber weigerte sich in Bezugnahme auf das Asylrecht der Wohnungen der Gesandten, dieselben zu überliefern. Die Kunde von dieser Begebenheit machte großes Aufsehen durch ganz Italien und veranlaßte einen Briefwechsel zwischen den beiden Gesandten. Nachdem der Marquis de Villars von den Mördern Aufschluß über die von ihnen verübte That erfahren, schrieb er deßhalb an den Abbé d'Estrade nach Venedig, welcher ihm dann antwortete, daß er von P....., einem der mächtigsten Nobile Venedigs, getäuscht worden sei. Da aber Stradella ungeachtet der empfangenen drei Dolchstiche nicht dem Tode erlag, so ließ der Gesandte die drei Mörder entwischen. Ein venetianischer Nobile ist jedoch in Verrath und Untreue, wo Liebe keine Rolle spielt, unversöhnlich, deßhalb konnte auch Stradel der Rache seines Feindes nicht entrinnen, von dem er durch Spione auf jedem Schritt verfolgt wurde. Und als er endlich ein Jahr nach seiner Wiedergenesung mit seiner Geliebten Hortensia, mit der er während dieser Zeit auf Veranlassung der Madame Royale als Gattin nach den kirchlichen Vorschriften ehelich verbunden war, nach Genua reiste, wurden beide dort am Morgen nach ihrer Ankunft in ihrem Zimmer ermordet. Die Mörder flüchteten sich auf ein Schiff, das ihrer im Hafen wartete. Auf diese Weise verlor einer der vortrefflichsten Musiker Italiens sein Leben ungefähr um's Jahr 1670.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 38. Bremen, 19. September. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Die allgemeine deutsche Kunstausstellung in München.

Von Karl Frenzel.

II. Die Oelgemälde.

Von den Zeichnungen zu den Gemälden — ein kurzer Schritt! Den Werken von Cornelius und Kaulbach gegenüber hingen die Bilder der Dresdener und Düsseldorfer Meister, mit wenigen Ausnahmen nicht zu ihrem Vortheil. In Composition wie in Bedeutung des Dargestellten erreichten sie weder die apokalyptischen Reiter noch die Völkerscheidung, und nur selten brachten sie den Zauber der Farbe, den sie allein vor jenen voraushatten, zur hinreißenden Wirkung. Noch dazu war jenes Uebel, an dem alle Ausstellungen kranken, die Ueberfüllung mit unbedeutenden Porträtköpfen, Landschaften und Architekturstücken, im Glaspalast in seiner Blüthe. Der löbliche Gedanke der Ausstellungscommission, ein „wo möglich vollständiges Bild der deutschen Kunstentwickelung zu geben", ist nicht in streng kritischer Weise ausgeführt worden; welche Entwickelung konnte an den vierzehn — ja zwanzig Arbeiten mittelmäßiger Talente studirt werden?

Die Cartons und Zeichnungen haben uns schon die Phasen der Kunst gezeigt, in ihren Linien und Gestalten drücken sie dieselben noch reiner und schärfer aus, als sie in den Oelgemälden, im Schmelz der Farbe dem Auge begegnen. Von den drei Gattungen der Malerei, der historischen, der Landschaft und dem Genre, fehlten gerade den bedeutendsten einige vorzügliche Werke; zum Glück bewahrte die neue Pinakothek Kaulbach's „Zerstörung von Jerusalem" und Piloty's „Seni an Wallensteins Leiche", so daß man nur das dritte Bild in diesem Bunde, „Washington's Uebergang über den Delaware" von Leutze, schmerzlich vermißte. Aus drei Quellen schöpft die historische Kunst, aus der Bibel und den Legenden, den Dichtern und endlich aus der Weltgeschichte selbst. Damit ist zugleich ihre Darstellungsweise und ihr Fortschritt gegeben. Am wenigsten konnte bei einer Vergleichung die specifisch religiöse Malerei einsetzen. Ob sie die Madonna oder den leidenden Christus brachte, immer waren es dieselben schlanken, mangelhaft organisirten, schwindsüchtigen Gestalten, zu denen die moderne Sentimentalität die schlichte Einfalt und Zartheit bald der Kölner Meister, bald Fiesole's oder Bellini's „verklärt" hatte. Die einst vielgelobten „beiden Marien" Veit's, sinnend am Grabe des Heilands sitzend, drücken freilich mit ihren blassen, matten Zügen Trauer und Beschaulichkeit in unverkennbar mystischer Weise aus, wäre nur das Ganze nicht so todt und stumpf! Noch schwächer in ihrer Farbenwirkung führen Joh. Niessen's Christusbilder uns beinah in die römischen Katakomben ein: „Christus als guter Hirt" — welchen Werth soll dies vergessene Symbol noch für uns haben? Diese süßliche Auffassung des Glaubens, wer theilt sie denn? So haben Raphael und Rubens doch nicht das Evangelium und die heilige Sage gestaltet. In des Letzteren Weise, an van Dyk erinnernd, hat Gustav Richter die „Erweckung der Tochter des Jairus" gemalt, ohne symbolische Zuthat und Heiligenschein, als eine wunderbare, aber doch glaubwürdig überlieferte Thatsache. Ein kühnes, vortreffliches Bild in der Anlage, und in der Gestalt des erwachenden Mädchens, der lauschenden Gruppe umher auch von künstlerischer Schönheit; weniger gelungen möchte der Ausdruck im Gesicht Christi sein, der halb einen Heiligen, halb einen Wunderthäter verräth. Diese Auffassung der Sage —, ich möchte sie die protestantische nennen —, redet unmittelbar, verständlich zu Aug' und Geist, wir brauchen nicht aus unserm Gedankenkreis flüchtend die Abstraktionen und Symbole vergangener Zeit wieder heraufzurufen, den mystischen Sinn von dem an sich edel componirten und mit raphaelischen Gestalten geschmückten „Quell des Lebens" von Schadow zu ergründen oder gar aus der Offenbarung des Johannes die wunderliche, allegorisch verzerrte „Babylon" Hübner's zu erklären. Das Rührende wie das Ergreifende der Legende liegt in dem Allgemein-Menschlichen, das auch sie durchdringt; in seiner Weihe stehen die Helden des Homer, die Frauen des Sophokles in ewiger Jugend und Schönheit da, und die christliche Mythe sollte nur in spiritualistischen Irrungen und Schatten sich verkörpern lassen? Es handelt sich hier wenig um den Streit zwischen den Stilisten und Koloristen; die Ansicht, es müsse einmal bei den angenommenen leeren Formen und Typen bleiben, die Heiligen müßten „Ideale" sein, verdirbt Alles. Anfangs bedeutet das „Ideal" eine, wenn auch verschönte und erhöhte Wirklichkeit, es hat einen Inhalt, allmälig, in tausend Wiederholungen, bei mechanischer Kunstübung, verliert es seine Bedeutung und ist zuletzt ein geistloses Linienschema. Im vollsten Maße ist dies bei der religiösen Malerei eingetreten; ein tiefsinniger Kopf, wie Cornelius, hat es versucht ihr durch seine mystisch-philosophischen Anschauungen einen neuen Lebensquell zuzuführen, aber nur für ihn sprudelt dieser Born, weder er noch Kaulbach werden eine Schule, im besten Falle Copisten ihrer Ideen haben. Der Stil läßt sich vererben, wie die Färbung, der Tiefsinn so wenig wie der phantastische Humor. So gelangt man immer zu der Betrachtung, daß die religiöse Malerei wohl noch die Wände der Kirchen schmücken könne, als Dienerin des Kultus, wenn sie aber etwas für sich bedeuten, eigenen Werth haben wolle, sie einen Anachronismus von drei Jahrhunderten begehe. Ob ihr die Patriarchen oder den König Priam, Helena oder Magdalena malt, gleichviel, wenn ihr sie nur als Menschen in historischer Wesenheit uns menschlich ergreifen laßt!

Vielfach waren Begebenheiten, die das alte Testament erzählt, mit dorfgeschichtlichem Hintergrund zu Vorwürfen gewählt worden, nie so, daß sie eine Erwähnung verdienten. Bendemanns „Jeremias" und Schraders „Esther vor Ahasverus" nahmen den Blick fast für sich allein in Anspruch. Da war wieder einer von jenen scharfen Gegensätzen, denen man so oft auf der Ausstellung begegnete. Das Bendemann'sche Bild weich, sentimental, ganz überweht von der poetisch-melancholischen Stimmung und sie auch im Betrachter erweckend, durch die Trümmer der Stadt, die gebeugten Frauen und

Mädchen, das umflorte, starre Auge des Greises auf dem Stein, den schwermüthigen Ton des Himmels — nur ohne jede Charakterisirung des Jeremias, Alles festgehalten in dem Gedanken der Klage. Wie sorgsam ist jede Figur zu diesem Eindruck verwandt, weich' akademisch richtiger Faltenwurf, selbst in den Ruinen noch Schönheitslinien! Und dagegen: Esther vor Ahasverus — eine glühende, brennende Farbenmasse, in der die beiden glänzen und strahlen wie im Lichte des Orients. Eine buntgewürfelte, eng gedrängte Composition; Esther ohnmächtig in den Armen ihrer Dienerinnen, von deren dunkleren Gewändern ihr weißes Gewand, ihre lang darüber hinfallenden Haarflechten sich abheben; der König ihr gegenüber mit dem Scepter im dunkelgelben faltigen Kleid, Sklaven und Sklavinnen im Hintergrund sich verlierend. An Ausdruck und Pathos, in charakteristischer Eigenthümlichkeit und Frische dem „Jeremias“ durchaus überlegen, dafür stimmungslos, wie kaum ein anderes Bild Schraders. Es führt in die morgenländische Welt ein, doch nur, wie die Märchen es thun; statt Esther und Ahasverus ist eine beliebige, farbenprächtige Haremsscene gemalt, in der jener allgewaltige, persische Großkönig zu den unbedeutenden von Schwelgerei und Wollust ausgezehrten Schahen herabgesunken, die jetzt auf seinem Stuhl sitzen, und die Königin Esther einer lieblichen, zum Verkauf ausgebotenen Sklavin gleicht.

Dieses Bild vermittelt in seiner fast märchenhaften Erscheinung den Uebergang aus der heiligen Geschichte zu den Liedern und Situationen der Dichter, welche den Malern zur Darstellung gedient. Die Düsseldorfer Schule hat zumeist diese „poetische“ Stimmung gepflegt, denn nicht zu großen, monumentalen Arbeiten angespornt und verwandt, wie die Münchener Künstler, sondern angewiesen, für das Auge und den Geschmack der Kunstvereine, des großen Publikums in beständiger Thätigkeit zu bleiben, mußten ihr all' die Vorwürfe willkommen sein, die wie „Romeo und Julia“, „Gretchen und Faust“, die „Kinder Eduards“ oder „Die beiden Lenoren“ schon vorweg durch das Wort der Dichter und theatralische Darstellungen den Gebildeten jedes Kreises vertraut waren; Gegenstände und Scenen freilich, die, wie Hotho ihnen vorgeworfen, sich nach ihrer Auffassung ebenso zu gut Stickmustern eignen! Der immerhin nur bedingte Werth dieser Schöpfungen soll nicht bestritten werden; nur die rührende Romanze, den poetischen Zufall in der Geschichte zu historischen Malereien zu verwenden, sich nie an ihr Wesen zu wagen, heißt die Größe der einen wie der andern gleich verkennen und ist ein charakteristisches Merkzeichen der Geschmacksrichtung in den dreißiger Jahren. Dieser Anschauung verdanken die Düsseldorfer ihren Ruhm, ihre Bilder treffen genau das Adagio, in dem die „Masse der Gebildeten“ allein die Weltgeschichte vernehmen will. Und sind denn die „Kinder Eduards“ von Hildebrandt nicht jene schuldlosen Rosen des Dichters, fließen nicht so wahre, heiße Thränen über die Wangen ihrer Mutter auf dem Gemälde von Stilcke? Wie fein ist Sohn's Loreley modellirt, wie zauberisch der Ton der Wellen und Wolken um sie her — gewiß, was im Herzen „geliebter Jünglinge, geliebter Mädchen lebt“: eine schwärmerische Sentimentalität findet sich in diesen Bildern wieder. An dem einen und andern von ihnen sind zwanzig Jahre vorübergegangen, Kupferstiche haben sie überall verbreitet, und doch sah ich sie hier die alte Begeisterung erregen, wieder kamen ihnen alle Frauenherzen entgegen. Es ist mit ihnen wie mit den Familiendramen auf der Bühne. Das ästhetische Urtheil verwirft sie, das Publikum lauscht ihnen athemlos. In ihren glücklich gewählten Stoffen, ihrer lyrischen Weihe brachte die ältere Düsseldorfer Schule eine einfache und doch anziehende Composition, die, je häufiger sie sich wiederholte, desto fester in der Erinnerung der Betrachter blieb. Dieser Stil hat conventionelle Linien und Gruppen, allein er bewahrt vor Uebertreibung, vor jenem Auseinanderfallen des Dargestellten, dieser Achillesferse von Cornelius und Kaulbach. So viele Vorzüge — leider nur Vorzüge der Mittelmäßigkeit, des kunstgeübten Talentes, die den ersten Genius der Schule, Lessing, wohl unterstützen, aber nicht hervorbringen konnten. Daran fehlte viel, daß alle hier aufgestellten Illustrationen der Dichter den Reiz der Loreley gehabt, selbst das Aufnehmen einer Situation bedingt doch eigene, seelische Empfindung.

Moritz von Schwind, der Münchener Schule angehörig, besitzt seit seinen Fresken in der Wartburg einen weitverbreiteten Ruf in diesem Genre der historischen Malerei. Wie die Düsseldorfer in der Lyrik, gefällt er sich in epischer Breite. Er zerlegt die Märchen und Lieder in ihre einzelnen Momente, wodurch seine Bilder alle das Ansehen eines weit durch den Saal laufenden Frieses bekommen. Stellt er nun gar, wie in „Ritter Kurts Brautfahrt“ nach Goethe, die Handlungen und Begebenheiten übereinander, glaubt man in einem Guckkasten ein Diorama zu sehen. Dabei übertraf der schalkische Humor in den vorderen Gruppen dieses Bildes bei weitem die gezwungene Naivetät in dem Märchen „von den sieben Raben und der schönen Schwester.“ Wie traurig es um Schwind's Farbe beschaffen, zeigt der „Sängerkrieg in der Wartburg“ wie der neulich in Berlin ausgestellte „Ritt Kaiser Rudolf's zum Grabe.“ Allem, was Schwind malt, haftet ein Zwang an, bald kindlich, bald spiritualistisch wirken zu wollen, der selbst in seinen vorzüglichsten Werken, den „Tugenden der heiligen Elisabeth“, nur bis zu einem gewissen Punkte sich löst; die Schönheit seiner Engel auf diesen Bildern, einiger Gestalten in „Kaiser Rudolf's Ritt“ beweisen seinen idealistischen Schwung, der aber nicht ausreicht, das Ganze zu erheben und zu beseelen. So zaghaft Schwind, so keck ist der Pinsel Hennebergers. „Die wilde Jagd“, was in Bürger's Gedicht nur allegorisch angedeutet erscheint, das Dämonische dieses Vergnügens, athmet aus diesem Bilde, man hört das Hussah dieser Reiter, das Schnauben ihrer wild über die Hecken setzenden, durch die Kornfelder jagenden Rosse, Hörnerklang und Peitschengeknall. Alle Ritter, Frauen und Knechte, blind hingerissen von einer Leidenschaft, oben die Wolken, um sie die Halme und Gebüsche in gleich stürmischer Bewegung, es ist das Volksmärchen und doch wieder die Wirklichkeit. Wie Gustav Richter das religiöse, so hat Henneberger hier das überkommene „poetische“ Ideal aufgegeben; beide Gemälde stehen im Kreise der streng historischen Kunst.

Mehr oder weniger huldigt die historische Malerei dem Realismus und strebt nach der Farbenwirkung und dem Pathos Gallaits. Neben Leutze und Feodor Dietz gehören jene streng stilisirten Staatsaktionen, denen man hier und dort noch begegnet, zu Münchener Bilderbogen, ein Schicksal, das drei Konradine, Ludwig von Baiern und andere mittelalterliche Helden theilen. Die Vorliebe der Maler hat sich so gerecht wie künstlerisch verständig dem großen Zwiespalt der Nation, der Reformation, zugewandt. Da sind Lessing's Hussitenpredigt, Schorn's Wiedertäufer, Rosenfelder's Gefangennahme des Landgrafen Philipp von Hessen, Czermak's Scene aus dem dreißigjährigen Kriege, endlich die Königin Eleonore an der Leiche Gustav Adolf's von Dietz, — der anziehendste Theil der Ausstellung. In diesen Bildern herrscht geschichtliches, nationales Leben, erfüllt gleich keins von ihnen die höchsten Ansprüche, denn in den ersten überwiegt noch das novellistische Interesse, und das Gemälde von Dietz erinnert trotz der vortrefflichen Frauengruppe an eine Leichenparade. Am einfachsten in der Composition, vom tiefsten Pathos und einem erstaunlichen Lichteffekt bleibt aus dieser Epoche Piloty's „Seni und Wallenstein.“ Ermordet, lang ausgestreckt liegt der Herzog auf dem rothen Teppich des Bodens, erdfahl, man sieht, er hat nicht gezuckt, als die Partisanen der Mörder ihn durchbohrten. Vom Tisch, auf dem ein silberner Armleuchter und eine Himmelskugel noch stehen, ist die weiße Decke halb herabgefallen, über ihn hin, seine Wunde bedeckend. Durch die geöffnete Thür, über deren Schwelle Seni geschritten, fällt das Licht des Morgens, unheimlich düster noch, gerade auf die Leiche, und läßt den Astrologen im Schatten. Ein schwarzes Gewand verhüllt ihn ganz, sein Antlitz ist so starr wie das des Todten, wie versteint über das Geschehene und den

Spruch der Sterne, nur die Hände halten krampfhaft zuckend den Rand des spitzen schwarzen Hutes. Diese zitternde Bewegung ist unnachahmlich, der Ausdruck unsagbaren Schmerzes.

Ihm wahlverwandt im Hervorheben der einzelnen Persönlichkeit, wenn auch reicher in Motiven und Mitteln ist Lessing. In der Düsseldorfer Schule groß geworden, besitzt er ihre feingegliederte, theatralische, aber wirkungsvolle Anordnung, sein Genius hat sie mit geschichtlichem Sinn, mit einer außerordentlichen Kraft der Charakterisirung belebt. Man tadelt den Ausdruck seines Hussitenpredigers als zu fanatisch, aber man vergißt, daß nur diese wilde und wüste slavische Leidenschaft all die verschiedenen Empfindungen hervorrufen kann, die über das Antlitz der Umstehenden zucken, daß sie in ihr ihren geistigen Brennpunkt finden und aus der Wildheit des Priesters die Gräßlichkeit des von ihm mit entflammten Krieges athmet. Dieselbe Klarheit der Darstellung, dasselbe Verständniß des weltgeschichtlichen Gegensatzes waltet in seinem „Heinrich V. und Paschalis" vor, einem Bilde, das er jetzt in größeren Dimensionen für den König von Preußen vollendet hat. Einen andern Weg verfolgt Leutze, ihm tritt die Persönlichkeit vor der Treue der Zeitschilderung in Kostüm und Ton zurück. Von seinen vier ausgestellten Bildern verräth nur eins, „Columbus vor dem Rath von Salamanca", den Schüler des Hussitenmalers, die drei andern, der englischen Geschichte entnommen, „Heinrich VIII. und Anna Boleyn", die Zeichnung „Cromwell bei Milton" und die „letzte Soirée Karls II." sind historische Skizzen, das letzte so vortrefflich wie ein Essay von Macaulay. Der Lichteffekt, der über die Hauptgruppe der scherzenden und lachenden Damen um Karl II. wie leuchtender, duftiger Aether strömt, ward noch nie auf einem deutschen Bilde gesehen. Alles, was aristokratische Feste Verführerisches, Sinnbethörendes, Glänzendes und Verderbliches zugleich haben, zitterte und wogte in diesem Glanz. Die Gestalten, die Blumen oder Champagnergläser in den Händen der Damen, die kostbaren Sessel und Tische: vornehm, anlockend in der koketten Grazie des beginnenden Rokokozeitalters; eine Gesellschaft voll Geist und Liebenswürdigkeit, von unverwüstlichem Humor, der im Angesicht des Todes noch scherzte; spielt doch der kranke König dort selbst noch mit den Locken einer schönen Frau. — Hier die Freude der Großen, drüben das Verderben des Volkes: „Die Zerstörung Heidelbergs durch die Franzosen unter Melac" von Feodor Dietz. Ein umfangreiches, durch vielfache Gliederung gespaltenes Bild, gelungen vor Allem in seiner Hauptgruppe, dem wie auf den Rauchwolken dahinjagenden Melac und einem ihm an der Leiche ihres Gatten fluchenden Weibe, von der Kraft und Leidenschaft Chriemhildens. Es hat, eben seiner Zersplitterung wegen, nicht das intensive, herzerschütternde Pathos des Piloty'schen Gemäldes, wir erstarren nicht wie Seni, wir weinen eher, wie jene Schwester vor dem getödteten Bruder, und die hier flüchtenden Frauen und Kinder rufen unser Bedauern und Mitleid wach. Diese Seelenstimmung, die der Maler alle Theile seines Gemäldes harmonisch durchklingen läßt, ist zugleich ihr Band und ihre Einheit.

Nicht diesen Werth noch gleiche Wirkung erreichten die Schlachtstücke von Sybel: „Der große Kurfürst bei Fehrbellin" und Adolf Menzels „Friedrich II. und die Seinen bei Hochkirch." Das Sybel'sche Bild hat den Vorzug, durch Froben's Aufopferung der Historie den Reiz des Romantischen, einer rührenden Dienertreue gegeben zu haben. Adolf Menzel glänzt wie immer durch den realistischen Eindruck seiner Uniformen, seine Porträtköpfe und scharfen Lichttöne. Leider ist ihm diesmal der König durchaus mißlungen, übernächtig, emporgeschreckt sitzt er so steif und leblos wie ein Gespenst auf dem Pferd, in dem röthlich über ihn hingleitenden Schimmer des brennenden Dorfes. Immer war indeß noch ein geschichtliches Bewußtsein in ihnen, während die Schlachtbilder der Wiener Maler aus den neuesten ungarischen und italiänischen Kämpfen nichts besseres noch schlechteres als Wanddekorationen sind.

Freilich schließt sich hiermit nicht die Reihe der historischen Malereien, aber doch wohl Alles, was von ihnen aus dieser Ausstellung noch auf ein künftiges Geschlecht kommen wird. Verdienstvolles im Einzelnen ist noch Manches geleistet; wie lebendig und wahr tritt uns die Gruppe der Matrosen in „Columbus entdeckt Amerika" von Ruben entgegen! Schlachtgewühl und die wechselnden Geschicke des Kampfes schildern Lindenschmidt in seiner „Schlacht am Teutoburgerwalde" und Foltz in seiner Skizze „Otto von Wittelsbach", im Gefecht auf der Veroneser Klause, oft in glücklichen, charakteristischen Zügen. Anerkennenswerth sind hier und da die Bemühungen von Pixis, ohne daß doch eins seiner Oelgemälde seinem Carton „Coriolan" gleichkäme. Wer kann und will all diese kleinen, gelungenen Züge, die ihn in hundert und mehr Bildern einen Augenblick überraschen und fesseln, namhaft machen? Solche Eindrücke entschwinden so schnell, wie sie gekommen, und über die trostlosen, welche Hübner's vielgekannte „Friedrich II." und „Karl V.", diese wandernden Leichenbitter, erzeugen, ist Schweigen das Beste.

Jedes Mädchen, jeder Jüngling hat einmal „Verse gemacht"; wer hätte so nicht einen und den andern landschaftlichen Punkt mit Bleistift skizzirt oder in Wasserfarben in sein Album eingetragen? Lyrische Gedichtsammlungen und Landschaftsbilder geben sich weder in Fülle noch in Unbedeutendheit einander das Geringste nach. In manchem Kabinete des Glaspalastes hingen in ununterbrochener Folge oft dreißig bis vierzig Landschaften. Wie ungerecht ist darum der Tadel dieser Maler gegen die philosophische Kritik, daß man sie so wenig beachte und würdige! Drei Viertel dieser Werke sind Wandtapeten, Dekorationen von Speisesälen, Felsschichten und Wälder von einer Ausdehnung, daß drei Bilder Ruysdael's sie nicht ausfüllen würden. Nur vier Meister nähern sich und übertreffen in realen Vorzügen, nicht in der Stimmung, die alten Holländer: Rottmann, Albert Zimmermann, Gude und Leu. Am freiesten, schöpferischesten und wirkungsreichsten bewegt sich Rottmann in den Färbungen und Erscheinungen der Luft; das Gewitter über die Ebene von Marathon brausend, die Blitze um die gebrochenen Säulen Selinunts funkelnd, der sonnige Glanz über Taormina oder Delos stimmen harmonisch zu den Gefühlen, welche diese Namen in dem Beschauer erwecken. In ihnen lebt und webt gleichsam die Seele der griechischen und italischen Landschaften von ihm, und nichts stört mehr diesen Eindruck ruhender Schönheit, Erhabenheit und Melancholie als die Staffage eines eilenden Rosses, zweier Hirten, um ein erlöschendes Feuer gelagert, die er so oft hineingemalt. Im Allgemeinen wird Rottmann den Uebergang von der idealen zu der realen Landschaftsmalerei bezeichnen. Seine Lichteffekte hat Eduard Hildebrandt vielfach übertroffen, oft in genialer, leidenschaftlicher Weise, aber weit entfernt von jener schönheitsvollen Mäßigung, jener Klassicität, die Rottmann's Geist und Farbe auszeichnet. Den Münchener Malern bietet sich in der Nähe des Hochlands, seiner grünfluthigen Seen, Tannenhöhen und Felsen eine reiche Ausbeute wechselnder Nah- und Fernsichten, landschaftlicher Schönheiten von wildromantischem, wie idyllischem Reiz. Albert Zimmermann neigt sich in zwei vortrefflichen Bildern „Der Obersee bei Berchtesgaden" und „Sonnenuntergang im Gebirge" mehr der ersten, großartigern Auffassung der Natur zu, seine Felsen sind breite, himmelanragende Massen, die letzten Sonnenstrahlen, die darüber hingleiten, das Wasser an ihrem Fuße, zuletzt mit dem Grün des Bodens in eine Masse zusammenfließend, reden die stumme Sprache der Erhabenheit. Sinniger, feinfühliger hat Leu denselben Obersee gemalt, dieselben Berge, mit noch schärferer Charakterisirung ihrer Gesteine, und doch anmuthender, ohne den schweren Druck auf dem Zimmermann'schen Gemälde. „Die Weiden am Chiemsee" von Leu bilden eine wunderbar liebliche Idylle, der gegenüber die kahle, steinige „norwegische Hochebene" von Gude den Namen eines Naturepos verdiente. Von allen modernen Malern kommt Gude Albert Everdingen am nächsten, der hat seine objektive Klarheit, seinen tiefen Natursinn: wobei freilich immer der Unterschied bleibt, daß die moderne Landschaft eine

geschaute Realität wiederspiegelt, die holländische dagegen, zum Theil selbst in Hobbema, idealistisch wirkt. Warum sollten die Wasserfälle Ruysdael's nicht so gut zu finden sein, wie die Weiden am Chiemsee? Nur machen sie nicht diesen Eindruck, sondern scheinen bei all ihrer Lebendigkeit und Wahrheit doch etwas Höheres und Größeres zu sein, als die einzelne, flüchtige Erscheinung. Hierin liegt die Magie Ruysdael's und Everdingen's. — Daß des Schönen in der Landschaftsmalerei hier noch Manches ausgestellt war, von Dahl, Heinlein, Kummer's „Montenegro“ in glühender Beleuchtung, Bilder von Blechen, die leider erst am Tage meiner Abreise aufgestellt wurden, begreift sich, nur einen Namen vermißte ich, den Grafen Kalkreuth, der, wenn auch von Eintönigkeit nicht frei zu sprechen, doch in seinen gelungeneren Werken die Schwermuth der Natur seelisch wieder zu geben weiß.

Die Genremalerei ist von jeher der Willkür der Einzelnen, des ausführenden Malers oder des auftraggebenden Publikums mehr als ästhetischen Gesetzen gefolgt. Mieris und Ostade, Netscher und Teniers haben in ihrem Kreise so Schönes und Vortreffliches geleistet, als Rubens und Rembrandt, nur ist ihre Sphäre eben eine geringere, und wo bei Rubens die Composition wird bei ihnen meist nur ein Atlasgewand oder eine humoristische Teufelsfratze beurtheilt und bewundert. In Umfang wie in den Stoffen ihrer Bilder ist die holländische Genremalerei beschränkt; Bauernfeste, Bauernschlägereien, das Schenkleben, eine stehende oder sitzende kriegerische Figur, Mädchen, die Guitarre spielen, ihre Vögel füttern oder Spitzen klöppeln, Krankenbesuche, Markteinkäufe, eine häusliche Scene: in diesen Vorstellungen sind die tausende von kleinen, vortrefflich gemalten Bilder unserer Galerien beschlossen. Je reicher das moderne Leben geworden, desto verschiedenartigere Stoffe hat es den Malern dargeboten. „Die Prozeßentscheidung“ von Flüggen, „Das wiedergefundene Kind“ von Rustige, „Die erste Vorlesung der Räuber“ von Oer sind so beziehungsvolle, belebte Gemälde, daß sie gewissermaßen zu Novellen sich ausdehnen und den Beschauer in eine Vergangenheit und Zukunft des dargestellten Momentes blicken lassen. Sie erzählen, wo die Holländer nur wiederspiegeln. Im Allgemeinen herrscht dieser Zug in der Genremalerei vor, selten findet man den Humor und die Behaglichkeit, die sie sonst charakterisirten. Im Gegentheil gehen einzelne Künstler, namentlich der talentvolle Ender in Wien, so weit, ihre durch Herren und Damen belebten Architekturstücke oder Gartenanlagen etwa „Torquato Tasso am Hofe zu Ferrara“, „Aufforderung zum Kreuzzug“ zu nennen. Bescheidener bleibt Ludwig von Hagn bei allgemeinen Bezeichnungen „Die Conversation“, „Der Spaziergang“ in zierlich ausgeführten Bildern, die nur zu ihrem Unglück an Watteau erinnern.

Feodor Dietz sagte in seiner Eröffnungsrede der Kunstausstellung, vor allem solle die Kunst eine nationale sein. Diesen Eindruck eines, wenigstens in seiner künstlerischen Thätigkeit, einigen Volkes, das sich seiner Ziele wie seines Wettkampfes mit dem Höchsten und Besten, mit Raphael wie mit Rubens bewußt ist, nahm Jeder aus dem Glaspalaste als die beste Erinnerung mit. Ein Anderes ist das Erreichen des Ziels; wird eine Verschmelzung der harmonischen, stilistischen Composition mit der Wirkung des Kolorits möglich sein? Denn im deutschen Geiste, in seiner Wissenschaft wie in seiner Dichtung, ist das idealistische Princip, die Vorliebe für die reine Form, wie für den Begriff der Dinge zu tief begründet, als daß an den vollständigen, einseitigen Sieg der Realisten zu denken wäre. Am nächsten sind sich diese Gegensätze schon in der historischen Malerei gekommen und wenigstens in einem Werke, in Leutze's „Washington“, auch zu einer Ausgleichung. Hier liegt das Feld frei, ein Schatz unberührten Goldes, nationaler wie weltgeschichtlicher Dinge. Und so, im frohen Ausblick auf die Zukunft, wie erhoben über so viel glorreiche Thaten der Kunst, konnte man mit dem Bewußtsein von der Ausstellung scheiden, daß sie ein fortwirkendes, unvergängliches Moment in der Entwickelung der deutschen Malerei sein wird.

---

* Ein unbekannter Dichter.

Von Karl Seifart.

Es wird den Lesern dieser Blätter, welche meinen Kreuz- und Querzügen gegen romantische Schwebeleien hin und wieder gefolgt sein sollten, wunderlich genug vorkommen, wenn ich ihre Theilnahme für Poesieen zu gewinnen suche, welche einem christlich-romantischen Gemüthe vom „trübsten Wasser“ entsprossen sind. Den Begriff „trübe“ will ich hier keineswegs als einen Vorwurf oder eine Geringschätzung aufgefaßt wissen, sondern derselbe soll vielmehr den Charakter des romantischen Denkens und Empfindens überhaupt ausdrücken, ähnlich wie man wohl die Weltanschauung Jakob Böhmes als eine Philosophie von „trüber Tiefe“ bezeichnet hat. Das romantische Gemüth findet sein Behagen im Dunkeln, Widerspruchsvollen, Mystisch-Religiösen, es schwankt und gährt unter dem Eindrucke der verschiedensten Empfindungen, Launen und Einfälle und kommt selten zur Abklärung oder zu einer harmonischen Uebereinstimmung des Denkens und Fühlens. Gleichwohl kann sich das romantische Gefühl zu einem hinreißenden Schwunge erheben oder Gestalten hervorzaubern, deren poetische Kraft auch dem nüchternsten Verstande imponiren muß. — Dies gilt von der romantischen Schule im Allgemeinen wie im Besondern von dem Lokaldichter, aus dessen Liederkranze ich hier ein paar der schönsten Blüthen vorlege.

Der Name des vor einigen Jahren in seinem Geburtsorte Hildesheim hochbetagt verstorbenen Dichters ist Josef Graen; derselbe hat bereits im Jahre 1849 in kleiner Auflage eine längst am Orte selbst vergriffene kleine Gedichtsammlung im Gerstenbergschen Verlage erscheinen lassen, welche neben vielem Unbedeutenden einige Dichtungen enthält, die sich dem Besten, was aus dem Grundton romantisch-katholischer Poesie je erklungen ist, an die Seite stellen lassen, ja, es möchte vielleicht in unserer ganzen Literatur kein Gedicht geben, welches so wahr und treffend, so schwungvoll und gewaltig den Eindruck eines schönen Kirchengeläutes auf das Gemüth wiedergebe, wie Graens Lobgesang auf die Cantabona, die größte Domglocke in Hildesheim. Der Dichter, ein sehr gewandter Lateiner und ein schwärmerischer Verehrer der mittelalterlichen Hymnenpoesie, hat die Königin des herrlichen Domgeläuts zugleich in lateinischer Sprache besungen, und beide Gedichte sind in ihrer Art so vollendet, daß man sich schwer entscheiden möchte, welchem von beiden der Vorzug zu geben sei.

Um uns etwas näher mit der Art und dem Geschmack unsers Dichters bekannt zu machen, lassen wir zunächst eins seiner Gedichte folgen, welche unter dem Titel „Passionsblumen“ die Sammlung einleiten:

Thamus.

(Nach Plutarchs de oraculorum defectu).

Am Steuerruder lehnte der Pilot
Des Fahrzeugs, das die Brust den Wellen bot;

Glatt war das Meer, es schlummerte der Wind,
Beim Mahle sitzen, die im Schiffe sind;

Nur er allein bückt auf das Steuer sich,
Indem das Schiff unmerklich weiter schlich;

Und wie er also müßig träumend ruh't,
Schaut er gen Himmel, in die tiefe Fluth,

Denkt an das sonnenklare Griechenland,
An's junge Weib, das er sich dort verband.

Ihm ist, als sei er in den Raum gehängt,
Wo Abgrund oben, Abgrund unten drängt.

Da ruft ihn von den Echinaden her
Bei'm Namen jemand über's weite Meer,

Es ruft ihm: Thamus! ungeheuren Schalls,
Im Ton des Donners, des Lawinen-Falls.

Und als zum drittenmal sein Nam' erscholl,
Da fragt der Mann ermuthigt, was er soll?

„Langst du bei jenem Vorgebirge an,
Dann rufe laut: es starb der große Pan.“

Und wie das Schiff in frischer Kühlte eilt,
Des Vorgebirges langen Schatten theilt,

Ruft Thamus auf der Pallinoden Höh'
Die inhaltschweren Worte in die See.

Da brauset durch die Lüfte über'm Meer
Ein Schrei entsetzlicher Verzweiflung her;

Was Elend, Schmerz an Mißlaut je gebar;
In einem Wehruf wird es offenbar,

Und durch zahlloser Stimmen dumpfen Hall
Dröhnt, daß die Welt erzittert, schwerer Fall,

Als ob der Luftraum voll Dämonen wär',
Und Myriaden stürzten sich ins Meer.

Das Schiff enttaumelte dem Schreckensort,
Ihm sind nicht mehr die Dioskuren Hort, —

Nach ungestümem regellosen Lauf
Hält spät der Anker es im Hafen auf.

Doch tief in's Land drang die Erzählung vor,
Erreicht Tiberius, des Kaisers, Ohr;

Er forscht vergebens, was denn der Natur,
Dem Erdenkreise damals wiederfuhr? —

Nur unsern Tagen ward es ahnend kund:
Denn Jesus Christus starb zur selben Stund.

Cantabona.

Reiß mich hin in deinem hohen Schwunge,
Deine Pulse wiederholt mein Herz,
Leih' dem eignen Ruhm die Eisenzunge,
Cantabona, liedertönend Erz.

Daß dies blöde Lied zu deinem Preise
Stark und voll sei, wie dein Klang es ist,
Wenn du deiner Töne weite Kreise
Durch das Meer der stillen Lüfte ziehst.

Daß es auf zu jener Höhe strebe,
Die nur Licht und deine Töne kennt,
Und mit diesen zu den Räumen schwebe,
Die dein Wort als Vaterland uns nennt.

Denn auch du vermagst ja nicht zu fliehen,
Zerrt an dir des niedern Lebens Drang,
Doch statt Mißlaut schickst du Harmonien
Groß und edel über Stadt und Land;

Schickst sie mit des Sturmes Flügelschlage
Zu der Sphären klangerfüllter Welt,
Wo der Donner die verwandte Klage
Deinen tiefen Worten zugesellt.

Oder du gebeutst mit sanftem Munde
Dem Geräusch der Tagesarbeit Ruh,
Sendest du zur kühlen Vesperstunde
Neunmal uns die holden Klänge zu.

Du, du redest aller Völker Sprachen,
Letzte Stimme alter guter Zeit,
Du, du rufst des Fährmanns dunkeln Nachen
An die Ufer der Unendlichkeit.

Durch die Lieder meiner Wiege summte
Deiner fernen Töne sanfte Macht,
Und des Jünglings laute Lust verstummte
Deinem Ruf in mancher Mitternacht.

Süße Wehmuth, namenloses Sehnen
Spricht auch jetzt noch den gereiften Mann
Mit des Heimwehs weichen Flötentönen
Aus dem Strome deiner Laute an.

Töne sanft, wenn aus der Welt Gedränge
Deine Heimath einst dem Greise winkt,
Und für mich der letzte deiner Klänge
Aus der umgestürzten Urne sinkt.

Cantabona.

Alta sonans te cano campanam,
Saltat cor hoc tuis plausibus,
Dum canentis laudem aeris canam,
Forti lingua adsis cantibus.

Ut ad soni tui majestatem
Haec excrescant nostra sibila,
Quando vocis tuae claritatem
Mittis per tranquilla aethera.

Carmen hoc ut alta solum pandat
Et rimosa lucis atria,
Ut audacter montes illos scandat
Ubi, te testante, patria.

Nam vel tibi fuga interdicta,
Lacessitae plebis manibus,
At tu cantas, minime afflicta
Fundis ruri, fundis urbibus.

Threnodiam Aquiloni datam
Mittis ad canora sidera,
Atque vocem graviter oblatam
Reboant coeli tonitrua.

Sive ore placido monentem
Mundi audit labor improbus,
Quando vespram blande ingruentem
Novem reddis nobis pulsibus.

Tua dicta cunctae norunt gentes,
Vox superstes prisci temporis!
Tu Charontis rate transvehentes
Subigis ad ripam fluminis.

Blandum murmur eminus fudisti
Nobis olim in cunabula
Juvenemque saepe monuisti
Noctu tua per suspiria.

Hodienum dulci tu moerore,
Flebilique desiderio
Me percellis virum tuo ore,
Vocem tuam cum percipio.

Blande sona, quando senescentem
Hora me suprema rapiet
Ultimusque tonus audientem
Ex transversa urna feriet.

Seit Jahren ist schon für den Dichter der letzte Klang der Cantabona verklungen, aber sein Lied wird forttönen und vielleicht das melodische Erz überdauern, dem es gewidmet ist.

---

* Ein neuer Roman von Fanny Lewald.

Die Reisegefährten. Roman von Fanny Lewald, 2 Bände. (Berlin, Guttentag.)

Die Verfasserin führt uns in diesem Roman zwei Gruppen vor, deren erste den Titel des Buches vertritt und aus einer aus allen Himmelsgegenden zusammengewürfelten Gesellschaft besteht, die sich im Postwagen zufällig trifft und einige Zeit am Lago maggiore mit einander wohnt. Die beiden Hauptpersonen, eine deutsche nicht mehr ganz junge unverheirathete Dame und eine im höchsten Grade excentrische Künstlerin, haben sich schon in der Schweiz gefunden und vielleicht eben durch die Gegensätze ihrer Charaktere an einander geschlossen; die übrige Gesellschaft besteht aus einem sehr jungen schüchternen, fast menschenscheuen Baron und seinem Begleiter, einem französischen Capitän außer Diensten, der ein Leben voll Erfahrung hinter sich hat; endlich einem Doctor mit seiner reizenden siebzehnjährigen Tochter, deren Hauptwohnort Rom ist, wohin die übrige

Gesellschaft sich ebenfalls ihr vorläufiges Ziel gesetzt hat. Der längere Aufenthalt am Lago maggiore bringt die Personen einander nahe, so daß sich Herzensverhältnisse entwickeln, die später entscheidend auf ihr Leben einwirken. Der junge Baron Oskar sieht in der noch immer schönen Deutschen sein Ideal weiblicher Vollkommenheit und faßt eine glühende Leidenschaft für sie, die sie ihm mit einer fast mütterlichen Zärtlichkeit erwiedert. Dieses unnatürliche Verhältniß dauert bis gegen die Mitte des zweiten Bandes fort, bis zu dem Zeitpunkt, wo sie in Rom den Geliebten ihrer Jugend, der sie verlassen und eine Andre geheirathet hat, jetzt als Wittwer wieder findet; die alte Liebe erwacht von Neuem, und eine Verlobung erfolgt. Dadurch zieht sich Oskar zurück, und nachdem er beschlossen hat, seine Liebe männlich zu bekämpfen, mit Eifer nachzuholen, was er in seinen Studien bis dahin versäumt habe, erkennt er, daß das eigentliche Ziel seiner Wünsche die schöne Tochter des Doctors sei. Der Hauptmann und die Künstlerin haben sich gleichfalls gefunden und eines jener unerquicklichen Verhältnisse geschlossen, von denen man im Voraus weiß, daß es auf die Dauer unhaltbar ist. Es ist eine ewige Abwechselung von Beleidigung und Versöhnung, die denn auch damit endet, daß des Hauptmanns Liebe zur schönen Künstlerin erkaltet, und er sich als Verwalter auf eines der Güter des jungen Barons nach Schweden begiebt, worauf die Künstlerin Rom verläßt, nach Neapel geht in der Erwartung, der Geliebte werde noch einmal zu ihren Füßen zurückkehren; als sie ihren Irrthum erkennt, giebt sie in Verzweiflung sich selbst den Tod.

Zu dieser Gesellschaft tritt nun in Rom eine andre Gruppe, für welche die Verfasserin das Interesse ihrer Leser in Anspruch nimmt, in Beziehung. Der Mittelpunkt derselben, eine mit allen Gaben der Natur und des Glückes reich ausgestattete Gräfin, ist wohl von allen Charakteren der anziehendste und mit Vorliebe von der Verfasserin behandelt; sie läßt uns hier einen Blick thun in ein Herz, das mit allen Vorzügen und Schwächen einer echt weiblichen Natur in seiner Liebe völlig aufgeht. Aller Stolz der Gräfin ist untergegangen; sie entäußert sich ihrer weiblichen Würde sogar so weit, daß sie, um den Geliebten zu retten, entschlossen ist, einem gehaßten, ihrer völlig unwürdigen Manne ihre Hand zu reichen. So viel Unnatürliches und Verletzendes auch darin liegt, ist doch grade in dieser großen Aufopferungsfähigkeit auch so viel Schönes und echt Weibliches, daß man sie mehr bedauern als tadeln muß. Das Beste im ganzen Buche ist die Scene, in der die Gräfin zum ersten Mal auftritt; es ist die Trennung zwischen ihr und dem Geliebten, der als Geistlicher sie nicht besitzen kann und Trennung als die einzige Rettung für sie Beide erkannt hat. Der Kampf zwischen Pflicht und Liebe ist ergreifend. Beide fühlen, daß es sein muß, Beide wissen, daß sie einen Theil ihres innersten Lebens zerstören, und die Gräfin kann zur Entsagung sich nicht erheben; — in dem Manne aber siegt der Wille, er reißt sich los, verläßt die Geliebte und geht seinem Untergang entgegen. Glücklicherweise wird der Gräfin später noch zu rechter Zeit ihr Opfer erspart, indem sie Kunde von dem Tode des Geliebten und zugleich von den schändlichsten Intriguen ihres Bewerbers erhält. Das Buch schließt nun damit, daß sie ins Kloster geht und der Bösewicht im Duell umkommt. Zu diesen letzten Vorgängen dienen nun die vorhin genannten Personen, welche die Intrigue entdecken und das Duell herbeiführen müssen.

In diesem Doppelroman liegt unserer Ansicht nach ein großer Fehler des Buchs; es ist ein fortwährendes Abspringen, wodurch der Leser von einer Stimmung in die andere geschleudert wird: kaum hat man angefangen, sich für ein Verhältniß zu interessiren, so führt das nächste Kapitel den Leser wieder zu ganz verschiedenen Personen, deren Beziehung zu einander mehr gesucht als natürlich und von selbst herbeigeführt ist. Das Ganze ist jedoch nicht ohne Geist und, wie sich das von einer geübten Feder erwarten läßt, wiederum mit großer Gewandtheit geschrieben.

---

* Eine Serenade von Mozart.

Im Bremer Künstlerverein kam am 15. September die große Mozartsche Serenade für 13 Blasinstrumente oder (nach einer in Leipzig getroffenen und bei dieser Gelegenheit befolgten Einrichtung) für 12 Blasinstrumente und Contrabaß zur Aufführung und erregte großes Interesse bei den Freunden der Musik, die sich zahlreich eingefunden hatten. Diese in den letzten Jahren an manchen Orten zu Gehör gebrachte Serenade in sieben Sätzen ist das größeste Werk Mozarts auf diesem Felde, das er sehr fleißig bebaut hat. Es war diese ursprünglich für den Vortrag im Freien bestimmte Gattung besonders in den Siebenzigerjahren beliebt und ein Modeartikel, der vorzüglich für reiche Kunstmäcene angefertigt wurde. Abgesehen von der Lieblichkeit oder Schönheit der Gedanken, die in den Mozartschen Serenaden zu Tage treten, sind dieselben ganz besonders anziehend und lehrreich wegen der Behandlung der Blasinstrumente. Vorzüglich ist das bei der in Rede stehenden Serenade der Fall, da sie ein sehr breit angelegtes und mit besonderer Liebe durchgeführtes Werk ist, das in den Anfang der Periode des Meisters fällt, in welcher seine größesten Schöpfungen entstanden. Es wird von den Kunstkritikern in das Jahr 1780 verlegt, würde demnach etwa der Zeit des „Idomeneo“ und der „Entführung“ angehören; Mozart brachte es in München, wo er die erste der genannten Opern componirte, zur Aufführung. — Wir haben im Allgemeinen die folgenden Bemerkungen, welche Otto Jahn im zweiten Bande seines wiederholt besprochenen Werkes über Mozart in Betreff der Serenade macht, bestätigt gefunden:

„Die Serenate beginnt mit einem feierlichen Largo, das als Einleitung zu einem Molto Allegro dient, welches wie die ersten Sätze einer Symphonie in zwei Theilen ziemlich ausgeführt ist. Hierauf folgt ein Menuett mit zwei Trios, dann ein breit angelegtes Adagio, und darauf wieder ein Menuett mit drei Trios. Daran schließt sich eine Romanze: Adagio, einfach liedartig in zwei Theilen, durch ein Allegretto unterbrochen, welches wieder in das Adagio überleitet, das wiederholt und durch eine Coda abgeschlossen ist. Dann kommt ein Andante mit sechs Variationen und endlich das Finale, das in einem munteren Rondo besteht. Man kann leicht denken, welche Aufgabe es ist eine solche Reihe von Musikstücken für Blasinstrumente zu schreiben ohne zu ermüden, da die Klangwirkung derselben zwar frappant und reizend ist, aber um so vorsichtiger und maßvoller angewendet werden muß. Allerdings ist dabei zu erwägen, daß damals durch den häufigen Gebrauch der Harmoniemusik eine Gewöhnung an diese Klangfarbe eingetreten war, welche eine Ermüdung weniger leicht eintreten ließ. In jedem Falle hat die Serenate schon darum ein nicht geringes Interesse, weil sie uns beweist, in welchem Umfang und mit welchem Detailstudium Mozart sich aller Instrumentalkräfte versicherte um jede in der gehörigen Art verwenden zu können, wodurch uns eine so vollkommene Beherrschung des Orchesters, wie sie im Idomeneo zu Tage liegt, begreiflich wird. Allein ihre Bedeutung ist eine höhere als die einer bloßen Studie im Instrumentiren, wie dies auch der lebhafte Beifall, den sie in neuester Zeit an verschiedenen Orten gefunden hat, (die Serenate ist in Darmstadt, München, Hamburg und Leipzig mit einem durchgreifenden Erfolg wiederholt aufgeführt worden), bezeugt. Wir finden allerdings, daß der Reiz dieser Composition zum großen Theil in der nie fehlenden Sicherheit beruht, mit der die Bedingungen, unter welchen die verschiedenen Instrumente ihre eigenthümliche Klangweise am günstigsten entwickeln, in mannichfachen Combinationen benutzt worden sind; allein wir gewahren auch bald, daß es sich hier nicht um ein Berechnen raffinirter, nur durch ihre Neuheit überraschender Klangeffekte handelt, sondern vielmehr um die einsichtsvolle Entfaltung des Naturgemäßen durch richtige Stellung und Beleuchtung. Dabei ergiebt sich dann ferner, daß diese Entwickelung des materiell Instrumentalen zusammenfällt mit der künstlerischen Gestaltung der Idee, und

daß schließlich die Wirkung darauf beruht, daß für den Ausdruck des musikalischen Gedankens in jedem Momente seiner Entfaltung auch das treffende Mittel gefunden wird, daß der eigenthümlich und in voller Kraft und Schönheit wirkende Klang des Instrumentes nicht bloß als solcher zur Geltung kommt, sondern weil dadurch ein Glied des Ganzen so dargestellt wird, wie es dem Zusammenhange gemäß ist. In der Gruppirung und Behandlung der einzelnen Instrumente ist eine Feinheit und Mannichfaltigkeit, daß eine durchgehende Norm nicht anzugeben ist; in der Natur der Sache liegt es, daß da wo ein eigentliches Concertiren eintritt die ersten Spieler dies vorzugsweise übernehmen, während den Secondariern die Begleitung zufällt, übrigens ist die Stimmführung durchgehends so frei und selbständig, daß ein solcher Unterschied nicht durchgehends hervortritt. Wohl angelegt und gegliedert, reich an einzelnen feinen und interessanten Zügen der harmonischen oder thematischen Verarbeitung, im Allgemeinen frisch und durchaus wohlklingend sind alle Sätze, übrigens der künstlerischen Bedeutung nach verschieden. Die Krone derselben ist das Adagio, in welchem der musikalische Ausdruck eines ernsten und tiefen Gefühls zu einer Reinheit und Höhe erhoben ist, daß die specifischen Bezeichnungen bestimmter Gemüthsstimmungen keine treffende Anwendung mehr finden: wir gelangen durch die künstlerische Katharsis (Reinigung und Heiligung), wie Aristoteles sie nennt, zu einer absoluten Freiheit und Befriedigung, welche dem Menschen allein in der vollendeten Harmonie und Schönheit der Kunst zu finden vergönnt ist. Die Mittel, durch welche diese höchste Wirkung erreicht wird, sind so einfach, daß eine Zergliederung derselben nur eine Bestätigung des alten Wortes sein würde, daß der Buchstabe tödtet und nur der Geist lebendig macht.«

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Das Haus der Hofräthin. Familiengemälde aus der modernen Welt. Von P. Stein. 2 Bde. — Neue Novellen. Von Ernst Willkomm. 2 Bde. — Aus dem Salonleben. Roman von Caroline von Göhren. 2 Bde. — Sophokles. Trauerspiel in 5 Aufzügen von L. Eckardt. — Wenden, seine Vergangenheit und Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte Livlands. Von Jegor von Sievers. — Der zweite Theil des Goethe'schen Faust, erläutert von A. Schnetzer. — Die Nibelungenstrophe und ihr Ursprung. Ein Beitrag zur deutschen Metrik von Karl Simrock.

— ⁂ **Shakspere'sche Dramen.** Uebersetzt von E. Heinichen, Rittmeister im königl. preuß. 7. Husarenregiment. Erstes Bändchen: Cymbeline. Zweites Bändchen: Coriolan. Bonn, A. Marcus. 1858. — Uebersetzungen Shakspere'scher Dramen ist man nur zu leicht geneigt, im Hinblick auf die berühmte allverbreitete Schlegel-Tieck'sche Arbeit, für eine Ilias post Homerum zu halten; und allerdings mag es ein kühnes Unternehmen sein, an diejenigen Schauspiele des großen Dichters, welche so glücklich gewesen sind, in A. W. von Schlegel ihren Dollmetscher zu finden, noch einmal eine verdeutschende Hand zu legen, die den überlegenen Vorgänger kaum erreichen, geschweige denn übertreffen wird. Anders stellt sich die Sache jedoch bei den Zuthaten, die unter Tieck'scher Firma das von Schlegel unvollendet gelassene Werk, freilich nur äußerlich, vervollständigt haben. Diese später unter Tieck's Namen und Beistand von seinem Freunde und von seiner Tochter übertragenen Shakspere'schen Schauspiele, etwa die Hälfte der sämmtlichen, berechtigen und ermuthigen schon durch den Abstand, in welchem sie zu den Schlegel'schen Produkten stehen, — einen Abstand, der in solcher Nachbarschaft nur um so greller hervortritt, — gleichsam von selbst zu neuen und wiederholten Versuchen, etwas Vollkommeneres an die Stelle des Unvollkommenen zu setzen. Und ein solches Vollkommenere, eine bessere Uebertragung als die vorhandene, begrüßen wie gern in den vorliegenden beiden Dramen Shakspere's, deren Original in der Gedrungenheit und theilweisen Dunkelheit des Stils, in der Kraft, Eigenthümlichkeit und Kühnheit des Ausdrucks dem Uebersetzer größere Schwierigkeiten bereitet, als die meisten andern Shakspere'schen Schauspiele und ihm eine Aufgabe stellt, deren Lösung Herrn Heinichen in der That besser als seiner Vorgängerin, Fräulein Dorothea Tieck, gelungen ist. Es ist schwer, zugleich mit solcher treuen Reproduktion eines tiefeindringenden Verständnisses und in so fließend gebildeter dichterischer Sprache zu übersetzen, wie es in den vorliegenden glücklichen Versuchen geschehen ist.

— △ **Beatrice Cenci.** Eine Erzählung aus dem sechszehnten Jahrhundert von F. D. Guerrazzi. Hamburg, Otto Meißner. — Wer je im Pallast Colonna zu Rom das liebliche, gewöhnlich dem Guido Reni zugeschriebene Bildniß der Beatrice gesehen, dem wird es unvergeßlich bleiben, zugleich aber wird man bedauern, außer den dürftigen Notizen in Försters oder Murrays Handbuch so wenig Näheres über diesen Gegenstand zu erfahren, da Shelley's und Anfossi's gleichnamige Dramen doch nicht so allgemein bekannt sind. Der geistreiche und ehrgeizige Livorneser Advokat Francesco Domenico Guerrazzi, geschätzt als Verfasser mehrerer historischer Romane (die Schlacht bei Benevent, die Belagerung von Florenz, Isabella Orsini, die Weißen und Schwarzen u. s. w.) und dadurch bekannt, daß er in den Jahren 1848 und 49 Toscana als ziemlich unumschränkter Dictator beherrschte, entwarf, als er diese kurze Herrschaft sodann mit mehrjährigem Gefängniß büßte, in letzterem den Plan obengenannten Werkes, dessen erster Band nun in einer Uebersetzung dem deutschen Publikum vorliegt, während das 1854 erschienene Original in Italien nicht mehr erhältlich ist. — Beatrice, eine Jungfrau von seltener Schönheit, war die Tochter des Grafen Francesco C., welcher (s. Muratori, annales X.) nach seiner zweiten Vermählung seine Kinder erster Ehe auf's Grausamste behandelte, zwei Söhne durch Meuchelmörder tödten ließ und durch die ausgezeichnete Schönheit seiner Tochter versucht wurde, dieser nachzustellen. Letztere suchte vergebens bei mächtigen Verwandten, ja sogar bei dem damaligen Papst Clemens VIII. Schutz. Der unnatürliche Vater wurde ermordet, worauf die ganze Familie desselben sogleich ins Gefängniß geführt und gefoltert wurde. Nach anderer, gleichzeitiger Geschichtschreiber Zeugniß haben die Kinder keinen Antheil an der Ermordung ihres allgemein gehaßten, schändlichen Vaters gehabt; das ganze Verfahren gegen sie beruhte auf der Aussage zweier in Neapel verhafteten Banditen. Beatrice, 16 Jahre alt, ihr Bruder Giacomo und ihre Stiefmutter Lucretia wurden im September 1599 zu Rom enthauptet; mit dem eingezogenen Vermögen bereicherte der damalige Papst Paul V. aus dem Hause Borghese, seine Familie, welche darüber in einen, bis auf den heutigen Tag noch nicht beendeten Proceß mit den fürstlichen Häusern Aldobrandini und Barberini gerieth, und welche daher auch die durch ihre ausgezeichneten Kunstschätze bekannte Villa Borghese besitzt. Ferner erinnern im heutigen Rom noch zwei Paläste Cenci an das bejammernswerthe Schicksal dieser Familie. — Der Verfasser hat seinen Gegenstand durchaus nach den Aktenstücken, Anklageschriften, Vertheidigungen des Processes, Durchforschung von Urkunden und Denkmälern und wie er sagt, auch von Gräbern, behandelt, sein bekanntes Erzählungstalent ist hinreißend, und er ist so glücklich gewesen für seinen, in noch keine andere Sprache übertragenen historischen Roman einen ebenso gewandten Uebersetzer zu finden. Letzterer sowie der Verfasser haben beide das Schicksal, politische Märtyrer, wenn auch in verschiedenem Sinne, zu sein; derselbe ist ein achtbares Mitglied der um ihrer Ueberzeugung willen aus Amt und Land vertriebenen Schleswig-Holsteinischen Geistlichkeit. Der Werth des gut ausgestatteten Werkes, dessen bald erscheinendem zweiten Bande wir mit Interesse entgegensehen, wird durch ein Bildniß der Beatrice — eine Nachbildung des obenerwähnten Gemäldes — erhöht.

— * Das siebente Heft des laufenden Jahrganges der „Geographischen Mittheilungen“ von Petermann beschäftigt sich zunächst mit den orientalischen Reisen des Professors Roth, dessen frühzeitiger Tod im Dienste der Wissenschaft eine so allgemeine Theilnahme im Orient wie in seinem Vaterland erregt hat. Er machte vor seiner letzten Excursion nach dem Libanon, auf der er zu Hasbeia am 26. Juni d. J. dem Sumpffieber erlag, eine Reise nach den südöstlich vom todten Meere gelegenen Landschaften. Der ausführliche Bericht über dieses gefahrvolle Unternehmen, das den Reisenden bis zu den höchst selten von Europäern besuchten Orten Kerek in Moabitis und Tafileh in Gebalene führte, wird in dem neuesten Hefte der geographischen Mittheilungen veröffentlicht, in denen auch die früheren Reiseberichte des Professors Roth, namentlich die über seine für die physicalische Geographie so wichtige Reise durch das Wady el Arabah, publicirt wurden. In demselben Hefte befindet sich eine Abhandlung über das Thal des großen Salzsee's von Utah und die Heerstraße nahe dem 41. und 42., Parallel nach demselben von Dr. Ernst R. Schmidt, Lehrer der Naturwissenschaften am Burlington-College im Staate New-Jersey. Derselbe giebt eine kurze und klare Uebersicht der physicalischen Gestaltung und des landschaftlichen Charakters der westlichen Hälfte Nordamerika's, schildert speciell die Straße längs dem Platte und über den Südpaß der Felsengebirge nach Utah und beschreibt in lebendiger und anschaulicher Weise das merkwürdige Becken des großen Salzsee's mit den Niederlassungen der Mormonen. Hierzu gehört eine Special-Karte des großen Salzsee's und seiner Umgebungen, nach den Aufnahmen von Frémont und Stansbury von A. Petermann gezeichnet. Eine zweite Karte, ebenfalls von A. Petermann, stellt den eigentlichen Kern des nordamerikanischen Continentes dar, nämlich das Flußgebiet des Missouri mit ganz Nebraska, dem größten Theile von Minnesota und Iowa und kleineren

Abschnitten der Territorien Missouri, Utah, Oregon und Washington. Dieses Gebiet gehört zu den unbekanntesten in Nordamerika und ist deßhalb besonders interessant, weil es von den Straßen durchschnitten wird, die nach Washington, Oregon und Utah führen, weil sich in neuester Zeit der Strom der Einwanderung vorzugsweise dahin gewandt hat und weil in dasselbe die meisten der großartigen Recognoscirungen und Aufnahmen fallen, welche von Seiten der Vereinigten Staaten zum Zweck der Führung einer Eisenbahn nach dem großen Ocean ausgeführt worden sind.

— * Aus dem Nachlasse von Robert Schumann werden demnächst Scenen aus Goethe's „Faust", componirt für Chor, Solostimmen und Orchester, im Druck erscheinen.

— * Der in Mailand lebende Sohn W. A. Mozarts hat kürzlich 8520 Franken aus Paris bezogen als Tantiemen-Ertrag der Aufführungen von „Figaro's Hochzeit."

— * Das dritte mittelrheinische Musikfest wird in den Tagen vom 25. bis zum 29. September in Wiesbaden unter der Leitung von Vincenz Lachner in Mannheim und J. B. Hagen in Wiesbaden stattfinden. Die verbündeten Gesangvereine von Darmstadt, Mainz, Mannheim und Wiesbaden rechnen auf 600 Personen im Chor und 150 im Orchester. Für die Solovorträge sind außer den Kräften, die an Ort und Stelle zur Verfügung stehen, der Pianist Bruckner aus München und der Tenorist Schneider aus Frankfurt engagirt worden.

— * Schön über Stein. Kürzlich hat der alte Arndt ein kerniges, prächtiges Buch über den Freiherrn vom Stein geschrieben und damit das in den letzten Jahren immer mehr ausgemalte Bild des großen Mannes vervollständigt. Dem begeisterten Wort, welches Arndt spricht, steht ein kühleres gegenüber, das der verstorbene Staatsminister von Schön, einer der Mitarbeiter an der Wiedergeburt Preußens, abgegeben hat. Es findet sich in einem bisher nicht gedruckten Briefe, welchen die „Grenzboten" veröffentlichen, indem sie damit übrigens die in dem Briefe ausgesprochenen Ansichten nicht zu den ihrigen machen. Wir theilen dieselben als einen mit Vorsicht aufzunehmenden Beitrag zur Beurtheilung Steins mit. Schön schreibt: „Stein war ein großer Mann, weil er unbedingt und rücksichtslos der Idee des Vaterlandes, wenn auch mehr instinctartig, als mit Bewußtsein, lebte. Aeußere Verhältnisse hatten es ihm möglich gemacht, als großer Mann in die Erscheinung treten zu können. Ohne ihn hätte die russische Armee im Januar 1813 niemals die polnische Grenze überschritten. Selbst der russische Feldmarschall wollte über unsere Stadt Johannisburg nicht mehr hinaus. Ohne Stein wäre später vom russischen Hauptquartier Kalisch aus Deutschland in eine russische und in eine französische Präfectur getheilt worden. Der Kaiser Alexander wollte in Kalisch keinen Frieden mit Preußen schließen, sondern unbedingt befehlen, was Preußen thun sollte. Nur Stein, mit Hülfe von Scharnhorst brachte es dahin, daß Rußland Preußen als unabhängigen Staat anerkannte und ein Friede geschlossen wurde. Stein ist es zu verdanken, daß nach zwei verlornen Schlachten (Goerschen und Bautzen) der Kaiser Alexander dem Verlangen seiner Armee, nach Polen zurückzugehen, bestimmt entgegentrat, und daß während des Waffenstillstandes Schlesien von Preußen und von den Russen besetzt blieb. Wurde Schlesien damals aufgegeben, dann war die preußische Macht vernichtet und Rußland genöthigt, auf Kosten Deutschlands mit Napoleon Frieden zu schließen. Stein war bei Alexander der Repräsentant der Idee des unabhängigen Staates und übte die Macht der Idee, wo es darauf ankam, auch mit der höchsten Selbstverläugnung aus. Hätte Oesterreich während des Waffenstillstandes, wo Preußen und Rußland um dessen Gunst buhlten, nicht alles darangesetzt, um Steins Einfluß auf Alexander zu vernichten, hätte Metternich damals nicht allein gebieten wollen, welches ihm am Ende des Waffenstillstandes mit Oesterreichs Zutritt zur Allianz auch gelang, dann hätte durch Steins Wirken der Krieg einen bei weitem besseren Fortgang gehabt, als er gehabt hat. Hiernach war Stein ein großer Mann und unberechenbar ist sein Verdienst um Deutschland und dadurch um die Kultur der Welt überhaupt. Deutschland müßte ihm eine Ehrensäule setzen, größer als die des heiligen Borromäus (die größte auf der Erde) und der Name Stein müßte in ellenlangen goldenen Buchstaben auf dem Postamente stehen. Aber ein Staatsmann war Stein nur insofern, als ein Mann mit blendendem Witz, und mit, wenn auch nicht tiefem, so doch scharfem, lebhaftem Geiste ein Staatsmann sein kann, welcher 1. in den Vorurtheilen eines Reichsfreiherrn aufgewachsen ist, und in welchem sich diese Vorurtheile so festgesetzt haben, daß die Erfahrungen des weitern Lebens diese nicht zu erschüttern und noch weniger auszurotten, sondern nur in einzelnen Fällen zu übertünchen im Stande sind; 2. den Bildungsgang gehabt hat, welcher in Steins Jugendzeit bei der sogenannten vornehmen Welt stattfand, nämlich Einzelheiten in Massen in sein Gedächtniß zu bringen, ohne diese zu Begriffen zu erheben und diese wieder zur Entwicklung von Ideen zu benutzen. Stein kannte von mehren Sprachen die Vocabeln, aber das, was Sprache ist, war ihm fremd. Er hatte eine Masse von historischen Notizen in seinem Gedächtnisse, wie wenig Historiker von Profession besitzen werden, aber was Karl der Große und Ludwig XIV. und Friedrich der Große in der Geschichte waren, das war ihm gänzlich unbekannt. So waren ihm namentlich alle Einzelnheiten von Colberts Leben bekannt, aber daß dieser durch sein System der Hauptschöpfer eines Mittelstandes, also einer der Begründer unserer Kultur gewesen, ist Stein niemals in den Sinn gekommen; dem 3. jede philosophische und poetische Bildung nicht allein abgeht, sondern den auch sein historischer Notizenkram zu einem förmlichen Widerwillen, besonders gegen philosophische Entwicklung gebracht hatte. — Wenn Stein jemanden tief stellen wollte, so nannte er ihn einen Metaphysikus. Seine Staatswissenschaft bestand in der Lebensgeschichte einzelner hervorragender Staatsmänner und in Kenntniß der einzelnen administrativen Maschinerien. Als er 1807 in Memel ankam, war sein erster Gedanke, die Staatsbehörden anders zu gestalten. Ueber Staatsgrundsätze und eigentliche Staatseinrichtungen ist Stein mit dem Könige niemals in Differenz gekommen, aber gegen die Kabinetsregierung, wie sie damals bei uns war, trat er auf. Statt im Jahre 1805—1806 das Kabinet als Ersatz der deutschen Conferenzminister und des fehlenden Staatsraths anzusehen und zu verbessern, wollte er, daß die Administrationsminister ihre Pläne und Vorschläge vor dem Könige selbst recensirten. Die blutlosen Leute, Beyme und Lombardt waren ihm selbst zuwider, so daß er mehr gegen diese persönlich, als gegen die Kabinetsregierung kämpfte. Man würde Stein in Verlegenheit gesetzt haben, wenn man die Beantwortung der Frage von ihm verlangt hätte, was ein Staat sei? — und zu welchem Zwecke wir in einem Staate leben und leben sollen? — Er wagte zwar nicht, vermöge des Geistes, mit welchem der Himmel ihn ursprünglich beschenkt hatte, gegen staatswissenschaftliche Aufstellungen zu protestiren, gab diesen sogar, wenn er gedrängt wurde, um nicht geistlos zu erscheinen, seine Firma, aber er selbst kam niemals zu einer wissenschaftlichen Construction in Staatsangelegenheiten. Finanziell und staatswirthschaftlich war Stein ganz ungebildet. Trat ein Ereigniß ein, welches entweder Aufnahme und Entwicklung oder Gegenmaßregeln forderte, dann suchte er aus seinem großen Notizenmagazin das heraus, was in ähnlichen Fällen in andern Staaten geschehen war. So wollte er, weil im Jahre 1806 zur Kriegführung Geld bei uns fehlte, das Land mit unrealisirbarem Papiergeld überschwemmen, weil Frankreich und Oesterreich in ähnlichen Fällen dies gethan hatten. Allen Gegenvorstellungen und jeder Darstellung der üblen Folgen einer solchen Maßregel setzte er seine Notizen entgegen und von dieser landesverderblichen Operation trat er erst dann zurück, als ich ihm aus Büsch den Fluch überschickte, welchen dieser über den preußischen Minister ausgesprochen hatte, welcher Papiergeld bei uns einführen wolle. Daß zu Zurücknahme dieser Maßregel Stein aber nicht Ueberzeugung, sondern nur der angedrohte Fluch, als Vernichtung seiner Celebrität, gebracht hatte, ging daraus hervor, daß er im Jahre 1810 dem Staatskanzler Hardenberg, als dieser eben sein Amt angetreten hatte, unaufgefordert den Rath ertheilte, Papiergeld machen zu lassen. Er ging sogar so weit, Hardenberg gegen meinen, wie Stein sich ausdrückte, esprit à système, vermöge dessen ich dem Papiergeld entgegen sei, zu warnen. Noch nicht genug! Er verlangt im Januar 1813 von dem Minister Grafen Dohna, als Präses der ostpreußischen Stände, daß Landespapiergeld gemacht werde, obgleich vorauszusehen war, daß es nur mit dem gewaltsamsten Zwangscours erhalten werden konnte. Es scheint schwer begreiflich, wie bei aller finanziellen und staatswirthschaftlichen Unkultur Stein bei seinem hellen Geiste den Gedanken des Papiergeldes beinahe bis zur Verrücktheit hat verfolgen können. Aber eine Aeußerung von ihm: daß der hochverschuldete österreichische Adel durch Tilgung seiner Schulden mit einem 80 Procent verlierenden Papiergelde, welches gesetzlich Pari angenommen werden mußte, seine Schulden bezahlt und sich vollständig retablirt habe, giebt hierüber Aufschluß. — Seine poetische Bildung war im Monat August 1808 noch auf dem Standpunkte, daß er nichts von Goethe gelesen hatte. Durch Necken und Scherzen über seine prosaische Natur wurde er damals dahin gebracht, Faust lesen zu wollen. Er erhielt dies Buch etwa um 10 Uhr Vormittags und schickte es bald nach 4 Uhr Mittags mit der Aufforderung zurück, ihm den (damals noch nicht herausgekommenen) zweiten Theil zu übermachen. An ebendemselben Tage Abends war ich mit Stein bei dem Kriegsrath Schäffner in Gesellschaft, und aus seiner Antwort auf meine Frage: wie ihm der Faust zugesagt habe? ersah ich, daß es ihm nur ein Geschichtsbuch gewesen war. Dabei bezeichnete er es als ein unanständiges Buch, von dem man in anständiger Gesellschaft gar nicht sprechen könne. Neben dem Geschichtlichen waren ihm nur die Scenen in Auerbachs Keller und auf dem Blocksberge bemerkenswerth geblieben. Und doch! war Stein, trotz dieser Mängel ein großer Mann. Lessing, einer der größten Denker und der gelehrtesten Männer war ein schlechter Bibliothekar. Friedrich der Große war ein so schlechter Finanzier und Staatswirth, daß Napoleons Verbrennen der englischen Waaren aus politischen Gründen und die sogenannte russische Grenzsperre (welche an sich nicht existirt, sondern nur in Zöllen besteht, welche noch dazu größtentheils geringer, als die anderer Staaten sind) gegen die grundverderblichen staatswirthschaftlichen Operationen Friedrichs des Großen nur schwache Schatten sind. Kant sagte: man kann ein großer Philosoph sein und doch schlecht die Flöte blasen."

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 39. Bremen, 26. September. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Das Kloster Loccum und die Cistercienserkirchen.

Von H. A. Müller.

Der Architekten- und Ingenieur-Verein zu Hannover hat das Verdienst, die Erforschung, Erhaltung und Wiederherstellung der mittelalterlichen Kunst- und vorzugsweise der Baudenkmale in Niedersachsen angeregt und die Herausgabe derselben begonnen zu haben. So ist auch die durch Hase in Hannover restaurirte Kirche zu Loccum, in der Nähe des Badeortes Rehburg, bereits theilweise von jenem Verein und in seiner Gesammtheit in Lübke's bekanntem Werke über die mittelalterliche Kunst in Westfalen beschrieben. Diese Beschreibung wurde aber gemacht, als die Restauration der dortigen Kirche, so viel ich weiß, kaum begonnen, wenigstens noch längst nicht vollendet war. Da sie sich also nur auf den damaligen, verfallenen Zustand erstreckt und ohnehin alle neueren Zusätze ihrer Aufgabe gemäß ausschließt, so wird eine Schilderung des Baus in seinem jetzigen wieder hergestellten Zustande erwünscht sein.

Als ehemalige Cistercienserabtei liegt Loccum, die jetzige Vorbereitungsanstalt für evangelische Theologen, in stiller Waldeseinsamkeit, ganz entfernt vom Geräusch der großen Städte und von den Versuchungen und Gefahren, in welche die Strenge der Klosterzucht durch die Berührung mit ihnen gerathen konnte. Es liegt aber heutzutage auch weitab vom Gewimmel der Bahnhöfe und von den großen Verkehrslinien der Eisenbahnen und Heerstraßen, so daß der große Strom der reisenden Welt es unberührt läßt. Und das ist die Lage, die eigentlich allen Mönchsklostern des Abendlandes, allen Stiftungen des heiligen Benedict, vorzugsweise aber dem aus ihnen hervorgegangenen Orden der Cistercienser geziemte. Es war bekanntlich einer der strengsten geistlichen Orden des Mittelalters, der seinen Ursprung dem frommen Eifer eines Cluniacenser-Mönchs verdankt, dem sein Kloster Cluny an allzu laxen Sitten zu leiden und daher die Gründung einer neuen Stiftung in der der Sage nach von wilden Thieren bewohnten, rauhen Einöde von Citeaux unweit Dijon nothwendig und verdienstlich schien. Dort ließen sich seine Gleichgesinnten am Ende des 11. Jahrhunderts nieder, sie lichteten die Wälder, machten das Land urbar und zogen so viele Genossen nach sich, daß sie nach wenigen Jahren Colonien aussandten und an vier anderen Punkten Frankreichs Filialklöster gründeten, alle in möglichst einsamen, unwirthbaren Gegenden, die ihnen zufolge der Legende jedes Mal von der heiligen Jungfrau selber, der Schutzpatronin des Ordens, angewiesen wurden. Dort lag den Mönchen, deren jedes Kloster gewöhnlich die heilige Zahl 13, mit Einschluß des Abtes oder des Priors enthielt, neben ihren täglichen Andachtsübungen vor allen Dingen die Kultur des Bodens, die Bewirthschaftung ihres Grundstücks, der Bau kleiner Häuser und Hütten und die Unterstützung der Armen ob. Unendlich streng und einfach war ihre Lebensweise; die gröbste Nahrung, die schmuckloseste Wohnung, das kümmerlichste Lager auf einem bloßen Strohsack, das waren ihre Bedürfnisse, das erheischte die Disciplin des Ordens. Dabei selbstverständlich der pünktlichste Gehorsam gegen alle übrigen Satzungen desselben und insbesondere gegen die sogenannte Karte der christlichen Liebe, deren Gränzen sie nicht einmal nach der strengen Seite, durch anderweitige freiwillige Entsagungen und Kasteiungen, übertreten durften. So kam es, daß die Cistercienser, da sie alle in gewisser Abhängigkeit vom Mutterkloster Citeaux standen und alle nach denselben Gesetzen lebten, in ihrer Blüthezeit, d. h. im 12. und 13. Jahrhundert, als Muster von Frömmigkeit, wenn auch nach unseren Begriffen von mißverstandener, von militärischer Zucht und von nützlicher Thätigkeit galten, und daß auch ihre äußerlichen klösterlichen Einrichtungen und Anlagen und vor allen Dingen ihre Kirchenbauten eine große Familienähnlichkeit unter einander haben. Es steht zwar in Bezug auf ihre Kirchen nirgends geschrieben, wie sie angelegt und ausgeführt sein sollten, aber das Princip der strengen Einfachheit und Schmucklosigkeit, der Charakter des gewaltigen Ernstes ist wie dem Orden, so auch seinen Kirchen gemeinsam. Gesetze und Gebote halten sie nur gegen Luxus und Pracht in den kirchlichen Geräthen, gegen viele und allzu bunte Malereien und gegen großartiges Geläute der Glocken. Allen Cistercienserkirchen, wenigstens denen der Blütbezeit des Ordens, ist daher der Mangel an einem eigentlichen Thurmbau eigen; das war ein Luxus, den sie verschmähten. Statt eines oder gar mehrerer hochaufstrebender Thürme, die dem Geiste der Demuth zu widerstreben schienen, begnügten sie sich mit einem nur kleinen Glockenthürmchen auf der Durchschneidung von Mittel- und Querschiff, einem sogenannten Dachreiter. Und wie ein Thurmbau, so schien ihnen auch eine Krypta ganz überflüssig; eine solche findet sich unter ihren Kirchen meines Wissens nie.

Dies ist in wenigen Grundzügen der Orden der Cistercienser in Frankreich während der Periode der romanischen Baukunst und des Aufschwungs, den ihm insbesondere der heilige Bernhard von Clairvaux verliehen hatte. Als nun aber in Frankreich bereits in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts, also bekanntlich früher als in Deutschland, der gothische Stil mit seinen Neuerungen anfangs schüchtern, allmälig immer kühner und consequenter auftrat, da verhielt sich unser Orden keineswegs indifferent dagegen. Er verschmähte die architektonischen Neuerungen nicht, insofern sie nur nicht überflüssigen Schmuck an Bildwerken und sonstigen Luxus in die Kirchen brachten. Praktisch, wie er durch und durch war, nahm er mit vollem Bewußtsein und gehöriger Ueberlegung vom gothischen Stile das an, was dem Geiste der Ordnung und Zweckmäßigkeit nicht widerstrebte: z. B. den Spitzbogen sowohl in den Arkaden und Gewölben als in den Fensteröffnungen, die Strebepfeiler als Widerlager der Gewölbe, die Durchbrechung der Mauern durch größere Fenster und Anderes. Dagegen verschmähte er die Arkadengalerieen im Mittelschiff, die vielfache Gliederung der Pfeiler, und ihren Schmuck durch die vom Boden aufsteigenden Säulen zum Tragen der Gewölberippen, den Blätterschmuck der Kapitäle und sonstige Zierrathen. In der Anlage

wurden die gewöhnlichen drei Schiffe des Langhauses und das Querschiff, wie die romanischen Basiliken sie zeigen, beibehalten; aber eine Haupteigenthümlichkeit des Ordens besteht darin, daß der Ostseite beider Kreuzflügel je zwei oder gar drei Kapellen angebaut wurden, entweder von der Länge des Chores, oder so, daß der Chorraum nur wenig heraustritt. Welchen Zweck diese Kapellen hatten, geht aus der Sitte der Ordensbrüder hervor, daß sie nach dem Chordienste vor den Altären in diesen Kapellen zu knieen, sich zu entblößen und zu geißeln pflegten. Der östliche Schluß der Kapellen und des zwischen ihnen liegenden Chores ist dann gewöhnlich der allernüchternste den es giebt, nämlich der gradlinige; erst im 13. Jahrhundert bildeten sie ihn allerdings auch wohl rund oder polygon, oder umgaben den Chor nach Art der größeren französischen Kathedralen mit einem Kranze von Kapellen, was uns schließen läßt, daß es über diese architektonischen Formen keine bestimmte Vorschrift bei den Cisterciensern gab.

Mit diesen kurzen Andeutungen über die Eigenthümlichkeiten der französischen Cistercienserkirchen, wie sie in Citeaux, Pontigny, Clairvaux, Morimond und anderswo bestanden und zum Theil noch bestehen, muß ich mich begnügen; ich halte sie für hinreichend zum Verständniß dessen, was über einige deutsche Bauten desselben Ordens und insbesondere über Loccum mitzutheilen ist. Wenn nämlich Frankreich zwar als Ursprung und Heimath der Cistercienser anzusehen ist, so giebt es doch kein Land, in welchem sie sich durch eine Anzahl von Niederlassungen so sehr verbreitet und festgesetzt, und ihre kirchlichen Gebäude so merkwürdig unter einander übereinstimmend und doch dabei im Einzelnen mit so individuellem Gepräge aufgeführt haben, als Deutschland, wo schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts eine Menge solcher Abteien, zum Theil durch Vermittelung bedeutender fürstlicher Personen gestiftet wurden. War ja doch der als Geschichtsschreiber unter dem Namen Otto von Freisingen bekannte Enkel Heinrichs IV. auch mehrere Jahre Abt in Morimond. Die ältesten dieser deutschen Abteien, deren Zahl um die Mitte des folgenden Jahrhunderts schon über 100 betragen haben soll, die aber zum Theil nicht mehr in ihrer ursprünglichen, sondern in einer später veränderten, oder auch in trümmerhafter Gestalt existiren, sind z. B. Campen bei Köln, Ebrach und Heilsbronn in Franken, Heiligenkreuz bei Wien und sein Filialkloster Zwetl in Niederösterreich, Eberbach im Rheingau, Bronnbach an der Tauber im Hessen-Darmstädtischen, und Marienthal im Braunschweigischen. Und unter den meistens etwas späteren Klöstern, deren jetzige Kirchen schon großentheils im Stile des Ueberganges vom Romanischen zum Gothischen erbaut sind, nenne ich nur die zum Theil bekannteren Oerter Maulbronn in Schwaben, dessen Klostergebäude alle so vollständig erhalten sind, daß sie uns das beste Bild des alten Cistercienserlebens gewähren, ferner Altenberg bei Köln, diese hübsche Nachahmung des Kölner Domes, Riddagshausen bei Braunschweig, Zinna bei Jüterbogk, die berühmte Schulpforta, das meerbespülte Oliva bei Danzig, und die nur in Ruinen noch vorhandenen Walkenried am Harze, Heisterbach im Siebengebirge und das uns benachbarte Hude.

Es ist leicht erklärlich, daß sie alle in der Anlage sowohl wie im Aufbau große Aehnlichkeit unter einander haben, da wir wissen, daß der Orden seine Baumeister selbst heranbildete und mehrere Bauten von einem und demselben leiten ließ. Der strenge, ernste Charakter des Ordens, seine Abneigung gegen alle überflüssigen Zierrathe und Dekorationen ist allen gemein. Es ist aber auch ebenso leicht erklärlich, daß sie in den Chorpartieen große Verschiedenheiten zeigen, je nachdem sie sich an ein bestimmtes französisches Vorbild anschlossen. Am eigenthümlichsten sind in dieser Beziehung wohl *Riddagshausen* bei Braunschweig, um dessen Chor sich nicht nur die schmalen Seitenschiffe als ein rechtwinkliger Umgang herumziehen, sondern außerdem noch eine Reihe von niedrigeren rechtwinkeligen Kapellen; und das in stiller Abgeschiedenheit liegende, nur noch im Chorschlusse vorhandene *Heisterbach*, der bekannte Wallfahrtsort der Bonner Musensöhne. Das hat auch einen Umgang um den Chor, aber einen niedrigen, und um diesen Umgang wieder wenn auch nicht einen Kapellen-, doch einen Nischenkranz in der Umfassungsmauer, wie denn überhaupt ein so merkwürdiges Nischen- und Strebesystem in der ganzen, gewaltig langen Kirche durchgeführt war, daß es schwer sein möchte, es auf ein bestimmtes Vorbild in Frankreich oder in Deutschland zurückzuführen. Unsere guten Vorfahren der Zopfzeit pflegten gegen mittelalterliche Kunstwerke oft gleichgültig zu sein, aber hier wäre ich herzlich froh, wenn nur Gleichgültigkeit geherrscht hätte; denn der Zahn der Zeit hätte wahrlich nicht das zerstört, was der Vandalismus der Menschen noch im Anfange unseres Jahrhunderts zerstört hat. Die herrliche Abteikirche Heisterbach wurde im Jahre 1810 auf Abbruch verkauft; man hielt es aber Gott sei Dank nicht der Mühe werth, auch die Chorpartie niederzureißen und ließ sie als laut redendes Zeugniß des Vandalismus stehen.

Zu der zuletzt von mir aufgezählten Reihe der Cistercienserklöster, also zu denen, in welchen sich der späte Romanismus, mit gothischen Elementen vermischt, geltend macht, gehört auch die Abteikirche zu *Loccum*. Ich sagte bereits, daß sie allerdings, wie sich's den Stiftungen dieses Ordens gebührt, sehr abgelegen von dem Geräusch und den Versuchungen größerer Städte liegt, aber die Abgeschiedenheit von der profanen Welt ist hier, wie bei manchen anderen Klöstern, keine totale mehr. Sie mußte vielmehr allmälig schwinden, als in der Nähe der mönchischen Niederlassungen kleine Ansiedelungen weltlicher Bewohner entstanden, welche sich die von den Cisterciensern ausgehende Bodenkultur zu Nutze machten. So ist auch die Abtei Loccum mit den Ueberresten ihrer Klostergebäude jetzt an der Nord- und Westseite von den zerstreut liegenden Häusern des gleichnamigen Dorfes umgeben, denen der Anblick einer fremderen, aber sehr gefahrlosen Welt fast nur an heiteren Sommernachmittagen zu Theil wird, wenn die Stiftung der Hygiea, das benachbarte Rehburg, der Stiftung des heiligen Bernhard einen Besuch abstattet, den der unhöfliche geistliche Herr gar selten erwiedert.

Nicht von dieser Ostseite, sondern von dem südlich an der Eisenbahn gelegenen Städtchen Stadthagen aus schlug ich in kühler, stiller Sonntagsfrühe den Weg nach Loccum ein, dessen Nähe mir nach einigen Stunden einsamen Marsches nicht nur der Name des Dorfes Mönchehagen, sondern mehr die Schaaren frommer Kirchgänger verriethen, welche selbst aus weit umliegenden Dorfschaften dem alten Gotteshause, diesem künstlerischen und geistlichen Glanzpunkte ihrer Gegend, zupilgerten. Zweimal sonntäglich ruft es in seine Hallen eine Schaar frommer Beter und einmal täglich die jungen Geistlichen der Anstalt zu Gesang, Gebet der Hora. Mit den ersten Häusern des Dorfes erhob sich auch das zierlich gothische, kupfergedeckte Thürmlein des mächtigen Kirchenbaues vor meinen Blicken. Gern hätte ich letzteren sogleich betreten und mich, obwohl staubbedeckt, unter die Zahl der festtäglich gekleideten Zuhörer gemischt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, in diesem interessanten Bau, dessen Inneres und Aeußeres mir neu war, den Zweck der Andachtsübung in unwürdiger Weise zu verfehlen und nicht einmal ein Hörer des Wortes, sondern ein bloßer Beschauer zu werden. Es ist mir nämlich nicht möglich, in einem künstlerisch anziehenden Bau zum ersten Male zu verweilen, ohne die Gedanken vorzugsweise auf das zu richten, was die Blicke fesselt und stundenlang zu beschäftigen vermag. Nach schneller Stärkung der ermüdeten Glieder beschloß ich also, trotz der Einladung meiner jungen freundlichen Wirthin, sie zur Predigt zu geleiten, mich zunächst der Besichtigung der übrigen Klosterbaulichkeiten und der *Außenseite* der Kirche hinzugeben.

Wie die frühere, schon 1143 gegründete Loccumer Kirche beschaffen gewesen, die in der Nähe der jetzigen auf einem Hügel gelegen haben soll, geht aus der Chronik des Abtes Stracke nicht hervor; so viel ist aber gewiß, daß die jetzt vorhandene, deren Stiftung die Sage einem Grafen zuschreibt, welchen seine fromme Gemahlin von räuberischem Lebenswandel bekehrt haben soll, jenem Chronisten

zufolge, im Jahre 1240 begonnen und wenigstens in der östlichen Hälfte 10 Jahre später eingeweiht worden ist. Mit dieser Zeitangabe stimmt auch ihr entschiedener Charakter des Uebergangsstils, der sich freilich im Ganzen mehr dem Romanischen als dem Gothischen nähert und mich seinerseits an die aus den Ruinen noch erkennbare Disposition der fast gleichzeitigen, uns benachbarten Klosterkirche zu Hude erinnerte, vollkommen überein. Aber der Charakter des Loccumer Baues tritt in der verhältnißmäßig langen, hohen Kirche weit ernster, schmuckloser, im Quadergesteine massenhafter auf, als in Hude, dessen Backsteinbau, wie es scheint, mit reichen, feingebildeten Details versehen war. In Loccum wird die finstere Strenge der Cistercienser so absichtlich zur Schau getragen, wie ich kaum ein zweites Bauwerk in dem mit Kirchen dieses Ordens reich gesegneten Deutschland kenne. Selbst das viel ältere Bronnbach an der Tauber ist, so viel ich mich erinnere, bei seiner fast rohen Einfachheit doch in einigen Details zierlicher und schmuckreicher; und wie viel mehr noch die Kirchen in Zinna bei Jüterbogk, in Riddagshausen bei Braunschweig und die österreichischen in Heiligenkreuz und Lilienfeld. Alles was hier in Loccum die großen Mauerflächen des Aeußern unterbricht und belebt, sind am Langhause, wie am Querschiff und Chor, die kleinen im Mittelschiff paarweise, in den Seitenschiffen einzeln angebrachten Fenster; außer dem Sockel weder aufsteigende Wandpfeiler und Chorsäulchen noch Fries, noch Dachgesims, noch reich gegliederte Portale. In der Anlage finden sich an der Ostseite der stark vorspringenden Kreuzflügel jederseits zwei Kapellen, jene den Cisterciensern besonders eigenthümliche, aber auch bei Franciskanerkirchen in Italien (wie St. Maria ai Frari in Venedig) vorkommende Anordnung, die sich bekanntlich bei einigen sogar zu Dreien an jedem Kreuzarme steigerte, bei dem mit Loccum gleichzeitigen Riddagshausen sich zu einem ganzen Umgange um den rechtwinkligen Chor und zu einer diesen Umgang umgebenden Reihe von niedrigen Kapellen gestaltete. Unsre Kapellen sind, wie der über ihre Ostseite noch hinaustretende Chor platt geschlossen, haben aber, wie ich nachher im Innern sah, in der Mauerdicke eine flache Nische. Den einzigen, obwohl unbedeutenden Schmuck eines horizontalen Frieses beut die Westseite, welche statt eines Einganges eine Gruppe von drei spitzbogigen Fenstern zeigt, die durch einen Blendbogen von gegliederter Laibung umrahmt sind. Aehnlich, ohne Eingang, mag auch die Westseite in Hude beschaffen gewesen sein, wie ich aus dem noch vorhandenen Ansatz eines großen Spitzbogenfensters schließen möchte. Auch die übrigen Fenster des Langhauses sind spitzbogig, während die des Querschiffes und der Chorpartie mit ihren vier Kapellen noch den Rundbogen haben. Abgesehen von zwei Verbindungen des Kreuzganges mit der Kirche befindet sich der einzige jetzt vorhandene Eingang am Westende des nördlichen Seitenschiffes; er ist, als vor einigen Jahren die ganze Kirche durch den Bauinspector Hase in Hannover restaurirt wurde, völlig neu geschaffen, aber ganz in der Weise der Portale des Uebergangsstiles. Die abgeschrägte Laibung besteht aus je drei mit Hohlkehlen abwechselnden Säulen, die mit dem ihren Schaft in der Mitte theilenden Ringe, mit Blätterkapitälen und verkröpftem Deckgesims versehen sind. Unter dem gedrückten oberen Spitzbogen ein Feld mit einem durch bloße Umrisse im Steine angedeuteten thronenden Christus. Daß kein Thurmbau, weder im Westen noch an der Chorseite, vorhanden ist, kann bei einer Cistercienserkirche eben so wenig auffallen wie der Mangel an einer Krypta. Wie gewöhnlich, so auch hier, nur auf der Vierung ein Dachreiter, der zwar völlig neu ist, aber einem früher vorhandenen nachgebildet sein soll. Außen ganz kupfergedeckt, steigt er achteckig auf, durchbrochen durch zierliche Fensteröffnungen, über deren Spitzgiebeln sich die schlanke, achteckige Pyramide erhebt.

Als ich so, das Gesammtbild der Außenseite noch einmal überblickend, mich eben anschickte, den in drei Flügeln noch vorhandenen Kreuzgang zu betreten, erklangen die Töne der Orgel, welche den Schlußgesang der Gemeinde begleiteten, und in langsamem Zuge ergoß sich aus dem Portal die Menge der Andächtigen, während die älteren und jüngeren Geistlichen, Lehrer und Schüler, ihren kürzeren Weg quer durch das lange Gebäude wandelten, das für die Wohnungen des Abtes, des Priors und der übrigen Lehrer bestimmt, im vorigen Jahrhundert den westlichen Flügel des Kreuzganges verdrängte. Ich ermangelte daher nicht, mir alsbald für die Durchwanderung des Innern der Kirche die Gesellschaft eines der älteren dieser Herren zu erbitten. Sie ward in freundlichster Weise gewährt und gereichte mir über manche nicht künstlerische Dinge zu erfolgreicher Belehrung.

Den Uebergangsstil vom Romanischen zum Gothischen, welchen ich bereits am Aeußeren, namentlich im Fortgange von Ost nach West bemerkt hatte, zeigt das Innere in noch ausgeprägterer Weise. Sein Charakter ist der einer gewaltigen Schwere und eines großen Ernstes, der aber hier doch wenigstens durch einige anmuthige, zierliche Details und durch das schöne, noch neue Gewand gemildert wird, womit die umfassende, in allen Theilen harmonische Restauration Hase's es bekleidet hat. Das Langhaus besteht aus einem hohen Mittelschiff, das durch mächtige quadratische Arkadenpfeiler von den etwa halb so breiten Seitenschiffen geschieden wird. Es ist, wie es die Cistercienser liebten, von bedeutender Länge, so daß man es für den protestantischen Gottesdienst zweckmäßig erachtet hat, bei der Restauration der Kirche von den vier Gewölbejochen des Mittelschiffs das westlichste durch eine Zwischenmauer und eine Orgelempore abzunehmen und so mit den entsprechenden Jochen der Seitenschiffe eine Vorhalle zu schaffen. Hauptpfeiler, welche die vier Joche des Mittelschiffes bezeichnen, und in ihrem Quadrat fast acht Fuß Seite haben, wechseln mit etwas schwächeren Nebenpfeilern, welche mit jenen die acht Joche der Seitenschiffe angeben, so daß bei der nur halb so beträchtlichen Breite der Seiteschiffe die Joche überall quadratisch sind. Aus drei solchen Quadraten von der Größe derer des Mittelschiffes besteht auch der Kreuzbau, nur der sich daran schließende Chor bildet ein mehr langes als breites Viereck. Sämmtliche Pfeiler sind durch breite, ungegliederte Quergurte verbunden, die überall in gedrücktem Spitzbogen zusammentreffen und an den Hauptpfeilern auf einem breiten Vorsprunge ruhen, während die Zwischenpfeiler durch Einkerbung mit Ecksäulchen verziert sind. Rundprofilirt sind nur die dünnen Kreuzrippen, welche die vier Gewölbekappen scheiden. Wenn sich durch angemessenen, leichten Farbenton gegenwärtig die Details der Pfeiler und Gewölbe von den größeren Mauerflächen abheben, so ist dagegen das Innere der vier Kapellen neben dem Chore bei der Restauration durch lebhaftere Farben und einzelne figürliche Malereien geschmückt worden. Die beiden innern dieser Kapellen dienen als Sacristeien, die dritte als Taufkapelle, die vierte noch unbenutzt. Die eine derselben bewahrt einen merkwürdigen, in seiner ganzen Farbenpracht und Vergoldung wieder hergestellten spätgothischen Reliquienschrein in Form eines Sarkophags, eine andere den s. g. Marienaltar, einen Schrein mit geschnitztem Innenbilde, das die Verehrung der Maria durch Repräsentanten des geistlichen und weltlichen Standes darstellt und durch seinen kräftigen Realismus im Ausdruck der Gestalten, wie durch die knittrigen Brüche der Gewandfalten die Spätzeit des Mittelalters verräth. Die Flügel des Schreins sind auf der Innenseite durch den Maler Bergmann in Hannover mit den beiden Gestalten der Verkündigung von ungemeiner Lieblichkeit und Zartheit versehen worden. Was die Kirche außerdem noch an namhaften Werken des Mittelalters besitzt, beschränkt sich auf einen in der Vorhalle hangenden Altarschrein, der, wenn ich nicht irre, gleichfalls holzgeschnitzt, zwei Reihen von Nischen mit einzelnen Heiligenfiguren enthält, die sich um die in der Mitte stehende Maria gruppiren, ein sehr anmuthiges Werk von gut stilisirter Gewandung, das ich der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zuschreiben möchte. Aber mehr als diese drei Denkmale fesselten mich die auf und neben dem Chore stehenden: ich meine das alte Sakramenthäuschen, den neuen

Altarbau und die neue Kanzel. Ersteres, in der nordöstlichen Ecke des Chors, baut sich mehr als 30 Fuß hoch in luftiger, zierlich durchbrochener Architektur reichen gothischen Stiles, ähnlich den Adam Krafft'schen Arbeiten, auf, ist neben und über seinem Schrein mit Statuen unter Baldachinen geschmückt, und hat noch dazu das Glück gehabt, in der entgegengesetzten südöstlichen Ecke neuerdings ein hölzernes Pendant zu erhalten, das nicht nur als solches bedeutungslos ist, sondern auch durch seine rohe stillose Arbeit nur dazu dient, die Schönheit des wirklichen, mittelalterlichen Tabernakels desto klarer zu machen. Viel angemessener wäre es noch, letzteres als Pendant der Kanzel aufzustellen, wenn nämlich diese bleibt, wo sie steht. Der *Altarbau* aus Sandstein, welcher den Christus am Kreuz, ein treffliches, streng stilisirtes Bild *Oesterley's* umgiebt, zeigt unter seinen flach ansteigenden Giebelseiten fünf Nischen mit den Statuen Christi und der vier Evangelisten, die leider zu hoch stehen, als daß man bei ihrer nur geringen Größe über ihren künstlerischen Werth genauer urtheilen könnte; aber so viel ist klar, daß sie in die schmalen Nischen fast hineingezwängt erscheinen und einen beengenden Eindruck machen. Besser und freier sind die an den Seitenpfeilern des Baues stehenden Repräsentanten des alten Bundes, Moses, David, Elias und Johannes der Täufer, sämmtlich Arbeiten von *Ernst von Bandel*. Endlich noch die jetzt an der Evangelienseite beim Aufgang auf den Chor stehende neue *Kanzel*, deren Stellung den Leuten schon viel Kopfbrechen gekostet hat, weil an jedem irgendwie geeigneten Punkte bedeutende akustische Uebelstände hervortraten. Und doch hat man bereits auf den Gebrauch beider Seitenschiffe für den Gottesdienst ganz verzichtet. Man hat sie frei gelassen und die Sitzreihen der Zuhörer nur im Mittelschiff angeordnet. Ueberall verhallt das Wort des Redners, so daß man zu seinen Seiten versuchsweise sogar vom Deckel der Kanzel zur Brüstung herab dickes Tuch aufgehängt hat, ein Mittel, das zwar, wie ich höre, die mangelhafte Akustik vermindert, aber doch unmöglich von Dauer sein kann. Es wird also hier wiederum die oft gemachte Erfahrung bestätigt, daß dreischiffige gewölbte Kirchen, namentlich mit starken Arkadenpfeilern wie hier, für den protestantischen Kultus durchaus nicht geeignet sind, da wenigstens *ein* ganzes Seitenschiff, wenn nicht beide verloren gehen und selbst im Mittelschiff die Akustik oft mangelhaft ist. Es wäre also bei kleineren Neubauten wohl die Einschiffigkeit, bei größeren der Centralbau, wie in der Marcuskirche in Berlin, oder das griechische Kreuz, wie in der Petrikirche daselbst, vorzuziehen. Aehnlich ist der Uebelstand bei den hier in Loccum den Kreuzarmen für die Geistlichen neuerdings eingebauten Emporen, die in ihrer größeren Hälfte keinen Blick auf den Altar gestatten. Was aber unsere Kanzel als ein nach *Hase's* Entwurf aus gelblichem Sandstein ausgeführtes Kunstwerk anlangt, so verdient sie in ihrem Aufbau, in der Brüstung und deren Bildwerken unbedingteres Lob als in dem Deckel. Sie ist bei noch vorherrschendem Rundbogen spätromanischen Stils. Auf einem achteckigen Sockel steht ein Bündel von Säulen, auf deren Deckplatte die Kanzel ruht. In den fünf Seiten dieses Achtecks, welche die Brüstung bilden, stehen unter reichverzierten, säulengetragenen Bogen Christus, nicht etwa mit den vier Evangelisten, sondern im besonderen Blick auf das christliche Lehramt die vier bedeutendsten Apostel, Petrus, Paulus, Johannes und der ältere Jacobus, recht lobenswerthe Arbeiten des hannoverschen Bildhauer *Hengst*. Der Schalldeckel aus Eichenholz mit angemessener Bemalung der Ornamente und Vergoldung der Gründe der Reliefs zeigt in den sieben Feldern seines unteren Kranzes die Hauptmomente aus dem Leben Christi, unter denen ich aber die Auferweckung der Tochter des Jairus nicht als solches ansehen kann, dagegen die Himmelsfahrt vermisse. Die Reliefs sind leider so klein, daß der unten stehende Beschauer sie kaum in den Hauptumrissen zu erkennen vermag. Ueber diesem Kreuze steht ein achteckiger, zinnengekrönter Aufbau, der in Nischen die vier großen Propheten enthält, und über diesen unter einer Art von Baldachin Johannes der Täufer.

Da ich mich bei der im nördlichen Seitenschiff an der Umfassungsmauer aufgestellten langen Reihe von Grabsteinen mit ziemlich gewöhnlichen Reliefs, die meistens der Renaissancezeit angehören, nicht aufhalten wollte, so nahm ich den Vorschlag meines freundlichen Führers, der kirchlichen Kunstwanderung durch einen Gang in das an den Obstgarten grenzende Gehölz eine Abwechselung zu verleihen, dankbar an und fand mich durch diese Unterbrechung reich erfrischt und belohnt. Schattige Alleen mächtiger, hochstämmiger Waldbäume wechseln mit üppigen Wiesen und dichtem Tannengehölz, durch welche sich verstohlen die schmaleren Wege schlängeln. Sie führen fast alle zu einem großen, im Halbkreise von alten Eichen beschatteten Platz, der mit drei Gruppen von Sitzen versehen ist, weil er einen weiteren Blick über einen kleinen, klaren, rings von saftigen Auen und dichtbelaubten, sanft ansteigenden Hügeln umschlossenen See gewährt. Das ist wahrlich eine reiche Entschädigung für die den Geistlichen durch die einsame Lage des Oertchens und des Klosters auferlegten kleinen Entbehrungen; eine vollströmende Erquickung nach der kalten Luft der Kirchengewölbe und der vielleicht tagelang eingeathmeten Luft der Zellen. Es kostete mir viel Ueberwindung, mich nach einem Ruhestündchen im Freien und einem Gange um den See aus diesem kleinen den Rehburger Badegästen wohlbekannten Paradiese zu trennen; aber es mußte geschehen, weil meine Zeit zum Aufbruche nach Norden näher rückte und noch einiges baulich Interessante übrig geblieben war.

Mit dem Norden meine ich zunächst den *Kreuzgang*, der in gewohnter quadratischer Form einen Garten umschließend, noch in drei Flügeln erhalten ist. Denn die Stelle des westlichen nimmt das erwähnte lange Gebäude mit den Wohnungen der lehrenden Geistlichen ein. Daß alle drei einige Decennien später als die Kirche, wenigstens als ihre Ostseite, erbaut sein mögen, geht aus ihrem fast entschieden durchgeführten gothischen Stile hervor. Denn alle Rippen der Kreuzgewölbe haben schon das zugespitzte birnenförmige Profil; sie ruhen an der Gartenseite auf drei dünnern Wandsäulen, deren Kapitäle mit zwei Reihen hoch aufliegender Blätter geschmückt sind, und an der äußeren Umfassungsmauer auf zierlichen Blätterconsolen. Doch ist der nördliche, der Kirche angelehnte Flügel, welcher nur neun Gewölbjoche enthält, reicher gebildet als die beiden anderen, die, aus je zehn Jochen bestehend, keine Kreuzrippen haben, sondern ihre Gewölbekappen in scharfen Kanten an einander stoßen lassen. Auch sind die Fenster des Nordflügels dreitheilig, die anderen nur zweitheilig; aber sämmtlich mit zierlichen Säulenpfosten und Resten von Glasmalereien unter ihren kleinen, spitzen Kleeblattbogen. Das Alles steht freilich jetzt im Kreuzgange nicht sehr sauber aus, harrt aber, eben sowie der Kapitelsaal über dem östlichen Flügel, einer baldigen Restauration und Befreiung von der dicken weißen Tünche, unter der im Kreuzgange gewiß noch manches Wandgemälde, wenn auch nicht von hohem künstlerischem Werth zum Vorschein kommen wird. Darauf läßt wenigstens ein im östlichen Flügel in deutlichen Spuren erkennbares schließen, welches Christi Geißelung darstellt.

Für den Augenblick erstreckt sich die Restauration noch auf das hübsche, hohe *Refectorium*, das sich dem südlichen Flügel des Kreuzganges anschließt; ein Bau, der sowohl in seinen Verhältnissen als in seinem Stil von einer bedeutend späteren Zeit zeugt. Eine Reihe von 6 hohen, achtseitigen, flach kannelirten Pfeilern theilt ihn in zwei Schiffe, die aus je 7 Gewölbejochen bestehen. Von Pfeiler zu Pfeiler sind breite Längen- und Quergurte geschlagen, doch fehlen auch hier die Kreuzrippen zwischen den Kappen. Reiches Licht fällt aus dem Klostergarten in diese Schiffe durch sieben breite, dreitheilige Fenster, deren spätgothisches Stab- und Maßwerk völlig neu ist, aber, wie mir versichert wurde, dem ehemals vorhandenen nachgebildet sein soll. Das Maßwerk besteht fast durchweg aus den bekannten Fischblasen, die in verschiedenen Mustern zusammengesetzt sind, so daß dieser ganze Bau etwa zwei Jahrhunderte jünger sein mag als der Kreuzgang, wenigstens mit Sicherheit ins 15. Jahrhundert weist.

Es ist ein gewiß lobenswerther Vorsatz, daß dieses Refectorium in Zukunft nicht nur die reiche Klosterbibliothek aufnehmen, sondern

auch bei festlichen Gelegenheiten seinem ursprünglichen Zwecke, aber gewiß in weniger frugaler Weise, wieder dienen soll, damit die leibliche Speise durch die an den Wänden aufgestellte geistige ihre rechte Würze erhalte und die Tischreden der geistlichen Symposien nur von der sie umgebenden Weisheit zeugen.

* Ein Wiedersehen.

Nach Sainte Beuve.

Zehn Jahre flohn, seit wir uns sahn zuletzt;
Zehn Jahr'! Es war auf einem Ball wie jetzt.
Komm, laß uns tanzen! Schön bist du noch immer;
Die Mittagssonne nach des Frühroths Schimmer,
Die leise schon gesenkte Rose, welche
Duft strömen läßt aus ganz erschloßnem Kelche!
Erkenne mich und blicke nicht so kalt!
Wie damals lächle, als, kaum fünfzehn alt,
Die Sehnsucht mich zu deinem Fenster zog
Und glühend Roth mein Antlitz überflog,
Wenn ich dich schaute. Sieh zu mir empor,
Gieb mir die Hand und in der Tänzer Chor
Uns schlingend laß im hellen Strahl der Kerzen
Uns gleich den andern fröhlich sein und scherzen
Und, wenn den Tanz einmal wir unterbrechen,
Wie Greise von vergangnen Tagen sprechen.

Zehn Jahre flohn, seit wir zuletzt uns sahn;
Wie lang und wie so kurz doch auch die Bahn!
Der Träume Schwarm, der Jugend kühnes Hoffen
Hinsinken sehen wie vom Blitz getroffen,
Mit Leiden kämpfen, die wir nie gekannt,
Ins Grab schaun, wo ein liebes Wesen schwand,
Ein Auge küssen, während Thränen fließen,
Und dann für immer das gebrochne schließen,
Auf rauhem Pfad beständig aufwärts steigen,
Wo nie zum Ruhn sich Schattensitze zeigen,
Geliebt hier ohne Gegenlieb' im Herzen,
Dort ohne Hoffnung liebend unter Schmerzen,
Oft ringen um des Lebens bittres Brot
Und als ein Gast des reichen Mahls die Noth
Gleich einem düstern Schatten voller Grauen
Dicht neben sich trotz allem Glanze schauen, —
Dies alles hundertfach und tausend Jähren,
Das ist es, was zehn Jahr' uns hier gewähren;
Und schwanden sie dahin, erscheint es, sage,
Nicht so, als sei'n es nur zehn kurze Tage?
In dieser Zeit ward welk, dem Erdenloose
Getreu, in deiner Hand wohl manche Rose,
Dein Aug' hat oft mit Thränen sich befeuchtet,
Manch greller Blitz die bleiche Stirn beleuchtet;
Der Baum bestreute bei des Nordwinds Wüthen
Den Boden dicht mit seinen jungen Blüthen,
Der Bach, dem Wiegenbette kaum entronnen,
Fließt, ohne sich in Himmelslicht zu sonnen,
Still klagend hin. Ich weiß das nur zu gut;
Dein Blick mit seiner ernsten, tiefen Gluth,
Der schmerzerfüllte Zug um deinen Mund
Gab mir, der Gleiches litt, das alles kund.

Und dennoch, diese nun vergangnen Tage,
An Freude leer und reich an bittrer Klage,
Der Morgen, welchem keine Sonne lachte,
Der Lenz, der stets von Donnerschlägen krachte,
Wo jede Frucht, die froh um Leben warb,
Schon in der Blüthe kümmerlich verdarb,
Die Jugend voll fruchtlosen Liebesstrebens, —
War es die schönste Zeit nicht unsers Lebens?
Wir sahn auf unserm Pfad, dem rauhen, schweren,
Doch kräftig sprossen hier und da die Aehren,
Wir sahen, uns mit Hoffnung zu erfrischen,
Kornblum' und Mohn die heitern Farben mischen,
Es schlief der Stürme Grimm bisweilen ein,
Und durch Gewölk brach hell ein Sonnenschein.

Ach, später schwindet alles! Oede breitet
Vor uns der Boden sich, auf dem man schreitet,
Und grau liegt ob dem Haupt das Himmelszelt,
Das kaum ein matter Blitzstrahl noch erhellt;
Rings tönt kein Laut, und drückend haucht die Luft.
Wir lebten kaum und nahn uns schon der Gruft.
O laß uns gegen diese Zeit mit Muth
Angehn! zu sterben wäre wohl so gut.
Es heilen sich vielleicht des Lebens Schmerzen,
Und zu vergessen lernen unsre Herzen.
Erträglich wird des Erdenganges Last,
Wenn liebend eine Hand die andre faßt,
Im Volksgewühl, in Waldeseinsamkeit
Sich eine Seele ganz der unsern weiht.
Zwei Quellen, aus demselben Berg geboren,
Dann für einander lange Zeit verloren,
Hier durch der tiefen, dunklen Waldschlucht Grausen,
Dort über Felsen hingejagt mit Brausen
Und wieder nun durch trägen Sumpf sich windend,
Ach, könnten nicht, in Liebe sich verbindend,
Den Schluß sie finden alles ihres Wehs
Im Bette eines schönen, klaren Sees?
Da würde mild der Himmel ihnen lächeln,
Der Wind nur freundlich ihre Wellen fächeln,
Und ewig nun vereinigt sängen leise
Den Uferblumen sie die süße Weise. —
Still, ich verirrte mich! Der frohe Reigen
Hält an, der Instrumente Klänge schweigen
Und decken länger meine Stimme nicht.
Dein ernster Blick, dein bleiches Angesicht
Scheint mir, wenn auch nicht theilnahmlos, zu sagen,
Ich mög' ersticken Sehnsucht so wie Klagen.
Leb' wohl! schon morgen reis' ich fort hier.
Es mag, das wünsch' ich innig, über dir
Die Sonne künftig glühn mit milderm Schimmer!
Wir scheiden für zehn Jahr', auch wohl für immer!

F. Ruperti.

* Johann Nikolaus Böhl.

Im Verlage von Brockhaus in Leipzig erschien ein Schriftchen, betitelt „Versuch einer Lebensskizze von Johan Nikolas Böhl von Faber“, welches als Handschrift gedruckt, somit eigentlich nicht für den Buchhandel und die größere Lesewelt bestimmt ist, das aber durch Gegenstand und Inhalt sich an die literarischen Kreise wendet. Die Freunde und Verehrer des Mannes, dessen Leben und Verdienste skizzirt werden, müssen selbst wünschen, daß der Verstorbene allgemeiner bekannt werde. Bis jetzt ist er über die Grenzen seiner Vaterstadt Hamburg hinaus wesentlich wohl nur den Kennern der spanischen Literatur eine geläufige und hochgeachtete Erscheinung. Böhl, einer altbekannten Hamburger Familie angehörig, war Kaufmann und Chef eines angesehenen Handlungshauses in Cadiz, unter den Leuten seines Standes aber eine rara avis, da er sich mit aller Lebendigkeit seines Geistes den Wissenschaften, zumal der schönen Literatur, zuwandte und in Spanien rastlosen Eifer und gelehrte Forschungen der dortigen Poesie widmete. Er beschämte das Volk, unter dem er lebte, indem er, ein Deutscher, demselben die rechten Wege wies.

Hören wir über ihn zunächst den Verfasser der „Geschichte der dramatischen Literatur und Kunst in Spanien“, Adolf von Schack, welcher in diesem Werke (Band 3, S. 504) sagt: „Es ist das nie genug zu schätzende Verdienst deutscher Männer, namentlich des unvergeßlichen Schlegel (der das von Lessing begonnene Werk zum Ziele führte), zuerst die aus dem Wesen der dramatischen Form fließenden Gesetze des Schauspiels, und zugleich das Kindische und Nichtige jenes mechanischen Regelzwanges schlagend und unwiderleglich dargethan zu haben. Der Aberglaube an die Aristotelischen und Boileau'schen Präcepte, dieser Wahn, der die Literatur ganzer Völker zerrüttet und von der Bahn der naturgemäßen Entwickelung abgeführt hat, ist so selbst bei den Nationen, welche ihm am hartnäckigsten anhingen, erschüttert worden; die bald nach dem Original erschienene

französische Uebersetzung von Schlegel's Dramaturgie klärte selbst in der Heimath des modernen Classicismus viele Geister über die alten Vorurtheile auf, und bereitete den später erfolgten Sieg der Romantiker vor. Aber seltsam! die so glänzend und mit so siegreicher Klarheit durchgeführte Theorie des berühmten deutschen Kritikers blieb zunächst ohne alle Rückwirkung auf Spanien. Im glorreichen Kampfe schüttelte die edle spanische Nation das politische Joch des Nachbarstaates ab, aber die Abhängigkeit von den literarischen Gesetzen, die sie einst von dort empfangen hatte, dauerte fort. So tief hatten die französischen Ideen in Spanien Wurzel gefaßt, ja so sehr war ein großer Theil der modernen Spanier seinem Vaterlande und dessen eigenthümlichen Erzeugnissen fremd geworden, daß sich im Jahre 1818, als unser trefflicher Landsmann, Böhl von Faber, die Ansichten Schlegel's über Calderon in spanischer Sprache bekannt machte, ein allgemeiner Kampf gegen dieselben erhob; dieser Streit wurde in Tageblättern und Flugschriften aufs eifrigste geführt, und der Deutsche mußte darin die Sache des großen Castiliers gegen die eigenen Landsleute des Letztern vertheidigen. Noch im Jahre 1822 ward in einer bekannten, von schätzbaren literarhistorischen Anmerkungen begleiteten Poetik (von Martinez de la Rosa) das System der Unitäten und moralischen Tendenzen mit derselben Strenge eingeschärft, wie fast hundert Jahre früher in der des Luzan, und während die bedeutendsten Theoretiker einen so apodiktischen Ton anstimmten, hatten die Dichter keine Art von Ermuthigung zur Emancipation von den drückenden Fesseln. Erst nachdem in Frankreich die neue Schule den Sieg davongetragen hatte, als sogenannte romantische Dramen selbst in das Théâtre français eindrangen, begannen sich auch in Spanien einige freiere Regungen kund zu geben. Im Jahre 1834 stürzte die Herrschaft des Classicismus, und die Theater von Madrid öffneten sich für Dramen von minder gebundener Form.«

Auch Julius in seiner deutschen Bearbeitung von Ticknor's „History of Spanish literature" hat die Verdienste Böhl's in das Licht gestellt. Und auf Grund seiner Hinweisungen wird in einem Aufsatze des zweiten Heftes der »Deutschen Vierteljahrschrift« von 1857, betitelt »Literarische Wechselwirkung Spaniens und Deutschlands« seine Thätigkeit in folgender Weise charakterisirt: . . . . . »Mittlerweile hatte in Spanien selbst auch ein Deutscher eine sehr erfolgreiche Thätigkeit für die Wiederherstellung der alten und echtnationalen spanischen Dichtung entfaltet, welche Thätigkeit auch das Gebiet der Romanzenpoesie berührte. Der Name Böhl von Faber gehört der deutschen Wissenschaft und der spanischen Literatur zugleich in ehrenvollster Weise an. Obwohl seinem Lebensberuf nach ein Kaufmann — freilich jung schon an der Spitze eines sehr bedeutenden Hauses in Cadiz — ließ ihn sein deutsches Gemüth und ein angeborner Sinn für das Schöne früh ein reges Interesse für die Poesie, namentlich seines neuen Vaterlandes — Spanien — fassen. In Deutschland geboren und erzogen, brachte er die freie kritische Anschauung, welche sich seit Lessing unter uns Bahn gebrochen, und jene Unbefangenheit und Empfänglichkeit des deutschen Gefühls, die gerade die deutsche Nation auszeichnet, mit. — Böhl's kritische Streifzüge rehabilitirten namentlich den Calderon. Auch suchte er seine Theorien praktisch zu verwirklichen; es gelang ihm, einem Deutschen von Geburt, Bildung und Gesinnung, zuerst auf die spanische Bühne in dem Theater von Cadiz das reinnationale Drama eines Calderon und Moreto zurückzuführen. Diese Bemühungen fanden eine Anerkennung, welche nicht bloß für den Augenblick Böhl seinen mannichfachen literarischen Feinden gegenüber nicht unbedeutend unterstützte, sondern, was wichtiger war, auch den von ihm vertretenen Ansichten einen nicht mehr entfernten vollkommenen Sieg verhieß. — Böhl hatte indessen doch die Freude, die volle Emancipation des spanischen Theaters von dem französischen Einfluß zu erleben, die allerdings erst nach dem Siege der Romantik in Frankreich selbst erfolgte (1834). Dennoch blieb Böhl das hohe Verdienst, nicht bloß jenem Siege vorgearbeitet, sondern auch zuerst den Weg zu einem neuen Aufbau gewiesen zu haben. In einem spanischen, mit ihm auch persönlich befreundeten Gelehrten fand Böhl sowohl auf dieser kritischen, als auf seiner andern literarischen Laufbahn, und bei Lebzeiten noch, einen rüstigen Nachfolger. Dieser führte denn auch für die Romanzenpoesie aus, was Böhl selbst beabsichtigt hatte. Wir meinen Augustin Duran. Auch er trat zunächst als kritischer Kämpfer für die Nationalbühne auf, hauptsächlich in seinem 1828 erschienenen „Discurso", über den Einfluß, welchen die moderne Kritik (d. h. die des französischen Classicismus) auf den Verfall des alten spanischen Theaters hatte, und über die Art, wie es betrachtet werden muß, um seine eigenthümlichen Vorzüge richtig zu beurtheilen. Wie sich in dieser Schrift Duran gerade auf die deutsche Kritik — die er, des Deutschen unkundig, nur aus Böhl's Schriften kannte — als eine Autorität bezieht und beruft: so wurde er zweifelsohne auch durch Böhl's „Floresta" zur ersten Herausgabe seines „Romancero" (1828—32) angeregt.«

Johann Nikolaus Böhl war am 9. December 1770 in Hamburg geboren und ist am 9. November 1836 gestorben. Der Vater hatte als Kaufmann in Cadiz ein Handlungshaus gegründet, das zu den reichsten in Europa gehörte, war nach Hamburg zurückgekehrt und hoffte die Zukunft seiner Söhne in gleicher Weise zu sichern. Johann ward mit seinen Brüdern von dem bekannten Joachim Heinrich Campe erzogen, dem er stets mit Liebe zugethan blieb; er ist der Johannes des Campeschen Robinson. Später wurde er in ein englisches Institut gethan und trat schon mit 15 Jahren in das Handlungshaus seines Vaters ein. Das Nähere über seine Schicksale mag hier übergangen werden, da nur das Literarische hierhergehört. Seine Verdienste werden am Schlusse der Schrift von Julius in folgender Weise dargelegt:

Die Kämpfe mit seinen literarischen Gegnern und seine Siege über dieselben hatten Böhl nicht abgehalten, seine Entwürfe wieder aufzunehmen und Deutschland, ja die ganze gebildete Welt, auf den richtigen Standpunkt zur Kenntniß der spanischen Literatur vermittels seiner Arbeiten zu bringen. Er schreibt hierüber (am 28. Februar 1817) an mich Folgendes: »Durch unverwandten Fleiß, durch Tausch und durch so viel Aufwand, als meine Lage es nur gestattet hat, habe ich zusammengebracht, was vielleicht kein Privatmann in dem poetischen Fache vereinigt und keiner je wieder vereinigen wird, weil durch das Ankaufen der Engländer und durch die Zerstörung der Franzosen es gar keine zu kaufenden Bücher dieser Art mehr giebt. Alles dieses sind Materialien zu dem spanischen Parnaß, den ich im Kopfe trage. Daneben ein »Altspanisches Theater«, welches nur Stücke enthält, die vor Lope de Vega, also am Ende des 15. und in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geschrieben wurden, so gut wie unbekannt; dann eine Romanzensammlung aus fliegenden Blättern. Kurz, giebt mir die Vorsehung noch einmal Brot und Weile, so hoffe ich in einigen Bänden den Kern der alten spanischen Poesie ans Licht zu fördern und dadurch ein Denkmal meiner irdischen Laufbahn zu hinterlassen, woran sich alle poetischen Gemüther freuen sollen.«

Ferner (am 30. April 1818): »Gerade ist es meine innerliche und genauere Bekanntschaft mit der spanischen Poesie, die das Hervortreten meines »Parnaß« verzögert.«

Bald jedoch erweiterten sich diese Entwürfe. 1819 schrieb er den schon längst vorbereiteten ersten Band seiner unter dem Namen „Floresta" erscheinenden lyrischen Blumenlese, deren musterhaft schöne Handschrift im Februar 1820 an mich nach Hamburg abging. Dort begann im April der Druck, so daß das Werk 1821 ans Licht treten konnte und bald europäische Anerkennung fand, die ihm, so wie den darauf folgenden, gleich zu erwähnenden Bänden der „Floresta" und der »Altspanischen Bühne« seitdem in steigendem Maße geworden ist.

Zu Anfang 1821 begann Böhl die Ausarbeitung des zweiten Bandes der „Floresta", dessen Hauptinhalt die großen spanischen

Lyriker des 17. Jahrhunderts in einer Quintana weit übertreffenden Vollständigkeit bilden, während dem ersten Bande derselben die Quintana'sche Sammlung, wenngleich die beste bisherige, nichts Aehnliches über die ältere Dichtung gegenüberzustellen vermag. Im November 1822 wurde auch dieses Bandes Handschrift gleich druckfertig mir nach Hamburg gesendet und ist daselbst 1823 auf dieselbe Weise erschienen. Auf gleiche Art stellte Böhl 1823 auch den dritten und letzten Band der „Floresta“ zusammen, welcher dann auch im Jahre 1825, gleich den beiden frühern, gedruckt worden ist.

Es war Böhl's Absicht gewesen, diesen drei Bänden in deutscher Sprache einen Band „Spaziergänge durch die Floresta“ folgen zu lassen, um unsern Landsleuten das gründliche Verständniß der fremdartigen castilischen Poesie zu erleichtern. Leider ist dieser Vorsatz unausgeführt geblieben, weil schwere leibliche Leiden Den, der ihn faßte, zu früh überraschten, nachdem das Gefühl der Nothwendigkeit, das vor zwei Jahrzehnten verlassene Deutschland erst wieder einmal sehen zu müssen, um den rechten Standpunkt ein Führers und Erklärers für die beabsichtigte Arbeit zu treffen, vielleicht dazu beigetragen hatte, selbige zu verzögern. Minder zu beklagen, als die Entbehrung dieses nur für nichtspanische Leser bestimmten Werkes, dürfte die einer gleichfalls beabsichtigten Blumenlese der schönsten Stellen aus den spanischen Heldengedichten (Böhl besaß ihrer nicht weniger als 104) sein, die den Beschluß seiner Arbeiten bilden sollte. Denn das bei allen Völkern den ersten Platz unter den Dichtungsarten einnehmende Epos ist gerade der schwächste Fleck der Spanier, bei denen die ganz eigenthümliche Romanzendichtung selbiges auf andere Weise vertritt.

Hingegen glückte es Böhl, gleich zu Anfang des Jahres 1831, die Mittheilung eines Abdrucks des auf Kosten König Ferdinand's VII. längst gedruckten, aber erst später ausgegebenen Werkes des jüngern Moratin „Ueber die Ursprünge des spanischen Dramas“ mitgetheilt zu erhalten. Um dieses Werkes willen hatte er bisher mit der Erscheinung seines „Altspanischen Theaters“ noch gezögert, und er fand nun durch die ihm gewordene Mittheilung, daß auch Moratin nicht mehr als er hierüber besaß. Er ließ daher, da er und seine spanischen Freunde es für unzart hielten, auch das Eigenthum eines Verstorbenen vor dessen allgemeiner Kundmachung zu benutzen, alsbald seine „Spanische Bühne bis zu Lope de Vega's Zeit“, auf gleiche Weise wie seine „Lyrische Blumenlese“, im Juni und Juli 1831 zum Druck nach Deutschland abgehen, woselbst sie im folgenden Jahre ebenso wie die frühern Werke erschienen ist und die Reihe derselben aufs würdigste beschließt. Er selbst schrieb hierüber (am 26. Juli 1831) an mich: „So wie das Theater jetzt erscheint, ist es ganz der „Floresta“ gleich; möglichst treue Ueberlieferung der besten Originale, als Anhang oder Ergänzung jeder Geschichte der Literatur. Dann urtheile ein Jeder nach Belieben! — Was ich in den deutschen Andeutungen zum Lobe dieser alten Herrlichkeiten sage, hätte ich nie im Spanischen gewagt. Sie haben mir aber einmal gesagt, daß manche Deutsche es lieben, mit der Nase auf das Vorzüglichste gestoßen zu werden. Dieses hat mich ermuthigt; ich habe mich indessen sehr gezügelt. — Vieles bleibt mir noch auf dem Herzen, besonders über die unvergleichliche Diction des Torres Naharro und die so ganz idiomatische Sprache des einzigen Lope de Rueda. Doch wie Wenige können dieses ganz beurtheilen!“

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Die Sibylle von Tibur. Schauspiel in 3 Aufzügen von E. Ringseis. — Oedip. Tragödie in 5 Akten von G. M. Spor. — Zwischen Himmel und Erde. Schauspiel in 5 Aufzügen von W. von Ising. — Cagliostro in Petersburg. Novelle von Theodor Mundt. — In Wald und Schloß. Novelle von St. Grabowski.

— * Von dem trefflichen Werke des Engländers Motley „Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländischen Freistaates“ in der deutschen Bearbeitung, deren ersten Band wir besprochen haben, ist jetzt der zweite erschienen.

— * Das Buch vom alten Arndt „Meine Wanderungen mit dem Reichsfreiherrn vom Stein“ hat so große Verbreitung gefunden, daß schon eine zweite Auflage nöthig geworden ist.

— † Der altpreußische Dichterverein. — Ost- und Westpreußischer Musen-Almanach für 1858. Im Namen des altpreußischen Dichtervereins herausgegeben von Dr. August Lehmann. Dritter Jahrgang. Königsberg, Nürnberger. 1858. — Julian Schmidt bemerkt in seiner Deutschen Literaturgeschichte, als die Pariser Julirevolution und die sie begleitenden Ereignisse das politische Interesse überall in den Vordergrund drängten, habe man die Empfindung gehabt, daß es mit der Poesie überhaupt oder wenigstens mit der Poesie der Herzensangelegenheiten vorläufig zu Ende sei. Die Erfahrung hat ein anderes Resultat gegeben; unter allen Dichtungsarten hat gerade die Lyrik seit der Zeit den außerordentlichsten Umfang gewonnen; von Jahr zu Jahr berichtet der Meßkatalog von einer unermeßlichen Fülle neuer Gedichtsammlungen. Selten indeß und nur in Ausnahmsfällen dringen diese Leistungen über den engeren Umgangskreis des Verfassers; das große Publikum genirt dergleichen Gaben meistens gar nicht, trotzdem daß sich mitunter ein ganz glücklicher Wurf vorfindet. Freilich gehört nicht viel dazu, um irgend einmal von einem wahren Gefühl ergriffen zu werden und für dieses die richtige Form zu finden. Bei der glänzenden Fortentwickelung der deutschen Sprache ist das Produciren so leicht geworden, daß es in der That sehr wenig Mühe und noch weniger Talent erfordert, ein leidliches Gedicht zu Stande zu bringen. In Folge dessen hat sich der unfertige Dilettantismus, jene plaudersüchtige Schreibfertigkeit, welche den Fluch der modernen Nationalliteratur bildet, auf das Anfertigen von lyrischen Gedichten geworfen, und diese massenhafte, leichtfertige Produktion hat es wiederum bewirkt, daß bei dem Publikum das Genre in einen gewissen Mißkredit gerathen ist. Lassen sich doch die meisten Lyriker nicht durch einen überwiegenden Drang der Empfindung, sondern durch das Bewußtsein eines größern oder geringern Formtalents zur Poesie bestimmen. Man beutet die Empfindungen und Darstellungen früherer Dichter aus, bekannte Melodieen tönen weiter fort, Nichts ist im Grunde einfacher, als sich einen gewissen conventionellen poetischen Inhalt anzueignen. Nicht selten fehlt dessenungeachtet jeder Inhalt, man hat es nur mit tönenden Schellen zu thun, der Dichter klagt, daß die Beschäftigung mit der Poesie ein Unglück und tiefer Schmerz sei, welcher ihm den Frieden und die Ruhe des Herzens raube; Verstimmung und Blasirtheit sind die charakteristischen Kennzeichen der meisten jungen Lyriker. Sie selber haben keine Freude an der Poesie, und demgemäß gewährt auch die Lektüre ihrer Arbeiten keinen oder doch nur geringen Genuß. — Wir wollen diese Reflectionen nicht zurückhalten, indem wir den dritten Jahrgang des „Preußischen Musen-Almanachs“ zur Anzeige bringen. Die Sammlung macht im Großen und Ganzen keine Ausnahme von den oben charakterisirten vulgären Tageserscheinungen der Lyrik. Der starke Band von 427 Seiten enthält Beiträge von 79 Verfassern. Wir haben eine Auswahl versucht und bei dieser kritischen Sichtung gefunden, daß mehr als 90 Procent des Gebotenen sich in Nichts von den Reimereien unterscheidet, mit denen Gymnasiasten zu spielen pflegen, wenn sie den Don Carlos im Theater gesehen oder in der Tanzstunde an eine Schöne das Herz verloren haben. Durchgehends ist in der bezeichneten Kategorie die Präcision des Ausdrucks, die Klarheit des Gedankens, die Tiefe der Empfindung und die Innigkeit des ausgesprochenen Gefühls der lediglich formalen Glätte nachgestellt. Am Bemerkbarsten wird dieser Mangel in denjenigen Gedichten, in denen die Verfasser von dem Streben ausgingen, die individuellen Empfindungen in den Hintergrund zu drängen und statt dessen das moderne Leben in seiner Allgemeinheit, die öffentlichen Interessen und Ideen zum Gegenstande zu machen; solchen Nummern fehlt fast immer jede concrete Anschaulichkeit. Von dem übrig bleibenden geringen Rest verdienen einige bessere Kräfte Erwähnung. Der Romanzencyklus von Gotthold ist die erste Oase, auf der sich rasten läßt, nachdem man eine Wüste von 100 Seiten durchwandert; Gottschall verläugnet in seiner Phantasie „im Remter zu Marienburg“ keineswegs die Kraft und Fülle einer glänzenden Rhetorik; A. Hagen und E. Heinel haben Gaben beigesteuert, die leicht und gefällig sind; nennen wir endlich noch den Herausgeber Lehmann, Rudolf Reusch und Ernst Wichert, so dürfte die Anerkennung, zu der wir uns verstanden, sicher nicht der Vorwurf treffen, als sei sie eine zu karge und beschränkte gewesen. — Man kennt die Geschichte von Aesops Fliege. Eine Fliege, welche auf der Achse eines dahinrollenden Wagens saß, rief mit unendlichem Stolze der Schnecke am Wege zu: „welchen Staub wirble ich empor!“ Wir wollen von dem altpreußischen Dichtervereine mit dem Geständniß Abschied nehmen, daß sein Leisten und Verhalten uns lebhaft an Aesops Fliege erinnert hat. Mit vieler Ostentation ist das Unternehmen in das

Leben getreten, vielversprechende Erwartungen sind rege gemacht worden, gefeierte Namen wie Arndt, Lobeck, Rosenkranz, Simrock, Varnhagen von Ense sind plötzlich und über Nacht zu Ehrenmitgliedern creirt worden, sogar die Todten im Grabe (Eichendorff) haben nicht einmal vor den Ehrendiplomen dieses Dichterordens Ruhe gefunden: man fragt nach dem Resultate, und das Resultat ist das alte parturiunt montes. L.

— * Der Reisende Adolf Schlagintweit, der in Indien zurückblieb, während seine Brüder nach Deutschland zurückgekehrt sind, scheint ein Opfer seines Forschereifers geworden zu sein. Der bekannte Correspondent der Times, Russell, schreibt aus Indien, daß an seinem Tode kaum zu zweifeln sei. Eine Schaar Khokandkas, die zu einem in Empörung gegen die Chinesen begriffenen Stamme gehören, sei im Frühjahr in das Yarkand-Gebiet gekommen und habe eine kleine chinesische Truppenzahl aus den Dörfern in die Stadt Yarkand getrieben. In einem der Dörfer fanden sie Schlagintweit, der sie fragte, weßhalb sie nicht die schwach besetzte Stadt selbst angriffen. Wie es scheint, nahmen sie die Frage übel. Sie hielten Rath und kamen zu dem Schluß, er müsse ein Chinesenfreund sein und wolle ihnen eine Falle stellen. Mitten in der Nacht umzingelten sie das Haus, in dem er schlief, und erschlugen ihn zum großen Leidwesen ihres Häuptlings, der einige seiner Instrumente gerettet hat.

— * Das germanische Nationalmuseum in Nürnberg beging im August seine jährliche Generalversammlung. Die Anstalt hat kürzlich zwei ihrer Beamten verloren, indem Dr. Bartsch nach Rostock, Dr. Jakob Falke nach Wien berufen wurde. Die Verwaltung des Museums ist von mehr als einer Seite her Gegenstand öffentlicher Angriffe geworden; so machte ihr ein Votum der Stadtverordneten in Gotha den Vorwurf, „es werde mit den zufließenden Unterstützungen nicht gut gewirthschaftet", und die Berliner Stadtverordneten haben auf Grundlage eines von Herrn Reimer gemachten Berichts hin den vom Magistrat gestellten Antrag, eine jährliche Beisteuer von 200 Thalern für jenes Institut zu bewilligen, verworfen. Die von Herrn Reimer gemachten Rügen beziehen sich vorzüglich darauf, daß von den Einnahmen des Germanischen Museums der überwiegende Theil für Beamtenbesoldungen, Porto und Druckkosten und nur der kleinste auf Ankäufe verwendet worden sei. Die Verwaltung widerlegt nun die gegen sie erhobenen Anklagen mit einer Auseinandersetzung der Kräfte des Museums und des eigentlichen Zwecks des Instituts, der vorzugsweise mehr in Verzeichnung und Nachbildung der antiquarischen und literarischen Gegenstände in den vielen Einzelnsammlungen und nur in zweiter Reihe in der Bereicherung der eigenen Sammlung bestehe, wie solches schon aus der Natur der Sache fließe. Von diesem Standpunkte aus würden die Repertorien des Museums Nachweise für jegliche Kultur-, Kunst-, Literatur-, Rechts- und politisch-geschichtliche Frage auf deutschem Boden geben, und darum seien zu ihrer Abfassung auch wissenschaftlich und sachlich gebildete Männer nöthig, sowie auch für die Zwecke der Anstalt stets beschäftigte Zeichner, Kupferstecher, Gypsgießer &c., um Copien von geliehenen Gegenständen und auch von eigenen behufs des Austausches zu verfertigen. Dabei seien aber auch die Sammlungen des Instituts bereits höchst beträchtlich und die Repertorien zu großer Ausdehnung gediehen. So viel zur Rechtfertigung der Administration des Museums.

— * Die diesjährige allgemeine deutsche Künstlerversammlung hat in der verflossenen Woche zu München stattgefunden und sich an die große Ausstellung angeschlossen, zugleich ein Vorspiel zur Jubelfeier der Stadt gebildet. Der 21 und 22. waren für die Sitzungen bestimmt, der 23. zu einem Ausfluge nach dem Starnberger See. Die Stadt hat die Künstler im Pschorr bewirthet.

— * In Berlin wird dem Componisten Felix Mendelssohn-Bartholdy ein Denkmal errichtet werden, welches vor der Singakademie stehen soll. Die nöthigen Summen sind bereits in ganz kurzer Zeit aufgebracht worden.

— * Zu Schaffhausen starb vor Kurzem auf einer Erholungsreise der Musikdirector Dr. Mosewius in Breslau im Alter von fast 70 Jahren. Der Verstorbene, erster Musiklehrer an der Universität und Director der Breslauer Singakademie, hatte große Verdienste um die Kunst, namentlich um die Ausbildung derselben in Breslau, wo er sich übrigens nicht auf einem günstigen Boden bewegte. Er hat das Verständniß und die Verbreitung der großen Schöpfungen älterer Zeit durch manche Schrift gefördert. Mosewius war einst ein sehr gefeierter Opernsänger.

— * Der Lustspieldichter Gustav zu Putlitz hat sich im ernsteren Drama versucht und ein Schauspiel „Das Testament des großen Kurfürsten" verfaßt, welches auf den Hofbühnen in Wien und Berlin zur Aufführung kommt.

— * Der deutsche Adler. Dem „Frankfurter Museum" entlehnen wir folgende Bemerkungen: „Die Frage, seit welcher Zeit der Adler das Wappen des deutschen Reiches sei, wann zuerst der Doppel-Adler aufgekommen und welche Bedeutung er habe, ist schon oft und ausführlich behandelt worden, sowohl in den früheren Zeiten, als auch namentlich im Jahre 1818, da man sich nach einem Zeichen für das „einige Deutschland" umsah. Unter den älteren Forschern verdient S. W. Oetter besondere Beachtung, der 1761 in einem stattlichen mit vielen Kupfern geschmückten Quartbande — dem ersten Stücke seiner wöchentlichen Wappenbelustigung — eine Erläuterung über das Wappen des heiligen römischen Reichs herausgab. Hierin suchte er zuerst nachzuweisen, daß der sogenannte Reichsadler keineswegs ein Adler mit zwei Köpfen sei, sondern ein zweifacher oder doppelter Adler, indem man zwei Adler in der heraldischen Weise mit einander vereinigt oder über einander gelegt habe. Dann giebt er eine Uebersicht der Meinungen, welche seine vielen Vorgänger von dem Reichsadler gehabt haben, und spricht sich zuletzt dahin aus, daß der Adler das Sinnbild sowohl des alten römischen Reichs, als auch des neuen römischen Reiches, nachdem es nämlich an die Deutschen gekommen, gewesen sei, Deutschland also den Adler nicht ursprünglich zum Sinnbild gehabt, sondern ihn von Jenen entliehen habe; schon zu den Zeiten der schwäbischen Kaiser aber sei der Adler als Wappenbild (d. h. in einem Schilde eingeschlossen, denn wo dies nicht der Fall, erkennt Oetter bloß ein Sinnbild oder Zeichen, kein Wappenbild an) gebraucht worden, der einfache von den römischen Königen, der doppelte von den Kaisern, zum Zeichen, daß sie nun zwei Reiche, Deutschland und Italien beherrschten, während dem erst Ludwig der Bayer ihn auch in seine Siegel aufgenommen habe. Die Oetter'schen Ansichten fanden jedoch nicht durchgängig Beifall; so blieb z. B. der Archivar Spieß (in seinen Nebenarbeiten 1783) darauf bestehen, daß der Reichsadler nur ein zweiköpfiger, kein doppelter sei und daß ihn erst der Kaiser Sigismund eingeführt habe; und der bekannte Historiker Gatterer unterwarf 1789 (in den Acten der Göttinger Societät, ausgezogen in seiner praktischen Heraldik 1791) die Sache nochmals einer ausführlichen Prüfung. Um recht sicher zu gehen, fertigte er eine Tabelle und trug in deren einzelne Spalten von Otto I. bis auf Karl V. ein, wo und wie er den Reichsadler in Urkunden und Siegeln, auf Münzen, Reichsfahnen und Denkmälern gefunden hatte. Hieraus ergab sich ihm dann, daß von den Zeiten der sächsischen Kaiser an bis 1312 der einfache Adler das beständige Zeichen des Reichs gewesen sei und als solches namentlich auch in den Siegeln der Reichsbeamten (Markgrafen, Pfalzgrafen, Reichsschultheißen u. s. w.) vorkomme, seit Kaiser Heinrich VII. oder 1312 aber der einfache und der doppelte Adler neben einander erscheine, bis seit Kaiser Sigismund 1433 der zweiköpfige Adler als beständiges Zeichen des Kaisers, der einköpfige als dasjenige des deutschen Reichs sich festgestellt habe. Bei dem Ergebniß dieser fleißigen Untersuchung ist es nun im Allgemeinen geblieben, auch die Schriften aus dem Jahre 1848 geben im Wesentlichen nichts Anderes, es sei denn, daß sie noch mehr als von Gatterer geschehen, hervorheben, wie auch der in den Wappen der meisten Reichsstädte erscheinende einköpfige Adler lediglich der alte Reichsadler sei. Es konnte aber nicht fehlen, daß die Vorliebe, mit welcher in den letzten Jahren die Siegelkunde gepflegt wurde, auch über den Reichsadler manche neue Kunde bringen mußte. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hierüber hat nun so eben Herr Dr. Römer-Büchner in seinem neuesten Schriftchen „der deutsche Adler nach Siegeln geschichtlich erläutert" (Frankfurt bei Keller, 1858) veröffentlicht, und gerne begrüßt man den Verfasser auf einem Gebiete, als dessen tüchtiger Kenner er sich schon früher bewährt hat. Nach seinen Forschungen findet sich erst seit Konrad II. der Adler als Herrschersymbol, nicht als Reichswappen gebraucht. Im zwölften Jahrhundert aber ist der Adler auch Reichswappen; und es erscheint daher dies Reichszeichen nunmehr häufig auf den Siegeln der Reichsvasallen, der Reichsbeamten (neben den Siegeln der Frankfurter Schultheißen und der Friedberger Burggrafen wird namentlich ein Siegel der Friedberger Burgmannen von 1243 hervorgehoben, welches den Adler mit der Umschrift „sigillum cesaris in Friedeberic" zeigt), und der Reichsstädte, sowie auf den Reichsfahnen. Jedoch darf man hierin nicht zu weit gehen; der Adler erscheint in den Siegeln zu vieler fürstlichen und gräflichen Geschlechter, als daß er nur ein Amtswappen sein könnte: in vielen Fällen ist er gewiß Geschlechtswappen, — konnte er doch so gut wie der Löwe oder ein anderes Thier als solches gewählt werden, — und es verdient dieser Umstand noch eine nähere Untersuchung. Weiter bespricht nun der Verfasser die königlichen Secretsiegel, in welchen seit Kaiser Rudolf I. der Adler vorkommt, und die Gegensiegel, deren sich Heinrich VII., Ludwig IV., Günther und Karl IV. bedienten. Diese ganz gleichen Siegel zeigen einen Adler in natürlicher Stellung mit zurückgewendetem Kopfe, und deßwegen wird dies Siegel in den Urkunden „der widersehende Adler" genannt. Wenigstens ist diese Erklärung natürlicher und zusagender als die S. 39 vom Verfasser versuchte. Zuletzt betrachtet derselbe dann den zweiköpfigen Adler und liefert den Beweis, daß dieses seltsame Gebilde, während es auf den Siegeln Kaiser Ludwigs IV. noch nicht vorkomme, doch zu dessen Zeiten als Reichszeichen erscheine. Denn die Stadt Friedberg, welche noch 1328 den einfachen Adler im Siegel hat, bringt 1334 ein Siegel mit dem zweiköpfigen, der auch auf dem 1346 erbauten Eschersheimer Thurm dahier angebracht ist. Erst Sigmund, da er 1434 zum Kaiser gekrönt wurde, nahm statt des bisher geführten einköpfigen Adlers den Doppeladler als kaiserliches Wappen an. Die Farben des Reichs sind in der Schrift selbst nicht besprochen, in der Vorrede aber wird ihrer erwähnt und wohl mit Recht angenommen, daß die Farben schwarz-roth-gold niemals die Reichsfarben waren, sondern lediglich von der Jenenser Burschenschaft — aus nicht genau bekannter Veranlassung — als Abzeichen gewählt wurden."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Bletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 40. Bremen, 3. October. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Die norddeutschen Marschen.

Das Sonntagsblatt erfüllt eine länger als billig versäumte Pflicht, indem es einer ausführlichen Besprechung des Marschenbuches von Hermann Allmers seine Spalten öffnet. Unsere Leser wissen aus wiederholten Notizen von diesem Buch und den Schicksalen, welche über dasselbe durch den Fall der Verlagshandlung von Scheube in Gotha verhängt wurden. Der Verfasser sah auf solche Weise ein Werk, an dem er seit vielen Jahren mit der innigsten Liebe gearbeitet hatte, mißhandelt und entstellt, ohne daß er Abhülfe schaffen konnte. Allerdings wird die Mehrzahl der Leser durch das, was dem Buche widerfuhr, wenig im Genusse desselben beirrt werden, da die Verletzungen, die es erlebte, zwar höchst schmerzlich und fatal, aber doch nicht tödtlich und vernichtend waren. Der Kern blieb unberührt, und er ist ein so edler und vortrefflicher, wie ihn nicht viele Bücher aufzuweisen haben.

Das Marschenbuch schließt sich in einer für die Lesewelt sehr erwünschten Weise den Werken an, welche einzelnen Theilen Deutschlands eine genau eingehende und erschöpfende Darstellung widmen. Allmers wollte durch seine „Land- und Volksbilder aus den Marschen der Weser und Elbe“ ein getreues Bild seiner Heimath entwerfen; einer Gegend, die ein großes ethnographisches und kulturhistorisches Interesse bietet und im Allgemeinen weit weniger bekannt ist, als zu wünschen ist. Man hat von ihr nicht bloß im Oberlande, sondern in ihrer eignen Nähe noch vielfach nicht bloß falsche, sondern zum Theil abgeschmackte Begriffe, und da hätte sie keinen Maler finden können, der mit mehr Liebe, aber auch zugleich mit gründlicherer Kenntniß und größerer Kunst ihr Bild gezeichnet hätte.

Es ist nicht nöthig, an dieser Stelle von der umfassenden Beherrschung des Stoffes und von der Schönheit der Darstellung zu reden, welche das Buch von Allmers auszeichnen. Die meisten Leser des Sonntagsblattes haben es gleichsam entstehen sehen, indem mehrere der ausgezeichnetsten Abschnitte im Laufe der letzten Jahre nach und nach in unserer Zeitschrift mitgetheilt waren. Wir gedenken daher auch nicht eine Recension des Marschenbuches zu geben, wollen vielmehr die reichen Schätze, die in demselben liegen, durch einige begleitende Bemerkungen hervortreten lassen, indem wir die Abschnitte, welche vorzugsweise ein allgemeineres Interesse haben, in ihren wichtigsten Zügen vorführen.

Allmers beginnt mit einer lebendigen Schilderung der Bildung der Marschen, welche zu den jüngsten Werken der ewig schaffenden und zerstörenden Natur gehören. Sie lehnen sich flach an den Rand des höheren sandigen Landes, der Geest, der norddeutschen Diluvialebene, welche sich bis an die Berge erstreckt. Es ist dann weiter die Rede von den Platen und Sanden, den Schlengen und Deichen. Diese spielen in der Geschichte der Marschen die wichtigste Rolle und sind ein gewaltiges Zeugniß von dem mühsamen Kampfe mit der Natur, den namentlich das Friesenvolk in den Marschen der Weser und Elbe seit Jahrhunderten ohne Unterlaß zu bestehen hatte. Den Deichen und den auf sie einstürmenden Fluthen ist der nächste Abschnitt gewidmet.

Die Geschichte des Friesenvolkes, so weit zurück wir sie verfolgen können, ist eine einzige Kette unsäglicher Kämpfe und namenloser Leiden, wie wir sie in solchem Maße bei keinem andern Volke wiederfinden werden. Wo es auch seine Wohnungen aufgeschlagen, ob am Zuydersee, am Dollart oder am Busen der Jahde, ob im Stedinger- oder Butjahdingerland, in Osterstade, im Lande Wursten und weiter an der Nordsee bis hinauf zu Jütlands Küste: was seine Chroniken melden, ist ein ewiges Siegen und Erliegen, ein grausiges Ringen und Kämpfen ohne Ende; hier mit den Fluthen um den theueren Heimathsboden, um Existenz, um Hof und Heerd, um Weib und Kind; dort um seine Freiheit und sein gutes Recht mit hochmüthigen Fürsten, kriegerischem Adel und den mächtigen herrsch- und habsüchtigen bremischen Erzbischöfen. Es ist herkömmlich geworden, den Muth der Besuvnachbarn anzustaunen, welche ohne Furcht, wenn kaum der alte Feuerspeier, der soeben ihre Hütten, Felder und Weinberge zerstörte, ausgetobt hat, immer und immer wieder an seinem Fuße ihre Wohnungen bauen und von Neuem zu säen und zu pflanzen beginnen in dieser gefährlichen Nachbarschaft. Allein was sind solche Gefahren gegen das namenlose Elend, welches das Friesenvolk seit so vielen Jahrhunderten erduldete! Was sind einzelne Besuvausbrüche, die dann und wann nach langen Zwischenräumen einige von ihren Bewohnern meistens schon verlassene Dörfer und Flecken zerstören und ein paar hundert Morgen Landes begraben, — was sind sie gegen die ungeheuren Sturmfluthen, deren das Volk der Friesen so viele in seinen Annalen aufzuweisen hat; — Sturmfluthen, deren das Volk der Friesen so viele in seinen Annalen aufzuweisen hat; — Sturmfluthen, von denen eine einzige oft 20 bis 30 Dörfer vom Erdboden verschwinden ließ, meilenlange reiche Landstriche in ödes Watt verwandelte, vielen Tausenden wackerer Menschen das Leben raubte, die kostbarsten Schleusen und Deichanlagen in wenigen Stunden vernichtete und ganzen Küstenstrichen nicht selten eine andere Gestalt gab! Und dennoch trotz alledem und alledem verließen sie nicht ihre vielbedrängte, fluthenumtoste Heimath! Nie wanderten sie in sichere höher gelegene Gegenden, sondern immer und immer kehrten sie zurück, sowie sich nur das Wasser verlaufen, und suchten wieder die zerwühlten, kaum mehr kenntlichen Plätze, wo ihre Wohnungen gestanden hatten, begannen von Neuem ihre verwüsteten Felder zu bestellen und von Neuem die hundertmal zerrissenen Deiche zu bauen, wohl wissend, daß schon der nächste Tag ein gleiches Elend bringen konnte. Nein gewiß, in gleicher Weise hat kein Volk der Erde gelitten und gestritten, mit so rührender Liebe und Treue keines seiner Heimath angehangen! Eine derartige tausendjährige Leidensgeschichte mußte ihm endlich das tiefste Gepräge aufdrücken.

Die Zertrümmerung Frieslands und die ältesten Sturmfluthen reichen zurück in die vorgeschichtlichen Tage. Die erste bekannte Fluth ist die von 1012 n. Chr.; die von 1277 ließ den Dollart entstehen, indem sie 30 Dörfer verschlang, andere hatten den Jahdebusen gebildet. Die furchtbarste früherer Zeiten ereignete sich 1570, sie machte

die ganze Küste von Holland bis Jütland in wenigen Stunden zur Wasserwüste, daß mehr als 100,000 Menschen in den Wogen ihr Grab fanden. Schweres Unglück kam in gleicher Weise über jene Küstenstriche in den Jahren 1634, 1648, 1685, dann zu Weihnachten 1717. Seitdem wurden die Deiche ansehnlich erhöht und verstärkt, so daß hinfort die Fluthen sich meist an denselben brachen. „Dicht an der innern Seite der Deiche, gefüllt mit klarer Fluth und Wasserpflanzen, sieht man wohl hie und da stille, runde, rohrumkränzte Kolke, in den Marschen meistens Bracken genannt. — Das sind die Denkmale, welche einst die wilden Sturmfluthen sich selbst geschaffen haben, als sie durch die gesprengte Deichbresche donnerten und hier tief sich in den Boden wühlten. — Jetzt bieten solche Wasserbecken nur Bilder des tiefsten Naturfriedens dar. Das hohe Schilf nickt und flüstert leise, braune Rohrkolben und purpurne Butomus-Dolden heben ihre Häupter daraus hervor, blühende Wasseraloen und Nymphäen schwimmen auf klarer Fluth, indeß am Ufer die scheue nächtliche Fischotter haust oder das Wasserhuhn nistet, tief im Grunde aber bejahrte mächtige Schleien und Karauschen, braune Schlammpeizger und gefleckte Wassersalamander zwischen den schwarzen Blutegeln und Wasserkäfern lautlos hierin und dorthin schleichen.

Der Verfasser spricht nun vom Boden und Klima der Marschen mit der Sachkenntniß, die er durch lange Erfahrung und Beobachtung gewonnen hat, und schildert sodann die Pflanzenweit. Das ist einer der schönsten Abschnitte des Buches; er enthält jene prachtvollen Vegetationsbilder, die in den früheren Jahrgängen unseres Blattes zuerst mitgetheilt waren und die Aufmerksamkeit der Geographen auf sich zogen. Die Darstellung ist hier eine so in sich abgeschlossene, daß wir sie unberührt lassen, da durch Auszüge die Anschaulichkeit und Farbenpracht beeinträchtigt werden müßten. Dagegen gestattet uns der zweite Haupttheil, welcher vom Volke der Marschen handelt, eine Reihe von Bemerkungen zu entlehnen, welche besonders von kulturgeschichtlichem Interesse sind.

Das Friesenvolk erregte schon die Aufmerksamkeit der Römer, die durch Tacitus und Plinius von der Nordsee und ihren Anwohnern unterrichtet wurden. Es zieht von Westen her und nimmt die Wesermarschen in Besitz, doch fehlen zuverlässige Nachrichten über Zeit und Gestaltung der Dinge. Man lernt allmälig dem Meere trotzen, legt Deiche an, macht Gesetze, wählt Aufseher und Aelteste, und es beginnt eine Geschichte der Marschbewohner.

Der erfahrene und aufmerksame Beobachter unterscheidet meistens sofort den Marschbewohner, namentlich den aus echtem Friesenblute entsprossenen, von seinem Geestnachbar. Eine derbe breitschulterige, fleischige, oft stark ins Corpulente gehende Gestalt, mehr groß als klein, Hände und Füße stark und breit, das Haar schlicht oder nur schwach gekräuselt und blond, der Bart röthlich und nicht sehr dicht, das Auge hellblau oder grau und das Gesicht von rundlichem Schnitte, — das ist der echte Friesentypus. Der niedersächsische Geestmann ist dagegen durchgehends magerer, schmächtiger und aufgeschossener, von kurzem Oberbau und langen schmalen Beinen, wenn auch mitunter stark knochig und sein Gesicht häufig von schärfern und eckigern Umrissen. Da, wo die Geest an die Marsch grenzt, sind diese Gegensätze freilich noch nicht sehr hervorstechend. Hier zeigt sich der Uebergang vom friesischen zum sächsischen Elemente, ja manche dieser hart am Rande liegenden Geestdörfer haben sogar noch durchaus friesische Bevölkerung, wie z. B. die Dörfer Nesse, Wulsdorf und Geestendorf im Vielande.

Fast noch bedeutender ist der Unterschied zwischen Geest und Marsch hinsichtlich des geistigen Charakters ihrer Bewohner. Leichte Geest und schwere Marsch — in diesen Worten ist der ganze Grundzug Beider enthalten. So ist der Geestmann durchaus sanguinisch, leicht zu erregen, gelehrig, erfinderisch und bei seinen Festen heiter bis zur lärmenden Lustigkeit. Ganz anders dagegen der friesische Marschbewohner, dessen hervorstechendes Temperament, wie bei seinem Stammverwandten, dem Holländer, das phlegmatische ist. Viel weniger empfänglich für äußere Eindrücke, ist er fast nie wahrhaft begeistert. Seine kaltblütige Ruhe und sein würdevoller Ernst verlassen ihn nur äußerst selten. Alle Feste, Hochzeiten, Jahrmärkte und ähnliche, werden von ihm auffallend still begangen, so daß man dieselben fast todt nennen kann. Darum ist sehr schwer auf ihn einzuwirken, alte Gewohnheiten zu vernichten und Neues bei ihm einzuführen. Hat er sich aber vom Guten desselben einmal überzeugt, und er eine neue Sitte einmal angenommen, dann hält er daran mit viel größerer Zähigkeit und Ausdauer fest als der Geestmann.

Man macht viel Rühmens von dem politischen und selbst kriegerischen Element, das den Marschbewohnern eigen sei. Namentlich die Leute jenseits der Berge denken, wenn sie zufällig von den Friesenstämmen im wogenumbrandeten Lande Wursten oder im Butjadingerlande lesen und hören, nichts Geringeres, als daß noch heute die Bewohner dieser Küstenstriche ein Heldenvolk seien. Allein der jetzige Marschbewohner ist an diesem seinen Ruhm im Ganzen völlig unschuldig, und es möchte eben nicht allzuglänzend mit seinem politischen Rufe bestellt sein, wenn er nicht seine tapferen streitbaren Vorfahren gehabt hätte. Das Jahr 1848, das ganz Deutschland zu neuem Leben und neuer Kraft aufrütteln wollte, hat es hinreichend bewiesen, wie sehr politische Trägheit und Indifferentismus noch in der Marschen hausen. Gerade die rein friesischen Bezirke, z. B. Land Wührden, Vieland, Land Wursten und Butjadingen waren die ruhigsten und theilnahmlosesten. In den nicht friesischen Marschen, in dem Lande Hadeln und Kedingen, wie auch auf den Geesten erwachte dagegen sogleich ein regeres Leben.

Als in den Märztagen von allen Enden laut der Ruf nach Preßfreiheit, Volksbewaffnung und deutschem Parlament erscholl, als viele Regierungen längst Alles bewilligt hatten was man nur wollte, und allein die hannoversche noch immer hartnäckig blieb, tauchte urplötzlich in der Residenz das dunkle Gerücht auf, es solle in den bremischen Marschen furchtbar gähren. Immer bedenklicher, immer drohender wurden von Stunde zu Stunde die Nachrichten vom beabsichtigten Aufstande. Endlich hieß es, zwanzigtausend todesmuthige Bauern, bis an die Zähne bewaffnet, ständen bereit auf den ersten Wink ihrer Führer nach Hannover zu ziehen, wenn die Regierung nicht nachgäbe. Einige zufällig dort anwesende Marschbewohner gingen, als sie ernsthaft gefragt wurden, wie es eigentlich um die Marschinsurrection stehe, zum Spaß auf die köstliche Jagdgeschichte ein. „Zwanzigtausend ist offenbar arg übertrieben“, sagten sie, „es mögen indeß immerhin zehn bis zwölftausend schlagfertig stehen. Aber nun bedenkt, wie wird der Zug lawinenartig anschwellen, wenn er durch's Land zieht.“ — Das wirkte wie Hannibal ante portas. Allgemein war der panische Schrecken in höheren Kreisen wie unter den guten Residenzbürgern. „Nein“, hieß es sogar unter Letzteren, „so gern wir die Freiheit wollen, aber sengende und brennende Bauernmassen, an die sich, Gott weiß es, was Alles für Raubgesindel anschließen wird, werden wir nie und nie in unsere liebe gute Stadt lassen, eher machen wir selbst mit den Soldaten gemeinsame Sache und vertheidigen uns bis auf den letzten Blutstropfen.“ — Da plötzlich gab die Regierung nach, bewilligte Preßfreiheit, Vereinsrecht, Volksbewaffnung, Stüve, genug Alles was man sich nur wünschte — und wer weiß es, ob doch nicht die zwanzigtausend todesmuthigen Marschbauern redlich mit dazu geholfen hatten. — Aber das Beste war, während sie in Hannover so trefflich mit „errungenschafteten“, saßen sie daheim in den Marschen ruhig zwischen ihren vier Pfählen oder kamen höchstens so weit aus ihrem Gleichmuthe, daß sie sich doch nach langer Ueberredung bequemten einmal ein paar ausgeschriebene Volksversammlungen zu besuchen. Als die Errungenschaften endlich da waren, schlugen sogar Viele verwundert die Hände über'm Kopf zusammen über alle die so plötzlich vom Himmel gefallenen Rechte und Freiheiten und wußten wirklich kaum, was sie alledem anfangen sollten. —

Gilt es dagegen alte Gewohnheiten, Rechte und Freiheiten mit Kraft und Ausdauer zu behaupten und Alles daran zu setzen, sie nicht fahren zu lassen, dann stehen die Marschen in der ersten Reihe.

Nur ihrer unermüdlichen Ausdauer und Zähigkeit haben sie den Besitz so vieler Freiheiten zu verdanken, auf welche die Regierungen schon oft genug Angriffe machten. Und auch neuere Zeiten haben es gezeigt, daß die alte Kraft und Festigkeit nicht verloren gegangen ist. Als im Jahre 1837 die hannoversche Regierung das Staatsgrundgesetz eigenmächtig umwarf, fand sie gerade in den bremischen Marschen den hartnäckigsten und lebhaftesten Widerstand. Es besitzt kein Volk ein so prächtiges Oppositionstalent als das der Marschen. Zur Revolution taugt es dagegen ganz und gar nicht, da ihm alles Feuer und alle echte Begeisterung abgehen und es conservativ durch und durch ist. —

Selbstgefühl und Stolz sind hervorstechende Züge im Charakter des Marschbewohners, namentlich des wohlhabenden. Vor Allem stolz ist der Marschbauer auf seine fruchtbare Heimath, die er um keinen Preis mit einer andern vertauscht, am allerwenigsten mit der nahen Geest, auf welche er nur mit einer gewissen Verachtung und mit Bedauern herunter- oder vielmehr hinaufsieht. Aeußerst charakteristisch ist daher die bekannte Anekdote von jenem alten Marschbauer, wie er seinen reiselustigen Sohn mahnend an die Hand nahm und ihn davon abzubringen suchte. „Sieh Jung", sprach er, „hier is de Marsch un de ganze anner Welt is man Geest. Wat wullt du dumme Jung nu in de Welt maken?"

Noch stolzer erscheint der reiche Marschbauer auf seinen Stand als freier Grundbesitzer oder wie es hier heißt als Hausmann. Diese angesehensten und ältesten Hausmannsfamilien sind vollkommene Aristokraten und vertreten den in den meisten Marschen fehlenden Adel in ihrer Art völlig. Den weniger Besitzenden, den Köthner, pflegt der Marschbauer meist nur über die Schulter anzublicken, ihn nicht anders zu nennen als den „litten Mann, geringen Mann", an welchen seine Tochter zu verheirathen, ihm eine ewig schmerzliche Schmach sein würde. Daher verbinden sich die Hausmannsfamilien fast ausschließlich mit Ebenbürtigen. Meistens aber geschehen die Verheirathungen in der Familie selbst, damit Geld und Gut ja recht zusammengehalten werde; denn dieses ist in der Marsch mit äußerst seltener Ausnahme doch bei allen Verbindungen das erste Hauptstück. Die Liebe, heißt es, wird schon nachher von selbst kommen.

Mag dieser Stolz des Marschbauern immerhin sehr zu tadeln sein, tausendmal jedoch wird man mit ihm versöhnt durch das mächtige und wahre Ehrgefühl, welches ihn begleitet. — Eine Kränkung seiner Ehre, und komme sie von wem sie wolle, erfüllt ihn mit dem lebendigsten und anhaltendsten Zorne. Eigentliche Verbrechen kommen daher in den friesischen Marschen beinahe gar nicht vor, und wäre nicht das alte Land, das ich als völlig eigenthümlich ausnehme, wenn ich von den Marschen im Allgemeinen rede, so hätte seit langer Zeit kaum ein Marschbauer vor dem Criminalgericht gestanden. Gefängnißstrafe und sei sie auch noch so milde, sei sie nicht einmal eigentlich ehrenrührig, z. B. wegen Jagdvergehen, hält er für so schmachvoll, daß er Alles daran setzt, ihr zu entgehen; er würde oft lieber Tausende geben, würde lieber fliehen und auswandern, als im Gefängniß sitzen. Ja ein Marschbauer, der hörte, daß sein studirender Sohn kürzlich ein paar Tage im Carcer gehaust habe, begann vor Wuth und Scham zu weinen. „Ach Gott, rief er im tiefsten Schmerze aus, warum hett de Jung mi dat nich schreven, ick harr jo gern dusend Daler un noch mehr baden, wenn he man nich sitten schull!"

Daneben hat übrigens jede einzelne Marsch ihre besonderen Eigenthümlichkeiten in äußerem Ansehen, in Wohnungen, Sitten und Einrichtungen, ebenso auch in geistigen und sittlichen Zügen ihrer Bewohner. So ist z. B. der Osterstader und der mit ihm verwandte Stedinger der zahmste, gutmüthigste und loyalste aller Marschbewohner, der Butjahdinger, namentlich der Wurster derb, voll Kraft und Festigkeit, der Jeverländer der freisinnigste und thatkräftigste, allein zum Theil noch ziemlich roh, der Hadler und Kehdinger zwar auch kräftig und freiheitsliebend, aber luxuriös und oft etwas stark renommistisch, der Altländer endlich schlau, gewandt, mißtrauisch und verschlossen gegen Fremde, dagegen am strengsten auf alte Gebräuche haltend. — Ebenso verschieden ist der Kulturzustand der Marschen. Die osterstader, wührder, wurster, vieländer und namentlich die altländer Bauern haben ihre alte Einfachheit noch am meisten bewahrt, und selbst die allerreichsten lassen ihre Kinder selten anderswo als in ihren heimathlichen Dorfschulen unterrichten; denn gegen den gebildeten oder sogenannten lateinischen Bauern waltet das entschiedenste Vorurtheil ob. Auch das Innere der Häuser trägt in den erwähnten Bezirken nur selten Spuren moderner Eleganz, und die alten, braunen, großväterlichen Hausgeräthe werden noch hoch in Ehren gehalten. Mehr schon berührt von moderner Kultur erscheint das Stedinger-, Stad- und Butjahdingerland. Hier findet man in der That elegante Wohnungen; hier sendet man die Söhne häufig auf höhere Bürgerschulen, während die Töchter nach ihrer Confirmation ein Jahr in der Residenz Oldenburg oder in Bremen zubringen, um hochdeutsch sprechen zu lernen und sich den Firniß feinen Benehmens anzueignen. Vor Allem aber legt man Werth auf gediegene, zierliche Kleidung, die namentlich beim weiblichen Geschlechte oft völlig luxuriös wird. Das kann man auf den Jahrmärkten, zu denen man sich in jeder möglichen Weise herauszuputzen sucht, am Besten beobachten. Die derbsten und stämmigsten Bauerntöchter mit rothblühenden Gesichtern, kräftigen Gliedern und Händen, denen man die tüchtige Arbeit nicht erst abzufühlen braucht, sieht man da im eleganten, aber freilich nicht immer geschmackvollen Gewande der Salondamen einhergehen, in Sammt und Seide und mit schwerem Goldschmucke meist überladen. Von allen Marschen steht das Land Hadeln, wo es sich um Luxus und Verschwendung handelt, oben an. Die glänzenden Staatszimmer, die herrlichsten, parkähnlichen Gärten, das kostbare Porcellan- und Silbergeräth und die eleganten Equipagen der hadler Bauern sind weit umher bekannt, fast sprichwörtlich geworden.

Das alte Land ist die einzige Marsch, wo Einfachheit und alte Sitten sich bis auf den heutigen Tag und trotz der Nachbarschaft des großen Hamburgs in seltener Reinheit erhalten haben. Auch von alten Volksgebräuchen, Festen und Belustigungen giebt es im Allgemeinen nicht viel mehr. Doch wird Weihnachten wie in England mit tüchtigem Essen und Trinken gefeiert, und der Weihnachtsabend heißt deßhalb in manchen Gegenden Vullbucksabend, an dem ein gewaltiger Mehlpudding mit Rosinen und geräuchertem Schweinskopf die Hauptrolle spielen. Zu Ostern genießt auch in den Marschen Jedermann Eier, auf den Deichen lodern dann überall mächtige Feuer und auf hohen Stangen brennende Theertonnen, zu Pfingsten aber schmückt man Zimmer und Diele mit grünem Birkenreis und richtet Maienbäume auf, wie in anderen Theilen Deutschlands.

Niemand möge indessen glauben, daß mit dem Verschwinden jener Einfachheit und jener alten Sitten auch Verfall der Sittlichkeit selbst stattgefunden habe. Im Gegentheil, hier zeigt sich der merkwürdige Umstand, daß gerade in dem Maße, wie Luxus und Mode sich mehrten, im Allgemeinen auch der moralische Zustand sich hob, und alle Verbrechen und Laster sich minderten. Statistische Untersuchungen, wie die genauesten Beobachtungen liefern den klarsten Beweis, daß z. B. Diebstahl, Unzucht, Liebe zum Trunke, Rauflust und andere Rohheit gerade im vorigen Jahrhundert die doppelte und dreifache Höhe erreichten, als es in dem unsrigen der Fall ist, und um Einzelnes anzuführen ist in ganz Osterstade seit beinahe 50 Jahren fast kein einziger qualificirter Diebstahl verübt worden, während man vormals gar häufig von solchen hörte; auch haben Schlägereien, die früher bei keiner Hochzeit fehlten, fast gänzlich aufgehört, wie sich auch seitdem die Zahl der unehelichen Geburten außerordentlich gemindert hat. Die oldenburgischen Marschen und das Land Wursten stehen in sittlicher Beziehung gleichfalls sehr hoch. Viel weniger ist das der Fall in den hannoverschen Elbmarschen. Im Lande Hadeln und Kehdingen, wo zwar das Gesinde noch das Tischgebet sprechen muß, herrschen gerade unter diesem Unzucht und Rohheit, wie nirgends; aber auch in keiner Marsch stehen Herrschaft und Dienstboten einander so fern, nirgends zeigen die letzteren so geringe Anhänglichkeit an's Haus, nirgends findet so häufig Dienstboten-

wechsel statt, als in den genannten beiden Marschen. Diese nebst dem alten Lande, das seiner alten Einfachheit und seinen Trachten und Gebräuchen so treu geblieben, liefern der Schwurgerichtsbank zu Stade die meisten Verbrecher, namentlich des Diebstahls, Kindsmords und grober Körperverletzung Angeklagte.

Abergläubische Sitten und Meinungen stehen in den Marschen in vollster Blüthe; gegen sie hat weder Kirche noch Schule ein Wort der Bekämpfung. Nur am Dienstage läßt man das Kind seinen ersten Schulgang machen, nur dann gedeihet es; nur an gewissen Tagen begräbt man seine Todten, nur auf gewissen Wegen bringt man sie zum Kirchhof, sie haben da sonst keine Ruhe. In den zwölf ersten Tagen nach dem Weihnachtsfeste darf keine Wäsche an der Leine trocknen, sonst stirbt im kommenden Jahre Jemand im Hause; nur beim zunehmenden Monde schlachtet man seine Schweine, sonst quillt der Speck nicht aus im Kochen; und wenn im Frühlinge das Vieh ausgetrieben wird, legt man wohl eine Axt vor die Hausthür oder bestreut es schweigend mit Salz, damit es vor Unheil bewahrt bleibe. Und was derartigen Aberglaubens noch mehr ist. Auch der Glaube an Hexen und ihren häufigen Einfluß, z. B. wenn die Kühe wild werden, die Milch keine Butter absondert, Kinder erkranken u. s. w., wurzelt noch tief und fest im Volke. Ist man „verhext", so holt man sich Rath und Gegenmittel aus Bremen, wo allerlei weise Männer und Frauen wohnen müssen. Ueberall hört man vom Vorhersehen der Feuersbrünste, Leichenzüge, Unglücksfälle, ja selbst lustiger Hochzeiten, und ganze Bände der wunderbarsten und grausigsten Spuckgeschichten ließen sich in den Marschgegenden sammeln. Es ist dieß um so auffallender, da wirklich keine Gegend der Welt weniger zu so spukhaftem Wesen angethan ist, als die platte, einförmige, prosaische Marsch, wo kein düsterer Wald, keine wilde Bergschlucht, kein altes verfallenes Schloß die Phantasie erregt und einen Haltpunkt giebt zu allerhand Sagen, die sich daran knüpfen könnten.

Was die Sprache der Marschbewohner betrifft, so ist das Altfriesische mehr und mehr verdrängt und verschwunden. Es wird noch im oldenburgischen Vaterlande, auf den Inseln Borkum, Juist, Norderney, Baltrum, Langeroog, Spikeroog und Wangeroog, ferner auf den Inseln der Westküste von Schleswig gesprochen, ist aber auch hier im langsamen Aussterben begriffen. Reste dieser Sprache sind noch manche Benennungen und Vornamen, z. B. Heller (Außendeich), Siel (Schleuse), Schwöpe (Peitsche), die Namen Edo, Focko, Siabbo, Ummo, Almuth, Theda u. s. w. Charakteristisch sind die Ortsnamen auf um, z. B. Dorum, Alsum, Mulsum im Lande Wursten, Jemgum, Oldersum, Dornum in Ostfriesland. Das Plattdeutsche hat das Friesische besiegt oder bis auf einsame Inseln hinübergedrängt und herrscht nun in den Marschen. Dieser Dialekt hat in neuerer Zeit vielfache Veranlassung zu der Erörterung gegeben, ob er sich behaupten könne und müsse oder nicht. Allmers, der das Plattdeutsche selbst sehr lieb hat, bemerkt: „Mag man nun sagen, was man will, mag man das Traute, das Treuherzige, das Anheimelnde oder das Kernige des Plattdeutschen hervorheben, oder mag man warnend ausrufen: „Nehmet ihr dem Volke die Sprache, so nehmt ihr ihm die Seele!" — man wird dennoch bei reiferem Nachdenken immer darauf zurückkommen, daß der Sieg des Hochdeutschen nur zum wahren Heile des Volkes gereichen kann. Ein ganz anderer Fall würde vorliegen, wenn die plattdeutsche Sprache wirklich die allgemein herrschende, d. h. auch die Sprache der Schrift, der Schulen, Kirchen und Gerichte wäre. So lange aber das Volk in seiner Herzenssprache, worin es denkt und lebt, nicht auch seine Predigten empfängt, seine Kirchenlieder singt, seine Bücher und Zeitungen liest, seine Briefe schreibt, seine Gesetze und Verordnungen erhält und seine Richter sprechen hört, so lange wird sich immer das schroffste Mißverhältniß herausstellen und damit ein wahrer Hemmschuh geistiger und politischer Bildung gegeben sein. Uebrigens kommt auch das Volk selbst immer mehr zur Einsicht, wie mißlich es ist, daß in dieser Sprache geredet, in jener geschrieben wird, und mancher Bauer fängt bereits an, wenigstens mit seinen Kindern hochdeutsch zu sprechen. In vielen Häusern ist dies schon seit Jahren Sitte und man spricht plattdeutsch entweder nur mit den Dienstboten, oder wenn man einmal einen behaglichen zutraulichen Ton anschlagen will. Denn der Bauer fühlt die Ueberlegenheit des sich in der hochdeutschen Mundart Bewegenden nur zu sehr, zumal wenn er vor dem Herrn Amtmann steht und so gerne reden möchte, wie's ihm um's Herz ist. In größeren Orten und namentlich in den Städten hat die plattdeutsche Sprache seit den letzten Jahrzehnten in auffallender Weise abgenommen. Noch gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts ward z. B. in Bremen und Oldenburg, selbst in den angesehensten Familien, durchweg nur plattdeutsch gesprochen. Heutzutage ist es nicht nur in jenen Kreisen gänzlich, sondern sogar bei vielen Handwerkern bereits abgekommen. Und es muß untergehen und wird untergehen, sei es über kurz oder lang. Es fehlt einmal der einzige Haltpunkt, die Schrift. Mit der wachsenden Kultur und Bildung dringt das Hochdeutsche siegend und unwiderstehlich vorwärts. Recht gut kann noch ein Jahrhundert und vielleicht noch mehr Zeit bis dahin verfließen, eines Tages aber wird das Plattdeutsche — wie sein Vorgänger das Friesische — unrettbar verschollen sein.

Eigentlich heimischen Gesang, Volkslieder, haben die Marschen nicht; „Frisia non cantat" ist ein bekannter Spruch. Der Friese ist reiner Verstandesmensch und Phlegmatiker, hat daher keine Lieder und dichtet keine. Er singt nicht bei der Arbeit, er zieht Abends schweigend vom Felde nach Hause, auf Jahrmärkten und Hochzeiten erklingt selten ein recht fröhlicher Gesang. Die Lustigkeit des Friesen spricht sich in lautem Jauchzen und gellendem Gekreisch aus. Nur die jüngeren Burschen und Mädchen singen zuweilen im Winter beim Spinnen oder an schönen Sommerabenden auf den Straßen. Aber schon im ersten Augenblicke hört man es ihnen an, wie wenig echte Liederlust und Liedesleben in ihnen wohnt. Die Mädchen kreischen und arbeiten immer in den höchsten Fisteltönen umher, meistens durch die Zähne singend, während die Männer dieselben mit rauhem Grölen und dumpfem Brummen zu begleiten suchen. An wohlklingenden, ausdrucksvollen Gesang ist nicht zu denken, noch viel weniger fällt es Einem ein, die zweite Stimme anzuschlagen, was gänzlich unbekannt ist. Auch in den meisten Kirchen wird mehr geschrieen und gegrölt als gesungen; nur in den oldenburgischen Marschen, wo sich in den Schulen des Gesangs ziemlich angenommen wird, ist der Kirchengesang etwas besser. Die Lieder, die man singt, sind alle hochdeutsche. Orgeldreher haben den größten Einfluß und bringen jährlich eine Menge „schöne, neue Lieder" auf Jahrmärkten unter das Volk, das dieselben, mögen sie gut oder schlecht, mögen sie noch so fade, unsittlich, ja ganz unverständlich sein, willkommen aufnimmt. Bei dieser Gelegenheit sieht man, daß doch keineswegs bei dem Volke der Sinn für Gesang gänzlich fehlt, wie unvollkommen der Gesang selbst auch bei ihm ausgebildet ist. So wie nur auf Jahrmärkten ein Leierkasten seine Töne erschallen läßt, steht man sogleich herum, kauft die Lieder, horcht mit großer Aufmerksamkeit auf und quält sich, die neue Melodie nachzusingen. Sehr selten aber halten sich solche Drehorgellieder länger als bis zum nächsten Jahre, wo andere sie verdrängen. Die Orgeldreher sind die alleinigen Träger des Volksgesangs. — Welch herrliches Mittel nun böten gerade sie, um auf die leichteste Art gute, anregende, sittliche und echt deutsche Lieder, namentlich jene tief gemüthvollen süddeutschen Volkslieder ins Volk zu bringen, dem sie eine willkommene Gabe wären.

Nachdem der Verfasser uns so das Volk der Marschen in seinem geistigen Wesen und Treiben gezeichnet hat, führt er uns auch in seine Häuslichkeit ein und schildert lebendig einen Marschhof. Mit diesem Bilde, das auch in unserem Blatte zuerst mitgetheilt wurde, schließt der erste allgemeinere Theil des Buches. Der zweite enthält eine Wanderung durch die einzelnen Marschstriche. — Davon vielleicht ein ander Mal.

* Zur Kunst der Illustration und Randzeichnung.

Goethe's Faust mit Zeichnungen von Engelbert Seibertz. Zweiter Theil. J. G. Cotta'scher Verlag.

Den ersten Theil haben wir seiner Zeit angezeigt *) und können uns deßhalb in Betreff der allgemeinen Charakteristik dieses Prachtwerks auf das damals Gesagte beziehen. In seiner jetzigen Vollendung und reichen Ausstattung erscheint es wie eine glänzende Urkunde der geistigen Hegemonie unsrer Nation. Wir dürfen wohl behaupten, daß nur aus deutschen Künstlerhänden und Werkstätten die nationale Dichtung in so würdiger Verherrlichung hervorgehen könne, wie sie nach Kaulbach's Vorgange mit dem Reineke Fuchs Engelbert Seibertz sich an Goethe's Faust „zur Lebensaufgabe gemacht hat." Möge nun congeniale Reproduction oder ein durch hingebendes Studium und begeisterungsvolle Versenkung errungenes tieferes Verständniß das Band zwischen Griffel und Pinsel schlingen und unterstützt durch die Kunst des Stichs und Drucks, des Holzschnitts und der äußeren Verzierung in ihrer höchsten, harmonischen Anstrengung die vollendete Illustration hervorrufen: — diese Art des Zusammenwirkens und Zusammengehens der Geister und Kräfte hat neben der künstlerischen auch eine patriotische Seite. Statt des Vaterlandes, das wir unsrem Bewußtsein aus seiner Zersplitterung erst wieder aufbauen müssen, lernten wir das Vaterländische lieben und alles Große und Schöne, was dieses Siegel trägt, gemeinsam ehren, und die Sphäre der Bethätigung dieses idealen Patriotismus ist um so unbegrenzter, je mehr der reale, politische einstweilen mit Grenzwächtern zu schaffen hat.

Das Incommensurable der Faustdichtung — um Goethe's eigenen Ausdruck zu gebrauchen — tritt überwiegend im zweiten Theile hervor; abgesehen von der, nur noch an Einzelnheiten der Fabel anknüpfenden Grundidee, erkennen wir in demselben ein neues Problem und eine freie dichterische Schöpfung. Ist die Grundidee, (soweit diese sich in das Unzureichende weniger Worte fassen läßt), der Durchgang der Faustnatur durch das läuternde Feuer einer nach dem Höchsten und Tiefsten des Alls greifenden Existenz zur Verklärung: so fand der Dichter doch das gestaltende Motiv mehr in seinem Innern als in der Sage. Dem Helden der Tragödie gab er aus seinem eignen Selbst ein neues Leben. So erkennen wir in diesem zweiten Theile nach ganz anderem Maße, als im ersten, das „poetisch reflectirte Bewußtsein des Dichters über sich selbst" in seinem theils eingreifenden, theils nur beobachtend antheilnehmenden, theils abwehrenden Verhalten zu allem, was auf den drei großen Gebieten der Politik, Wissenschaft und Kunst in unaufhaltsamem Werden und Vergehen und unter gewaltigen Erschütterungen vor seinen Augen sich entwickelte und, gaukelspielartig vorüberschwindend, seinem Seherblicke den Kern alles Seins und Schaffens enthüllte. Gleichwie es sich nun als unmöglich erwiesen hat, dem zweiten Theile des Faust eine allen und überall genügende Erklärung abzugewinnen, und es ebenso abgeschmackt sein mag, in jeder Zeile einen Orakelspruch zu suchen, wie es vermessen wäre, über die Dunkelheiten zu spötteln: so bleibt jede bildliche Darstellung ein Versuch an dem, was der Dichter selbst als Versuch und Fragment aufgenommen wissen wollte. Unser Künstler hat es gleich in dem Titelbilde zur „Zueignung" schön und fein angedeutet, in welchem Sinne er seine Aufgabe zu lösen bestrebt war. Er schaut mit vollem, festem Blicke zum Dichter hinauf, der die Feder hebend, ganz der Inspiration seines Genius hingegeben ist; so findet die dichterische Vision ihren Weg in die Hand und den Griffel des Künstlers, und dem Dichter aus den Augen zeichnend möchte es ihm, wie Goethe sich einmal ausdrückt, selbst gelungen sein, „in der Nachbildung der von dem Dichter entworfenen Gestalten und Situationen Züge, in der Dichtung enthaltene, keineswegs ihr äußerlich aufgedrungene, zur Anschauung zu bringen, durch die sich der Dichter selbst überrascht fände."

*) Sonntagsblatt, II. Jahrgang Nr. 25.

Die Zeichnungen zum „Faust" sind in den Jahren 1848—51 entworfen, die Mehrzahl der 12 in Stahl gestochenen Hauptblätter und 17 großen Holzschnitte zum zweiten Theile im Jahre 1851 in Arnsberg. Die Titelvignette: der Dichter auf einer Sphinx thront — bezeichnet den Charakter dieser Dichtung ebensowohl, wie sie auch an die Schwierigkeiten der Verbildlichung erinnern mag. Allerdings bietet das vorwiegend Phantastische des zweiten Theils der Darstellung einen weitern Spielraum und eine Fundgrube durch solche Motive, an welche die künstlerische Erfindung selbständig anknüpfen kann. Die Dichtung wird hier fast in demselben Maße mehr malerisch, als das dramatische Element zurücktritt. Aber eben der Reichthum dieser Phantasieschöpfung, die symbolische Plastik und Tiefe der Allegorien, dieses poetische Spiel mit den Gestalten aller Welten, deren jede doch ihren ausgeprägten Typus hat, erheischten für eine Illustration im besten Sinne des Worts die höchste Zartheit und zugleich Sicherheit der Behandlung. Seibertz hat diesen Stoff unverkennbar mit Vorliebe behandelt, so daß wir nicht anstehen, diesen zweiten Bilder-Cyclus über den ersten zu stellen. In der That macht die Mehrzahl der Bilder den Eindruck der Uebereinstimmung der künstlerischen Conception mit dem was dem Dichter vorgeschwebt haben mag, und so darf der Künstler in erster Linie das Verdienst beanspruchen, den plastischen Gehalt und das innere Leben der Dichtung zur Formenklarheit gebracht zu haben. Ward ihm nun schon von Seiten der fachmäßigen Kritik die verdiente Anerkennung und Würdigung des Geleisteten, so dürfen wir, von dem bezeichneten Standpunkte ausgehend, bei einem Ueberblicke über die Reihe der Zeichnungen um so unbefangener „nach dem Eindrucke" urtheilen.

Um bei den Hauptfiguren anzufangen, so hört man wohl bei gemeinschaftlichem Beschauen, (und zu solchem Austausch reinen Genießens und Anregens ist das Werk wie geschaffen), die Aeußerung: der Faust könnte hier und dort idealer, Mephisto weniger theatralisch gehalten sein; das entgegengesetzte Dämonische aber in Beiden, sowie in der Tragödie überhaupt, sollte in mehr naturwüchsiger, urkräftiger Energie und Wildheit zur Erscheinung gebracht sein! Dies ist wohl halbwegs zuzugeben, etwa mit dem Vorbehalt, daß es fraglich bleibt, wie weit die Ausführung in diesem Sinne überall in der Intention des Dichters gelegen hätte. Zudem begegnen wir hier jener Kunstrichtung, welche dem auf Kosten des Schönen und Gefälligen Charakteristischen nur eine beschränkte Berechtigung zugesteht. Unleugbar dagegen ist dem Künstler die schwierige Aufgabe gelungen, bei diesen beiden Figuren durch das ganze Werk hindurch den Grundtypus mit dem so unendlich mannichfaltigen individuellen und momentanen Ausdruck zu verschmelzen. Wir finden die ganze Scala menschlicher und „übermenschlicher" Empfindungen und Erregungen auf der langen Reihe von Porträts, welche doch vom ersten bis zum letzten denselben Gottmenschen oder, wenn der profane Ausdruck genehmer ist, Titanen Faust erkennen lassen.

Mit dem hochtragischen Pathos hatte die Ironie der Hölle ihren Pakt gemacht. So galt es, in Mephisto den schalkhaften Kakodämon auf den Schlangenwegen seines Trachtens darzustellen als Zweifler und Spötter, als launigen und lasterreichen „Gesellen" und Helfershelfer, als Heuchler und Schadenfroh, Betrüger und Verderber, selbstgefälligen Prahler, Schmeichler, Grübler; hier den finsteren Mächten des Trugs gebietend, dort seiner eignen Ohnmacht spottend, kalt und berechnend selbst im Ergötzen des tollsten Spuks, und nur durch die Gemeinheit seiner Natur selbst zu Falle gebracht.

Aber die Aufgabe wäre nur halb gelöst worden, wenn nicht durch all diese Masken hindurch die entgegengesetzte Stufenfolge der Entwicklung oder vielmehr Enthüllung beider Naturen — Faust's zur Apotheose, Mephisto's zum Zurücksinken in das Reich der Hölle als dessen Fürst — in die Darstellung übergegangen wäre.

Eine derartige, dem Geiste der gewaltigen Dichtung gemäße Einheit in vielseitigster Entfaltung suchte der Künstler durchgehends zu wahren. Dieses Streben und Talent beurkundet sich nicht bloß

in der Composition jener Hauptbilder, auf denen die verschiedenartigsten Erscheinungen, massenhaft sich drängend, um einen Mittelpunkt zu gruppiren waren, oder durch mehrere Felder der Zusammenhang verschiedener Handlungen versinnlicht wird — wir erwähnen nur aus dem ersten Theile den „Traum", in beiden die „Walpurgisnacht", aus dem zweiten den „Raub der Helena" und den „Kampf des Himmels und der Hölle", — auch den zahlreichen, zum Theil vorzüglichen Vignetten, Arabesken, Medaillons und friesartigen Ornamenten ist es nachzurühmen, daß sie überall „zum Ganzen streben." Wie durch den Zauber eines glücklichen Wurfs haben die Geisterworte „Gebt ihn zurück dem heiligen Licht!" auf dem ersten Blatte des II. Theils Gestalt gewonnen. In ähnlicher Weise ist eine ruhige Harmonie in mehreren der auf wenige Hauptfiguren beschränkten Bilder. So „Faust und Helena in der Grotte mit Euphorion", dem Sprößling der idealen Vereinigung zweier Welten; ein Blatt von hoher Vollendung, von dem wir jedoch die zu sinnlich gehaltenen unteren Randbilder hinweg wünschen möchten. Wie würdevoll thront weiter die Majestät zwischen höchstem Ernst und Humor; welch glühender Hauch liegt auf den Scenen, wo die Magie der irdischen Macht dienstbar wird; welch lebensvolle Bewegung in den nach Art der Dürer'schen Miniaturen gezeichneten Maskenzügen! Auch der Uebergang zu den idealen Regionen des classischen Alterthums ist in den dahingehörenden Blättern treffend angedeutet. Einen magischen Effekt hat die Abtönung des Lichts auf dem Doppelbilde der „Mutter" und des „Raubes der Helena." Wie die dichterische Idee an sich stets Klarheit besitzt, so sind auch die Formen im tiefsten Schattendunkel erkennbar gehalten. Auf dem folgenden Holzschnitt „Explosion" scheint die Gestalt der fliehenden Helena etwas verzeichnet.

Auch die wunderliche Erscheinung der reinen Abstraction, das Werdestreben des „Homunculus" bis zu seiner Geistestaufe im „Meeresfeste", dieses Sinnbild von Faust's idealer Wiedergeburt; ist in der concreten Umgebung der Gestalten Mephisto, Wagner, Galatea und durch das Homogene in Faust's Zustand, weniger unmalerisch und störend geworden.

Es folgt dann im vierten Akte nach den letzten Trugwerken „des Sieges" die Einkehr Faust's zur realen Sphäre sittlicher, Bleibendes erzeugender Thätigkeit, und dann der Conflikt der eben auf diesem Boden erwachsenden menschlichen Größe mit menschlicher Beschränktheit, wie er auf dem Bilde „vor dem Palast" mit den Worten „das Glöcklein läutet und ich wüthe" zum Ausbruch kommt; die Beschränkung Faust's, des sich in voller Selbsterkenntniß vom dämonischen Wesen Abwendenden, von der Sorge Geblendeten auf das „innere, hell leuchtende Licht"; endlich nach dem letzten Schritt des Abfalls vom Höllenpakt mit dem „Zum Augenblicke durft' ich sagen: Verweile doch! du bist so schön" die „Grablegung." Diese möchte etwas zu grell gehalten sein. Auf die schon erwähnten herrlichen Schlußbilder, den heiter-ernsten Kampf um das Unsterbliche Faust's und den Triumph der rettenden Macht der ewigen Liebe, möchten wir auch für den Künstler die dem Dichter geltende Bemerkung Schiller's anwenden, daß es ihm dabei gelungen sei, „zwischen Spaß und Ernst glücklich durchzukommen."

Als eine dem Geiste der ganzen Dichtung und dem Entstehungsverhältnisse des zweiten zum ersten Theile gemäße Eigenthümlichkeit, verdient schließlich der theils metamorphische, theils gegensätzliche Parallelismus vieler Situationen hervorgehoben zu werden. Man vergleiche nur folgende Blätter: (I.) Faust und Wagner — (II.) Hochgebirg; Vorspiel — Kaiser mit Narr und Astrolog; Erdgeist — Explosion; Spaziergänge vor dem Thore — Maskenzug; Vertrag — Laboratorium; die Walpurgisnächte; Traum — Schlaf und Geisterkreis; Hexenküche mit dem Spiegelbilde — Raub der Helena; Liebesscene im Garten — Grotte; Kerkerscene — Kampf; Prolog im Himmel — Apotheose. Und so würde sich noch manches der Vergleichung darbieten.

Um schließlich Aller, welche die Bausteine zu diesem Denkmale lieferten, gebührend zu gedenken, führen wir noch an, daß die Stahlstiche des Werkes unter der Mitwirkung von A. Spieß und M. Storz gestochen wurden von Adrian Schleich. Die Holzschnitte, nach den Originalzeichnungen auf Holz übertragen von J. Schnorr, sind von Allgaier und Siegle. Sämmtliche Arbeiten wurden geleitet vom Zeichner E. Seibertz.

* Die dramatische Behandlung des Don Juan in Spanien und Frankreich.

Bremen, 30. September. Im Künstlerverein hielt gestern Herr Dr. Adolf Laun aus Oldenburg einen Vortrag über den Don Juan auf den Bühnen Spaniens und Frankreichs.

Unter den dramatischen Behandlungen des Don Juan-Stoffes, der durch Byron und Mozart unsterblich geworden ist, nehmen die zuerst erschienene des Tirso de Molina, die den Titel El Burlador de Sevilla, und die spätere des Moliere, die den des Festin de Pierre führt, die wichtigste Stelle ein, jene als früheste, allen anderen zum Grunde liegende, diese als diejenige, in welcher der naive Wüstling und Raufbold zum feinen Libertin, zum reflectirten Gottesläugner, zum Vorbilde des spätern Lovelace und seiner Nachfolger im Roman und Drama wird.

Der Vortragende, nach einer kurzen Einleitung, die an einen früheren Vortrag über die Charakterkomödie anschloß und dem Moliereschen Stück seine Stellung innerhalb derselben anwies, gab eine Analyse des Festin de Pierre und ging besonders auf die Scenen ein, in denen der Charakter des Helden nach und nach zum Vorschein kommt und sich als Typus des modernen, eleganten und französischen Lebemannes herausstellt. — Er ging dann, nachdem er die Entstehung der Don Juan-Sage erzählt, auf das spanische Stück über, indem er die Punkte, die sich am schärfsten zur Vergleichung mit jenem darboten, hervorhob. — Der Spanier, der noch auf dem mittelalterlich katholischen Standpunkt steht, ist in Darstellung der Leidenschaften und des religiösen Schauders wie in Gluth der Farben, Schwung der Sprache und Lebendigkeit der Handlung dem Franzosen überlegen; der letztere aber zeichnet sich durch psychologische Tiefe und scharfe Charakterzeichnung nicht allein des Helden aus und wußte in sein Stück neben beziehungsvoller Sittenschilderung ferngreifende philosophische Intentionen zu legen; er ist der eigentliche Schöpfer der modernen Don Juan-Gestalt.

Nachdem der Vortragende dies Resultat aus seiner vergleichenden Darstellung gezogen, wies er noch auf die anderen Don Juan-Bearbeitungen der verschiedenen Völker hin und charakterisirte mit einigen Strichen die neueste Spanische des Zorilla, in der sich die Bekanntschaft mit Goethe's Faust bemerklich macht. — Zum Schluß kam er wieder auf den Moliereschen Don Juan zurück, der dadurch ein besonderes zeitgeschichtliches Interesse hat, daß der Dichter in ihm den zurückgetretenen Tartüff wieder einschmuggelt, indem er seinen Helden im letzten Akte einen Heuchler werden läßt, der die Streiche gegen Moliere's bigotte Gegner austheilt, für die jenem während des Verbotes die Hände gebunden waren.

Nach kurzer Schilderung dieser interessanten Bezüge schloß der Vortragende mit einer Hinweisung auf die kunst- und kulturgeschichtliche Bedeutung des so oft behandelten Stoffes, der in seiner ganzen Tiefe und Fülle nur in Mozarts genialem Musikdrama die ganz entsprechende Behandlung finden konnte.

Feuilleton.

— * Das neue Werk von Carlyle über Friedrich den Großen wird schon in diesen Tagen durch die bekannte collection von Tauchnitz dem deutschen Publikum zugänglich gemacht werden.

— * Levin Schücking hat eine Anzahl seiner Erzählungen und Novellen zu einer vierbändigen Sammlung vereinigt, die bei Rümpler in Hannover erschienen ist.

— * Die erste Lieferung der Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts von Julian Schmidt ist ausgegeben.

— * Das Buch über Lessing, an welchem Adolf Stahr seit langer Zeit arbeitete, ist im Druck und wird demnächst in zwei Bänden in den Buchhandel kommen. Der Titel ist: „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke."

— * Eine neue Uebersetzung des „Manfred" von Lord Byron, verfaßt von H. v. Kösen, ist erschienen.

— * Die deutsche und für Deutschland autorisirte Ausgabe des Reiseberichtes von David Livingstone ist nun mit dem zweiten Bande abgeschlossen. Man erhält somit eine vollständige Uebersicht der wichtigen Entdeckungen des englischen Gelehrten, welche die von Heinrich Barth ergänzen. Das große Werk unseres Landsmannes geht auch seiner Vollendung entgegen.

— X. Gedichte von F. A. Maercker. 2 Bde. Berlin 1858. Verlag der königlichen geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. Decker). — Das hier genannte Werk liegt, mit ganz ungewöhnlicher Eleganz ausgestattet, in zweiter sehr vermehrter Ausgabe vor uns. Pflichtgetreu, wie wir sind, und hier ganz besondere Erwartungen hegend, einmal wegen der vorzüglich sich bemerkbar machenden Ausstattung des Werkes und anderntheils, weil wir wissen, daß der Verfasser desselben schon eine Friedrich Wilhelm dem Vierten gewidmete Trilogie „Alexandrea" herausgegeben hat, gingen wir ernst und gewissenhaft daran, uns mit dem Inhalte der genannten zwei Bände vertraut zu machen; allein die Mühe hat sich nur wenig gelohnt, und nachdem wir eine Durchsicht beendet, konnten wir nicht umhin, uns im Stillen die Frage vorzulegen, wer in aller Welt die erste Auflage zu kaufen sich veranlaßt gesehen habe. Aufrichtig gesagt, glauben wir, daß nur derjenige einen solchen Geschmack an diesen Poesieen finden konnte, der es vermochte sie zu schreiben. Irren wir uns nicht, so lasen wir auch bereits, daß der Verfasser ein reicher Märker sein solle; ein solcher könnte sich den Scherz schon erlauben. Zur Ehre der übrigen Märker wollen wir aber annehmen, daß sie diese zweite „sehr vermehrte" Ausgabe von Maerckers Gedichten nicht auf ihrem Gewissen haben, im andern Falle müßten sie mit dem Worte Poesie einen ganz eignen Begriff verbinden; denn sollten vorliegende Gedichte den Beweis für oder wider liefern, so würden sie jedenfalls davon überzeugen, daß das Wasser der Spree mit dem des kastalischen Quelles, zum Mindesten hinsichtlich der Wirkung, außerordentlich wenig Aehnlichkeit besitze. Maercker bringt uns Alles: Sonette, Elegieen, Epigramme, Xenien, Idyllen u. s. w. u. s. w. in allen möglichen Formen, singt Friedrich Wilhelm, Alexander von Humboldt, August Boeckh, die Heroen der Spenerschen Zeitung und Gott weiß wen sonst noch an — aber Poesie bringt er nicht; denn was er dafür giebt, ist in Phrasen und Wortgeklingel eingewickelte Prosa. Eine höhere Weihe, den wahren Schwung, Kühnheit, Neuheit der Ideen haben wir nirgends gefunden: flach und hohl wie das Ganze erscheint, macht es den Eindruck, als höre man Jemanden, dem das Verständniß abgeht und Gehör fehlt, der aber gute Stimmmittel besitzt, eine Melodie nach der andern heruntersingen. Das gefällte Urtheil klingt wohl hart, allein es spricht unsre Ueberzeugung aus. Am Schlusse des ersten Bandes befindet sich ein dramatisches Bruchstück: Todtenfeier Alexanders des Großen, zum Theil der Trilogie „Alexandrea" entlehnt. Wenn Maercker hier und an andern Stellen sich in allen möglichen antiken Versmaßen ergeht, so bildet zu diesen hochtönenden Phrasen manches Andere einen gar komischen Gegensatz, wie z. B. das Gedicht Seite 141, welches anhebt:

> Süßer Mittagsschlummer
> Großmama umfängt,
> Und zu ihr hernieder
> Sich ein Traumbild senkt,

und rührend Seite 144 austönt:

> Freudig Großmama zu grüßen,
> Eilen alle nun herbei:
> Gatte, Söhn' und Töchter fühlten,
> Daß in Gott die Liebe sei.

Dies, so wie manches Andere scheint eher als Gelegenheitsgedicht einer alten Mamsell, zum Preise von so und so vielen Silbergroschen für die Elle, zur Welt gekommen zu sein. Das Papier ist aber wirklich — wir wiederholen es — sehr schön und der Druck ausgezeichnet.

— * Die Klopstock'sche „Messiade" hat jetzt noch einen italiänischen Uebersetzer gefunden. Stefano Barozzi hat sie in gereimten Stanzen übertragen.

— * Im achten Hefte der geographischen Mittheilungen von Petermann bildet den Hauptinhalt die Darstellung eines Theils der Mondoberfläche. Professor Piazzi Smyth, der rühmlichst bekannte Astronom an der königlichen Sternwarte zu Edinburgh, hat nämlich während der letzten Jahre eine Reihe detaillirter Aufnahmen des rechts oben im Monde und nahe an dessen westlichem Rande gelegenen Mare Crisium bei einer 200fachen Vergrößerung ausgeführt, von denen hier die drei instructivsten in einem Maßstabe von 1 : 1,397,000 publicirt werden. Da eine richtige Vorstellung von der Terrain-Gestaltung der Mond-Oberfläche nur durch Beobachtungen bei verschiedener Beleuchtung erhalten werden kann, so stellt die erste Tafel dieser Darstellung das Mare Crisium mit den anstoßenden Ringgebirgen bei Neumond, die zweite bei Vollmond und die dritte bei abnehmendem Monde dar, wodurch alle Eigenthümlichkeiten der Configuration aufs deutlichste hervortreten. Der begleitende Text enthält außer den Erläuterungen der Tafeln eine geistreiche Abhandlung des Professor Smyth über Analogieen zwischen den Ringgebirgen des Mondes und den Erd-Vulkanen, namentlich mit Bezug auf den Krater von Teneriffa, dem der Verfasser bekanntlich im Sommer 1856 eine sehr specielle Untersuchung gewidmet hat.

— * Am 21. September starb in Dresden im Alter von 67 Jahren der ausgezeichnete Kupferstecher Professor Moritz Steinla, eine Zierde der Akademie und der deutschen Kunst überhaupt, in weitesten Kreisen bekannt durch seine fleißigen, trefflichen Platten von bedeutenden Gemälden. Professor Steinla war ein geborener Braunschweiger und verlebte seine Jugend in Weimar. Seine reichhaltigen Sammlungen von Gemälden, Kupferstichen, Münzen und Petrefacten wurden bereits vor einiger Zeit für die Dresdener Kunstsammlungen erworben.

— * In Augsburg starb am 22. September Dr. Kottenkamp, ein kenntnißvoller und gelehrter Mitarbeiter der Allgemeinen Zeitung, allgemeiner bekannt durch die Herausgabe einer ausführlichen Schilderung der Ereignisse von 1848 und den folgenden Jahren. Er war von Geburt Westfale, lebte aber seit Langem in Süddeutschland.

— * Das dritte mittelrheinische Musikfest ist in den Tagen vom 25. bis zum 29. September zu Wiesbaden in glänzender Weise und glücklich vor sich gegangen.

— * Das in der vorigen Nummer erwähnte neue Schauspiel von Putlitz „Das Testament des großen Kurfürsten" ist in den letzten Tagen zu gleicher Zeit auf dem Hofburgtheater in Wien und auf der königlichen Bühne in Berlin gegeben worden und hat an beiden Orten Erfolg gehabt. Es behandelt die Verwickelung, welche in Brandenburg durch die Verfügung entstand, zu welcher sich der große Kurfürst durch seine letzte Gemahlin Dorothee hatte verleiten lassen; nach derselben sollte zwar der anscheinend schwächliche und unfähige Friedrich III. Haupterbe sein, die Söhne Dorotheens aber Alles bekommen, was außer Brandenburg und der Kurwürde den Hohenzollern gehörte. Der neue Kurfürst, anfänglich selbst seiner eigenen Kraft mißtrauend, erhebt sich gegen dies Zerschlagen der Monarchie, kämpft für sein Recht und Land und bringt am Ende seine Stiefmutter zur Erkenntniß ihres Unrechts, die Halbbrüder zu Verzichtleistung. Der Verfasser hat seiner Dichtung eine patriotische edle Haltung gegeben und dadurch eine bedeutende und schöne Wirkung erreicht. Die Theilnahme war in Wien und Berlin eine echte und freudige, nicht durch Phrasen angeregte. Im Gegentheil ist der Dichter fast zu trocken; das Stück leidet an großen Längen, namentlich in den ersten Aufzügen.

— * Der französische Oberst Charras, bekannt durch ein ausgezeichnetes Buch über den Feldzug von 1815, heirathet eine Enkelin von Charlotte Buff (Werthers Lotte), die Tochter des Fabrikanten Kestner. Neulich sind aus dem größtentheils verlorenen langjährigen Briefwechsel Goethe's mit seinem Jugendfreunde, dem späteren Kastenschreiber in Frankfurt, Johann Jakob Riese, Briefe aufgefunden worden, unter denen einer aus dem Jahre 1814 nicht nur dem Inhalte nach, sondern auch wegen der Frische und Wärme des Tones höchst interessant ist. Er wird demnächst in den Mittheilungen des Frankfurter Vereins für Kunst und Alterthum veröffentlicht werden.

— * In München hat das Jubiläum der Stadt in der schönsten und großartigsten Weise stattgefunden. Der große Festzug war höchst prachtvoll und einzig in seiner Art. Es haben 3000 Personen und 500 Pferde an demselben theilgenommen; das neunzehnte Jahrhundert war durch 54 Zünfte, die Künstlerschaft und die Sängervereine vertreten. Aus dem reichen Inhalte des Zuges möge hier der Anfang erwähnt werden. Das 12. Jahrhundert eröffnet ihn, und zwar mit einer Abtheilung herzoglicher Söldner (die Märsche für das 12. bis 17. Jahrhundert sind vom Chordirector Kunz componirt), ein Herold mit dem ältesten Banner der Stadt; auf einem von vier weißen Rossen gezogenen Gespann zeigt sich die allegorische Figur der Munichia, umgeben von Jungfrauen und den Emblemen des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe. Daran schließen sich Herzog Heinrich der Löwe, Gründer und Erbauer der Stadt, mit zahlreichem Gefolge,

darunter ein Edelknecht mit Urkunde Kaiser Friedrichs I. vom 14. Juni 1158, Werkleute und Modelle der ältesten Brücke und die herzoglichen Beamten jener Zeit, Freie, Hörige, Landleute, Münzarbeiter ꝛc. und endlich der erste nach München eingebrachte Salzzug. Aus dem 13. Jahrhundert heben wir Otto von Wittelsbach hervor, mit welchem Bayern wieder einen Herzog eigenen Stammes erhalten, den Stammvater der jetzigen Dynastie; ferner Bürger mit der ältesten vorhandenen Stadtverfassung vom 28. Mai 1239, Werkleute mit den Modellen des 1201 errichteten Pilgerhauses des heiligen Geistspitals und des Leprosenhauses.

— * Neulich wurde mitgetheilt, daß Mozarts Oper „Figaro's Hochzeit“ noch jetzt, 67 Jahre nach dem Tode des Meisters, Tantieme einbringt, indem der in Mailand lebende Karl Mozart bereits über 8000 Fr. als Autorenantheil an den Aufführungen jener Oper auf dem lyrischen Theater in Paris erhalten hat. Die in Paris bestehende „Commission der Verfasser und Compositeure dramatischer Werke“ hat dies dem Sohne des großen Componisten in einem Briefe angezeigt, der vollständig mitgetheilt zu werden verdient. Er lautet: „Mein Herr! Die Commission der Verfasser und Compositeure dramatischer Werke in Frankreich hat mich als ihren Präsidenten beauftragt, Sie in Kürze von dem so eben gefaßten Beschlusse, die Aufführungen der Hochzeit des Figaro, die man auf dem Theatre Lyrique von Paris giebt, betreffend, in Kenntniß zu setzen. Sie konnte mir keinen angenehmeren Auftrag zur Besorgung anvertrauen. Wie Sie aus dem Beschlusse ersehen, werden nach der französischen Gesetzgebung die Uebersetzungen von Werken fremder Autoren als Gemeingut betrachtet; wir haben dem zufolge in unserem Vertrage mit dem Theatre Lyrique alle uns aus solchen Werken vorbehaltenen Rechte der Kasse des Unterstützungs-Fonds unserer Gesellschaft zugewiesen. Da wir jedoch in Erfahrung gebracht haben, daß der große Name Mozart's nicht ausgestorben ist, und daß noch einer seiner Söhne, der einzige seine Brüder und Schwestern überlebende, am Leben sich befindet, so hat die dramatische Commission aus Ehrfurcht und Bewunderung vor dem unsterblichen Genie Ihres Vaters einstimmig beschlossen, daß alle Rechte (soweit selbe die Musik betreffen), welche ihr aus den Aufführungen der Hochzeit des Figaro am Theatre Lyrique in Paris zukommen, auf Herrn Karl Mozart, den directen und legitimen Erben des berühmten Tondichters aus Salzburg, übergehen sollen, und daß dieses der gleiche Fall bei allen anderen Werken Mozart's, die auf dem Theatre Lyrique aufgeführt werden, sein soll. Ich schätze mich glücklich, Ihnen, mein Herr, diesen Beweis der aufrichtigen Verehrung der französischen Schriftsteller und Compositeure für das Andenken eines Mannes, wie es Ihr Vater ist, mittheilen zu können; überdies theilt ganz Frankreich diese Empfindung, und der Zudrang zu jeder Vorstellung der Hochzeit des Figaro, so wie die sich jedes Mal von Neuem äußernde begeisterte Aufnahme zeigen, daß die Verehrung der Meisterwerke Mozart's bei uns eine eben so allgemeine wie in Deutschland geworden ist. Lassen Sie uns hoffen, mein Herr, daß das von der Commission gegebene Beispiel auch von den fremden Regierungen gewürdigt werden wird; daß man die Nothwendigkeit einsehen wird, bei künftigen internationalen Verträgen über das geistige Eigenthumsrecht eine wechselseitige Geltung der liberalen Grundsätze, welche den Kindern die Früchte der Werke ihrer Väter — nur allzu oft die zwar glorreiche, aber einzige Erbschaft, welche das Genie zu hinterlassen im Stande ist — sichern, eintreten zu lassen. Geben wir uns der Hoffnung hin, daß dasjenige, was heut zu Tage noch eine ehrenvolle Ausnahme ist, binnen Kurzem die allgemeine Regel bilden werde. Empfangen Sie, mein Herr, den Ausdruck der Glückwünsche von Seiten der Commission und die Versicherung meiner persönlichen ganz besonderen Hochachtung. Der Präsident der Commission der französischen Schriftsteller und Compositeure, C. Melesville.“

— * Von der deutschen Künstlerversammlung in München haben wir noch etwas näher zu berichten. Es hatten sich etwa 500 Theilnehmer eingestellt, welche Zahl im Laufe der Tage ansehnlich stieg; Dietz eröffnete am 20. mit einer schwungvollen Rede die Versammlung. Sie ist die dritte (nach Bingen und Stuttgart), und die genossenschaftliche Vereinigung hat schon eine naturgemäße Form gefunden, in dem Wirken für einen gemeinsamen Zweck, die Ausstellung, einen glänzenden Erfolg erreicht. Der Redner wies darauf hin wie allerdings in Kunst und Wissenschaft als solchen ein Einheitsband der Nation gegeben sei, wie aber die Künstler bei dem Mangel einer Centralisation um so energischer dieß bethätigen müßten; große Meister stünden allerdings wie mächtige Pfeiler da, und gäben dem deutschen Wesen seine schöne Form, aber damit die Schwachen nicht in Zerfahrenheit und Ausländerei verkommen, sei es erforderlich, daß die Künstler sammt ihren Werken sich von Zeit zu Zeit vereinigen. Ein guter Stern habe bisher dem Streben für dieses Ziel geleuchtet, und wenn auch wie auf dem Schwind'schen Bilde noch ein Rabenflügel geblieben sei, die Mängel des Gegenwärtigen deuten auf die Aufgabe der Zukunft. In der zweiten Sitzung der Künstlerversammlung warf Dietz einen Rückblick auf das Zustandekommen der Ausstellung. Sie ward muthig und vertrauensvoll unternommen, sie bewies das Schiller'sche Wort: daß sich der Geist den Körper baut und die Idee die Materie nachzieht. Ein Unternehmen das voraussichtlich 20,000 fl. erforderte, begann man mit 300 fl. indem jeder Künstler, welcher der Association beitrat, 30 kr. einzahlte, aber Liebe und Credit halfen über die Schwierigkeiten hinweg, und die Rechnungsvorlage des Malers Bernhard ergiebt bereits eine Einnahme von 28,000 fl., und diese Summe wird hinreichen auch die Kunstwerke wieder zu verpacken und zurückzusenden. Von nun an ergeben sich also Ueberschüsse. Die Versammlung beschloß nach lebhafter Debatte, alle Jahre eine Künstlerversammlung, alle zwei Jahre eine allgemeine Ausstellung zu halten. Für diese ist zunächst Norddeutschland in Aussicht genommen, und ein Centralcomité (Bendemann, Rietschel, Kummer, Bürkner, Guido Hammer) soll die Ausstellung 1860 ins Leben rufen. Die Versammlung wird im nächsten Jahre zu Braunschweig tagen. — In der dritten und letzten Zusammenkunft zu München wurde am 22. beschlossen, den ganzen Ertrag der Kunstausstellung zu kapitalisiren und zu Kunstzwecken für die Zukunft zu verwenden, je zehn Procent von der Einnahme dieser wie der künftigen Ausstellungen dem jeweiligen Lokalcomité zu wohlthätigen Zwecken in künstlerischen Kreisen zu übermachen. Ferner wurde auf des Präsidenten Dietz Antrag beschlossen, es den einzelnen Künstlern zu ermöglichen, auch ohne Bestellung größere, schwer verkäufliche Bilder zu schaffen, dadurch, daß man die einzelnen Bilder einen Turnus durch die deutschen Städte machen und gegen geringe Entree ausstellen läßt. Daß auf diese Weise verhältnißmäßig bedeutende Summen in die Hände der betreffenden Künstler kommen können, wies Dietz aus eigener Erfahrung nach. Bis jetzt habe eine falsche Scham die Künstler abgehalten, den Ertrag solcher Ausstellungen für sich selbst in Anspruch zu nehmen, und derselbe sei bisher wohlthätigen Zwecken zugewandt worden, der Künstler für seine Auslage, Arbeit und Mühe leer ausgegangen. Zwei Wünsche, daß die gegenwärtig in Stuttgart tagende Architektenversammlung und dann die Versammlung des Vereins für historische Kunst jedesmal ihre Versammlungen an demselben Orte gleichzeitig mit der allgemeinen deutschen Künstlerversammlung halten möchten, wurden nach einigen, im Ganzen zustimmenden Debatten gleichfalls von der Versammlung adoptirt. Am Schlusse sprach Dietz über die Bedeutung Münchens als Metropole deutscher Kunst und Künstler und brachte dem Neubeleber deutscher Kunst, König Ludwig, ein Hoch aus, das von der Versammlung in stürmischer Weise erwiedert wurde. — Für das leibliche Wohl der Künstler war trefflich gesorgt. Die Stadt bewirthete sie im Pschorr, wo man sehr heiter war; auf der Menterschwaige ging es auch lebhaft her. Den Schluß machte ein ländliches Fest am Starnberger See. Auf einer Anhöhe neben demselben am Waldesrand, von wo der Blick den Zug der Alpen und den Spiegel des Wassers und die weitgedehnte Flur in einer Fülle reizender oder großartiger Bilder überschaut, haben Münchener Künstler dem Meister der Landschaftsmalerei, Karl Rottmann, einen Denkstein errichtet; die prachtvolle Stelle trägt seitdem dessen Namen. Dorthin luden die Münchener Künstler ihre Genossen zu einem Fest, das die anregungsreichen Tage der Versammlung würdig beschloß. Ein sommerlich klarer Herbstmorgen entfaltete seinen ganzen Glanz als um 9 Uhr der Bahnzug anlangte, und nun die bereitgehaltenen buntbewimpelten laubgeschmückten Schiffe und Kähne bestiegen wurden; die Natur schien sich den Künstlern in voller Herrlichkeit zeigen zu wollen; die freudig gerührte Stimmung fand ihren melodischen Ausdruck, als inmitten des Sees die Ruderschläge innehielten, und ein Sängerchor das schöne Lied Uhlands anstimmte:

Der Himmel ist so feierlich,
So ganz als wollt' er öffnen sich,
Das ist der Tag des Herrn.

Im Wald selbst ward manch ernstes und scherzendes Wort von einer Tribüne gesprochen. Graf Franz Thun, der als Vorsitzender des Vereins für historische Kunst in München weilt — und fortan werden die Sitzungen auch dieses Vereins an gleichem Ort und zu gleicher Zeit mit der Künstlerversammlung gehalten werden — faßte namentlich in trefflicher Rede den Eindruck den ihm die Ausstellung gewährt, dahin zusammen, daß nicht das äußerlich Glänzende, die Virtuosität des Machwerks als solche, sondern der Geist der Darstellung, die Idee und die Composition, die charakter- und liebevolle Zeichnung die deutsche Art kennzeichne, und daß ein Festhalten an vaterländischer Sitte und Weise auch der Künstlerjugend zu empfehlen sei, wenn sie anders nicht dem Ausland als doch nicht erreichende Nachahmerin die Schleppe, sondern mit eigener Kraft eine Fackel tragen wolle. Ueberhaupt ging ein einiger deutscher Geist jederzeit durch die ganze Versammlung, und auch in dieser Beziehung scheinen sich die Hoffnungen zu verwirklichen die wir an die Ausstellung knüpften. Die Individualitäten, die Stämme bewahren ihre Eigenthümlichkeit, aber sie fühlen sich von einem großen Ganzen getragen, sehen sich als Glieder einer Entwicklungsreihe, lernen einander erkennen und achten, oder, um mit einem Wort aus der Eröffnungrede von Dietz zu schließen: „Die Ausstellung ist das verkörperte Verlangen ein nationales Ganzes zu bilden. Ein Verständniß ist erschlossen, eine Offenbarung ist uns geworden von der segensreichsten Wirkung; die Ausstellung ist uns die belehrendste Schule geworden die wir jemals gehabt, sie lehrt uns die nationale Sprache in der Kunst.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 41. Bremen, 10. October. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Die dramatische Behandlung des Don Juan in Spanien und Frankreich.

Von Adolf Laun.

Das Wesen der französischen Charakterkomödie ist früher von mir in d. Bl. *) an dem »Menschenfeinde« von Moliere nachgewiesen worden. Als Gegensatz dazu möge jetzt der Weiberfreund genommen werden, ein Stück, das, ohne in der Form eine haute comédie zu sein, doch vorzugsweise einen bestimmten Charakter in's Auge faßt und denselben mit energischen Zügen malt. — Der Held, dessen Bekanntschaft wir erneuern wollen, ist Niemand anders als unser alter Freund Don Juan.

Moliere, der große moderne Typenbildner, hat diesen Charakter zwar nicht geschaffen; er hat ihm aber das elegante, moderne, das specifisch französische Gepräge gegeben. Auch er gewann schon vor Mozart in Frankreich sprichwörtliche Bedeutung und wurde das Vorbild jener vornehmen Libertins, jener eleganten Roués und hommes à bonnes fortunes, jener ruchlosen Skeptiker, die im modernen Roman und Drama einen so breiten Raum einnehmen. Lovelace mit seinen Nachfolgern ist ein direkter Abkömmling desselben, und auch der Held Mozarts und Byrons scheint mir manches von der Färbung angenommen zu haben, die Moliere ihm gab, als er aus dem naiven Raufbold und Wüstling der spanischen Legende und Bühne und des italiänisch-französischen Volkstheaters einen raffinirten Epicuräer, einen bewußten Egoisten und reflectirten Gottesläugner machte.

Der Molieresche Don Juan tritt uns entgegen in dem Stücke, das den auffallenden Titel: „le festin de Pierre“ hat und comédie bezeichnet ist. Betrachten wir diejenigen Scenen desselben, in denen das gesammte Wesen des Helden nach und nach zum Vorschein kommt. — Daß dem Dichter, wie fast in allen seinen dramatischen Schöpfungen, gründliche Charakteristik und erschöpfende Hervorhebung des Helden die Hauptsache ist, und daß er diesem Interesse alle anderen hintansetzt, wird sich auch hier wieder herausstellen. Mit Interesse werden wir hier Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten mit der Mozartschen Oper und anderen bekannten Don Juans-Bearbeitungen begegnen. — Versetzen wir uns also nach Sicilien, wo das freilich ganz französisch gehaltene und somit der Lokalfarbe entbehrende Stück, das sich zugleich über die klassische Zeit- und Ortseinheit wegsetzt, spielt, in die Exposition desselben, die in den ersten Scenen uns schon ein umfassendes Bild des Helden giebt und uns ahnen läßt, was wir von ihm zu erwarten haben. Moliere bleibt auch hier wieder seinem System getreu; er sucht durch starke Züge den Geist der Zuschauer gleich anfangs zu fassen, ihn mit seinen Intentionen bekannt zu machen und bereitet ihn mit einer Naivetät, von der unsere neueren, auf Spannung und Ueberraschung speculirenden Dramatiker nichts wissen, auf das vor, was kommen soll; er arbeitet auch hier wieder mehr auf klare Einsicht für den Verstand als auf Reiz und Täuschung für die Phantasie hin.

Don Juans Diener, Sganarell, Mozarts Leporello, malt seinen Herrn im Zwiegespräch mit Donna Elvirens Stallmeister und malt sich selbst dabei durch die Art und Weise seiner Auffassung. Er sagt von ihm: »Don Juan ist der größte Bösewicht, den die Erde getragen hat, ein Hund, ein Rasender, ein Teufel, ein Türk, ein Ketzer, der weder an den Himmel und die Heiligen noch an Gott und den Wehrwolf glaubt, der das Leben hienieden hinbringt wie eine Bestie, wie ein Schwein Epicurs, wie ein Sardanapal, der sein Ohr den christlichen Ermahnungen verschließt und Alles, was wir Anderen glauben, für Dummheit hält. Du sagst mir, daß er deine Gebieterin geheirathet habe; glaube mir nur, um seine Leidenschaft zu befriedigen, thäte er noch vielmehr, er heirathete dich, ihren Hund und ihre Katze noch hinzu. Eine Heirath eingehen, das ist ihm nichts, es ist sein Hauptmittel, die Schönen in's Garn zu locken. Er ist ein Allerweltsheirather; Damen, Demoisellen, Bürgerinnen, Bäuerinnen, er findet nichts weder zu kalt noch zu warm. Müßte ich dir die Namen aller Derer nennen, die er schon geheirathet hat, so ist das ein Kapitel, das bis zum Abend dauern würde.« (Man erinnert sich dabei an die Millè e tré, die Tausend und Drei des Leporello).

In der drastisch humoristischen Weise, in die sich Furcht vor den Schrecken der Hölle und vor dem Zorn des Gebieters mischt, fährt der Diener fort, bis er plötzlich durch den Herzutritt desselben unterbrochen wird. Don Juan ist bei guter Laune und gestattet ihm, ein wenig zu predigen und zu moralisiren, ein Vergnügen, dem sich Sganarell in äußerst komischer Weise hingiebt. Die Selbstgeständnisse, die wir bei dieser Gelegenheit aus Don Juans Munde zu hören bekommen, dienen zur Vervollständigung des obigen Bildes. Er sagt unter anderem: »Die Treue ist nur gut für Dummköpfe, alle Schönen haben das Recht, mich zu reizen, und das Glück, das die Eine gehabt hat, mich zu fesseln, darf die Anderen ihres Anspruches an mich nicht berauben. Mich reizt die Schönheit, wo ich sie finde, und die Liebe, die ich für Eine fühle, macht mich gegen die Anderen nicht ungerecht. Es giebt nichts Anziehenderes, als den Widerstand der Schönen zu besiegen; in diesem Punkte habe ich den Ehrgeiz der Eroberer, die von Sieg zu Sieg fliegen; ich habe ein Herz, groß genug, um die ganze Erde zu umfassen, und gleich Alexander wünschte ich, es gäbe noch andere Welten, um auch auf sie meine Liebeseroberungen ausdehnen zu können.« Stellen wir daneben eine Probe von den Ermahnungen Sganarells, der in einem äußerst drolligen Schwanken zwischen Angst und Freimuth seinem Herrn den Text liest und dies, wie er meint, in folgender Weise sehr fein einkleidet: »Mit Ihnen, mein Herr, rede ich nicht; Gott bewahre, Sie wissen, was Sie thun, und wenn Sie an Nichts glauben, so haben Sie Ihre Gründe dazu, aber es giebt gewisse kleine Libertins, die eigentlich nicht wissen, warum Sie es sind, und die den Freigeist spielen, weil sie meinen, daß es sie gut kleide, und wenn ich so einen zum Herrn hätte, so sagte ich ihm gradezu in's Gesicht: Gnädiger Herr, wagen Sie des Himmels zu spotten, zittern Sie nicht, indem

*) Nr. 32. Jahrgang 1857.

Sie das Heiligste verhöhnen? Sie kleiner Erdenwurm, Sie kleiner Myrmidone, (ich spreche mit dem bewußten Herrn), ziemt es sich, das, was alle Menschen verehren, in's Lächerliche zu ziehen. Glauben Sie, weil Sie ein vornehmer Herr sind, weil Sie eine blonde Perrücke tragen, weil Sie Federn an Ihrem Hut haben, weil Ihr Rock mit goldnen Tressen besetzt ist, (zu Ihnen rede ich nicht, sondern zu jenem Anderen), glauben Sie, so frage ich, daß Ihnen deßhalb Alles erlaubt ist? Erfahren Sie von mir, der ich Ihr Diener bin, daß der Himmel früher oder später die Gottlosen bestraft, daß ein schlimmes Leben einen schlimmen Tod herbeiführt, und daß — —

„Still!" unterbricht ihn Don Juan, der nun genug hat und ihm befiehlt, ihm zu folgen, denn er hat ein Liebespaar entdeckt, das im Begriff steht einen Ausflug zur See zu machen; die Zärtlichkeit der Schönen gegen ihren Geliebten hat seine Eifersucht geweckt und seine Gluth entfacht, er will ihr nach, um sie ihm zu entreißen, eine Barke mit Ruderern steht schon bereit zur Ausführung dieses Abenteuers.

Die Bearbeitungen des spanischen Stückes, die dem Moliere vorgelegen haben, beginnen damit, daß Don Juan die Tochter des Commandeurs verführt, den Vater tödtet und zur See flieht, während dieser Ausflug hier einem neuen Abenteuer gilt und auf jenen Mord nur gelegentlich durch den Diener hingewiesen wird. Donna Elvira, die verlassene Geliebte, kommt mit Vorwürfen, die ihre noch glühende Leidenschaft nur schlecht verbergen, darauf zu, und Don Juan macht dabei voll Selbstironie einen ersten Versuch in der Heuchelei, die ihn später zum zweiten Tartüff machen soll, er erklärt ihr, daß religiöse Skrupel ihn abhalten, sie zu heirathen und überläßt sie dann den ungesalzenen Späßen seines Dieners, die man aus der entsprechenden Scene der Oper kennt.

Der zweite Akt bildet eine heitere Episode, die durch ihr ländlich bäurisches Colorit, durch die Natürlichkeit und Wahrheit, mit welcher der Dichter auch hier wieder das Volk in seinem Humor, seinem Mutterwitz und seiner Naivetät darzustellen weiß und dabei den Volksdialekt benutzt, einen großen Reiz hat. — Don Juan, dessen Schiff bei jener Verfolgung umschlug, ist von Pierrot (Masetto) und dessen Braut Charlotte (Zerline) gerettet worden und verliebt sich natürlich gleich in seine hübsche Retterin, aus der Byron später die reizende Gestalt der Haidee machte; — er begreift aber sehr wohl, daß hier seine gewöhnlichen feineren Verführungskünste nicht helfen, er macht's kurz, spricht gleich vom Heirathen und imponirt vor Allem durch sein vornehmes Wesen; der Bräutigam wird beseitigt, da aber kommt eine zweite, gleichfalls sehr hübsche Bäuerin, Mathurine, hinzu, welcher der Verführer, der, wo es geht, gern doppelte Beute gewinnt, gleichfalls die Ehe verspricht; er geräth dabei in die Enge und steht in einer theatralisch sehr wirksamen Scene zwischen zwei Feuern, die zuletzt, nachdem der Herr sich davon gemacht, der Diener zum Schweigen bringen muß.

Im dritten Akt erscheinen beide, die vor den Häschern geflohen sind, verkleidet in einem Walde. Sganarell, als Arzt im langen Talar, ist sehr komisch, der Dichter macht hier, und in den satirischen Worten, die er ihm in den Mund legt, seinen ersten Feldzug gegen den Charlatanismus der damaligen Medicin. Auch die Art und Weise, wie Sganarell in seiner Raisonnirlust den Atheismus seines Herrn bekämpft und die Existenz Gottes in der Katechismusmanier beweist, ist sehr drollig.

Noch charakteristischer als diese Scene ist die folgende mit einem Bettler, der angerufen wird, um den Verirrten den Weg zu zeigen; ich gebe einen Auszug daraus:

Der Bettler. Geben Sie mir nicht ein Almosen zum Lohn?

Don Juan. Ha, ich sehe, deine Bereitwilligkeit beruht auf Eigennutz; womit beschäftigst du dich unter diesen Bäumen?

Der Bettler. Gott für das Wohl der guten Leute zu bitten, die mir etwas geben.

Don Juan. Es geht dir also recht gut?

Der Bettler. Ach, ich bin im größten Elend.

Don Juan. Du scherzest, ein Mensch, der den ganzen Tag betet, kann nicht anders als wohlauf sein.

Der Bettler. Ich schwöre Ihnen, mein Herr, daß ich keinen Bissen Brod zwischen die Zähne zu legen habe.

Don Juan. Das ist doch sonderbar. Du wirst für deine Mühe schlecht belohnt. Sieh hier, ich gebe dir einen Louisd'or, wenn du einmal fluchen willst.

Der Bettler. Ach Herr, wollen Sie, daß ich ein Verbrechen begehe?

Don Juan. Es handelt sich nur darum, ob du einen Louisd'or gewinnen willst oder nicht. Komm, fluche einmal.

Sganarell. (dazwischen redend.) Fluche doch nur, das schadet ja nichts.

Don Juan. (ihm den Louisd'or zeigend.) Siehst du, da ist er, aber fluche.

Der Bettler. Nein, mein Herr, lieber sterbe ich vor Hunger.

Don Juan. Nun so gebe ich dir dieses Almosen im Namen der Humanität.

Diese aus kirchlichen Bedenken lange unterdrückt gewesene Scene ist für den Charakter des Helden und seinen Skepticismus von höchster Wichtigkeit und hat in ihrer Kühnheit, Kürze und Schärfe eine große Berühmtheit erlangt. Satanische Verführungslust, Entsagungskraft des Glaubens und feige Vermittelung sind in ihr zu gleicher Zeit gemalt. Das Wort **Humanität**, das in der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts eine so große Rolle spielt und zum Stichwort gegen die Dogmen der Kirche wird, kommt hier zum ersten Mal in diesem Sinne vor; nur muß man freilich nicht, wie die bisherigen Uebersetzer thaten, sagen: „Ich gebe dir dies aus Barmherzigkeit", womit alle Bedeutung verloren geht. Auch hier wieder eilt der Dichter seinem Zeitalter voraus und wirft vorahnend einen Blitzschimmer in das, was sich aus den geistigen und religiösen Zuständen seiner Zeit entwickeln muß. Voltaire, Rousseau und die Encyklopädisten, die philanthropischen und humanitären Bekämpfer der allein seligmachenden Doctrin sind hier schon vorausgesehen.

Don Juan, der wie sein spanisches Vorbild und die Seigneurs des Versailler Hofes, die er repräsentirt, Ritterlichkeit und persönliche Bravour besitzt, rettet in der folgenden Scene mit Gefahr seines Lebens das eines Fremden. Dieser Fremde, eine Combination, die sich nicht im spanischen Stück, wohl aber in mehreren spanischen Don Juans-Romanen findet, ist Carlos, der Sohn des getödteten Commandeurs; der hinzukommende Bruder desselben, Don Alonso, der im Don Juan den Verführer seiner Schwester, den Mörder seines Vaters erkennt, will ihn überfallen, wird aber von Don Carlos, dessen Rache durch Dank gebunden ist, zurückgehalten. Diese romantisch-episodische Scene greift freilich nicht in den Gang der Handlung ein, gab aber dem Dichter Gelegenheit, das Rachebedürfniß der beleidigten Familien und die chevalereske Tapferkeit des Helden, die zum Theil seine unerhörte Macht über die Weiber erklärt, in's volle Licht zu stellen. Der Schluß des Aktes, wo Don Juan die Statue des Commandeurs, an der er zufällig vorüber kommt, in übermüthiger Laune zum Gastmahl einladet und das ihn befallende Grauen wegzuspotten sucht, bereitet die Katastrophe und den Schluß des Stückes vor. In dem: „Komm, fort von hier", womit Don Juan kurz abbricht, liegt jenes Grauen ausgedrückt.

Im vierten Akte sind wir bei Don Juans üppigem Souper, wo Sganarell die bekannten Späße macht und der Kaufmann Herr Dimanche, der unbequeme Gläubiger, ihn stört. Diese echt französische, in ihrer drastischen Komik oft nachgeahmte Situation ist ganz von Moliere erfunden und entwirft ein satirisches Sittenbild seiner Zeit und seines Landes, wenn auch nicht Siciliens. Das kriechend mahnende Wesen des ängstlichen Philisters, die großartige Ruhe des vornehmen, nie zahlenden Seigneurs, der das Geheimniß besitzt, mit kleinen schmeichelnden Artigkeiten, mit Erkundigung nach dem Befinden der Tochter und des Hündchens oder, wo das nicht hilft, mit unverschämter Grobheit den Manichäer fortzuschicken, ist voll echter, durch Sganarelles Späße erhöhter Komik. Darauf erscheint Don Luis, Juans Vater, und hält eine Strafrede voll pathetischen Schwungs und einfach erhabener Beredsamkeit, in welcher der Dichter es wagte, dem vor seiner Bühne versammelten Hofadel Wahrheiten zu hören zu geben, die bis dahin Niemand auszusprechen gewagt hatte. „Der

Glanz deiner Vorfahren dient nur zu deiner Schande, ihr Ruhm ist eine Fackel, die deine Schmach beleuchtet. Tugend ist der erste Adelstitel, und der Sohn eines Lastträgers, der ein Ehrenmann ist, steht mir höher, als der Sohn eines Königs, der wie du lebt.« — »Sie würden bequemer reden, lieber Herr Vater, wenn Sie sich setzten«, meint Don Juan, indem er ihm einen Sessel anbietet. — Darauf erscheint Elvira und zeigt sich im Gegensatz zu der leidenschaftlich gereizten und scheltenden Elvira der anderen Bearbeitungen einfach rührend durch die Art, wie sie mit Unterdrückung alles persönlichen Interesses den noch immer Geliebten beschwört, im Frevel innezuhalten und an sein Seelenheil zu denken. Don Juan findet, daß ihr das schwarze, die weißen Schultern umwallende Gewand, der wogende Busen, das thränenfeuchte Auge und die bewegte Miene sehr gut stehen, und entdeckt in dieser neuen Bizarrerie, wie er es nennt, einen neuen Reiz, seine erloschene Sinnlichkeit erwacht, und er bittet sie, über Nacht bei ihm zu bleiben, was sie empört verweigert. Solche raffinirte Züge hielt der Dichter für nöthig, um aus dem wüsten Lebemann, den er vorfand, den modernen Don Juan, das Spiegelbild der feineren, frivolen Libertins seiner Zeit zu machen. — Auch die ihm entschlüpfende Bemerkung: »Bei alledem muß ich nächstens an meine Bekehrung denken, ja, Sganarell, wir wollen uns bekehren, aber vorläufig noch so dreißig oder vierzig Jahre weiter leben und dann an unser Seelenheil denken«, ist charakteristisch.

Der Schluß des Aktes, wo die Statue erscheint und mit ihm speist, ist nur skizzenhaft behandelt, der Dichter fühlte sich einerseits in der Behandlung des Grauenhaften nicht zu Hause und hatte andrerseits den richtigen Takt, eine Situation, die auf den Pariser Volks- und Marionnettentheatern längst ausgebeutet war und dort ein weit empfänglicheres Publikum gefunden hatte, dem seinigen nur in aller Kürze vorzuführen. Nur im raschen Fluge konnte der Eindruck des Schreckens erreicht und die spöttische Kritik seines vornehmen ungläubigen Publikums vermieden werden. Vor allem that der Dichter wohl, seiner Commandeurstatue nicht, wie die Vorgänger gethan, lange Reden in den Mund zu legen und die Ermahnungen geeigneteren Organen, dem Vater, der das Motiv der Ehre, und der früheren Geliebten, die das der Empfindung geltend macht, zu überlassen. Er scheint auch gefühlt zu haben, daß die Verlängerung einer Situation, die sich noch einmal wiederholen mußte, bedenklich sei.

Im fünften Akte nimmt die Charakterdarstellung eine ganz neue, nur dem Moliere eigenthümliche Wendung. Der bis dahin renommistisch offne Genußmensch wird ein Heuchler, ein zweiter Tartüff. Die Motive, auf denen abgesehen von der außerhalb des Stückes liegenden, später zu besprechenden Tendenz, innerhalb desselben diese auffallende Wandlung beruht, sind durchaus berechtigt. Don Juan, von seinen Gläubigern in die Enge getrieben, von den Opfern seiner Verführungskunst belästigt, vom Vater verflucht und enterbt, findet in der Maske der Frömmigkeit das bequemste Mittel, sich all diesem Ungemach zu entziehen und die gewohnte Lebensweise im Stillen fortzusetzen; er hat dabei zugleich die satanische Befriedigung, mit Selbstironie alles Heilige zu verspotten und in der Virtuosität, mit der er die fromme Maske trägt und durch sie täuscht, sich seiner geistigen Ueberlegenheit über die leichtgläubige Welt bewußt zu werden. Darum ist er auch sehr erfreut, als das Mittel beim Vater, den der Ruf seiner Bekehrung herbeilockt, anschlägt, fühlt aber doch gleich das Bedürfniß, dem verdutzten Diener gegenüber sich zu rechtfertigen und in ihm einen Bewunderer seiner Verschmitztheit zu finden; auch macht er sich den Scherz, von Don Carlos zum Duell herausgefordert, die jesuitische Mentalreservation zu verspotten, indem er sagt: »Ich gehe hier in eine Nebengasse, ich sage aber nicht, daß ich mich schlagen will, der Himmel erlaubt mir's nicht, wenn Ihr mich aber angreift, so mögen die Folgen über Euch kommen.« In Pascals siebentem provenzalischen Briefe rechtfertigt der große jesuitische Casuist Hurtado de Mendoza die Annahme eines Duells in ähnlicher Weise. Der Diener meint zum bigotten Gebahren seines Herrn: »Was Teufel, welchen Stil nehmen Sie da an? Das ist ja schlimmer, als alles Andere, ich hatte noch immer auf Ihr Heil gehofft, jetzt aber verzweifle ich daran, der Himmel, der Sie bis jetzt geduldet, kann diese letzte Scheußlichkeit nicht ertragen.« — »Ach geh, der Himmel ist nicht so pünktlich, wie du glaubst«, meint Don Juan dazu.

Da aber erscheint ein Gespenst in Gestalt eines verschleierten Weibes.

Sganarell (es erblickend) Herr, das ist der Himmel, der zu Ihnen spricht und Ihnen eine Warnung senden will.

Don Juan. Wenn er das will, so muß er etwas verständlicher reden.

Gestalt. Don Juan, dir bleibt nur noch ein Augenblick; wenn du nicht in dich gehst, ist dein Verderben gewiß.

Don Juan. Wer wagt es solche Worte zu reden?

Sganarell. Ach, mein Herr, es ist ein Geist, ich kenne ihn am Gange.

Don Juan. Geist, Phantom oder Teufel, ich will sehen, was es ist. (Das Gespenst verwandelt sich und stellt die Zeit mit der Sense in der Hand vor.)

Sganarell. O Himmel, Herr, sehen Sie die Verwandlung!

Don Juan. Nein, Nichts ist im Stande, mir Schrecken einzuflößen, mein Schwert soll untersuchen, ob es ein Körper oder ein Geist ist. (Das Gespenst verschwindet, während Don Juan nach ihm sticht.)

Sganarell. Ach, Herr, ergeben Sie sich auf solche Mahnungen und bekehren Sie sich schnell.

Don Juan. Nein, man soll nicht sagen, daß ich fähig wäre, Reue zu empfinden, auf, folge mir.

Die Statue (ihnen entgegen tretend.) Don Juan, du versprachst mir, mit mir zu speisen.

Don Juan. Ja, wohin soll ich mit dir gehen?

Die Statue. Gieb mir die Hand.

Don Juan. Da ist sie.

Die Statue. Don Juan, die Verhärtung in der Sünde zieht einen fürchterlichen Tod nach sich; wer die Gnade des Himmels zurückweist, öffnet seinem Blitzstrahl den Weg.

Don Juan. O Gott, was empfinde ich, unsichtbares Feuer verzehrt mich, mein ganzer Körper wird zu Gluth! Wehe! (Der Donner rollt und kracht, und Blitze fahren auf Don Juan nieder, die Erde öffnet sich und verschlingt ihn, Flammen steigen auf, wo er hinabgesunken ist.)

Sganarell (allein auf der Bühne bleibend.) Ach mein Lohn, mein rückständiger Lohn. Die anderen alle sind durch seinen Tod befriedigt, der beleidigte Himmel, die übertretenen Gesetze, die verführten Mädchen, die entehrten Familien, die mißhandelten Eltern, die betrogenen Ehemänner. Alles ist zufrieden, nur ich komme zu kurz, mein Lohn, mein Lohn, mein Lohn!

So schließt das Stück, dessen letzte Scene ich, wenn auch verkürzt, glaubte mittheilen zu dürfen, weil sie den besten Vergleichungspunkt mit der in diesem Theil unendlich überlegenen spanischen Bearbeitung bietet.

Unleugbar erscheint das Ganze als ein mißlungener Versuch, das Romantische mit dem Klassischen zu verbinden und in die Charakterkomödie mit ihren scharfen Umrissen, mit ihren psychologischen Intentionen und satirisch-zeitgeschichtlichen Tendenzen das Wunderbare und Grauenhafte hinein spielen zu lassen. — Wo so heller Tag ist, wie hier, da erwecken die nächtlichen Schrecken des Grabgewölbes keinen Schauer, da wird das Wunder zur Phantasmagorie, die grauenvolle Erscheinung zur allegorischen Holzpuppe. Ein zur Hölle fahrender Don Juan verlangt einen anderen Dichter als Moliere und eine andere Zeit als das siebzehnte Jahrhundert, dem es an Phantasie fehlte, um die längst verklungene Romantik wieder heraufzubeschwören und das Hineingreifen des Jenseits zu gestatten; sie verlangte auch ein anderes Publikum als das Molieresche prosaisch nüchterne, conventionell gebildete. Auch wir, die wir jedenfalls mehr Organ für's Wunderbare haben, würden, glaube ich, einen Don Juan in Prosa ohne Mozarts Musik auf dem Theater nicht ertragen. — Wie ganz anders ist dagegen das spanische Vorbild, Molina's »Spötter von Sevilla«, das Moliere jedoch nur aus italiänischen Uebersetzungen und den Umarbeitungen von Villiers und Dorimond scheint gekannt zu haben. Dieses Drama, das mir im Abdruck des Lemckeschen Handbuchs vorlag, ist ein echt spanisches

Stück in der Weise Lope de Vegas, voll Spannung, Handlung, Gluth und Phantasie, es steht mit voller Naivetät auf dem Boden des katholischen Glaubens; hier ist Alles, was bei Moliere gezwungen und combinirt erscheint, natürlich, selbst das Wunder ist wahr und wirklich. Hier ist Einheit der Weltanschauung! Der *Burlador de Sevilla* oder wie das Stück mit dem zweiten Titel heißt, el combibado de Piedra, der *steinerne Gast* ist nach meinem Gefühl, obgleich es Herr *von Schack* nicht hochstellt, trotz seiner lockeren Zusammenfügung, trotz seiner barocken Auswüchse, eine sehr bedeutende Erscheinung der unendlich reichen spanischen Bühne und jedenfalls ein sehr originelles Produkt derselben. Bei der Reichhaltigkeit seiner Anlage, bei der Fülle der Handlung, der Mannichfaltigkeit der Gestalten und Situationen konnte es für die Nachfolger eine Fundgrube werden, die es jedem von ihnen nach einer besonderen Seite hin geworden ist. Alles, was wir auf der italiänischen und französischen Volksbühne, bei Dorimond und Villiers, bei Moliere und seinem Versificator Thomas Corneille, bei Alexandre Dumas, beim Engländer Shadwel, bei dem Spanier Zamora, dem ersten, und bei Zorilla, dem letzten Nachfolger Tirsos, bei Goldoni und Da Ponte, dem Textschreiber Mozarts, finden, ja selbst des letzteren Himmel, Hölle und Erde umfassende Musik, seine lebensvollen, heiteren und tief erschütternden Tongemälde der Stimmungen und Leidenschaften strömen aus dieser ersten Quelle, selbst Hoffmanns wunderliche Träume, Grabbe's Faust- Don-Juan-Idee und Lenau's Fragment finden hier ihren ersten Ursprung. — Der Stoff zu diesem merkwürdigen Drama, in dem außer den bekannten Personen noch zwei Könige, der von Neapel und Kastilien, Don Juans Vater und Oheim, vorkommen, und in dem der Gracioso Catalinon mit reichem Humor bedacht ist, beruht auf folgender Erzählung. Don Juan de Tenorio war im Anfange des 16. Jahrhunderts ein vornehmer Mann in Sevilla; er beging unter dem Schutze seines hohen Ranges daselbst die ärgsten Ausschweifungen und entehrte unter anderen die Tochter des Commandeurs Gonzalo de Ulloa. Die Familie derselben war in Verzweiflung, konnte aber keine Genugthuung erlangen und verzehrte sich schweigend in Schmerz und Rachegefühl. Don Juan, dadurch noch kühner gemacht, setzte die Reihe seiner Frevelthaten fort. Der Commandeur war in der Kirche des heiligen Franziscus, in der Kapelle seiner Familie begraben. Die Mönche des dazu gehörigen Klosters lockten den Don Juan unter dem Vorwande eines verliebten Stelldicheins zu nächtlicher Stunde in die Kirche, er folgte und wurde nie wieder gesehen. Am folgenden Tage hieß es, Don Juan sei in die Kirche gedrungen und habe die Statue des Commandeurs verhöhnt, die marmorne Gestalt habe sich plötzlich geregt, die Erde habe sich aufgethan, und der Frevler sei von ihr verschlungen worden. Das Wunder wurde anerkannt, kein Spanier zweifelte daran, und die Justiz stellte ihre Nachforschungen ein. Des so zur Legende gewordenen Factums bemächtigte sich der Mönch Gabriel Tellez aus dem Kloster der barmherzigen Brüder, der unter dem Namen Tirso de Molina mehrere hundert Stücke geschrieben hat und neben Alarcon, Lope und Calderon für einen der größten spanischen Dramatiker gilt, und schuf in seinem Burlador, in seinem Spötter einen Typus, den erst die christliche Welt erzeugen konnte, wenn man nicht so weit geht, im Prometheus das Urbild aller gegen die Gottheit frevelnden Geister zu sehen. — Gerade was im Moliereschen Stücke die schwächste Partie ist und sein mußte, das Durchdrungensein von religiösem Schauer, ist hier gewaltig und erschütternd. Das Hervortreten der göttlichen Gerechtigkeit ist hier um so ergreifender, als es sich in einem Augenblick kund giebt, wo Don Juan sich seiner irdischen Straflosigkeit erfreut, wo er den Verfolgungen, die er sich zugezogen, durch des Königs Gnade entzogen ist und, zum Grafen erhoben, der Gemahl der von ihm verführten Herzogin Isabella werden soll, um so ergreifender, als er sie durch seinen Frevel an der Bildsäule und seine höhnische Einladung derselben hervorgerufen hat.

Ich gebe auch hier verkürzt die Scene wieder, wo den Don Juan die Rache des Himmels ereilt, und die in der Kapelle spielt.

Don Juan. Wer da?

Die Statue. Ich bin's, ich bin der Todte, zittre nur nicht; ich glaubte nicht, du würdest dein Versprechen halten, da du dich über Alles hinwegsetzest.

Don Juan. Glaubst du, ich sei feige?

Die Statue. Ja, denn in jener Nacht, wo du mich tödtetest, flohst du.

Don Juan. Ich floh, um nicht erkannt zu werden. Jetzt hast du mich; sage, was du von mir willst.

Die Statue. Ich lade dich ein, mit mir zu speisen.

Catalin. Wir danken, es wird wohl Alles kalt sein, da hier keine Küche zu sehen ist.

Don Juan. Gut, so laß uns speisen.

Die Statue. Da mußt du zuvörderst diesen Grabstein emporheben.

Don Juan. Wenn du willst, auch jene Pfeiler.

Die Statue. Don Juan, du bist tapfer.

Don Juan. Ich habe Muth und Herz im Leibe, (zum Diener:) Setze dich und speise mit.

Catalin. Ich danke, ich habe schon zu Abend gegessen. Wollte Gott, ich wäre erst mit heiler Haut heraus. Was ist das für ein Gericht, Herr Todter?

Die Statue. Es ist eine Schüssel mit Vipern und Skorpionen

Catalin. Ein schönes Gericht.

Die Statue (zu Don Juan) Du issest ja nicht.

Don Juan. Ich werde essen, und bötest du mir Schlangen, so viel die Hölle hat.

Die Statue. Man soll dir auch etwas singen.

Catalin. Herr Todter, was wird hier für Wein getrunken?

Die Statue. Versuch' ihn.

Catalin. Pfui, der schmeckt ja wie Galle und Essig!

Gesang ertönt:

Hüten mag sich, wem die Strafe
Gottes Rache zugemessen,
Jeder Aufschub kommt zum Ende,
Kein Verbrechen wird vergessen.

Catalin. Das klingt schlimm, beim Barmherzigen, es scheint, daß die Romanze auf uns gemünzt ist.

Gesang:

Niemand, der auf Erden lebet
Spreche je mit frechem Munde:
Ach, bis dahin währt's noch lange,
Denn gar bald schlägt seine Stunde.

Die Statue (zu Don Juan) Gieb mir die Hand, fürchte dich nicht.

Don Juan. Ich mich fürchten? Wenn ich zittre, so zittre ich nicht vor deinen Gluthen.

Die Statue. Dies Feuer ist Nichts, verglichen mit dem, was deiner harrt, denn wisse, Don Juan, die Wunder Gottes sind unerforschlich, er will, daß deine Schuld durch die Hand des Todten gebüßt werde, und wenn du sie büßest, so ist das gerecht. Wie die That, so der Lohn.

Don Juan. Gluth verzehrt mich; drück mich nicht so, sonst durchbohrt dich mein Schwert; ach, vergebens stoße ich damit nach dir, es fährt in die leere Luft. Doch wisse, deine Tochter habe ich nicht betrogen.

Die Statue. Das ist gleich, du hattest doch die Absicht.

Don Juan. Laß mich einen Priester rufen, dem ich beichte, und der mich meiner Schuld entbindet.

Die Statue. *Es ist zu spät.*

Don Juan. Wehe, ich verbrenne, mich verzehrt die Gluth, ich bin verloren. (Er stürzt zu Boden.)

Catalin. Ach, hier ist kein Entschlüpfen, auch ich muß sterben, um dich zu begleiten.

Die Statue. Siehe, Don Juan, das ist die Gerechtigkeit Gottes. *Wie die Schuld, so der Lohn.* (Das Grab schließt sich mit der Statue und Don Juan, während Catalinon herauskriecht.)

Diese Scene giebt einen Begriff von der Behandlung des Ganzen, obgleich ich selbst am Besten fühle, wie sehr meine trockne Prosa-Uebersetzung gegen die Pracht und Energie des spanischen Verses erbleicht. Es fällt auf, daß Don Juan hier in der elften Stunde

nach Beichte und Absolution verlangt, die ihm auf Tirso's Standpunkt nicht werden konnte. Auch in der früheren Scene, wo die Statue zu Don Juans Gastmahl kommt, zeigt sich jener Standpunkt in Kraft. Dieser fragt den Commandeur, welches sein Loos in der anderen Welt sei, in welchem Zustande er ihm das Leben genommen, ob im Moment der Sünde und Verdammniß oder in dem der Vergebung und Gnade, (man wird dabei an eine Scene im Hamlet erinnert), worauf die Antwort dem ihm Hinausleuchtenden wird: „Geh, ich bedarf deines Lichtes nicht, ich bin im Stande der Gnade."

Doch genug von diesem incidenzienreichen Drama, in dem die Leidenschaften, besonders die der Weiber, mit hinreißender Gluth gemalt sind, in dem aber wie überhaupt im spanischen Drama die Charaktere ein stereotypes, wenig nuancirtes und motivirtes Gepräge tragen, das in seinem Bau noch sehr an die Mysterien erinnert, aber schon reich ist an Zeit- und Sittenschilderungen und die Satire mit vielem Witze handhabt. Mir kam es nur darauf an, meine zum Eingang hingestellte Behauptung, Moliere sei der Schöpfer der modernen Don Juans-Gestalt durch Vergleichung mit dem noch halbmittelalterlichen Urbilde zu erhärten. — Der spanische Held ist, wie gesagt, ein vornehmer Raufbold, Spieler und Renommist, von bubenhafter Haltung, der im nächtlichen Unfug, in verwegenen Abenteuern, in Verhöhnung von Sitte und Gesetz seine Freude und seinen Ruhm sucht. „Sevilla nennt mich den Verhöhner, und mein größter Genuß ist ein Weib zu betrügen und zu verlassen", so heißt sein Glaubensbekenntniß und: „Bis dahin hat's noch lange Zeit", so heißt sein Motto, womit er jede Mahnung, jedes memento mori niederschlägt. Wie skeptisch, wie reflectirt, wie raffinirt ist dagegen der französische Held, in dem Moliere das elegante Laster, die vornehme Gottlosigkeit, den adligen Uebermuth der verfallenden Chevalerie, die er vor sich sah, darstellte. — Aus der Tragikomödie wurde auch hier wie bei Moreto's Donna Diana, welche in die „Prinzeß von Elis" verwandelt wurde, ein französisches Charakter- und Sittengemälde, in dem das romantische Colorit nur als Beiwerk erscheint und aller Accent auf der psychologischen Entwickelung liegt.

Das eigentlich komische Element vertritt Sganarell, der humoristische Diener, dem der spanische Gracioso Catalinon vortrefflich vorgearbeitet hat; auch ihm wußte der Dichter eine speciell französische und moderne Färbung zu geben und versetzte seinem Publikum durch die Hand desselben manchen satirischen Geißelhieb. — Dieser Sganarell ist ein capitaler Bursch, ein Meisterwurf naiver Komik, eine vortreffliche, mit drastischer Lebendigkeit hingestellte Figur. Sein Gewissen, seine religiöse Scheu und sein gesunder Menschenverstand lehnen sich wie Sancho Pansa gegen die Extravaganzen seines Herrn, des Don Quixote, gegen die Frevelthaten des Don Juan auf, aber Furcht und Habgier halten ihn vom gänzlichen Bruch mit ihm zurück, und so macht er in einem komisch gefaßten Conflicte zwischen Rechtlichkeit und Eigennutz, zwischen Freimuth und Nachsicht, alle schlimmen Streiche seines Herrn als Schildknappe mit und bietet ein drolliges Gemisch von übler Laune und gezwungener Gefälligkeit; er ist nicht mehr einer jener conventionellen, den Davus des Terenz und den Crispins der Italiener entlehnten valets, er räsonnirt und protestirt schon mitunter, wie die spätern Bedienten der französischen Komödie thun, wie Figaro thut, und will, wie Leporello, nicht länger Diener sein.

Die neueste spanische Bearbeitung des Don-Juan-Stoffes von Zorilla, um auch sie der Vergleichung wegen zu erwähnen, hat in ihrer ganz melodramatischen Weise große lyrische Schönheiten, es fehlt ihr aber die bündige Kraft des Burlador, von dem so ziemlich Alles benutzt ist. Das Stück wird dadurch noch complicirter, daß zwei Don Juan's darin vorkommen, die eine Wette eingehen, wer den anderen in Frevelthaten überbietet, eine Wette, die unser echter Tenorio gewinnt, indem er dem andern am Vorabend der Hochzeit die Braut verführt. Der Schluß des abenteuerreichen Stückes geht ganz in die Phantasmagorie über; eine der verführten und verlassenen Geliebten, die an Gram gestorbene Donna Ines, tritt darin als Schatten auf und rettet des in sich gehenden Frevlers Seele im letzten Augenblick durch Gebet und Fürbitte vor der ewigen Verdammniß:

> Meine Seele habe ich
> Für die deinige gegeben,
> Und nun schenkt das ew'ge Leben
> Dir der Ewige durch mich;
> Aber wie die höh're Hand
> Dies Geheimniß hat verkettet,
> Kann die Kreatur nicht fassen;
> Nur in jenem beff'ren Land
> Wird es den Gerechten klar,
> Daß es nur die Liebe war,
> Die an meines Grabes Rand
> Vom Verderben dich gerettet *)!

Man sieht, das katholische Glaubenswunder, wie es in Calderons „Andacht zum Kreuze" rettend erscheint, wird hier in sentimental moderner Auffassung zum Liebeswunder; man merkt, daß der neueste spanische Don Juan's-Dichter den Faust gelesen.

Es bleibt mir noch übrig, auf die zeitgeschichtliche Bedeutung des Moliereschen Stückes hinzuweisen, dessen Mängel ich gern anerkenne, dessen Bedeutung aber unsere Literarhistoriker bis jetzt fast ganz übersehen haben, obgleich es mehr als ein anderes in die allgemeine Weltliteratur eingreift und den Uebergang aus der naiven, mittelalterlich katholischen Behandlung des Stoffes in die modern psychologische bewirkt hat.

Moliere's Don Juan ist ein zurückgetretener Tartüff; er nimmt Theil an dem großen Kampfe, den der Dichter gegen die Heuchelei seiner Zeit bestand, das Erscheinen des Stückes ist ein Zwischentreffen in dem Kriege, den Moliere zugleich mit Pascal gegen die Jesuiten führte. Die drei ersten Akte des „Tartüff" waren 1664 zuerst zu Versailles aufgeführt worden, die Aufführung des Ganzen in Paris wurde aber vom Parlament verboten; erst fünf Jahre später siegte des Dichters Beharrlichkeit, und der „Tartüff" wurde mit specieller Erlaubniß des Königs drei Monate lang jeden Abend gegeben, um als Meisterwerk der höhern Komik seinen Platz unter den Dramen von welthistorischer Bedeutung einzunehmen und immer von Neuem als Waffe, als Schreck- und Warnungszeichen gegen die immer von Neuem emportauchende Heuchelei und Scheinheiligkeit zu dienen.

Die Aufführungsschwierigkeit des „Tartüff" und des Dichters Kampf darum haben ihre Geschichtsschreibung und in Gutzkow's Drama ihre Inscenirung gefunden; ich darf sie als bekannt voraussetzen und übergehen. Während jener fünfjährigen Pause, in der das Erscheinen des „Misanthropen" und des „Geizigen" den Ruf und die Bedeutung des Dichters erhöhte, gab ihm die Popularität, deren die auf den anderen Bühnen der Stadt gespielten Don Juans-Stücke genossen, und der Wunsch seiner Schauspieler, gleichfalls das ihrige zu haben, Veranlassung zur Schöpfung seines „Festin de Pierre", des „Gastmahls beim Don Pedro." So heißt nämlich der getödtete Commandeur, und der Vorwurf Schlegel's, Moliere habe aus Unwissenheit den Titel „el combibado de Piedra" falsch übersetzt, ist ein ungerechter. Er ergriff dabei die Gelegenheit, seinem Unwillen über die Unterdrückung des „Tartüff" Luft zu machen und denselben in anderer Gestalt auf die Bühne zu schmuggeln. Unter den vortrefflichen Worten über die Hypokrisie, die er dem Don Juan in den Mund legte, und die an die Adresse seiner Verfolger gingen, citire ich folgendes: „Das Handwerk der Heuchelei bringt jetzt außerordentliche Vortheile; alle andern Laster sind dem Tadel ausgesetzt, aber sie ist ein privilegirtes Laster, das den Leuten den Mund stopft und einer absoluten Straflosigkeit genießt. Ich will mich jetzt unter dieses sichre Schutzdach begeben und im Stillen mein Wesen weiter treiben; entlarvt man mich, so tritt die Kabale für mich ein und rechtfertigt mich gegen jeden Feind." — „Das fehlt noch, daß Sie ein Heuchler werden", meint Sganarell dazu, das ist die Krone Ihrer Scheuß-

*) Uebersetzung von de Wilde.

lichkeiten, das führt Sie gradesweges zum Teufel.« — Die devote Partei begriff das Manöver und verdoppelte ihre Angriffe. Die gegen Moliere gerichteten Schmähschriften nannten ihn einen eingefleischten Teufel, der selber das Muster zum Don Juan sei und verdiene, lebendig verbrannt zu werden. Man wandte sich direct an den König und verlangte Bestrafung des Dichters. — Ludwig, dem man das ganze Register von Don Juans Scheußlichkeiten vorhielt, meinte: »ja, aber er wird ja auch nicht belohnt«, und bemerkte dazu, daß die Inquisition in Spanien und Italien den Don Juan gestattet habe. Wie wenig er geneigt war, grade um diese Zeit seinen Lieblingsdichter fallen zu lassen, zeigt sich am Besten daraus, daß er nach der ersten Aufführung des »Festin de Pierre« seine Pension verdoppelte und ihm den Titel comédien du Roi gab. Doch ist zu bemerken, daß das Stück wenig Eindruck machte und bei Lebzeiten des Dichters nur fünfzehn Mal aufgeführt wurde. Eine der tonangebenden Damen sagte darüber: »Molieres Commandeur-Statue neigt das Haupt, und ich schüttle es.«

Seit Mozarts Musik und Byrons Poesie ist der Don Juan unsterblich geworden, und Alles, was sich auf ihn bezieht, darf einiges Interesse in Anspruch nehmen. Diese Rücksicht veranlaßte die Mittheilung obiger Studien, die ihren Zweck erfüllen, wenn sie etwas zur näheren Beleuchtung des Gegenstandes beitragen.

Die ganze Tiefe und Fülle, die in der Don Juan-Sage liegt, konnte erst im musikalischen Drama, wie Mozart es uns in seinem genialsten Tonwerke gegeben, die ganz entsprechende Behandlung finden.

* Die Naturgeister.

(Beim Tode H. C. Oersteds)

Nach dem Dänischen des Chr. K. F. Molbech von P. J. Willatzen.

Im Erdball tief, wo das Gesteine
Der Berge sicher Wurzel faßt,
Wo Sonn' und Mond mit goldnem Scheine,
Wo Sternenglanz nie kömmt zu Gast;
Am Quell der Flüsse, die des Schalles,
Des Sturms, der Wellen ungewohnt,
Da ist es, wo die Nacht — des Alles
Schweigsame, hohe Mutter — thront.

Und rings umher nach allen Seiten
Dehnt sich ein Garten wunderbar,
Wo Blumen längst entschwundner Zeiten,
Versteinert, blühen immerdar,
Wo Wälder stehn, die Keiner schaute,
Nie wechselnd mit des Laubes Tracht,
Wo Vögel wohnen ohne Laute
Und Mammuthsthiere halten Wacht.

Und rings umher nach allen Seiten
Ist es so tonlos wie im Boot,
In dem die bleichen Schatten gleiten
Stromüber an das Ufer: Tod.
Nie regt sich hier der Lenzluft Wallen,
Braus't nie des Wintersturmes Gruß,
Nie rufet hier den Wiederhallen
Des fremden Wandrers scheuer Fuß.

Hier ist es, wo die Nacht — des Alles
Schweigsame, hohe Mutter — thront,
Am Quell der Flüsse, die des Schalles,
Des Sturms, der Wellen ungewohnt;
Um ihren Sessel aber ragen
Gewalt'ge Kämpen selbstbewußt,
Die auf den Häuptern Helme tragen
Und Panzer um die breite Brust.

Ein jeder steht — gefeitet gleichsam
Zu eignen Sinnens tiefem Grund —
Das Haupt zur Brust gesenkt und schweigsam,
Als schließ' ein Siegel seinen Mund,
Steht — wie versenkt in ernstes Harren —
Gebogen auf der Lanze Schaft:
Die Elemente sind's, die starren,
Es ist des Seins verborgne Kraft.

Es ist der Kreis von Geistersöhnen,
Die vorwärts dringen ohne Gang,
Erseufzend in des Weltalls Stöhnen,
Jubelnd in seinem Freudengesang;
Es ist das Heer von Räthselfragen,
Das in dem All verborgen wacht,
Das der nur lösen kann und sagen,
Der keine Gränze kennt der Macht.

Im Erdenmittelpunkt tiefsinnen,
Vom Lichte fern, da stehn sie, stehn
Indeß Geschlechter ziehn von hinnen,
Erscheinen und auf's Neu vergehn;
Stehn da indeß die Stunden rinnen,
Wie über ihnen Stromesfluth,
Dem eignen Wesen nachzusinnen,
Das in sich selbst bei jedem ruht.

Und rings umher nach allen Seiten
Ist es so tonlos wie im Boot,
In dem die bleichen Schatten gleiten
Stromüber an das Ufer: Tod. —
Da plötzlich dröhnet ein Getöse,
Auf reißt sich jach das erzne Thor,
Und als wenn Berg von Berg sich löse,
Kracht es und blitzt und funkt empor.

Und als der Lärm verhallet ferne,
Da schallen feste Schritte drein,
Und ruhig, klar gleich einem Sterne,
Dringt obenher ein Licht herein.
Es kömmt ein Mann mit sicherm Schreiten,
Und in der Halle unbekannt
Blickt er sich um nach allen Seiten,
Die Ampel hoch in seiner Hand.

So wallet er zur tiefen Zone
Und sieht der starken Geister Reihn
Und auch die Nacht auf ihrem Throne:
Da wacht sie auf beim Ampelschein.
Sie schlägt den Schleier vom Gesichte
Und wirft dem Wandrer Blicke zu
Voll hohem Ernst und spricht: »Berichte,
Du kühner Fremdling: wer bist du?

»Ein Mann, der rastlos Tag' und Nächte
Der Lebensräthsel Lösung sucht,
Denn nimmer noch fand ich die rechte.
Den Zweig zu fragen, rieth die Frucht;
Der Zweig sprach: Forsche nach beim Stamme,
Der Stamm: Frag bei der Wurzel an;
Die Wurzel: Frage nur die Flamme,
Die hier das Erdreich wärmen kann.

»Und der verborgnen Kräfte Leiter
Klomm stufenweis ich so herab,
Allein wie weit ich kam und weiter,
Nichts fand ich, das die Lösung gab.
Da nun die Forscherampel brennet
Auf dieser letzten Stufe hier,
Gebiet' ich dir, die Alles kennet,
Kraft ihrer: Gieb die Lösung mir.«

Da weis't die Nacht voll Hoheit stille
Dorthin, wo stumm die Kämpen stehn,
Und spricht zu ihm: »Gescheh dein Wille!
Gelös't sollst du Ein Räthsel sehn,
Da einzeln und zur rechten Stunde
Nur ich sie rufen will und mag,
Denn lösen Alle sich im Runde,
Dann ist's des Weltalls letzter Tag.«

Leis ruft ein Wort sie durch die Hallen:
Ein Ries' erwacht und blicket fremd
Und raschelt, daß die Räume schallen,
Mit dem metallnen Panzerhemd.
Sie hebt die Hand empor und winket,
Und er steht da, eh' man's gedacht;
Ein seltsam blaues Feuer blinket
Im Aug' ihm, gleich dem Blitz der Nacht.

„Du, der zur Sommersonnenwende
Aus dunkeln Donnerwolken zückt
Und in der Winternacht die Wände
Der Himmelswölbung strahlend schmückt,
Du, der auf flücht'gem Rosse kreiset
Um unsern Ball secundenschnell
Und im Lebend'gen sich erweiset
Als aller Ruhesehnsucht Quell:

„Nicht mehr sollst eine dunkle Welle
Verborgen du durch's Leben fliehn.
Hier steht der Erde Sohn, geselle
Dich ihm, hinauf an's Licht zu ziehn,
Und künd' ihm deine Kräfte alle,
Die heimlichsten verhehl' ihm nicht,
Durchflieg das Land mit seinem Schalle
Und mit dem Blitz von seinem Licht."

Sie spricht's; der Geist gehorcht und schwinget
Den Speer in's Klippendach hinein,
Und plötzlich durch die Spalten dringet
Des Nordsterns winterklarer Schein;
Und Erdensohn und Riese wallen
Dann durch der Berge Klippenthor;
Die Nacht läßt ihren Schleier fallen,
Und still ist Alles wie zuvor. —

Ein Zeitraum flieht nun; jede Stunde
Im Dunkel ist dem Tropfen gleich,
Der spurlos schwand im Wüstengrunde —
Da kehrt der Geist in's heimische Reich,
Die Erd' hindurch von einem Tone
Begleitet, der wie Psalmen schallt;
Die Nacht erwacht auf ihrem Throne
Und frägt: „Wie kehrst du heim so bald?"

„„Nicht bald"", spricht er, „„nach jenen Stunden,
Die auf der Welt die Glocke mißt,
Da Ein Geschlecht erblüht, verschwunden
Indessen auch ein andres ist.""
„Entflohst du ihm, dem ich, zu deuten
Was du vermagst, dich übergab?"
„„Den senkt ein Volk mit Glockenläuten,
Mit Klag' und Thränen nun in's Grab.

„„Den Schall von ihrem Trauerchore,
Du hörst von fern ihn klagen jetzt;
Nun schlossen sie des Todes Thore,
Nun sahn sein Antlitz sie zuletzt.""
„Erfülltest du, was dir geboten?
War nicht zu kurz das Maaß der Zeit?"
„„Als heim er ging in's Reich der Todten,
War er gereift zur Ewigkeit.

„„Wie meines Wesens Kraft er lernte,
Lehrt' er sie wiederum die Welt,
Daß selbst die Zukunft, die entfernte,
Ernte die Saat, die er bestellt.
Es ist sein Name laut erklungen
In Berg und Thal, vom Wellenmund,
Und seinen Ruhm hab' ich geschwungen
Secundenschnell um's Erdenrund.

„„Ich nahm ihn mit, wo Blitze sprühen,
Geboren aus der Wolke Schooß;
Da frug er, warum Sonnen glühen
Und Sterne blinken ruhelos;
Frug, als ich zeigte, wie ich immer
Hinweise nach des Nordens Pol,
Warum die Blume stets dem Schimmer
Des Lichtes sich zuwende wohl?

„„Und weiter, immer weiter gingen
Ihm die Gedanken ohne Zahl,
Und größer wuchsen ihm die Schwingen
Und hoben ihn vom Erdenthal,
Und ohne daß sie jemals ruhten,
Spannt' er sie aus, dem Schwane gleich,
Der einsam schwebt ob Meeresfluthen,
Und flog zu Gott in's Himmelreich.

„„Ist meine Pflicht erfüllt, und werde
Nun ich, wie ich's ersehne, ruhn?""
„Ja, ruhe", sprach die Nacht — „die Erde,
Die früher blinde, sieht ja nun.
Gelös'tes Räthsel, deine Thaten,
Der Welt gehören sie jetzt zu;
Doch er, der's lernte dich zu rathen,
Er weiß nun mehr, als sie und du."

So spricht das hohe Weib, und nieder
Läßt sie auf's Neu des Schleiers Flor,
Und still wird Alles drinnen wieder
Im Bergesinnern wie zuvor.
Sie stützt das Haupt und sitzt in Träumen
In starrer Elemente Kreis,
Bis Einer zu den tiefen Räumen
Auf's Neu das Thor zu finden weiß.

Denn in die Tiefen wird sich wagen
Noch mehr als Ein furchtloser Mann,
Daß er das Dunkel mache tagen;
Doch kennt kein Sterblicher das Wann.
Nur nach und nach ruft in der Halle
Die Nacht den Kämpen, wie sie's mag,
Und wenn sie einst erweckte alle,
Ist es des Weltalls letzter Tag.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Der Feldzug vom Jahre 1809 in Deutschland und Tyrol. Von E. Hößler. — Suwarow und Polens Untergang. Von F. von Smitt. 2 Bde. — Die Flüchtlinge. Roman von E. Florian. 2 Bde. — Auf dem Schloß und im Thal. Erzählung von M. Horn. 2 Bde. — Die Nadel. Historischer Roman von F. F. Proschko. 2 Bde. — Gedichte von W. Hertz. — Der Fixsternhimmel. Von J. H. Mädler. — Fes und Tschako. Soldatengeschichten von J. Gundling.

— * Von der großen Shakspere-Ausgabe von Nicolaus Delius ist ein neues Heft, enthaltend „König Heinrich VIII.", ausgegeben. Damit ist der vierte Band und die Reihe der geschichtlichen Dramen abgeschlossen; der fünfte Band wird die Lustspiele enthalten, zunächst die „beiden Veroneser" und die „Irrungen."

— * Der unermüdliche Heinrich Düntzer hat schon wieder zwei neue Bände zur Goethe-Literatur fertig; es sind Erläuterungen zu Goethe's lyrischen Gedichten für gebildete Leser.

— * Von dem Werke Carlyle's über Friedrich den Großen erscheint nun gleichzeitig die billige englische Ausgabe bei Tauchnitz und schon eine deutsche Uebersetzung von J. Neuberg.

— * Das neue Düsseldorfer Künstler-Album für 1859 ist bereits ausgegeben. Es erscheint jetzt im Verlage von Schauenburg in Lahr.

— * Der bekannte „Wegweiser durch die deutsche Literatur" von Schwab und Klüpfel ist durch einen dritten Nachtrag ergänzt worden, welcher die literarischen Erscheinungen seit 1856 enthält.

— * Ein neuer Jahrgang der prachtvoll illustrirten „Argo" wird in diesen Tagen in den Buchhandel kommen.

— * Die Herausgabe einer „Staatengeschichte der neuesten Zeit" ist von Professor Karl Biedermann in Weimar und vom Buchhändler Hirzel in Leipzig beschlossen worden. Die „Hamburger Nachrichten" bringen folgende Mittheilung über das neue Unternehmen: „Bei dem ausgezeichneten Rufe, dessen sich beide genannte Herren als unabhängige Charaktere und patriotisch gesinnte Männer erfreuen, konnten sie in den liberalen Kreisen des deutschen Gelehrtenthums die glücklichste Auswahl für die Mitarbeiterschaft treffen. Die Geschichte jedes einzelnen Landes wird daher selbständig und allemal von einem für das besondere Gebiet vorzüglich berufenen Schriftsteller, in der Regel von einem solchen behandelt werden, der die Verhältnisse aus eigener Anschauung kennt. So hat z. B. der Autor, welchem die Darstellung der französischen Wandlungen seit dem Wiener Congreß, — welchen das Geschichtswerk zum Anfangspunkt seiner Schilderungen nimmt, — anvertraut ist, so hat Herr A. L. von Rochau beinahe während der ganzen Regierungszeit Ludwig Philipps in Paris gelebt; Professor Arendt in

Löwen, der die Geschichte Belgiens übernommen, ist durch einen langen Aufenthalt daselbst und durch seine intimen Beziehungen zu den maßgebenden Persönlichkeiten in alle Verhältnisse dieses Landes und seiner jüngsten Geschichte auf das Tiefste eingeweiht; die Geschichte der Türkei wird Herr Dr. A. D. Mordtmann, vieljähriger Consul der Hansestädte bei der Pforte, schreiben. In ähnlicher Weise hat die Geschichte Englands an Professor C. F. Wurm in Hamburg, die Geschichte Rußlands an Dr. A. Buddeus, die Geschichte Italiens an Dr. Reuchlin sachkundige, auch schon schriftstellerisch als solche bewährte Bearbeiter gefunden, und nicht minder wird die Geschichte Oesterreichs und Preußens eingeborne Schriftsteller der beiden Länder zu Verfassern haben. Für die geschichtliche Belehrung haben wir demnach ein ausgezeichnetes Hülfsmittel in dem Biedermann-Hiezel'schen Werke zu erwarten, von welchem das Buch über Frankreich sofort, die neueste Geschichte Italiens, Belgiens und Englands im nächsten Jahre folgen soll. Keine dieser Ländergeschichten soll in der Regel den Umfang eines Bandes von 25—30 Bogen überschreiten und der Preis der Bände so billig angesetzt werden, daß die Bibliothek in jedem Hause leichten Einlaß finden kann.

— * In Dresden starb am 27. September der als militärisch-politischer Schriftsteller hochgeschätzte pensionirte Hauptmann von Pönitz, der Verfasser der „militärischen Briefe eines Verstorbenen.“

— * König Max von Bayern hat eine neue historische Akademie gegründet, welche die Erforschung und Herausgabe oder Bearbeitung der deutschen Geschichtsquellen, besonders auch der Reichstags-Acten zur Aufgabe hat. Mitglieder sind z. B. Ranke und Pertz, Droysen, Häusser, von Sybel. Der König hat vorläufig jährlich 15,000 Gulden zur Bestreitung der Kosten ausgesetzt.

— * Das neueste Lustspiel von Benedix „Die Schuldbewußten“ ist in Frankfurt gegeben worden und hat Beifall gefunden.

— * Die Aufstellung der Kaiserbilder im Dom zu Speyer hat begonnen. Vier derselben waren schon am 30. September an Ort und Stelle gebracht, so daß die südliche Hälfte der Halle nunmehr als vollendet betrachtet werden kann. Die vier Statuen sind Konrad II., Rudolf von Habsburg, Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich, die erstere von Bildhauer Dietrich, die drei letzteren von Bildhauer Fernkorn aus Wien ausgeführt. Die Statuen, aus weißem Sandstein mit außerordentlichem Fleiß gearbeitet, sind Meisterbilde, die in Auffassung und Ausführung einen gleich imposanten Eindruck machen. Die Reliefs, mit großem Geschick aus demselben Steine gefertigt, rühren von einem jüngeren Künstler, Bildhauer Pilz, her. Die Aufstellung der Kaiser geschieht in der Reihenfolge, wie sie im Dome beigesetzt wurden. Der Gründer des Domes, Konrad II., steht in der ersten Nische an der Rückseite des Haupt-Portals, beim Eingange rechts; links in der nördlichen Seite werden die drei Heinriche folgen, so daß Philipp von Schwaben einerseits und Rudolf von Habsburg andererseits den Hauptschmuck des inneren Portales bilden.

— * Der neue Roman von Gutzkow. Von dem großen Roman „Der Zauberer von Rom“ in neun Bänden, an welchem Gutzkow seit längerer Zeit arbeitet, haben die Blätter in mancher Notiz geredet. Jetzt ist das Werk so weit gediehen, daß es zu erscheinen beginnt. Da ihm ein großes Interesse von Seiten des Publikums entgegenkommen wird, so mag es angemessen sein, die von der Verlagshandlung ausgegebene Ankündigung, die allerdings im Entzücken über den Roman sehr weit geht, vollständig mitzutheilen: „In diesem umfassenden und großartigen Werke beginnt Karl Gutzkow auf's neue eine Schilderung modernen Lebens, wie er sich mit einer solchen durch „Die Ritter vom Geiste“ ein bleibendes Denkmal gesetzt hat. Vielfach ist der Dichter aufgefordert worden, in einer Fortsetzung dieses an Farben und Gestalten ebenso reichen, wie tief und wahr in seiner Wesenheit erfaßten Zeitbildes die Fragen, die jenes anregte, zu einer ferneren Lösung, die Charaktere, die im Verlauf ihrer Entwickelung die Liebe und das Interesse des Lesers für sich gewonnen hatten, zu einem weitern Abschluß zu bringen. Diese Fortsetzung bietet nun freilich Karl Gutzkow in seinem „Zauberer von Rom“ nicht. Er hat es vorgezogen, einen neuen noch bedeutendern Kreis von Gestalten, eine neue Handlung zu schaffen, in denen andere Fragen und Stimmungen des Jahrhunderts zur Erscheinung kommen, in deren Wechselbeziehungen und Zuständen der Seele wie des Lebens sich das geistige Herz Europas offenbart. Ein Werk jahrelanger Studien, fortwährender Arbeit, entrollt es ein so reiches Bild der Welt, unsers Dichtens und Trachtens, als je eins in dieser Treue, mit Beobachtung aller kulturhistorischen Elemente geschaffen wurde: es ist eine moderne Epopöe, die in plastischer Anschaulichkeit und mit der dem Dichter allgemein zugestandenen Erzählungskunst eines Cervantes die Bestrebungen und das Wesen unserer Kulturepoche für die Nachwelt fixirt. Im Herzen Deutschlands, in Westfalen, auf altheiliger Erde beginnend, steigt die Erzählung von den Höhen des Teutoburger Waldes hinab an den Strand des Rheins, verweilt dort an Domen, Burgen und Städten, die in unserer Geschichte von fortwirkender Bedeutung waren, erreicht Wien, den Sitz der habsburgischen Macht, und endet nach einer Wanderung durch Norditalien im ewigen Rom, vor dessen mehr als zweitausendjährigen Grabsteinen untergegangener Kulturen und Herrlichkeiten das Leben und der Wechsel der Welt, dem wir Dauer zuschreiben, sich als hinschwindendes, nichtiges Atom erweist. So, im kleinsten Kreise, in deutscher Stille und Verborgenheit entsprungen, ist die Dichtung einem Strome gleich, durch hunderte von Bächen gewachsen, die ihr von allen Seiten durch Wirklichkeit und Phantasie zugeführt werden. Wie der Strom im Meer, so verrauschen endlich auch ihre Wellen in dem unermeßlichen Ocean jenes Alllebens und Alldurchdringens, dessen letzter und tiefster Born seit Jahrhunderten Rom ist. Es muß dem Leser selbst überlassen bleiben, die Fülle spannender und ergreifender Erfindungen, fesselnder Scenen und vor allen jener Herzenskündigungen und Seelenoffenbarungen, die in Gutzkow einen ihrer besten und feinsten Maler gefunden, in dem Werke selbst aufzusuchen und sich an ihrem überraschenden Wechsel zu erfreuen. Denn die Theilnahme, die der Stoff schon allein durch seine vielfachen Beziehungen in Jedem erwecken wird, erhält durch die künstlerische Bedeutsamkeit des Romans, die Kühnheit und Kraft seiner Conception, endlich durch seine kunstvolle Darstellung einen neuen Reiz und ihre echte Weihe. Der erste Band bildet gleichsam nur eine Vorgeschichte des eigentlichen Inhalts, den Entwickelungsgang einer weiblichen Hauptgestalt des Werkes. Wie einfach auch die Lebensbezüge derselben bis zu ihrem Eintritt in die vollere Handlung erscheinen mögen, sie haben den Reiz der Wahrheit und Natürlichkeit für sich. Indessen sind die Fäden des umfassendern Gewebes, das sich erst im zweiten Bande auszubreiten beginnt, auch in dem ersten schon mannichfach angelegt und auf jene, gleichsam zufällige und wie spielend harmlose Weise in die erzählten Vorfälle und in Aussicht gestellten Thatsachen verwoben, die bekanntlich eine ihr ganz eigenthümlich angehörende Kunst der Gutzkow'schen Darstellung ist. — Gutzkow's „Zauberer von Rom“ erscheint in neun Bänden, die in kurzen, ungefähr monatlichen Zwischenräumen ausgegeben werden. Der erste Band ist bereits erschienen und kostet, wie wahrscheinlich auch jeder der folgenden Bände, 1 Thlr. 10 Ngr.“

— * Savonarola's Tod. Das in deutscher Uebersetzung von J. F. Schröder erschienene Werk von Perrens enthält folgende Schilderung der letzten Augenblicke Savonarola's: „Am Morgen des 22. Mai 1498 empfingen die Verurtheilten in der Kapelle des Regierungspalastes das heilige Abendmahl. Savonarola hielt einen Augenblick die geweihte Hostie in seiner Hand und sprach einige rührende Worte, um Gott und Menschen wegen seiner Fehler und des Aergernisses, welches er etwa gegeben haben könnte, um Verzeihung zu bitten. Darauf führte man sie auf den Platz, wo Alles, was zur Urtheilsvollstreckung nöthig war, bereit stand. Es war ein mannshohes Schaffot, mit Brennstoffen bedeckt, auf dem man in Form eines Kreuzes einen Galgen errichtet hatte. Eine Art hölzerner Brücke, welche von der Ringhiera ausging, führte zu demselben. Dieser Bau war mit solcher Eile errichtet worden und man bewachte ihn so nachlässig, daß Kinder unter den Brückenbogen hatten kriechen können, um zugespitzte Stöcke zwischen die Fugen der Bretter zu klemmen, damit die letzten Schritte der Verurtheilten gehemmt würden und sie sich in die Füße und Beine stächen. Der Platz wimmelte von Neugierigen. Die Einen starrten mit düsteren Blicken und wie vernichtet vor sich hin, während die Andern sich voll Freude und Uebermuth zeigten. Von allen Seiten vernahm man das Geschrei der Menge, welche ungeduldig war, die verbrennen zu sehen, welche sie vorher angebetet hatte. Auf der Ringhiera waren drei Altäre oder Bühnen aufgestellt. Die erste neben dem großen Eingange zum Palaste war für Fra Benedetto Pagagnotti, Bischof von Vaison, bestimmt, welcher vom Papste beauftragt war, die Degradation an den Verurtheilten vollziehen zu lassen. Nachdem die Verurtheilten die große Treppe des Palastes herabgestiegen, wurden sie der Kleider bis auf ein wollenes Hemd beraubt und gingen mit nackten Füßen auf den Perron. Von Henkersknechten wurden sie vor die erste Bühne geführt, wo man sie mit dem priesterlichen Ornate bekleidete, wie es der Kirchenbrauch vorschreibt, um einen Augenblick darauf desselben wieder beraubt zu werden. Der Bischof von Vaison ergriff Savonarola bei der Hand und sprach: „Ich stoße dich aus von der streitenden Kirche und von der triumphirenden Kirche.“ — „Nein“, erwiederte sogleich Hieronymus, „das steht nicht in Eurer Macht.“ Nachdem diese Ceremonie vorüber war, führte man die armen Sünder zu der zweiten Tribüne, um von Romolino sich ihr Todesurtheil vorlesen zu lassen, da sie in Ketzerei betroffen und dessen geständig wären. Darauf verkündigte man ihnen im Namen des Papstes vollkommenen Ablaß für ihre Sünden, welchen sie demüthig empfingen. Nachdem nun zuletzt die bürgerlichen Richter, welche vor der dritten Tribüne standen, das Todesurtheil bestätigt hatten, schleppte man die drei Unglücklichen zur Hinrichtung. Unter dem Galgen angelangt, knieten sie nieder, nachdem sie umsonst gebeten hatten, daß man ihnen das Hemd an den Knieen zubinden möchte. Silvestro starb zuerst. Buonvicini folgte ihm und sein Muth verließ ihn nicht. Savonarola kam zuletzt an die Reihe; man hatte ihm die Marter angethan, die letzten Todeszuckungen seiner Freunde mit ansehen zu müssen. Er starb, sagt Guicciardini, mit dem Bewußtsein seiner Unschuld und durchdrungen von Empfindungen des Mitleids. Von Hoffnung aufrecht erhalten, verleugnete er nicht einen Augenblick seine Standhaftigkeit, es entschlüpfte ihm kein einziges Wort, welches ein Geständniß oder eine Protestation war. Man behauptet indeß, daß er, bevor er starb, noch diese Klage vernehmen ließ: „O Florenz, was thust du heute!“ Savonarola starb Mittwoch, den 23. Mai 1498, am heiligen Abend vor Himmelfahrt. Er war fünfundzwanzig Jahre und acht Monate alt.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 Thlr. 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1 1/2 Thlr. Crt.
incl. Postaufschlag.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

№ 42. Bremen, 17. October. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Ein Flibustier der neueren Zeit.

(Graf Gaston de Raousset-Boulbon)

Von Cl. Pajeken.

Vor einigen Jahren machte der Versuch des Grafen Raousset, den mexikanischen Staat Sonora loszureißen und zu befreien, Aufsehen. Der Versuch mißlang, und die Welt, geneigt nach dem Erfolge zu urtheilen, hat den Unternehmer gerichtet und vergessen. Seine Erscheinung erinnert an die Expedition des Lopez gegen Cuba und an die des Generals Walker in Untercalifornien und Nicaragua, doch steht Raousset in mancher Beziehung hoch über Jenen. Er war begabt und besaß vortreffliche Eigenschaften, die ihn besserer Dinge und eines besseren Schicksals würdig machten. Da ich ihn persönlich gekannt habe, so mag der Versuch, seine Unternehmung zu schildern, vielleicht einigen Anspruch auf die Theilnahme der Leser machen können.

Graf Gaston de Raousset-Boulbon stammte aus einer angesehenen alten Familie in Avignon, wo noch ein älterer Bruder von ihm das alte Stammschloß Boulbon bewohnt. Seine erste Ausbildung erhielt er in dem Jesuitencollegium zu Freiburg, wo er, wie dies bei lebhaften Knaben gewöhnlich der Fall ist, ein großer Liebling seiner Lehrer war. Sein flüchtiges Temperament ließ aber nicht zu, daß er sich mit Eifer einem Fache widmete, daher versuchte er sich fast in allen und zeigte entschiedenes Talent für die mannichfaltigsten Wissenschaften und Künste.

Als er die Hochschule verlassen und sein väterliches Erbtheil empfangen hatte, lebte er einige Zeit in verschiedenen Gegenden Frankreichs und zog dann, nachdem er Maler, Dichter, Dramatiker, Landwirth, Fabrikant und Soldat gewesen war, nach Paris. Bei einem solchen Wechsel so verschiedenartiger Beschäftigungen, und da er in den Strudel der Zerstreuungen und Belustigungen der französischen Hauptstadt hingerissen wurde, konnte es nicht fehlen, daß seine Vermögensumstände bald zerrüttet wurden, und da seine Börse seinen Freunden sowohl als allen Hülfsbedürftigen offen stand, so war er bald ohne Mittel. Er trat daher wieder in Militärdienste und machte unter dem Herzog von Aumale als Artillerieoffizier den Feldzug in Algerien mit, wo er sich bei mehreren Gefechten gegen die Cabylen betheiligt und ausgezeichnet haben soll. Diese Laufbahn verfolgte er aber nur kurze Zeit, wahrscheinlich weil sein Gehör sehr gelitten hatte, und ließ sich dann im Jahre 1846 mit einem Italiener als Landwirth bei Blidah nieder. Auch dies Unternehmen scheint ihm fehlgeschlagen zu sein, denn er gab die Landwirthschaft auf und kehrte nach der Februar-Revolution von 1848 nach seiner Vaterstadt Avignon zurück. Hier trat er als Redner in den demokratischen Klubs und als Candidat für die Volksvertretung auf. Seine Landsleute konnten sich aber nicht überreden, daß ein Mann von altem Adel aus einer der vornehmsten Familien Frankreichs wirklich demokratische Grundsätze hegen könne und wählten ihn deßhalb nicht.

Er fuhr aber dennoch fort, sich an der Politik mit all der Wärme zu betheiligen, welche seinem lebhaften Charakter und jener Zeitperiode im Allgemeinen eigen war, und hielt sich zu dem Zwecke wieder einige Zeit in Paris auf. Hier traf er im Jahre 1849 den französischen Consul Dillon, der gerade von San Francisco zurückgekehrt war, und den er, da er ohne Mittel und ohne Beschäftigung war, fragte, ob Californien wohl ein Land sei, wo er Etwas verdienen könnte. „Gewiß“, antwortete Dillon, „wenn Sie Ihren feinen modischen Anzug ablegen und in brennender Sonne, in Wind und Wetter mit dem Spitzhammer und dem Brecheisen die Bergschluchten und Klüfte durchforschen wollen und arbeiten können.“

„Das möchte ich versuchen“, war des Grafen Antwort. „Man wirft unserm Stande gewöhnlich vor, daß wir zu keinem Geschäfte oder keiner Arbeit tauglich sind. Man mag Recht haben. Ich habe die Rechte des Volks vertreten und bin nun auch bereit praktisch meine Liebe für Gleichstellung zu bethätigen, indem ich, wie die Geringsten unter ihnen, meinen Lebensunterhalt im Schweiße meines Angesichts verdiene.“

Raousset ging also nach Californien, wo er sich zuerst mit einem andern französischen Edelmann, Namens de Pindray, als Jäger seinen Unterhalt erwarb. Es gab damals in nicht großer Entfernung von den Städten eine beträchtliche Menge Wild, Bären, Hirsche, Rehe, Antilopen, Kraniche und Gänse, welches zu hohen Preisen verkauft wurde. Als aber das Wild in Folge der vielen Nachstellungen abnahm oder sich wegen der zunehmenden Bevölkerung in entferntere Gegenden zurückzog, auch die Concurrenz andrer Jäger den Preis so sehr drückte, daß die Jagd aufhörte ein nutzenbringendes Geschäft zu sein, zog Raousset wieder nach San Francisco, wo er sich ein kleines Leichterschiff anschaffte und mit diesem, im Verein mit einigen französischen Matrosen, beim Entladen der Schiffe thätig war.

Damals konnte man den Grafen täglich schon von sechs Uhr Morgens an auf dem langen Werft sehen, wo er, mit einem rothen Flanellhemde, Segeltuch-Beinkleidern und rindsledernen Stiefeln bekleidet und mit einer kurzen Pfeife im Munde, um die Wette mit seinen Leuten die Waaren aus dem Boote auf die Landungsbrücke wand. Er war ganz Arbeitsmann, sowie die andern Leute dieses Geschäfts, aber sein einnehmendes Aeußere, sein feines und dabei entschlossenes Benehmen bewogen viele Importeure ihm ihre Kundschaft zuzuwenden, obgleich manche von ihnen wohl nie erfahren haben, wer er war.

Im Jahre 1851 verschwand Raousset von der damals so belebten Brücke, wo er ein großer Liebling aller Nationalitäten gewesen war, und Niemand wußte, wohin er sich begeben hatte. Acht Monate nachher erschien er wieder in seinem gewöhnlichen Arbeitercostüm in San Francisco und bot eine Anzahl Maulthiere und Ochsen zum Verkauf an, welche er aus dem mexikanischen Staate Sonora geholt hatte. (Dieses Land war und ist noch jetzt den Europäern ein unbekanntes Land, denn die Märchen von M. G.

Ferry, unter dem Titel „Voyage et aventures en Mexique", so wie die danach bearbeiteten Erzählungen von Hoffmann und Andern können nur dazu beitragen die schon vorhandenen irrigen Ansichten zu vergrößern.) Sonora hatte die Aufmerksamkeit des Grafen in hohem Grade auf sich gezogen. Die Feigheit, die Dummheit und Trägheit der Bewohner ließen ihn nur geringen Widerstand gegen ein kühnes Unternehmen erwarten, und das Gerücht von dem fabelhaften Reichthum der Silberbergwerke versprach ihm reiche Beute.

Bald nach seiner Ankunft in San Francisco machte der vorhin erwähnte de Pindray unter den Franzosen in Californien bekannt, daß die Regierung von Sonora die gold- und silberreichen Ländereien im Norden des Staats an europäische Colonisten zu verschenken beabsichtige, und forderte sie auf mit ihm dahin zu gehen. Ungefähr 150 Männer folgten diesem Aufrufe, und mit ihnen landete de Pindray in Guaymas. Die Sonorenser, die von der Besetzung der Nordgrenze durch so tapfere Leute sich Sicherheit für ihre Viehzüchtereien gegen die räuberischen Apatschen versprachen, nahmen sie freundlich auf, die Regierung, damals unter Don Fernando Cubillas, unterstützte sie mit Vieh, Pferden und Lebensmitteln und schenkte ihnen die alte, seit fast 30 Jahren verlassene Mission Cocóspera, das beste Land in Sonora. Hier angekommen suchten sie nach Gold, und da sich in der Nähe der Mission keines fand, so trennte sich schon zu Anfange fast die Hälfte der Franzosen von der Colonie, um auf eigne Hand in den Bergen nach edlen Metallen zu suchen. Von diesen verschmachteten viele in der öden Wüste, einige wurden von den Apatschen erschlagen, andre zogen sich in die Städte und Dörfer der Opata-Indianer zurück, um ein Geschäft oder Handwerk zu betreiben, und nur wenigen von ihnen gelang es, zu Lande nach Californien heimzukommen. Die in der Colonie Zurückgebliebenen überwarfen sich auch bald nachher mit ihrem Director de Pindray und erwählten einen andern französischen Edelmann, de Sainte Marie, an dessen Stelle. De Pindray, der von Tage zu Tage darauf gewartet zu haben scheint, daß Graf Raousset ihm nachkommen würde, begab sich darauf nach Ures, der Hauptstadt von Sonora, um dem Gouverneur Vorschläge zur Verbesserung der Colonie zu machen und ihn um Unterstützung zu bitten. Der Gouveneur konnte auf die ersten nicht eingehen und die zweite nicht leisten, daher trat de Pindray seine Rückreise an; aber auf der zweiten Tagereise wurde er vom Fieber befallen, welches so sehr auf sein durch die erfahrene Täuschung und Kränkung ohnehin schon niedergeschlagenes Gemüth wirkte, daß er sich in Rayon, im Hause eines seit vielen Jahren dort wohnhaften Franzosen, durch einen Pistolenschuß das Leben nahm.

In der Zwischenzeit ging Graf Raousset nach Mazatlan und machte da die Bekanntschaft des Herrn de la Torre (von der Firma Jecker, Torre & Co. in der Stadt Mexiko) und andrer Kapitalisten, denen er vorstellte, daß die reichen Silberminen im Norden von Sonora, welche unter den Namen Arizona und Planchas de Plata in der Tradition berühmt sind, aus Furcht vor den Apatschen verlassen seien, und daß es nur energischer Anstrengungen bedürfe, um die Gruben wieder aufzufinden, zu bearbeiten und gegen die Ueberfälle jener Barbaren zu schützen.

Raousset reis'te darauf in Begleitung des Herrn de la Torre nach der Hauptstadt Mexiko, wo auf seinen Antrieb die Gesellschaft zur Wiederaufsuchung und Bearbeitung der Arizona-Minen, unter dem Namen Compañia restauradora, gegründet wurde, an welcher sich auch der damalige Präsident der Republik, General Arista betheiligte. Mit den gehörigen Creditiven versehen, kehrte Raousset nach Californien zurück, da er nur dort die muthigen und abgehärteten Männer zu finden erwartete, mit denen er ein so schwieriges Unternehmen wagen könnte. Seine große Popularität unter den französischen Arbeitern so wie das Neue und Abenteuerliche des Unternehmens veranlaßten bald 200 Franzosen und einige wenige Deutsche und Schweizer sich von ihm anwerben zu lassen, und mit diesen, wohlbewaffnet und ausgerüstet und mit zwei Feldstücken versehen, landete Raousset 1852 im Hafen von Guaymas.

Wenige Wochen vorher war auch der mexikanische General Miguel Blanco mit 500 Mann in demselben Hafen angekommen und war mit diesen nach der im Innern des Staats gelegenen Hauptstadt Ures gezogen. Er führte den Titel „Generalcommandant der Grenzfestungen gegen die Apatschen" und hatte den Auftrag, die Presidios in Vertheidigungszustand zu setzen; seine eigentliche Absicht war aber, die Minen der Arizona für sich und seine Freunde auf Kosten der Regierung aufzusuchen und in Besitz zu nehmen, zu welchem Ende er den mexikanischen Geologen Daste mit sich führte. Er war von Raousset's Vorhaben unterrichtet und beeilte sich, ihm zuvorzukommen.

Die Ankunft des Grafen mit 200 Franzosen und namentlich mit den Kanonen erregte Besorgniß bei der Regierung des Staats, Blanco regte dieselbe noch mehr auf, so daß Raousset und seinen Leuten die Reise in's Innere verboten wurde. Nach vielen Vorstellungen und nachdem fast zwei Monate über den Verhandlungen vergangen waren, wurde ihm endlich die Weiterreise gestattet, die er denn auch, mit allem Nothbedarf wohl versehen, und nachdem er 60 seiner Leute zu Cavalleristen gemacht hatte, antrat. In mäßigen Tagemärschen erreichte er die Stadt Magdalena an der Grenze der Civilisation, hier erfuhr er, daß Blanco schon den ganzen Distrikt der Arizona untersucht und zweiundzwanzig Silbergänge (ob wirklich existirende oder fingirte, ist noch nicht erwiesen) im Namen seiner Freunde in Besitz genommen und bei der Regierung Anzeige davon gemacht habe, sich auch schon auf dem Rückmarsch befinde. Raousset trat daher auch seinen Rückmarsch an, um ohne Ures zu berühren gradewegs auf Hermosillo, die größte und volkreichste Stadt Sonoras, zu gehen und wo möglich dem General Blanco zuvorzukommen. Auf dem Wege zog er die im Lande zerstreuten Franzosen, welche meistens der Colonie Cocóspera angehört hatten, an sich und verstärkte dadurch seine Macht beträchtlich. Als Blanco in Ures erfuhr, daß Raousset auf Hermosillo marschirte, versuchte er durch einen Aufruf und Tagesbefehl (in spanischer und französischer Sprache und vom 11. October 1852 datirt) an alle Militärcommandanten des Staats, die Franzosen von Raousset abtrünnig zu machen, und zog dann mit allen Truppen, die er zusammenbringen konnte, ebenfalls nach Hermosillo, welches er nur einige Stunden früher als Raousset erreichte, und wo er sogleich Anstalten zur Vertheidigung der Stadt traf.

Diese ist an der Nordseite nur vermittelst eines schmalen Weges zugänglich, der an einer Seite von einem kahlen, schroffen Gebirge, an der andern Seite von einem tiefen Wassergraben begrenzt wird. Hinter dem Graben liegen Gärten und Felder mit dicken Mauern von Lehmsteinen eingefaßt, welche den mexikanischen Soldaten als Wehr dienten und worin eiligst eine Menge Löcher gehauen wurden, um als Schießscharten zu dienen. Als gegen Mittag (am 17. October 1852) die Franzosen bei den äußersten Häusern der Vorstadt ankamen, ließ Raousset dort die Baggage mit 50 Mann Bedeckung zurück und marschirte mit den übrigen auf die Stadt zu, wo längs des Weges viele Leute von dem Kleingewehrfeuer der Mexikaner durch die oben erwähnten Schießscharten verwundet und einige getödtet wurden. So wie die Franzosen aber weiter vordrangen, liefen die mexikanischen Soldaten in die Stadt, wo sie sich vergebens nach ihrem General und den Offizieren umsahen und daher nicht wußten, was sie thun sollten. Ein schwaches Detaschement an dem eigentlichen Eingange mit zwei Kanonen unter dem Befehl eines Ungarn, Namens Hoffmann, wurde auch bald geworfen, und da General Blanco schon beim Anfange des Kampfes sich mit seinem Adjutanten zurückgezogen hatte, so eilten ihm die Leute in wilder Verwirrung nach über das dort ungefähr 800 Schritte breite trockne Flußbette und überließen den Franzosen die Stadt. (Der ganze Kampf dauerte kaum eine halbe Stunde, bei welchem die Franzosen 45 Mann, die Mexikaner etwa eben so viel verloren.) General Blanco setzte sich

in dem der Stadt gegenüberliegenden San Pedro de la Conquista oder Pueblo de Ceris fest. Die wohlhabenden Einwohner hatten Hermosillo sämmtlich verlassen, aber die Waarenlager waren ziemlich gut versehen, so daß Raousset keinen Mangel litt. Daß es an groben Excessen eines siegestrunkenen, ungeregelten Haufens nicht fehlte, läßt sich denken, aber Vieles ist später den Franzosen zur Last gelegt worden, was ohne Zweifel von dem in der Stadt zurückgebliebenen Pöbel verübt wurde.

Die Einnahme einer Stadt von 8000 Einwohnern, die außer der Miliz, den sogenannten Urbanos, von 700 Mann regulärer Truppen und drei Kanonen vertheidigt wurde, mußte in den Franzosen ein Gefühl ihrer Unüberwindlichkeit erwecken. Raousset glaubte nun, daß der Zeitpunkt gekommen sei, wo er mit Leichtigkeit das ganze Land erobern könne, und da er berücksichtigte, daß seit länger als 30 Jahren das Volk unter der Geißel fortwährender Revolutionen und Bürgerkriege so wie unter stets wechselnder Willkürherrschaft geseufzt, glaubte er sich berufen, diesem Zustande ein Ende zu machen und sich zum Befreier Sonoras von der mexikanischen Herrschaft aufzuwerfen.

Zu diesem Zwecke rief er auf dem Marktplatze von Hermosillo die Unabhängigkeit Sonoras aus und hielt einen feierlichen Umzug, wobei eine Fahne mit der Inschrift „Independencia de Sonora" vorangetragen wurde. Diese Handlung verfehlte aber ganz die gehoffte Wirkung, denn die einfältigen Sonorenser betrachteten mit der ihnen charakteristischen Apathie das festliche Schauspiel, ohne daß sich auch nur einer zu Gunsten Raousset's erklärte; andrerseits machte sie ihm die gebildeteren Einwohner zu Feinden und vor allem Don Manuel Maria Gándara, den begütertsten und einflußreichsten Landbesitzer und wärmsten, wenn nicht einzigen Patrioten des Landes. Dieser hatte dem Kampfe zwischen Raousset und Blanco müßig zugesehen, weil er ihren Zwist als eine Privatsache betrachtete der die Minen der Arizona betraf, von denen jeder wünschen mußte, daß ihre Schätze dem Lande zu Gute kommen möchten; als sich aber jener zum Befreier und Dictator aufwerfen wollte, erregte er den ganzen patriotischen Unwillen Gándara's, der gleich an Mateo, den General der Yaqui-Indianer, einen Boten schickte und ihm befahl mit seiner ganzen verfügbaren Mannschaft nach Guaymas zu marschiren, um den Franzosen den Rückzug nach der Küste abzuschneiden.

Raousset erhielt davon Kundschaft, und da auch General Blanco aus Pueblo de Ceris abmarschirte um festen Fuß in Guaymas zu fassen, so sah Raousset das Gefährliche seiner Lage ein und begab sich ebenfalls auf den Marsch nach dem genannten Seehafen, der 36 Leguas von Hermosillo liegt. Auf diesem Wege, der durch eine wasserarme Wüste führt, in welcher nur einige wenige Viehzüchtereien liegen, hätte seine Mannschaft leicht von den Indianern aufgerieben werden können, er kam ihnen aber zuvor und erreichte das Dorf San Joaquin, als General Blanco eben in San Fernando de Guaymas (gewöhnlich el rancho genannt) angekommen war. Beide Oerter liegen ungefähr drei Leguas vom Hafenorte Guaymas und eben so viele von einander entfernt. Hier erkrankte Raousset an der Ruhr, so daß an seinem Aufkommen gezweifelt wurde, wodurch seine Leute schon etwas entmuthigt wurden und deßhalb einen dreitägigen Waffenstillstand mit den Mexikanern eingingen. Blanco, welcher ungeachtet der großen Ueberzahl seiner Truppen überzeugt war, daß ein Gefecht wieder zu seinem Nachtheile ausfallen würde, begab sich in's Lager der Franzosen, wo er selbst, da er der französischen Sprache vollkommen mächtig war, die Anhänger Raousset's zum Niederlegen der Waffen aufforderte, indem er ihren Muth rühmte, aber ihnen vorstellte, wie thöricht es sei, sich für den Ehrgeiz eines Mannes zu schlagen, dessen Pläne doch nie in Erfüllung gehen könnten, da er die Sympathie des Volks von Sonora gegen sich habe. Ohne daß Raousset oder seine Oberoffiziere ihre Einwilligung gaben, wurde der Friede abgeschlossen, und an einem Nachmittage im November 1852 rückten Mexikaner und Franzosen in das fast von allen Einwohnern verlassene Guaymas ein. Die Mexikaner, welche zuerst einmarschirten, stellten sich in Parade auf und machten den vorbeiziehenden Franzosen die Honneurs. Die Haltung der Letzteren war vortrefflich; man sah deutlich, daß viele von ihnen Kriegsdienste gethan hatten, und wirklich waren auch Zuaven, Soldaten der garde mobile und andere Truppengattungen unter ihnen. Die Artilleristen waren alle Matrosen der französischen Marine, die Cavallerie bestand aus Uhlanen unter dem Commando des Hauptmanns Lenoir. Den folgenden Tag lieferten sie ihre Waffen und Pferde am Hauptquartier ab und erhielten dafür freie Ueberfahrt nach San Francisco oder Mazatlan. Nur wenige erbaten sich die Erlaubniß im Lande bleiben zu dürfen.

Raousset wurde bald von seiner Krankheit geheilt und begab sich dann nach San Blas und von da nach der Hauptstadt Mexiko, wo er sich dem damaligen Dictator Santa Anna vorstellte. Dieser scheint Wohlgefallen an dem kühnen jungen Manne gefunden zu haben, denn er ernannte ihn zum Obersten und war Willens ihm die Commandantur der nördlichen Presidios in Sonora zu übertragen, wurde aber durch die Protestation der Sonorenser, namentlich Gándara's, daran gehindert.

Raousset kehrte daher nach Californien zurück, indem er noch immer daran dachte, Sonora bei günstigerer Gelegenheit zu erobern.

Inzwischen hatte ein amerikanischer Abenteurer, William Walker, derselbe, der vor Kurzem noch in Nicaragua die Dictatorrolle spielte, einen gleichen Plan gefaßt. Das Beispiel Raousset's schien ihm einen hinlänglichen Beweis zu liefern, daß die mexikanischen Truppen mit großer Leichtigkeit von einigen verwegenen Amerikanern zu besiegen sein würden, deßhalb warb er eine Anzahl unglücklicher, leichtsinniger und verderbter Menschen an, erklärte schon vor seiner Abreise aus Californien die Vereinigung der beiden mexikanischen Staaten Sonora und Untercalifornien, ließ Staatsschuldscheine dieser Embryo-Republik anfertigen und segelte mit der ersten Abtheilung von San Francisco ab. Ein amerikanischer Schiffskapitän, Namens Snow, der aber zu der Zeit das Schiff Caroline unter mexikanischer Flagge für Rechnung des amerikanischen Consuls Robinson in Guaymas befehligte, gab — das Schiff zu diesem Zwecke her und erhielt dafür die Marineministerstelle der neuen Republik. Walker landete nun zuerst in La Paz, wo er einige angesehene Einwohner als Geißeln mit sich nahm, und fuhr dann nach Espiritu Santo, wo der Gouverneur Melendrez ihn einige Male besiegte, und als da die Seeleute am Bord der „Caroline" mit dem Schiffe nach Guaymas fuhren und ihn im Stiche ließen, mußte er sich unter stetem Gefecht mit dem Reste seiner Leute nach Obercalifornien zurückziehen.

Die Niederlage Walker's war für Raousset ein neuer Antrieb, den Versuch Sonora zu erobern, noch einmal zu wiederholen. Er war nach Californien gekommen, um seine gesunkenen Vermögensumstände zu verbessern; ein solcher Plan schien ihm geeignet, dies mit einem Schlage zu bewerkstelligen, aber er gestand es sich selbst nicht. Die Idee, daß er dazu berufen sei, die Bewohner Sonoras aus der Knechtschaft zu ziehen und dem unglücklichen Lande Wohlstand und Freiheit zu geben, und der Gedanke, daß ihn die Mehrzahl der Bevölkerung dabei kräftig unterstützen würde, war bei ihm so fest gewurzelt, daß man ihn weniger wie einen Räuber als wie einen Schwärmer ansehen muß. Alle Reisenden, die von Sonora kamen, wurden von ihm über die politische Lage des Landes befragt, und da sich immer dieselbe Nachricht wiederholte, so bestärkte er sich in seiner einmal gefaßten Idee, daß er zum Befreier und Beglücker Sonoras ausersehen sei. Die Leute, welche das Volk und das Land kannten, stellten ihm vergebens vor, daß er mit seinen Beglückungsprojekten in Sonora keine Sympathie finden würde, denn die Mexikaner wollten lieber einen einheimischen Tyrannen als einen fremden Befreier dulden; aber dies machte keinen Eindruck auf ihn, und er bemühte sich fortwährend, die Mittel für den Feldzug zusammenzubringen.

Im Frühjahr 1854 kam ein besonderer Umstand ihm zu Hülfe. Die Centralregierung der Republik Mexiko sah sich nämlich auf die Vorstellungen der Deputirten von Sonora veranlaßt, dem unglücklichen Lande Hülfe zu schicken. Die Apatschen, Indianer des Nordens, hatten nämlich von Jahr zu Jahr ihre Raub- und Mordzüge in dem Staate Sonora so ausgedehnt, daß sie sich schon in der letzten Zeit über Hermosillo hinaus bis nahe vor Guaymas erstreckten. Die Grenzfestungen des Nordens waren machtlos gegen diese Räuber, die alle ihnen in den Weg kommenden Menschen ermordeten und das Vieh wegtrieben. Viele Viehzüchtereien lagen daher wüste, ihre Besitzer waren ausgewandert oder verarmt, und dem ganzen Land stand, wenn diese Barbaren nicht im Zaum gehalten wurden, allgemeine Verarmung und Rückfall in die Barberei bevor. Weil nun der steten politischen Umwälzungen wegen mexikanische Truppen nicht gut zu entbehren waren, so suchte die Regierung im Geheimen Europäer in Californien durch den mexikanischen Consul anwerben zu lassen. Die Regierung hatte in ihren Instructionen vorzugsweise Franzosen gewünscht, namentlich solche, die schon unter Raousset im Lande gewesen waren, doch sollte der Graf nicht unter ihnen sein dürfen. Obgleich die Regierung von Californien zeitig genug von Allem unterrichtet war und förmlich zweimal versuchte die Abfahrt der Leute zu verhindern, so schifften sich doch in der englischen Barke Challenge 300 Mann, meistens Franzosen, aber auch einige Deutsche und Irländer, nach Guaymas ein. In Californien ist es leicht Leute der Art zu werben, da es dort nie an arbeitsscheuen und abenteuerlichen Subjekten fehlt, und weil eine solche Werbung das beste Mittel ist, ein Land von dieser Hefe zu befreien, so kann dies wohl als Grund angesehen werden, daß die Regierung das ganze Unternehmen nicht hinderte.

Als diese Leute nach Sonora abgereist waren, verdoppelte Raousset seine Bemühungen sich die Mittel zu verschaffen, mit kräftiger Verstärkung zu ihnen zu stoßen, und da ihm dies nicht gelang und alle Ermahnungen vergeblich waren, so schiffte er sich in einem kleinen Kutter von nur 12 Tonnen, the Belle, mit 4 Gefährten ein und suchte so das Land seiner Sehnsucht zu erreichen. Er kam auch in die Nähe von Guaymas, gerieth da mit seinem kleinen Schiffe auf den Strand und ging dann am 1. Juli in die Stadt, wo die angeworbenen Truppen noch in Garnison lagen. Hier besuchte er den Militärgouverneur von Sonora, General Yañez, wurde von diesem höflich aufgenommen und ließ sich dann täglich in den Straßen der Stadt sehen, ohne von Jemandem belästigt zu werden. Die Franzosen hatten aber schon vorher den Haß der Bevölkerung auf sich gezogen, welcher sich bei jeder Veranlassung zeigte, und als dessen Grund hauptsächlich Eifersucht, aber auch das anmaßende, oft schamlose Benehmen der Franzosen angegeben wird. Daß Leute, welche sich in Californien für den mexikanischen Militärdienst anwerben lassen, eben nicht zu den anständigen gehören, kann man sich wohl denken.

Am 11. Juli, als einige französische Soldaten nach dem mexikanischen Quartier geschickt wurden, um die Brotrationen in Empfang zu nehmen, wurde auf sie von mexikanischen Soldaten mit Pistolen geschossen; die Franzosen schossen ebenfalls, und in einem Augenblicke war die ganze Stadt in Bewegung. Die mexikanischen Soldaten wurden vor der Kaserne und auf dem Dache aufgestellt, die Franzosen ordneten sich ebenfalls zum Kampfe, aber diesmal wurde die Ruhe noch wieder hergestellt.

Die Franzosen stellten sich nun unter den Schutz des französischen Consuls, José Calvo, eines Peruaners, und verlangten durch ihn von der mexikanischen Regierung, daß die Ruhestörer zur Verantwortung gezogen würden. Außerdem stellten sie noch einige seltsame Forderungen, u. a., daß ihnen drei der angesehensten Bürger der Stadt als Geißeln übergeben werden sollten; daß General Yañez ihnen zwei Kanonen und hinreichende Munition geben sollte, damit sie sich, im Fall die Mexikaner sie wieder angriffen, vertheidigen könnten; daß die Nationalgarde aufgelöst werde ꝛc. General Yañez erwiederte ihnen, daß er am Nachmittage (den 14. Juli 1854) um 5 Uhr sich mit seinen Offizieren darüber berathen und ihnen nachher seinen Entschluß mittheilen würde. Als aber am Nachmittage zwischen 2 und 3 Uhr die Franzosen glaubten, daß die Mexikaner die Wache vernachlässigten, theilte Raousset die Leute in vier Colonnen und griff das mexikanische Quartier an.

(Schluß folgt.)

* Eine Canzone des Camoens *).

Uebertragen von F. Ruperti.

Ein Berg erhebt sich an der See Gestade,
Steil, nackt und öde, grausig anzusehen,
Als ob er sei verflucht von einem Gotte;
Kein grüner Zweig rauscht in der Lüfte Wehen,
Kein Vogel singt, kein Wild sucht dort die Pfade,
Kein klarer Quell entspringt der Felsengrotte;
Es nennt ihn wie zu bittrem Hohn und Spotte
Den „Glücklichen“ das Volk im Nachbarlande;
Er dräut an jener Stelle,
Wo Abyssiniens Gauen
Von Yemens Küsten, die herüberschauen,
Ein Arm des Meeres trennt mit wilder Welle
Und Berenice lag in Stein und Sande,
Westwärts, da wo am Abend
Die Sonne sinkt, in Wüsten sich begrabend.

Daneben ragt der Fels mit stolzem Haupte,
Der Küsten Libyens, die sich endlos breiten,
Markstein, Aromata nach alter Kunde,
Aromata, bis ihm der Lauf der Zeiten,
Der alles wandelt, seinen Namen raubte
Und rauh ihn umschuf in der Wilden Munde.
Nach diesem Meere, wo zum Felsenschlunde
In tollem Drang beschäumte Wogen streben,
Hat mich in seinem Hasse
Mein Mißgeschick verschlagen,
Daß ich in schwerem Leid und bittern Klagen
Auch in der Wildniß hier die Spuren lasse
Von einem armen, schmerzverfolgten Leben,
Das schon in allen Weiten
Der Welt ich tropfenweise sah entgleiten.

Hier schwinden mir die Tage trüb' und traurig,
Fruchtlos, in Einsamkeit, von Gram umgeben,
Von Noth und Arbeit wie mit Kerkerschranken,
Und alles kämpft in Zorn mit meinem Leben;
Die Sonne glüht, die Fluth ist kalt und schaurig,
Die Lüfte hauchen Dünste zum Erkranken.
Mir grollen selbst die eigenen Gedanken,
Die sonst in andern leiderfüllten Tagen
Mir Tröstung doch geliehen,
Indem ein süß Erinnern
Sie weckten in der Seele tiefstem Innern;
Doch wie sie hastig kommen nun und fliehen,
Da weisen sie, zu steigern meine Plagen,
Nur schmerzliches Entbehren
Und Lust, die schwand, um nie zurückzukehren.

Hier sind sie alle wider mich im Bunde
Und zehren mir am Mark; und dennoch hoben
Sie einst auf ihren Schwingen mich zum blauen
Gezelt des Himmels und zur Sonne droben,
Und stürzten dann mich flugs so tief zum Grunde,
Daß Qual mir ist, noch einen Tag zu schauen.
Ach, wie so schleunig Hoffnung und Vertrauen

*) Diese Canzone des Camoens, die zehnte der Zahl nach, versetzt uns tief in die traurigen Verhältnisse des so edlen wie unglücklichen Dichters. Er schrieb sie während einer kriegerischen Unternehmung oder in der Verbannung an der Arabischen oder Afrikanischen Küste in der düstersten Stimmung, aus welcher auch vielleicht das Sonett hervorging, in dem er die Besorgniß ausspricht, in der Blüthe der Jahre sterben und ein Fraß der Fische des Habessinischen Meeres werden zu müssen. Die Canzone ist im Original von einer ergreifenden Wirkung, die freilich durch die nicht leicht zu bewerkstelligende Uebertragung in unsre nicht so klangvolle Sprache wohl bedeutend beeinträchtigt sein wird

Vor Zähren mußten und vor Seufzern weichen,
Die bang die Luft durchschauern!
Die Seele, wie gebunden
Von Fesseln, ganz bedeckt mit tiefen Wunden
Und rings umstellt von Gram und Leid und Trauern,
Wie liegt sie bloß und offen da den Streichen
Des Mißgeschicks, des herben,
Das Ruhm durch meine Qualen will erwerben!

Und keine Stätte find' ich, wo sich nieder
Zum Ruhn mein Haupt ein wenig senken könnte!
Kein leiser Strahl der Hoffnung, der mir glimme!
Ach, nicht einmal den Trost des Sterbens gönnte,
Wie wild an mir sie nagt, des Grames Hyder;
So ward verhängt von des Geschickes Grimme.
Die Fluthen selber sänftigt meine Stimme,
Die Stürme, die noch eben wüthend schnoben,
Sie hauchen leiser, milder
Bei meinen Klagetönen;
Doch niemals kennen Mitleid und Versöhnen,
Nein, immer strenger werden nur und wilder
Mein Stern so wie die Schicksalsmächte droben;
Die pein'gen und verlachen
Den Erdenwurm, den, ach, so armen, schwachen.

O wäre mir die Tröstung nur geliehen,
Daß sie zuweilen meiner noch gedenke,
Sie, die ich tief im Herzen stets getragen,
Zu der ich ewig meine Sehnsucht lenke,
Daß, wenn dem bangen Busen sie entfliehen,
Ihr göttlich Ohr erreichen meine Klagen!
Daß dann, noch einmal zu den frühern Tagen
Mit ernstem Sinnen wendend ihre Blicke,
An alles, was vergangen,
An meine ganze Liebe,
An Leid und Lust und wild erregte Triebe,
An süßes Sehnen, Hoffen und Erbangen
Sie denk' und, weich von meinem Mißgeschicke,
Im Auge lasse lesen,
Sie sei zu hart doch gegen mich gewesen.

Dies nur zu hoffen läßt mein Herz erwarmen
Von lang entbehrter Lust und frischem Leben
Und lindert alle Leiden, die mich drücken.
Ach, Herrin, wie so reich von Wonn' umgeben
Bist du, daß aus der Ferne du mich Armen
Bloß durch ein Deingedenken kannst beglücken!
Mit süßer Lust, mit innigem Entzücken
Lass' ich dein Bild vor meinem Geist erscheinen,
Und seine Züge wecken
Mir Hoffnung und Vertrauen,
Daß ich mit festem Sinn vermag zu schauen
Selbst auf des nahen Todes düstre Schrecken;
Das Auge hört allmälig auf zu weinen,
Und seine bittern Zähren
Müssen zu Freudeperlen sich verklären.

Hier steh' ich einsam an dem öden Strande
Und rede mit den liebeerfüllten Winden,
Die her von deiner theuren Gegend wehen;
Die Vögel, die zu mir die Pfade finden,
Frag' ich, ob sie nicht in der Heimath Lande
Dich, wann und wo, in welchem Thun, gesehen.
So lösen sich allmälig meine Wehen,
Und in der Seele regt sich leis' und sachte
Ein überkühnes Hoffen,
Ein mächtiges Vertrauen,
Einst wonnevoll dein Angesicht zu schauen;
Es liegt die Zukunft vor mir klar und offen,
Doch schafft die heiße Sehnsucht, die erwachte,
Auch wieder neue Schmerzen
In meinem nur von dir erfüllten Herzen.

So leb' ich, Lied, und sollte jemand fragen,
Warum ich denn nicht sterbe,
So magst du nur erwidern: Weil ich sterbe!

---

* Zur Erinnerung an Wilhelm Olbers.

Bremen, 12. October. Der 11. October war der hundertjährige Geburtstag des Astronomen Heinrich Wilhelm Mathias Olbers. Die Bevölkerung Bremens hat diesen Tag nicht vorübergehen lassen, ohne in Liebe und Bewunderung ihres großen Mitbürgers zu gedenken, der von zarter Kindheit an bis zum hohen Greisenalter Bremen angehörte, und dessen Gedächtniß unter uns fortlebt und in hohen Ehren gehalten wird. Wenn auch eine allgemeine städtische Feier nicht veranstaltet war, so wurde doch in verschiedenen Kreisen des großen Todten gedacht, dessen von Karl Steinhäuser geschaffenes Standbild in den Wallanlagen auf Veranlassung des Künstlervereins mit Lorbeer und Eichenkränzen geschmückt war. Die Bühne begrüßte den Tag durch einen Prolog des Directors und die Jubel-Ouvertüre von Weber, der Verein Vorwärts beging eine Erinnerungsfeier in seinem Lokale, die Aerzte, deren Berufsgenosse Olbers war, gedachten seiner bei einem Festessen im Hillmannschen Hotel, und der Künstlerverein widmete seine Versammlung dem Gedächtnisse des Verstorbenen, dessen Sohn, Herr Senator Dr. Olbers, der Einladung des Vorstandes folgend der Feier beiwohnte. Dieselbe wurde eröffnet mit einer von Herrn Ruperti verfaßten und von Herrn Kapellmeister Sobolewski in Musik gesetzten Cantate, welche der Componist in würdiger, natürlicher und frischer Weise gestaltet hatte. Dann sprach Herr Professor Scherk über Olbers und seine astronomischen Entdeckungen.

Der Vortragende bemerkte zuerst, daß unter den in der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts gemachten astronomischen Entdeckungen zwei oder drei für Olbers' Leben und Wirksamkeit von entscheidender Wichtigkeit waren, nämlich die im Jahre 1758 erfolgte Wiederkehr des Halley'schen Kometen, die Entdeckung des Kometen von 1770, der, obgleich er damals eine Umlaufszeit von 5¼ Jahre hatte, doch nie wieder gesehen wurde, und die Entdeckung des Uranus durch Herschel am 13. März 1781. Darauf wurden Olbers' äußere Lebensverhältnisse kurz angegeben. Geboren in Arbergen, einem Dörfchen in der Nähe von Bremen, am 11. October 1758, kam er im Jahre 1760 mit seinem Vater, der als Domprediger nach Bremen versetzt wurde, dahin, erhielt von ihm und auf den öffentlichen Anstalten gründlichen Unterricht, aber nicht in den mathematischen Wissenschaften, deren Elemente, da sie damals auf den öffentlichen Schulen noch nicht gelehrt wurden, er sich selbst angeeignet zu haben scheint. Auf den gestirnten Himmel seine besondere Aufmerksamkeit zu richten, soll er durch einen Zufall veranlaßt worden sein. Im August des Jahres 1772, in welchem auch sein Vater starb, wurde er nämlich inne, daß er das Siebengestirn noch nicht kenne, legte sich von da an mit nachhaltigem Fleiß auf die Astronomie und kannte bald sämmtliche Sternbilder auch in ihren Einzelnheiten sehr genau.

Im Jahre 1777 ging er nach Göttingen, wo er sich mit Fleiß und großem Erfolg bis 1780 dem Studium der Medicin widmete, aber nebenbei mathematischen und astronomischen Studien oblag und sich dadurch Kästners Gunst erwarb. So war er bereits im Jahre 1779 im Stande, die Bahn des damals erschienenen Kometen zu berechnen. Im Jahre 1780 promovirte er und schrieb dabei seine noch jetzt hochgeschätzte Dissertation: „de oculi mutationibus internis." Darauf ging er nach Wien, um die dortigen Anstalten zu benutzen, und war der erste, der auf der dortigen Sternwarte den so eben entdeckten Uranus beobachtete. Nach Bremen zurückgekehrt, habilitirte er sich dort als Arzt. Er hatte aber alle Eigenschaften, die erforderlich sind, um sich schnell und nachhaltig das Vertrauen des Publikums zu erwerben, in eminentester Weise. Zu einem hellen Verstand, schnellen Ueberblick, Energie in der Durchführung der einmal gewonnenen Ueberzeugung kam eine hinreißende persönliche Liebenswürdigkeit, die auf einem sehr glücklichen Aeußern, auf feiner Bildung und noch mehr auf innerer Güte und einem unerschöpflichen Wohlwollen beruhte. So ward er bald einer der gefeiertsten Aerzte und blieb

es, bis er im Jahre 1820 seine Praxis niederlegte. — Der Vortragende wies diejenigen, welche sich näher über Olbers' ärztliche Thätigkeit unterrichten wollten, auf Dr. Barkhausens vortreffliche Biographie von Olbers hin. (Siehe: „Biographische Skizzen Bremischer Aerzte und Naturforscher." Bremen 1844.)

Als er seine ärztliche Stellung als gesichert ansehen konnte, trat er mit seinen astronomischen Arbeiten mehr öffentlich hervor. Dabei widmete er ihnen nur den größten Theil der Nacht, da der Tag dem ärztlichen Beruf gewidmet blieb; geschlafen hat er nur vier Stunden. Nachdem nun seine Sternwarte, seine Instrumente, seine Beobachtungsweise und der Einfluß, den dieselbe, namentlich die Wiedereinführung des Kreismikrometers auf die genaue Beobachtung der Kometen hatte, geschildert waren, ging der Vortragende näher auf seine astronomischen Entdeckungen ein, indem er zuerst ausführlich darlegte, worin die Aufgabe, die Bahn eines Kometen zu berechnen, bestehe, mit welchen Schwierigkeiten sie verbunden sei, und wie Olbers in seiner „leichtesten und bequemsten Methode, die Bahn eines Kometen aus einigen Beobachtungen zu berechnen", die 1797 erschien, ihnen begegnete. Der Erfolg dieser Arbeit war so groß, daß Olbers sich dadurch zum Range der ersten Astronomen erhob. Noch gegenwärtig ist seine Methode mit einigen, theilweise von ihm selbst angegebenen Erleichterungen die bei Berechnung der Kometenbahnen gebräuchliche. Am 31. März 1796 hatte er selbst einen Kometen entdeckt, am 6. März 1815 entdeckte er einen zweiten teleskopischen; bei der Berechnung der Elemente seiner Bahn durch Bessel zeigte er sich als einen Kometen von fast gleicher Umlaufszeit als der Halley'sche; er wird am 9. Februar 1887 wieder in der Sonnennähe sein. Zur Zeit seiner Entdeckung war er erst der zweite in ziemlich kurzer Zeit wiederkehrende. — Er trägt den Namen seines Entdeckers.

Zu den Planetenentdeckungen übergehend, erinnerte der Vortragende an die bekannte Lambert'sche Reihe, auf welche schon Keppler hingewiesen habe, und erzählte dann ausführlich die Geschichte der Entdeckung der Ceres durch Piazzi und ihre Wiederauffindung durch Olbers am 1. Januar 1802, sowie die am 28. März desselben Jahres erfolgte Entdeckung der Pallas, die sich durch die große Neigung ihrer Bahn gegen die Erdbahn und dadurch auszeichnet, daß sie nahe dieselbe mittlere Entfernung von der Sonne habe, als Ceres, und daß beide Bahnen an einer Stelle einander sehr nahe kommen. Dieser letztere Umstand gab Olbers zu seinen berühmten Hypothesen über die Entstehung beider durch Zersprengung eines andern Planeten Veranlassung, die sich bekanntlich durch Entdeckung der Vesta, die Olbers am 29. März 1807 machte, auf wunderbare Weise belohnte. Auf sie sind die Worte des alten Dichters *οὐ τύχης, οὐκ ἀρετῆς, ἀλλ' ἀρετῆς εὐτυχομένης* (nicht durch Glück, nicht durch Verdienst allein, sondern durch das vom Glück gekrönte Verdienst) anwendbar. Olbers war durch diese großen Entdeckungen „weltberühmt" geworden, während vorher seine großen Verdienste mehr den Astronomen bekannt und von ihnen allein gewürdigt worden waren.

Der Vortragende schilderte dann Olbers' Beziehungen zu den Astronomen seiner Zeit und den großen Einfluß, den er durch seine lebhafte Theilnahme an ihren Arbeiten auf sie und durch sie auf die Fortschritte und den gegenwärtigen Stand der Astronomie ausübte. Namentlich wurden die Beziehungen zu Bessel, dem er am nächsten stand, und zu Gauß hervorgehoben. Es ist bekannt, daß er, Bessel entdeckt zu haben, mindestens so hoch als eine seiner Planetenentdeckungen stellte. Die mannichfaltigen anderen Arbeiten von Olbers, z. B. die über das farbige Licht und die Anzahl der Fixsterne, über die veränderlichen Sterne, über die physische Beschaffenheit der Kometen, über den Einfluß des Mondes auf die Witterung, über den Ursprung der Meteorsterne u. a. konnten nur noch erwähnt, sowie auch von der früh begonnenen Untersuchung über die Möglichkeit eines Zusammentreffens der Erde mit einem Kometen nur eine kurze Andeutung gegeben wurde. Bei der ersten Wiederkehr des Biela'schen Kometen im Jahre 1832 ist eine von Olbers gemachte Bemerkung, daß seine Bahn der Erdbahn an einer Stelle sehr nahe kommen werde, bekanntlich falsch aufgefaßt und Ursache zu der thörichten Furcht von einem Weltuntergange durch einen Kometen geworden, eine Furcht, die im vorigen Jahre in gleicher Weise, aber ohne alle, auch nur scheinbare Veranlassung sich wiederholt hat.

Olbers starb, nachdem sein im Jahre 1830 eingetretenes Doctorjubiläum von Vaterstadt, Universitäten und Akademien mit der lebhaftesten Theilnahme gefeiert worden war, ruhmgekrönt am 2. März 1840 im 82. Lebensjahre. Möge die Wiederkehr dieses Ehrentages nach wieder hundert Jahren von einem großen, glücklichen und einigen Vaterlande begrüßt werden! —

Nach dem Schlusse des Vortrages begab sich die Versammlung in ihre prachtvolle Halle, in welcher Hunderte mehrere Stunden lang beim Mahle zusammen blieben. Die lebhaft angeregte Stimmung fand in manchen ernsten und heiteren Trinksprüchen, deren Reihe von dem Sohne des Verstorbenen durch einen bewegten Dank für die einfache und herzliche Feier eröffnet wurde, ihren Ausdruck.

Bekanntmachung.

Das germanische Nationalmuseum zu Nürnberg hat in der Person des Herrn Dr. H. A. Müller einen Bevollmächtigten für die Vertretung und freundliche Besorgung seiner Angelegenheiten in der freien und Hansestadt Bremen und Umgebung gefunden. Im Vertrauen, daß auch hier dem vaterländischen Unternehmen, dem von so vielen Seiten schon die erfreulichsten Beweise der Anerkennung geworden, solche nicht fehlen werde, wenn nur die Gelegenheit dargeboten wird, nähere Kunde davon zu erhalten, haben wir Herrn Dr. H. A. Müller ersucht, in unserem Namen eine mit kurzer Darlegung der Sache versehene Zeichnungsliste zu vertheilen und zur Weiterbeförderung wieder abholen zu lassen, sowie Jedem, der sich über die Anstalt näher zu unterrichten wünscht, mündlich oder durch Mittheilung unserer gedruckten Berichte die nöthige Auskunft zu ertheilen.

Nürnberg, den 1. October 1858.

Die Vorstände des germanischen Museums.
Dr. Freiherr von Aufseß. Dr. Beeg.

Auf obige Bekanntmachung Bezug nehmend, glaube ich es dem germanischen Museum zu Nürnberg, dieser wissenschaftlichen Zierde unseres deutschen Vaterlandes, schuldig zu sein, die Bewohner Bremens und insbesondere die Männer der Wissenschaft zur Unterstützung dieser nach bereits vierjährigem Bestehen hinlänglich bekannten Anstalt um so dringender aufzufordern, da ich aus den gedruckten Jahresberichten derselben die Ueberzeugung gewonnen habe, daß, wenn die gedachte Anstalt von Seiten Bremens bis jetzt weniger Theilnahme und Förderung erfahren hat, als die wissenschaftliche Bedeutung des Nationalunternehmens es verdient, es nur an der dargebotenen Gelegenheit dasselbe näher kennen zu lernen, gefehlt hat. Ich werde mir daher erlauben, obigem an mich gerichteten Gesuche des germanischen Museums in Betreff der Zeichnungslisten in diesen Tagen nachzukommen, und erkläre mich außerdem zu jeder weiteren Mittheilung über diesen Gegenstand gern bereit.

Bremen, den 8. October 1858.

Dr. H. A. Müller.

Feuilleton.

— * Aus den jüngsten Verlagsartikeln von Brockhaus in Leipzig sind besonders hervorzuheben die zweite Auflage des Cotta'schen Werkes „Deutschlands Boden, sein geognostischer Bau und dessen Einwirkung auf das Leben der Menschen“, in welcher grade der geologische Theil neu bearbeitet und vervollständigt ist, und der dritte Band von Passavant's „Rafael von Urbino.“

— * Während die Schauenburg'sche Buchhandlung in Lahr ein Düsseldorfer Künstler-Album für 1859 ankündigt, erscheint ein solches auch wie bisher im Verlage der Firma Arnz und Comp. in Düsseldorf, welche seit dem Bankerotte durch eine Commission fortgeführt wird. Dies zweite Album ist von Christian Hoeppl redigirt und enthält 24 Lithographieen von Lessing, Scheuren, Bautier, Gude, Flamm, Camphausen, O. Achenbach u. A.

— ** Geschichte der Architektur von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, dargestellt von Dr. Wilhelm Lübke. Zweite, stark vermehrte Auflage. Mit 448 Holzschnitt-Illustrationen. Köln, Seemann, 1858. 8. — Weniger für den erfahrenen und erprobten Architekten als für den angehenden Jünger der Kunst und das größere kunstliebende Publikum war Lübke's Geschichte der Architektur schon in ihrer ersten, vor 3 Jahren erschienenen Auflage bestimmt. Sie hat diese Bestimmung offenbar in schneller und glänzender Weise erreicht, denn schon im Laufe des gegenwärtigen Jahres erschien in einzelnen Heften die zweite Auflage des trefflichen Werkes. Sie liegt seit einigen Monaten vollständig vor, dergestalt bereichert, daß der Erwerber der ersten Auflage es fast bedauern möchte, mit der Erwerbung nicht bis zur zweiten gewartet zu haben. Sie wird sich daher, obwohl Kugler's Geschichte der Baukunst jetzt endlich nach ihres Verfassers Tode Anstalten zum Weitererscheinen macht, sicher einer noch günstigeren Aufnahme und einer noch größeren Verbreitung zu erfreuen haben, als es bei der ersten Auflage der Fall war. Wer aber irgendwie Kenntniß hat von den Forschungen und Entdeckungen, welche unsere Zeit auf diesem Gebiet in und außer Deutschland macht, muß trotz ihrer inneren Vollendung wünschen, daß sie nach Verlauf einiger Jahre abermals mit Berücksichtigung dieser neuesten Forschungen erscheinen möge. Die Auflage nennt sich mit Recht eine stark vermehrte; denn vermehrt ist nicht nur die Klarheit in der Entwickelung mancher architektonischen Systeme, sondern auch die Vollständigkeit des Materials und die praktische Brauchbarkeit des Buches. Wie sehr hat z. B. die antike Tempelarchitektur, die Gothik und die moderne Baukunst an Klarheit gewonnen; wie reich ist der Zuwachs in ganzen Ländergebieten und einzelnen Denkmalen, was man schon aus einer oberflächlichen Vergleichung des Ortsregisters beider Auflagen ersehen kann. Besonders bereichert sind die zweite und dritte Epoche der griechischen Architektur, d. h. vom Ende der Perserkriege bis auf die macedonische Herrschaft und von da bis zur Zerstörung Korinth's; ebenso auch, in Folge der neuesten Arbeiten von Schnaase und Viollet-le-Duc, die Perioden des Romanismus und der Gothik in Frankreich. Ganz neu mußten natürlich hinzukommen die Resultate der österreichischen Forschungen, wie sie in den Mittheilungen und den Jahrbüchern der Central-Commission und in dem Heider'schen Prachtwerk vorliegen. Und was die praktische Brauchbarkeit betrifft, so wird man sich schon bei flüchtiger Durchblätterung des Werkes durch die Menge der jetzt gegebenen Holzschnitte überzeugen, daß es kaum irgend ein bedeutenderes Bauwerk der Welt geben möchte, von dem hier nicht eine oder mehrere dasselbe charakterisirende Abbildungen sei's des Ganzen, sei's einzelner Theile vorhanden wären. Bei diesen Abbildungen ist freilich in Zukunft eine allzu große Verschiedenheit des Maßstabes zu vermeiden. Andere Zugaben, welche die praktische Brauchbarkeit des Buches erhöhen, sind das Register der technischen Ausdrücke nebst den Hinweisungen auf die Erklärung derselben, das Verzeichniß der im Buche erwähnten Baumeister und die durch das ganze Werk in Noten unter dem Text gegebene nothwendigste Literatur, die dem, welcher über einzelne Perioden, Länder oder Denkmale sich genauer belehren will, hinlängliche Auskunft giebt.

— *** Soeben ist der zweite Halbband von Bunsen's Bibelwerk (Leipzig, F. A. Brockhaus) erschienen, der mit um so größerer Spannung erwartet wurde, als der erste Halbband bekanntlich außer der höchst wichtigen Einleitung nur erst zwei Bogen der wirklichen Uebersetzung und Erklärung der Bibel enthielt und somit der eigentliche Charakter des ganzen Werks erst aus dieser Fortsetzung deutlicher zu erkennen ist. Der zweite Halbband ist 20 Bogen stark und bringt die vollständige Uebersetzung und Erklärung der fünf Bücher Mosis. Der erste Band des ganzen Werks, „Das Gesetz“, liegt somit nunmehr vollständig vor. Von Neuem geht daraus hervor, wie das Werk keineswegs ausschließlich für das theologische Publikum, sondern recht eigentlich für die ganze Gemeinde bestimmt ist und gerade die Uebersetzung und Erläuterung der fünf Bücher Moses vielen ganz neue Gesichtspunkte eröffnen und die Nothwendigkeit und den Nutzen des Werks auf das Unzweideutigste darthun wird. Daß das Werk, obwohl noch verhältnißmäßig wenig von demselben vorliegt, bereits die verschiedenartigsten Beurtheilungen gefunden hat, ist den Lesern gewiß bekannt. Von allen Freunden freier Forschung ist es auf das Freudigste bewillkommnet und das Erscheinen des ersten Halbbandes vielfach als ein Ereigniß bezeichnet worden. Auf der andern Seite haben natürlich das Werk wie der Verfasser ebenso bereits die heftigsten Anfeindungen und Verketzerungen erfahren: ist ja sogar an einflußreichen Stellen das Publikum ausdrücklich davor als einem gefährlichen Gifte gewarnt worden! Uebrigens hat sich das Publikum durch alles dies wenig beirren lassen, sondern das Werk mit der größten Theilnahme begrüßt: die Verlagshandlung mußte, wie wir hören, bald nach dem Erscheinen des ersten Halbbandes, trotz der ersten starken Auflage, einen neuen Abdruck desselben verstatten, und der zweite Halbband wurde in einer sehr bedeutenden Anzahl versandt, so daß sich wenigstens die Thatsache nicht leugnen läßt, daß das Werk sich bereits in Tausenden von Familien fest eingebürgert hat. Diesen zahlreichen Freunden des Werks wird gewiß die Nachricht willkommen sein, daß dasselbe jetzt, nachdem die mit den Vorbereitungen und dem Beginn eines solchen großartigen Werks nothwendig verbundenen großen Schwierigkeiten überwunden sind, rasch und regelmäßig vorschreiten wird. Der dritte Halbband ist bereits im Satz vollendet und soll noch vor Ende dieses Jahres erscheinen. Auch vom vierten Halbbande ist ein Theil bereits gesetzt, und die Veröffentlichung desselben wird noch vor Ostern des nächsten Jahres erfolgen können, so daß die Absicht, vierteljährlich einen Halbband auszugeben, festgehalten und ausgeführt werden kann. Es fehlen dann noch vier Halbbände zur Vollendung der eigentlichen Bibelübersetzung und Erklärung. Das Manuscript dazu liegt aber zum größten Theil auch schon druckfertig vor, und nur das neue Testament (das den siebenten und achten Halbband bildet) bedarf noch des Abschlusses und der Ueberarbeitung, womit sich der Verfasser im Laufe dieses Winters beschäftigen will. Er hat zu diesem Zwecke beschlossen, den Winter in voller Zurückgezogenheit in Nizza zuzubringen, und dies also ist der Grund seiner Reise nach Nizza, nicht, wie kürzlich von verschiedenen Zeitungen berichtet wurde, seine angeblich sehr leidende Gesundheit, die sich im Gegentheil, trotz des Alters und der überaus angestrengten Thätigkeit des Verfassers, als eine durchaus befriedigende bezeichnen läßt, wovon auch das bevorstehende Erscheinen des zweiten und dritten (Schluß-)Bandes seines ebenfalls vielgenannten und hoch bedeutsamen Werks „Gott in der Geschichte“ — das er neben seinem Bibelwerk vollendet hat — den besten Beweis liefern wird. Uebrigens wird sich Freiherr von Bunsen vor seiner Abreise nach Nizza noch auf einige Wochen nach Berlin begeben, um, einer dringenden hohen Aufforderung entsprechend, bei dem bevorstehenden Zusammentritt der preußischen Landesvertretung seinen Sitz im Herrenhause einzunehmen.

— * Die „Allgemeine Zeitung“ schreibt aus München: „Von unsern beiden berühmten Landsleuten, welche jetzt in Amerika reisen, von Tschudi und Moriz Wagner, haben wir vor Kurzem Nachricht erhalten. Tschudi befand sich noch in den Diamantengegenden Brasiliens. Wagner war von Panama nach Peru abgegangen, gedachte jedoch im Herbst nach dem Isthmus zurückzukehren um die Flora dieser Jahreszeit zu beobachten und zu beschreiben. Der treffliche Director der Panama-Eisenbahn, Herr Center aus Neuyork, welcher einige Tage hier verweilte und Einführungsschreiben von Wagner mitbrachte, sprach mit der größten Bewunderung von dem seltenen Forschungstrieb, von dem ausdauernden Fleiß und den mannichfachen Kenntnissen dieses Deutschen. Seinerseits rühmt Wagner die große Zuvorkommenheit und mannichfache Förderung seiner wissenschaftlichen Bestrebungen durch Herrn Center und die Panama-Eisenbahngesellschaft. Herr Center hat eine neue Karte des Isthmus, das Ergebniß einer vierjährigen Untersuchung und Aufnahme (Map of the Isthmus of Panama, compiled from the original surveys by Thomas Harrison, crown-surveyor. Jamaica 1857) vorgezeigt und ein Exemplar dieses wichtigen Werkes Herrn Professor Neumann verehrt. Man hat gefunden, daß die mittlere Ebbe und Fluth auf beiden Seiten des Isthmus im atlantischen und stillen Ocean vollkommen gleich sind; die größte Höhe und der tiefste Fall zu Panama beträgt 21 und die mindeste 7—9 Fuß. Das Mittel während des ganzen Jahres ist auf 13 Fuß angegeben.“

— * Der ehemalige Reichsverweser Erzherzog Johann wird den großen Saal in seinem Schlosse zu Schöna zu einer Ruhmeshalle „für alle berühmten und bewährten Tyroler aus den Kriegszeiten“ umschaffen. Die Namen der Anführer wie der einzelnen durch Tapferkeit ausgezeichneten Landes-Vertheidiger werden auf Marmor- oder Erztafeln prangen, die hervorragendsten Helden, wie Hofer, Speckbacher, Haspinger, so wie die berühmtesten Landesfürsten aber in Porträts die Ruhmeshalle schmücken. Die Thaten dieser Männer sollen in einem eigenen Ehrenbuche aufgezeichnet werden. In Verbindung mit dieser Ruhmeshalle stände eine Bibliotheca tyroliensis und ein Archiv, für welches bereits eine bedeutende Menge von höchst wichtigen Urkunden aus den Kriegszeiten Tyrols gesammelt ist.

— * An dem Geburtshause von Franz Schubert in Wien in der Vaterstadt Himmelpfortgrund hat der Wiener Männergesangverein am 7. October eine Gedächtnißtafel anbringen lassen. Sie enthält die Inschrift: „Franz Schubert's Geburtshaus“, rechts davon befindet sich eine Lyra, links ein Lorberkranz mit dem Datum der Geburt des Meisters: „31. Jänner 1797.“

— * In Berlin hat man dem neuen Schauspiele von Putlitz schnell das Trauerspiel „Mondecaus“ von Brachvogel folgen lassen. Dasselbe ist aber im Erfolge weit hinter dem „Narciß“ und „Adalbert vom Babanberge“ zurückgeblieben und wird wohl bald bei Seite gelegt werden. Der Tragödie fehlt ein fester schöner Grundgedanke und eine richtige Charakterschilderung, auch ist die Haltung in der Arbeit nicht würdig. Mondecaus oder Salomon de Caus war jener französische Ingenieur zur Zeit Richelieu's, den man wohl den Erfinder der Dampfmaschine nennt.

— * Eine neue Prachtausgabe der musikalischen Klassiker Beethoven, Clementi, Haydn und Mozart in ihren Werken für das Pianoforte allein erscheint bei Hallberger in Stuttgart und hat, abgesehen von der Sache selbst, schon durch die außerordentliche Billigkeit Aussicht auf sehr starke Verbreitung. Die Leitung des Ganzen ist dem Professor Moscheles übertragen, also in die besten Hände gelegt. Den Anfang machen Beethovens erste Claviersonaten Op. 2; in anderthalb Jahren soll die Ausgabe, — die billigste, die es bis jetzt giebt, und dabei sehr gut ausgestattet, — vollständig vorliegen. Bei Abnahme einzelner Werke erhöht sich der Preis etwas, jedoch nicht bedeutend; die erste Sonate kostet dem Subscribenten 4 Sgr., einzeln 5 Sgr. — Moscheles, der seit 1806 zu Beethoven in nahem Verhältnisse stand, vereinigt gründliche Beherrschung seiner Aufgabe mit inniger Liebe für dieselbe. Er leitet das Unternehmen mit dem folgenden Vorbericht ein: „Zu der Zeit, wo die Klassiker Haydn, Mozart und Clementi schrieben, hatte die Kunst des Klavierspiels geringe Verbreitung; das große Publikum war mehr Hörer als Nachahmer der Vorträge dieser Meister, deren Schule auch mehr durch Tradition wie durch theoretische Anweisung verbreitet war. So erzählte mir mein erster Lehrer, Dionys Weber, oft mit Entzücken von Mozarts Spiel, und von dem erhöhten Effekt, den sein Vortrag den Compositionen verliehen, suchte mir diesen auch praktisch darzuthun, indem er mir vorspielte und mich nachspielen ließ, was er gehört, und was aus den, nur mit wenigen Ausdruckszeichen versehenen Compositionen nicht herauszulesen war. Da nun in unserer Zeit die Zahl der Hörer fast nicht größer ist als die der Spieler, so bot ich dem Verleger gerne die Hand zu dieser neuen Auflage. Ich füge, was Mozart betrifft, alle mir von meinem Lehrer und sonstigen Meistern übermachten Traditionen durch möglichst verständliche Ausdrucks- und Vortragszeichen bei, überlasse mich in Betreff auf Haydn ganz den mir von meinem Freunde, dem Ritter Neukomm, seinem geliebtesten Schüler, gemachten Ueberlieferungen, und gedenke, was Clementi betrifft, nur zu gern der schönen, mit ihm verlebten musikalischen Stunden; zuerst in Wien, wo der männlich reife Componist mir als Vorbild diente, dann in London, wo der Greis, noch vom Feuer der Jugend beseelt, sich seine Compositionen von mir vorspielen ließ; — und darf, im Hinblick auf alle diese Erinnerungen, wohl hoffen, durch die Ueberlieferung der hier, durch Vortragszeichen ausgesprochenen Geschmacksrichtung, dem Publikum einen neuen Impuls für das Schöne und Edle der klassischen Clavierschule zu geben. — Freilich muß ich mich dabei an den Grundsatz halten, welchen Philipp Emanuel Bach feststellt, wenn er in seinem „Versuch über die wahre Art das Clavier zu spielen“ sagt: „daß das Verständniß und Gefühl des Vortragenden allein das wiedergeben kann, was der Autor einer guten Composition sich gedacht und gewollt hat“, und darf nicht, wie die modernen Nachahmer von Dussek, ein Uebermaß der Empfindung durch solche Worte wie „con amarezza“, „piangendo“ u. s. w. bei uns einbürgern wollen, so wie ich auch nicht willkürlich gewählte Worte wie calzando u. A. oder ein Gemisch von deutschen Ausdrücken und Fremdwörtern in ein und demselben Stücke gut heißen möchte. Vielmehr halte ich es für zweckmäßig, die Bezeichnungen nur aus dem Italiänischen, als aus der allgemeinen Sprache der Musik zu wählen, und höchstens für Deutschland die deutsche Uebersetzung hinzuzufügen. Um das Studium dieser Werke gemeinnütziger zu machen, habe ich auch Fingersetzungen beigefügt. Wenn ich zuweilen (wie in meinen Etuden) mehrfachen Fingersatz vorzeichnete, so geschah dieses 1) im Hinblick auf den verschiedenen Bau der Hände und die ungleiche Kraft der Finger in gewissen Lagen, 2) um den verschiedenen Systemen zu genügen. Die Wahl bleibt dem verständigen Schüler oder Lehrer überlassen. Möge diese dem größeren Publikum so zugänglich gemachte Auflage auch eine größere Verbreitung der klassischen Clavierwerke herbeiführen!“

— * Varnhagen von Ense. Am 10. October starb plötzlich in Folge eines Schlagflusses, der ihn beim Schachspiel traf, Varnhagen von Ense im Alter von 73 Jahren. An ihm verliert die Literatur, namentlich die historische, einen ihrer feinsten Köpfe, der geistig wie körperlich bis an seinen Tod frisch und theilnahmvoll für alle höheren Interessen geblieben ist. — Karl August Varnhagen von Ense war am 21. Februar 1785 zu Düsseldorf geboren und studirte Medicin, legte sich aber mit besonderem Eifer auf Philosophie und alte Literatur und gab schon 1804 mit Chamisso einen Musenalmanach heraus. Auch während der Kriege gegen Napoleon, an denen er theilnahm, setzte er seine Studien fort, trat 1814 in den preußischen Staatsdienst, wurde 1819 Legationsrath und lebte seitdem in Berlin, von wo aus er mehrmals in politischen Geschäften thätig war. Hier entstanden seine zahlreichen Schriften, unter denen die biographischen Bilder großer Kriegshelden und Staatsmänner besonders verbreitet und geschätzt sind. — Hillebrand sagt über ihn in seiner „Deutschen Nationalliteratur“: Unter denen, welche mit besonderer Auszeichnung durch die Kunst der Charakteristik aus der Romantik hervortreten, dürfen wir Varnhagen von Ense vor Andern heranführen, insofern er jene Kunst mit größtem Erfolge der Biographie zugewendet hat. Gehört zu der Meisterschaft in diesem Fache neben geistigem Einblick und Sprachgewandtheit vor Allem die Liebe zum Menschen und die Theilnahme am Menschlichen; so sehen wir an Varnhagen diese Elemente so schön vereinigt, daß es ihm wohl gelingen mochte, den Preis der Musterhaftigkeit hier zu gewinnen. Es ist ein bekanntes Sprichwort das „laudari a laudato viro.“ Wir wenden es auf unsern Biographen an, indem wir zuvörderst Goethe über ihn sprechen lassen. Er nennt ihn „einen tiefsinnenden und fühlenden Mann“ und zählt ihn zu denjenigen, „die zunächst unsere Nation literarisch in sich selbst zu einigen das Talent und den Willen haben“, ja, er nimmt keinen Anstand zu gestehen, daß derselbe „ihn seit Jahren über sich selbst belehre.“ Neben diesem allgemeinen Lobe weiß er dann die biographischen Denkmäler, zumal die auch in literarhistorischem Bezuge sehr bedeutsamen und trefflichen Charakteristiken von Paul Fleming, Canitz und Besserer nicht hoch genug zu achten. Den „tiefen Sinn für Individualität“ hat Hegel mit Recht an Varnhagen gerühmt. Kraft dieses Sinnes gelingt es ihm nun vornehmlich sich des persönlichen Mittelpunkts der darzustellenden Charaktere zu bemächtigen, von da aus die Peripherie ihres Lebens nach den wesentlichsten Linien übersichtlich zu entfalten und ihr Bild in der anschaulichsten Wechselbeziehung mit den Umgebungen der Zeit aufzuzeigen. Er liest in der Seele seiner Personen und spricht, was er gelesen, in klarster Rede aus. Mit hellem Bewußtsein plastischer Freiheit schwebt er über den Gegenständen und giebt ihnen das Licht ihrer eigenthümlichen Stellung. Was ihm bei seiner Kunst vornehmlich zu Hilfe kommt, ist die Welterfahrung, die er aus den verschiedensten Berührungen mit den gesellschaftlichen Kreisen gewinnen konnte. Gebildet durch schöne Studien, als Soldat, als Diplomat in den wichtigsten Zeitpunkten unserer neuen Nationalgeschichte (in den Jahren 1809, dann 1813—1819) thätig, gelang es ihm, seiner Weltansicht einen höheren Standpunkt zu unterstellen. Daß er im Umgange und in der nahen Verbindung mit Rahel, welche ihm erst Freundin war, dann Gattin wurde, an geistiger Belebung und Einsicht nur gefördert werden mochte, begreift sich leicht. Wenn wir Varnhagen's „biographische Denkmäler“, die zuerst seit 1824 und dann seit 1845 in zweiter Ausgabe erschienen, als die Hauptzeugen seiner darbildenden Meisterschaft rühmen und als die eigentlichen Träger seines nationalliterarischen Standes betrachten müssen; so hat er doch auch sonst, z. B. in den „Denkwürdigkeiten“, das Talent der Schilderung und reiner Sprachdarbildung oft erfreulich bethätiget. Die kleineren Skizzen von mehr oder minder bedeutsamen mitlebenden Personen sind ihrerseits Beweise einer hohen Geschicklichkeit, in kurzgefaßter Zeichnung das Bild des Individuums aus der Mitte der Beziehungen hervorzustellen und es im Wiederscheine des Allgemeinen sehen zu lassen. Die durchgängige Bildung in Allem ist keins der geringsten Verdienste in Varnhagen's Werken. Gutzkow nennt seinen Stil „Hochwohlgeboren“, um damit eine etwas antiquirte vornehme Periodenbewegung zu bezeichnen. Wir können diesen Charakterzug bei Varnhagen allerdings nicht ganz verkennen, ihn aber durchaus nicht zum Grundzuge machen. Ueberhaupt mögen wir nicht zugeben, daß der Stil des jungen Deutschlands (so viel Schönes wir in seinem Bereiche finden), der „am Gängelbande der Intuition geleitet“, zum „Naturstande“ zurückgehen will, die alleinige Norm unserer Sprachkunst bilde. Auch wir verschmähen den alten Schulpedantismus des sogenannten oratorischen Numerus und Periodenlabyrinths, müssen uns aber der periodischen Architektonik der Darstellung im Allgemeinen annehmen, worin uns ja auch die Alten Muster sind. Daß sonst eine gewisse diplomatische Behutsamkeit Varnhagen's Darstellungen durchzieht, die ihn hindert, mit kräftiger Hand in die Verhältnisse der Geschichte zu greifen und den Schleier von vielen Sachen und Personen frei hinwegzuheben, soll nicht widersprochen werden. Hin und wieder hat diese diplomatische Zurückhaltung die Frische des Kolorits, deren er, wenn er will, mächtig genug sein kann, überstark gemäßiget; wie er denn darin überhaupt an Goethe erinnert, daß er die Macht der Objektivität nicht immer voll genug in den Schranken seiner plastischen Darstellungskunst eingehen läßt. Doch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß er auch mitunter über diese Begrenzung hinausdringt, wie z. B. im siebenten Bande seiner Denkwürdigkeiten, wo er über die diplomatisch-politischen Intriguen, sowie über die reaktionären Tendenzen in den Jahren 1815 und 1816 ebenso offene als interessante Mittheilungen macht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Belzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℛ Crt
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 43. Bremen, 24. October. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Gedankenstreifereien auf der Berliner Kunstausstellung.

Von Ad. Itzenplitz.

Vor Jahren ersuchte mich ein Freund, der „stehender“ Referent in Theatersachen für das Feuilleton eines der großen Berliner Tagesblätter war, während einer kleinen Reise, die er zu unternehmen genöthigt war, seine Stelle zu vertreten. Theils aus Freundschaft, theils um der Neuheit willen, die für mich in der Sache lag, unterzog ich mich der Mühwaltung. Aber schon beim ersten Referate, ja schon während der zu besprechenden Vorstellung erfaßte mich bittre Reue über die Unüberlegtheit meines Zutappens. Von wirklichem Genusse der Vorstellungen war nicht die Rede; doch das war noch das Geringste. Die bei uns in Deutschland und speciell in Norddeutschland landesübliche Form der Kunstkritik hatte von jeher antipathische Regungen bei mir hervorgebracht, indessen war bis dahin nie eine bestimmte Veranlassung vorgefallen, diese unbestimmten Gefühle zu bewußten Anschauungen zu gestalten. Ermangelnd des angebornen, neue Bahnen brechenden Genies, sah ich mich beim Niederschreiben meines Debütanten-Referates mit meinem kritischen Fuhrwerke sehr bald in den ausgefahrenen Gleisen meiner zeitweiligen Collegen, und beim Schlusse des Artikels war mir klar, was an der allgemein üblichen Art der Kritik mir widerstand. Mitten im Fluge meiner Gedanken oder wenigstens meiner Feder mußte ich innehalten, denn ich sah mein zweites Ich als Professor auf dem Katheder stehen und mit pedantischer Arroganz oder arroganter Pedanterie meine Schulweisheit der unerfahrenen Jugend ringsum octroyiren. Gläubig nimmt die junge Zuhörerschaft meine Lehren hin und schwört darauf, aber ein hospitirender Eindringling oder ein frühreifes Genie lacht mich aus und erlaubt sich schnöde Gegenbemerkungen, die sehr wahr klingen und mindestens ebenso viel Recht auf Richtigkeit haben als meine eigenen Ausführungen. Dann wurde aus dem Professor ein Polizist. Weder in seinem Naturell noch in seiner Dienstinstruction findet er Veranlassung, sich um das Gute und Lobenswerthe zu bekümmern, das die Menschen thun. Er ist nur auf Contravenienten und Delinquenten abgerichtet; diese hassen ihn, und die ehrlichen Leute vermeiden ihn. Dann erfuhr das Bild wieder eine andere Metamorphose. Ich sah mich in das Gebäude hinter der Garnisonkirche versetzt, in welchem ehemals die Eleven der Akademie ihre an gezeichneten Vorbildern gemachten anatomischen Studien durch praktische am Leichnam vervollständigten. Es war noch nicht lange her, daß ich meinen anatomischen Cursus überstanden hatte, und zuerst das trockne Auswendiglernen und Nachmalen der Knochen und Muskeln und später die unangenehmen Studien am Leichnam hatten Nachwirkungen hinterlassen, die mir das Seciren, sei es auch nur eines Kunstwerkes, als freiwillig gewähltes Vergnügen betrachtet, mindestens als eine Sonderbarkeit erscheinen ließen. — Glücklicherweise kehrte mein kritischer Freund schneller zurück, als er sich vorgenommen hatte, und machte damit meinen Qualen und Debütanten-Skrupeln ein Ende.

Professoren, Polizisten und Anatomen sind jetzt in Berlin in voller Arbeit, ihrem Publikum Ideen beizubringen, die es vor den Kunstwerken auf der Ausstellung haben müsse; und das ist sehr gut, denn es muß für alle Bedürfnisse gesorgt werden. Die Leser des Sonntagsblattes, welche die Gemälde und Statuen selbst zu sehen nicht Gelegenheit haben, würden jene „eigentlich“ kritischen Studien nicht verwerthen können, und so fallen Zweckmäßigkeit in Rücksicht auf den Leser und Neigung oder vielmehr Abneigung des Referenten zusammen, um denselben von der Pflicht der eigentlichen Kritik zu entbinden und seinen Gedanken und Einfällen Erlaubniß zu ertheilen zu selbstgewählten oder vom Zufall bestimmten Spaziergängen und Streifereien.

Es existiren eine Menge von Beweggründen, welche den Menschen zum Besuche der Kunstausstellung veranlassen können. Da ist das Pflichtgefühl, die Neugier, die Langeweile, das Anstandsgefühl, die gesellschaftliche Nothwendigkeit, die freudige Sehnsucht nach dem eigenen ausgestellten Abbilde, die Gefälligkeit gegen einen befreundeten Künstler u. s. w. Den durch den einen oder andern dieser Beweggründe Hingezogenen wird die Stille und Leere der Ausstellungssäle während der ersten Tage unangenehm berühren; dem langjährigen Besucher aus Interesse oder Beruf lächelt schon die Oertlichkeit wie eine alte liebe Bekanntschaft entgegen. In dem Augenblicke, wo er die Schwelle des Uhrensaals überschreitet, fühlt er sich heimisch, ortsangehörig, und die zwei Jahre, welche seit der letzten Ausstellung verflossen sind, existiren nicht mehr oder doch nur in der Art wie die Zeit, während welcher man geschlafen hat. Höchstens könnte sich Diesem oder Jenem, der es an sich hat, seinen Mitmenschen sofort ins Gesicht zu sehen und sich dabei etwas zu denken, in dem billetabnehmenden Pedelle eine Art von Chronometer aufdrängen, einmal vermöge einer neu hinzugekommenen Falte oder Faltengruppe in seinem Gesichte, ein andermal vermöge des Auftretens einer Brille in demselben Gesichte, noch ein andermal vermöge der Stellvertretung seiner Gattin im Garderobegeschäfte durch einen Schwiegersohn. Die vielleicht für Manchen nicht tröstliche, jedenfalls aber flüchtige Beobachtung ist schnell verdrängt durch andere Eindrücke beim Eintritt in den Langsaal mit Oberlicht. Da befinden wir uns unter alten Bekannten. Wie in früheren Jahren trifft der erste Blick auf glanz- und schwungvolle Landschaften und Seestücke, auf die Elite der wenigen historischen Bilder, auf Kniestücke von aristokratischen Damen, — oder besser gesagt auf aristokratische Damen in Kniestück, — höhere Genrebilder, auf Bildnisse, an denen die Uniform sogleich den General oder die fürstliche Person verräth, auf andere in gewöhnlichem Anzuge, an denen die Gesichtszüge sogleich die hervorragende Größe in Wissenschaft oder Kunst erkennen lassen, endlich an den vortretenden Pfeilern auf Brustbilder von Mitgliedern des akademischen Senats — sie darstellend oder von ihnen gemalt, manchmal Beides zu gleicher Zeit; gut oder schlecht gemalt, oder auch

keins von Beidem — diese Plätze, die bestbeleuchteten sind ihnen angestammt, und in Rücksicht auf die Person gilt kein Ansehen der Sache. So stellt sich uns im Allgemeinen der Saal in jedem Jahre vor, nur der besondere Inhalt der Bilder stellt sich beim Nähertreten als ein anderer heraus.

In diesem und noch zwei andern durch gutes Licht bevorzugten Räumen, bei besonders glänzenden Ausstellungen auch wohl noch in einem dritten und vierten, nehmen die Bilder selbst, ihr Kunstwerth und geistiger Inhalt den größten Theil unsrer gedankenschaffenden Kräfte in Anspruch; in den übrigen Räumen ändern diese Kräfte ihre Thätigkeit und ihr Ziel und verdünnen und verzweigen sich, über das Kunstwerk selbst flüchtig hinweggleitend, zu Reflexionen über die Künstler, ihren Geschmack, die Stufe ihrer allgemeinen Bildung, das Verhältniß der letzteren zum Genie oder Talent, über Beruf, Talent, Genie, Fleiß, Mühe, Mühsamkeit, Quälerei, Sonderbarkeiten, Unbegreiflichkeiten und über hundert andere Themata.

Die diesjährige Ausstellung ist keine von den glänzenden und wird keine solche werden. Viele Berühmtheiten von sonst fehlen im Kataloge, von andern angemeldeten ist die Vertretung dürftig, nicht maßgebend oder gar unwürdig —, zu den Unbegreiflichkeiten zu rechnen. Unbegreiflich und trübe stimmend ist das große Gemälde von Lessing: „Die Gefangennahme des Papstes Paschalis durch Heinrich V.“ Lessing, aus dessen früheren Werken neben dem spezifischen Kunstgenie auch noch Geist und tiefere Durchbildung zu leuchten schien, hinlänglich, um etwas Höheres zu geben als eine mehr oder minder gut arrangirte Scene von mehr oder minder gut gezeichneten und gemalten Gestalten und Zuthaten, — Lessing, dessen „Huß vor dem Concil zu Kostnitz“ sich als ebenbürtig behauptete mit Gallait's und de Bief's glanzvollen Bildern — Lessing giebt diesmal eine ganz äußerlich, theatralisch und gewöhnlich aufgefaßte Scene, matt im Vortrage, mangelhaft in der Charakteristik des Vorgangs, der Gestalten und der Köpfe. Vorschnell Aburtheilende wollen nun dem Künstler jede Begabung für die große Geschichtsmalerei absprechen und ihn nur in der Landschaft für groß gelten lassen. Entnehmen wir solchen Ansichten wenigstens das Zugeständniß, daß Lessings Größe als Landschafter sich bewährt hat. Der Trost verliert indessen an Werth durch den Umstand, daß jene Anerkennung niemals in nennenswerther Weise Widerspruch gefunden hat. Noch will es uns nicht in den Sinn, daß Lessing nun endlich auch dem Schicksale seiner Düsseldorfer ehemaligen Ruhmesgenossen verfallen solle. Schon lange ist der Stern jener Schule verblichen, die Farben ihrer ehemals so gefeierten Gemälde sind nachgedunkelt —; was die Bilder uns erzählen, ist nicht mehr wahr —, die Meister sind theils todt, theils eingeschlafen, auf gräuliche Abwege oder in Sackgassen gerathen, aus denen kein Entkommen ist; noch Andre sind unter den großen Haufen gerathen. Die Besten liefern noch Porträts, die sich fast bis zur Mittelmäßigkeit erheben. Dagegen hat sich eine neue Generation von Genremalern herangebildet, die den Düsseldorfer Namen wieder einigermaßen zu Ehren bringt. Es scheint, als ob die alten Düsseldorfer ihre Bedeutung nur dem Sichhingeben an die augenblicklich herrschende Stimmung zu verdanken gehabt haben. Die weichliche Kost jener Zeiten kann der unsrigen nicht munden, deren hitzigeres Functioniren eine scharfgewürzte Küche zum Bedürfniß macht.

Ebenfalls zu den Unbegreiflichkeiten, und zwar zu den unbegreiflichsten unter ihnen, gehört das Bild Nr. 1460, „Christus im Schooße der Maria.“ Mit einem Mitgliede des akademischen Senats schlenderte ich durch einen der letzteröffneten Säle. Ohne Verabredung blieben wir beide stumm und kopfschüttelnd vor einem Bilde ziemlich großen Formats stehen. Nun versäume ich vor den recht schlechten, wunderlichen Werken niemals, den Katalog um den Namen desjenigen zu befragen, der, in seiner Weise, so Ausgezeichnetes leistet. Hier aber versagte mir die Gewohnheit den Dienst. Die Zeichnung des Christus — wenn man hier überhaupt noch von Zeichnung reden will — war ganz in der Weise der naiven Versuche, welche nach der Barbarei des zehnten und elften Jahrhunderts die Menschen zur Hervorbringung von Kunstwerken anstellten; die Fleischfarbe zwischen Grün und Grau spielend, das Gesicht der Maria ein dürftiges, mageres Profil, in scharfen Contouren, ohne eine Spur von Rundung, ausdruckslos, die Farbe violett und von schneidender Kälte, die Gesichter und Hände der übrigen Personen ebenso flach, dabei durchgehends ledergelb und nur modulirt durch eine unbestimmbare Schmutzfarbe, die Gewänder in den conventionellen Abwechslungen von blau, roth, gelb, braun u. s. w.

Nach einer längeren Pause schweigenden Staunens über eine derartige Masse von Häßlichkeit, die auf einem Raume von wenigen Quadratfuß vereinigt war, wagte ich endlich die schüchterne Bemerkung, daß beim Vorkommen einer Vereinigung von so entschiedenem Anfängerthum mit so ausgesprochener Talentlosigkeit doch die Nachsicht der Herren von der akademischen Ausstellungskommission ein Ende haben müsse. Das Senatsmitglied versicherte mir, daß beim ersten Erblicken jenes Bildes die besagten Herren ganz gleicher Meinung gewesen seien, daß sie indessen, bei nachfolgender Einsicht in den Begleitschein, in Rücksicht auf den Ruf und die Stellung des Einsenders, W..'s von S., Directors der .... er Akademie, die Zulassung des Bildes aussprechen mußten. Jetzt wurde es Licht in meinem Urtheil und meinen Begriffen; ich stellte mich auf den Standpunkt des Nazarenerthums und sah von hieraus alle Mängel des Werkes sich in Vorzüge verwandeln. Zeichnung, Farbe, Modellirung, Abtonung, kurzum Schönheit ist weltliches, sinnliches, fleischliches, zerstreuendes, verwirrendes Beiwerk beim religiösen Gemälde, das nur spiritualistisch wirken darf —; das ist die Theorie eines Theils jener Schule, nämlich desjenigen Theils, dem sich aus Mangel an Talent oder Ausbildung die Anwendung jenes Beiwerks von selbst verbietet; die Begabteren der Schule oder Sekte (ich erinnere nur an Führich) schrecken durchaus nicht zurück vor der Anwendung jener sinnlichen, d. h. künstlerischen Hülfsmittel. So schrauben sich denn die Ersteren gewaltsam auf den Standpunkt zurück, den die Kunst in vergangenen Jahrhunderten einnahm, in dem kindlichen Glauben, auf dem Wege der Reflexion zu jener Naivetät zu gelangen, die allerdings einen wesentlichen Vorzug der mittelalterlichen Kunst, bei den formell tief stehenden Werken jener Zeit sogar ihren einzigen Vorzug ausmacht. Mit diesem Christusleichnam ist indessen der Künstler doch allzutief ins Mittelalter hineingegangen. Der verstorbene Minister und General von Radowitz, bekanntlich ein geistvoller Kopf und großer Kunst-, namentlich Musikkenner, behauptete, daß nach Paläſtrina der Verfall der Musik eingetreten und bis auf unsre Tage nur immer mehr fortgeschritten sei. Beiseite die Streitfrage, ob diese Behauptung eine geistreiche Schrulle sei oder tiefe Weisheit enthalte, so setzte jener Herr doch das Ideal seiner Kunstanschauung in eine Epoche, in welcher die Kunst lange den Windeln entwachsen war, während sie nach W..'s von S. Anschauung auf dem Höhepunkt ihrer Entwickelung stand, wo sie, — um bei dem Bilde zu bleiben — die ersten Zeichen von Lebensfunctionen von sich gab. Daß solche Kunstrichtungen in ihrem späteren Fortgange aus vollem Ernst und mit Ueberzeugung verfolgt werden, glaube ich gern, dagegen halte ich das erste Einschlagen derselben für Sache des Nothbehelfs und der Unmacht, die nun zum System erhoben werden, um ihren Produkten Berechtigung zu verschaffen. Das System ist zu bequem, als daß sich nicht eine Menge von Anhängern zu ihm finden sollte; ist es durch diesen Anhang erst zu einer Art von Macht geworden, so finden sich auch Theoretiker, die nicht nur dafür, sondern sogar allen Ernstes und mit Aufwendung des ganzen kritischen Apparates dagegen auftreten. Eine ganz ähnliche Bewandtniß hat es in der Musik mit der in neuester Zeit zu einer gewissen Geltung gelangten Wagnerschen Schule. Aus der Armuth an Melodie, jenem innersten Kernpunkte aller Musik, ist die Zukunfts- oder Programm-Musik hervorgegangen. Wagner als feiner Kopf und Anhänger liberaler Staatsformen konnte nicht ins Mittel-

alter zurückgehen und griff deßhalb zu der Etikette der Alles möglich-lassenden Zukunft.

Als eine ganz neue Größe in der Malerei tritt Plockhorst auf mit zwei Bildern, die zu den besten der Ausstellung gehören, vielleicht die besten sind. »Maria und Johannes vom Grabe Christi zurückkehrend«, in fast lebensgroßen Figuren, ist ein Gemälde, in welchem fast Alles meisterhaft ist. Die Gruppirung — Maria lehnt weinend ihr Haupt an des Johannes Brust — spricht sehr schön die Situation aus, der Schmerz in Beider Zügen ist wirksam und dabei maßvoll ausgedrückt, die Gestalten sind edel, die Formen von reiner Schönheit, die Gewandung von stilvoller Einfachheit und Einheit, das Colorit prächtig, doch dem ernsten Inhalte des Vorgangs untergeordnet. Man sollte meinen, mit so viel Vortrefflichkeiten müßte der Künstler die beabsichtigte Wirkung vollkommen erreichen. Und dennoch ist die Wirkung nicht allseitig und nicht tief, wie die der Gemälde der alten Meister. Es führt das auf die mehr als zur Genüge behandelte Frage über den Beruf unserer Zeit für die religiöse Kunst. Prinzipiell wie erfahrungsmäßig scheint mir der Streit nach der verneinenden Seite hin entschieden zu sein, sobald es sich um die Hervorbringung des Kunstwerks handelt. Dagegen kann die Fähigkeit zum Verständniß und Genuß desselben weder verloren gegangen sein noch auch eine bedeutende Schwächung erfahren haben; woher käme sonst die Bewunderung und tiefe Erregung vor den Werken der alten Meister? Gewissermaßen liegt also die Schuld der Erfolglosigkeit religiöser Kunstwerke auf der Seite der Künstler, (soweit eine Unmöglichkeit als Schuld angerechnet werden kann), denn ihnen gilt dasselbe, was Horaz den Dichtern zuruft:

> .... Wenn ich soll weinen,
> So mußt du selbst erst fühlen den Schmerz.

Wählen sie also Vorwürfe für ihre Werke, bei denen die Möglichkeit des eignen Durchdrungenseins vom Gegenstande ihnen die Garantie giebt, bei entsprechender Ausführung auch den Beschauer ganz zu durchdringen. In seinem zweiten Bilde, »Die Erwartung«, hat Plockhorst diese Partie ergriffen und mit geringerem Aufwand von Mitteln einen ungleich größeren Erfolg erreicht. Ein reizendes junges Mädchen mit einem ebenso reizenden Knaben auf dem Schooße (anscheinend einem Brüderchen) sieht erwartungsvoll in die Ferne. Trotz der Abwesenheit eines sentimentalen Moments in der Darstellung, (das Mädchen scheint noch zu jung, um etwa auf einen erwarteten Geliebten schließen zu lassen), ist das Bild entzückend.

Noch als eine Größe neuesten Datums tritt Anselm Feuerbach auf mit dem Bilde: »Dante auf einem Spaziergange mit edlen Frauen von Ravenna.« Der Künstler debütirte vor zwei Jahren mit einem ziemlich großen Bilde, das den Dichter Hafis mit seiner Geliebten vorstellte, das frisch und keck in der Conception, aber ungleich in der Ausführung der Theile war, in den gelungeneren darunter aber außerordentliche Anlagen verrieth. Die Hoffnungen, welche das Werk erregte, verwirklicht das gegenwärtige Bild über alle Erwartung hinaus. Neben der vollkommensten Gediegenheit in der Ausführung macht sich darin noch ein besonderer höchst seltener Vorzug bemerkbar. Das Ganze und alle Theile des Werkes sind durch und durch im Charakter des Sujets. Der Stil, in welchem die Composition sowohl als die Figuren, Köpfe und Gewänder gehalten sind, ist derselbe wie in den Werken des großen Dichters selbst. Ein solcher Erfolg läßt mehr voraussetzen als ein bloßes Erfassen des in der Dichtung waltenden Geistes. Dieser Geist muß, um in einer andern Darstellungsweise so prägnant zur Erscheinung zu kommen, sozusagen in Fleisch und Blut des Reproducenten übergegangen sein, und man mußte damit auf eine Geistes-Schärfe und Tiefe bei Feuerbach schließen, wie sie zu den größten Seltenheiten unter den Künstlern gehört.

Nach vollendeter Umschau über die neuen Erscheinungen richtet sich das Interesse auf die Werke, welche die Matadore der früheren Ausstellungen bringen. Jedes bedeutende Kunstwerk hat die Eigenheit an sich, daß es neben Dem, was es giebt, in gleichem Verhältnisse noch Anderes verspricht. In der Art des Gegebenen liegt die größere oder geringere Sicherheit für das Worthalten des Gebers. Trotz der lebhaftesten Sympathie für alles das Schöne, was auf der letzten Ausstellung Richter in seiner »Auferweckung der Tochter des Jairus« gab, und trotz des Gefühls einer gewissen Nothwendigkeit von noch zu erwartendem Besseren, wollten sich vor dem Bilde doch gewisse Zweifel an einer bedeutenden Erhebungsfähigkeit des Künstlers nicht ganz beseitigen lassen bei der nicht zu unterdrückenden Bemerkung, daß die Hauptwirkung des Gemäldes mehr in dem glänzenden Vortrage als in der tiefen Erfassung des geistigen Inhalts lag. Der Uebergang von moderner, wenn auch geistvoller Eleganz, von Glanz und Virtuosität zum klassischen Reinschönen, Maßvollen und Gediegenen mag nicht unmöglich sein, jedenfalls aber ist er schwieriger als der umgekehrte Weg. Zu verführerisch ist der schnelle und geräuschvolle Erfolg der ersteren Richtung, zu verweichlichend und erschlaffend für weitere Kraftanspannung die Hingabe an die vorwiegend sinnliche Seite der Kunst. Genau genommen kann man Richter keinen Rückschritt seit der vorigen Ausstellung vorwerfen, insofern zwei seiner ausgestellten Porträts (auf das dritte komme ich sogleich) mit den besten unter seinen früheren ziemlich auf gleicher Höhe stehen. Aber dies Stillstehen erscheint bei der Natur des Porträts, die eine gewisse Einförmigkeit nicht vermeiden läßt, doppelt auffällig. Zu einer tieferen Charakteristik bieten die Salon- und Alltagsgesichter selten Gelegenheit, und somit kehren in den meisten der Bildnisse dieselben Bestandtheile wieder. Ein Kleid, (Richter malt vorzugsweise Damen), mit feinem Geschmack arrangirt und in den Stoffen und Besätzen meisterhaft behandelt — ein paar reizende Hände, die eine herabhängend und abgetönt, die andere sich auf einen Gegenstand stützend oder einen solchen haltend, und in vollem Lichte — ein Nacken und ein paar Schultern von köstlicher Behandlung des Fleisches — nicht zu vergessen: der für die Gesammtwirkung des Kolorits wichtige und deßhalb mit Abwägung aller Rücksichten gewählte farbige Hintergrund. Und dann hat Richter seit den zwei verflossenen Jahren kein »Bild« geliefert; ein bedauernswerther Umstand, bei dem freilich mehr äußere als innere Gründe wirken mögen. — Bei der Placirung seines dritten Porträts, einer Knabenfigur in schottischem Kostüm, haben dem Künstler die mit der Anordnung der Bilder betrauten Herren von der Akademie einen kleinen — oder auch großen — Streich gespielt, natürlich ohne jede Absicht, indem sie unmittelbar neben das Richter'sche Knabenbild ein im Aeußeren ganz ähnliches von Frau Wiegmann in Düsseldorf hinstellten, das jedoch in Auffassung, Behandlung und Durchführung im äußersten Gegensatze zu seinem Nachbar steht. Der Richter'sche Knabe in kokettem, modern aristokratischem Kostüm, in prätentiöser örtlicher Umgebung, mit feinen, zärtlichen, charakterlosen, fast knochenlos scheinenden Formen in Gesicht, Händen und den nackten Beinchen, mit süßem, offenbar mehr durch Kultur als durch Natur erzielten Fleischkolorit, — der Wiegmann'sche Knabe dagegen in einfacher, nicht geschmackloser Kleidung des wohlhabenden Mittelstandes, mit derben, naturwüchsigen Gesichtszügen und mit Händen, deren Feinheit zwar nicht aristokratisch ist, aber immer noch auf die Angehörigkeit an intelligente Lebenskreise schließen läßt, mit blondem, schlicht verschnittenem Haar; eine Gerte in der Hand und ein Haufen Feldblumen auf dem Tische neben ihm bekräftigen die schon aus der ganzen Haltung zu entnehmende Vermuthung, daß der Bursche sich noch eben in Feld und Wald tüchtig getummelt hat.

Aus dem Richter'schen Bilde leuchtet Feinheit und Raffinement, aus dem Wiegmann'schen Größe und Einfachheit. Zeichnung und Farbe in letzterem erinnern lebhaft an die venetianischen Meister, die Einheit und kräftige Modellirung der Formen an antike Porträtköpfe aus der besten Epoche der römisch-griechischen Skulptur. — Richter zeigte sich gegenüber der Kritik seines großen Bildes (Auferweckung der Tochter des Jairus) durchaus zugebend in Bezug auf

die Hinneigung seines malerischen Naturells und ist im Uebrigen in der Theorie durchdrungen von der Zukunftslosigkeit der bloßen Chiquiers; indessen zeigt sein Knabenporträt, daß man nicht ungestraft der Lieblingsmaler der vornehmen Welt ist.

Ein äußerlich auf kleinen Maßstab reducirter, dafür aber innerlich desto mehr potenzirter Richter macht sich in allen Sälen der Ausstellung bemerkbar. Wo wir in einem reichen breiten Rahmen, der etwa einen Quadratfuß Leinwand einschließt, den größten Theil dieser Leinwand von einem seidenen oder atlassenen Kleide bedeckt sehen, (ein wenig Gesicht und Hand kommt bei näheren Herantreten zum Vorschein), können wir darauf schwören, ein Becker'sches Bild vor uns zu haben. Es ist das ganz moderne Pariser Importation, (Meissonnier) und doch auch wieder, wie eine Menge andrer Dinge, die von diesseits des Rheins erst dorthin und modern aufgearbeitet als neueste Pariser Erfindung in die Welt gehen, eine uralte Art, die den alten Terburg zum Vater hat. Eine Menge von Bildergalerieen besitzen Atlaskleider von ihm, das berühmteste, allbekannte das Berliner ältere Museum. In Paris muß jeder Künstler und überhaupt Jeder, der eine Rolle in der Gesellschaft spielen will, eine specialité haben. In Berlin hat sich diese Nothwendigkeit bis jetzt noch nicht fühlbar gemacht; auch nach der praktischen Seite hin wird sich die Methode bei uns nicht als durchführbar bewähren. Das Pariser Fabrikat hat die ganze Welt zum Markt, und der Fabrikant kommt also nicht so bald in den Fall, wegen Anhäufung seiner Waare seine Production einzustellen. Dagegen wird, aller Erfahrung nach, der deutsche Künstler nicht viel über ein Dutzend seiner Seidenroben absetzen, obgleich sie in Nichts den französischen nachstehen. Wenn er dann auch günstigsten Falls eine neue specialité ausfindig macht, so wird es ihm doch viel Zeit und Mühe kosten, sich alle Handgriffe derselben bis zur Virtuosität zu eigen zu machen. Becker brachte früher sogenannte historische Genrebilder, die außer manchem Vortrefflichen noch alle Bedingungen eines tüchtigen Fortschrittes enthielten; seine neuere Thätigkeit hat ihn um ein Bedeutendes auf dieser Bahn zurückgeworfen, nach einem Bilde zu urtheilen, das die Kapuzinerpredigt aus Wallensteins Lager vorstellt.

In den letzten zehn Jahren bis noch auf die letzte Ausstellung überwucherte die Landschaft alle übrigen Gebiete der Malerei. In höchst auffälliger Weise glänzt sie in diesem Jahre durch ihre Abwesenheit. Einige Virtuosenstücke in kleinstem Formate von Zimmermann und Hoguet verlieren sich unter der übrigen Menge. Von den wenigen größeren ist nur eine von Scherres, Waldgegend mit abziehendem Gewitter, hervorleuchtend. Dagegen bringen O. Achenbach und F. Bellermann zwei prächtige Bilder im sogenannten Villenstil, einer in Rom und Florenz ganz für sich kultivirten Abart der Landschaftsmalerei: Jener ein Motiv aus der Villa Borghese bei Rom, Dieser die Villa des Mäcen bei Tivoli. Einer der bekannteren Berliner Landschafter gab seit zehn Jahren seine sechs, acht, auch neun größeren Landschaften auf die Ausstellung. Seit vier Jahren hat er kein nennenswerthes Bild verkauft. Aus dem gänzlichen Fehlen seines Namens im Kataloge muß man schließen, daß er sich einer vielleicht untergeordneteren und weniger Ruhm bringenden, dafür aber einträglicheren Kunstthätigkeit zugewendet hat.

Noch dürftiger vertreten, als die Landschaft, ist das komische Genre. Man sollte meinen, daß das großstädtische Treiben im Allgemeinen mit seinen vielartigen, überall aufeinanderstoßenden Lebensäußerungen und speciell Berlin mit den oft unvermittelt übereinanderstehenden Licht- und Schattenseiten seiner Bevölkerung den Humoristen und Satiriker nur in Verlegenheit bringen könnte wegen der Auswahl unter den vielen guten und besten Motiven; auch fehlt es in der Literatur keineswegs an Genremalern; wie kommt es nun, daß in der Malerei selbst Hosemann so vereinzelt dasteht? Freilich um die feinen Köpfe unter den Malern zu zählen, genügen selbst in Berlin die fünf Finger der Hand. Einen tausendfältigen Ersatz für diesen Mangel bieten die Genrescenen ländlichen Charakters, welche die meisten Zwischenräume zwischen den größeren Bildern ausfüllen. Die Dorfgeschichte, nachdem sie in der Novellistik längst ins Kraut geschossen ist, scheint in der Malerei noch eine farb- und geruchlose Nachblüthe treiben zu wollen. Da steht diesseits eines niedrigen Bretterzauns ein biedrer Bauerlümmel, mit Pudelmütze, schmutziggelbem, langschößigem Rocke, aus dessen Hintertasche die Tabackspfeife hervorsieht; jenseits eine einfache, mehr als compact gehaltene Viehmagd. Was Beide im Schilde führen, ist weder aus Stellung noch Gesichtsausdruck noch Umgebung zu ersehen. Nur der Katalog benachrichtigt uns, daß man das Ding eine Dorfgeschichte nennt.

Unter den manchen Mängeln der Ausstellungsräume ist einer der ärgerlichsten und weitreichendsten — denn er beschädigt geradezu eine ganze Hälfte der ausstellenden Künstler — die Lage und Einrichtung der Säle für die plastischen Werke. Der Kunstfreund ist zwei Stunden lang im oberen Geschoß unter den Gemälden umhergewandelt; ermüdet, gesättigt, abgespannt, denkt er an den Heimweg. Da bemerkt er, am Fuße der Treppe angelangt, eine offenstehende Thür mit der Inschrift: Zu den Bildwerken. Nun hat die edle Bildhauerkunst, so sehr auch Geschmack und Verständniß für die Werke derselben in den letzten fünfzehn Jahren Verbreitung gefunden haben mögen, immer noch eine sehr kleine Zahl von Verehrern. Aber selbst von dieser kleinen Zahl sind nur Wenige, auf welche, bei der geistigen und körperlichen Verfassung, in welcher sie sich augenblicklich befinden, jene Inschrift Reiz genug ausübt, um sie zu einem nochmaligen Aufraffen ihrer Genußfähigkeiten zu veranlassen. Die Mehrzahl geht vernünftiger Weise vorüber, Andere, welche die Ausstellung vielleicht nur einmal besuchen und bei dieser Gelegenheit gern Alles gesehen haben möchten, laufen einige Minuten lang unter den weißen Gestalten umher, verweilen im günstigsten Falle einige Minuten lang vor den Werken größeren Volumens und haben, wenn sie sich entfernen, mehr ihre Neugier als ihren Schönheitssinn befriedigt. Aber käme auch der Eine und der Andere mit frischem Sinne und regem Interesse, so würde Beiden doch bei der unvortheilhaften Aufstellung der Werke nur theilweise Befriedigung werden. Während ein Gemälde, selbst von bedeutenden Dimensionen, in der Regel sich am vortheilhaftesten unter mehreren andern ausnehmen wird, beansprucht eine Statue oder Gruppe für sich allein einen in irgend einer Art abgeschlossenen Kreis, äußerlich genommen schon wegen der Vielheit ihrer Ansichten, hauptsächlich aber wegen der Vielheit der in ihr concentrirten Ideen. Als ich in Frankfurt zum ersten Male die berühmte Dannecker'sche Ariadne sah, drängte sich mir der Gedanke auf, daß es in Deutschland eine nicht kleine Anzahl ebenso berühmter Bildwerke geben würde, wenn es vielen unter ihnen so gut würde wie dort dem Dannecker'schen im Bethmann'schen Garten, d. h. wenn den einzelnen ein besonderer Tempel gebaut würde, mit von oben hereinfallendem Lichte und ohne jede andere, das Auge abziehende Zierrath. Es kann nun keineswegs verlangt werden, daß jeder einzelnen Figur in den Sälen der Akademie ein einzelner Kuppelraum erbaut oder auch nur ein besonderes Zimmer angewiesen werde, wohl aber läge es im Bereiche der Möglichkeit, das jetzt übliche Aneinanderdrängen der Werke zu vermeiden. Jeder der von den Gemälden eingenommenen Säle bietet noch einen Ueberfluß von Raum und Licht für eine und mehrere Statuen, die dann nicht nur in hinlänglicher Vereinzelung stehen, sondern auch durch den Vergleich zwischen den besonderen Wirkungen jeder der beiden Schwesterkünste ein weit regeres Interesse erwecken würden als in den ihnen gegenwärtig angewiesenen Räumen.

Noch weniger als die Gemäldeausstellung zeichnet sich in diesem Jahre die der Skulpturen durch Reichhaltigkeit oder Bedeutsamkeit aus; aber man würde zu einem falschen Urtheile kommen, wollte man von den vorhandenen Werken auf die Thätigkeit der Künstler während der verflossenen zwei Jahre schließen. Fast keiner von den Berliner Bildhauern von Ruf ist auf der Ausstellung vertreten;

Alle sind entweder mit großen monumentalen oder umfangreichen dekorativen Arbeiten beschäftigt gewesen und zum größeren Theile noch beschäftigt. Kiß mit der Monumentstatue Beuth's und mit den Feldherren Friedrichs des Großen, Albert Wolff mit der Reiterstatue des verstorbenen Königs von Hannover und mit der kolossalen Reitergruppe, welche die Treppe des Museums zu schmücken bestimmt ist; Drake arbeitet an dem Monumente des Fürsten Putbus und an den Reliefs zu dem Postamente der Beuthstatue, Bläser und Schievelbein haben Jeder ein kolossales Hautrelief vollendet, bestimmt für die beiden Portale der Dirschauer Eisenbahnbrücke, Hagn die Statue des Grafen Brandenburg und ein großes Relief, welches auf dem Schlachtfelde von Roßbach aufgestellt werden soll, Fischer vollendete die Statue von Luther und Melanchthon für die Kirche eines reichen Grundherrn in der Uckermark. Mehrere der weniger berühmten, aber talentvollen Bildhauer waren mit den Modellen beschäftigt, nach welchen in Silber die Weihgeschenke angefertigt wurden, welche dem Prinzen Friedrich Wilhelm bei seiner Vermählung von den Städten und Provinzen dargebracht wurden. Von den bis jetzt aufgestellten Werken stellen sich erst zwei Gruppen von größerer Bedeutsamkeit heraus: die eine von Begas „Pan tröstet die Psyche", und die andere von Albert Wolff: eine weibliche Figur, die Nacht vorstellend, von zwei Genien getragen und selbst einen Kronleuchter haltend.

---

* Ein Flibustier der neueren Zeit.

(Graf Gaston de Raousset-Boulbon.)

Von Cl. Pajeken.

(Schluß.)

Die Franzosen bestanden außer den mit der Challenge gekommenen noch aus etwa 100 mehr, die aus verschiedenen Gegenden zu ihnen gestoßen waren, im Ganzen aus nahe an 350 Mann, die theils mit Flinten der mexikanischen Regierung, theils mit deutschen Büchsen, die Raousset von San Francisco mitgebracht hatte, bewaffnet waren. Die Mexikaner zählten über 800 Mann, unter ihnen die mit der Challenge gekommenen Irländer; dazu hatten sie noch den großen Vortheil des Terrains und sechs Kanonen, von denen freilich zwei gleich zu Anfang des Gefechts durch verkehrtes Laden (man hatte die Kugel zuerst hineingeschoben) unbrauchbar wurden. Sie hatten reichlich Munition, während die Franzosen nicht einmal Patrontaschen und nur 8 bis 10 Patronen jeder hatten.

General Yañez sammelte in Eile seine Leute und widerstand dem ersten Angriff der Franzosen, der ein ganz verzweifelter war, mit der größten Entschlossenheit. Anfangs wankten die Mexikaner, aber dann griffen sie die Franzosen an, und nach einem hartnäckigen Kampfe errangen sie einen vollständigen Sieg. Das Gefecht, auf welches die Mexikaner lange vorbereitet waren, begann um 3 Uhr Nachmittags, und gegen Sonnenuntergang war Alles vorüber. Die Franzosen, welche nicht im Kampfe fielen oder zu Gefangenen gemacht wurden, flüchteten, ungefähr 150 an der Zahl, unter ihnen der Graf, in das Haus des französischen Consuls, wo sie sich ergaben, nachdem ihnen versichert war, daß ihr Leben geschont werden sollte.

Während des Kampfes that Raousset, was ein tapferer Mann vermag, aber es war ihm nicht möglich die Franzosen, die gleich zu Anfang in Verwirrung geriethen, wieder zu sammeln, denn der Angriff geschah ohne Befehl, ohne Plan und ohne Leitung. Raousset selbst rückte mit einigen Wenigen, die ihm folgten, bis an die Kanonen, die, mit Kartätschen geladen, Tod und Verderben verbreiteten; zweimal drang er bis an die Mauer des mexikanischen Quartiers, und als sich ihm bei dem zweiten Vordringen Niemand anschloß, lehnte er sich mit dem Rücken gegen die Mauer, wo er verwundet wurde und einsah, daß Alles verloren war.

Nach der Schlacht begannen erst die Gräuel von Seiten der Mexikaner, wie sie einer so feigen Nation, die zum größern Theile noch aus Barbaren besteht, würdig sind, obgleich der General Yañez alles Mögliche that, diese Unmenschlichkeiten zu verhüten. Die Franzosen, 279 an der Zahl, unter diesen 24 Schwerverwundete, wurden zu Gefangenen gemacht, worauf sich Yañez beeilte sie fortzuschicken. 65 gingen nach San Francisco, 185 nach San Blas und 9 nach Callao, die andern 20 blieben in Guaymas. Nur acht Franzosen flüchteten nach dem Hafen, wo sie sich eines kleinen Fahrzeuges bemächtigten, mit welchem sie in See gingen. Da dies aber nicht mit Lebensmitteln versehen war, so erduldeten sie große Noth. Nachdem zwei von ihnen vor Hunger und Durst gestorben waren, landeten die Ueberlebenden wieder an der Küste, von wo sie sich nach der Stadt Altar begaben. Von da aus sollen sie nach Californien zurückgekehrt sein.

In dem Gefechte wurden 39 Franzosen getödtet und 60 verwundet, von denen 10 bald nachher starben; die Mexikaner hatten 28 Todte und 67 Verwundete.

Nachdem die Franzosen gefangen genommen waren, wurde ein Kriegsgericht von mexikanischen Offizieren niedergesetzt, bei welchem der Stadtcommandant von Guaymas, Oberst Campomanes, ein feiger, aufgeblasener Mann, den Vorsitz führte. Von diesem wurde Raousset zum Tode verurtheilt, die übrigen Franzosen aber begnadigt.

General Yañez that, so viel er konnte, das Schicksal der Gefangenen zu lindern, und tröstete Raousset, den er mehrere Male im Gefängnisse besuchte. Als Yañez ihn fragte, was er in seiner Stelle thun würde, antwortete er: „Ich würde Sie erschießen lassen." Sein unbeugsamer Muth und sein Stolz verließen ihn keinen Augenblick, er hörte sein Todesurtheil mit Ruhe an und bot den Schützen eine so entschlossene Miene, wie er den Kartätschen gegenüber gezeigt hatte.

Am 12. August 1854 wurde Raousset unter allgemeiner Trauer erschossen. Sein Muth flößte seinen Feinden Bewunderung ein; sie waren stolz, ihn besiegt zu haben, und bedauerten seinen Tod, den die Nothwendigkeit erheischte.

Am Abend vor seinem Tode schrieb er noch Briefe an seinen Bruder und einige Freunde, aus denen wir folgende Auszüge mittheilen, da sie am Besten geeignet sind einen Begriff von dem Seelenzustande des unglücklichen Grafen zu geben.

Guaymas, den 11. August 1854.

Herrn —. San Francisco.

Ich werde morgen früh erschossen werden; ich bereite mich jetzt zum Tode und benutze die mir gegebene Erlaubniß Ihnen zu schreiben.

Die Treue für mein gegebenes Wort und die Verbindlichkeiten, welche Sie in dem Bilderbuche finden werden, das ich Ihnen zur Aufbewahrung gab, nöthigten mich am 13. Juli zu fechten ungeachtet des Zweifels, den ich über den Ausgang des Kampfes hegte. Das Bataillon hatte Offiziere und einen Commandanten, deren Unfähigkeit ich in so fern nachzugeben hatte, als ich ihnen den Befehl während des Gefechts überlassen mußte. Die unglückseligen Menschen verstanden kein Wort von den Instructionen, die ich vorher ertheilt hatte. Gleich nach der ersten Salve gerieth das Bataillon in schreckliche Verwirrung, aber die Leute wurden weder gesammelt noch zurückgeführt. Das Einzige, was mir zu thun übrig blieb, war, diese Leute aufzufordern das mexikanische Quartier mit Sturm zu nehmen, und ich fühlte, daß ich Alles gethan habe, was in der Macht eines tapfern Mannes liegt.

Ich schritt allein vor bis unter die Mauer der Kaserne, woran ich mich mit übergeschlagenen Armen einige Minuten lehnte und die Leute ansah, von denen mir keiner zu folgen wagte. Da erhielt ich einen Bayonettstich und einen Schuß durch den linken Aermel meines wollenen Hemdes. Ich muß gestehen, daß ich nicht ein Mal, selbst dann nicht, als die mexikanischen Kanonen ihr Feuer wegen Unbrauchbarkeit ganz einstellen mußten, mehr als 25 oder 30 Mann um mich schaaren konnte.

General Yañez, der Befehlshaber der Mexikaner, ist ein braver Mann, und seine Leute hielten sich gut. — Ich bin dem General sehr verpflichtet für die Milderung meines Urtheils und habe ihn gebeten eine Copie davon diesem Briefe beizufügen. Sie werden daraus ersehen, daß

ich als Verschwörer und Empörer verurtheilt wurde, daß man mich aber nicht als Flibustier oder Räuber angeklagt hat; damit werden Sie im Stande sein die Irrthümer, die in den amerikanischen Zeitungen stehen mögen, zu berichtigen. Sie gehören natürlich zu denen, welchen ich die Sorge für mein Andenken vermache. — Ich werde erschossen, stehend mit unverbundenen Augen und freien Händen.

G. de R. B.

An einen andern Freund in San Francisco schreibt er:

„Ich sterbe im Alter von sechs und dreißig Jahren voll Leben und Kraft. Das Leben zu lassen bekümmert mich nicht sehr, denn das meinige ist voll bittrer Täuschungen gewesen. Ich bitte Sie allen denen, die freundlich gegen mich gesinnt waren, ein Lebewohl von mir zu sagen. Sollte sich Jemand wundern, daß ich mir selbst keine Kugel durch den Kopf gejagt habe, so sagen Sie nur, daß ich den Selbstmord für ein Verbrechen und einen Beweis der Feigheit halte.

G. de R. B.“

Seinem Bruder schreibt er folgendermaßen:

Guaymas, 10. August 1854.

Mein lieber, theurer Bruder!

Wenn du diesen Brief empfängst, werde ich nicht mehr in dieser Welt sein. Die Umstände, die meinen Tod herbeiführten, sind in Kürze folgende: Ich verließ San Francisco am 25. Mai; wie und weßhalb, habe ich dir schon früher geschrieben. Nach einer beschwerlichen Reise, auf welcher ich Schiffbruch litt und 12 Tage ohne Trinkwasser auf einer wüsten Insel bleiben mußte, erreichte ich Guaymas am 1. Juli. Am 13. empörten sich 300 Franzosen, welche vor meiner Ankunft zu einem Freicorps in mexikanischen Diensten gebildet waren. Da dieser Brief erst von andern Personen gelesen wird, ehe ich ihn absenden darf, so ist es unmöglich dir die Gründe dieser Empörung zu schildern. (Hier folgen einige Bemerkungen über den Commandanten und das Bataillon, die ausgelassen werden, weil sie schon bekannt sind.)

Die Mexikaner fochten tapfer. Der General ist ein Mann von unbestreitbarem Muthe. Das Gefecht begann um 3 Uhr Nachmittags, und um 6 Uhr flüchteten sich die Franzosen, welche ein Dritheil ihrer Leute verloren hatten und dadurch entmuthigt waren, in das französische Consulat, wo sie sich ergaben. In diesem unglücklichen Kampfe konnte ich nur als Soldat handeln und mit meinem Beispiel vorangehen.

Als die Franzosen in das Consulatsgebäude flüchteten, war Alles vorüber. Ich sah das ein; ich hatte meine Pflicht erfüllt und hatte ein Recht an meine eigne Sicherheit zu denken. Meine Freunde riethen mir zu fliehen, und leicht hätte ich eins der Schiffe im Hafen nehmen und damit in Sicherheit kommen können. Verzeihe mir, mein Bruder, daß ich das nicht gethan habe; man würde das eine Flucht genannt haben. Ich kam hierher, um das Schicksal der Franzosen zu theilen, und ich wollte es auch bis zuletzt. Ich habe mich absichtlich aufgeopfert; ich ergab mich nicht, man nahm mich gefangen.

Gestern wurde ich vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, morgen oder übermorgen soll ich erschossen werden. Während der 27 Tage, die ich im Gefängnisse zugebracht, habe ich hinlänglich Zeit gehabt den Tod sich nahen zu sehen und besonnen darüber nachzudenken, was es ist im Alter von 36 Jahren voll Kraft und Gesundheit zu sterben. Denke nicht, daß diese Lage mir Leid verursachte, laß nicht den Gedanken dich betrüben, daß diese Zeit mir eine Zeit der Qual war. — Ich sehe dem Tode entschlossen und ruhig entgegen. In meinem Leben war Gutes und Böses; ich betrachte mein Schicksal als eine Sühne für das Böse. Das wenige Gute, welches ich gethan habe, und vor allem das, was ich thun wollte, reinigt mein Gewissen. Ich bin hier nur, weil ich meinen Verbindlichkeiten nachkam; die strenge Erfüllung meiner Versprechen gräbt mir das Grab. Ich habe mich bemüht den Leuten wohl zu thun, welche mir vertrauten, und habe aufrichtig das Land geliebt, in welchem ich nun sterben soll. — Damit ist mein Gewissen beruhigt. — —

Ich habe einen mexikanischen Offizier gebeten, von meiner Leiche ein kleines Medaillon zu nehmen, welches ich auf der Brust trage; er wird es einem Freunde geben, der nach Paris geht, und dieser wird es von da an dich schicken. Gieb es meiner Nichte als ein Andenken von mir. Sage ihr, daß die größte Schönheit einer Frau darin besteht, verständig zu sein, ernst zu leben, ihre häuslichen Pflichten zu erfüllen und nicht an Bällen und Modetand zu hangen. — Was deine Knaben betrifft, so rathe ich dir sie ein Geschäft lernen zu lassen, gieb ihnen Beschäftigung und einen Lebenszweck; thust du das nicht, so zittre vor ihrer Zukunft. Verlaß dich nicht auf Universitätsbildung, es ist die unnützeste, die ich kenne. Du weißt so gut wie ich, daß neunzehntel der Studenten die Hochschule verlassen ohne Etwas gelernt zu haben. Wache über die Erziehung deiner Kinder, damit sie etwas lernen, und vor Allem, daß ihr Lernen auf das praktische Leben gerichtet sei. Der Herzog von Aumale sagte mir einst: „Ich werde sicher meinen Sohn ein Handwerk lernen lassen, damit er sich sein Brot verdienen kann.“ Bedenke, mein Bruder, daß der, welcher dies sagte, der Sohn eines Königs war. Deine Stellung setzt dich in den Stand, deinen Kindern eine gründliche Erziehung geben zu lassen. Vernachlässige dies nicht, in ihrer Zukunft wirst du die Früchte davon sehen. Ich rede so von dir und deinen Kindern, weil wir uns dereinst wiedersehen werden. Auf verschiedenen Wegen nach längerer oder kürzerer Frist kommen wir Alle zu einem Ziele, — dem Tode, der Wiedervereinigung derer, die sich lieben.

Unser Vater war ein Mann, dessen ernstes Gesicht sich selten in unsrer Gegenwart zu einem Lächeln verzog; wie kommt es nun, daß ich ihn seit Jahren in meinen Träumen immer lächelnd und freundlich sehe? Wie kommt es, daß ich für meine Mutter eine so große Verehrung und Liebe bewahrt habe und eine so große Sehnsucht nach ihr hege, obgleich ich sie nie gekannt habe? Dies kommt ohne Zweifel daher, daß wir durch eine geheime Kette mit einander verbunden sind, welche schon vor unsrer Geburt anfängt, die sich über das Grab hinaus erstreckt, und worin das Leben nur ein Glied ist. Ja, wir werden einander wiedersehen; wir sollten deßhalb nicht über die weinen, welche sterben, denn sie gehen zu den Lieben, die ihnen vorangegangen sind.

Bitte deine Frau ihren Kindern zu lehren für mich zu beten, laß sie die kleinen Engel gewöhnen von ihrem Onkel Gaston zu sprechen und sein Andenken zu bewahren. Mein guter Lorenz, wie oft habe ich nicht im Laufe meiner Abenteuer gedacht, daß es besser für mich gewesen wäre, wenn ich ein zufriedenes und zurückgezogenes Leben im Kreise einer Familie, an der Seite einer tugendhaften Frau geführt hätte.

Du kennst meine Freunde. Sage ihnen, daß ich sie nicht vergessen habe. Vom Rande des Grabes, in das ich morgen hinabsteige, werden sie mir noch theurer sein, und von ganzem Herzen danke ich ihnen für die Freuden, welche sie mir verschafft haben. Vor allen vergiß Edmund de Narcy nicht, denn er liebte mich am meisten und wurde von mir auch am meisten geliebt.

Es ist nun Zeit diesen langen Brief zu schließen. Wenn du über mein Leben nachdenkst, so bedenke, daß es unter den Menschen absonderliche Charaktere giebt, die durch ihre Neigungen und Schwächen in seltsame Verhältnisse verwickelt werden können. Diese sollte man mit großer Mäßigung beurtheilen. Lebe wohl, lieber Bruder. Fahre fort so zu leben, wie du bisher gethan hast. Du hast das Rechte getroffen. Behalte mich in deinem Andenken und glaube, daß ich Nichts so sehr bedaure, als daß es mir nicht vergönnt ist ein paar Stunden vor meinem Tode bei meinen Verwandten zu sein. Nochmals, lebe wohl, zum letzten Male, bis wir uns in einer andern Welt wiedersehen.

Gaston de Raousset-Boulbon.

Als die Nachricht von seinem Tode nach San Francisco kam, ließen seine Freunde ein feierliches Todtenamt und Requiem für ihn in der Cathedrale halten und bestellten ein einfaches, aber schönes Denkmal aus weißem Marmor, welches ihm auf seinem Grabe in Guaymas errichtet ist.

Raousset war ein schöner Mann von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau. Sein blondes Haar, sein voller etwas ins Röthliche spielende Bart und seine großen dunkelblauen Augen gaben ihm eher das Ansehen eines Deutschen. Seine feine gebogene Nase und seine hohe offne Stirn vollendeten die Schönheit eines Gesichtes, auf dem, wie dies bei schwerhörigen Leuten oft der Fall ist, eine gewisse Melancholie zu ruhen schien. Er war außerdem ein Mann von vielseitiger Bildung und besaß die Gabe der Beredsamkeit in seltenem Grade.

So endete ein Mann, der bei seinen hervorragenden Talenten, wenn er sie einer bessern Sache zugewendet, eine Zierde seiner Nation hätte werden können.

* Gedichte.

Zwei Lieder des Anakreon.

Uebersetzt von Wilh. Andreae.

I.

Wie Niobe vor langer Frist
In einen Stein verwandelt ist,
Pandion's Tochter, schön und zart,
Zu einer kleinen Schwalbe ward,
So möcht' ich wohl dein Spiegel sein,
In den du lächelnd schaust hinein,
Ich möchte auch, du holdes Bild,
Der Schleier sein, der dich umhüllt,
Noch lieber aber würd' ich jetzt
Zum Bach, der deine Glieder netzt;
Und würde ich zu Narden gar,
Ruht' ich auf deinem Lockenhaar!
Auch wohl dein Gürtel möcht' ich sein,
Der das geliebte Herz schließt ein,
Ja, wäre ich nur allenfalls
Der Schmuck an deinem Schwanenhals!
Was trägst du noch an deinem Leib?
Was könnt' ich noch sein, schönes Weib?
Sandalen! — Ja, ich wär' entzückt,
Wenn mich dein Füßchen ewig drückt.

II.

Ein Mädchen kam zu mir gelaufen,
Mir einen Amor zu verkaufen,
Ein kleines Wachsbild, zart und fein.
Was soll der Preis für diesen sein?
„Herr, (sprach auf Dorisch sie zu mir),
Für Weniges geb' ich ihn dir,
Denn ich behalte ihn nicht mehr,
Weil er mir macht mein Herz so schwer;
Um meine Ruh' bei Tag und Nacht
Hat mich der kleine Gott gebracht,
Drum kauf' ihn, wenn er dir gefällt.“ —
Hier, sprach ich freudig, hast du Geld;
Ich werde nie von ihm mich trennen.
Und nun laß deine Fackel brennen,
Du kleiner Gott, und mach' mein Blut,
So warm du willst, mit Liebesgluth,
Entzünde mir das Herz sofort,
Sonst schmelz' ich dich im Feuer dort!

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Poetik. Die Dichtkunst und ihre Technik vom Standpunkte der Neuzeit. Von Rudolf Gottschall. — Leben des amerikanischen Generals Friedrich Wilhelm von Steuben. Von F. Kapp. — Quellenkunde der Geschichte des preußischen Staats. Von K. Kletke. — Zur neuesten Kulturgeschichte Deutschlands. Zerstreute Blätter, gesammelt von O. F. C. Vilmar. — Auguste. Ein Lebensbild von Ottilie Wildermuth. — Bianca Candiano. Erzählung von Adolf Glaser. — Ein weltlich Liederbuch. Von Christian Hoeppl. — Münchner Geister. Von F. Trautmann. — Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1859. Herausgegeben von Siegfried Kapper. — Michel Angelo. Schauspiel von W. Dunker. — Der erste Christbaum. Ein Mährchen von Friedrich Gerstäcker.

— * Die treffliche Biographie des Admirals de Ruiter von Onno Klopp hat eine zweite Auflage erlebt.

— * Bei Vieweg in Braunschweig sind in einem starken Bande die Vorlesungen, welche während des vorigen Winters im Liebigschen Saale zu München gehalten wurden, im Druck erschienen.

— * Demnächst erscheinen „Deutsche Kunstbriefe“ von Adolf Helfferich; der erste Band hat den besonderen Titel „Das Kunst-Stichwort.“

— * Der in weiten Kreisen bekannte Hauptpastor Schläger in Hameln hat ein Buch herausgegeben, welches betitelt ist „Wunderbare Schicksale des Martin Sprelhoven, eines Kaufmanns aus dem Clevischen, in Emden gestorben, von ihm selbst beschrieben.“ Das Buch ist ursprünglich 1763 erschienen und von Schläger zur Unterhaltung und Belehrung zeitgemäß bearbeitet.

— * Von Kaulbach's Shakspere-Bildern wird in Kurzem ein neues Heft ausgegeben werden, welches drei Illustrationen zum „König Johann“ enthält. Im nächsten Jahre folgt dann Julius Cäsar.

— X. Dichtungen von Alexander Petöfi. Herausgegeben von Karl Maria Kertbeny. Leipzig, F. A. Brockhaus. — Das hier genannte Werk wird durch ein Vorwort Friedrich Bodenstedts eingeleitet, in welchem derselbe sagt, daß die Verlagshandlung sich bereit gezeigt habe, die Kertbeny'sche Uebersetzung in ihrem Verlage erscheinen zu lassen, wenn er es übernähme, das Werk beim Publikum einzuführen. So sei es gekommen, fügt Bodenstedt hinzu, daß er der Fürsprecher eines fremden Dichters geworden sei, der bei Allen, die ihn kennen, wahrlich keiner Fürsprache bedürfe. Allerdings: Petöfi bedarf deren nicht; aber Kertbeny? Bodenstedt sagt selbst in dieser das Werk einführenden Vorrede, derselbe sei kein ebenbürtiger Uebersetzer, sei kein immer völlig genügender Dolmetsch; richtiger und aufrichtiger wär's gewesen, hätte es geheißen, Kertbeny sei ein nur selten genügender Dolmetsch. Denn die Geduld des Lesers wird auf eine harte Probe gestellt, wenn er den Geist, die Schönheit, Genialität des jungen Ungarn, der wie ein Meteor am poetischen Himmel erschien und verschwand, aus diesen deutschen Versen Kertbeny's herausfühlen soll. Fast ohne Ausnahme sind nur die fremden Uebersetzungen, wie die von Moritz Hartmann und Szarvady, genießbar; die welche Herrn Kertbeny zum Urheber haben, müssen meist als Attentate gegen Geschmack, Metrik und Feinheit des Gefühles angesehen werden. Herr Kertbeny nehme es uns nicht übel, daß wir ihm sagen, was schon Hunderte ihm zu erklären sich veranlaßt fanden: daß er kein Dichter sei, und nur ein solcher es wagen solle die Gebilde dichterischen Geistes wiederzugeben. Es ist freilich kein Wunder, wenn das Publikum allen Geschmack an Poesie verliert, wenn namentlich Alles, was Uebersetzung heißt, von vorn herein mit Mißtrauen geringschätzig angesehen wird, da selbst angesehene Firmen, wie die Brockhaus'sche, so wenig sich darum bekümmern, was sie bringen, sobald nur ihre Buchdruckerpressen Beschäftigung erhalten. Herr Kertbeny wirft der Kritik vor, sie gehe auf den Werth des Dichters nicht genug ein und rüge nur die Mängel der Uebersetzung; allein dieser Vorwurf ist ungerecht, denn die Kritik kann den Dichter erst dann würdigen, wenn er in seiner Größe vor ihr erscheint, nicht aber wenn er im Bettlerkleide, in kläglicher Gestalt naht. Daß Petöfi ein genialer, höchst bedeutender Mensch war, fühlt jeder, der auch in Kertbenyscher Vermummung ihn kennen lernt, jeder muß aber deßhalb gerade auch sich peinlich verletzt finden, wenn er ihn so unwürdig dargestellt sieht. Daß der Uebersetzer mit großer Liebe gearbeitet hat, glauben wir; daß er sich's Mühe und Arbeit hat kosten lassen, davon sind wir überzeugt; daß er jedoch einer Sache sich unterfing, der er in keiner Weise gewachsen war, das halten wir für ebenso ausgemacht.

— * Aus Nürnberg schreibt die „Allgemeine Zeitung“: „Wer das germanische Museum seit seiner Uebersiedelung in die Karthause nicht mehr gesehen hat, der muß sich wundern über die Fortschritte dieses Nationalinstitutes. Die Sammlungen vergrößerten sich und stellen sich in den geräumigeren Lokalitäten besser dar, die Bibliothek nimmt beständig zu, mit außerordentlichem Fleiß wurden die Repertorien ausgearbeitet. Freiherr von Aufseß kann sich als Gründer und Schöpfer seines herrlichen Werkes freuen, welches durch ein Zusammenwirken aller Stände unsers Vaterlandes ins Leben gerufen wurde. Der Besuch des Museums ist ein recht zahlreicher; Deutsche und Nichtdeutsche haben hier schon Anregung und Belehrung gefunden, und gerade zwei Endpunkte der germanischen Welt, England und Siebenbürgen, scheinen dem Museum „eine besondere Beachtung zu gewähren.“ Daß übrigens die Thätigkeit der Anstalt nicht bloß eine sichtende und sammelnde, sondern auch eine schaffende ist, beweist unter anderm auch die „Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte“, welche unter Redaction zweier bei dem Museum angestellter Gelehrten erscheint. Mit besonderm Vergnügen können wir ferner diejenigen, welche der Meinung sind, daß auch die Geschichte „das deutsche Volk bei seiner Arbeit suchen müsse“, einstweilen auf eine demnächst erscheinende Geschichte des deutschen Handels aufmerksam machen, welche den ersten Secretär des Museums, Johann Falke, zum Verfasser hat. Es wird dieß der erste Band und gleichsam das Programm einer Reihe größerer Arbeiten gleicher Richtung sein. So bietet das germanische Museum nach verschiedenen Seiten hin Anregungen und Anknüpfungspunkte. Möge ihm darum eine stets steigende, allgemeine Theilnahme gesichert sein!

— * Am 15. October wurde der hundertste Jahrestag der Geburt des Bildhauers Dannecker in Stuttgart auf dem Museum festlich begangen. Ober-Hof-

prediger von Grüneisen feierte im Kreise der Verehrer des großen Meisters dessen Andenken in ansprechender Rede. Dannecker war der Sohn eines armen Stall-Bedienten, empfing seine erste Bildung in der Karls-Akademie, wo er in die innigsten Beziehungen zu Schiller kam. Seine Christus-Statue, Johannes-Statue, Ariadne, Schiller-Büste und andere Werke sind bekannt.

— * Der Bildhauer Knoll in München hat das Modell für das lebensgroße Denkmal Wolframs von Eschenbach, welches König Max zu Eschenbach in Mittelfranken errichten will, fast vollendet. Der große Sänger ist als ritterliche Gestalt dargestellt, die Linke auf das Schwert gestützt, mit der Rechten die Harfe haltend, den Helm mit dem Lorbeer bekränzt. Dem Künstler soll es trefflich gelungen sein, dem Gesichte den Ausdruck der Hoheit und Milde zu geben.

— * Herr Oskar von Redwitz hat wieder ein Drama fertig, und zwar dies Mal eins, welches für die Bühnen berechnet ist und in München vielleicht zur Aufführung kommen soll. Die Heldin des Schauspiels ist die bekannte schöne Augsburgerin Philippine Welser. Die Freunde des Herrn von Redwitz loben das Stück sehr.

— * Unter den neuesten Dramen, welche die deutsche Bühne erhalten hat, scheint „Heinrich von Schwerin“ von G. von Meyern Glück zu machen. Es wurde schon im Frühjahr in Weimar gegeben und ist jetzt in Dresden und Leipzig mit Erfolg zur Aufführung gekommen. Der Verfasser, bekannt geworden als Mitglied des Parlaments von 1848 und neuerdings als Gothaischer Staatssecretär, hat den patriotischen Stoff mit Wärme und Geschick behandelt. In dem Heinrich hat sich Dawison wieder eine neue Meisterrolle geschaffen.

— * Alte und neue Musik. Die „Grenzboten“ machen bei der Besprechung des vortrefflichen Werkes von Chrysander über Händel die folgenden Bemerkungen, die mit dem von uns früher abgegebenen Urtheil übereinstimmen: „Die Erscheinung dieses Werkes, dessen erster Band hier vorliegt, fällt in eine für die Wiederbelebung der Händelschen Hinterlassenschaft ungemein thätige Zeit; in Leipzig bereitet eine Gesellschaft nach Art des Bachvereins, an deren Spitze Chrysander steht, die Herausgabe sämmtlicher Werke Händels vor, und für das Händeldenkmal in Halle wird viel Thätigkeit entfaltet, sowohl in der Geburtsstadt des Meisters selbst, als auch an andern Orten, so daß der Plan seiner endlichen Verwirklichung entgegengeht. Jederzeit bleibt jedoch die allgemeinere Verbreitung der Werke durch die Herausgabe das beste Denkmal — so hat das Studium und die Würdigung Bachs ohne Frage einen großen Aufschwung genommen, seit seine Werke auch in Hände gelangt sind, welche sich bei den bisherigen theuren Preisen und der Seltenheit der Drucke und Handschriften oft genug vergebens danach geöffnet haben mögen. Ueberdies regt sich in ganz Deutschland mit wunderbarem Eifer eine große Thätigkeit für Wiederaufnahme von Werken alter Kunst, nicht nur vereinzelt bei Sammlern und Geschichtschreibern, sondern mit dem wirklichen Bestreben, diese verborgenen Schätze auch weiteren Volkskreisen zugänglich zu machen und ein populäres Verständniß derselben anzubahnen. Da unsre Kunst in der unmittelbaren Gegenwart bis jetzt noch zu keinen maßgebenden Resultaten über die Vergangenheit hinaus gelangt ist, sondern erst an der Erweiterung ihrer Ideenkreise arbeitet, so ist das Bestreben, durch die Popularisirung in sich vollkommener Werke festabgeschlossener Perioden auch im Volk einen sichern Grund zum höhern Weiterbau zu legen, wohl in keiner Weise anzufechten. Wer die Vergangenheit mit einiger Kenntniß und Aufrichtigkeit betrachtet, kann bestimmt nicht zu der Meinung gelangen, man müsse die in ihr zum Abschluß gelangten Ideen völlig abschütteln, um so im Stande zu sein, Neues unmittelbar aus sich selbst herzustellen; dennoch ist diese Täuschung heute, besonders unter Künstlern nicht so selten. Ebensowenig kann sich auch die Ansicht bilden, die Kunst hätte überhaupt ihre Bestimmung erfüllt und würde bei den bis jetzt erreichten Resultaten stehen bleiben, das heißt, ihrem Verfall entgegengehen. Das ist aber geradezu gegen die ganze Kunstgeschichte, wie überhaupt wider die Natur der unendlichen Fortbewegung und Weiterbildung des Geistes im Menschen und in der ganzen Welt. In der ganzen Entwicklung der Kunst, selbst in den unproduktivsten Uebergangsperioden, hat dieser Geist unablässiger Fortbewegung zum Höheren auch nicht einen Augenblick geruht. Allemal, wenn die höheren Ideen einer Zeit vollkommen Gemeingut geworden und so das ganze Volk auf eine höhere Stufe erhoben und für das Empfängniß neuer Ideen befähigt haben, sind neue und weitere Aussichten in das Reich des Geistes eröffnet worden, bis auch diese erreicht sind, und der Proceß der geistigen Entwicklung sich so ins Unendliche fortsetzt. Wenn der Zeitpunkt eintritt, daß das Erbtheil unsrer großen Vorfahren in der Kunst nicht mehr vereinzelter Besitz, sondern allgemein geistiges Eigenthum ist, nicht mehr in einseitiger Betrachtung und halbem Verstehen als abgethan angesehen und so des wirklichen Einflusses auf einen wahrhaften Fortschritt beraubt wird, dann können wir unbesorgt einer sicheren Weiterentwicklung der Kunst entgegensehen; sie ist noch nie ausgeblieben und wird auch in heutigen Tagen nicht ausbleiben. Somit darf man in dem Bestreben, die alte Kunst als etwas für unsern Fortschritt Lebenskräftiges hinzustellen, keineswegs das Verlangen, in alte Formen und Anschauungen zurückzukehren, erblicken, sondern nur die Absicht, einen festen und sichern Boden zu erhalten, aus dessen Bearbeitung die Keime einer neuen und immer höheren und reicheren Blüthe emporstreben sollen. Namentlich für die Kirchenmusik bedürfen wir so fester, in ihren Ideen und Formen bestimmt abgeschlossener Vorbilder, wie sie uns die alten Meister gegeben, wenn dieselbe nicht ihr ideales Reich verlassen und durch die gezwungene Verbindung sich gegenseitig negirender Stoffe und Ausdrucksmittel für die Kunst nur zu einem Scheinleben herabsinken soll. Die Kirchenmusik, welche in dem Verhältniß des Menschen zur höchsten Vernunftidee — dem göttlichen Wesen — ihre Stoffe findet, darf einer einseitig sinnlich unklaren Gefühlspoetisirerei ebenso wenig verfallen, wie einer unselbständigen Verstandesnachahmung ausgelebter Formen. In der heutigen Zeit, in der gewiß der Drang lebt, die durch Formenwesen verdunkelte Religionsanschauung zur reineren Klarheit herauszustellen, ohne bis jetzt zu einem Abschluß gelangt zu sein, ist auch die Kirchenmusik, wenn man überhaupt von einer solchen sprechen kann, ebenso häufig einer unklaren Gefühlsschwärmerei wie dem abstracten Verstandesformalismus verfallen. In den Werken altkirchlicher Kunst bis zu ihren Gipfeln Bach und Händel, ist Stoff und Ausdruck untrennbar, völlig Eins, wie es in der Kunst sein soll, überall in sich die vollkommenste Wahrheit, wenn auch die Ausdrucksform durch die Anschauungsweise des Zeitalters bedingt. Deshalb ist das Studium der alten Meister für die religiöse Musik unserer, über deren Standpunkt sehr unklaren Zeit, das beste Kräftigungsmittel; jedoch auch nur dann, wenn es die innern Beziehungen zwischen der äußern Erscheinung und der darin ruhenden Idee aufzudecken, und durch unsere heutige Anschauung modificirt, in uns ganz verständlicher Weise wieder herauszustellen sucht, sich aber nicht mit bloßer Betrachtung und Nachahmung der äußerlichen Form begnügt. Indem wir noch flüchtig den Nutzen berühren, welchen in dieser Beziehung die Ausgabe der Bachgesellschaft gestiftet hat, wenn man auch mit deren die Folge der herausgegebenen Werke betreffenden Anordnung allerdings keineswegs einverstanden sein kann — wollen wir der Händelgesellschaft nur Glück wünschen, daß sie einen so vorzüglichen Kenner seiner Sache, wie Chrysander an ihrer Spitze hat. Andrerseits macht die allgemeine Vortrefflichkeit seiner Händelbiographie das Verlangen rege, daß auch eine ähnliche Lebensbeschreibung Bachs die Herausgabe seiner Werke begleiten möchte. Eine Biographie Bachs muß man fast noch für eine größere Aufgabe halten; sein Leben und Schaffen, sehr in sich gekehrt und nach außen hin weniger bewegt wie Händels, hat für uns etwas Mystisches, gerade wie seine Werke, deren Stoffe, wenn auch mit den kirchlichen Satzungen seiner Zeit im engsten Zusammenhang, doch durch seine allumfassende Geisteskraft in den mannichfachsten Formen einen unendlichen allgemeinen Ideeninhalt gewonnen haben. Bei dem kräftig nach außen hin lebenden Händel, dessen ganzer Entwicklungsgang klarer zu übersehen und mit seinen Werken in Einklang zu bringen ist, kommt dem Geschichtschreiber auch mannichfaches, freilich der Sichtung sehr bedürftiges, Material zu Gute; über Bach weiß man aber sehr wenig. Bei keinem Meister ist die Person vor den Werken mehr in den Hintergrund getreten. Die Kraft und Liebe, mit der Chrysander seinen Meister studirt und sich in ihn hineingelebt hat, die außerordentliche Richtigkeit und Gesundheit des Urtheils lassen in ihm einen Musikgeschichtschreiber erblicken, wie die heutige Zeit unter den Lebenden kaum eines zweiten sich rühmen kann. Schon durch seine wahrhaft tüchtige Sachkenntniß hat Chrysander einen unendlichen Vorsprung vor der fast gesammten Musikschriftstellerei der heutigen Tage, der es, Gott sei's geklagt, oft genug an positiver Kenntniß und folglich an tüchtig sachlicher Beurtheilung fehlt, sonst würden in der neuesten Musikliteratur sich nicht eine Masse Fragen herumtreiben, zu deren Erledigung es, bei allerdings gründlichem Studium, in vielen Fällen nur einer zwanglos freien, unmittelbar von der Sache selbst, nicht von selbstgefälligen Hypothesen ausgehenden Fixirung bedürfte. Die unendliche Phrasenmacherei, welche in der heutigen Musikliteratur sich breit macht und öfter ein Erzeugniß persönlicher Eitelkeit wie reeller Sachkenntniß ist, verwirrt den Gegenstand, auf den sie sich wirft, statt ihm Klarheit zu verleihen. Unsere meisten Musikschriftsteller können von Chrysander lernen und ihm für sein Vorbild dankbar sein. . . . . Somit sei dieses vortreffliche Buch zu jedermanns Händen aufs beste empfohlen, Künstler und Laien können sich genußreiche Stunden damit bereiten und sehr viel daraus lernen. Ebenso Gutes läßt dieses Werk von Chrysanders Leitung der Händelausgabe durch die Leipziger Händelgesellschaft sicher voraussagen; es ergehe deßhalb der Ausruf an das kunstliebende Publikum Deutschlands, dieses Unternehmen durch lebhafte Theilnahme recht kräftig zu unterstützen. Das Händeldenkmal, wofür besonders Robert Franz und der Verein in Halle aufs thätigste wirken (es steht wiederum eine große Aufführung des Judas Maccabäus bevor) geht zwar allmälig seiner endlichen Verwirklichung entgegen, doch fehlt noch immer viel dazu. Es ist Sache des Volkes, dazu beizutragen, deßhalb mögen diejenigen Städte und deren Musikvereine, welche sich noch nicht thätig daran betheiligt haben, durch Concerte und Aufführungen daran mithelfen, daß wenigstens diese geringe Dankbarkeitsschuld gegen einen der größten Meister der Tonkunst bald ausgeglichen werde.“ — Wir wollen hierbei bemerken, daß auch in Bremen in diesem Winter noch eine oder zwei Aufführungen zum Besten des Händeldenkmals erfolgen werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich $1\frac{1}{2}$ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 44. Bremen, 31. October. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Schelling in der französischen Akademie.

Von Ad. Torstrik.

Die öffentliche Sitzung der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften in Paris ist immer sicher, eine zahlreiche und gewählte Zuhörerschaft zu versammeln, da theils die Zuerkennung der Preise eine große Anzahl Hoffender und ihre Familien und Freunde herbeizieht, dann aber alles was in Paris der Aristokratie des Geistes angehört oder sich ihr anschließt, die Gelegenheit sich nicht entgehen läßt, einen oder den andern der großen Schriftsteller Frankreichs sich über ein bedeutendes Thema öffentlich aussprechen zu hören. Dießmal, am 7. August 1858, war es der letzte große Philosoph Deutschlands, dessen Gedächtniß gefeiert werden sollte; und doch hatte vielleicht mehr noch als der Gegenstand, der Redner dazu beigetragen jeden Sitz in dem bekannten Kuppelgebäude jenseits des pont des arts zu füllen.

In der That haben die Pariser nicht Unrecht, jedesmal wenn Mignet spricht, etwas Ungewöhnliches zu erwarten. So wie in seiner Erscheinung sich die Stirn des Denkers, das Auge des Forschers, der Mund und die Gestalt des Redners vereinigen, so ist sein Vortrag eben dadurch so bedeutend, so lehrreich, so hinreißend, daß derselbe in eminentem Maß von den Eigenschaften zeugt, die des Mannes Erscheinung ankündigt. Mignet ist in Deutschland wenig bekannt; kaum daß man hie und da Jemand trifft, der seine Geschichte der französischen Revolution gelesen hat, und doch ist dieß noch sein unvollkommenstes Werk, das den Meister ahnen läßt, aber noch nicht darstellt. Höher steht seine Geschichte der Maria Stuart, ein streng nach den Quellen gearbeitetes zweibändiges Werk; es läßt den Leser nicht wieder los, so wunderbar durchdringen sich die feinste psychologische Analyse und der scharfe Blick des Staatsmannes. Diese beiden Eigenschaften erreichen wohl ihren Höhenpunkt in dem Werk, das Mignet über die letzten Lebensjahre Karls V. geschrieben, — ein Gegenstand wie geschaffen für die merkwürdige Gabe des Verfassers, die weitreichendsten Beziehungen, Fäden die alle Seiten des menschlichen Lebens erreichen, wie Strahlen in einem Brennpunkt in der Person eines bedeutenden Mannes zusammenzufassen. Es darf wohl nebenbei erwähnt werden, daß es in Frankreich gewissermaßen ein Wagestück war, Karl V. so darzustellen wie er ist; denn eine Art Geschichtstradition *), der die Franzosen überhaupt mehr als man glauben sollte unterworfen sind, hatte Franz I. als den edlen, ritterlichen, die Interessen der Civilisation und der Menschheit verfechtenden Fürsten weit mehr als er es war ausgeprägt, dem man dann einen finstern und hinterlistigen Despoten gegenüber gestellt hatte. Aber die Parteileidenschaften haben sich von der Geschichte des 16. Jahrhunderts doch schon mehr zurückgezogen, und so konnte es Mignet gelingen, überall auf die Quellen und zum Theil von ihm zuerst erschlossenen Quellen gestützt, die große Gestalt des letzten römischen Kaisers deutscher Nation wieder herzustellen, und indem er mit weitem und theilnehmendem Blick alle kämpfenden Lebensinteressen jener unvergeßlichen Zeit in die Person des Kaisers und sein tiefstes Gemüth auslaufen ließ, uns ein Drama von tief tragischer Wirkung erleben zu lassen.

*) Was Napoleon die fable convenue nannte.

Wir übergehen die zahlreichen kleineren Arbeiten Mignets, die alle von derselben Gabe zeugen zu erkennen was er bewundert, einen Menschen nicht als „Resultat“, wie der gemeine Ausdruck lautet, „seiner Zeit“ aufzufassen, sondern im tiefsten Kern seiner unabhängigen Eigenthümlichkeit, und doch die ganze Fülle der Beziehungen und Wechselwirkungen darzustellen, in welchen derselbe zu seiner Gegenwart und Vergangenheit steht. Für unsern der Mehrzahl nach protestantischen Leserkreis mag es sich nur noch empfehlen, einen nicht langen, aber tiefgreifenden Aufsatz Mignets zu erwähnen: Etablissement de la Réforme à Genève. Vor einigen Jahren, als eine seiner Hauptquellen, das Tagebuch des Pfarrers Froment, noch nicht gedruckt war, mußte dieser Aufsatz uns zugleich anstatt einer Quellenschrift dienen; wenn ihm dieser Werth nun entgeht, wird er dagegen als Darstellung der politischen Seite der Genfer Reformation immer von Bedeutung bleiben.

Man muß gestehen, mit diesen und ähnlichen Arbeiten Mignets läßt sich seine Gedächtnißrede auf Schelling nicht in dieselbe Reihe stellen, so bezaubernd sie auch auf den Hörer wirken mochte. Mignet fand sich hier großen Schwierigkeiten gegenüber. Bei unvollkommner Kenntniß der deutschen Sprache konnte er aus dem ungeheuren literarischen Lebensnachlaß Schellings nur einen Theil schöpfen. Sodann ist Mignet zwar ein wahrhaft philosophischer Geist, aber die eigentlich systematische Philosophie, namentlich wie man sie in Deutschland treibt, liegt ihm denn doch ferner, wie der großen Mehrzahl auch seiner erleuchtetsten Landsleute überhaupt.

Wenn man nun auch nicht erwarten darf, aus Mignets Rede sich ohne Weiteres ein Urtheil über den großen Philosophen bilden zu können, — was in genügender Weise überhaupt wohl nicht ohne eignes Studium seiner Werke möglich ist, — so hat doch dieselbe für uns Deutsche, auch abgesehen von ihrem oratorischen Werth, ein doppeltes Interesse. Einmal thut es unserm Nationalgefühl wohl, einen der großen Männer deutscher Nation vor dem höchsten Areopag eines fremden Volkes in seiner Bedeutung für die Menschheit anerkannt und gefeiert zu sehen; sodann ist es doch auch erfreulich, mit welcher Energie das französische Volk bestrebt ist, eine gewisse Sprödigkeit zu überwinden, die ihm bisher nur zu oft die Eigenthümlichkeit fremder Völker und ihre großen Leistungen verschloß. Diese Sprödigkeit ist zwar, in gewissem Maße mit Nothwendigkeit, verbunden mit der scharf abgeschlossenen und abgeschliffenen Persönlichkeit des Franzosen als Individuum und als Nation; auch hierin zeigt sich, im Gegensatz zu der reichen aber etwas zerflossenen Universalität des Deutschen, derselbe centripetale Zug der auf dem Gebiet des politischen Lebens unsre Nachbarn so tief von

uns unterscheidet. Diese Richtungen werden den beiden Nationen bleiben, selbst wenn die Deutschen so thöricht wären, sich die Franzosen, und diese, sich die Deutschen zum Muster zu nehmen; „Blut ist ein ganz besondrer Saft.“ Allein es ist ganz ein anderes, der Anlage unsrer Natur getreu bleiben, und ihr unbedingt und so zu sagen fanatisch sich hingeben. So wie wir nun alle es freudig begrüßen und einen großen Fortschritt darin sehen, daß die deutsche Nation, im Gegensatz zu dem Kosmopolitismus unsrer letzten großen Literatur-Epoche, das Gefühl ihrer eigenthümlichen Persönlichkeit wieder gefunden hat und, wenn auch vielleicht zuweilen auf Irrwegen, danach ringt, diesem Gefühl seine adäquate Gestalt und Wirklichkeit zu verleihen: so dürfen wir uns freuen, wenn unser großes Nachbarvolk, dessen Geschicke sich seit mehr als tausend Jahren so wunderbar mit den unsrigen verschlungen haben, daran arbeitet, seine geistige Individualität auszuweiten und, ohne sie zu verletzen, sie täglich bereichert. — Doch nun ohne weitere Vorrede ein paar Bruchstücke aus Mignets Rede, bei denen man nur eingedenk sein möge, daß sich weder die Versammlung noch der Vortrag des Redners noch die jeder fremden Sprache inwohnenden eigenthümlichen Vorzüge wiedergeben lassen.

„Die Phantasie ist den Philosophen nicht fremd. Einige von ihnen sind große Dichter, die in Schlüssen reden; die Inspiration tritt bei ihnen, wie der Bogenschütz dem Hopliten, so sie dem Gedanken zur Seite. Sie wirft vor ihnen ihre Schlaglichter auf das, was der Erfahrung stets unzugänglich bleibt. Ist nicht die Welt ein erhabenes Gedicht ebenso sehr wie ein bewunderungswürdiger Organismus? Und wenn sorgfältige Beobachtung die verborgenen Bänder und Gelenke desselben aufzusuchen hat, bedarf es nicht auch des umfassenden und kühnen Blickes um seinen gesammten Zweck und Plan zu enthüllen? Neben den scharfen Beobachtern, welche die Lebenserscheinungen des Geistes und der Natur zerlegen, sehen wir Männer der tiefsinnigen Betrachtung auftreten, die den Geist der Menschen dahinreißen wie im Sturm und sie durch alle Höhen und Tiefen des Werkes Gottes hindurch führen. Die Flügel Platons tragen ihn weit hinaus über Aristoteles strenge Ableitungen, und Malebranche's der Erde entrückte Phantasie öffnet ihm Gebiete, an deren Schwelle Descartes mächtige, aber ihrer Grenze bewußte Vernunft stehen bleibt.

Dieser verführerischen Familie der großen erfindenden Geister, die, mehr der Hypothese als der Beobachtung hingegeben, dennoch in das Gebiet der Phantasie die Logik einführen, gehört der eigenartige und befruchtende Philosoph an, von dem ich Euch heute zu reden habe. Umfassende Arbeiten, ein herrlicher Genius, ein glorreicher Name hatten seit langer Zeit Schelling zu einem der fünf auswärtigen Theilnehmer*) dieser Akademie gemacht. Er ist der Urheber eines philosophischen Systems, dessen Haltbarkeit man bestreiten kann, seine Größe nicht; und, wie ein französischer Philosoph, der beredte Richter der denkwürdigsten Schöpfungen des menschlichen Geistes**), sich ausdrückt: „„die ersten Jahre des 19. Jahrhunderts haben dieß große System entstehen sehen; Europa verdankt es Deutschland, und Deutschland Schelling.““

Die Schilderung von Schellings Jugendjahren, so schön sie Mignet ausgeführt und darin zugleich ein anmuthiges Bild deutschen Lebens entworfen, dürfen wir übergeben, da die Sache dem deutschen Leser hinlänglich bekannt ist. — Goethe veranlaßt Schellings Berufung nach Jena, und Mignet schildert den großen deutschen Dichter in einigen bezeichnenden Worten.

„Jener durchdringende und stille Genius, der ohne Anstrengung begriff, ohne Aufregung liebte, und dessen Begeisterung, fern von dem wilden Strudel der Geister seiner Zeit, ebenso warm gefühlte wie marmorgleich bestimmte Werke schuf; er dessen lautere Intelligenz alle Ideen der Menschheit in verklärtem Lichte wiederstrahlte und mit Jugendgluth sich aller Erkenntniß der Natur erschloß; der große Dichter, so originell in seinem Götz, so rührend im Werther, so liebenswürdig im Wilhelm Meister, so tief in seinem Faust; der sinnreiche Beobachter der Metamorphose der Pflanzen, welcher zuerst diese für den Bildungstrieb der Natur so bedeutende und lehrreiche Thatsache der Welt angekündigt hatte; der tiefsinnige Bewunderer der Wahlverwandtschaften, der dieß Alles beherrschende Gesetz der Körperwelt in so erschütternder Weise auf die Seelen übertragen sollte; er dessen eigne Wahlverwandtschaft mit dem Licht ihm in die Natur der Farben neue Blicke eröffnet hatte, so daß er es wagte sich von einem Newton zu trennen; er, in dem seine Landsleute ihren Voltaire sahen***) und ihren Shakspere fanden; der große, der glückselige Goethe war schon das geistige Haupt seiner Zeit und gleichsam der Monarch der deutschen Literatur.“

Mignet giebt sodann eine kurze Uebersicht der deutschen Philosophie seit Kant und Fichte, jenen Vorgängern Schellings „die er fortsetzt ohne ihnen zu gleichen“, und fährt dann fort:

„Nach dem strengen Beobachter, der den Gedanken nachweist ohne zu wagen die Welt als existirend zu behaupten; nach dem kühnen Logiker, der aus dem Gedanken die Welt ableitet, deren Erschaffung er ihm beilegt eben dadurch, daß er sie weiß, — kommt der philosophische Dichter, der poetische Philosoph, der beide identificirte durch das größte Wagniß geistiger Kraft, und mit einer vollendeten Schönheit der Phantasie. Die von Kant aufgestellte Scheidung der Dinge an sich und ihrer Erscheinung, Schelling löst sie in die absolute Gleichheit im Unterschiede auf, die sich in der parallelen Entwicklung der Körperwelt und der Ideen offenbart.

Im Anfang der Dinge setzt Schelling das Absolute. Aus seinen dunklen und stummen Tiefen, worin Gedanke und Sein noch ungeschieden schlafen, treten durch ein Aufblühen des göttlichen Lebens in einer Reihe von Evolutionen Natur und Geist hervor, des Absoluten doppelte Offenbarung. In ihrer unterschiednen Entwicklung die Spuren ihrer ursprünglichen Einheit bewahrend, gleichen sie sich und spiegeln einander ab. In der realen Welt wird die Idee Fleisch und nimmt sichtbare Gestalt an; in der idealen Welt wird das Wesen zum Wissen und nimmt die Gestalt des Denkens an. Jene Evolution bringt das Weltall, diese das Bewußtsein hervor. So entsteht die Mehrheit aus der Einheit, so durchdringen sich das Endliche und das Unendliche; Fortschritt und Gleichheit mit sich selber versöhnen sich, und ohne ihr Wesen aufzugeben, nähern sich Natur und Intelligenz und stimmen überein, die Natur sich durch die Intelligenz organisirend, die Intelligenz sich in der Natur abspiegelnd.“

. . . .

Schelling folgt Schritt vor Schritt dieser Verbindung des ursprünglich unendlichen Geistes und der anfänglich schrankenlosen Materie, die sich in ihrer Begegnung bestimmen und in Gegensatz wie Uebereinstimmung zur Bildung des Weltalls fortschreiten. Er beschreibt mit ebenso viel Tiefe wie Scharfsinn den Fortschritt in der Organisation der Natur, zeigt die beiden Mächte, die ihr zu Grunde liegen, wie sie von Stufe zu Stufe aufsteigen und sich zu stets neuen Einheiten verbinden, aus denen stets neue Diremtionen hervortreten. Er entwickelt den regelmäßigen Gang dieser doppelten Kraft, wie sie zunächst nur mechanisch und chemisch wirkt in dem untergeordneten Reich der leblosen Körper, sodann in der höhern Ordnung der organischen Geschöpfe das Leben zeugt, endlich zu ihrer höchsten Macht und Vollkommenheit gelangt mit dem Auftreten des Menschen und in dem Fortschritt der Menschheit.

Mit dem Menschen erscheint die ideale Seite des Systems. In der Reihenfolge der Körper, welche die Eigenschaft haben sich zu organisiren, aber ohne davon zu wissen, unter den Wesen, welche die Fähigkeit besitzen thätig zu sein, aber ohne es zu wollen, giebt es e i n Wesen, das die übrigen erkennt und das über sich selbst verfügt, dem die

*) associés.

**) V. Cousin.

***) Man erinnert sich, daß Goethe selbst einmal diese Parallele angedeutet hat.

Macht gewährt ist seine Verfahrungsweisen zu vermannichfaltigen und seine Hervorbringungen zu steigern, das sich nicht wie die Sterne mechanisch in einem unbeugsamen Kreise dreht, das nicht, wie die Pflanze, periodisch wiederkehrenden, blind organisch wirkenden Anstößen gehorcht, das nicht, wie die Thiere, unveränderlichen Instinkten folgt, und sich nicht deßhalb bewegt um unüberwindliche rohe Naturtriebe zu stillen; ein Wesen das, mit Vernunft und Willen begabt, fähig die Weltordnung zu begreifen und sie zu fördern wie sie zu hemmen, die von der ursprünglichen Einheit der Welt abgeleitete Zusammenfassung ihres Wesens in sich darstellt. Die Daseinsweisen der Natur verwandeln sich im Geist des Menschen in Begriffe, ihre Dinge zeichnen sich ab in ihm als Vorstellungen, ihre Eigenschaften finden sich wieder in ihm, aber als Ideen; mit einem Wort, was die Natur in sich als seiend ist, ist sie in ihm als gewußt. Diese wunderbare Beziehung zwischen der körperlichen Substanz und dem geistigen Gedanken, diese erhabene Harmonie der Vernunft und der Materie, die dem Sein erlaubt Bewußtsein zu werden, sie ist der Schlußstein der Natur und der Anfangspunkt der Geschichte: der Mensch ist zugleich ihre Bühne und ihr Zuschauer.

Schelling stellt dieß dar in seiner transcendentalen Philosophie, der Gegenprobe der Naturphilosophie. Er weist darin den Ursprung des Bewußtseins nach, beschreibt seine Verfahrungsweisen, erzählt seine Thaten, stellt seine Perioden dar, weist auf den darin wahrnehmbaren Fortschritt hin, in ebenso großer Ausführlichkeit und mit derselben willkürlichen Strenge*) wie früher in der Ableitung der unorganischen und der lebenden Welt. Das System vollendet sich in der anbrechenden Klarheit dessen, was Schelling die absolute Identität nennt. „„Diese ewige Sonne des Geisterreiches, sagt er, die sich in dem Glanz ihres überströmenden Lichtes verbirgt, die Urheberin der Uebereinstimmung des Gesetzes mit der Freiheit, entzieht sich der Erkenntniß, und kann nur Gegenstand des Glaubens sein.““ Aber die Weltgeschichte ist ihre fortgesetzte Offenbarung. Urheber der nothwendigen Gesetze, welche die Welt beherrschen, Ursprung der geistigen Freiheit, die den Menschen beseelt, hat Gott, beständiger Mittler zwischen der abstrakten Thätigkeit des Geistes und dem starren Dasein der Körperwelt, das Denken der Wesen mit der Realität der Dinge übereingestimmt und des Menschen Freiheit in und durch seine Unterwerfung gesichert. Wie ein von unbekannter Hand kunstvoll verschlungenes Gewebe entwickelt sich die ideale Ordnung der Dinge in der Geschichte, in welcher die Menschen mit Freiheit ihre Rolle nach dem göttlichen Plane spielen, und deren Anordnung von einem Dichter entworfen ist, der im Voraus den allgemeinen Gang des Ganzen mit der Willensfreiheit des Einzelnen in Einklang gesetzt hat. Fortschreitende Offenbarung Gottes, der sich darin auf keinem Punkte ganz enthüllt, ist die Geschichte der große Spiegel des Weltgeistes, das Gedicht der göttlichen Einbildungskraft.

Während nun die Wissenschaft jene Congruenz der Natur und des Geistes nur in einer unendlich sich fortspinnenden Reihe realisirt und also, genau gesprochen, nie vollkommen realisirt, giebt es allerdings ein Gebiet, in welchem jene beiden Faktoren sich zu einem vollendeten Produkt verbinden und sich darin vollständig darstellen: es ist das Gebiet der Kunst. In dem Kunstwerk haben sich das Gegebene und das Freie, Natur und Geist zu einer unauflöslichen Einheit durchdrungen. Die Kunst ist daher das höchste und vollkommenste Organ des Menschen zur Ergreifung des Absoluten; sie öffnet, sagt Schelling, das Heiligthum, wo in einer einzigen Flamme, in ursprünglicher und ewiger Einheit das brennt, was in der Natur und im Menschengeist getrennt existirt....“

Mignet schildert darauf Schellings Wirksamkeit in München und seinen Einfluß auf die Naturwissenschaften, sowie auf die geistige Bildung seiner Zeitgenossen überhaupt. Aber dieser Einfluß ward bald in Frage gestellt durch den stets wachsenden Beifall, den sein von denselben Principien ausgegangener Jugendfreund in Deutschland errang. Die Darstellung der Hegel'schen Philosophie war der tiefe Schatten, dessen Mignet bedurfte, und man muß es sagen, er hat ihn meisterhaft benutzt. Der Eindruck, den die Schilderung der trostlosen Consequenzen dieses mächtigen Systems machte, war überwältigend; ein Gemurmel des Schauers lief durch die Reihen der Zuhörer. Aber man verzeihe uns, daß wir diesen Theil der Rede unübersetzt lassen. Ohne dem Publikum sein Recht zu bestreiten, sich nach seiner Weise über Dinge, die es nicht versteht, eine Meinung zu machen oder machen zu lassen, wollen wir doch nicht dazu beitragen, eine Verurtheilung zu verbreiten, die, nach Art der Ketzerrichter und der Polizei, aus der möglichen Schädlichkeit gezogen ist. Wenn das Gedankensystem des großen Denkers falsch ist, (und der Schreiber dieser Zeilen ist davon überzeugt), so hat die Wissenschaft die Aufgabe, den Irrthum darzulegen und das Wahre an die Stelle zu setzen; aber wir können es nicht billigen, daß man den Leuten mit Schreckbildern vor den Folgen Angst macht. An der Macht der Wahrheit soll man nie verzweifeln; es heißt an Gott zweifeln.

Der König von Preußen, dem die Fortschritte der von seinem Vorgänger inthronisirten Hegel'schen Philosophie Besorgniß erregten, rief, wie bekannt, Schelling nach Berlin um sie zu bekämpfen. Schelling machte nun den Versuch, sein eignes früheres System als einen Theil darzustellen, den man irrthümlich für das Ganze genommen; jener negativen Philosophie fügte er nun die positive hinzu, welche von den Dogmen der christlichen Religion ausgeht und sie speculativ zu erklären unternimmt. Er fand damit jedoch wenig Anklang; selbst die Partei des Staatschristenthums stellte sich nur zum Theil und nur lau auf seine Seite, (standen ihr doch ganz andre Mittel zu Gebote als Ueberzeugung und Wissenschaft!) und der Hegel'schen Philosophie sollte der Ruhm bleiben, nicht durch ein gegnerisches System, sondern durch sich selbst zu fallen.

Uebrigens trug Schelling die Last dieses Kampfes mit großer Würde. Er litt nicht, daß der servile Diensteifer der Beamten ihn unverletzlich machte; er vertheidigte die Freiheit seiner Gegner und drohte zu schweigen, wenn man sie zu reden hindere. — Aber die Beschwerden des Alters setzten seiner Lehrthätigkeit bald ein Ziel, und er widmete sich von nun an ausschließlich den Vorbereitungen zur Herausgabe seiner Werke. Wir nehmen nun Mignets Worte wieder auf.

„Besonnene Mäßigung, heitere Würde, Feuereifer verbunden mit Regelung des täglichen Lebens, Mäßigkeit im Gebrauche seiner Kräfte, Befriedigung des Herzens, die reinen und großen Beschäftigungen der Intelligenz — ließen Schelling zu hohen Tagen kommen und ihn seine Tage würdig ausfüllen. Aber der Tod erwartet die Philosophen, die das Leben am tiefsten erkannt haben und es am besten gebrauchen, eben wie er die trifft, die es durchlaufen ohne sich lehren zu lassen und es rücksichtlos erschöpfen. Schelling war seinem achtzigsten Jahre nicht mehr fern. An seinem Geist, der in seiner ganzen Kraft unversehrt war, merkte man die Wirkungen des Alters nicht. Aber der Leib fing seit einiger Zeit an zusammenzusinken, und um ihn zu erfrischen pflegte er die Brunnen von Karlsbad oder Pyrmont zu gebrauchen. Sich mehr und mehr geschwächt fühlend, begab er sich im Sommer d. J. 1854 nach Ragatz in der Schweiz, um dort für die Krankheit des Alters, für das es keine Heilung giebt, einige Erleichterung zu suchen. Seine Frau, die ihn nur um wenige Monate überleben sollte, begleitete ihn, sowie sein Sohn, Professor der Rechte zu Erlangen. Eine plötzliche Entzündung der Eingeweide riß ihn innerhalb weniger Tage fort.

Schelling starb den 20. August 1854, fern von den Kapitalen, die er mit seinem Wort und seinem Ruhm erfüllt hatte, und der demüthige Kirchhof eines kleinen Alpendorfes nahm seine Hülle auf. Als das sterbliche Gewand dieses großen Philosophen, der Gott in der Welt hatte nachweisen und ihn im Christenthum durch die Vernunft hatte finden wollen, der Erde zurückgegeben ward, da verstummte auf seinem Grabe der Streit der Culte, und die Diener

*) en y portant autant de rigueur arbitraire: eine treffende Kritik.

zweier uneinigen Kirchen gaben ihm die Segnungen der einen und ewigen Kirche. Ein weiser Priester, der Dekan von Ragatz, erklärte, daß er nicht anstehe die Fürbitten der katholischen Kirche einem solchen Protestanten zu gewähren, vor dem die Schranken fallen müßten, welche die christlichen Bekenntnisse schieden, und erinnerte, sie auf ihn anwendend, an die Verheißung des Evangeliums: Und es wird sein *ein* Hirt und *eine* Herde. Ein gelehrter und frommer Prediger aus Würtemberg, der eigne Sohn Schellings, (er hatte nicht schnell genug anlangen können um ihm die Augen zu schließen), begleitete ihn zu seiner letzten Wohnstätte, und in seiner Trauer und seiner Ergebung sprach er wie Hiob: Der Herr hatte ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen; der Wille des Herrn geschehe. Mit bewegter Bewunderung des Verstorbenen, mit dankbarem Vertrauen auf Gott schilderte er, was der höchste Vertheiler der Gaben des Geistes und der Tugenden der Seele seinem glorreichen Vater alles gewährt hatte, der nun, nachdem er unter den Fakeln, die Gott entzündet, um sein Werk zu erleuchten, eine der leuchtendsten gewesen, nach droben zurückgekehrt sei um durch die göttliche Klarheit das Dunkel in sich zerstreuen zu lassen, dem, mit dem göttlichen Lichte verglichen, auch die hellste Erkenntniß des Menschen gleicht. Merkwürdiges, schönes Beispiel religiöser Versöhnung, wohl würdig auf dem Grabe des großen Denkers gegeben zu werden, dessen in die Tiefe dringender Geist während sechszig Jahren keinen dem Gedanken unüberwindlichen Gegensatz gefunden hatte.

Dieß Grab gegraben am Fuß der Berge, in einem entlegnen Thal das die ersten Fluthen des Rheines baden, und in das die Gipfel der Alpen, im Strahl der Sonne glühend, Abends und Morgens ihren goldnen Wiederschein werfen, schien ein Ort wie auserlesen für die Ruhestatt jenes lichtvollen Freundes der Natur, jenes poetischen Interpreten des Weltalls. Anfangs bezeichnete ein einfaches Kreuz die Stelle; aber bald hat, zur Seite des Kreuzes, das dem Christen gilt, König Maximilian von Baiern, als einer der erleuchtetsten Fürsten und als dankbarer Schüler, ein Denkmal errichtet dem Philosophen. Dieß Denkmal, auf dem sich die Büste Schellings erhebt, stellt in halberhobener Arbeit von lebendigem Ausdruck den beredten Professor dar, der von seinem Katheder aufmerksamen Hörern vorträgt, unter denen der König selbst in tiefer Sammlung dem horcht, den er seinen geliebten Lehrer nennt. Die ruhmvolle Inschrift lautet: Dem ersten Denker Deutschlands.

Schelling ist in der That ein eben so tiefer Denker wie hinreißender Redner und ergreifender Schriftsteller. Die großen Probleme, die sich dem Geist aufdrängen, der begierig ist seinen Ursprung zu entdecken, sein Wesen zu begreifen, sein Schicksal zu ahnen, Probleme, die ein Geschlecht dem andern als einen heiligen Schmerz überliefert, — er hat sie gefaßt mit der Macht eines Königs, sie behandelt mit der Selbständigkeit eines Erstgebornen unter den Denkern. Man mag die Erklärung, die er von dem Räthsel der Welt giebt, in ihren letzten Voraussetzungen angreifbar finden, — aber Niemand kann verkennen, was in seinen Ideen Großes ist; sein Genius, der sich zu den unnahbaren Regionen erhebt, kann titanisch erscheinen, aber er überrascht und reißt mit sich fort durch die Gewalt seines Aufschwungs, er trifft mächtig den Geist durch die in den verschiedenartigsten Gebieten sich gleichbleibende Einheit der Grundvoraussetzungen, er blendet durch die Schönheit seines majestätischen Baues. Wenn er es nicht erreicht den Leser zu überzeugen, so setzt er sein Denken in Aufregung und zieht ihn halb verführt mit sich in die Beschauung der Mysterien des Weltalls und der Gottheit. Schelling hat nur gelebt für die Vervollkommnung der Wissenschaft, deren Kultus sein Dasein ausmachte und deren Prophet er gleichsam war. Er hat aus der Welt ein Kunstwerk, aus der Philosophie eine Religion gemacht. Wenn er nicht zu den umsichtigen und bei ihren Bestrebungen zunächst das Maß ihrer Kräfte untersuchenden Geistern gehört, die durch Beobachtung Einzelwahrheiten entdecken, so ist er eben einer jener unternehmenden und dem Zuge ihres Innern hingegebenen Genien, welche sich wie durch Inspiration zu der allumfassenden Wahrheit aufschwingen, auffassen, was keinen Beweis zuläßt, in der Ferne schauen, was unerreichbar ist, und zu Gott gelangen durch die Spur, die Gott von seinem Plan in der Welt, von seinem Geist im Menschen niedergelegt hat. Die gegensätzliche Verschiedenheit dieser Geister fördert das Menschengeschlecht in seinem Gange gleicher Maßen; die einen, indem sie seine Bahn auf einzelnen Punkten mit reichem und starkem Licht erhellen; die andern, indem sie ihm durch den schwankenden Duft der Erscheinung die fernen Gestade des Ewigen zeigen.«

* Gedichte.

Das lebende Bild.

(Vor Holbeins »Mutter Gottes« in Dresden.)

Im grünen Kleid und auf dem Haupt die Krone,
Die hohe Stirn von goldnem Haar umschlichtet,
Mit dunkeln Augen, die von Glanz gelichtet,
Den Blick gesenkt, daß Milde darin wohne —

So steht, im Mantel vor dem Muschelthrone,
Zu frommen Betern huldvoll hingerichtet
Auf diesem Bild, von Holbeins Kunst gedichtet,
Die Himmelskönigin mit ihrem Sohne.

Wie oft dies Bild mein tiefstes Sehnen weckte!
Erkor ich auch Verehrung mir zum Schilde,
War's doch umsonst, daß ich mein Herz bedeckte.

Da trat die Holde lebend aus dem Bilde;
Doch als ich meine Arme nach ihr streckte —,
Entschwand sie wieder in die Lichtgefilde.

Die Kapelle.

(Bei Remagen.)

In einem Felsen, hoch über dem Rhein,
Ist eine alte Kapelle
Tief eingehauen dem dunkeln Gestein;
Es führet kein Weg zur Stelle.

Ich weiß nicht, ob dorten im Sonnenlicht
Die Engel herniedersteigen,
Um betend ihr strahlendes Angesicht
Dem heiligen Kreuze zu neigen.

Ich weiß nicht, ob dorten zum Tanze geh'n
Die Nixen im Mondenscheine,
Wann goldene Nebel hinüberweh'n
Zum Felsen vom rauschenden Rheine.

Doch tritt kein *irdischer* Fuß hinein —
Zu heilig ist diese Stelle —
Die Menschen betreten im *Geiste* allein
Das Heiligthum der Kapelle.

Die Bekehrung.

(1473.)

Im Kloster da geht es gar feierlich zu —
Sie wollen ein Nönnlein scheren —
Jung-Elsa die soll dort in himmlischer Ruh
Die irdischen Freuden entbehren.

Da kniet — sie treten just hin zum Altar —
Ein Rittersmann jung in der Nähe;
Dem thut es um Elsa's goldenes Haar
Und um ihre Schönheit so wehe.

Schon sieht er ob Elsa im Weihrauchduft
Die Scheere die drohende schweben,
Da springt der Ritter empor und ruft,
Daß Pfaffen und Nonnen erbeben:

„Zurück! Auch ohne des Klosters Pein
Muß man genug schon ertragen,
Und selbst in dem glücklichsten Erdensein
Heißt's immer zu viel nur entsagen;

„Lass' mich dich bekehren durch Liebesmacht,
Den Feinde durch Haß nicht gebrochen!“
Und Elsa, aus bösen Träumen erwacht,
Hat froh zur Aebtissin gesprochen:

„Ich leiste nie der Entsagung Schwur,
Umarme den liebenden Knaben —
Auf Erden will ich die Erde nur
Und dort erst den Himmel haben!“

Adalbert von Trier.

(1139.)

Der König Konrad und sein Heer
Drang vor zum Fulda-Strande;
Der Herzog Heinrich stand zur Wehr
Hart an dem Werra-Rande;
Die Staufen- und die Welfen-Macht,
Um Sachsen rüsten sie die Schlacht
Zum Leid dem deutschen Lande.

Da sprach der Erzbischof von Trier,
Herr Adalbert der Gute:
„Was lechzet deutsche Männer Ihr
Nach deutschem Kampf und Blute?
Hier bring' ich deutschen Rebensaft,
Zu einen Eure Heldenkraft
Dem fremden Uebermuthe.

„Wer weiß, wie sich die Fahne dreht,
Wenn erst die Schwerter blinken?
Doch wer von Euch zum Siege geht,
Der macht den Bruder sinken.
D'rum, Brüder, laßt die Waffen ruh'n,
Bei gutem Wein uns Gutes thun
Und auf den Frieden trinken!“

Indessen trug des Bischofs Schaar
Die Fässer und die Kannen
Herbei und schenkte frisch und klar
Den Rittern und den Mannen.
O süßer Wein vom Moselfluß,
Vom Rheinesstrom du Hochgenuß,
Ihr treibt den Haß von dannen!

Und freudig sah's Herr Adalbert,
Da riefen froh die Gäste:
„Du frommer Bischof sei geehrt
An diesem Friedensfeste!
Nicht Worte nur und Trank allein,
Doch gutes Wort und guter Wein,
Die thun bei uns das Beste.

Der Fürst von Gottes Gnaden.

(1857.)

Den kleinen Göttern dieser Erdenwelt
Hat Gott der Herr die Frage einst gestellt:
Ihr Fürsten sprecht, ob Ihr den Herrscher kennt,
Der sich mit Recht von Gottes Gnaden nennt?

Ein Kaiser d'rauf: „Der Priester schwarze Zunft
Beschützt mein Reich und knechtet die Vernunft,
Mir kostet allzuviel der Krieger Schwert.“
Du, spricht der Herr, bist keiner Gnade werth.

Ein zweiter dann: „Ich baute mir ein Reich,
Das mürbe Volk bewältigte mein Streich;
Ich brauchte Ruhm und stieß in's Schlachtenhorn.“
Du bist, versetzt der Herr, aus meinem Zorn.

Ein dritter nun: „Viel Lügen fand ich vor;
Ich öffnete der Wahrheit gern mein Ohr,
Doch bringet mir Gefahr das freie Wort.“
Du bist, beginnt der Herr, kein Gnadenhort.

Ein König d'rauf: „Mit schöner Reden Klang
Riß ich nach vorwärts meiner Völker Drang,
Doch kam's zur That, rief rückwärts mich die Pflicht.“
Auch du, spricht Gott, entstammst der Gnade nicht.

Dann spricht ein Weib, vom Kronenreif geschmückt:
„Ich möchte thun, was Volk und Land beglückt,
Doch nicht allein steh' ich gebietend da.“
Du, spricht der Herr, bist meiner Gnade nah.

Zuletzt beginnt ein Fürst aus beßrer Welt:
„Stets über mich hab' ich mein Volk gestellt,
In seinem Glück nur find' ich meinen Lohn.“
Nur du, spricht Gott, bist meiner Gnade Sohn.

Die Kunst des Augenblicks.

Heute soll mich nichts verdrießen
In der Fülle meines Glücks,
Denn das Leben zu genießen,
Ist die Kunst des Augenblicks.

Hold entboten frühre Stunden
Mir des Augenblickes Gunst;
Hätte manchen Kranz gewunden,
Doch es fehlte mir die Kunst!

Waren reicher auch, als heute,
Einst die Gaben des Geschicks,
Ist jetzt doppelt meine Beute
Durch die Kunst des Augenblicks.

Adolf von Leutrum.

---

* Lord Byron und sein Don Juan.

Von Ed. Merkel.

Der Faust ist der Repräsentant des germanischen Geistes, der Don Juan der des romanischen. Während der Faust als poetischer Charakter auch in seiner rohesten Gestalt die Elemente einer tieferen Weltanschauung und eines tieferen Bedürfnisses verräth, vermag bei dem anderen die kunstvollste Behandlung den realen Dämon nicht zu vergeistigen, der seinen Träger der Verdammniß überliefert. So wunderbar offenbart sich die gestaltende Ideenkraft des Volksgeistes so unverwüstlich im einzelnen Typus, den sie producirt; so scharf und unwiderleglich in der individuellen Anschauung und den Gegensätzen, die sie aufweist. An einem solchen Stoffe, seiner Entwicklung, Fort- und Ausbildung ließe sich daher stufenweise Charakter, Wesen, die Kultur einer ganzen Volksindividualität definiren, nicht weniger als der künstlerische Sinn.

Wie der Faust von romanischen Dichtern zum Sujet genommen worden ist, so der Don Juan von germanischen. Man hat sogar gegenseitig das eine mit dem andern zu verschmelzen gesucht: eine Operation, aus der nichts Gutes erfolgen kann. Solche Verschmelzungen sind stets Verirrungen, die aus einer falschen Richtung des Kunstgeschmacks und Kunsttriebes entstehen. Der Poet kann einen fertigen Stoff nach seiner individuellen und nationalen Eigenthümlichkeit entwickeln, erweitern und umbilden; will er ihn jedoch mit den Elementen eines fremdartigen versetzen, der seinerseits Form und Gestalt angenommen hat, so hebt er die Selbständigkeit, das innere Leben auf, das jeder tiefe und große Stoff von Anfang in sich trägt.

Unter den poetischen Gestaltungen, die der Typus des Don Juan hervorgerufen hat, nimmt die von Lord Byron eine eigenthümliche und originelle Stellung ein. Die Figur des Helden, hat sie auch keine literarische Bedeutung wie die des spanischen und französischen, — die Bedeutung des Gedichts ist nicht die des Helden —, ist doch nicht ohne Reiz und charakteristisch genug. Der Held aus Spanien besteht Liebesabenteuer: das ist Alles, was er mit den Urbildern gemein hat. Er selbst wie seine Abenteuer werden im liebenswürdigsten Lichte geschildert, und an Bestrafung wird nicht gedacht. Er sollte in den Stürmen der Revolution untergehen; weiter wissen wir nichts über sein Ende.

Byron's Don Juan ist weder ein wilder Raufbold noch ein raffinirter Bösewicht, noch hat er überall Absichten, die ihm schlimm ausgelegt werden könnten. Er ist im gewissen Sinn ein komischer Held, in jedem ein unschuldiger. Der Dichter hat alles Wüste und Abgefeimte so von ihm abgestreift, daß er den Eindruck eines naiven Menschen macht (ähnlich dem spanischen), einer jugendlichen, knabenhaften Natur, die ohne recht zu wissen, was sie thut, dem Triebe folgt, der in ihr erregt wird, gleichviel unter welchen Umständen. Diesen Charakter behält er bis zuletzt. Er ist das Verführerische an der Gestalt. Eine weitere Eigenthümlichkeit, die mit aus solcher Beschaffenheit entspringt, ist die, daß er die Gelegenheit nicht aufsucht, sondern sie ihn. Der Held begeht niemals eine That, weder eine freche noch eine kühne, um in Besitz eines reizenden Gegenstandes zu gelangen, so chevaleresk er auch sonst gehalten ist; er begeht allein die, welche er begehen muß um seiner Natur willen. Der weibliche Theil ist der aktive: er kuppelt. So ist Juan nicht Eroberer, sondern Gegenstand des Eroberns. Jede Situation, jedes Verhältniß, in das er tritt, ist vom Dichter darauf angelegt, ihm in solchem Sinn eine Schlinge zu legen. Dieser komische Gegensatz macht einen Hauptincidenzpunkt des Gedichts aus und ließe fast vermuthen, Byron habe allein die Leidenschaft des anderen Geschlechtes darstellen wollen, wüßte man nicht, daß, wie er verfuhr, es ihm niemals darauf ankam, eine Idee gleichmäßig zur Darstellung zu bringen oder durchzuführen. Dem widerspricht auch die Situation mit Haidee, die zugleich die einzige rein-poetische im ganzen Gedicht ist. Die Ironie hat hier nichts zu thun, oder sie tritt nur im allgemeinsten Verhältniß auf —, denkt man sich der schönen Wahrheit und dem natürlichen Zauber dieser Scenen die Prüderie und Unnatur gegenüber als den vorausgesetzten Gegensatz. — Daß sonst das Verwandte in Byron's Leben in die abenteuerlichen Fahrten des Helden herüberspielt, läßt sich annehmen und vielleicht etwas mehr. Wenigstens stellen die Reflexionen des Dichters über die Liebe und insbesondere über die Juan's ein eigenes Verhältniß heraus. Legt man sie an die Natur des Helden, so treffen sie freilich nicht mit ihr zusammen; doch aber scheinen sie ihm oftmals in den Mund gelegt oder sollen als auf ihn bezogen angesehen werden. Ebenso, wenn Byron an seinen Verleger schreibt, Juan lache über Alles, und sein Gedicht könne deßhalb den Mädchen, die es läsen, nicht gefährlich sein. Das ist entweder Selbsttäuschung oder Selbstironie. Nicht der Don lacht, sondern Se. Herrlichkeit thut es. Man sieht, der Dichter kann auch im Punkte der Liebe den Helden nicht recht von sich ablösen. Ueberhaupt beeinträchtigen die endlosen Ergüsse und Sophistereien den ohnehin willkürlichen Gang der Erzählung nicht wenig. Auch hierin scheint Byron eine satirische Genugthuung gesucht zu haben.

Das Gedicht war auf die englische Gesellschaft gemünzt. Es sollte eine Satire sein auf die Kreise, denen Byron angehört hatte. Allein es ward mehr. Es ist eine Satire auf die menschliche Gesellschaft, das menschliche Dasein überhaupt. Die Idee, welche im großen Ganzen durchgeht, ist die der Nichtigkeit und Eitelkeit alles Lebens und Strebens, wie sie der Pol war, um den sich Byron's inneres Leben drehte. Das Gedicht ist gewiß grenzenlos genial; denn es spottet jedes künstlerischen Maßstabes, ohne außerordentlicher Schönheiten formell zu entbehren. Will man es jedoch streng nehmen mit dem Dichter, so ist das Thema, dem wir so oft bei ihm begegnen, das sich im Gefolge seiner subjectiven Richtung fast in jede Produktion in geringerem oder stärkerem Grade eindrängt, ein einseitiges, und man kann es geradezu trivial nennen, eben weil es so vielfach variirt und multiplicirt vorgetragen wird. Nur die hinreißende Form, in der es oftmals, und die bewundernswürdige Leichtigkeit, mit der es stets behandelt wird, läßt auch im Don Juan, der poetischen Verkörperung von Byron's ganzem Wesen, darüber wegsehen.

Ueber Byron ließe sich sonst viel sagen; denn er war bei all seinen Widersprüchen einer der außerordentlichsten Dichter, wie er einer der merkwürdigsten Menschen gewesen ist. Die Aufgabe, dieser wunderbaren Erscheinung in ihren einzelnen Beziehungen darstellend gerecht zu werden — nebenbei eine der verlockendsten zur Charakteristik einer Kulturepoche, als deren ausgeprägter Repräsentant Byron nach bestimmter Seite hin gelten muß —, ist eine schwierige, und wohl aus diesem Grunde mehr als aus einem anderen wird sie von Manchem als der Mühe nicht werth gehalten. Wenn sich Juan und Faust in Eins verkörpern könnten, so käme vielleicht ein Gemisch von Beiden heraus, wie es sich in dem Briten Byron kundgiebt; vielleicht — denn sein Titanismus bestand allein in der Kraft der Negation, und von dem Allgefühl der Menschheit und Gott-Natur, wie es der gereinigte Faust unsres Goethe in sich trägt, ist wenig bei ihm zu finden. Byron hatte ein eigenes und schreckliches Geschick, nämlich das: niemals zu einem Gleichmaß der Kräfte in sich zu gelangen, dem Endziel alles poetischen und menschlichen Strebens im höchsten Sinn. Daher der Mangel an Harmonie in seinen dichterischen Produktionen, daher der gleiche im Menschen und seinem Dasein. — Es mag schwer, unendlich schwer sein, die Folgen einer verkehrten Erziehung, persönlicher Schicksale, wie er sie erlitt, zu überwinden, und der Einwirkung des Zeitgeistes zu widerstehen, wo er ein verderblicher auf das Gemüth des Einzelnen ist; allein es fehlte dem Poeten an Tiefe und dem Menschen an Ernst und festem Willen. Byron war nicht groß genug, um das aus sich zu machen, was er hätte werden können.

An Deutschlands dramatische Schriftsteller.

Die Eröffnung meines neuen Theaters bietet jungen Talenten Gelegenheit, ihre Werke, welche sie meinem Institut zur Aufführung anzuvertrauen geneigt sein sollten, in anständigster Weise und unter den günstigsten Honorar-Bedingungen zur Darstellung gelangen zu lassen. Nach den gemachten Erfahrungen stellt sich der Ehrensold, den ich an meiner kleinen Bühne bewillige, bei einigem Erfolge dem Honorarantheile, welchen die größten deutschen Theater bezahlen, mindestens gleich. Der Verfasser eines Stücks, welches den Theaterabend ausfüllt, erhält für jede Aufführung seines Werkes 5 Procent der Brutto-Einnahme, und von jeder 15. Vorstellung die Hälfte des Netto-Ertrages. Füllt ein mehraktiges Stück nicht den Abend, so erhält der Verfasser drei, für ein einaktiges Stück 1 bis 1½ pCt. der Brutto-Einnahme. Nach Maßstab des Werthes eines, zur Aufführung angenommenen Stückes werden diese Bedingungen, welche natürlich nur für Originalstücke gelten, noch wesentlich erhöht und garantirt. Für Uebersetzungen aus dem Französischen zahle ich für jeden Akt ½ pCt. der Brutto-Einnahme, oder festes Honorar, nach vorhergehender Einigung, nach Wahl des Uebersetzers.

Die Entscheidung über die Annahme eines Stückes geht dem Verfasser nach gewissenhafter Prüfung in spätestens 14 Tagen zu; erfolgt sie bis dahin nicht, so bitte ich dies, zur nöthigen Vereinfachung des Geschäftsganges, als ablehnende Aeußerung zu betrachten.

Von jedem eingesandten Exemplar, welches deutlich geschrieben sein muß, wolle der Herr Verfasser ein Duplicat für sich zurückbehalten, da die Zurücksendung jedes abgelehnten Manuscriptes nicht ermöglicht werden kann. Einsendungen erbitte ich franco. — Das deutsche Original-Stück, Lust- und Schauspiel, sowie die Gesangsposse wird die größeste und gewissenhafteste Berücksichtigung finden. Trauerspiele liegen außer dem Bereiche meines Repertoirs.

Die geehrten Redactionen der geschätzten Blätter, welche sich für Bühnenschriftsteller des deutschen Theaters interessiren, werden herzlichst gebeten, dieser Ankündigung die möglichste Verbreitung in ihren Spalten zu gönnen. Ich habe den besten Willen, das französische Repertoir auf ein Minimum zu beschränken, und den deutschen Schriftstellern den Ertrag ihrer Arbeit zu erhöhen, soweit dieß in meinem bescheidenen Wirkungskreise nur irgend möglich ist; ob es mir gelingen wird, hängt von dem Vertrauen der letzteren, von ihrer Unterstützung ab.

Berlin, 14. October 1858.

Franz Wallner.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Militärische Biographieen. 1. David, Xenophon, Montluc. Von W. Rüstow. — Deutsche Rechtsalterthümer aus der Schweiz. Von E. Osenbrüggen. — Deutsche Rechtssprichwörter. Von Hillebrand. — Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 13. Jahrhunderts. Von W. Wattenbach. — Sturm und Compaß. Roman in 2 Bänden. — Michel. Geschichte eines Deutschen unserer Zeit. Von J. Scherr.

— * Die treffliche „Geschichte der deutschen Städte und des deutschen Bürgerthums“ von Barthold, ein mit besonderer Liebe geschriebenes Werk des Verstorbenen, erscheint in zweiter Auflage.

— * Eine neue Sammlung von Gedichten Victor Hugo's wird demnächst unter dem Titel „Les petites épopées“ in Paris herauskommen.

— * Aus dem Nachlasse des Tübinger Juristen Reinhold Köstlin, der auch als Romandichter eine hervorragende Stellung einnahm, ist eine Reihe von Abhandlungen aus dem Strafrechte durch Th. Geßler herausgegeben.

— * Von dem Werke von Bunsen „Gott in der Geschichte oder der Fortschritt des Glaubens an eine sittliche Weltordnung“ ist der zweite Theil in den Buchhandel gekommen.

— * Das dritte Heft von der neuen Folge der Cotta-Göschenschen deutschen Volksbibliothek, die mit dem „Kosmos“ von Humboldt eröffnet wurde, enthält den Anfang der Werke Homers in der Uebertragung von Voß.

— * Der neue Jahrgang des von Eggers, Hosemann und Lepel herausgegebenen Prachtalbums „Argo“ ist erschienen.

— * Das Erscheinen der von Karl Biedermann unternommenen Staatengeschichte der neuesten Zeit hat begonnen. Der erste Band enthält den Anfang der Geschichte Frankreichs vom Sturze Napoleons I. bis zum Kaiserthum Napoleons III. von A. L. von Rochau.

— * Dem großen sechsbändigen „kulturhistorischen Romane“ „Mozart“ läßt Heribert Rau einen ähnlichen vierbändigen folgen, dessen Hauptfigur Beethoven ist. Auch dieser Roman erscheint bei Meidinger in Frankfurt.

— * Das bekannte „allgemeine verdeutschende und erklärende Fremdwörterbuch“ von J. C. A. Heyse hat eine neue Ausgabe, die zwölfte, erlebt. Dieselbe ist nach dem Tode des Professor K. W. L. Heyse in Berlin durch Dr. C. A. F. Mahn besorgt, neu verbessert und sehr bereichert. Es ist manches Veraltete ausgeschieden, ganz besonders die Abstammung und Herleitung der Wörter berücksichtigt worden, auch alle neuerdings in die praktischen Gebiete des Lebens eingedrungenen Fremdwörter aufgenommen. Ungeachtet solcher Erweiterung und besserer Ausstattung ist der bisherige Preis von drei Thalern beibehalten worden. Die Ausgabe geschieht in Lieferungen und wird noch im Jahre 1859 vollendet sein.

— * Im Verlage von Ebner und Seubert in Stuttgart erscheint vom October an ein neues „christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus“, herausgegeben von K. Grüneisen, K. Schnaase und J. Schnorr von Carolsfeld. Das neue Blatt will die Werke der Architektur, Skulptur und Malerei beschreiben, das Leben christlicher Künstler aller Zeiten erzählen, Kunsterscheinungen beurtheilen. In dem Programme heißt es: „Wir erkennen die höchste Aufgabe der Kunst nicht bloß im freien Bunde mit der Religion, sondern im willigen Dienste des Christenthums und in der demüthigen Anbetung des heiligen Gottes, von dessen Geiste der Spiegel durchleuchtet ist, aus welchem sie ihre Anschauungen schöpft, um das urbildliche Wesen der vollkommenen Schönheit in jedem ihrer abbildlichen Werke annähernd zu offenbaren, ob sie dazu die ihr bereitliegenden Werkzeuge der einen oder anderen Darstellungsweise wählt. Dabei stellen wir uns mit dem Antlitz gegen die Gemeinde und beabsichtigen nicht einen Sprechsaal für Kunstphilosophie, Alterthumswissenschaft und Kunstkritik, sondern wollen es einfach mit Gegenständen der religiösen Kunst für das Interesse und Verständniß des christlichen Volks, insbesondere der geistlichen und weltlichen Gemeindevorsteher, der Lehrer an höheren und niederen Schulen, der Familienväter und der Mütter zu thun haben, also vorwiegend praktisch, belehrend und erbaulich wirken nach dem Maße des Bedürfnisses und der Bildungsstufe, welches auf einem Gebiete vorausgesetzt werden darf und muß, das für Viele um so anziehender, je neuer und fremder es ihnen ist. In dieser praktischen Rücksicht werden wir daher auch so viel immer möglich für bildliche Vergegenwärtigung durch den Holzschnitt besorgt sein.“

— * Männer der Zeit. In der von Kühne redigirten „Europa“ erscheint seit einigen Monaten eine Reihe kurzer biographischer Skizzen von hervorragenden Männern unserer Zeit, eine Galerie von Zeitgenossen, die sich in irgend einem Fach und nach irgend einer Seite hin hervorthun. Was in jenem Blatte nach und nach erschienen ist, wird nun auch für sich zusammengestellt und soll allmälig einen Band von nicht weniger als 1000 Biographieen bilden, ein biographisches Lexikon der Gegenwart, welches dem Nachschlagenden sogleich Aufschluß giebt. Die Skizzen sind nun allerdings nur kurz, es sind Federzeichnungen, die indeß dem Zweck, welchen sie haben, hinlänglich entsprechen und Allen willkommen sein werden, die rasch auf eine sich aufwerfende Frage Antwort haben wollen. Die Redaction wünscht auch ihr Unternehmen durch Beiträge Solcher, die über gewisse Persönlichkeiten besonders orientirt sind, gefördert zu sehen. Die Gesammtausgabe erscheint nach und nach in 20 Lieferungen, deren erste vorliegt. Sie enthält unter And. von Männern der Wissenschaft: Alexander von Humboldt, Varnhagen von Ense, Liebig, von Künstlern: Dawison und die drei Devrient, Anschütz, von Schriftstellern: Dickens, Irving, Prescott, von Staatsmännern: Palmerston, Walewski u. s. w. u. s. w.

— * Nach Berichten vom Rhein herrscht dort jetzt ein fröhlich poetisches Leben. Die edle Bacchusgabe macht das Volk heiter und wohlhabend. Wer diese Dinge von der praktisch materiellen Seite betrachten will, darf auf die mit der Frankfurter Zeitschrift „Der deutsche Verkehr“ verbundene „Weinzeitung“ aufmerksam gemacht werden. Darin findet der Mann des Handels die ausführlichsten Berichte aus allen Gegenden der Wein trinkenden, erzeugenden und kaufenden Welt.

— * Der König von Preußen hat dem Professor Giesebrecht in Königsberg den Preis von 1000 Thalern in Gold und eine goldene Denkmünze auf den Vertrag von Verdun für seine Geschichte der deutschen Kaiserzeit ertheilt.

— * Den „Signalen für die musikalische Welt“ entlehnen wir die folgende Notiz: „Legationsrath Gerhard aus Leipzig ist zu Anfang dieses Monats von einem Ausflug in die Schweiz zurückkehrend in Heidelberg gestorben. Wilhelm Gerhard ist der Dichter einer Menge populärer Lieder, von denen z. B. sein „Tambour Veit“ und „Auf Matrosen, die Anker gelichtet“ in der Composition von Aug. Pohlenz die allgemeinste Verbreitung erhalten haben. Auch das in den „Reisenden Studenten“ eingelegte „Schön Hannchen“ mit dem Anfang „Die Mädchen in Deutschland“ rührt von Gerhard her, dem überhaupt ein richtiges Gefühl für den Volkston innewohnte, wie er denn auch eine Sammlung serbischer Lieder „Wila“ zu einer Zeit herausgab, wo die Aufmerksamkeit auf die slavische Volkspoesie noch keineswegs zu den Modeaufgaben literarischer Touristen gehörte. Gerhard war sein Leben hindurch ein Enthusiast für künstlerische, poetische und wissenschaftliche Gegenstände.

— * Die theologische Fakultät der Universität Halle ist seit zehn Jahren so weit rechts gegangen, daß Tholuck allmälig zur Linken gezählt werden mußte. Einen sehr guten Eindruck hat es gemacht, daß derselbe neulich den zum Examen sich meldenden Candidaten, welche erklärten, sie hätten sich mit der Philosophie als einer verderblichen Disciplin gar nicht beschäftigt, den Text gelesen hat.

— * Der Geburtstag Luthers, der 10. November, soll in diesem Jahre zu Wittenberg besonders festlich begangen werden; man will bei dieser Gelegenheit die vom Könige von Preußen für die Schloßkirche geschenkten Thüren einweihen.

— * Zu Speyer erfolgte am 24. October unter großer Theilnahme des Volks und in festlicher Weise die Danksagungs-Feier für die Vollendung des Domes und die Einweihung der das Portal zierenden Statuen und der andern plastischen Bildwerke.

— * Zu Dessau wurde am 21. das von Fürst und Volk dem Herzoge Leopold Friedrich Franz von Dessau (1758—1817) errichtete Standbild unter lebhafter Theilnahme der Bevölkerung feierlich enthüllt. Professor Kiß aus Berlin, welcher die Statue gearbeitet hat, wohnte der Festlichkeit bei.

— * Die allgemeine deutsche Kunstausstellung in München ist am 17. geschlossen worden, nachdem sie ein Vierteljahr lang gedauert. Abgesehen vom Künstlerischen hat sie auch materiell einen sehr günstigen Erfolg gehabt, indem sich eine Gesammteinnahme von 43,000 Gulden ergab, wovon etwa die Hälfte reiner Gewinn ist und ein Grundcapital der kürzlich gegründeten Künstler-Genossenschaft werden soll. Auffallend wenig aber ist gekauft worden; nämlich nur 40 Bilder und plastische Arbeiten.

— * Man erinnert sich des ärgerlichen Streites, welcher zwischen dem Schiller-Verein zu Leipzig und der Schiller-Stiftung in Dresden über das Pflummernsche Legat von 2000 Gulden ausgebrochen war, zum heftigsten Schriftwechsel und zum Prozeß geführt hatte. Dieser Streit ist nun durch Vermittelung des Majors Serre zu Maxen bei Dresden geschlichtet. Der Schillerverein in Leipzig wird das Legat erhalten, verpflichtet sich aber, im Sinne und in der Richtung der Dresdener oder allgemeinen deutschen Schillerstiftung sich zu erweitern und umzugestalten, d. h. also mit derselben sich zu vereinigen. Derselbe Major Serre hat auch den Gedanken angeregt, eine große Nationallotterie zum Besten dieser Stiftung, und zwar unter Protection des Großherzogs von Weimar zu veranstalten. Bereits ist eine schöne Sammlung von Kunstgegenständen zum Werthbetrage von 6000 Thalern für diese Lotterie zur Verfügung gestellt. — Ueberhaupt zeigen sich die ersten regen Bestrebungen für eine großartige und herrliche Schillerfeier im November 1859. Da ist denn auch Aussicht, daß die Angelegenheit des Ankaufs des Schillerhauses in Marbach sich immer günstiger gestalte. — Von Venedig aus ist der Gedanke in Anregung gebracht worden, gleich dem deutschen Schillerfeste, in Florenz im Jahre 1859 ein Dantefest zu feiern. Schon seit geraumer Zeit werden literarische und musikalische Beiträge, an denen sich viele der ersten italiänischen Meister und Dichter betheiligen, für ein Werk gesammelt, das unter dem seltsamen Titel: „Corni e code“ erscheinen wird und zur Aufbringung eines Fonds bestimmt ist, der die Errichtung eines Dantemonumentes in Florenz ermöglichen soll.

— * Der alte Spohr benutzt die ihm durch seinen Rücktritt gewordene Muße in behaglicher Weise zur Ruhe oder zu einem gelegentlichen künstlerischen Ausfluge. So war er neulich in Leipzig, und die Concertdirection ließ ihm zu Ehren die Ouverture zur „Jessonda“ und seine dritte Symphonie (C moll) ausführen. Auch dem dritten mittelrheinischen Musikfeste zu Wiesbaden wohnte Spohr bei.

— * In Stuttgart führte man zum Besten des Händeldenkmals den „Messias“ auf, und zwar nicht in der Bearbeitung von Mozart, sondern nach der Original-Partitur, also mit Orgel und der ursprünglichen Instrumentation.

— * Die griechische Regierung hat die Umgebung des Theseustempels gekauft und läßt dort Ausgrabungen machen. Bis jetzt haben sich nur einige Marmorstatuen gefunden.

— * Graf von Schwerin. Unter den neuesten biographischen Skizzen der „Europa“ von Männern der Zeit, von denen weiter oben die Rede war, begegnet uns die nachfolgende des Grafen Schwerin-Putzar, der ohne Zweifel zu den leitenden preußischen Staatsmännern der nächsten Zeit gehören wird. Die Schwerine sind eines der erlauchtesten unter den Geschlechtern, welche dem preußischen Staate den Mangel an einem eigentlichen hohen Adel, an einer Aristokratie im englischen und österreichischen Sinne ersetzen. Sie sind nicht als große Grundherren, sondern als Beamte und insbesondere als Kriegshelden zu Ansehen und Ruhm gelangt. In der preußischen Kriegsgeschichte strahlt ihr Name im hellsten Glanz, und selbst das Volkslied feiert den alten Schwerin, „der bei Prag ist geblieben todt.“ Kartätschen streckten ihn nieder, als er sein wankendes Regiment zu neuem Angriff führte, und die Fahne, die er in der Hand hielt, wurde sein Leichentuch. Dieser tapfere Feldmarschall war der Bruder von dem Urgroßvater unseres Schwerin. Der Vater, Graf Heinrich Karl Ludwig, lebte in der Uebergangszeit, die das kriegerische Preußen Friedrichs des Großen mit dem wissenschaftlich strebenden Preußen Friedrich Wilhelms III. verbindet. Er war der Freund von Solger, Arndt und Schleiermacher. Diesem wackern und gebildeten Vater wurde Graf Maximilian Kurt Karl Heinrich Anton von Schwerin am 20. Decbr. 1804 zu Beldekow bei Anklam geboren. Auf sein jugendliches Gemüth wirkten sowohl die finstern Eindrücke der Unglückszeit nach 1806, als der Jubel der großen Erhebung von 1813 ein. Die Jahre von 1814—1817 verlebte er in Berlin, blieb dann noch eine Zeit lang im väterlichen Hause und vollendete seine Gymnasialstudien zu Friedland in Mecklenburg. Die Hochschulen, die er besuchte, waren die von Heidelberg und Berlin. Auf der letzteren trat er in den Kreis, dessen Mittelpunkt Schleiermacher war, und verlobte sich mit dessen Tochter Hildegard. Seine juristische Laufbahn brach er nach den beiden untersten Stufen des Auscultators und Referendarius ab. Nachdem er seine Geliebte heimgeführt hatte, übernahm er die Verwaltung einiger väterlichen Güter, wurde zum Landrath des Anklamer Kreises und 1839, nach dem Tode seines Vaters, zum Director des vorpommerschen Landschaftsdepartements gewählt. Das Vertrauen seiner Standesgenossen führte ihn auch in den pommerschen Provinziallandtag und machte ihn zum Vorsitzenden des landwirthschaftlichen Vereins zu Anklam und der Gesellschaft für Pferdezucht. So machte er eine in jeder Beziehung praktische Vorschule für eine künftige politische Wirksamkeit durch. Außerhalb seines engern Kreises wurde er durch seine Thätigkeit für den Gustav-Adolf-Verein zuerst bekannt. Er half bei der Ausarbeitung der Statuten für Preußen, übernahm den Vorsitz in dem Zweigverein für Anklam, trat auch in den Vorstand des Leipziger Centralvereins und bewährte sich als ein so kenntnißreicher und warmer Freund der protestantischen Kirche, daß der König ihn 1846 in die Generalsynode berief. Er fand sich dort mit Auerswald zusammen und bekämpfte gleich ihm die bekannte einseitige und orthodoxe Richtung, die schon damals verrieth, daß sie in nicht ferner Zeit bei dem Standpunkte ankommen werde, wo der Glaube in ein starres Festhalten am geschriebenen Buchstaben und der Eifer in Ketzerriecherei und Verfolgungssucht umschlägt. Eine rechtlich bindende Verpflichtung der Geistlichen auf die symbolischen Bücher verwarf er, weil das Christenthum eine lebendige Kraft und auch eine Lehre sei, und denen, welche alles Gewicht auf das Pfarramt legten, entgegnete er, die Idee der Kirche sei die, daß der Geist in der Gemeinde wohne. Die Generalsynode war einer der Versuche des Königs, den rechten Ausdruck für den Inhalt der Zeit allein, mit dem Beirath einiger wackeren Männer, zu finden. So, wie dieser Versuch gemacht wurde, mußte er fehlschlagen, und Graf Schwerin täuschte sich darüber nicht. Wenn er volle Veröffentlichung aller Verhandlungen der Synode forderte, so geschah es deßhalb, weil er alle Mitglieder der protestantischen Kirche Preußens in den Besitz der Akten einer vorbereitenden Versammlung gesetzt zu sehen wünschte. Denn nur als vorbereitend faßte er die Generalsynode auf, die Entscheidung konnte er einzig und allein einer organischen Vertretung der Kirche zusprechen. Wäre die Presbyterialverfassung, für die er mit Wärme sprach, ins Leben getreten, so hätte sich eine solche organische Vertretung leicht finden lassen. In dem auf die Synode folgenden Jahre wurde der Versuch gemacht, auf dem politischen Gebiet zu einem Abschluß zu gelangen. Graf Schwerin trat in den Vereinigten Landtag, um die Berathung sobald als möglich auf die Verfassungsfrage zu lenken. Was der König bot, genügte ihm nicht, weil die Hauptsache, eine redliche Theilung der gesetzgebenden Gewalt zwischen Krone und den beiden Häusern des Landtags, fehlte. Wenige Monate später, und die allgemeine Anerkennung, die seinem männlichen und gemäßigten Auftreten zu Theil wurde, war vollständig vergessen. In Frankfurt am Main und in Berlin waren neue Größen am Werke, die ihn verhöhnten, wenn er warnte, daß jedes Nichtbeachten des geschichtlichen Zusammenhangs mit der Vergangenheit sich bitter rächen werde. Etwa ein Vierteljahr lang, unmittelbar nach den Märztagen, war er preußischer Cultusminister, und nahm darauf seinen Sitz in der Paulskirche ein. Von da an war er ein Mitglied jedes preußischen Landtags, und es war ihm so beschieden, alle politischen Phasen Preußens von 1847—1858 mitwandelnd durchzulaufen und heute der Revolution, morgen der Reaction die Stirn zu bieten. Das Unverdienteste, was ihm auf dieser Laufbahn begegnete, war der offene Brief, den der Landrath seines Kreises bei den letzten Wahlen erließ, um die Wähler aufmerksam zu machen, welche politische Sünde sie begehen würden, wenn sie dem Grafen Schwerin ihre Stimme gäben. Graf Schwerin hat in politischen, wie in religiösen Dingen seine fest ausgeprägte Meinung, aber zu einer Partei gehört er nicht. Er spricht und stimmt für jede Maßregel, die er für gut hält, ohne zu fragen, ob die Regierung sie trifft, oder die Opposition sie empfiehlt. Er ist ein preußischer Patriot, kein Nachahmer englischer Sitten. Die altgermanischen Grundlagen des Staatslebens, das Schöffengericht der Geschworenen, die Selbstverwaltung der Gemeinde, haben in ihm einen unerschütterlichen Verfechter. Der todte Mechanismus der Bureaukratie ist ihm nicht bloß deßhalb verhaßt, weil er nach französischem Vorbild ausgebildet worden ist, sondern mehr noch, weil er der natürlichen Entwickelung der Volkskräfte schadet. Er ist ein Edelmann, der auf die Vergangenheit seines Hauses stolz sein darf; aber er will von keinem Standesvorrecht wissen, das Andere in ihrem guten Recht beeinträchtigt. Als Redner hält er weder mühsam ausgearbeitete, noch glänzende Vorträge. Er macht oft von der Waffe der Ironie Gebrauch und spricht gern prophetische Warnungen aus. Seine Rede bewegt sich in der Regel in scharfen abgebrochenen Sätzen und ist entschieden, ohne schroff, bewegt, ohne pathetisch zu sein. Er drückt sich immer schlicht und einfach aus, und so ist auch sein Aeußeres, wie sein ganzes Wesen. Seine Unparteilichkeit macht ihn wie keinen Andern zum Präsidenten eines Landtags geeignet. 1856 ist ihm diese Stelle, seit 1849 zum ersten Male, von der Leidenschaftlichkeit politischer Gegner versagt worden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur Dr. F. Pleyer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 45. Bremen, 7. November. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Mazeppa

von

Lord Byron.

Uebersetzt von

Otto Gildemeister.

„ . . . Diesen Posten bekleidete damals ein Polnischer Edelmann Namens Mazeppa, aus dem Palatinat Podolien gebürtig, welcher als Page des Königs Johann Kasimir erzogen worden war und sich an dessen Hofe einen Anflug literarischer Bildung erworben hatte. Ein Liebeshandel welchen er in seiner Jugend mit der Frau eines Polnischen Edelmannes hatte, war entdeckt worden, und der Edelmann hatte ihn ganz nackt auf ein wildes Pferd binden lassen und in diesem Zustande fortgejagt. Das Pferd kehrte mit Mazeppa in die Ukräne, woher es stammte, zurück; halbtodt vor Hunger und Erschöpfung fanden ihn hier einige Bauern; er blieb in ihrer Mitte und zeichnete sich bei mehreren Streifzügen gegen die Tataren aus. Die Ueberlegenheit seiner Bildung gab ihm großes Ansehen bei den Kosaken, und sein von Tage zu Tage steigender Ruf nöthigte den Czaren ihn zum Fürsten der Ukräne zu machen.“

„ . . . Dem fliehenden und verfolgten Könige ward sein Pferd unter dem Leibe getödtet; der Oberst Gieta, obwohl verwundet und vom Blutverlust erschöpft, gab ihm das seinige. So brachte man diesen Eroberer, welcher während der Schlacht nicht hatte reiten können, auf der Flucht zweimal in den Sattel . . . . Der König nahm mit einigen Reitern einen anderen Weg. Die Karosse in welcher er saß, brach; man setzte ihn auf ein Pferd. Um das Unglück voll zu machen, verirrte er sich in der Nacht in einem Gehölze; der Mut konnte die erschöpften Kräfte nicht mehr ersetzen; die Schmerzen seiner Wunde waren durch die Anstrengungen noch unerträglicher geworden; sein Pferd war vor Ermüdung gestürzt, und so mußte er auf einige Stunden, am Fuße eines Baumes, sich schlafen legen, immer in der Gefahr von den siegreichen Verfolgern überrumpelt zu werden.“

Voltaire's Geschichte Karls XII.

1.

Es war Pultawa's blut'ger Tag,
Wo Schwedens Glück zu Thale rollte;
Rings ein gewürgtes Kriegsheer lag,
Das nie mehr kämpfen, bluten sollte.
Des Krieges Macht und Ehre waren,
Treulos wie ihre Magd, die Welt,
Entflohn zum sieggekrönten Czaren,
Und Moskau's Ruhe wohlbestellt, —
Bis einst ein Tag der finstrer war,
Ein noch verhängnißvoller Jahr
Preisgeben sollt' in Schand' und Schlacht
Ein stärkres Heer und stolzre Macht,
Zu graustrem Wrack, zu tiefrem Falle,
Sturz für den Einen, Wetterschlag für Alle.

2.

Das Würfelspiel war schlimm gediehn;
Der wunde Karl, er lernte fliehn,
Bei Tag und Nacht, durch Feld und Flut,
Befleckt durch sein und Schwedens Blut:
Manch Tausend fiel, die Flucht zu decken,
Und doch an diesem Tag der Schrecken,
Als Wahrheit nichts zu fürchten brauchte,
Von keiner Lipp' ein Vorwurf hauchte.
Sein Schlachtroß fiel, und Gieta gab
Ihm seins — und fand ein russisch Grab.
Auch dieses stürzt nach mancher Meile
Vergeblich angestrengter Eile —
Und tief wo Waldesschatten dunkeln,
Wachtfeuer in der Ferne funkeln,
Signale feindlicher Vedetten,
Muß sich zuletzt ein König betten.
Sind das die Lorbeern, Glück und Rast
Wofür die Welt ihr Mark verpraßt?
Da lag er, an des Waldbaums Schaft,
In aller Qual erschöpfter Kraft,
Starr jedes Glied — steif jede Wunde,
Fröstelnd und schwarz die bange Stunde;
Kein flücht'ger Schlummer, noch so kurz,
Hielt Stand dem Fieber seines Blutes;
Und dennoch königlichen Mutes
Ertrug der Herrscher seinen Sturz.
Im tiefsten Unglück das ihn traf,
Sein Schmerz blieb seines Willens Sklav,
Gezähmt und ohn' ein Wort zu wagen,
Wie sonst vor ihm die Völker lagen.

3.

Ein Häuflein Feldherrn! — dünn und schwach,
Seit es ein einz'ger flücht'ger Tag
Zusammenschmolz. — Doch dieser Rest
War treu und ritterlich. Zur Erde
Saß jeder nieder, stumm, gepreßt,
Zu seinem König, seinem Pferde;
Denn Not verbrüdert Mann und Roß,
Und wer Gefahr theilt, heißt Genoß. —
Und wo sie sich gelagert hatten,
Macht' auch Mazeppa Rast und Halt,
In einer alten Eiche Schatten,
Er rauh wie sie und fast so alt,
Der Steppe Hetman, kühn und kalt.
Doch erst sein Pferd, erschöpft vom Trab,
Rieb der Kosakenhäuptling ab
Und streut' ihm dann ein laubig Bette,
Strich Fesseln ihm und Mähne glatt,
Löst' ihm Gebiß und Gurt und Kette,
Und sah vergnügt, es fraß sich satt;
Denn erst besorgt' er daß zu matt
Sein Renner von des Tages Bürde
Im Thau der Nacht nicht grasen würde.
Der aber, zäh gleich seinem Herrn,
Entbehrte Streu und Krippe gern:
Ein feurig Thier, doch fromm und gut,
So eins das was zu thun ist thut,
Zottig und flink, von Gliedern stark,
Tatarisch ächt von Blut und Mark.
Wenn er es rief, so kam's gelaufen
Und kannt' ihn in dem dichtsten Haufen.
Durch tausend Feind' und ob die Nacht
Ohn' einen Stern die Runde macht,
Dies Roß, durch Dickicht, Wüst' und Schnee,
Wär' ihm gefolgt, zahm wie ein Reh.

4.

Das Pferd besorgt, legt er sein Vließ,
Lehnt an die Eiche seinen Spieß,
Fühlt ob die Waffen all zur Hand sind
Und nach dem Ritt in gutem Stand sind;
Ob noch das Pulver auf der Pfanne,
Ob noch den Stein das Schloß umspanne;
Fühlt auch nach Scheid' und Säbelgriff,
Ob auch der Stahl den Gurt zerschliff;
Und nun aus Flasch' und Mantelsack
Holt der ehrwürdige Kosak
Sein Bißchen Vorrat, breitet's aus,
Lädt Karl und sein Gefolg zum Schmaus,
Zum Theilen oder auch zum Ganzen,
Sorgloser als bei Hof die Schranzen
In eines Festes Saus und Braus.
Und Karl von seinem kargen Mahl
Nimmt lächelnd wirklich ein'ge Bissen,
Als sollten über Wund' und Qual
Die Andern ihn erhaben wissen,
Und spricht: „Von unserm ganzen Schwarm,
So fest von Mut und stark von Arm,
Hat keiner, wo wir uns auch sahn,
Auf kühnem Marsch und blut'gem Plan,
Wen'ger gesagt und mehr gethan
Als du, Mazeppa. Niemals war
Auf Erden solch ein passend Paar,
Seit Philipps Sohn, ich schwör's dir zu,
Wie dein Bucephalus und du,
Des Scythenlandes Ruhm erbleicht,
Wenn ihr durch Feld und Fluten streicht.“ —
Mazeppa drauf: „Sie sei verdammt,
Die Schul' aus der mein Reiten stammt!“ —
Und Karl: „Weßhalb, mein Hetman, bitte,
Da dir die Kunst doch wohl gelang?“ —
— „Das zu erzählen wäre lang,
Und vor uns liegen manche Ritte,
Auch mancher Schwertschlag dann und wann,
Und Feinde, zehn auf jeden Mann,
Eh' sich die Rosse Ruhe gönnen
Und hinterm Dnieper grasen können.
Sire, Eure Glieder müssen ruhn,
Und ich will hier den Wachtdienst thun.“
„Ich wünsch' es aber“, spricht der Schwede;
„Erzähl mir dein Geschichtchen, rede;
Vielleicht daß ich zuhörend dann
Des Schlafes Labsal ernten kann,
Denn noch auf meine Augenlider
Sinkt keines Schlummers Hoffnung nieder.“

5.

„Gut, Sire, ich will in dem Vertraun
Siebenzig Winter rückwärts schaun.
Mich dünkt, ich zählte zwanzig Jahr',
Ganz recht, — als Kasimir König war,
Hans Kasimir; — sechs Sommer habe
Ich ihm gedient als Edelknabe.
Das war ein Herr, gar hoch studirt,
Nicht Eurer Hoheit zu vergleichen,
Kein Freund von Krieg und neuen Reichen,
Die Kampf gewinnt und Kampf verliert;
Und, außer wenn der Reichstag kam,
Regiert' er unerträglich zahm.
Zwar Sorgen trug auch er im Busen;
Er liebte ja die Fraun und Musen,
Und hatten d i e was eingerührt,
Hätt' er oft lieber Krieg geführt.
Doch tröstet' ihn, nach Zank und Fluch,
Ein neuer Schatz, ein neues Buch.
Und Feste gab er ohne Zahl:
Ganz Warschau lief ans Schloßportal,
Um all den Staat und Pomp zu schauen,
Die stolzen Cavalier' und Frauen.
Er war des Nordens Salomo;
Die Dichter nannten all' ihn so,
All', außer Einem, der nicht wollte,
Weil er kein Jahrgeld haben sollte;
Der schrieb ein boshaft Spottgedicht
Und prahlte dann, er schmeichle nicht.
Da gab es Schauspiel' und Turniere,
Und Mummenschanz und Reimgeschmiere;
Ich selber schrieb — es war ja Mode —
Als „glühnder Thyrsis“ manche Ode.

6.

„Ein Pfalzgraf war am Hof erschienen,
Vom ältesten Geschlecht im Land,
So reich wie Salz- und Silberminen,
Und stolz, wie sich von selbst versteht,
Als wär' vom Himmel er gesandt.
So kostbar war sein Erz und Blut
Wie unterhalb des Throns kaum eines;
Auch weidet' er an seinem Gut
Und Stammbaum sich mit solcher Glut,
Bis daß in seltsamer Bethörung,
Die fast aussah wie Geistesstörung,
Er i h r Verdienst ansah wie seines.
Sein Weib, die andrer Ansicht war,
Jünger als er um dreißig Jahr',
Verwünschte täglich sein Regieren,
Und nach Erwartung, Angst und Sehnen,
Einigen tugendhaften Thränen,
Traumfiebern, Bällen, Musiciren,
Und Schielen nach den Cavalieren,
Erwartete sie nur die Zeit
Und übliche Gelegenheit,
Den holden Zufall, dessen Macht
Die kühlsten Damen zärtlich macht,
Um ihren Grafen mit dem Titel
Zu schmücken, welcher, wie Ihr wißt,
Ein Freipaß für den Himmel ist.
Das ist ein sonderbar Kapitel,
Daß Niemand gern den Titel führt,
Wenn er am meisten ihm gebührt.

7.

„Ich gab ein schmuckes Bürschchen ab;
Das darf ich Graukopf nun wohl sagen,
Daß wen'ge nur, Mann oder Knapp,
In meiner Jugend Lenzestagen,
Ob Herr, ob Knecht, in Eitelkeiten
Mit mir erfolgreich konnte streiten.
Denn mein war Jugend, Kraft und Feuer,
Ein Aeußres, — freilich nicht wie heuer:
Was glatt war, ist nun rauh und kraus.
Denn Jahre, Krieg' und Sorgen gruben
Die Seel' aus meiner Stirn heraus,
Und Eltern, Freunde, Brüder, Schwestern
Erkennten kaum den hübschen Buben,
Verglichen sie mein Heut' und Gestern.
Ich ward entstellt, eh' Alter lange
Als Buch benutzte meine Wange;
Denn, wie ihr wißt, durch Jahr' und Stunden
Sind Kraft und Mut mir nicht geschwunden;
Sonst säß' ich und erzählte kaum
Geschichten unter einem Baum
Und sternenlosem Himmelsraum.
Genug. — Theresas Huldgestalt —
Mir ist — als ob am Haselbusche
Ihr schwebend Bild vorüberhusche, —
Ach, die Erinnrung wird nicht alt!
Obwohl mein Wort nie wiedergiebt
Wie schön sie war, die ich geliebt.
Ihr Auge hatte Asiens Pracht,
Als ob man unsre Türkennähe
Vermählt mit Polenschönheit sähe,
So schwarz wie über uns die Nacht;
Doch drüber hin ein zärtlich Funkeln,
Wie erster Mondaufgang im Dunkeln,
Groß, dämmrig, und im Strome schwimmend,
Im eignen Strahl, so schien's, verglimmend,
Halb Glut, halb Schmachten, Liebe ganz,
Gleich Märtyrern in Flammenglanz,

Wenn sie verklärt aufschaun zur Sonne,
Als wäre Sterben tiefste Wonne.
Die Stirn — ein See an Sommertagen,
Daraus die Sonne leuchtend schaut,
Wann Wellen kaum zu flüstern wagen
Und in der Flut der Himmel blaut.
Die Wangen, Lippen, — doch was sag' ich?
Ich liebte sie, ich liebe noch:
In Gutem wie in Bösem trag' ich,
's ist meine Art, auch dieses Joch.
Den recht von Liebeswut Befangnen
Verfolgt zum letzten Athemhauch
Der leere Schatten des Vergangnen,
Und so ergeht's Mazeppa auch.

8.

„Wir trafen uns, — ich seufzt' und sah, —
Sie schwieg, und dennoch sprach sie Ja;
Es giebt zehntausend Tön' und Zeichen,
Die ungesehn ihr Ziel erreichen,
Die aus dem Herzen, wonnetrunken,
Von selber sprühen wie die Funken,
Daraus die tiefen und geheimen
Verständnisse so seltsam keimen. —
Das glühnde Band das Brust und Brust
Zusammenkettet unbewußt, —
Der Draht an dem, wie Blitz am Stahl,
Hinfährt der allverglühnde Strahl. —
Ich sah und seufzt' und weint' im Stillen
Und hielt zurück mich wider Willen,
Bis nährer Umgang mir gelang
Und wir uns sahen ohne Zwang.
Und dann — auch dann erschrak ich doch;
Ich war entschlossen frei zu sprechen,
Und auf den Lippen schien mir noch
Das leise, zitternde Wort zu brechen, —
Bis eines Tags — Es giebt ein Spiel,
Ein albernthörichtes Vergnügen,
Womit wir unsre Zeit betrügen;
Es heißt — ich weiß nicht mehr, — gleichviel:
Wir hatten bei dem Spiel gesessen,
Wie es sich traf, hab' ich vergessen.
Ob ich gewann, ob ich verlor,
Ich war zufrieden daß mein Ohr
An ihren Lippen hangen konnte
Und sich mein Aug' an ihrem sonnte.
Wie eine Schildwach späht' ich gut,
— Wenn unsre heut es auch nur thut! —
Bis daß ich sah wie ihre Stirn
Nachdenklich war und doch ihr Sinnen
Nichts mit Verlieren und Gewinnen
Zu schaffen hatt', und dennoch spielte
Sie Stund' auf Stunde fort, als hielte
Ihr Wille sie gebannt am Platz,
Nicht Sorg' um den verlornen Satz.
Da plötzlich fuhr es mir durchs Hirn,
Recht wie ein Blitz, so fiel's mir bei,
Daß irgend was im Winde sei,
Was mir nichts Arges prophezei'.
Da brachen denn die Worte los,
Verworren, ohne Folg' und Reih;
Gleichviel, war auch die Kunst nicht groß,
Sie hörte zu, — man kennt das Stück:
Wer einmal hört, hört noch einmal;
Ihr Herz ist sicher nicht von Stahl,
Und einmal „Nein“ heißt nicht „Zurück!“

9.

„Ich liebt' und war geliebt, — sie sagen,
Daß du, mein Fürst, die holde Schwäche
Nie kanntest; ist es wahr, so breche
Ich ab von meinen Liebesklagen.
Dir wär' es nur Geschwätz von Thoren;
Indeß nicht Jeder ist geboren
Sein Herz zu bänd'gen und wie du
Sich selbst und Völker noch dazu.
Ich bin ein Fürst, — ich war's vielmehr, —
Häuptling von Tausenden, die gern
Ihr Blut verspritzt auf mein Begehr;
Doch konnt' ich nie zum eignen Herrn
Mich machen. — Doch zu ihr zurück!
Ich liebte sie und ward geliebt, —
Bei Gott, es ist ein hohes Glück,
Bis es zu groß wird — und zerstiebt.
Wir sahn uns heimlich, und die Stunde
Die uns vereinte, Mund an Munde,
War Brautgeschenk zum süßten Bunde!
Es gab für mich nicht Nacht und Tag,
Nur dieser einen Stunde Schlag,
Die in der Jahre langer Frist
Ohn' ihres Gleichen war und ist.
Ich würde die Ukräne geben,
Könnt' ich sie einmal noch erleben,
Noch Knabe sein, der sel'ge Knabe,
Herr über nichts als nur zwei Dinge:
Ein liebend Herz und seine Klinge, —
Der kein Juwel besaß und Habe
Als nur der Jugend Göttergabe.
Wir sahn uns heimlich, — mancher sagt
Daß heimlich Glück zwiefach behagt;
Ich weiß es nicht, — ich hätte gern
Mein Blut verspritzt, um meinen Stern
Vor Gott und Menschen mein zu nennen;
Denn oft und lang hab' ich beklagt
Dies zu verstohlne Nahn und Trennen.

10.

„Wo Lieb' ist, sind auch Späher da;
So ging es uns. In solchen Sachen
Sollt' es der Teufel glimpflich machen, —
Der Teufel? — thut ihm nicht zu nah:
Es ist vielleicht ein alter, saurer
Heil'ger der sich in Alles mischt,
Was seine fromme Gall' erfrischt; —
Kurz, eines Nachts ertappten Laurer
Und griffen sie und mich.
Der Graf war mehr als wütend. Ich
War wehrlos, — aber selbst in ganzer
Kriegsrüstung, Kopf und Fuß im Panzer,
Weß konnt' ich mich allein getraun?
Wir waren seinem Schlosse nah,
Die Stadt war fern, kein Helfer da,
Und schon begann der Tag zu graun,
In dem ich meinen letzten sah.
So sprach ich denn ein kurzes, flottes
Notsprüchlein an die Mutter Gottes,
An einen Heil'gen oder zween,
Und ließ dann über mich ergehn.
Mit mir zum Schloßthor zogen sie;
Theresa's Loos erfuhr ich nie;
Wir sollten nie uns wiedersehn.
Ein zorn'ger Mann, wie ihr schon saht,
War er, der stolze Reichsmagnat;
Auch hatt' er Ursach zur Beschwerde.
Jedoch am meisten spie er Feuer
Aus Angst daß dieses Abenteuer
Des Stammbaums Zukunft treffen werde,
Und daß sein Grafenschild gerade
Solch einen Flecken auf sich lade,
Da er das Haupt des Hauses war, —
Er der sich selber unverholen
Hielt für den ersten Mann in Polen,
Wie mancher that, und ich nun gar!
Ein Page! Mord! — Ein Fürst vielleicht
Hätt' ihm den harten Schlag erweicht, —
Aber ein junges Pagenblut! —
Ich fühlt', — ich schildre nicht die Wut.

11.

„Bringt mir das Pferd!“ — es wird gebracht,
Ein edler Hengst in voller Pracht,
Tatarenblut, Ukräner Zucht,
Gebaut, als wäre seine Flucht

Gedankenschnell. Und er war wild,
Wild wie der Hirsch auf wilden Hügeln,
Noch nie versehrt von Sporn und Zügeln, —
Man fing ihn gestern im Gefild.
Und schnaubend, mähnenflatternd, bebend,
Rasend, doch fruchtlos widerstrebend,
Im vollen Schaum der Angst und Wut,
Ward hergebracht das Steppenblut.
Sie banden mich, der feile Troß,
Mit Gurt und Stricken auf das Roß —
Sie lassen es los — die Peitsche knallt —
Dahin — dahin — mit Sturmgewalt —
Wie Katarakt im Felsenspalt!

12.

„Dahin — dahin — die Luft versagt —
Ich sehe nicht wohin er jagt:
Kaum ist es Tages Anbeginn,
Und brausend geht's — dahin — dahin!
Der letzte Laut von Menschen war,
Als ich dahinflog vor der Schar
Ein Hohngelächter des Gesindes,
Das wiehernd mit dem Flug des Windes
Mir nachscholl einen Augenblick.
In jäher Wut riß ich mich auf
Und brach das Tau das mein Genick
Mit seinem Mähnenhaar verband,
Und heult', indem ich halb mich wand,
Flüche zurück. — Doch vor dem Lauf,
Vor meines Rosses Donnerhufen
Vernahmen sie wohl kaum mein Rufen.
Es wurmt mich! — hätt' ich dieser Rotte
Doch zahlen mögen Spott mit Spotte.
Ich zahlte später für das Stück!
Von jenem Schloßthor blieb kein Stein,
Von Graben, Zugbrück' und Bastein
Nicht Balken, Stang' und Spur zurück,
Und nicht ein Grashalm rings umher,
Als nur in der geborstnen Wand,
Wo sonst der Heerd der Halle stand.
Ihr kommt vorbei und ahnt nur schwer
Daß hier ein Schloß geragt ins Land.
Ich sah die Thürm' in Flammen stehn,
Die krachenden, geborstnen Zinnen,
Sah heißes Blei wie Wasser rinnen
Von dem versengten schwarzen Dache,
Das dick war, nur nicht dicht für Rache.
Sie haben kaum vorhergesehn,
Als sie, des wilden Rosses Bürde,
Mich, sausend wie auf Blitzes Strahl,
Hinschleuderten in Todesqual,
Daß ich einst wiederkommen würde,
Zehntausend Reiter hinter mir,
Zu danken für den schlimmen Ritt.
Der Graf hat arg mir mitgespielt,
Als mich das wilde Wüstenthier
Auf schaumbedecktem Rücken hielt:
Ich spielt' ihm nach, und wir sind quit.
Die Zeit mischt wunderbar die Karten,
Und wenn wir nur die Stund' erwarten,
So wird, wenn wir ihr nicht verziehn,
Keine Gewalt der Erd' entfliehn
Der zähen Wach' und Lauer dessen,
Der altes Unrecht nicht vergessen.

13.

„Dahin — dahin — mein Roß und ich,
Auf Windesfittigen durch die Flur,
Weit hinter uns der Menschen Spur!
Wir flogen wie ein Feuerstrich,
Wenn prasselnd in der Winternacht
Das Nordlicht zuckt mit wilder Pracht.
Nicht Stadt noch Dorf im ganzen Lande,
Nur wilde Ebne, weit und flach,
Und schwarz ein Wald am Himmelsrande,
Und ein'ge Thürme, blaß und schwach,
Auf fernen Hügeln, dort vor Jahren
Errichtet wider die Tataren; —
Sonst alles todt. Das Jahr vorher
Marschirte dort ein Türkenheer,
Und wo der Huf der Spahi's trat,
Da schwand das Grün der blut'gen Saat.
Der Himmel war so grau und schwer,
Und ächzend schlich der träge Wind, —
Ich hätte gern geseufzt wie er,
Doch weiter ging's — geschwind — geschwind —
Ich seufzt' und betete nicht mehr.
Von meinem kalten Schweiße war
Getränkt des Renners Mähnenhaar,
Doch schnaubend noch vor Wut und Schrecken,
Stob er dahin die weiten Strecken.
Mitunter freilich glaubt' ich fast,
Er lasse nach in seiner Hast, —
Doch nein: — denn meine leichte Wucht
War nichts für seinen starken Zorn
Und wirkte nur gleich einem Sporn:
Denn jeder Ruck, um von der Pein
Die wunden Glieder zu befreien,
Vermehrte seine Wut und Flucht.
Ich wollte schrein — es war Gelall,
Doch bäumt' er wie beim Peitschenknall,
Und wild bei jedem Laute, sprang
Er ab, als wär's Trompetenklang.
Indeß troff jeder Strick vom Blut,
Das niederschwamm in dickem Schaum,
Und einen Durst empfand mein Gaum,
Viel brennender als Flammenglut.

14.

„Und nun zum wilden Walde ging's;
Ich sah ihn endlos rechts und links,
Mit alten Bäumen hoch bespickt,
Vom rauhsten Sturme nie geknickt,
Der von Sibiriens Oeden saust
Und Busch und Forst im Flug zerzaust.
Doch diese standen weit, — dazwischen
Das jüngre Holz, mit seinem frischen
Und lust'gen Grün das Auge labend, —
Noch unverstreut vom Herbstesabend,
Der Waldesblätter, dürr und todt,
Anhaucht mit jenem fahlen Rot,
Das auf den welken Blättern ruht,
Wie auf den Leichen starres Blut,
Wann ausgetobt des Kampfes Wut,
Und über manch grabloses Haupt
Der Sturm der langen Frostnacht schnaubt,
So kalt, daß die gefrornen Backen
Der Rab' umsonst versucht zu hacken.
Es war ein struppig Unterholz,
Nur hin und wieder, hoch und stolz,
Die starke Eich' und zähe Fichte,
Doch weit getrennt, — und sehr verbunden!
Sonst war es aus mit der Geschichte.
Das Buschwerk ließ mich ungeschunden,
Und leidlich ging es meinen Wunden,
Verharscht vor Kält', und Strick' und Schnallen
Ließen mich nicht vom Pferde fallen.
Wir rascheln durch das Laub wie Wind,
Bis Wald und Wölf' entschwunden sind, —
Nachts hört' ich sie sich an uns drücken;
Ihr Rudel war uns dicht im Rücken,
Mit ihrem ewigen Galopp,
Der selbst den tiefen Haß der Rüden
Und Jägers Feuer kann ermüden,
Wohin wir flohn, sie waren nah;
Die Sonne kam, sie blieben da;
Ich sah den Schwarm, fast abzureichen,
Im Morgengrau durchs Dickicht streichen
Und hörte Nachts sich ihre hohlen
Raschelnden Schritte wiederholen.
Wie sehnt' ich mich nach Schwert und Speer,
Um meinen Feinden zum Verderben,
Mitten im Schwarm, nach tapfrer Wehr,

Wenn es nicht anders war, zu sterben.
Als meines Renners Lauf begonnen,
Da wünscht' ich schon das Ziel gewonnen, —
Nun bangt' ich um zu kurze Flucht!
Grundlose Furcht! — der Steppe Zucht
Durchmannt' ihn wie des Berges Reh, —
Nicht schneller kann der blendende Schnee
Mit seinen weißen Flockenwettern,
Den fliehenden Hirten niederschmettern,
Eh' er der Hütte Thor erreicht, —
Als durch den Wald der Renner streicht,
Haltlos und rastlos, wild und blind,
Rasend wie ein verzognes Kind,
Dem etwas quer geht, — nein, noch schlimmer,
Wie ein gereiztes Frauenzimmer.

15.

„Der Wald hört auf; — Mittag vorbei,
Doch kalt die Luft, obwohl im Mai,
Oder es lief mein Blut so kalt;
Andauernd Leiden zähmt gar bald.
Nicht war ich damals wie hernach,
Nein, jählings wie ein Winterbach,
Daß ich mein Herz austoben mußte,
Eh' ich noch recht die Ursach wußte.
Und so, voll Haß und Furcht und Zorn,
Qual hinter mir und Schrecken vorn,
Scham, Jammer, Hunger, Frost und Wunden,
In meiner Nacktheit so gebunden,
Sohn eines Stammes dessen Blut,
Wenn man es stört im stillen Gange,
Unter dem Tritt aufschäumt in Wut,
Wie die gereizte Klapperschlange, —
Was Wunder, wenn, erschöpft und krank,
Dies Herz am Ende niedersank?
Die Erde wich, der Himmel rollte;
Mir war's als ob ich fallen sollte, —
Doch nein — kein Strick der reißen wollte!
Mein Herz war krank, — mein Hirn war schwer —
Erst flog es wild, — dann schlug's nicht mehr.
Der Himmel schwang sich wie ein Rad,
Die Bäume taumelten wie trunken,
Durchs Auge sprang ein matter Funken, —
Dann sah ich nichts. — Kein Todter hat
Mehr Tod erlitten als ich litt! —
Zerquält von diesem Höllenritt,
Fühlt' ich das Dunkel nahn und fliehn, —
Ich rang mich wach und war zu schwach
Mich meinem Taumel zu entziehn.
Mir war's wie auf 'nem Brett im Meer, —
Die See schlägt über dich daher
Und hebt dich und erstickt zugleich
Und braust dich in ein ödes Reich.
Mein wogend Leben glich den wirren
Truglichtern die in tiefer Nacht
Unser geschloßnes Aug' umflirren,
Wenn Fieber im Gehirn erwacht.
Das Alles mocht' ich überwinden,
Doch nun kam Irsinn schlimmrer Art — —
Ich muß gestehn, es wäre hart,
Dies sterbend wieder zu empfinden,
Obwohl ich glaub', es giebt auf Erden
Weit mehr, eh' wir zu Staube werden.
Gleichviel! — ich bot oft ungescheut
Die Stirn dem Tode — sonst und heut.

16.

„Ich kam zu mir; — wo war ich? — lahm
Schwindlig und kalt. Das Leben kam,
Pulsschlag um Pulsschlag, zögernd wieder,
Und Ruck um Ruck, bis stechend dann,
Anfangs ein Krampf für meine Glieder,
Mein Blut, obwohl noch schwer und dick,
Von neuem seinen Lauf begann.
Mein Ohr erscholl von dumpfem Kochen,
Mein Herz fing wieder an zu pochen,
Ich konnte sehn; — doch, ach, der Blick
War dunkel, gleich als lieg' ein trüber
Nebel wie mattes Glas darüber.
Mir war's als rauschten Wellen nah;
Ein Streif vom Himmel auch war da,
Ganz dicht gestirnt: — 's ist kein Phantom!
Das wilde Roß im wildren Strom!
Des breiten Spiegels Fluten wogen,
So weit ich schau', in mächt'gem Bogen, —
Wir mitten drin — dorthin gewandt —
Zu jenem stillen, dunklen Strand.
Das Wasser brach der Ohnmacht Bann,
Und hatte den erstarrten Rumpf
Mit flücht'ger Stärke neugetauft.
Des Hengstes breite Brust zerkeilt
Die Brandung, die sich schäumend theilt,
Und schnaubend geht's voran!
Endlich am Land, im Ufersumpf, —
Ein Hafen allzu schwer erkauft;
Denn hinter mir lag Graun und Not
Und vor mir lagen Nacht und Tod. —
Wie viele Stunden, Nacht und Tag,
In unentschiedner Pein ich lag,
Das weiß ich nicht, — ich wußte kaum
Ob nicht mein Atmen nur ein Traum.

17.

„Die Mähne trieft, die Flanke dampft,
Das Knie erbebt, doch stark empor
Der Huf des wilden Rosses stampft
Hinan das glatte Moor.
Es glückt: — ein unbegrenztes Land
Liegt durch das Dunkel ausgespannt, —
Weit — weit — und weiter scheint der Saum,
Wie Abgründ' oft in bangem Traum,
Den Blicken zu entfliehn.
Manchmal ein Flecken streifig Licht,
Ein dunkles Buschwerk hie und da,
In vollen Massen, schwarz und dicht,
Die mondenhelle Flur durchbricht,
Nichts aber fern und nah
Was in der dämmerhaften Wüste
Wie eines Obdachs Hoffnung grüßte.
Kein zitternd Lämpchen schien von fern,
Ein gastlich milder Abendstern;
Ja, nicht einmal ein Irrwisch kam
Zu spotten über meinen Gram.
Hätt' ich sein Blendwerk auch geahnt,
Es hätte doch, wenn ich es sähe,
Tröstend im Jammer an die Nähe
Von Menschen mich gemahnt.

18.

„Und weiter ging's, — doch träg und zahm:
Die wilde Kraft brach endlich doch:
Der müde Hengst, erschöpft und lahm,
Keuchte nur matt und kroch.
Ein krankes Kind hätt' ihn gewiß
Regiert mit Geißel und Gebiß, —
Ich fragte nicht danach.
Was half mir noch um diese Zeit
Die spätgeborne Fügsamkeit?
Ich lag geschnürt, und selbst befreit,
War ich vielleicht zu schwach.
Zwar sucht' ich noch mit mattem Ruck
Zu brechen meiner Fesseln Druck,
Doch der Versuch mißlang!
Ich ließ den müß'gen Kampf zuletzt;
Mein Fleisch war nur noch mehr zerfetzt,
Die Qual nur doppelt lang.
Beendet schien die tolle Bahn,
Obwohl wir nicht das Ziel ersahn:
Ein Streif verhieß der Sonne Nahn —
Wie träg stieg sie empor!
Mir schien's als ob die graue Strecke
Sich nie mit Tagesschimmer flecke;
Wie träg hinfloß die Nebeldecke,
Eh' aus des Ostens Thor

Die Morgenflamme purpurn kam,
Den Sternen ihre Krone nahm,
Und hoch von ihrem Thron allein
Die Welt verklärt' in ihrem Schein!

19.

„Die Sonne stieg, die Nebel rollten
Zurück von dieser todten Welt —
Unübersehbar rings das Feld!
Was hülf' es wenn wir wandern wollten
Durch Wald und Fluß? Nicht Mensch noch Thier,
Nicht Fuß- noch Hufesspur war hier,
Kein Lebenshauch ringsum!
Nirgend auf dieser üpp'gen Flur
Des Wandrers oder Pflügers Spur, —
Sogar die Luft war stumm;
Und keines Käfers summend Horn,
Kein Vogelschlag aus Busch und Dorn
Klang durch die Frühe. — Manche Werste,
Keuchend als ob das Herz ihm berste,
Schlich noch das müde Thier feldein,
Und stets wir zwei, so schien's allein.
Da, — wie mein Pferd sich weiter plackt, —
Glaub' ich ein wiehernd Roß zu hören
Aus jenem Dickicht schwarzer Föhren, —
Ist's Wind was in den Zweigen knackt?
Nein! stampfend aus dem Forste jagt
Ein ganzer Trupp, — sie nahen schon, —
In einer mächtigen Schwadron!
Ich möchte schrein, — die Luft versagt.
Die Rosse brausen mutig weiter —
Wo aber sind die Zäum' und Leiter?
An tausend Pferd' und keine Reiter!
Mit wehnder Mähn' und fliehndem Schweif,
Mit Nüstern, nie gepreßt vom Reif,
Das Maul noch frei von Zaum und Blute,
Hufe die niemals Erz beschuhte,
Die Flanken rein von Sporn und Rute, —
Ja, tausend Pferde, wilde, freie,
Wie Wogenreih' auf Wogenreihe,
In dichtem Schwarm, im Donnerschritt,
Als komm' er unsrem Nahn zuvor.
Der Anblick rafft mein Pferd empor;
Es strauchelt vorwärts, spitzt das Ohr,
Und um ihr Grüßen zu erwiedern,
Wiehert es matt — und fällt,
Das Aug' umglast, die Brust geschwellt,
Liegt es mit dampfenden starren Gliedern,
Vorbei sein erst- und letzter Ritt!
Her braust der Troß, — sie sehn mein Roß,
Sehn mich, mit manchem blut'gen Strang
Seltsam geschnürt das Kreuz entlang;
Sie stutzen — prallen — schnüffeln nieder —
Sprengen ein Weilchen hin und wieder —
Nahn — fliehen — kreisen um den Platz —
Dann Kehrt gemacht mit jähem Satz,
Geführt vom größten schwarzen Hengst
(Er schien ihr Patriarch schon längst,)
Auf dessen zott'ger Rappenhaut
Man nicht ein weißes Härchen schaut,
Schnauben sie, schäumen, wiehern, fliegen
Zurück zum Walde langgestreckt,
Von einem Menschenaug' erschreckt,
Und lassen mich verzweifelnd liegen,
Geschnürt ans todte, starre Thier,
Das reglos daliegt unter mir,
Frei von der ungewohnten Bürde
Die unauflöslich ihn umschloß,
Ihn selbst und mich, — der einsam lag
Halbtodt auf todtem Roß!
Kaum ahnt' ich daß ein andrer Tag
Mein hülflos Haupt bescheinen würde!

20.

„Und so, von früh bis spät gebunden,
Fühlt' ich den trägen Gang der Stunden,
Und sah — so viel noch konnt' ich sehn —
Der Sonnen letzte niedergehn,
In hoffnungsloser Zuversicht,
In jener Fassung, die uns immer
Des Lebens bängstes Schreckgesicht,
Der Aengste letzten, schwersten Rest
Als unvermeidlich sehen läßt,
Wohl gar als der Erlösung Schimmer,
Und wenn auch rasch, darum nicht schlimmer.
Doch scheun und meiden ihn fast Alle,
Und thun, als wär' er eine Falle,
Der kluge Leut' entgehn:
Oftmals erwünscht, ja heiß begehrt,
Gesucht mit selbstgezücktem Schwert,
Doch stets ein ekler, düstrer Schluß,
Sogar für schwarzen Ueberdruß,
Und nirgend gern gesehn.
's ist seltsam mit der Weltlust Söhnen,
Die schwelgend alles Maß verhöhnen,
Mit Festgelagen, Wein und Schönen,
Daß sie so still, oft stiller sterben
Als Andre die nur Elend erben.
Denn wer von jedem Reiz und Glück
Gekostet hat sein gutes Stück,
Der hofft nichts mehr, läßt nichts zurück:
Und Zukunft des Gerichts?
Man weiß daß die den guten Mann
Oft mehr als Schlechtre schrecken kann, —
Es kommt nur auf die Nerven an, —
Sonst aber drückt ihn nichts.
Der Dulder wünscht sich nie sein Ende;
Stets hofft er daß sein Glück sich wende;
Ihm ist der Tod, wenn er erscheint,
Ein Räuber nur, ein böser Feind,
Der ihm das Paradies verneint.
Das Morgen sollt' ihm Alles geben,
Von Qual befrein, vom Sturz erheben;
Das Morgen war, das vor ihm lag,
Sein erster nicht verfluchter Tag;
Und goldne Jahr' in langer Feier
Schaun leuchtend durch den Thränenschleier,
Der Lohn für manch durchweinte Nacht;
Das Morgen bracht' ihm Glück und Macht
Zu Herrschaft, Glanz, zu Rach' und Labe, —
Und wenn es tagt, liegt er im Grabe!

21.

„Die Sonne sank, — ich lag inzwischen
An mein erkaltend Pferd gebannt,
Um Staub mit Staub, so schien's, zu mischen.
Mein Auge brach, — Tod schien Erfrischen, —
Die Hoffnung auf Erlösung schwand.
Ich sah zur Sonn' ein letztes Mal,
Und zwischen mir und ihrem Strahl
Sah ich den harr'nden Raben schweben:
Er wollte kaum die Frist mir geben,
Bis beide aufgehört zu leben, —
So lockt' ihn schon sein Mahl.
Er kreiste, nahte, stieg empor,
Und immer näher als zuvor:
Sein Flügel huscht' im Dämmerlicht
Hinstreifend über mein Gesicht, —
Ich konnt' ihn schlagen, hätten nicht
Die Kräfte mir versagt.
Jedoch die matt erhobne Hand,
Mein leises Scharren durch den Sand,
Der Kehle Würgen, dumpf und schwer,
(Denn eine Stimme war's nicht mehr),
Hatt' ihn zuletzt verjagt.
Mehr weiß ich nicht. — Mein letzter Traum
War so als leuchte mir von fern
Ins dunkle Aug' ein holder Stern,
Bald näher, bald erkennbar kaum.
Dann, kalt und bänglich und verschwommen,
Gefühl als würd' ich zu mir kommen,
Und dann ein Ebben aller Glieder,
Und dann ein wenig Atem wieder,

Ein Rieseln — eine kurze Pause —
Ein eisig Grausen übers Herz
Hinfröstelnd, — und mein Hirn, als sause
Ein Funkenschwarm die Kreuz und Quer, —
Ein Krampf — ein Stich — ein jäher Schmerz —
Ein Seufzer — und nichts mehr.

22.

„Ich war erwacht. — Wo bin ich hier?
Neigt sich ein menschlich Antlitz nieder?
Und schließt ein Dach sich über mir?
Und ruhn auf Kissen diese Glieder?
Ist, wo ich lieg', ein Kämmerlein?
Kann dies ein irdisch Auge sein,
Das mich bewacht mit mildem Glanz?
Noch einmal schloß das meine sich,
Als müßt' ich zweifeln ob schon ganz
Die Ohnmacht von mir wich.
Ein Mädchen, langgelockt und schlank,
Saß wachend auf der Hüttenbank;
Ich fing ihr funkelnd Aug', als kaum
Mein Geist erwacht war aus dem Traum.
Von Zeit zu Zeit herüber sandte
Sie forschend und mitleidig mild
Ihr schwarzes Auge, frei und wild;
Ich sah und sah — bis ich erkannte,
Dies sei kein Fieberbild;
Nein, ich sei frei, nicht länger jetzt
Zum Fraß den Geiern ausgesetzt!
Als das Kosakenmädchen da
Mein schweres Aug' entsiegelt sah,
Lächelte sie, — ich wollte sprechen
Und konnte nicht; — sie aber stand
Vom Sitz empor, mit Lipp' und Hand
Mir winkend, nicht die Ruh zu brechen,
Eh' meine Kräft' ausreichend seien,
Um meine Stimme zu befreien.
Dann nahm sie meine Hand und strich
Den Pfühl zu Häupten glatt und schlich
Auf leisen Zehn zur Thüre sich
Und flüsterte zum Gang hinaus, —
O süßer Ton! — melodische Süße
Umschwebte selbst die kleinen Füße!
Sie rief, — doch Alles schlief im Haus,
Und sie ging fort, — doch erst im Nu
Warf sie noch einen Blick mir zu,
Noch einen Wink für mich, ich solle
Ganz ohne Furcht sein, Jeder sei
Zu meinem Dienst und nahebei,
Und daß sie selbst nicht zögern wolle
Zurück zu sein. — Indeß sie fort war,
Seltsam wie einsam mir der Ort war!

23.

„Sie kam zurück, — ihr Vater kam —
Kurzum, ich will Euch nicht mehr plagen
Mit Allem was sich zugetragen,
Seit der Kosak mich zu sich nahm.
Sie fanden mich für todt im Feld;
Sie trugen mich ins nächste Zelt;
Sie brachten mich zurück ins Leben,
Mich — um ihr Reich mir einst zu geben.
Der eitle Narr, sich letzen wollt' er
An meiner künstlich scharfen Folter;
Er schickte mich voll Grimm und Hohn
Nackt, reglos, blutend und allein
Durch eine Wüst' auf einen Thron.
Wer kann sein Schicksal prophezein!
Niemals verzweifelt! nie verzagt!
Eh' es zum zweiten Male tagt,
Sieht der Borysthenes vielleicht
Schon unsre Pferd' auf türk'schem Rasen
In voller Seelenruhe grasen.
Ich hatte nie für Türkenerde
Ein Willkomm wie ich's rufen werde,
Wenn wir sie diesmal erst erreicht. —
Nun gute Nacht!“

24.

Der Hetman warf
Sich lang zur Erd' im Eichenschatten,
Wo sie sich Laub geschichtet hatten;
Ein weicher Bett als dies bedarf
Kein Mann wie er, der seine Rast
Nimmt, wann er kann und wo es paßt; —
Und Schlaf umfing sein Auge dicht.
Ihr staunt vielleicht daß für die Kunde
Karl ihm nicht dankt'; — er staunte nicht:
Der König schlief seit einer Stunde.

* Aus einem alten Hause.

Erzählung von Karl Seifart.

Ich führe dich, lieber Leser, in eine alte deutsche Stadt von mittlerer Größe. Wir schreiten durch ein gewölbtes Thor, dessen Stirn das verwitterte Stadtwappen mit dem Renovatum 1367 trägt, und treten in die Hauptstraße, welche sich gleich einem vielfach gekrümmten und kleinere Flüsse und Bäche aufnehmenden Strom durch zwei Reihen in sie einmündender Gassen und Gäßchen windet. Seltsam contrastiren die Gebäude auf beiden Seiten der Hauptstraße, indem moderne, mit aller Rücksicht auf Bequemlichkeit und Comfort erbaute Häuser mit alterthümlichen Bauten aus der Renaissance-Periode und dem Mittelalter wechseln. Die Straße hat für Architekten, Künstler und poetisch gestimmte Gemüther ungemein viel Anziehendes, und die Bewohner sind bereits daran gewöhnt, daß Fremde häufig stehen bleiben und lange zu den mit Bildwerk und seltsamen Arabesken reich verzierten Giebeln aufschauen; drum können auch wir hier, ohne aufzufallen, mit dem Rücken gegen die thürgroßen Schaufenster des im Kasernenstile aufgeführten Hauses von Kibitz und Compagnie Posto fassen und mit Muße das gegenüber liegende, steinerne Stück Mittelalter betrachten.

Aber das altergraue Haus betrachtet auch uns und giebt uns aus den unverschlossenen, gothischen Fenstern seines unbewohnten, gezackten Giebels unsere zudringlichen Blicke finster zurück. Wie mit schwarzen, hohlen Augen schaut es auf uns und auf das übrige Menschengewürm, welches seine vierhundertjährigen Grundfesten umwimmelt, ernst und düster herab, und damit es so recht den Eindruck eines versteinten Riesengesichts mache, muß auch gerade unter den dunklen Fensteröffnungen eine lange und schlanke steinerne Nase hervorspringen; das ist der Erker, welcher sich bis auf den mit einer blattreichen Rose geschmückten Spitzbogen des Haupteingangs erstreckt, dessen vielfach geborstene Umrahmung, wie der faltenreiche Mund eines alten Mütterleins, wunderbare Mähren aus alter Zeit zu erzählen verspricht. O, und das Haus kann erzählen! So lange und so viel, daß wir einen guten Theil der großen Folianten damit füllen könnten, die es einst in seinem Erkerzimmer bewahrte, als nämlich dort vor mehr als zweihundert Jahren der hochgelahrte und fromme Magister Scholenius, Superintendens zu St. Katharinen, wohnte. Aber die herrliche Bücherei des Ehren-Scholenius haben damals die kaiserlichen Völker theils verbrannt, theils ihren Rossen untergeworfen, welche in den Zimmern des Erdgeschosses eine dichte und warme Stallung gefunden hatten.

Hätte der ehren- und tugendreiche Rathmann Herr Albrecht von der Rosen diesen Gräuel ahnen können, als er den Grundstein zu dem Hause legte, welches an Pracht und Zierlichkeit alle damaligen Geschlechter-Häuser weit hinter sich ließ, er würde nicht mit so fröhlichem Herzen die dreimal drei Schläge der Weihe gethan haben. Zwar erschrack er ein wenig, als dem letzten Schlage sprühende Funken folgten, und die geladene Gevatterschaft, welche das ausgegrabene Fundament umstand, schüttelte bedenklich mit den Köpfen; indeß das Haus überlebte ihre Kinder und Kindes-Kinder und ist ja, wenn auch während der Kriegsläufte oftmals arg verwüstet, doch bis heute

noch nicht ein Raub der Flammen geworden, welche die bösen, dem Grundstein entlockten Funken prophezeieten.

Fast hundert Jahre hindurch blieb das Haus „zur Rose", wie man es wegen seines auf Namen und Wappen des Bauherrn deutenden Zeichens nannte, in der Hand der bei Rath und Bürgerschaft hoch angesehenen von Rosenschen Familie, und so schmuck und wohlhäbig wie sein Aeußeres ausschauete, schauete auch mit Gold und Pelzwerk, mit Sammt und Seide angethan sein lebendiger Inhalt vom Söller und aus den Fensternischen auf das Gewühl der Straße herab. Ein Geschlecht um das andere erblühete und welkte hin in Pracht und Wohlstand, der Jubelschall manch fröhlichen Hochzeitsgelages war an den Mauern und Wänden des stattlichen Patricierhauses verhallt, und die traulichen Gemächer und wohnlichen Erkerstübchen hatten gar oft stilles Liebesglück und süßes Gekose der Welt verborgen. Selbst Todesfälle hatten nur auf kurze Zeit das Gefühl des Glücks und Wohlseins der Familien getrübt, und die Pracht und der Glanz des vornehmen Hauses durfte sich auch bei diesen Trauerfällen nicht verleugnen. War doch, wie die ältesten Leute sagten, in der Stadt noch keine „Haut mit solchem Aufwand verzehrt," wie die des Herrn Albrecht von der Rosen, als er von Kerzen umknistert auf seidenem Todtenbett lag; auch hatte das sich drängende, reich beschenkte Volk noch keinen solchen Pomp gesehen, wie er dem Leichnam folgte, als man ihn aufhob und in die Familiengruft zu St. Katharinen trug.

So wurden nach einem wenig getrübten Leben auch Albrechts Sohn und Sohnes-Sohn begraben; dann aber erlosch plötzlich der Glücksstern, welcher bisher dem Hause zur Rose geleuchtet, hinter finster heraufziehenden, unheilschwangern Wolken. Da, als blindwüthende Leidenschaft, Jammer und Tod in die verödeten Gemächer eingezogen waren, litt auch das Haus mit seinen Bewohnern; ja, eine Zeitlang stand es ganz unbewohnt, und Niemand dachte an Aufputzen und Bessern, unter den von Rost zerfressenen Drachen der Dachtraufe bekleidete sich das Gestein mit feuchtem Moos und starrte, immer grauer und finsterer werdend, eisig auf die unten vorbeiwogenden Menschen herab. Diese hielten sich auch nicht lange bei dem unheimlichen Hause auf; nur mit einem scheuen Blick streiften sie das graue Gemäuer und gingen dann eilig ihre Straße. Schau! dahin, lieber Leser, nach jenem unter Giebelblumen versteckten Steinbilde richteten damals die Leute ihre Blicke; das Bild war die einzige Neuerung, die man derzeit an dem Hause vorgenommen; jetzt aber ist's auch schon grau und morsch geworden, und kaum erkennst du noch das knieende Frauenbild und hinter ihm das grimme Gesicht des Henkers, welcher das Schwert nach dem gebeugten Nacken zückt. Vor dreihundert Jahren trat wohl in manches hinaufschauende Auge eine Thräne, doch schon das folgende Geschlecht blickte gleichgültiger hinauf, bis endlich die Geschichte der Entstehung des Bildes mit dem Bilde selbst undeutlich und verwischt wurde und nach und nach gänzlich aus dem Gedächtniß der Menschen verschwand. Nur sagenhafte und ganz verdrehete Bruchstücke davon findest du noch hin und wieder im Munde des Volks, ich aber kann dir nach meinem alten, vom Meister Kirchner angelegten Diarium getreulich berichten, was jenes verwitterte Bild den längst vorausgegangenen Geschlechtern erzählte. — Doch gieb mir deinen Arm, Freund, damit ich's dir peripathetisch wiedererzähle, denn ich sehe, daß Herr Polycarpus Kibitz, der blutjunge „Alte" des hinter uns prangenden Modewaarengeschäfts, gar giftige Blicke auf uns schießt. — Komm! wir wollen den Jüngling nicht weiter ärgern. Doch halt, noch ein Augenblickchen! Warum er sich ärgert, fragst du? — Antwort: Weil er glaubt, daß wir, statt nach dem steinernen Frauenbilde am Erker, nach dem lebendigen lieblichen Frauenbild im Erker schauen. — Da, sieh' nur das von goldenen Locken umwallte Blumengesichtchen, welches dort am mittlern Erkerfenster Epheuranken und Monatsrosen umrahmen; das ist Eugenie, die jetzt mit ihrem alten, gichtbrüchigen Oheim das alte Haus bewohnt. — Kibitz! Kibitz! das Blümlein ist nicht für dich gewachsen, und so Gott will, wirst du all deine Tücke vergebens ersonnen haben.

Doch das ist eine andere Geschichte, die du auch noch hören sollst, geduldiger Leser, jetzt wollen wir gehen und zuerst die alte Geschichte abwickeln. Schon dämmert der Abend herauf, und bald versilbert der Mond die stattlichen Dome und kantigen Giebel der Stadt, dann webt und schwebt es geheimnißvoll und seltsam wie Geisterhauch um die alten Häuser, und es ist, als ob flüsternde Stimmen dem Erzählenden zu Hülfe kämen, damit er von längst entschwundenem Lieben, Leiden und Leben genaue und gerechte Kunde gebe.

Also: das Geschlecht der Rosen hatte immer im Rathe gesessen, aber Henning von der Rosen, der Urenkel Albrechts, war der erste, der durch die Wahl der freien reichsstädtischen Bürger den höchsten Ehrensitz im Stadtregimente einnahm. Als regierender Bürgermeister einer angesehenen deutschen Reichsstadt durfte sich derzeit Henning von der Rosen an Macht und Gewalt mit manchen Fürsten messen, und der stattliche Mann war ganz dazu angethan, die freie Bürgerschaft fürstlich zu vertreten. Schon als Riedemeister hatte er nicht allein während blutiger Fehde tapfer für die Stadt gestritten, sondern auch durch sein kluges und mannhaftes Auftreten vor Kaiser und Reich die alten Rechte und Freiheiten des städtischen Gemeinwesens aufs Nachdrücklichste zu wahren gewußt, so daß er nun in seinen reifern Jahren als ein hochangesehener und von vielen gefürchteter Mann an die Spitze der Rathsverwandten trat.

Henning führte ein strenges Regiment und schonte weder Gevatter noch Freund, wenn es darauf ankam, das Recht walten zu lassen; nicht selten auch riß ihn seine Unbeugsamkeit und sein jäher Zornmuth zu großer Härte hin, und dann machte es ihm nicht viel Sorge, ob er den ihm anvertrauten Blutbann genau nach der Verordnung hege, welche damals der regierende Kaiser Karl V. allen deutschen Reichslanden vorgeschrieben hatte. So that er in seinem strengen Eifer oft mehr, als er vor den Rechten verantworten konnte, und nicht umsonst hatten der Syndikus und andere rechtsverständige Männer unter schwerem Seufzen mit den Köpfen geschüttelt, als Henning im vierten Jahre seiner Amtsführung als vorsitzender Oberstrichter den Ausschlag bei der Verurtheilung des Junkers Hanitz und seiner Genossen gab, welchen das Schwert zuerkannt wurde, weil sie als „schnöde Landfriedenbrecher Bürgerschaft und Stadt böslicher und ungerechter Weise befehdet" haben sollten.

Auch war schon von vornherein der ganze Handel mit dem Herrn von Hanitz so gewaltthätig durch den Bürgermeister angegriffen und geleitet worden, daß der Stadt nur Schaden und Nachtheil daraus erwachsen konnte, und hätte der Kaiser nicht damals mit den Lutherischen und dem Kurfürsten alle Hände voll zu thun gehabt, und frühzeitig einen Daus zwischen das böse Spiel werfen können, so wäre der Stadt ein groß Stück Geld und vielen Leuten Blut und Thränen erspart worden. Denn ein unparteiischer und besonnener Richter würde die Sache des Junkers viel milder beurtheilt haben als Henning von Rosen, dessen nicht wohlgezogener Sohn Veit die eigentliche Veranlassung zu dem bösen Handel gegeben hatte.

Der Veit war Hennings einziger Sohn, denn die andern Kinder und die Hausfrau waren seit Jahren verstorben, so daß der harte Mann mit dem Erstgeborenen und einem Pflegling allein stand. — Da wäre es nun sehr wohlgethan gewesen, wenn der Vater die Härte, die er sonst so gern fühlen ließ, auch ab und an gegen den Sohn herausgekehrt hätte; aber dem Veit gegenüber war der sonst so löwengrimme Henning ein sanftmüthig Lamm, und so kam es, daß des mißrathenen Söhnleins angeborne Tücke mit seinen Jahren und Kräften zunahmen und wuchsen.

Von Kindheit auf hatte man ihn in der Stadt nur den „wilden Veit" genannt, jetzt aber, nachdem er die zwanzig überschritten und so Manchen durch seinen wilden, rohen Uebermuth an Leib und Ehre gekränkt hatte, nannte man ihn den „bösen Veit." Als nun

andere Geschlechtersöhne und Standesgenossen den „Rülz“ und „Umpenplump“ wegen seiner bösen Sitten gern vermieden, suchte er sich seinen Anhang unter den geringern Bürgern und wüsten Gesellen, die sich gern von ihm budeln ließen, um von seinem stets gefüllten Beutel mit zehren zu können.

Mit solchen wüsten Gesellen war der böse Veit denn auch nach einer durchzechten Nacht zur Jagd ausgezogen, hatte über die städtischen Gemarkungen hinaus ein Wild verfolgt und auf Hanitzens Grund und Boden erlegt; darüber war es mit des Junkers Dienern zu einem blutigen Streite gekommen, in welchem diese den Kürzeren zogen und mit blutigen Köpfen zusehen mußten, wie die Frevler das erlegte Wild mit höhnendem Triumpfe fortführten.

Diese Kränkung und Verachtung seines guten Rechts empfand der Junker von Hanitz sehr übel und ließ sich im Zornesanfall durch seine Freunde, den Ritter von Schmedstedt und den Junker Erlnbach verleiten, mit gewappneten Knechten unter die städtischen Heerden zu fallen, um dieselben als ein Pfand bis zum Austrag der Sache an sich zu behalten. Freilich war ein sich zur Wehr setzender Hirt bei dem Strauß erschlagen, und nach wenigen Wochen, da die Fütterung den verbündeten Edeln zweifelsohne zu theuer kam, das weggetriebene Vieh theils verzehrt, theils verkauft; alles das machte aber das Verfahren nach den Begriffen jener Zeit noch nicht zum Landfriedensbruch und böswilliger Fehde, zumal da der Junker der zuerst beleidigte Theil war, und darum verhöhnten die verbündeten Edeln mit bittern Schmähworten die Klage auf böswillige Fehde und die Vorladung vor das städtische peinliche Gericht, welche Ladung Henning von der Rosen an alle Stadtthore hatte schlagen lassen. — Ja, die Geladenen nannten den stolzen Henning sogar in einem zu Frankfurt im Druck ausgegangenen und mit vielen närrischen Holzschnitten verzierten Schmähbüchlein einen „offenbaren, arbeitseligen Esel“, weil er so einfältig sei, freie Edelleute nicht allein vor ein Gericht zu laden, dem sie vermöge ihres Herkommens gar nicht unterständig wären, sondern dazu noch vor ein Gericht, in welchem Henning als Vater des Hauptübelthäters in eigener Sache zu Gericht sitze; erst solle er, schloß das Büchlein, seinen saubern Veit mit einem Sechsdreierwecken aus dem Seilerladen vergiften, dann wollten sie darauf denken, ihm mit guter und standesmäßiger Manier Rede zu stehen.

Durch diese Schmähschrift, in welcher auch manches schnöde Wort über die Bürger gesagt war, erhitzten sich die Köpfe in der Stadt dermaßen, daß sie sich willig finden ließen, Hanitzens festes Haus mit gewaffneter Hand zu überfallen, um ihn mit Gewalt vor ein Gericht zu schleppen, gegen welches er mit Fug und Recht protestiren konnte. Besonders war es der böse Veit, der eifrig zu diesem tollen Stücklein trieb und es hauptsächlich auch mit seinen Buben und Zechgenossen in einer stürmischen Nacht, als Hanitz und seine Hausleute sich dessen am wenigsten versahen, glücklich ausführte.

Der Handstreich gelang über alles Erwarten wohl, denn man fand nicht allein den Hanitz in seinem Neste, sondern auch die beiden Mitschuldigen, von Erlnbach und von Schmedstedt, welche, um des andern Tages mit dem Hanitz zu jagen, in dem Hause übernachtet hatten. Die zum Tod Ueberraschten wurden mit leichter Mühe bewältigt, sahen hart gefesselt bald den rothen Hahn über das Dach fliegen, unter welchem sie eben noch friedlich geruht, und wurden unter dem wüsten Hohn des zusammenlaufenden Pöbels in den städtischen Gewahrsam abgeführt.

Doch verzog sich nicht jeder Mund zu Hohn und Schimpf, als der wilde Zug bei Fackelschein durch die Straßen tobte, vielmehr hauchte mancher schöne Mund ein inniges Bedauern, und als der Hanitz blutend und mit zerfetzten Kleidern von Stadtknechten geführt am Hause zur Rose vorüberschritt und einen langen schmerzlichen Blick zu dem geöffneten Erkerfenster aufwarf, da entwand sich dem schreckenbleichen Munde der schönsten Jungfrau der Stadt ein lauter Schmerzensschrei, und sie selbst sank wie leblos in die auffangenden Arme einer dienenden Frau.

Das ging so zu: Der junge, schmucke Hanitz war niemals ein übermüthiger und gemeinschädlicher Buschklepper oder Heckenreiter gewesen, sondern stets ein feiner, ritterlicher und der Stadt befreundeter Herr, der selbst während der letzten Fehde auf Seiten der Stadt gestanden und in Friedenszeiten fast täglich dort in Freundschaft verkehrt hatte. Er war bei mancher Hochzeit und bei manchem Geschlechterbanket ein besonders von den Jungfrauen gern gesehener Gast gewesen, weil er mit seinem ritterlichen Wesen allen Weiberherzen wohlgefiel; darum that es manchem Herzen wehe, daß man so grausam mit dem Junker verfuhr; und es fielen heimlich viel harte Worte über den Bürgermeister und den bösen Veit.

Kein Herz aber wurde durch des Junkers Mißgeschick und Gefahr aus besonderer Ursache so schwer getroffen als das der schönen Hedwig, eines armen und verwaisten Edelfräuleins, welches wie ein Kind vom Hause bei dem Henning lebte. Eltern und Habe hatte die Hedwig, als sie noch ein zartes Kindlein war, während der verwüstenden Bauernkriege verloren, und schon hatte auch im wilden Tumulte des Schloßbrandes ein trunkener und viehischer Gesell, der mit Andern plündernd durch die Gemächer taumelte, seinen Speer nach dem Kinde in der Wiege gezückt, als sich ein anderer der Unschuld erbarmte, die Mordwaffe zurückschlug und das Kind mit sich aus dem brennenden Schlosse trug. — Einige wilde Genossen verhöhnten den Simon, so hieß der Retter der kleinen Hedwig, wegen seiner nichtsnutzigen Beute, die er sorgsam in den Armen hielt, aber er hatte, wie sich bald zeigen sollte, von allen die beste Beute gemacht, denn ihm rettete wiederum das Kind das Leben, während ein guter Theil seiner Genossen ihren geraubten Plunder wohl zurücklassen mußten, als ihre Köpfe unter dem Schwerte des Henkers fielen. — Als nämlich gleich nach jener Mordnacht ein gegen sie ausgeschickter Trupp Reisiger die tobenden und zechenden Bauern erreichte, ward ihrer ein großer Theil niedergemacht, und was nicht auf der Stelle durch Schwert und Speer das Leben verlor, ward gefangen abgeführt zum blutigen Gericht. Unter den Gefangenen war auch Simon mit dem Kindlein, und weil dies seine einzige Beute bei der Plünderung geworden war, sah man ihn wegen seines guten Herzens gnädig an und schenkte ihm das Leben, zumal als des achtbaren Hennings von der Rosen junge Hausfrau, Richenza, für den armen Schächer bat. Die Richenza that noch mehr, sie nahm das gerettete, hülflose Mägdlein zu sich ins Haus, um es mit der kleinen Elsbeth, ihrem gleichalterlichen Töchterchen, aufzuziehen, und auch der Simon kam als ein dankbarer, treu dienender Knecht in das Haus zur Rose. — Da lebte denn in dem vornehmen Hause Alles in Eintracht, Glück und Frieden viele Jahre hindurch, bis das große die ganze Stadt verheerende Sterben eintrat. Aus Aegyptenland oder Syrien war das Pestmännlein gekommen und stieß mit seinem höllischen Gifte die Hütte des Bettlers und das Haus des Reichen an; da ward auch das Haus zur Rose so grausam vergiftet, daß nur der Hausvater mit dem bösen Veit, der Hedwig und dem alternden Simon übrig blieb.

Dies grausame Mißgeschick traf den Henning, als er eben sein höchstes Ehrenamt angetreten hatte, und mochte viel dazu wirken, daß er fortan in seinem neuen Amte so hart und eisern wurde.

Ein großes Trauerhaus war das Haus zur Rose geworden, der prangende Gelaggadem erdröhnte nicht mehr von dem Jubel fröhlich zechender Gäste; unheimlich wie in öder Kirche schallten die leisen Stimmen der Leidtragenden durch die leeren Gemächer; der helle muntere Gesang der Elsbeth, welche mit der Hedwig zur bildhübschen Jungfrau herangewachsen war, erklang nicht mehr im traulichen Erkerstübchen, und der früher so schalkische Simon trieb nicht wie sonst seine Possen unter aufjauchzendem Gesinde in der Küche, sondern schlich, grau und alt werdend, mit seinen Schlüsselbunden im Hause umher, mürrisch und finster wie sein Herr, über dessen Lippen fürder

kein Lächeln kam. — Das größte Leid aber trug wohl die unter den finstern Männern zurückgelassene Hedwig; sie wäre am liebsten der mütterlichen und der schwesterlichen Freundin ins Grab gefolgt, und ein langes schweres Siechthum, welches die blühenden Wangen der Jungfrau bleichte, schien ihren Wunsch erfüllen und sie den lieben Vorausgegangenen nachführen zu wollen, bis dann doch nach vielen Monden die junge, frische Lebenskraft siegte und die hinwelkende Blume wieder rosig anhauchte und erblühen ließ. Aber die Hedwig blühete fortan wie eine Rose, die schwer vom Morgenthau das Haupt neigt, und als endlich ein goldener Sonnenstrahl des höchsten Glücks das gebeugte Haupt aufrichtete und die thränenfeuchten Augen trocknete, da wollte es das finstere Geschick, daß sie bald auf immer verlöschen sollten.

So stand's im Hause des Bürgermeisters, und außer dem gleichgültigern Gesinde gab's dort nur einen einzigen, der nicht im innersten Gemüthe gebrochen und geknickt war; das war kein anderer als der böse Veit, der begrub seine Trauer in den Weinkrügen und wirthschaftete, seitdem die mahnende Mutter ihm nicht mehr zur Seite stand, noch toller und wilder als je zuvor.

(Fortsetzung folgt.)

* Vom Schillerhause zu Marbach.

Trotz aller Aufrufe und Bemühungen des in Marbach bestehenden Ausschusses für den Ankauf des Schillerhauses sind bis jetzt nur etwa 1000 Gulden eingegangen. — Das Jahr neigt sich seinem Ende zu, und es muß noch manche Börse sich öffnen, sollen die 4000 Gulden, um welchen Preis der Kaufvertrag mit dem jetzigen Besitzer des Hauses abgeschlossen ist, zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Dichters zusammen kommen.

Es wäre traurig, wenn in ganz Deutschland die kleine Summe nicht aufgebracht werden könnte. Man liest einen solchen Aufruf zur That, ohne ihn zu beachten, und doch ist es jetzt die höchste Zeit, soll das Haus noch gegen November künftigen Jahres hin würdig wieder hergestellt werden. Daß im Lauf der Jahre viele, wenn auch unbedeutende Aenderungen von den jedesmaligen Besitzern desselben gemacht wurden, die nun im Falle des Ankaufs beseitigt werden müssen, läßt sich ja begreifen. — Nicht unmöglich wäre es ferner auch, daß plötzlich die Spekulation sich des Hauses bemächtigte und wir vielleicht hinfort in das Haus des geliebten Dichters nur gegen Erlegung von einigen Kreuzern eintreten dürften! — Es ist Alles schon einmal da gewesen, und daß eine solche Möglichkeit vorhanden ist, wenn mit dem Ankauf nicht Ernst gemacht wird, mag folgendes Begebniß lehren.

Der jetzige Besitzer, Bäckermeister Fischer, erhielt vor mehreren Monaten einen Brief aus Rußland mit der Anfrage nach dem Preise des Hauses. Der Schreiber des Briefes habe aus deutschen Zeitungen die Käuflichkeit des Hauses ersehen und wünsche dasselbe als Eigenthum zu erwerben. Der Meister theilte den Brief dem Comité mit, welches ihn dahin beantwortete, daß ein Privatankauf des Hauses nicht gewünscht werden könne; man bitte aber, daß der Schreiber des Briefes das Interesse, welches er an der Sache nehme, darum nicht erkalten lasse, sondern sich durch Betheiligung am Ankauf zum Mitbesitzer des Hauses mache. Der Brief ist bis jetzt ohne Erfolg, d. h. ohne Beantwortung geblieben — — Spielraum genug für jede Auslegung.

Dem gegenüber steht ein anderer Fall, welcher zeigt, daß es doch noch Herzen giebt, welche rasch und voll geben, ohne viel zu reden und zu fragen; einen solchen Zug des wirklichen Gebens erzählen die Marbacher mit tiefer Befriedigung. Gegen Ende des Septembers besuchte eine Hamburgerin Schillers Geburtshaus. Wie Alle, welche den Ort betreten, von welchem ein solcher Geist ausging, ergriff auch sie der innige Wunsch, das Haus möchte bald werden, was es dem Gefühl nach sein muß, Eigenthum des deutschen Volkes. Sie gab sofort im Hause selbst einen reichen Beitrag, ließ sich dann vom biedern Bäckermeister zu einem Vorstandsmitgliede des Comités geleiten und überreichte demselben eine 50 Thaler-Note. — Man möchte der Geberin als Dank einen Blick in die freudig erregten Gesichter der Besuchenden wünschen, wenn die Marbacher Herren diesen kräftigen Zug eines weiblichen Herzens erzählen!

Der Besuch des Schillerhauses durch Pilger aus allen Gauen hat sich im Laufe des Jahres in seither nicht gekannter Weise gesteigert. Aus der Nähe und Ferne wandern Viele nach dem kleinen Städtchen, und der Bäckermeister, welcher zugleich Schenkgerechtigkeit hat, macht — nebenbei bemerkt — ein ganz gutes Geschäft. Auch das Interesse der Liederkränze ist ein erfreulich reges. Das gute Beispiel einiger benachbarter Gesangvereine hat nicht allein hübsche Beiträge aufgebracht, sondern auch in weiteren Kreisen Schwabens, Süddeutschlands und der Schweiz wünschenswerthe Nachahmung gefunden in Concerten und öffentlichen Aufführungen; so daß man hoffen darf den Winter über noch manches Scherflein zum Ankauf des Hauses auf ähnliche Weise in die Hände des Ausschusses gelangen zu sehen. — Mögen es die Zeitschriften und Zeitungen nicht versäumen, immer von Neuem Diejenigen, welche geben können, zu mahnen, daß sie es bei Zeiten thun.

Für Schillers Geburtshaus.

Seit unserer letzten Mittheilung empfingen wir folgende Beiträge: Von Ed. U. 36 Kr; R. 36 Kr; Emma und Bertha 1 fl 36 Kr; mit den früher angezeigten Beiträgen zusammen bis jetzt 57 fl Gold.

Fernere Gaben zur Beförderung nach Marbach werden uns willkommen sein.

Dr. Fr. Pletzer.
Herm. Schaffert.

Goethe und Bettina.

* Man schreibt uns aus Frankfurt a. M.: Heinrich Düntzer hatte in einem zunächst gegen „Eine Epistel von Heinrich Siegfried an G. H. Lewes“ gerichteten Aufsatz in der Beilage zu Nr. 116 der Allgemeinen Zeitung übertriebene Beschuldigungen gegen „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde“ von Bettina von Arnim erhoben und in der Widerlegung Siegfrieds sich selbst grobe Widersprüche zu Schulden kommen lassen. Dies wird in Nr. 30 des Frankfurter Museums in einer Abhandlung von A. Boden, welche betitelt ist „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, seine Freunde und Gegner, ein Wort zur Verständigung“ nachgewiesen. Die Abhandlung enthält zugleich eine die richtige Mitte haltende Würdigung des genannten Briefwechsels, seines Werthes und Verdienstes, seiner Echtheit und Unechtheit, sowie eine Zurückweisung der „Mißhandlungen“, welche Bettina durch Riemer und den ihm hierin folgenden Lewes erfahren hat. Die Streitfrage scheint uns dadurch eine besonnene und gründliche Erledigung gefunden zu haben. (— Wir werden auf diesen Gegenstand zurückkommen. —)

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Der Aberglaube des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kulturgeschichte. Von H. B. Schindler. — Der Wartburgkrieg. Herausgegeben, geordnet, übersetzt und erläutert von Karl Simrock. — Criminal-psychologische Denkwürdigkeiten. Für Gebildete aller Stände. Von F. Roellner. — Amerikanische Jagd- und Reiseabenteuer aus meinem Leben in den westlichen Indianer-Gebieten. Von Armand. — Reise-Erinnerungen. Von F. A. Kolenatl. Hocharmenien und der Kasbek im Central-Kaukasus. — Kaspar Hauser. Kurze Schilderung seines Erscheinens und seines Todes. Von F. K. Broch. — Geheime Geschichten und räthselhafte Menschen. Von F. Bülau. Zehnter Band. — Geschichte der Völkerwanderung. Von E. von Wietersheim. Erster Band. — Geschichte von Ostasien. Von J. E. R. Käuffer. Erster Band.

— * Die Biographie des Generals Friedrich von Gagern ist in holländischer Uebersetzung erschienen.

— * Das Schauspiel „Heinrich von Schwerin" von Gustav von Meyern, das jetzt auf mehreren Bühnen gegeben wird, ist schon im Buchhandel.

— * Der zweite Band des Gutzkow'schen Romans „Der Zauberer von Rom" wird in diesen Tagen ausgegeben. Der erste ist bereits Gegenstand lebhafter Besprechung durch die Kritik. Einige Freunde des Dichters haben in gewohnter unvorsichtiger Weise so sehr in die Lobesposaune gestoßen, daß sie sofort eine Reaction dagegen hervorgerufen haben.

— * Die früher von Kolatschek herausgegebene Monatschrift, welche eingehen mußte, ist wieder erstanden und erscheint jetzt in Gotha unter dem Titel „Stimmen der Zeit."

— * Neben dem Düsseldorfer Künstleralbum und der „Argo" wird ein ähnliches Werk von Adolf Böttger herausgegeben; es führt den Titel „Deutsche Kunst in Bild und Lied; Original-Beiträge deutscher Maler und Dichter." Lessing, Bendemann, Kaulbach, Julius Hübner haben Zeichnungen, Arndt, Geibel, Hebbel Dichtungen beigesteuert.

— * Im Verlage von Scheube in Gotha erschien noch eine neue Uebersetzung der „Antigone" des Sophokles von Louis Klug. Es ist das die neunte, welche seit jener Zeit zu Tage tritt, daß der König von Preußen die Tragödie auf die Bühne brachte. Klug giebt eine Reihe von griechischen Tragödien in moderner Form heraus und hat der „Antigone" den „Ajas" vorhergehen lassen. Er urtheilt in der Vorrede nicht günstig über diejenigen Philologen und Dichter, welche vor ihm die „Antigone" übertragen oder bearbeitet haben; nur Thudichum, Donner und Minkwitz werden ziemlich günstig beurtheilt, manche Andere hart angelassen. Es haben sich an dem gewaltigen Werke nicht weniger als 29 deutsche Bearbeiter versucht, so viel Herr Klug weiß. Er giebt folgendes Verzeichniß: Martin Opitz. Breslau 1636 Frankfurt 1641; sämmtliche Werke Bd. I. S. 159. Steinbrüchel. Leipzig 1760. Ungenannter. Zürich 1760. C. Gedner. Wien 1761. Goldhagen. Mitau 1777. Tobler. Basel 1781. Chr. Graf Stolberg. Leipzig 1787. Hamburg 1827. Fr. Ast. Leipzig 1804. Fr. Hölderlin. Frankfurt 1804. G. Fähse. Leipzig 1804. A. Seidler. Zum Theil. 1804 (Neuer deutscher Merkur Th. 3. S. 169). C. W. F. Solger. Berlin 1808. 1824. 1837. O. Martens. Bielefeld 1825. G. Thudichum. Darmstadt und Bonn 1827. Fr. Stäger. Halle 1829. K. Fr. Liscovius. Leipzig 1829. K. Wex. Leipzig 1834. W. R. Griepenkerl. Berlin 1835. J. Minkwitz. Stuttgart 1835. J. C. Donner. Heidelberg 1839. 4. Auflage 1857. O. Strauß. Bielefeld 1842. Fr. Fritze. Berlin 1842. A. Böckh. Leipzig 1843. O. Marbach. Leipzig 184. Brömmel und Sigismund. Erfurt 1853. Hartung. Leipzig 1854. Edm. Lobedanz. Leipzig 1855. Th. Gravenhorst. Stuttgart 1856.

— L. Die Wüstenharfe. Eine Sammlung arabischer Volkslieder, übertragen von Dr. Julius Altmann. Leipzig, Rößler und Falke. — Zwar hat eine ganze Reihe namhafter deutscher Dichter und Sprachforscher uns in den letzten Jahrzehnten mit poetischen Schätzen des Orients bereichert, und wir besitzen sehr werthvolle Werke, die in zum Theil musterhaften Uebersetzungen uns mit den Meistern des Gesangs im fernen Osten vertraut machen; für das Studium des Volksliedes bleibt dort aber noch immer der Forschung ein weites Feld offen. Was davon uns zugänglich ward, ist verhältnißmäßig wenig, und jede Gabe dieser Art verdient mit Dank angenommen zu werden; doppelt willkommen muß sie sein, wenn sie in so gewandter, fließender Form geboten wird, wie das oben genannte Werk Altmanns. Als Hauptfundgruben für seine Sammlung nennt derselbe in der Vorrede eine Anzahl russischer Klöster, in welchen sich zahlreiche Codices noch unbenutzter arabischer Poesien befinden. Der Inhalt der Wüstenharfe besteht aus Liedern der Liebe, Scherzen, Sprüchen der feinen Sitte, Gast- und Ehrenliedern, Helden- und Schlachtgesängen, Todtenklagen, Spott-, Schmäh- und Rügeliedern, Weiberschmähungen und Beschreibungen. Es findet sich allerdings manches Derbe, namentlich unter den Spottliedern und Weiberschmähungen, allein das läßt sich bei einem so heißblütigen Volke, wie die Araber sind, nicht anders erwarten, und wir müssen es billigen, daß der fleißige Uebersetzer uns diesen Theil seiner Arbeit nicht vorenthalten hat. In der Vielseitigkeit des Inhalts giebt die Wüstenharfe uns fast ein vollständiges Bild vom Charakter des arabischen Volkes, denn neben den erwähnten derben Liedern findet sich hier eine wahre Fülle unendlich zarter, hochpoetischer Gedichte, die durch Kühnheit der Bilder und lebhaftes Colorit entzücken. Einzelne Liederchen und Sprüche bedünken uns freilich etwas unbedeutend, diese verschwinden jedoch unter der Menge des Frischen und Schönen, das Herr Altmann zwischen den vergilbten Blättern der abgelegenen russischen Klosterbibliotheken hervorgesucht hat, und so begrüßen wir die schön ausgestattete Sammlung auf's Freundlichste.

— L. Gedichte von Hermann Marggraff. Leipzig, Brockhaus. — So wenig wir Veranlassung hatten der Buchhandlung Brockhaus zu danken für Herausgabe eines Werkes, wie die Kertbeny'sche Sammlung der Gedichte Petöfis ist, so sehr müssen wir ihr dagegen unsern Dank zollen für Hermann Marggraff's Poesieen. Der genannte Dichter ist dem Publikum seither hauptsächlich als Kritiker bekannt, indem er schon eine Reihe von Jahren mit unermüdlichem Fleiße die „Blätter für literarische Unterhaltung" redigirt; die Sammlung lyrischer Gedichte, welche er in früher Jugend 1830 in Gemeinschaft mit seinem Bruder Rudolf herausgab, fand — wie Marggraff in der Vorrede selbst bemerkt — nur geringe Verbreitung. In der seitdem verflossenen Zeit gedieh das Bäumchen zum Baum, der nun mit gar freundlich winkenden Früchten uns einladet an der Ernte reicher Lebenserfahrungen Theil zu nehmen, denn wir haben es hier nicht mit einem Lyriker zu thun, der nur von Lenz und Liebe und Liebe und Lenz singt, vielmehr riefen die politischen Ereignisse im deutschen Vaterlande und die Wechselfälle des Lebens in der Brust Marggraff's einen so mächtigen Wiederhall hervor, daß manches klang- und schwungvolle warme Lied daraus hervortönte. Das Gehaltvollste der Sammlung bieten jedoch die beiden ersten Gruppen, welche erzählende Gedichte ernster und humoristischer Gattung bringen, meist kräftig und plastisch gehalten. Sehr streng nimmt Marggraff es freilich mit dem Reime nicht immer, wie er's z. B. nicht verschmäht auf „Gebäude" „Weide" zu reimen, doch kömmt Derartiges nur selten vor, und im Uebrigen handhabt er die Form mit vieler Gewandtheit, so daß man mit Vergnügen die bunte Reihe seiner Bilder beschaut und in seine lyrischen Stimmungen sich versenkt. Der heitere Ton, der in den Liedern manchmal frisch und neckisch durchklingt, überrascht und erfreut um so mehr, als in gegenwärtigen Zeitläuften jugendlicher Humor uns zuletzt ganz abhanden zu kommen drohet.

— * Der Verein junger Dichter und Schriftsteller, welcher sich den Namen „junggermanische Schule" gegeben hat und in jüngster Zeit viel von sich redete und reden machte, hat im October in Mainz eine Zusammenkunft gehalten und im „rheinischen Hofe" dort getagt. Die „Hamburger Nachrichten" bringen darüber folgende Mittheilung: „Ein Ergebniß der dortigen Berathungen war der Beschluß der Verwandlung der „Nordischen Blätter", als des Hauptorgans der Gesellschaft, in eine Vierteljahrsschrift. Demzufolge werden die „Nordischen Blätter" zu Anfang des Monats November zu erscheinen aufhören, während der Druck des ersten Heftes jenes neuen Organes unmittelbar darauf beginnen wird. Dasselbe soll den Titel führen: „Teut, Jahrbuch der junggermanischen Gesellschaft" und in seinen vier Heften jedesmal spätestens am 1. Januar, April, Juli und October erscheinen. Das Heft wird etwa 8—10 Bogen betragen und der jährliche Preis dem der „Nordischen Blätter" gleich bleiben. Der Grund dieser Verwandlung ist die größere und tiefergehende Verbreitung, welche durch den buchhändlerischen Vertrieb der einzelnen (zwanglosen) Hefte, wie beim Jahresschluß des ganzen Jahrganges, die Grundsätze der Gesellschaft finden werden, so wie die Möglichkeit einer deutlichen und geschlossenen Darlegung derselben in größeren zusammenhängenden Artikeln. Die Redaction des „Teut", welche der seitherige Herausgeber der „Nordischen Blätter", Herr J. Kruger, führen wird, bedingt nach dem Beschlusse der Versammlung zugleich die Oberleitung der Gesellschaft."

— * Man meldet aus Rom: Der deutsche Maler Overbeck befindet sich seit einigen Tagen hier. Der Aufenthalt in Ariccia hat zu seiner Genesung von den Nachwehen der im letzten Winter kaum überstandenen schweren Krankheit über Erwarten beigetragen, so daß er seine gewohnte Thätigkeit aufs Neue übernehmen konnte.

— * Die prachtvollen Costüme und sonstigen Inventarstücke, welche bei dem großen Festzuge in den Jubeltagen Münchens gebraucht wurden, sind von Dingelstedt für die Hofbühne von Weimar angekauft worden, also der öffentlichen Versteigerung, der sie schon anheimfallen sollten, entgangen. Sie sind nach den Zeichnungen der Münchener Künstler durchweg neu und solid angefertigt, so daß ein bedeutender Werth in ihnen steckt. Man ist in München sehr erfreut, daß all die Herrlichkeit vereinigt bleibt. Dingelstedt soll nur 6000 Gulden dafür gegeben haben. Die angekauften Schätze sollen zunächst in all ihrer Pracht auf einem Masken-Ball im Theater verwendet werden, wo man den Münchener

Zug noch einmal darstellen will. Dann sollen sie in die Garderobe des Theaters wandern. — Der Großherzog gedenkt ein Museum bauen zu lassen und hat mehrere Gelehrte und Künstler veranlaßt, nach Weimar zu ziehen.

— * In diesen Tagen ist die Intendantur des Frankfurter Theaters von Roderich Benedix, der sie vor einigen Jahren übernahm, niedergelegt worden. Die Actionäre, welche ihm damals die Leitung der Bühne übertrugen, haben sich nun entschlossen, einen Ausschuß von drei Mitgliedern zu wählen, welcher das Theater unter Beihülfe eines Regisseurs verwalten soll. Mehrere der tüchtigsten Mitglieder haben die Bühne verlassen. Welche Pläne Benedix für die nächste Zeit hat, davon verlautet bisher nichts.

— * Das Drama „Florian Geyer" von Wilhelm Genast wurde in Weimar aufgeführt und hatte bedeutenden Erfolg. Der Verfasser hat den bekannten Stoff aus dem Bauernkriege poetisch und geschickt behandelt.

— * In Weimar wird am 10. November, dem Geburtstage Schillers, eine Vorstellung der „Räuber" mit Dawison zum Besten der Schillerstiftung für hülfsbedürftige Schriftsteller stattfinden. Für dieselbe Stiftung werden im November dort vier öffentliche Vorlesungen von Dingelstedt, Berthold Auerbach, Josef Rank und Emil Palleske gehalten werden.

— * Die große Oper zu Paris studirt jetzt wirklich ein neues Werk von Meyerbeer. Es ist eine komische Oper, betitelt: „Le Pâtre de Cornouailles."

— * Vor Kurzem starb die bekannte Schriftstellerin Amalia Schoppe im Alter von 67 Jahren auf dem Gute ihres Sohnes im Staate Newyork, wohin sie sich zurückgezogen hatte. Das Conversations-Lexikon berichtet über sie: Amalia Emma Schoppe, Verfasserin vieler Romane und Jugendschriften, geb. 9. October 1791 auf der Insel Femern an der Küste von Holstein, ist die Tochter des später in Holstein angestellten Arztes Weise, den sie jedoch früh verlor. Fremden Händen anvertraut, erhielt sie nicht die beste Erziehung und machte manche bittere Erfahrung. Durch die zweite Verheirathung ihrer Mutter mit einem sehr wohlhabenden Manne kam sie nach Hamburg und genoß hier nun eine vortreffliche Erziehung. Sie wurde mit den Werken der großen Dichter bekannt und interessirte sich lebhaft für Geschichte, Naturgeschichte und Physik, während sie gegen die gewöhnlichen weiblichen Arbeiten große Abneigung verrieth. Deßhalb faßte ihr Stiefvater den Plan, sie Medicin und vorzüglich Accouchement studiren zu lassen. Johanna ergriff diesen Plan mit der ihr angebornen Hast und Heftigkeit, gelangte aber sehr bald zu der Ueberzeugung, daß sie auf diesem Wege Gefahr laufe, ein Zwitterwesen zu werden, und erklärte sich mit der ihr eigenen Festigkeit gegen die ihr zugewiesene Bestimmung. Später legte sie eine Erziehungsanstalt für Mädchen an und verheirathete sich mit dem Doctor der Rechte Schoppe in Hamburg, welche nicht glückliche Ehe der frühe Tod des Gatten löste. Johanna lebte seitdem zurückgezogen in der Nähe von Hamburg, sich schriftstellerischen Arbeiten widmend. Auf ihre literarischen Bestrebungen hatte die verstorbene Rosa Maria, die Schwester Varnhagen's von Ense, später verehelichte Assing, einen großen Einfluß. Durch diese ward sie mit Varnhagen, Chamisso und Justinus Kerner bekannt, die ihr Gelegenheit gaben, mehre ihrer Gedichte in Kerner's „Poetischem Almanach" und „Dichterwald", sowie im „Morgenblatt" mitzutheilen. Später versuchte sie sich in prosaischen Arbeiten, welche meist historische Stoffe behandeln. Mehre ihrer Novellen erschienen unter dem Titel „Gesammelte Erzählungen und Novellen" (3 Bände, Leipzig 1828—36). Beifälliger wurden noch ihre Schriften für die Jugend aufgenommen, der sie in späterer Zeit ihre literarische Thätigkeit hauptsächlich und mit Erfolg widmete; auch schrieb sie ein Buch über den „Bürgerlichen Haushalt" (Jena 1844). Eine ihrer interessantesten Schriften sind die „Erinnerungen aus meinem Leben" (2 Bände, Altona 1838).

— * In Wien starb vor Kurzem die vielgenannte Touristin Ida Pfeifer an den Folgen der Strapazen, die sie auf ihrer letzten Reise ertragen hatte. Die kühne Frau kam schwer krank von Madagaskar und den dort ertragenen Leiden nach Hamburg, ließ sich hier einige Zeit im Krankenhause verpflegen und begab sich dann nach Wien, um bei den Ihrigen zu sterben. Die Verstorbene, eine geborene Reyer, war 1790 zu Wien geboren, bereiste in bereits vorgerücktem Alter von etwa 16 Jahren zuerst Palästina und schilderte diese Reise in einem zweibändigen Werke: „Reise einer Wienerin nach Jerusalem" (Wien, Dirnböck). Der Erfolg, dessen sich dieses anspruchslose Werk zu erfreuen hatte, und ihre Reiselust bestimmten sie im Jahr 1845 zu einer zweiten Reise nach Skandinavien und Island (2 Bände, Pesth 1846); sie unternahm hierauf 1846 bis 1849 ihre erste Reise um die Welt (Eine Frauenfahrt um die Welt, 3 Bände, Wien 1850) und trat 1851 eine zweite große Reise an, von der sie Ende 1854 zurückkehrte, und auf welcher sie unter anderm mit kühner Unerschrockenheit in die Gebiete der Dayaks auf Borneo und der Battas auf Sumatra vordrang. Ihre letzte Reise unternahm sie nach Madagascar, und ihre Erlebnisse daselbst, wie sie in Gesellschaft eines Franzosen Anfangs wohl aufgenommen, später aber für eine Verschwörerin gehalten, und nachdem ihr der Prinz das Leben gerettet, tagelang durch die Fiebersümpfe geschleppt wurde, sind noch in frischem Gedächtniß.

— * Durch die Blätter geht folgende Notiz aus Hanau: „Die alten Erinnerungen an unsere schöne Zeit der Jahre 1848 und 1849 verschwinden immer mehr unter den erbarmungslosen Händen der Polizei. So hatte ein hiesiger Wirth, dessen Gasthaus früher das Schild „Zur Krone" trug, damals eine Umwandlung und auf schwarz-roth-goldenem Grunde die Inschrift: „Zur deutschen Volkshalle" annehmen müssen, um hinter den übrigen, dem Zuge der Demokratie folgenden Wirthen nicht zurückzubleiben. Als nun dieser Tage der Kurfürst auch in unserer Stadt war und das betreffende Schild sah, wurde sofort der Gastwirth vor die Polizei citirt, und der Chef erklärte ihm, auf hohen Befehl müsse er die drei Farben weglassen. Er rathe ihm aber außerdem freundschaftlich, auch das ganze Schild wegzunehmen und den alten Namen „Zur Krone" wieder hervorzurufen, da er sich sonst die Allerhöchste Ungnade zuziehen könne. Das ist denn auch geschehen; bei der Umwandlung aber gab es heitere Scenen."

Musikalisches aus Bremen.

* Bremen, 3. November. Gestern wurden die Privatconcerte dieses Winters eröffnet, und es begann somit die musikalische Saison, die wir gleich zu Beginn an dieser Stelle begrüßen wollen. Das muß um so bereitwilliger geschehen, als diese Saison uns schon jetzt viel Gutes und Schönes verspricht. Die Privatconcerte können ihre Genüsse einer größeren Anzahl von Hörern bieten, da der Saal der Union durch einen geschickt geleiteten Umbau erweitert ist, dem Andrang also besser genügen kann. Ferner steht eine sehr erfreuliche Bereicherung des Repertoirs in Aussicht, indem der vokale Theil der Concerte durch die Ausführung größerer Compositionen für Gesang und Orchester von Seiten der Akademie belebt werden soll. Das ist ein Fortschritt, der den Anforderungen der Zeit gegenüber nothwendig erfolgen mußte. Ueberall hat sich die Fortdauer des allerdings durch die Verhältnisse gebotenen Brauchs, zwei Arien, eine italiänische und eine deutsche — gelegentlich wohl gar zwei italiänische — wie trockene Blumen in das duftende Bouquet eines musikalischen Abends hineinzuflechten, als unerträglich erwiesen, überdies sogar als kaum durchführbar, da die Zahl der zur Verfügung stehenden Kräfte sehr gering ist. In Leipzig denkt man an erhebliche Reformen in der Gestaltung der Programme, in der Weise, daß die größeren Werke für Orchester und Gesang das üppig wuchernde Virtuosenthum mehr und mehr verdrängen sollen. Auch wir dürfen uns über die ersten Schritte zu solcher Reform freuen. Da ferner die von einigen Mitgliedern des Orchesters unternommenen Quartettabende sehr großen Anklang finden, einige Oratorien durch die Akademie, den Cäcilien-Verein und den Engel'schen Verein in Aussicht gestellt werden, so sind die besten Hoffnungen für den Winter rege gemacht. — Was nun insbesondere die Privatconcerte betrifft, so ist die Reihe derselben durch das erste in recht günstiger Weise eröffnet worden. Im Orchester vermissen wir zwar einige tüchtige Mitglieder, welche durch den Tod oder durch das Eintreten in andere Verhältnisse der Gesammtheit entzogen wurden, aber die ehrenwerthe Genossenschaft, deren Leistungen den Hauptbestandtheil und den wahren Kern der musikalischen Genüsse bilden, stellte sich selbst das günstigste Zeugniß aus. Wir hörten die vierte Symphonie von Beethoven (B dur) und die Ouverturen „Meeresstille und glückliche Fahrt" von Mendelssohn und zum „Oberon" von Weber; also drei Compositionen, welche die schönsten, aber auch sehr schwere Aufgaben darboten. Besonders nach einer Pause von mehreren Monaten erscheint die Wahl kühn; sie wurde jedoch durch den Erfolg gerechtfertigt. Das reizende Werk von Mendelssohn, dessen Wiedergabe zu den ausgezeichnetsten Leistungen des Leipziger Orchesters gehört, erhielt eine Ausführung, die Verständniß und feinen Sinn verrieth, und an der namentlich das schöne Piano angenehm auffiel. Die Weber'sche Ouverture hatte sich eines sehr lebhaften, energischen und klaren Vortrags zu erfreuen und wurde mit Begeisterung aufgenommen. Die auf Beethovens Symphonie verwendete Mühe belohnte sich durch den Erfolg. Anfänglich schien uns das Tempo zu langsam zu sein, allein im Verlaufe des ersten Satzes erwies sich die Anordnung als richtig, und sie gereichte jedenfalls dem Werke zum Vortheil. Das Treiben der Tempi liegt im Geiste der Zeit, und eine Reaction gegen diese Richtung ist erfreulich. — Solchen Orchesterwerken gegenüber haben die Träger von Solovorträgen immer einen schweren Stand, und selbst der Größeste hat Noth, daß er nicht klein erscheint. Die Kritik thut daher wohl daran und hat die Verpflichtung, hier mit anderem Maße zu messen, es sei denn daß sie einer ganz außerordentlichen Kraft begegne. Man findet auch selten, daß die Solisten eine günstige Wahl treffen; eine solche war gewiß nicht die des Herrn Concertmeisters Blagrove aus London, indem er auf der Geige ein Concertino von Kalliwoda und eine eigne Composition von recht zweifelhaftem Werthe über Mozarts weltbekanntes „Gieb mir die Hand" spielte. Es hätte sich doch Manches finden müssen, das dem Künstler, auf dessen Spiel die gewaltige Hitze übrigens lähmend einwirken mochte, mehr Gelegenheit gegeben hätte, zu den Zuhörern in ein wärmeres und herzlicheres Verhältniß zu kommen. Aehnlich erging es dem Fräulein Brenken von Karlsruhe, die in einer vortrefflichen, aber für den Concertsaal nicht geeigneten Marschner'schen Arie und einer zweiten aus Mozarts „Figaro" nicht recht zur Sicherheit und zu durchgreifendem Erfolge kommen konnte. — Alle Nummern des Abends wurden zum ersten Male durch Herrn Musikdirector Reinthaler dirigirt, dem wir für seine tüchtige und erfolgreiche Leitung, in welcher wir mit Freuden die Bürgschaft für manche treffliche Leistung dieses Winters entgegennehmen, Dank zu sagen haben. Es ist, da die Führung der Akademie, der Liedertafel und eines neuen Männer-Gesangvereins gleichfalls ihm anvertraut wurde, Vieles in seine Hand gegeben; möge sie eine feste und glückliche sein. F. P.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 46. Bremen, 14. November. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Schiller und Margarete Schwan.

Von J. W. Schaefer.

Wenn ich gleich weit davon entfernt bin, Schiller's Liebesneigungen in seiner Jugendperiode mit Julian Schmidt kurzweg als Faseleien zu bezeichnen, so kann ich ihnen doch keineswegs die Bedeutung oder gar den poetischen Schimmer zugestehen, womit sie in der Erzählung sentimentaler Biographen ausgestattet werden, welche, verlegen um romantische Verzierungen eines an poetischen Momenten nur dürftigen Lebensganges, in diesen flüchtigen Verhältnissen ein leidenschaftliches Gefühl oder eine tragische Wendung der Lebensgeschicke unsers großen Dichters zu erkennen meinen. Schiller's Jugend verfloß in stürmischem Drange, der nirgends eine friedliche Stätte, nirgends ein bestimmtes Ziel fand. Mit einer Charlotte von Kalb mochte er damals schwärmen und sich in Lauraphantasieen ergehen, jener excentrischen Liebeslyrik, die wenig Vertrautheit mit der Sprache des Herzens verräth: die stille Anmuth einer einfachen weiblichen Natur vermochte seinen unruhigen Geist nicht dauernd zu fesseln. In Beziehung darauf möchte es nicht überflüssig sein, Schiller's Verhältniß zu *Margarete Schwan* mit einigen Worten zu beleuchten, da es die Sucht, aus nichts etwas zu machen, wiederholt in einem falschen Lichte dargestellt hat, um die Jugendgeschichte des Dichters mit einer unglücklichen Liebe auszuschmücken, die in That und Wahrheit gar nicht vorhanden war.

Margarete war die älteste Tochter des angesehenen und wohlhabenden Buchhändlers Schwan in Mannheim, der gleich beim Erscheinen der »Räuber« Schiller's poetisches Talent zu schätzen wußte und der Verleger seiner beiden nächstfolgenden dramatischen Werke ward. Während seines Aufenthalts in Mannheim stand Schiller in vertrautem Verkehr mit Schwan, in dessen gastlichem Hause sich die literarischen Notabilitäten Mannheims häufig zu versammeln pflegten. Margareten widmete der junge Dichter einige Aufmerksamkeit, welche indeß über die Grenzen conventioneller Galanterie nicht hinausging. Sie wird uns als ein Mädchen von vielseitiger Bildung geschildert. In dem Bildniß, das sich in dem wenig bekannt gewordenen Werke von Götz »Geliebte Schatten« befindet (nach einem in der Schwan'schen Familie aufbewahrten Oelgemälde), hat ihr Gesicht regelmäßige Formen, doch strenge Züge mit einem Anflug von Stolz, mehr schön, als anmuthig.

Wenn man bedenkt, daß Schiller nachmals seiner Braut gesteht, Mannheim erinnere ihn an eine miserable Leidenschaft, die er dort im Herzen getragen — hätte er dabei an eine reine Jugendliebe gedacht, so würde er sich des Geständnisses nicht zu schämen gehabt haben —, wenn man ferner eine Stelle in einem Briefe an Frau von Wolzogen vergleicht, wo er bei der Klage über die »Unbedeutendheit der Frauenzimmer« in Mannheim nur eine Schauspielerin hervorhebt, mit der er gern und oft verkehre, endlich wenn man auf die Scene des Abschieds von Charlotte von Kalb blickt, wo die Heftigkeit des Schmerzes sich von beiden Seiten in Ausdrücken der höchsten Leidenschaft Luft macht, bis zuletzt »Mund und Blick verstummen und jeder zagt des Andern Wort zu vernehmen« (Charlottens eigene Worte), wenn man alles das zusammenfaßt, was will der Abschied von Margareten bedeuten, wo sie sich ein Andenken überreichen und sich das Versprechen geben — einander zu schreiben! Nicht ihr, sondern Charlottens Bild steht vor seiner Seele, wenn er beim Scheiden aus Mannheim an Körner die Worte schreibt: »Ich habe keine Seele hier, keine einzige, die die Leere meines Herzens füllte, keine Freundin, keinen Freund, und was mir vielleicht noch theuer sein könnte, davon scheiden mich Convenienz und Situation.«

In den ersten Frühlingstagen des Jahres 1785 verließ Schiller das ihm unleidlich gewordene Mannheim und langte am 14. April in Leipzig an, begleitet von hochfliegenden Entwürfen für die Zukunft. Bei der Abreise aus Mannheim hatte ihm der Gedanke geschmeichelt, sich in Leipzig zur Rechtswissenschaft zu wenden und an einem der kleinen sächsischen Höfe eine Anstellung zu suchen; es war mehr als Scherz, wenn er seinem Freunde Streicher beim Abschied die Hoffnung aussprach, einmal Minister zu werden. In Leipzig verschwand dieser Traum, von dem Marquis Posa noch die Spur trägt. Er dachte an die Möglichkeit, sich als Arzt eine bürgerliche Existenz zu gründen, und kaum war dieser Plan ergriffen — zur Ausführung war noch nicht der erste Schritt gethan —, als er am 24. April an Schwan einen ausführlichen Brief schrieb, aus dem der auf Margarete bezügliche Theil hier eine Stelle finden muß. Nachdem er die Reise und den ersten Eintritt in Leipzig geschildert hat, fährt er fort: »Hier bin ich Willens sehr fleißig zu sein, an dem Carlos und der Thalia zu arbeiten, um, was Ihnen das Angenehmste zu hören sein wird, unvermerkt mich wieder zu meiner Medicin zu bekehren. Ich sehne mich ungeduldig nach dieser Epoche meines Lebens, wo meine Aussichten gegründet oder entschieden sein werden, und wo ich meiner Lieblingsneigung bloß zum Vergnügen nachhängen kann. Ueberhaupt hab' ich ja die Medicin ehemals con amore studirt — sollt' ich das jetzt nicht um so mehr können? Sehen Sie, bester Freund, das könnte Sie allenfalls von der Wahrheit und Festigkeit meines Vorsatzes überzeugen; dasjenige aber, was Ihnen die vollkommenste Bürgschaft darüber leisten dürfte, was alle Ihre Zweifel an meiner Standhaftigkeit verbannen muß, hab' ich noch bis auf diese Minute verschwiegen. *Jetzt* oder *nie* muß es gesagt sein. Nur meine Entfernung von Ihnen giebt mir den Muth, den Wunsch meines Herzens zu gestehen. Oft genug, da ich noch so glücklich war, um Sie zu sein, oft genug trat dieß Geständniß auf meine Zunge, aber immer verließ mich meine Herzhaftigkeit es herauszusagen. Ihre Güte, Ihre Theilnahme, Ihr vortreffliches Herz haben eine Hoffnung in mir begünstigt, die ich durch nichts als Ihre Nachsicht und Freundschaft zu rechtfertigen weiß. Mein freier zwangloser Zutritt in Ihrem Hause gab mir Gelegenheit, Ihre

liebenswürdige Tochter ganz kennen zu lernen, und die freimüthige gütige Behandlung, deren Sie beide mich würdigten, verführte mein Herz zu dem kühnen Wunsch, Ihr Sohn sein zu dürfen. Meine Aussichten sind bis jetzt unbestimmt und dunkel geblieben; nunmehr fangen sie an, sich zu meinem Vortheil zu verändern. Ich werde mit jeder Anstrengung meines Geistes dem gewissen Ziel entgegen gehen. Urtheilen Sie selbst, ob ich es erreichen kann, wenn der angenehmste Wunsch meines Herzens meinen Eifer unterstützen wird. Noch zwei Jahre, und mein ganzes Glück wird entschieden sein. Ich fühl' es, wie viel ich begehre, wie kühn und mit wie wenigem Recht ich es begehre. Ein Jahr schon ist es, daß dieser Gedanke meine Seele beschäftigte; aber meine Hochachtung für Sie und Ihre vortreffliche Tochter war zu groß, als daß ich einem Wunsche hätte Raum geben sollen, den ich damals durch nichts unterstützen konnte. Ich legte mir die Pflicht auf, Ihr Haus seltner zu besuchen und in der Entfernung Zerstreuung zu finden; aber dieser armselige Kunstgriff gelang meinem Herzen nicht. — Ich setze nichts mehr hinzu, als die Versicherung, daß vielleicht hundert Andere Ihrer guten Tochter ein glänzenderes Schicksal verschaffen können, als ich in diesem Augenblick ihr verschaffen kann; aber ich leugne, daß eines Andern Herz ihrer würdiger sein wird. Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegen sehe, hängt es ab, ob ich es wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben."

In Bezug auf diesen Brief berichten uns Körner und Caroline von Wolzogen, Schwan habe, ohne Vorwissen Margaretens, Schiller eine ablehnende Antwort ertheilt und diese durch die Bemerkung zu mildern gesucht, seine Tochter eigne sich wegen der Eigenthümlichkeit ihres Charakters nicht für Schiller. Allein erweislich verhält die Sache sich anders. Dem Briefe Schiller's, der sich noch im Besitz der Schwan'schen Familie befindet und in Götz' „Geliebten Schatten" im Facsimile abgedruckt ist, hat Schwan die Notiz beigeschrieben: „Laura und Schiller's Resignation ist niemand anders als meine älteste Tochter. Ich gab derselben diesen Brief zu lesen und sagte Schillern, er möchte sich gerade an meine Tochter wenden. Warum aus der Sache nichts geworden, ist mir ein Räthsel geblieben." Die erstere Behauptung ist ein Irrthum, wozu Schwan verleitet wurde, weil er auf Schiller's Worte hin, die doch nur eine etwas sophistische Entschuldigung seines früheren Benehmens sind, an eine jahrelang genährte und gewaltsam bekämpfte Leidenschaft glauben mochte. Dem, der die Gedichte an Laura, zumal in ihrer ältesten Gestalt, gelesen hat, braucht man das nicht erst zu beweisen; was hat wohl das unschuldige Mädchen mit der „Entzückung" oder dem „Geheimniß der Reminiscenz" oder gar mit einer „Freigeisterei der Leidenschaft" zu schaffen? An Margarete hat Schiller niemals geschrieben. Sie fühlte jedoch eine warme Zuneigung für ihn und hat es gegen ihre Vertrauten kein Hehl gehabt, daß ihr Schiller's Schweigen sehr wehe gethan hat. Schiller selbst fühlte sein Unrecht, wenn er einige Jahre später, als ein Brief Schwan's einen Gruß der Tochter enthielt, die Worte erwidert: „Also stehe ich doch noch bei ihr in einigem Andenken? In der That, ich muß erröthen, daß ich es durch mein langes Stillschweigen so wenig verdiene."

Von einer vereitelten Liebes- und Lebenshoffnung kann also gar nicht die Rede sein. Das „Räthsel" dürfte indeß ganz einfach zu lösen sein. Der Brief war eine Uebereilung. Es war dem noch rathlos hin und her schwankenden Jüngling mit seiner Bewerbung ebenso wenig Ernst wie mit der Wiederaufnahme der medicinischen Studien; es war keine Herzenssache. Er sehnte sich jedoch nach einer unabhängigen, sorgenfreien Existenz, und in dem Briefe an Schwan liegt die Erwartung verschleiert ausgesprochen, daß dieser ihm mit der Einwilligung in ein Verlöbniß dazu auf eine reellere Weise die Hand bieten möge, als dessen Antwortschreiben hoffen ließ. Daher sein Schweigen auf Schwan's Vorschlag, weil die Freundschaft mit Körner ihm über Erwarten alles das gewährte, was er wünschte, sorgenlose Muße zum Dichten, zum freien geistigen Schaffen. In diesem einzigen, höchsten Verlangen vereinigt sich Alles, was Schiller vom irdischen Dasein begehrt. Nur dann ist er unglücklich, wenn ihm die Befriedigung desselben durch die Schranken des Irdischen, durch den Druck der Lebensverhältnisse verkümmert wird. Frauenliebe nahm, bis er sie durch seine Braut und Gattin kennen lernte, in der Scala seiner Wünsche eine so untergeordnete Stellung ein, daß er nicht lange vor seiner Verlobung noch an seinen Körner das offenherzige Bekenntniß aussprach: „Könntest du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von 1200 Thalern verschaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte, so wollte ich dir in fünf Jahren eine Fridericiade, eine classische Tragödie und ein halbes Dutzend schöner Oden liefern."

Das glückliche Geschick, welches Schiller's Leben so leitete, daß er von Stufe zu Stufe mehr veredelt ward und zu immer reinerer Harmonie seiner geistigen und sittlichen Kräfte gelangte, führte ihm in Charlotte von Lengefeld eine Lebensgefährtin zu, durch die er den Werth einer schönen weiblichen Seele ganz erkennen und verstehen lernte. Der Antheil, den sie an Schiller's dichterischer und sittlicher Größe hat, ist noch lange nicht nach Gebühr gewürdigt worden.

---

* Zur dramatischen Literatur.

Von A. Wilde.

Heinrich Graf von Schwerin, Schauspiel aus dänisch-deutscher Geschichte in fünf Aufzügen von **Gustav von Meyern**. Berlin, Duncker, 1858.

Gegenüber dem vorliegenden Schauspiele können wir endlich einmal von der Klage lassen, die wir so oft in diesen Blättern erhoben haben, daß unsere dramatischen Dichter in der Wahl ihrer Stoffe fehl greifen. Wir haben hier in der That ein vaterländisches Stück, ein Stück, das gerade im gegenwärtigen Augenblicke die innersten und nicht die schlechtesten Interessen des deutschen Volkes berührt. Wenn, wie wir bestimmt erwarten, dasselbe vielseitige Anerkennung finden und mit dieser im nationalen Sinne erhebend und anfeuernd wirken wird, so hoffen wir, daß Andere an Herrn von Meyern ein Beispiel nehmen und der vaterländischen Geschichte, die der dankbaren Stoffe so viele enthält, auch nach dieser Seite eine größere Aufmerksamkeit zuwenden werden. Was wir mehrfach ausgesprochen haben, wiederholen wir: es ist dies eine Forderung, mit der dem schaffenden Genius im Geringsten keine Gewalt angethan wird; wer sich in der Werkstatt Goethe's und Schiller's nur einigermaßen umgesehen hat, weiß, daß der Zufall oder ein bestimmtes historisches Interesse bei der Wahl der Stoffe eine große Rolle gespielt hat.

Unser Stück nun behandelt die Ereignisse, welche der großen Schlacht von Bornhövd vorausgehen, jener Schlacht, die der Dänen Uebermacht an der Ostsee für immer brach. Graf Heinrich von Schwerin, genannt der Schwarze, findet, als er aus dem gelobten Lande heimkehrt, sein Land von den Dänen widerrechtlich genommen und seine Gemahlin Margarete am Hofe des Königs Waldemar, wohin sie sich begeben um ihr Recht zu fordern. König Waldemar ist von der Schönheit der deutschen Frau geblendet und geneigt ihretwegen seine Freundin und Geliebte, die Gräfin von Halland, zu verlassen, aber das Land giebt er trotzdem nicht heraus, ja einige deutsche Ritter, die in gleicher Absicht an seinen Hof gekommen sind, ein Dannenberg, ein Schack, ein Barmstede, läßt er ungastlich und übermüthig nach Dänenweise behandeln. Der Dannenberg liebt Hertha, der Gräfin Halland Tochter, die letztere, um ihre Stellung besorgt und eifersüchtig, haßt Margareten, die in Gefahr ist um ihres Zweckes willen ihre Ehre einzubüßen. Da zu rechter Zeit tritt Heinrich auf; aber wenn er auch seine Gemahlin auf der rechten Bahn hält, so erreicht er doch mit seiner Forderung nichts, vielmehr lernt Waldemar aus einer Unterredung Heinrichs mit den deutschen Rittern, die er behorcht, in diesem seinen furchtbarsten Feind er-

kennen. Er beschließt ihn bei Gelegenheit einer Jagd auf der kleinen Insel Lyö durch seinen Vertrauten Ubbo zu verderben. Heinrich erfährt den Plan durch Hertha und die Gräfin Halland, flieht jedoch nicht, sondern unternimmt nun seinerseits den König gefangen davon zu führen. Der Plan gelingt, nachdem auch Margarete sowie Dannenberg mit Hertha geflohen sind. Den Schluß macht die Freilassung Waldemars nach der Schlacht bei Mölln; er muß freilich neben bedeutenderen Concessionen auch Dannenberg und Hertha vereint lassen.

Der Verfasser hat, wie aus dem Nachworte erhellt, sich sorgsam bei den Quellenschriftstellern umgesehen und die Fabel des Stücks im Allgemeinen so gehalten, wie die deutschen Chronisten sie überliefern; nur die Motivirung und einzelne Züge geringeren Werthes sind seine eigene Gabe. Er konnte sich genau an die historische Tradition halten, da diese uns den König gerade als solchen darstellte, wie er ihn brauchte; da gleicherweise Graf Heinrich ganz der ehrliche, tapfere, fromme und kluge Mann ist, der die deutschen Charaktereigenschaften am besten repräsentiren konnte. Wer sieht nicht, daß es bei solchem Gegenstande unschwer und unverfänglich für den Dichter war, auch den Empfindungen einen Ausdruck zu geben, von denen ein deutsches Herz gegen Dänemark bewegt wird. Ist doch die Lage der deutschen Herzogthümer der des Grafen Heinrich fast gleich, sind doch Waldemar und Ubbo ächte Dänen in ihrer Nationaleitelkeit, in List und Verstellung, in der Nichtachtung deutschen Rechtes. In der That ist die erste Scene des vierten Aktes, wo Heinrich vor Beginn der Jagd mit sicherer Ueberlegtheit den schnöden Beleidigungen der Dänen allein gegenübersteht und ihnen jeden Schlag zurückgiebt, von großer Wirksamkeit. Herr von Meyern setzt sich auf diese Weise vor hundert Andern weitaus in Vortheil; er kann Töne anschlagen, die ebenso sicher ihren Widerhall bei dem Publikum finden als ehedem Schiller's kosmopolitische Freiheitssentenzen; es ist eben die natürliche naive Sittlichkeit des Patriotismus, an die er appellirt, die jedoch gerade so in ihrem hohen Rechte ist als jene transscendente Erhobenheit des Weltbürgerthums.

So also weht ein frischer Zug durch das Stück. Dabei ist die Technik übersichtlich, der Personen sind wenige, und das Ganze macht gerade deßhalb einen doppelt angenehmen Eindruck, weil es einfach und anspruchslos ist. Ob nicht durch Hinzunehmen eines andern Elementes als des ritterlichen, wir meinen des städtischen, noch etwas mehr Mannichfaltigkeit und eine reichere Lebendigkeit erreicht worden wäre, lassen wir dahin gestellt; jedenfalls konnte es nicht schwer fallen das Element der Hanse heranzuziehen, da Alexander Soltwedel mit seinen lübischen Schiffen der Vollender der dänischen Niederlage ist.

Die Gestaltung der Charaktere freilich können wir nicht unbedingt loben. Wenn dramatische Figuren nach Schiller's Ausdruck vornehmlich Symbole sein sollen, so ist es fast verletzend für unser deutsches Gefühl, daß die deutsche Frau, daß Margarete nicht besser deutsch, nicht züchtiger und reiner gehalten ist. Sie spielt mit ihrer Ehre, sie verhandelt mit Waldemar nicht streng und vornehm, sondern kokett und klüglich sich fügend. Wir glauben hier den Einfluß der bühnengeschickten Franzosen zu sehen; auf einem französischen Theater würde sich die Gräfin vortrefflich ausnehmen, vielleicht der gelungenste Charakter; uns Deutschen wiegt diese graziöse Gewandtheit zu leicht gegen Ehrbarkeit und Treue. — Unter den deutschen Rittern ist Dannenberg allein auf idealer Höhe gehalten, jung, verliebt, stolz und tapfer; von den beiden Andern zieht Schack den Nutzen dem Stolze vor und scheuet sich nicht krumme Wege zu gehen, Barmstede aber ist grob sinnlich, hat sein Hauptinteresse an einer guten Mahlzeit und dem edlen Becher. Daß die Holsteiner mit dieser Zeichnung ihres Stammcharakters zufrieden sein werden, bezweifeln wir einigermaßen; vielleicht hätten sich in der Langsamkeit des Entschließens und andern Eigenschaften etwas gefälligere Unterscheidungen finden lassen.

Wie wir oben andeuteten, erwarten wir, daß das Stück ungeachtet dieser Ausstellungen beifällig aufgenommen werden wird. Wir können den Dichter nur bitten auf dem eingeschlagenen Wege weiter zu gehen. Er ist der Sprache und der Versification in hervorragender Weise Herr, und wenn wir der ersteren neben dem glatten und sichern Flusse noch etwas mehr Wärme wünschen, so fürchten wir nicht, daß er dagegen die Besonnenheit und Verständigkeit aufgeben werde, die er (vergl. das Nachwort) bei der Verarbeitung des Stoffes bewiesen hat.

---

* Aus einem alten Hause.

Erzählung von Karl Seifart.

(Fortsetzung.)

Da mit einemmale, es war so etwa im dritten Jahre nach dem großen Sterben, schien es, als ob der böse Veit einen neuen Menschen anziehen wolle, denn er fing an seine Zech- und Raufgenossen zu meiden, hielt sich zu Hause und zwang seinen an Rohheiten gewöhnten Mund in milden freundlichen Worten zu der Hedwig zu sprechen, welche nach ihrem langen Siechthum so schön erblüht war, daß alle jungen Gesellen in der Stadt ihres Lobes kein Ende fanden. Dadurch mochte es auch dem rüden Veit erst recht vor den Sinn getreten sein, welch wonnigliche Jungfrau mit ihm unter einem Dache wohne. — Früher, als Hedwig noch mit der Mutter und der Schwester im Hause schaltete, hatte er immer am liebsten die Hausthür hinterm Rücken gehabt, denn er mochte nicht die milden, abmahnenden Worte der Frauen hören oder gar ihre Thränen sehen, die sie seinetwegen oft genug vergossen; und als nun später der Tod das Haus so grausam verödet hatte und die Hedwig in langwieriger Krankheit hinzusiechen schien, war ihm das Trauerhaus noch widerwärtiger geworden, und er vermied es vom frühen Morgen bis in die späte Nacht, taumelte von Gelag zu Gelag und richtete all sein Denken und Thun nur auf den funkelnden Wein und die rasselnden Würfel.

Bei einem solchen Zechgelag war's gewesen, wo die Hedwig wieder, wie sonst häufig, wegen ihrer Holdschaft und Schönheit in aller Munde war, und da hatte der Veit geprahlt, daß sie nur die Mäuler halten und sich nicht um die Hedwig kümmern möchten; die sei doch für keinen andern gewachsen, als für ihn, den Veit von der Rosen. Und als darüber die Zechbrüder laut auflachten und ihn einen Prahlhans nannten, hatte er aufgepocht und seine Ehre zum Pfande gesetzt, daß nach wenigen Monden im Hause zur Rose Hochzeit sein solle, dann könnten sie sich, wenn er für gut fände ihnen den Simon mit einer Ladung zu schicken, ihren gelben Neid und Aerger bei seinem Ehrenschmaus vertrinken.

Nun legte er sich daheim eifrig auf's Bewerben und Charmiren, aber das Spiel, das er erst leichtsinnig und in Folge unbesonnener Prahlerei begonnen hatte, ward für ihn bald zum bittern Ernst, denn jemehr er sich der Jungfrau näherte und sich in ihrem Anschauen verlor, desto fester verstrickte er sich in eine heftige Liebe, und so schlich er wenige Wochen nach seinem ersten Girren und Werben, nur immer die Hedwig und die ersehnte Hochzeit vor der dürstenden Seele habend, Tag aus Tag ein wie ein Phantast umher. Nicht selten brach er auch wieder in seine alte, jähe Wildheit aus, wenn er's bitter fühlte, daß das Herz der schönen Jungfrau ihm ganz und gar abgeneigt war, und jemehr er dann tobte und sich vermaß und verschwor, daß es ein großes Unglück geben solle, wenn solch eine aufgelesene und seiner Sippe zum höchsten Dank verpflichtete Dirne seine Güte und ehrliche Werbung schnöde von sich weise, desto unlieber und widerwärtiger ward der Bedrängten der böse Mensch.

Um allen Widerstand zu brechen und die Sache, wie er meinte, zum schnellen Ende zu bringen, entdeckte er sich endlich dem Vater und forderte von ihm kurz und rund die Hedwig zur Frau. — Der alte Henning warf erst die Nase auf, denn obwohl er reich wie ein Krösus war und, wie die Leute sagten, sein Geld mit dem Scheffel maß, so wär's ihm nach reicher Leute Art doch lieb gewesen, wenn zu den eigenen Geldsäcken und Pfandbriefen noch andere aus einem ansehnlichen Patricierhause gekommen wären, und er hatte drum schon so halb und halb des wohlhäbigen Syndikus einzige Tochter für den Sohn bestimmt. Als nun aber das liebe Söhnlein, welches Alles über den sonst so unbeugsamen Vater vermochte, hartnäckig auf seinem Sinn bestand und damit drohete, es würde in die weite Welt gehen oder sich ein Leid anthun, wenn die Hedwig nicht sein Weib würde, da ward der Henning ganz umgestimmt und unterstützte fortan eifrig des Sohnes Werbung.

Die Schauer tödtlichster Angst und Verzweiflung schüttelten die Hedwig, als beide Männer nun unausgesetzt in sie drangen, ihrem Herzen Zwang anzuthun, und kein rettender Ausweg sich zeigen wollte. Niemand außer dem alten Simon, der sie wie sein eigen Kind liebte, stand ihr in dem verödeten Hause helfend und tröstend zur Seite; und was konnte ihr der Simon groß nützen wider seinen mächtigen Herrn! Der mußte wohl schweigen, wollte er nicht aus dem Dienst gejagt sein oder noch Schlimmeres erfahren! Zwar fehlte es der Hedwig nicht an lieben Freundinnen, und drüben die Riedemeisterin, die wie eine Schwester zu der seligen Richenza gestanden, war ihr gern und eifrig mit Rath und That zur Hand. Aber was die Frauen sagten und riethen, konnte nur das Leid der betrübten Jungfrau erhöhen, denn ihr wohlgemeinter Rath war der, daß sie nur zugreifen und den wilden Menschen nehmen solle, nachher würde er schon zahm werden, denn im lieben Ehestande seien schon ärgere Wildfänge zahmer als die Lämmlein gemacht; auch käme sie durch die Heirath zu großem Geld und Gut und würde eine der ersten Frauen der Stadt, drum solle sie nicht thöricht sein und sich ihres eigenen Glückes nicht erwehren.

Zureden half auch damals schon wie heute noch, und so war denn das hart geplagte Mägdlein nahe daran, sich wie ein Opferlamm dem Willen des Bürgermeisters und seines Sohnes zu fügen, wenigstens ließ sie sich williger finden, den Bitten und Liebesbetheuerungen des Veit Gehör zu geben und gewann es, durch die ewigen Bestürmungen ganz ermüdet, über sich, den Herren ab und an zu einem Bankett oder einem Geschlechtertanz zu folgen. Damit gab sich der Veit einstweilen zufrieden, denn nun hoffte er, daß die Widerspenstige, welche immer noch in ihrer augenscheinlichen Trauer um den Verlust ihrer mütterlichen und schwesterlichen Freundin einen Schutz und Entschuld gegen das Eingehen auf seine Liebesbewerbungen gefunden hatte, wieder zu Lebensmuth und Frohsinn zurückkehren und dann seinen Wünschen schon geneigteres Gehör schenken würde.

Aber der böse Veit hatte sich arg verrechnet; allerdings wurde der Besuch solcher Geschlechtertänze die Ursache, daß Hedwig aus langer Trauer wieder zu Lebensmuth und Frohsinn erwachte; doch war das für ihn und seine Hoffnungen um so schlimmer, denn die Liebe eines edeln Junkers, den sie bei solcher Gelegenheit häufig gesehen und dessen edler und offner Theilnahme sie ihre schwere Bedrängniß vertraut hatte, verwandelte allgemach ihr Leid in hohe Freude und ihre Verzweiflung in das süßeste Hoffen. — Der schmucke Junker Hanitz war es, der ihr häufiger als jeder andern Jungfrau die Hand zum Tanze gereicht und mit der gern gebotenen Hand auch ihr Herz gewonnen hatte. — Im Kommen und Gehen, im süßen Geplauder und stillem Sichverstehen war die heimlich brennende Liebe der Beiden zur hellen Flamme aufgeschlagen, die sie verzehrt haben würde, wenn sie versucht hätten sich Zwang anzuthun und das Feuer zu dämpfen. Aber daran dachten die Leutchen auch gar nicht; sie wollten leben, leben und lieben in Glück und Seligkeit, und Hanitz, um je eher je lieber die Herzallerliebste als sein ehelich Gemahl heimzuführen, wollte, sobald er sein Haus bestellt, keck und frei vor den alten Henning hintreten und die Hand des Pflegekindes von ihm fordern, als plötzlich das Wetter schwarz heraufzog, welches mit zermalmenden Schlägen das Glück der Liebenden treffen sollte.

Der muntre und liebesfrohe Junker ahnte nichts Arges, als er von einem treuen Knecht begleitet der Schweizergrenze zuritt, um sich, wie es die bevorstehende Heirath nöthig machte, mit seinen dortigen Verwandten über ein Ganerbe auseinanderzusetzen. Wohl trübte trotz der lachenden Auen und grünen Wälder oftmals der Gedanke den Blick des schmucken Reiters, daß ihm die weite Reise nun noch Wochen lang sein ersehntes Ziel in die Ferne rücken, und daß die gute Hedwig inzwischen durch den zudringlichen, tölpelhaften Veit schwer zu leiden haben werde. Aber auch das wird vorübergehen, sprach er sich selbst dann wohl tröstlich an, und gab dem Rößlein die Sporen; wenn ich nur heimkomme, werde ich mit dem ungeschlachten Buben schon reden, wie sich's gebührt!

Während indeß der Junker getrost und liebeselig durch das Reich trabte, begann sich das Ungewitter schon zu entladen, welches nicht allein zu seinem und seines Lebensglücks Verderben, sondern auch zum Schaden und Entsetzen der ganzen Stadt eines einzigen Menschen rasende Eifersucht heraufbeschworen hatte; und dieser Mensch war kein anderer als der böse Veit, dessen wilde Wuth alles Maß überschritt, als ihm mit Beihülfe neidischer Zungen klarer und klarer wurde, wie es zwischen der Hedwig und dem Junker stand. — — Da erbebten die Gemächer und Corridore des Hauses zur Rose unter dem Toben und Aufstampfen des Wuthschäumenden, der bis in das innerste Leben tödtlich getroffen war, und wenn auch nicht so laut und wild ausbrechend wie bei dem Sohn, so nagte doch auch der tödtlichste Grimm an dem Herzen des Vaters, der die unglückliche Hedwig eine ehrvergessene undankbare Dirne nannte, die Lust habe mit einem Buben davonzulaufen. Die Schande aber wolle er seinem Hause schon ersparen, fügte der Alte drohend hinzu, fortan solle sie, bis ihre Gluth verraucht, als eine Gefangene im Hause gehalten werden.

Jetzt war's allein die Kraft der ewig hoffenden Liebe, welche die Jungfrau aufrecht erhielt, daß sie nicht in Schmerz und Verzweiflung zusammenbrach. Der geliebte Mann mußte ja bald von seiner Fahrt zurückkehren, tröstete sie sich in ihrer Noth; wie wird er, alle Hindernisse vor sich niederwerfend, herbeieilen, um sie zu befreien! War sie doch nicht des Burgemeisters leibliches Kind und ihm keine väterliche Gewalt über sie gegeben! So sprach die Arme zu sich selbst, und so tröstete auch Simon, der während dieser unheilvollen Tage, so oft kein Späherauge wachte, zu der Gefangenen nach dem Erkerstübchen schlich. — Als der alte treue Freund nun endlich nach qualvoll durchlebten Wochen die Botschaft brachte, daß der Junker heimgekehrt sei, umhalste ihn die Jungfrau mit freudigem Jubel und rief: „O Simon! lieber bester Simon! sag's noch einmal, mein Hanitz ist zurück, wie schaut er aus?! Nicht wahr, du sah'st ihn, nicht wahr, guter, bester Simon, er kommt mich zu befreien, er folgt dir auf dem Fuße!“ — Der Alte aber wischte sich über die feuchten Augen und sprach bekümmert: „Ach! herzliebes Fräulein, ich muß euch einen bittern Wermuthtropfen in den Freudenwein mischen, denn wisset, man erzählt sich an allen Ecken, daß der Junker gleich nach seiner Rückkunft der Stadt Feind geworden sei, und die Bürgerschaft an ihrem Gute geschädigt habe.

„O Simon, böser Simon!“ lächelte Hedwig durch Freudenthränen, „wie magst du nur jetzt scherzen und darauf denken, mir meine Freude zu vergällen!“

„Doch, doch, faßt euch nur, liebes Fräulein“, flüsterte Simon, „es ist, wie ich sage, der Veit hat's eingerührt, er hat mit des Teufels Tücken die ganze Zeit her auf weiter nichts gedacht, als wie er mit dem edeln Junker verderbliche Händel anfinge, und so ist's ihm denn auch mit des bösen Feindes Hülfe gelungen, daß der

Junker, als er kaum ins Hofthor eingeritten war, in die gelegte Schlinge ging, die er im raschen unbesonnenen Zorn leider fest um sich zusammengezogen hat.«

Da faßte Todesschrecken mit eisiger Hand nach dem Herzen der Armen, und erbleichend wäre sie auf den kalten Estrich hingesunken, wenn nicht Simon sie aufgefangen und auf das Spanbettlein hätte gleiten lassen, aber der verzweifelnde Diener konnte der Ohnmächtigen weiter keine Hülfe bringen, denn er hörte den hohnlachenden Veit die Stiegen heraufstürmen und hatte kaum Zeit unbemerkt zu entfliehen und dem zum Kerker gewordenen Erkerstübchen den Riegel vorzuschieben.

Kaum war dies geschehen und Simon hinter einen Treppenvorsprung gehuscht, als der wüste Mensch auch schon oben war und mit den Worten gegen die Thür donnerte: »Aufgemacht, Jungfer Minneheiß! ich komme mit froher Botschaft von eurem Buhlen! Doch halt, ich vergaß, daß man den Gefangenen den Kerker von außen verschließt; so, fort mit dem Riegel; — ha, was ist das!« rief der Peiniger, als er den Fuß über die Schwelle setzte, »liegt die todt da?! Hat der schon ein Vöglein gepfiffen, daß ihr Schlecker, Gott verdamm' ihn, reif für den Galgen ist? Nun ja, hör's, Hedwig«, kreischte der Rohe mit wuthheiserer Stimme und schüttelte wild die Ohnmächtige, »die Buben auf der Gasse schreien's schon aus, daß dein Hanitz als ein gemeiner Scharlachhändler und Landfriedenbrecher von seiner Fahrt heimgekehrt ist! Ha! ha! ha! statt mit dir wird er mit Jungfer Häufin Hochzeit halten und statt des Brautbetts Meister Hansens Sessel besteigen, von welchem es sich nicht wieder aufsteht! Hörst nit! hörst nit! Teufel, wär' sie todt«, knirschte der Bösewicht und rüttelte wilder das bleiche, leblose Frauenbild, »ich käm' um meine Rache! — Ha, des Lotterbuben und seiner Gesellen Blut allein kann diese Brunst der Liebe und Rache nicht löschen, die mir hier lodert«, stöhnte der Schreckliche und schlug sich wie rasend die Brust, »auch dein Blut nicht, du bleiche, du gleißende Höllentaube da, nur deine langsame Seelenpein vermag mir diesen Brand allgemach zu dämpfen. O dann, o dann wird's in mir jubeln, wenn ich den buhlerischen Buben, der mich um Liebe und Ehre brachte, hier unter deinem Fenster, aus welchem du so oft verbuhlt nach ihm ausgeschaut, zum letzten, schmachvollen Gang ausführen sehe! . . . . Hörst denn gar nit, Jungfer Minneheiß!? . . . . Nun, so schlaf, bis dich das Armensünderglöcklein weckt, welches dem Befehder zum letzten Tanz aufspielen wird!« Damit warf der Bösewicht noch einen Blick voll teuflischen Hasses auf das marmorbleiche, schwerathmende Frauenbild und verließ mit polternden Schritten das Gemach, welches er sorgfältig hinter sich verriegelte.

Mit einer leisen Verwünschung schauete Simon dem die Stiegen hinabrasenden Veit verstohlen nach und schlich dann zur Küche, um eine der dienenden Frauen zu der Hedwig hinaufzuschicken. Diese erwachte unter den sorgsamen Händen wieder zum Leben und zur Verzweiflung; sie mußte jetzt von der plauderhaften Zunge der Magd hören, wie der Herr von Hanitz räuberisch unter die städtischen Heerden gefallen sei, und wie die Bürger nach seinem Blute dürsteten. Das und viel mehr, wie es bei solcher Gelegenheit der geschwätzigen Weiber Phantasie erfindet, mußte die Schmerzgeknickte hören, und sie hörte es jetzt stumm und bleich im dumpfen Hinbrüten und starrte mit thränenlosen Augen durch die Fenster, denn das Uebermaß des Leidens hatte sich mit so gewaltiger Wucht auf ihre Seele gelegt, daß auch der tröstliche Thränenquell versiegt war.

Nun folgte für die schwergeprüfte Jungfrau eine Reihe von Tagen und Nächten, jammer- und kummervoller wie je vorher, und der Veit versuchte sein Möglichstes, die grausame Qual der glühend Gehaßten zu erhöhen. Aber damit verfehlte der Bube sein Ziel; grade Veit's roher Hohn rief in dem sonst ewig von dumpfem Schmerz durchwühlten Gemüthe ein anderes, wenn auch nicht wohlthuendes, doch seelenstärkendes Gefühl hervor; es war das Gefühl der tiefsten Verachtung gegen den feigen Peiniger, das kräftigende Gefühl bei aller bittern Todesnoth doch nicht so elend zu sein wie dieser Elende mit seinem schlechten Herzen. Durch sein schlechtes Herz richtete der Veit die Hedwig zu Stolz und Fassung auf, und durch sein gutes, treues Herz half der theilnehmende Simon das schwere Kreuz der Jungfrau tragen.

So ermannte sich Hedwig zum Hoffen und zu kühnem Wagstück, der Simon trug heimlicher, nächtlicher Weile manch thränenfeuchtes Brieflein zu dem Junker hinaus, der dann tröstlich zurückschrieb und zum freudigen Ausharren mahnte. Er klagte sich der unverzeiblichsten Schuld an, weil er in seiner jähzornigen Unbesonnenheit und durch das Aufhetzen der Freunde zu rascher Gewaltthat angetrieben in die von dem bübischen Veit gelegte Falle gegangen sei, welche ihm nun die Thore der Stadt und den Weg zu ihr, seines Herzens Wonneborn, verschließe. Aber sie möge nur geduldig und um ihrer Liebe willen hoffen und harren, die Hülfe könne nicht mehr fern sein, schon wären Sendboten mit der Klage gegen das eigenmächtige Verfahren des Bürgermeisters an das kaiserliche Hoflager geritten, und wenn der Kaiser nicht helfen könne, würde der ganze tieferbitterte umliegende Adel ihm helfen den Buben zu züchtigen, der die Feindschaft angerichtet, und dann komme er sie zu holen, und müßte er sie auf den Armen aus den Flammen der brennenden Stadt tragen. — — So und ähnlich schrieb mehr als einmal der Junker und gab der armen Gefangenen neben seinen Tröstungen die süßesten Namen und die Versicherungen seiner unwandelbaren Liebe und Treue. — Das richtete den gebrochenen Muth der Jungfrau wieder auf, zumal da sie von den feindlichen Männern im Hause seit den letzten Wochen weniger zu leiden hatte, denn der böse Veit verkehrte besonders nach Hanitzens Rückkunft wieder mehr wie je heimlich und öffentlich mit seinen wüsten Genossen; auch die finstern Blicke des alten Henning hatten schon lange nicht mehr mit ihren galligten Stichen auf der Hedwig geruht, er hatte sie gemieden und war den ganzen Tag über auch selten im Hause, weil es seit dem Beginn der Hanitz'schen Händel so viel im Rath und in der bewegten Bürgerschaft zu rathen und zu thaten gab, daß der Bürgermeister bald weder aus noch ein wußte und ihm nach und nach der Gedanke seines Sohnes gewohnt und lieb wurde, durch einen raschen Gewaltstreich die Sache zum Ende zu führen. Oft mußte er auch von irgend einem kühnen Mann aus den Geschlechtern bittere Worte über sein »grobes, unweises Zufahren« in dem Hanitzischen Handel hören; das machte den Alten noch vergrillter und steigerte seinen Haß gegen alles, was dem Hanitz anhing oder nur für ihn das Wort nahm, auf's grimmigste.

Es waren aber, wie oben bemerkt, in der Stadt nicht nur viele schöne Frauen, welche für den Hanitz Partei nahmen, sondern auch ein gut Theil verständiger Männer aus den Geschlechtern und angesehensten Gilden, welche des alten Henning herrisches und zufahrendes Wesen schon längst auf's tiefste verletzt hatte, waren mit der Weise, wie der Bürgermeister und sein Anhang den Junker so zu sagen mit Gewalt zum Feinde der Stadt stempelte, sehr unzufrieden und forderten ein unparteiisch Gericht für den Junker und für den Veit.

Solche Meinungen aber setzten böses Blut bei den kleineren Bürgern, die allerdings den durch Hanitzens rasches, feindseliges Zugreifen herbeigeführten Verlust einer Kuh oder eines Rindes weit schwerer empfunden hatten als die reichen Leute; sie nun wollten blutige Rache üben an den adeligen »Taschenschwingern« und »Heckenreutern«, in ihnen flackerte noch lebendig die alte Gluth der Feindschaft zwischen Edeln und Bürgern, und unter diesen Haß- und Grimmerfüllten war besonders das junge Volk, welches vom Vater und Großvater so oft von dem früheren mannhaften Streiten mit dem Adel und den Triumphen der Städter gehört hatten, zum blutigen Ernste geneigt und drängte sich mit seinen Aexten und Morgensternen kampflustig um den wilden Veit, den es zu seinem Führer und Feldhauptmann erkor.

Als der verbitterte Henning solche Stimmung in der Bürgerschaft wahrnahm, lächelte er mit stiller Arglist vor sich hin, denn nun wußte er, daß alle Macht in seinen und seines Sohnes Händen lag. Früher freilich wäre Herr Henning von der Rosen viel zu stolz gewesen, um mit dem kleinen Mann und dem Lumpenvolk zu halten, er, aus einem der edelsten Geschlechter der Stadt, er dessen Vorfahren, wie man's mit Brief und Siegel beweisen konnte, ritterbürtige, ländliche Grundherren gewesen waren, die nur die Noth einer langwierigen Fehde gezwungen hatte die freie, sturmumrauschte Burg der Väter mit einem sichern Gehöft innerhalb der städtischen Mauern zu vertauschen, — aber sein Eigensinn und die Affenliebe für den Veit hatten ihn jetzt unwiederruflich auf die Seite des „kleinen Volks“ gedrängt, und die Mißbilligung und die Vorwürfe, die er dafür von Seiten seiner Standesgenossen erfuhr, machten ihn nur noch verbissener und starrer in dem Festhalten des einmal eingeschlagenen Wegs.

So standen die Sachen und die Köpfe in der Stadt, als es dem Veit mit einer kecken Schaar kampflustiger Gesellen gelang, den Hanitz mit seinen Freunden zu überrumpeln und unter dem wilden Hohn der Menge gleich gemeinen Verbrechern in die städtischen Diebkeller abzuführen.

(Schluß folgt.)

* Ein Sonntag in London.

(Nach den „household words.“)

Ich habe den Vorzug, — und ich halte es für einen großen Vorzug, an den ich beständig erinnert werde —, in der achtungswerthesten Stadt der allerachtungswerthesten Nation des Weltalls zu wohnen. „Was denkt man davon?“ und „Was werden die Leute davon sagen?“ Diese Fragen drängen sich so unaufhörlich vor, daß darüber die eine „Was nützt es mir und Andern?“ ganz vergessen wird. Da nun aber leider die Schwäche unsrer menschlichen Natur so häufig in Widerspruch geräth mit den unverbrüchlichen Gesetzen der äußern Form, so kommt es, daß unsre Stadt von einigen Personen die Bezeichnung „Stadt der übertünchten Gräber“ erhalten hat. Natürlich werden solche Personen (deren Zahl jedoch nicht gering ist) nicht von den Bürgern zur Rechenschaft gezogen — o nein! man schlägt den Blick gen Himmel und nennt sie mit einem Mitleiden, das von christlicher Liebe nicht viel in sich trägt, die Gottlosen. Kürzlich brachte eine unsrer Magistratspersonen in Vorschlag, es solle am Sonntag kein Schiff unsern Hafen verlassen dürfen, und als ein entartetes Mitglied des Rathes ihm einwarf, das würde nicht verhindern, daß es in einen andern Hafen am Sonntag einlaufe, wurde ihm die charakteristische Antwort: „Das ist dann seine Sorge.“

Ein Blick auf das Leben und Treiben der Gottlosen erfüllt uns nicht immer mit Mißbehagen; es gewährt einen wohlthuenden Vergleich, giebt ein gewisses behagliches Gefühl der eignen Gerechtigkeit und liefert dem Lieblings-Prediger eine Fülle von Stoff zu flammender Beredsamkeit am nächsten Sonntag. Blickt man auf die eine Hälfte unsrer höchst achtungswerthen Stadt, — jene Hälfte, die hauptsächlich dem Fremden vor Augen kommt —, so muß man gerechter Weise denken, daß sie nur tugendhafte, höchst achtbare Einwohner enthalte, von denen jeder seinen Sitz in einer besondern Versammlung hat, einem frommen Verein angehört, zu dem man nur durch besondere Vergünstigung Zutritt erhalten kann. Die Armen, die Unglücklichen, kurz alle elenden Sünder unsrer tugendhaften Stadt werden möglichst fern gehalten. Es gewährt einen merkwürdigen Contrast, wenn man am Sonntag von der einen zur andern Hälfte hinübertritt. In dem gottlosen Theil ist geräuschvolles Treiben; in der gerechten Hälfte, in der ich den großen Vorzug genieße wohnen zu dürfen sind sogar die Vorhänge am Sonntag herabgelassen.

Am zweiten Sonnabend, nachdem ich mit meiner Frau und Familie meine jetzige Wohnung bezogen hatte, erschien meine Hauswirthin, eine ältliche unverheirathete Dame, deren strenges, ascetisches Ansehen natürlich von vorn herein jeden Argwohn ausschließt, als sei sie geistigen Getränken nicht abgeneigt, was gewisse Züge ihrer Erscheinung fast vermuthen ließen, und bat um die Erlaubniß, einige Worte mit mir vor Anbruch des Sonntags reden zu dürfen, da an diesem Tage natürlich alle irdischen Angelegenheiten schweigen müßten.

„Entschuldigen Sie, mein Herr, aber ich hoffe, Sie werden morgen die Vorhänge in Ihrer Kinderstube herablassen. Die Nachbarn haben sich beklagt, daß sie am vorigen Sonntag aufgezogen waren.“

„Was war aufgezogen?“ fragte ich ganz bestürzt.

„Die Vorhänge, Herr“, erwiederte die Dame.

„Ist es denn Unrecht, meine Kinder am Sonntag Licht und Luft genießen zu lassen, was sie an Wochentagen haben?“

„Unrecht kenne ich nicht“, bemerkte meine ascetische Freundin mit einem frommen Schauder; „ich und Sie sind Gott sei Dank so verschieden von einander wie Licht und Finsterniß; aber es ist in unsrer Stadt nicht Sitte, am Sonntag die Vorhänge aufzuziehen, und in meinem Hause soll es nicht geschehen, das sage ich Ihnen.“

Mit meiner angebornen friedseligen Gesinnung versicherte ich ihr, daß ich lieber mit meiner Familie den Sonntag im Keller zubringen würde, als die religiösen Gefühle der Nachbarschaft verletzen. Um aber das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, fragte ich Fräulein Macstarchskin, wann morgen früh die Briefe ausgegeben würden.

„Morgen früh ist Sonntag, Herr.“

Ich wünschte mich in keinen Dogmenstreit einzulassen und wiederholte einfach meine Frage.

„Von 10 — 11, glaube ich“, sagte sie mit Zurückhaltung, „ist das General-Post-Amt am Sonntag für alle die geöffnet, welche —“

„Ich danke“, sagte ich, sie unterbrechend, „das genügt.“ Ich erzählte ihr nicht, daß wir ein krankes Kind auf dem Lande zurückgelassen hatten, von dem wir täglich Nachricht erhielten; es würde auch schwerlich Fräulein Macstarchskins fromme Ansichten über die Sonntagsfeier geändert haben.

Der Anblick der Hauptstraßen unsrer Stadt um 10 Uhr am Sonntag ist der eines Ortes, der kürzlich von der Pest entvölkert worden ist. Selbst der Bahnzug, der einzige, der am Sonntag erlaubt ist, hat in früher Morgendämmerung, als scheue er sich die feierliche Sonntagsruhe zu stören, alle gottlosen Leute hinweggeführt, die ihre Gedanken noch weltlichen Dingen zuwenden können. Keine lebende Seele ist auf den Straßen zu finden, nur die Katzen schleichen hervor, durch die Stille verleitet zu glauben, daß es noch früh am Morgen sei. Aber die Vorhalle des Postamts bietet zu dieser Zeit einen Anblick dar, der für die Parterrethür eines Volkstheaters am Sonnabend Abend geeigneter wäre als für ein öffentliches Gebäude am Sonntag Morgen. Die Zeit der Briefausgabe (eine halbe Stunde) ist so kurz, daß selbst die Gottlosen, wäre ihre Zahl auch so gering, wie unsre Stadt sie gerne schildern möchte, kaum alle befriedigt werden würden. Außerdem aber sieht man eine Menge Diener der Gerechten, die viel zu fromm sind, selbst zu kommen, und mit frommem Tadel auf die blicken, welche eigenhändig ihre Briefe in Empfang nehmen.

Jenen vergitterten Fenstern gegenüber, — vor denen diejenigen, welche zuerst festen Fuß faßten, mit weiser Zähigkeit ihren Platz behaupten, — steht eine erwartungsvolle Menge aus allen Ständen. Die steinerne Treppe hinter ihnen ist bis zu einer solchen Höhe von Menschen angefüllt, daß man auf den obern Stufen nur Beine sieht. Draußen aber ist ein noch größeres Gedränge, das nur durch riesige Polizeidiener davon zurückgehalten wird, uns dadrinnen zu Mus zusammenzudrücken.

Die Hitze, der Geruch, das Drängen ist unbeschreiblich. An dem Tage, von dem ich rede, wurde mehr als eine Person ohnmächtig. Ein alter Mann besonders —, ich weiß nicht, ob er dort sein mußte, oder ob über ihn ein solches Gericht verhängt war, ich berichte nur die Thatsache —, wurde bewußtlos und so weiß wie irgend ein Gewissen unsrer Stadt hinausgetragen. Diese Qualen waren noch peinlicher, wenn wir durch eines der Fenster in ein ungeheures, luftiges Zimmer sahen, wo die Beamten unsre Briefe mit einer Ruhe und Gemüthlichkeit sortirten, die uns wahnsinnig machte. Sie bekümmerten sich um unsre Noth so wenig, wie einst die Indischen Wächter, welche die Kämpfe der Leidenden in der schwarzen Höhle zu Calcutta beobachteten.

Ein kahlköpfiger, gleichgültiger Beamter besonders, dessen ehrwürdiges Ohr mir den seltsamen Wunsch einflößte, daß ich einen Zipfel desselben . . . . Aber ich weiß, daß jenes Gefühl, das bei der Gelegenheit in uns rege ward, kein passender Gegenstand zur Mittheilung sein möchte. Die Ausrufungen und begleitenden Bewegungen waren nichts weniger als höflich, obgleich ein Fremder an dieser seltsamen Sprache, die unter unsern Bürgern heimisch ist, nicht erkennen konnte, ob die Schreier in guter Laune oder äußerster Wuth waren. Mit dem Geschrei vermischte sich das Heulen der Hunde, die von den Sonntagsgängern, glaube ich, zu ihrem Schutz mit hereingebracht waren und die Qualen vermehrten. Außerdem wurde der Körper an verschiedenen Stellen empfindlich berührt durch Stoßen mit den Ellenbogen, Treten der Füße und Hintenausschlagen der Hacken. Ein armes kleines elendes Mädchen errettete ich von den Füßen des Stiefelputzers aus unserm Hotel und fand, daß es des Fräuleins Macstarchekin Mädchen für Alles war, heimlich von dieser guten Seele dorthin geschickt, um den Brief eines neuen Miethsmannes für ihre Zimmer in Empfang zu nehmen. Es war wahrlich keine Sendung, die für ein Mädchen passend war. Als endlich nach dreiviertel Stunden Wartens die drei Fenster geöffnet wurden, überstieg die Scene jede Beschreibung. Hundert Stimmen schrieen zugleich; und ebenso viele unheilige Hände erhoben sich mit ängstlicher Heftigkeit und drohender Bitte. Das Drängen verdoppelte sich; die Polizeidiener wurden wie auf einer ungeheuren Welle emporgehoben und mit fortgeschleudert, — und während einiger Minuten war Alles Erstickung und Wahnsinn.

Wie ich meine Briefe erhielt, weiß ich nicht, aber auf eine oder die andre Weise erhielt ich sie und kämpfte mich mit ihnen durch in die freie Luft. Mein Hut war beschmutzt, mein Rock zerrissen; ich hatte eine ähnliche Empfindung, wie Jemand sie haben wird, der die Nacht im betrunkenen Zustande auf der Wache zugebracht hat; aber doch kam ich aus dem Dämonentempel des Posthauses lebendig wieder hervor.

Die Hauptstraße war jetzt belebt von jener achtungswerthen Klasse, die einen solchen Zustand, wie ich ihn eben beschrieben habe, nicht ahnt; nur ihre Diener und Mägde kannten alle jene schrecklichen Dinge.

Indem ich aus Scham die Hand vor die Augen hielt, war ich zu dem Standorte der Droschkenkutscher gekommen, deren Zahl von 36 auf 6 zusammengeschmolzen war, und von diesen lasen 3 andächtig die in ihre Fenster geworfenen Traktätchen; plötzlich stieß ich auf Fräulein Macstarchekin, die ihr Gebetbuch in der Hand mit festem, strengem Schritt den Weg nach ihrem gewöhnlichen Andachtsorte lenkte. Ich war mir bewußt, wie ungeheuer der Abstand in unsrer äußern Erscheinung sein mußte, aber ich war auch nicht so glücklich gewesen, ein Mädchen für Alles statt meiner auf die Post schicken zu können. Der Blick, mit dem sie mich traf, schwankte zwischen ewiger Verdammniß und einer Kündigung ihrer Zimmer.

Ich suche jetzt eine andere Wohnung; da ich aber die Augen meiner Nachbarn ungern beleidige und für mich gar keinen Grund habe, meine Fensterladen zu schließen, auch die gezwungene Dunkelheit für einen Tag der Woche im höchsten Grade unbequem finde, so werde ich eine Wohnung auf dem Lande nehmen.

Zum Schluß muß ich noch sagen, daß, so groß der Vorzug auch für mich ist, in den so geheiligten Mauern dieser Stadt zu wohnen, ich doch in der ganzen gebildeten Welt keinen Ort kenne, wo in einem öffentlichen Gebäude eine solche Scene vorgehen kann, wie ich sie hier beschrieben habe.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Mährchen und Geschichten aus Osten und Westen. Von Moritz Hartmann. — Lyrisches Album aus dem Lahngau. Herausgegeben von P. Wigand. — Dramatische Werke von A. Widmann. 2 Thle. — Friedrichs des Großen letzte Lebenstage. Historischer Roman von J. Bacher. 3 Bde. — Aus böser Zeit. Vaterländischer Roman aus dem dreißigjährigen Kriege. Von Luise Pichler. — Robespierre. Roman von Theodor Mundt. 3 Thle. — Paul Bronckhorst oder die neuen Herren. Roman von Levin Schücking. 3 Bde.

— * In der Verlagshandlung von Brockhaus in Leipzig erscheint ein großes Werk, welchem die bevorstehende große Schillerfeier die Entstehung gegeben hat. Es ist das eine Schiller-Galerie oder eine Reihe von Schiller'schen Charakteren in Zeichnungen von Friedrich Pecht und Arthur von Ramberg, mit erläuterndem Texte von dem Ersten. Die Festgabe umfaßt 50 Charaktere, die alle bis auf zwei, dem „Geisterseher" angehörige, den Dramen entlehnt sind und durch Porträts von Schiller selbst und seiner Gattin eingeleitet werden. Die Blätter sind von den tüchtigsten Künstlern in Stahl gestochen worden, und die Verlagshandlung hat keine Kosten gescheut um das Werk in einer seines Gegenstandes würdigen und dem hohen Kunstwerthe der Zeichnungen entsprechenden Weise als ein Prachtwerk ersten Ranges auszustatten. Um die Anschaffung des Werks zu erleichtern, wird dasselbe in 10 Lieferungen zu je 5 Blatt nebst dem dazu gehörigen Texte ausgegeben werden. Vom October anfangend wird jeden Monat eine Lieferung erscheinen, so daß das ganze Werk jedenfalls bis zum hundertjährigen Geburtstage Schiller's (10. November 1859) vollendet sein wird. Der Subscriptionspreis jeder Lieferung beträgt 1 Thlr. 6 Ngr., und behält sich die Verlagshandlung vor, nach Vollendung des Werks den Preis zu erhöhen. Die Ausgabe der einzelnen Blätter erfolgt in der Reihenfolge, wie dieselben vollendet werden, während die richtige Reihenfolge erst in der letzten Lieferung, welche zugleich Titel und Vorrede des Werks enthält, angegeben werden wird.

— * Bei Westermann in Braunschweig erscheint demnächst ein Buch über Aegypten und seine Eigenschaften als Winteraufenthalt für Kranke, als welcher das Land bekanntlich seit einigen Jahren vielfach aufgesucht wird. Der Verfasser der Schrift ist Dr. Wilhelm Reil, praktischer Arzt und Docent in Halle, welcher im vorigen Winter fünf Monate lang in Aegypten, vorzugsweise in Kairo und seiner Umgegend, weilte.

— * Eine neue Auflage der Gedichte von Franz Dingelstedt ist bei Cotta erschienen; sie sind namentlich um manche erzählende Dichtung vermehrt.

— * Demnächst erscheint eine neue Lieferung des deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm, die letzte des zweiten Bandes; gleichzeitig die erste des dritten. Der Verleger stellt jetzt ein rascheres Erscheinen des Werkes in Aussicht.

— = Die Harmonie der Ergebnisse der Naturforschung mit den Forderungen des menschlichen Gemüthes oder die persönliche Unsterblichkeit als Folge der atomistischen Verfassung der Natur. Von Maximilian Droßbach. 380 S. Leipzig. Brockhaus 1858. — Fürwahr ein vielversprechender Titel! Wenn der Inhalt ihm nur einigermaßen entspricht, so wären ja alle Zweifel der zagenden Menschenseele damit beschwichtigt, die Erkenntniß der absoluten Wahrheit, wenn nicht erreicht, doch bedeutend genähert! Treten wir darum dem Buche etwas näher. — Gleich die Vorrede macht uns aber stutzig. Die heutige menschliche Gesellschaft wird darin als grundverderbt dargestellt; Eigennutz und Selbstsucht sind die Haupttriebfedern der Thätigkeit, Genuß das höchste Ideal des Strebens. Den Naturwissenschaften —, der Verfasser scheint sie für die Träger der materialistischen Weltanschauung zu halten —, wird dann der schwere Vorwurf gemacht, daß sie durch den Zwiespalt zwischen Glauben und Wissen dieses sittliche Verderben herbei geführt haben. — Unwillkürlich fragt man sich schon hiernach, ob Jemand, der unser heutiges Leben so wenig kennt, geeignet sein wird, uns die Frucht der Erkenntniß zu bieten. Doch weiter zum Buche

selbst. — Der Verfasser versucht zuerst, die gewöhnliche Weltanschauung zu zerstören, indem er ein Ding aller seiner Wirkungen entkleidet und daraus, daß zuletzt ein Nichts übrig bleibt, schließt, der Stoff sei eben Nichts und die ganze Natur nur ein Spiel von Kräften. Bei dieser, schon öfter versuchten Entwickelung schmuggelt er uns nun aber das Atom, das „Kraftwesen", als Träger dieser Kräfte ein. Hierin beruht der Grundfehler der ganzen Entwickelung; denn das „Kraftwesen" wird unserm Denken um Nichts näher gebracht; es bleibt ein leeres Schema, und mit seiner Einführung ist also in dem Conflikte zwischen Anschauen und Denken Nichts gewonnen. — Wir können dem Verfasser hier nicht weiter in seinen Deduktionen folgen, wollen aber noch erwähnen, daß er in der Ewigkeit der Kraftwesen die Garantie der persönlichen Unsterblichkeit erblickt. Er sagt pag. 242: „ein Organismus ist ein systematisch geordneter Staat von lebendigen Kraftwesen, in welchem jedes einzelne Kraftding seinen bestimmten Platz und seine bestimmte Sphäre für seine Thätigkeit hat, welcher von einem Centralkraftwesen und zu einem einheitlichen Ganzen verbunden wird." Wenn dieses „Centralkraftwesen" zum Selbstbewußtsein befähigt ist, so ist der Organismus ein menschlicher (man sieht, es muß so vielerlei Centralkraftwesen geben, als Organismen.) Bei seiner Auflösung kehrt jener Mittelpunkt in einen unbewußten Ruhestand und zur Erde zurück, um nach ungemessenen Zeiträumen in Folge des ewigen Kreislaufes einmal wieder zur Bildung eines Menschen benutzt zu werden, der dann **seines frühern Lebens sich bewußt sein wird** (!!) Daß dies bis jetzt noch kein Mal geschehen ist, erklärt der Verfasser aus der enormen Zahl der vorhandenen Kraftwesen.

— * Im Vorworte des von **Klüpfel** herausgegebenen dritten Nachtrages zum „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen" finden sich interessante und authentische statistische Berechnungen über die geographische Vertheilung des buchhändlerischen Absatzes. Norddeutschland producirt und consumirt am meisten, Sachsen und die Mark sind die schreib- und kauflustigsten Länder. Oesterreich ist von den Buchhändlern als Absatzgebiet sehr geschätzt, das benachbarte Bayern aber gilt für den schlechtesten Büchermarkt. Ueberhaupt läßt Süddeutschland viel zu wünschen übrig. Baden und Rheinpfalz machen schon eine Ausnahme. Stuttgart ist ein Hauptort der Production, weniger der Consumtion. Der Buchhandel ist seit 1831 in stetem Wachsen begriffen gewesen, seit 1846 und 1848 trat ein Rückschlag ein, jetzt aber ist die Bewegung wieder im Zunehmen. 1831 hatten Berlin, Leipzig, Stuttgart resp. 80, 79, 17 Buchhandlungen, 1855 betrugen diese Ziffern 195, 156, 55.

— * Die Wiederkehr des Schiller'schen Geburtstages erinnert uns daran, daß wir noch ein Wort über den deutschen Volkskalender für 1859 zu sagen haben, den **Berthold Auerbach** nun zum zweiten Male im Cotta'schen Verlage herausgiebt. Dieser Kalender, für den noch ein Wort einzulegen eigentlich überflüssig ist, da er bereits eine ganz außerordentlich große Verbreitung gefunden hat, beginnt nämlich mit einer Erzählung „Friedrich der Große von Schwaben", in welcher **Auerbach** die Geburt Schillers zu Marbach am 10. November 1759 erzählt. Es ist ein Gelegenheitsstück, für die große Jubelfeier im Voraus dargebracht und in der herzlichen, anschaulichen, festen Art des Verfassers ausgeführt. Tausende werden es mit inniger Freude gelesen und sich nach dem Häuschen zu Marbach versetzt haben. Bedeutender an Werth ist wohl, wenn auch nicht ganz so geeignet allgemeine Theilnahme zu erwecken, die Erzählung „Der Bierbrauer von Culmbach", eine Arbeit, welche durch prächtige Holzschnitte von Braun und Schneider illustrirt ist. Endlich ist da als leichtere Beigabe ein Nachtstück „Huzel und Pochel", bei welchem die Benennung nicht im üblichen ernsten Sinne zu nehmen ist; vielmehr ist diese Geschichte zweier alter Frauen, die sich mit ihrem Hasse verfolgen und erst bei der Verheirathung ihrer Kinder versöhnen, ein Genrebild in niederländischer Manier, gleichsam ein komisches Gegenstück zu den „feindlichen Brüdern" im ersten Bande der Dorfgeschichten. Die Ausführung ist von guter Laune geleitet und bietet eine Fülle von ergötzlichen Zügen dar.

— * Die von **Robert Schumann** componirten und in seinem Nachlasse vorgefundenen Scenen aus Goethe's „Faust" sind im Clavierauszug mit Text herausgekommen. Weiter sind unter den musikalischen Erscheinungen der jüngsten Zeit zu erwähnen ein Pianoforte-Quartett von **C. Lührss** und ein Pianoforte-Trio von **Josef O'Kelly**.

— * Die Schillerfeier wurde in Leipzig am 10. und 11. November in gewohnter Weise begangen. Im Theater gab man den „Tell" mit einem Prologe von **Hermann Marggraff**, der kürzlich als neues Mitglied des Schillervereins eingetreten ist. In der Versammlung am 11. in den Sälen des Hotels de Pologne hielt **Robert Giseke** die Festrede.

— * In Paris giebt man ein neues Drama von **Scribe**; es heißt „Les trois Maupin" und ist das dreihundertdreiundachtzigste Stück des schreibseligen Verfassers.

— * In Mailand starb am 30. October **Karl Mozart**, der letzte Sohn und überhaupt der letzte Nachkomme des großen Tondichters, im hohen Alter. Noch kürzlich wurde seiner in den Blättern gedacht, als ihm von Paris der Tantieme-Ertrag der Vorstellungen von „Figaro's Hochzeit" zugeschickt wurde.

— * Die griechische Regierung läßt die archäologischen Arbeiten an der Akropolis und auf der Westseite von Athen eifrig fortsetzen. Kürzlich sind wieder eine Inschrift, eine schön gearbeitete weibliche Statuette und eine Votivtafel, worauf Minerva, die Gabe empfangend, dargestellt ist, aufgefunden worden.

— * Vom Gothaischen genealogischen Taschenbuche erschien der Jahrgang 1859, der sechsundneunzigste des Unternehmens, das demnächst unter neuer Redaction eine Umgestaltung erfahren soll. Das Verzeichniß der 47 Regenten Europa's, in die nach früherer Weise noch der Kaiser von Brasilien eingerechnet ist, nennt als älteste Regenten, nach den Zeitpunkten des Regierungs-Antrittes gerechnet: den Fürsten von Schaumburg-Lippe (seit 13. Februar 1787), den Herzog von Sachsen-Meiningen (seit 24. December 1803), den Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt (seit 28. August 1807) und den König von Würtemberg (seit 30. October 1816, wo derselbe 35 Jahre alt war); die jüngsten Regenten sind: der König von Sachsen (seit 9. August 1854), der Kaiser von Rußland (seit 2. März 1855) und der Fürst von Monaco (seit 20. Juni 1856 an der Regierung). Nach dem Lebensalter geordnet war am 1. Juli, wo die Redaction des Taschenbuchs geschlossen wurde, der älteste Monarch: der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz (geb. 12. August 1779), also an jenem Tage 78 Jahre, 10 Monate und 18 Tage alt. Ihm reihen sich an: der König von Würtemberg (geb. 27. September 1781 und an jenem Tage 76 Jahre 9 Monate und 3 Tage alt), der Landgraf von Hessen-Homburg (geb. 26. April 1783), der Fürst von Schaumburg-Lippe (geb. 20. December 1784), der Fürst zu Reuß-Schleiz (geb. 20. October 1789), der König der Belgier (geb. 16. December 1790) und der Papst Pius IX. (geb. 13. Mai 1792). Der König von Preußen nimmt die zehnte Stelle, der Kaiser von Rußland die neunundzwanzigste, der Kaiser von Oesterreich (geb. 18. August 1830) die vierundvierzigste Alters-Stelle auf dieser Tafel ein, auf der der König von Portugal (geb. 16. September 1837) und der Herzog von Parma (geb. 9. Juli 1848) die Jüngsten sind. Auf dem Verzeichnisse der europäischen Orden zeichnet sich Bayern vor allen Staaten durch zwölf Orden aus, während Frankreich nur Einen, Großbritannien sechs, Oesterreich acht, Preußen neun, Rußland neun, Spanien zehn Orden hat.

— * **Ein neuer Text zum Don Juan.** Den „Signalen für die musikalische Welt entnehmen wir das Folgende: „Bei Leuckart in Breslau ist soeben ein interessantes Werk erschienen: „Mozarts Don Juan aufs Neue aus dem Italiänischen ins Deutsche übertragen, nebst Bemerkungen über eine angemessene Bühnendarstellung von Dr. W. **Viol**." Zunächst ist der Einleitungstheil, welcher die „Bemerkungen" enthält, anziehend durch eine rege Liebe für Mozarts größestes Werk, welche thatkräftig zugreift, wo es Noth thut: an die Textübersetzung; sodann ist dieser Theil interessant durch mehrere gute praktische Vorschläge, welche die Aufführungen würdiger gestalten sollen. Was die Schlußscene (nach Don Juans Höllenfahrt) betrifft, so lohnt der Vorschlag, den der Uebersetzer macht, eines Versuches; denn jedenfalls ist die in Anregung gebrachte Kirchenscene mit der Todtenfeier praktisch zu probiren, ehe man darüber endgültig ein Urtheil spricht. Die von Dr. Viol gegebene Uebersetzung verdient gewiß Lob und warmen Dank, sie hat überall Sinn und Verstand in guter Form und schlägt nach dieser Seite hin die gang und gäben saloppen Uebersetzungen; wo die Viol'schen Verse (besonders in den Recitativen) etwas in gewöhnlicher prosaischer Redeweise gehalten sind, mußten wir bei einem Vergleiche mit dem nebengedruckten Urtexte erkennen, daß es mit letzterm genau übereinstimmt. Hin und wieder bemerkt man die Schwierigkeiten, welche der Umstand bereitete, daß die Uebersetzung zur Musik passen mußte, und in diesem Punkte sind die Verse (wie auch einzelne Worte) oft unvortheilhafter, als die bekannten Uebersetzungen, denn abgesehen von aller Gewohnheit, liegen sie nicht immer so vortheilhaft im Munde. Es ist ein eigenes Ding um die musikalische Wortfolge! z. B. der bekannte Vers im Munde der Zerline und ihrer Gespielinnen: „Liebe Schwestern zur Liebe geboren" liegt gesangsgemäßer als die neue Uebersetzung: „O ihr Mädchen &c."; denn die Vocale i e dort, sind verwandter als hier o i ä, abgesehen von dem M, das in dieser Temposchnelligkeit den Lippen lästiger ist, als dort das b und w. Dies kann kleinlich scheinen, aber es ist praktische Wahrheit, daß im Gesange die Vocale und Consonanten in ihrer Stellung viel zum Charakter des Ausdrucks dienen, — denn dies ist ja eben das Musikalische in der Sprache. Wie Dr. Viol die schlechten Stellen in der vorhandenen Uebersetzung zu finden weiß, sehen wir unter vielem auch an dem trivialen Verse: „Herr Gouverneur zu Pferde, ich beuge mich zur Erde." Weder „Pferd" noch „Beugung zur Erde" kommt im Italiänischen vor, und Viol hat dafür eine zwar ungewohnt klingende, doch getreue und gut rhythmisirte Uebersetzung gegeben. Dagegen sagt uns unter anderm nicht zu, was die Statue zuerst singt: „Dein Scherz soll dir vergehen, eh du den Tag gesehen;" Scherz ist ein schlechtes Wort im Geistermunde; „die Rache wird dich finden", oder ähnlich so, wäre passender gewesen. Vieles Gute und besonders Eingelebte des alten Textes hat der neue Uebersetzer geflissentlich beibehalten, was nur zu billigen ist. — Man lese das Buch und sorge für seine Verbreitung, besonders Theaterdirectoren, Regisseurs und Sängern, kurz Allen, die es mit Don Juan zu thun haben, ist es zu empfehlen. Wird man vieles daran auszusetzen haben, so giebt es doch auch viel zu loben; interessant ist die Sache aber immer."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 47. Bremen, 21. November. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Schwinds Kaiser Rudolf und Steinhäusers Pandora.

Es ist eine eigenthümliche Richtung unsrer, so entschieden realistischen Zeit, daß in der Malerei sich mehr und mehr eine Richtung geltend macht, welche, sich anlehnend an Vorbilder einer längst vergangenen Kunstperiode, wirkungslos bleiben muß trotz der unleugbar bedeutenden Talente, welche sie unter ihren Vertretern zählt, weil sie für ihre Bestrebungen unter uns keinen Boden findet; auch möchten wir behaupten, daß dieser Idealismus, welcher in den Bildern eines Fra Angelico, eines Perugino und seines Schülers Rafael das Höchste und für alle Zeiten Maßgebende für die Kunst erblickt, selbst von seinen Anhängern nur als eine Treibhauspflanze gepflegt wird; daß die Kunstwerke, welche demselben ihre Entstehung verdanken, keine naiv und unmittelbar empfundene, sondern reflectirte sind.

Zu dieser Schule der Idealisten gehört auch **Moritz von Schwind**, dessen im Auftrage der Verbindung deutscher Kunstvereine für historische Kunst gemaltes Bild, „Letzter Ritt Kaiser Rudolfs nach Speyer“, gegenwärtig den Mitgliedern des Bremer Kunstvereins zur Ansicht dargeboten ist. Unterschätzen wir auch nicht die unleugbar bedeutenden Vorzüge dieses durchaus stilisirten Gemäldes: eine bis auf wenige Kleinigkeiten meisterhafte Zeichnung und treffliche Gruppirung, so glauben wir doch nicht, daß dasselbe in irgend einem Beschauer ein wärmeres Gefühl hervorrufen wird. Wir vermögen nicht uns für die Gliederpuppe zu interessiren, die der Maler aufs Pferd gesetzt hat, und in der uns der Kaiser nur durch die Krone auf seinem Hute erkennbar ist. Das Gefolge des Kaisers, bei welchem wir in der hinter ihm zur Seite eines hohen Geistlichen reitenden Frauengestalt in madonnenhafter Gewandung ebenfalls nur vermittels des Goldreifens auf ihrem Haupte die burgundische Gemahlin des Kaisers, die er, eine vierzehnjährige, im dreiundsechszigsten Jahre heirathete, vermuthen, erscheint uns für die feierliche Veranlassung außerordentlich unbedeutend; der Ausdruck in den Gesichtern des zuschauenden Volkes, welches, ebenfalls sehr dürftig, durch einige Gruppen von Landleuten repräsentirt wird, ist gesucht und manierirt; kurz, es ist nichts in diesem Bilde, was uns den großartigen Moment, welchen es darstellen soll: den Ritt eines Heldenkaisers zum Grabe, den uns Justinus Kerner so ergreifend schildert, zur Anschauung brächte. Dazu kommt noch, daß Schwind durchaus nicht die Farbe zu handhaben weiß, so daß unter dem unleidlich harten, trocknen, kalten Colorit des Künstlers Kenntniß der Perspective total verloren geht und die Figuren Silhouetten gleich auf den Hintergrund geklebt, nicht aber von Luft umgeben erscheinen. — Zu den gelungenen Einzelheiten zählen wir zur Linken die Gruppe von drei Gestalten, welche sich, freilich wie uns scheinen will ziemlich unmotivirt, von dem Zuge abkehren; auch die Idee, daß das Pferd des Kaisers von dessen greisem Narren geführt wird, ist eine glückliche, wenngleich auch dieser so wenig individualisirt ist, daß man ihn nur an der auf dem Rücken hängenden Kappe als solchen erkennt.

Wir bedauern lebhaft, daß wir durch dieses Bild das Urtheil bestätigt sehen, welches wir uns nach den Fresken auf der Wartburg über einen Maler bilden mußten, der zu den wenigen Künstlern von Ruf gehört, welche wir für das historische Fach besitzen: daß nämlich demselben Wärme der Auffassung, charakteristische Individualisirung und lebendiges naturwahres Colorit mangeln, und daß diese Mängel nur verstärkt werden durch die stilisirte Einfachheit einer Schule, für welche, selbst den Gebildeten unter uns, wenn nicht das Verständniß, doch jedenfalls die Sympathie abgeht, und welche, wie gesagt, eben deßhalb keinen Boden bei uns findet, weil unsre Richtung zu wesentlich eine andere ist.

Vor einem andern Kunstwerke dagegen, welches der Bremer Kunstverein mit gerechtem Stolz sein Eigenthum nennen darf, bleiben wir mit einem Gefühl ungetheilter Bewunderung und reinsten Entzückens stehen: wir meinen **Karl Steinhäusers** Pandora, welche, ein würdiges Seitenstück zu seiner Psyche, jetzt eine Nische dieser gegenüber schmückt. Es ist unmöglich, die unendliche Anmuth und Grazie zu beschreiben, in der das liebliche Geschöpf, gleichsam für die Handlung des Moments nur flüchtig hingekauert, sich darstellt. Der in seiner ganzen Länge sichtbare, außerordentlich schön modellirte linke Arm hält das Gefäß mit dem verderblichen Inhalt, der linke hebt den Deckel desselben, und das reizend neugierige Gesichtchen beugt sich vor, um hineinzuschauen. Dies Alles, die sanften Linien des jugendlichen Körpers, die Falten des Gewandes, der ganz individuelle Ausdruck des Gesichts mit seinen leicht geöffneten Lippen ist von so unendlicher Naturwahrheit und dabei von so idealer Schönheit, daß man gefesselt bleibt von dieser wundervollen Schöpfung und sich nur losreißt, um vor dem lieblichen Schwestergebilde des großen Meisters, vor seiner Psyche, noch einmal all das Entzücken zu empfinden, mit welchem seine Pandora uns erfüllt.

* Aus einem alten Hause.

Erzählung von **Karl Seifart.**

(Fortsetzung.)

Recht hart und grausam verfuhr man mit den gefangenen Edeln, und während diese in ohnmächtiger Wuth hinter feuchten Kerkermauern schmachteten, lag das wild aufgeregte Stadtvolk Tag und Nacht in den Schenkstuben und freute sich bei weinerhitzten Köpfen der vollbrachten Heldenthat. Die Herren aus den Geschlechtern hielten sich scheu in ihren Häusern, denn sie mußten gewärtigen, daß, wenn sie irgend ein Wort der Mißbilligung über den begangenen Unfug öffentlich fallen ließen, ihre Habe und selbst ihr Leben gefährdet war, zumal da nicht allein der Pöbel, sondern auch sehr viele angesehene und einflußreiche Bürger aus den Zünften und aus der wehrhaften

Schützengilde zu dem gewaltthätigen Bürgermeister hielten, weil sie bei seiner Verfeindung mit den Geschlechtern hoffen durften, daß es einmal zum offnen Bruch komme; dann war ihnen bei ihrer Ueberzahl und Waffenmacht der Sieg gewiß und mit dem Siege das langersehnte Stadtregiment in ihren Händen. Der Handel mit dem Hanitz und die dadurch entstandenen Parteiungen kamen nun den herrschsüchtigen Zünften sehr erwünscht, und sie glaubten damit am besten den längst beabsichtigten Umsturz einleiten zu können. — Das merkten die Geschlechter sehr wohl und hatten darum alle Ursache, auf's Schlimmste gefaßt zu sein.

Bald sollte es sich auch zeigen, daß ihre Befürchtungen nur zu wohl begründet waren. Als nämlich mit unerhörtem Eifer wenige Tage nach der Verhaftung des Hanitz und seiner Genossen Henning von der Rosen als Oberstrichter ein Gericht niedersetzte und die Schöffen und Beisitzer zur Aburtheilung der Gefangenen berief, stritt der rechtsverständige Syndikus mit Hand und Mund gegen das ganze Verfahren und legte gar, nachdem man den vorgeführten Gefangenen, welche mit stolzer Verachtung der Richter jede Vertheidigung verschmäheten, als böswilligen Befehdern das Schwert zuerkannt hatte, mit öffentlichem Protest sein Amt nieder. — Aber was war die Folge davon? Nichts geringeres, als daß sich noch am selben Abend nach dem Proteste ein wilder Volkshaufe vor dem Hause des Syndikus zusammenrottete und unter dem Wuthgebrüll: „Auf die Fleischbank mit dem Verräther!“ das Haus zu stürmen begann. Nur die schweren Riegel des Hauses und seine eichenen mit starken Radnägeln gespickten Thorflügel bewahrten die Bewohner vor dem Schlimmsten, was sie treffen konnte. Doch blieb im ganzen Hause kein Fenster unzerbrochen, und auch das Einfahrtthor am Grashofe drohete endlich unter den Balkenstößen des wüthenden Volks zusammenzustürzen, als Veit mit einer Abtheilung der Schützengilde auf dem Platze erschien, um dem Unfuge zu steuern. — Zwar hätte es dem Veit gerade nicht viel graue Haare gemacht, wenn der eindringende Pöbel den Syndikus mit seiner ganzen Sippe erschlagen hätte, aber um den Schein des Rechts zu wahren und um sein Ansehen geltend zu machen, trat er mit kräftigen Worten den Rädelsführern des tobenden Haufens entgegen, hielt sie in ihrem gewaltthätigen Beginnen auf und deckte das Haus durch eine Doppelreihe von Hakenschützen.

Da wollte sich einer der schlimmsten Schreier nicht gleich fügen; das war Wölflein, ein heruntergekommener Bader, ein Saufaus und bitterböser Kerl, der trat dicht und dreist vor den befehlenden Veit hin und schrie ihn an: Warum er Bürger gegen Bürger führe und gerechte Rache aufhalte? Man wolle das Blut der Verräther fließen sehen, sonst gehe es nicht gut in der Stadt, das sage er, Franz Wölflein, und jeder redliche Bürger sage es mit ihm!

So laut der Beifallssturm auch tobte, der diesen Worten folgte, so überdröhnte ihn dennoch die Donnerstimme eines starken, vortrefflich gewappneten Mannes aus der Vorderreihe der Schützen: „Halt' dein liederlich Maul, du Bettelfetzen!“ rief der Mann. „Recht und Ordnung soll bleiben, und das Blut der Verräther und Stadtschädiger wird fließen auch ohne dich, Franz Wölflein! Oder willst du jetzt etwa bei Meister Hans in die Lehre gehen und arme Sünder schröpfen, da du in deiner Badstube nichts mehr zu schröpfen hast?!“ Ein schallendes Gelächter folgte dem groben Witz des stolzen und reichen Bürgers; es war der Gerber und Lederhändler Tilemann Krage, der so gesprochen hatte, und Wölflein verkroch sich vor ihm wie ein begossener Hund, denn es hätte dem mächtigen „Lederkönig“ nur ein Wort gekostet, und die pechklebenden Fäuste sämmtlicher anwesenden Meister vom Knieriem und ihrer Schuhknechte hätten sich gegen den zerlumpten Bader erhoben, der nur den Troß des unzünftigen und verachteten Gesindels für sich hatte.

„Gebt Fried' und Ruhe, ihr Leute“, rief Veit begütigend, als das Gelächter verhallt war, „kein Feind der Stadt, und wär' er noch so verborgen und noch so hochgeboren, wird seinem richterlichen Spruche entgehen, zumal wenn's aller Bürger Wille ist, daß dort die Herren Schützenschaffer Tilemann Krage und Just Feuerhake künftig mit im Rathe sitzen; — doch das wird sich morgen finden, da hat mein hochweiser und lieber Vater einen außerordentlichen Wahltag angesetzt. Nun aber, lieben Freunde, ziehet zur goldenen Gans ab, dort haben die Herren Tilemann Krage und Just Feuerhake dafür gesorgt, daß es euch nicht an Bier fehle, da zieht hin, seid guter Dinge und haltet fein Ruhe in der Stadt!“

Hoch! hoch leben die geehrten Herren! Hoch des Bürgermeisters Veit! Hoch Tilemann Krage, hoch Just Feuerhake, unsere Rathsherren! — so brüllte das wetterwendische Volk und zog unter Sang und Klang zur goldenen Gans ab.

Nur Wölflein zog nicht mit, sondern bog ingrimmig in ein finsteres Seitengäßchen ein und fluchte dumpf vor sich hin: „Verdammt sei'st du Großhans, du Lederkönig! Prahle und höhne nur zu, du Fastnachtssau, es geht jetzt wunderlich in der Stadt um, und vielleicht schröpft dich noch der Bader, den du bei dem Henker in die Lehre schicken willst, daß es dir bis auf die Knochen geht! Ha, dahinaus will's, Rathmann willst du werden, Lederkönig?! Soll dich doch —“ — — „Pst, halt auf! was brummt und flucht ihr denn so scharf auf den Herrn Tilemann, mein liebes Wölflein!“ unterbrach eine leise Stimme den Zornigen, und heftig zusammenfahrend forschte der Bader in der dunkeln Gasse nach dem Sprecher.

Da trat ein Mann vor den erschreckten Wölflein hin, schlug den Mantel zurück und erwies sich bei dem Schein einer Blendlaterne dem Bader als einen alten Bekannten.

„Ah, ihr seid's, Simon“, athmete Wölflein auf, „was führt euch denn hierher, habt ihr dem verrätherischen Syndikus auch ein Steinlein in's Fenster geworfen?“

„Nicht doch“, erwiederte Simon, „ich hätt's schon gern gethan, aber der Tilemann Krage würde mir jedes geworfene Steinlein übel mit dem Kolben vermerkt haben; na, morgen kommt ja der gestrenge Herr mit dem Just Feuerhake auch in den Rath und wird statt des Syndikus mit zu Gericht sitzen, in vier Bauerschaften sind ihm die Stimmen schon gewiß, und morgen werdet ihr ihm auch die eure geben, wenn ihr eine zu vergeben habt....“ „Verdammt sei der Tilemann“, unterbrach der Bader den lauernden Simon, „treibt keinen Spott und Narrethei mit mir, Alter, ihr habt's ja wohl gehört, wie mich der stolze Esel beschimpft hat. Der im Rath! na, da wär' wirklich der jüngste Tag nah'!“

„Nur nicht so laut“, flüsterte Simon und nahm vertraulich Wölfleins Arm; „ihr seht, es sind jetzt wunderliche Zeitläufte, und bald kann's kommen, daß außer meinem Herrn kein Geschlechtermann mehr im Rath sitzt, und daß der eine oder andere Zunftmeister, der heute noch im Schurzfell eine nasse Kuhhaut schabte, morgen mit dem schwarzen Ehrenkleide und der güldenen Kette angethan über Tod und Leben richtet. Die Zünfte wollen auch einmal das Regiment in die harten Fäuste nehmen, und diese Hanitzischen Händel kommen gar Manchem sehr gelegen.“

„Daß der Teufel dazwischen schlag'!“ knirschte Wölflein, „da wollt' ich doch lieber, der Kaiser und die Städte zögen heran und holten den Hanitz mit seinen Gesellen im Triumf aus dem Gewahrsam, als daß ich sehen müßte, wie der Krage und der Feuerhake sich als Rathsherren spreizten. Und ich Esel habe durch meinen Anhang noch die Geschlechter mit einschüchtern helfen, damit sie jenen Plumphänsen Platz machen auf der Rathsbank! Doch was sagt man nicht alles im Zorn“, fuhr Wölflein an sich haltend und ruhiger fort, „ihr möchtet gar ein Aufhebens von meinem Geschwätz bei eurem Herrn machen, alter Schleicher; aber das sollte euch übel bekommen, ich schüttelte euch die Seele aus dem Leibe, wie ich jetzt eure Mantelkrause schüttele!“

„Gemach, gemach, Franz“, mahnte Simon, „seid doch nicht thöricht! Der alte Simon hat schon andere Dinge gehört als euer Geschwätz und ist doch nicht zum Verräther geworden. Ich will euch

etwas sagen, Franz Wölflein; wenn ich mich recht bedenke, so sehe ich selbst die Sache genau so an wie ihr, und ich glaube, daß meinem Herrn und dem Veit kein gut Kraut aus der Saat erwächst, die sie mit den Zünftigen gesäet haben. Wenn die Zünfte nur erst im Rath sind, da wird's bald heißen: „Wozu noch Bürgermeister aus den Patriziern? Wie der Leib ist, muß auch der Kopf sein, und der Herr Tilemann Krage wäre just so der rechte Kopf für uns!“ —

„Simon, ihr werdet alt und kindisch“, fiel ihm der Bader ärgerlich ins Wort, „der grobe Lederkönig, der seinen Namen kaum schreiben kann, Bürgermeister!“ — — „Und ich sage euch“, fuhr Simon nachdrücklich fort, „der Krage wird Bürgermeister, und wenn er weiter nichts könnte als drei Kreuze auf's Papier machen und ein Siegel darunter drücken! Das vorauszusehen, dazu bedarf's nicht einmal der hohen Kunst der Astrologia. — Aber will hören, was ihr nun sagt, Wölflein“, sprach Simon geheimnißvoll und flüsternd weiter, „hab' euch doch oft genug erzählt, als ihr mir noch den Bart schort oder die Badelaken zutrugt, daß mich, der ich damals ein junger fahrender Schüler oder lateinischer Handwerksgesell war, der wüste Bauernhaufen auffing, als ich mit meinem Herrn, einem hochgelehrten und in Physicis und Astrologicis wohlbewanderten Doctor im Reiche umherzog und der Leute Gebresten heilte. Nachdem wir drauf den Bauern in die Hände gefallen, mußten wir ihre Feldärzte sein, da hab' ich denn als Famulus nicht allein, wie ihr wißt, ein gut Pflästerlein aufstreichen gelernt, sondern auch mit meines Herrn und Meisters Hülfe manch tiefen Blick in die Gestirne gethan und weiß für ein paar Deut mehr als Vetter Kunz und Stoffel; ist's nicht so, Wölflein?“

„Ja, so ist's, ihr sternkundiger Unglücksrabe“, seufzte Wölflein, „habt mir's lang genug vorherprophezeit, daß mir die Sterne nicht günstig wären und mir Pfandwucherer und Kammerknechte noch Haus und Badstube nehmen würden....“ „Also die Sterne haben nicht gelogen, Fränzchen“, unterbrach Simon traulich den Seufzenden, und als dieser ärgerlich den Kopf schüttelte, begann Simon noch leiser und geheimnißvoller als vorher: „Hört wohl zu, Franz; so gewiß ihr ein armer Lump geworden seid, den der Tilemann ungestraft beschimpfen darf, so gewiß wird der Tilemann ein steinreicher und hochangesehener Bürgermeister werden, wenn ihr, Franz Wölflein, ihn nicht in seinem Glückslauf aufhaltet!“ —

„Was faselt ihr, Simon! Ich, ein unter ungünstigen Sternen geborner Lump soll ihn aufhalten können!“ murrte Wölflein.

„Ja, ja, ihr habt ganz recht gehört“, sprach Simon, „die Sterne künden euch jetzt Macht und Glück, wenn ihr euch nicht thöricht selbst gegen das günstige Geschick wehrt, welches die untrügliche Goldschrift jetzt auf euch herniederstrahlet.“ — „Ich hab' mich genug gewehrt gegen das traurige Geschick, welches dort oben über mich geschrieben stand“, seufzte der Bader mit bitterm Lachen, „und was hat's geholfen!?“ — „Recht so“, sagte Simon mit beifälligem Nicken, „es würde euch auch nichts helfen, wenn ihr euch gegen das günstige Geschick wehren wolltet, welches ich noch am gestrigen Sternhimmel über eure zweite Lebensreise gelesen habe; so dornenvoll wie der erste Pfad gewesen ist, so blumenreich wird euer zweiter sein. Könnte ich zu euch wie zu einem Gelehrten sprechen, so würde ich euch jetzt sagen, was mir im Tetragrammaton erschien, als das sigiltum leonis gelöst war; aber was wißt ihr de asteris redivivis secundis oder de constellatione praeter ordinem naturae constituta? Darum hört's rund heraus, und wie ihr's versteht. Die Sterne künden jetzt dem in Astrologicis Bewanderten, wenn er euer Horoscop stellt, nichts Geringeres, als daß euch, Franz Wölflein, groß Glück und Reichthum beschieden ist, so fern ihr die Glücksbahn des Tilemann Krage feindlich durchkreuzt, und daß Tilemanns Stern für immer erlischt, sobald der eure in nie gesehener Pracht und Helle aufflackert.“ ..... „Simon! Simon!“ fiel ihm der Bader halb zweifelnd, halb freudig hoffend in die weissagerische Rede, „ihr wollt doch nicht schlechte Possen mit mir treiben!“

Da ward der Simon ganz ärgerlich und fuhr den Bader an: „Haltet ihr mich für einen Narren und geht euch noch kein Licht auf?! Seid ihr denn von so kurzem Verstande, daß ihr glaubt, der bloße Zufall habe mich hier mit euch zusammengeführt? Nein, wisse es, du Glückskind, ich habe dich emsig und ängstlich aufgesucht, damit ich auch ein wenig in deiner Glücksbahn mittraben kann; denn das, mein Wölflein, ist ein billiger Lohn für unsere Kunst, daß wir uns an die herandrängen, von denen wir wissen, daß sie unter günstigen Sternen wandeln, damit uns auch ein Strahl von dem segensreichen Schein zufalle, der ihren Pfad erhellt. Schon die ganze Woche hindurch hat mich die wunderbare, vielverheißende Constellation nicht ruhen lassen, die über eurem Haupte flammt. — Da, ihr Glücksmann, nehmt diesen gefüllten Beutel, es ist ein guter Theil meines Ersparten und nicht besser zu verwenden, als wenn ich's durch eure glücklichen Hände gehen lasse. Da, nehmt und schreit nicht vor Freuden auf, Wölflein, es ist ja nur ein Bettel gegen das, was euch die Sterne bestimmen. Aber eins sollt ihr mir dagegen versprechen, Wölflein, wollt ihr?“

Der freudig aufgeregte Bader nestelte mit zitternden Fingern den schweren Beutel an den Gürtel und stotterte mit Hast: „Ich verspreche euch alles, guter Simon, ich bin mit Leib und Seele zu euern Diensten.“

„Wohlan denn, so hört“, plauderte der verschmitzte Alte weiter, „die Sterne trügen nicht, und meines Herrn Beginnen wird kein gut Ende nehmen; der Hanitz wird befreit werden und sich dann mit Hülfe der Geschlechter blutig an meinem Herrn und seinem saubern Sohn zu rächen suchen; es strahlen blutrothe Gestirne über ihren Häuptern. Wenn nun alles im Hause zur Rose biegen und brechen sollte, Wölflein, was wird dann aus dem alterschwachen Simon? — Drum wollte ich das von euch erbitten, Franz, daß, wenn das Wetter in das Haus zur Rose schlägt, und ihr in Glück und Wohlstand sitzet, während andere fallen, ihr euch dann des armen, verlassenen Simon annehmen wollt, damit er einst an ruhiger Stätte sein Haupt zum Sterben niederlegen kann.“

„O Simon, lieber Simon“, fuhr der Bader auf, „ihr macht mich ja ganz wild und toll; mein Haupt faßt nicht Alles, was ihr redet, nur das weiß und fühle ich mehr als alles Andere, daß ich euch ewig zu Dank verpflichtet sein werde und euch wie einen Vater hegen und pflegen würde, wenn's je vonnöthen sein sollte.“

„Ich weiß es, Wölflein, daß ihr euren Wohlthäter nicht verlassen werdet“, sagte Simon, „und ihr werdet auch reichliche Mittel erwerben um euch dankbar zu erweisen, nur wehrt euch nicht in thörichter Halsstarrigkeit gegen das, was euch der Himmel vorschreibt; dann geht alles gut.“

„Simon“, sprach der Bader bestimmt und mit gehobenem Muth, „sagt, was ich zu thun habe, ich weiche keinen Finger breit von eurer Vorschrift.“

„Nun, das ist bald gesagt“, warf der Alte leicht hin, „ihr helft mit eurem Anhang morgen um diese abendliche Stunde den Hanitz und seine Genossen befreien.“

„Was, Simou, um den Placker und Befehder“, fuhr Wölflein auf, „soll ich meine Haut zu Markte tragen! Seid ihr toll?“ . . . „Ihr seid toll“, fiel Simon dem Erschreckten mit scheinbarem Zorn in's Wort; „wenn ihr die Vorschrift des Himmels nicht befolgen wollt, was fragt ihr mich denn! So geht doch heim, bleibt ein Lump und laßt euch fürder von dem künftigen Bürgermeister Tilemann Krage tüchtig auf die Finger klopfen. Jetzt gute Nacht, wir sind hier schon an der Rose, und es ist Zeit, daß ich meinem Herrn den Schlaftrunk bereite; doch noch eins, Bader, haltet ihr nicht reinen Mund über unsere Zwiesprache, so wird's euch übler ergehen als einem überführten armen Sünder; dann habe ich dem Herrn Tilemann Krage auch etwas zu erzählen.“

„Halt! Simon, bleibt doch“, rief der Bader in fieberhafter Aufregung, „was hat denn an mir der Junker Hanitz verbrochen, wenn

ich's recht bedenke? Geht nicht so von mir, guter Simon, gebt einen Rath!«

»Es ist mir lieb, daß ihr zu Verstand kommt«, erwiederte Simon sanft, »der Rath ist bald gegeben, hier habt ihr noch eine Handvoll Gulden, sind auch einige gehenkelte Goldstücke und Engellotten dabei. Spart davon nichts bei eurem Anhang. Geht heute noch in die Herberge zum lahmen Storch, wo das fahrende Volk versammelt ist, welches auf Montag den Jahrmarkt beziehen will; ihr kennt ja das Gesindlein. Alles, was ihr zu thun habt, ist nur Lumperei; ihr dürft nur morgen um diese Abendstunde für einen kleinen Auflauf am Rathhause sorgen und dem Hanitz den Weg zum Stadtthor frei machen; das Andere wird schon kommen ohne euch, und Tags drauf werden die Geschlechterleute nach dem Wölflein fragen und ihn als einen Ehrenbürger aufrufen, weil er die Stadt vor Schaden und höchster kaiserlicher Ungnade hat bewahren helfen.«

Der Bader faßte Simons Hand und flüsterte dumpf und bestimmt: »Simon, es soll geschehen, was geschehen muß!«

»So gehabt euch wohl«, sagte der Alte, schloß die Thür zur Rose auf und verschwand in dem öden, finstern Hause. — Der Bader huschte wie ein Schatten an der Häuserreihe hin und schlug den Weg zum lahmen Storch ein.

Im Hause zur Rose war's schon todtenstill, denn der Veit zechte die Nacht über in der goldenen Gans, und der alte Henning hatte von den Sorgen und der Arbeit des Tages ermüdet schon längst das Lager aufgesucht ohne, wie Simon wohl wußte, den Schlaftrunk zu fordern, denn seit langer Zeit schmeckte dem Alten der süßeste Wein und Hippokreß nur wie bittere Galle. Aber im mittleren Erkerstübchen schimmerte noch Licht; dort wachte noch ein Herz und schlug laut in angstvollem Harren, und zwei schneeweiße Händlein rangen im Gebet vor der Mutter der Gnaden, welche von Rosen umkränzt in der Wandnische stand. Wie marmorbleich und verweint schauete die betende Hedwig aus, die jetzt Mondenlang hier gelitten und gerungen hatte, verfolgt von dem glühenden Haß ihrer Feinde und angstgefoltert durch das blutig drohende Geschick ihres geliebten Freundes, den sie der unversöhnlichsten, grimmigsten Rachsucht preisgegeben wußte!

Nur das trostreiche Gebet und das Vertrauen auf die Hülfe des klugen, treuen Simon hatte ihre Lebenskraft aufrecht erhalten; sie durfte ja noch hoffen und flehete jetzt eben in dem erhebenden Gefühl der Hoffnung Glück und Heil auf den alten Simon herab, als dieser mit scheuen Blicken und leisen Schrittes über die Schwelle trat. Hedwig schnellte empor und umhalste von Thränen überströmt den Alten, der fröstelnd ihre Hände ergriff und seine klugen, grauen Augen mit tiefem Mitleid auf der schmerzzerrissenen Jungfrau ruhen ließ.

»Haltet stark und muthig aus wie bisher, mein gutes, armes Fräulein«, begann der treue Diener, »es wird alles gut werden, ich habe weder Geld noch List gespart. Gern habe ich noch das Meinige zu euren Sparpfennigen gelegt, der Kerkermeister ist gewonnen, und was mehr heißt, ich habe ein schlagfertiges Gesindlein zu des befreiten Junkers Hülfe, welches für ein paar Silberstücke selbst die Hölle stürmen würde, denn ohne einige Gewalt kommen wir nicht fort, da das stark bewachte Klausthor überrumpelt und gesprengt werden muß.

»Gott, Simon«, jammerte Hedwig leise auf, »was wird das werden! Ich sehe nur Blut und Gefahren für den Junker und für euch und für Alles, was ein mitleidig Herz für ihn hat; könnte ich doch mit meinem Blute retten und versöhnen, frohlockend wie eine Märtyrerin wollte ichs fließen sehen! Aber« . . . . . »Aber, herzliebe Jungfrau«, unterbrach Simon mit Ernst und Bestimmtheit, »euer Blut kann und soll uns nicht nützen; was geschehen ist, ist geschehen, das Rad rollt bereits und läßt sich nicht mehr hemmen! Schon weiß der Junker Hanitz, daß sich Freunde für ihn waffnen, und harrt mit sehnsüchtigem Herzen auf den Klang der Sturmglocken, der ihn zur Freiheit und zum Leben rufen wird. Auch mir läuft's thatenlustig wie in meinen jungen Jahren heiß durch die Adern. Hedwig, ich habe festen Muth und Vertrauen auf das beste Gelingen, also macht mir das Herz nicht schwer mit eurem Jammer und harrt ruhig und mannhaft aus; der Junker, den ich mit Hülfe des Kerkerknechts sprach, läßt euch unter tausend Grüßen durch mich bitten und flehen, daß ihr nur noch den einen Schreckenstag kraftvoll überwinden möchtet, . . . und das werdet ihr, herzliebes Fräulein, mit Hülfe der heiligen, gnadenvollen Jungfrau dort, deren Schutz ich euch und euern Schlummer empfehle.«

Damit schlich Simon davon, verriegelte unhörbar das Gemach, und Hedwig bedeckte auf das Spanbettlein niedersinkend unter leisem Stöhnen das verweinte Gesicht mit den weißen Händen.

(Schluß folgt.)

* Gedichte.

Tagesanbruch.

(Aus der neuesten Gedichtsammlung von Longfellow)

Ein Wind, der von der See her streicht,
Ruft: Gebt mir Raum, ihr Nebel! Weicht!
Er grüßt die Schiffe: Mit frischem Sinn
Fahrt, ihr Matrosen! Die Nacht ist hin.
Und wie zum Land er stürmt sodann,
Da ruft er: Erwacht! Der Tag bricht an.
Er spricht zu den Wäldern: Rauscht im Chor!
Hebt eure Blätterbanner empor!
Er rührt des Vogels Schwing' und sagt:
Erwach' und singe dein Lied! Es tagt.
In den Hütten fordert er auf den Hahn:
Mit Krähen verkünde des Tages Nahn!
Er spricht zu den Korngefilden sacht:
Beugt euch! Begrüßet des Morgens Pracht!
Er streift den Kirchthurm: Sei bereit,
O Glocke! Verkünde der Welt die Zeit!
Nur über den Friedhof ziehend spricht
Mit Seufzen er: Noch nicht! Noch nicht!

F. Ruperti.

Schwedische Gedichte.

Uebertragen von V. J. Willatzen

I.

Seekönigs Herbstgesang.

Von Sturzenbecker.

Lieblich lacht aus dunkelm Laube
Reifer Goldfrucht heitre Pracht,
Kühngerankter Reben Traube
Schwankt am Ulmenzweige sacht.

Herbstlich singt ihr Lied die Welle,
Die sich hebt am Blumenstrand:
»Wiking! kehr' von fremder Schwelle
Ueber's Meer in's Vaterland!«

Wandervögel ziehn im Blauen,
Kommen fern vom Norden her,
Wo der Schnee bald deckt die Auen
Und von Eise starrt das Meer.

Hoch die Segel! Auf und weiter
Mit des Südwinds frischem Braus!
Jauchzend trotzen Nordlandsstreiter
Wucht'ger Wogen wildem Graus.

Lebt denn wohl, ihr Wunderlande,
Lebe wohl, du schöner Süd!
Wiederum zu deinem Strande
Kehr' ich, wenn der Lenz erblüht.

Thor, wer stets daheim mag weilen
Und, indeß die Zeit entflieht,
Stets dieselben Ströme eilen,
Grün dieselben Wälder sieht.

Wie so schön, im Lenz sich rüsten
Zu der Weitfahrt über's Meer
Und im Sommer an den Küsten
Frei zu schweifen hin und her!

Wenn des Herbstes Sturmgeläute
Dann erdröhnt im Weltensaal,
Heim alsdann mit Ruhm und Beute
Nach des Nordens Felsenthal!

So mag man sich Kränze flechten,
Ruhen an der Freude Brust
Und in langen Winternächten
Träumen von des Sommers Lust.

II.

Lebewohl.

Von Esaias Tegnér.

Bald trennt mit Wäldern, Aun und Bächen
Das Land uns, wenn ich fort nun zieh';
Wie zärtlich ich zu dir mag sprechen,
Dann giebst du Antwort mir doch nie.
Allabendlich fehlst du dann, Holde,
Die sonst Entzücken um mich schuf,
Und wach' ich auf beim Morgengolde —
Nicht findet dich mein Liebesruf.

Sprich nicht, ich könne dein vergessen,
Wenn ich von dir, Geliebte, schied,
Du kennst den Drang, der unermessen
Mein Sein durchwebet, Red' und Lied.
Von wildem Ringen, tollem Streben
Kehrt sich mein Sinn zu dir allein,
Es ist die Welt, es ist das Leben
Mir einzig nur dein Wiederschein.

Dein Bild seh' ich im Sonnenfunkeln,
Ich hör' dein Wort im Quellenlaut,
Beim Sternenschein hast du die dunkeln
Räthsel der Nacht mir leis vertraut.
Was Schönes auf der Welt und Hehres,
Das mahnt an dich mich jederzeit —
Ich seh dein Aug' im Blau des Meeres,
Die Lilie, sie trägt dein Kleid.

Das glaube mir: Ob wir uns trennen,
Wir bleiben doch einander nah,
Mein Herz wird ewig sein dich nennen,
Es lebt dein Bild umfriedet da.
Es lebt da sicher und verborgen
Und herrschet unumschränkt allein,
Denn Keine sonst — ach, laß das Sorgen! —
Ach, keine sonst laß' ich hinein.

Wie schön die edeln, bleichen Mienen
Her aus der Tiefe auf mich sehn!
Ein selig Glück malt sich in ihnen,
Wie sie vor meinen Blicken stehn!
Harmonisch tönt in meine Ohren
Noch deiner Stimme milder Ton,
Von deinen Lippen, weltverloren,
Pflück' ich der Minne schönsten Lohn.

Leb wohl, sei treu! — Mein Blut gerönne,
Wenn meiner du vergäßest je!
Sei treu! Wenn dich wer sonst gewönne,
Mein Herz ertrüge nicht das Weh.
Du beßre Hälfte meiner Seele,
Du meines Lebens Stern und Pol,
Du, die für hier und dort ich wähle,
Ewig Geliebte, lebe wohl!

III.

Der sterbende Vitalis.

Von Adlersparre.

Einst schuf mich die Natur aus ihrem Herzen,
Ein Seufzer ward ich ihrer eignen Schmerzen
Vitalis.

Nun hab' ich ausgekämpft — die kühlen Schwingen
Dehnt hin der Tod ob meines Herzens Brand,
Und himmelan die Seufzer nun sich schwingen,
Mir Platz zu machen in der Sel'gen Land,
Die mild dem Dichter in der Trübsal Stunden
Die Thränen fortgeküßt, geheilt die Wunden.

Es schweift mein Blick nach den entschwundnen Tagen
Getrübt zurück, denn eines jeden Spur
Ist eine Zunge, die nichts kann als klagen,
Und die Erinnerung, die blieb mir nur:
Mein Sein glich Trauernden, die liebe Namen
Auf Gräbersteinen abzulesen kamen.

Ich ruhte nimmer an der Freude Herzen,
Denn zu gefühlvoll war ich ihrer Lust;
Nein sieh, ich ward ein Seufzer tiefer Schmerzen,
Der sich gewaltsam ringet aus der Brust.
Und darum schlugen über mir zusammen,
Darum versehrten mich die eignen Flammen.

Mich kannten Wenige, verkannten Viele,
Ein Fremdling stand ich hier im Erdenthal;
Ich lebte nur in meinem Saitenspiele
Und sog mit Wollust seiner Töne Strahl.
Voll stiller Wehmuth schwang zu lichtern Hügeln
Mein Geist hinauf sich mit Gebetesflügeln.

Der Tod ruft nun mich hin zum Heiligthume —
Das klingt, wie aus der Zeit der Kindheitslust;
Er bittet mild die Seele nun, die Blume
Der Ewigkeit, zu ruhn an seiner Brust;
Es sinkt der Staub! frei von den Fesseln allen
Kann auf zur Heimath die Befreite wallen.

Riem und die Bremer Akademie.

* **Bremen, 17. November.** Am 7. November wurde auf dem hiesigen Friedhofe das Denkmal eingeweiht, welches die Bremer Singakademie ihrem Gründer und Dirigenten, dem im April 1857 verstorbenen Domorganisten und Musikdirector Dr. **Wilhelm Riem**, gesetzt hat. Der Entschluß dazu wurde bald nach dem Tode des Verstorbenen gefaßt bei Gelegenheit der Aufführung seines Oratoriums „Der Erlöser", und die Direction der Akademie entschied sich für ein von dem Bildhauer D. **Kropp** angefertigtes Modell, welches von demselben dann ausgeführt wurde. Es ist nun am 7. November, dem Tage der Stiftung jenes Vereins, von demselben eingeweiht worden. Das Denkmal stellt die geistliche Musik dar, welche sich auf einem Postament von 4 Fuß Höhe erhebt; dieses so wie das Standbild selbst sind aus Oberkirchner Sandstein gefertigt. Die Figur lehnt sich trauernd an eine Orgel und hält in der Rechten einen Lorbeerkranz, in der Linken ein Notenblatt mit den Schlußworten des Oratoriums „Der Erlöser": „O nimm uns auf in Dein himmlisch Reich." Unten sind des Verewigten Name, Geburts- und Todesjahr, 1779 und 1857, angegeben; ein eisernes Gitter umschließt das Grab, welchem eine Tanne den Hintergrund verleiht. Der Künstler, welcher sich zur Ausführung des Standbildes einige Monate in Bremen, seiner Vaterstadt, aufhielt, hat seine Studien in München und Dresden, vornehmlich unter Hähnel und Rietschel, gemacht und hat jetzt eine Reise nach Italien angetreten, wo er sich besonders in Rom am Studium der Antike weiter zu bilden gedenkt.

Zur Einweihung des Denkmals hatte sich am Morgen des 7. Novembers eine Anzahl von Freunden und Verehrern Riems auf dem Friedhof eingefunden. Mitglieder der Akademie und des neuen Lehrervereins sangen den Chor von **Gallus** „Ecce, quomodo moritur justus", worauf Herr Musikdirector **Reinthaler** in einigen

Worten auf die Bedeutung der Feier hinwies. Die Einweihung des Denkmals der Erinnerung und Dankbarkeit, der Schmuck der Ruhestätte spreche mehr als Worte dafür, was Riem der Akademie und der Stadt Bremen gewesen. Der Kreis der Umstehenden habe ihn gekannt, füge zu der Verehrung des Künstlers noch die Liebe zu dem trefflichen und edlen Menschen und stehe hier als lebendiges Zeugniß dessen, was er erstrebt und geschaffen habe. Wie er der echten, den Menschen vom Himmel gesandten Kunst, die nicht bloß das Leben verschönere, sondern auch eine Trösterin in ernsten und trüben Stunden sei, treu gewesen und in diesem Sinne rastlos gearbeitet habe, das möge die Statue, ein Sinnbild seines Strebens, der Nachwelt erzählen. — Hieran schloß sich der Gesang des Chorals: »Auferstehn, ja auferstehn wirst du, mein Staub.«

Einem Auszug aus den Protokollen der Akademie entlehnen wir die folgenden Notizen über ihre Entstehung und Entwickelung. Schon im Herbste 1814 sprach man in kunstliebenden Kreisen viel von der Errichtung eines solchen Vereins; neben einigen Dilettanten waren es besonders der nicht lange erst von Leipzig nach Bremen an den Dom berufene Riem und die Organisten zu Liebfrauen und zu St. Stephan, Grabau und Lange, welche den Gedanken eifrig hegten und beriethen. Alle drei sind in hohem Alter bald nach einander gestorben und haben viele künstlerische Erinnerungen den Ueberlebenden zurückgelassen. Grabau besaß eine ausgezeichnete musikalische Bibliothek, Lange war ein trefflicher Sänger, der auf manchem Musikfeste sich hervorthat. Diese drei Männer, zu jener Zeit rüstig und von Eifer beseelt, führten den durch den unerwarteten Krieg von 1815 vorläufig wieder verscheuchten Gedanken im Herbste jenes Jahres durch, nachdem sie die Unterstützung angesehener Männer und Frauen erhalten hatten. So konnte die Akademie am 7. November 1815 ihr Einweihungsfest begehen, für welches der damalige Prediger an St. Ansgarii zu Bremen, spätere evangelische Bischof Dräseke ein Lied gedichtet hatte, das von Riem componirt war. Die Gesellschaft trat zusammen zur gemeinschaftlichen Uebung des ernsten Gesanges und zur Bethätigung der Liebe zur Tonkunst durch Aufführung von klassischen Werken der älteren und neueren Zeit. Riem übernahm die musikalische Direction, Grabau und Lange boten ihre Hülfe zur Vervollkommnung des Gesanges. Die Akademie zählte im ersten Winter 43 Mitglieder, sie kam einmal wöchentlich zusammen und gab schon am 30. December ein öffentliches Wohlthätigkeits-Concert, damit eine Bahn betretend, der sie seither stets in rühmenswerther Weise treu geblieben ist. Der Versuch fiel so glücklich aus, daß der Eifer wuchs und die Ausführung des Charfreitags-Concertes unternommen wurde. Sie ist seit 1816 eine regelmäßige, fast nie ausfallende Leistung des Vereins geblieben. In demselben Jahre feierte derselbe noch die Jahrestage der Schlachten von Waterloo und Leipzig durch Gesangs-Aufführungen, so daß also das erste Jahr des Bestehens ein sehr belebtes war.

Im folgenden wurden das Requiem von Mozart und der »Messias« von Händel aufgeführt, in einem der nächsten unterstützte man die Catalani bei ihren Concerten zur höchsten Befriedigung derselben. 1819 wurde mit Begeisterung ein großes Musikfest unternommen, das am 13. und 14. October vor sich ging und vom schönsten Erfolge begleitet war. Man führte mit einem Gesangschor von 161 Stimmen und einem Orchester von 97 Personen den Händelschen »Judas Makkabäus« mit neuer Instrumentation von Riem, am zweiten Tage das Hallelujah der Schöpfung von Kunzen, die Hymne an die Gottheit von Mozart und die Sinfonia eroica von Beethoven auf. So hatte der junge Verein seine Lebensfähigkeit glänzend bewährt und bethätigte sie hinfort auf mannichfache Weise und durch manche treffliche Leistung, deren Hauptstamm die Charfreitags-Concerte bildeten. Ein später gemachter Versuch, auch die Opern-Musik einzuführen, fand keinen Anklang und wurde wieder aufgegeben, wenn es auch eine Partei gab, welche über die von Riem mit Liebe und Begeisterung vorzugsweise und nach ihrer Meinung zu sehr gepflegte Bach'sche Musik ungehalten war. Veranlaßte das zwar auch einige Concessionen, so hat doch der Verstorbene all'zeit seiner Verehrung für den großen Tondichter Ausdruck zu geben gewußt.

Im Laufe der Jahre schwand die Kraft Riems mehr und mehr, die Akademie krankte an dem Mangel an Männerstimmen, die oft so wenig zahlreich waren, daß Aufführungen kaum möglich waren, mehr als eine empfindlich darunter leiden mußten. Doch hielt der Verstorbene noch mit großem Eifer an seiner Stiftung fest, auch nachdem er sich schon entschlossen hatte, die Leitung der Privatconcerte einer jüngeren Kraft anzuvertrauen. Und so hat ihn denn die Liebe zu seiner Akademie bis auf das Todtenbette begleitet. Im Winter auf 1857 studirte er für den Charfreitag sein 1840 zuerst vorgeführtes Oratorium »Der Erlöser«, dessen Text J. W. Schaefer zusammengestellt hatte. Es war dem alten Manne nicht mehr vergönnt, sein Werk selbst zu leiten; kurz vor der angesetzten Zeit ward er krank, und man mußte auf Ersatz bedacht sein. Der »Erlöser« ward dann nach dem Tode Riems zu seinem Gedächtniß aufgeführt. Die Akademie machte nun eine längere Pause und trat erst um Ostern 1858 bei der Ankunft ihres neuen Directors Reinthaler wieder zusammen. Ihre erste Leistung war alsbald der »Judas Makkabäus« zum Besten des Händel-Denkmals. Bei der Eröffnung der Thätigkeit im Herbste begannen die Proben des Oratoriums »Jephta« von Reinthaler, das am 7. December aufgeführt werden soll. Daß auch noch anderweitig der in der erfreulichsten Weise angeregte Eifer des Vereins sich bethätigen wird, ist schon in einer früheren Nummer mitgetheilt.

Unter den Werken, welche Riem im Laufe seiner langen Directionsführung zu Gehör brachte, sind besonders zu nennen die Passionen nach Matthäus und Johannes von Bach; die Schöpfung von Haydn; Messias, Judas Makkabäus, Samson, Jephta, Saul, Athalja, Alexanderfest, Dettinger Tedeum von Händel; »Tod Jesu« von Graun; Requiem von Mozart, Vogler, Eybler und Cherubini; Messe in C von Beethoven; Paulus und Elias von Mendelssohn; Weltgericht und Pharao von Schneider; Hiob von Klein; des Heilands letzte Stunden von Spohr. Außerdem wurde die alte italiänische Musik besonders gepflegt.

Da grade von musikalischen Dingen die Rede ist, so mag sich hieran ein Wort über das Privatconcert vom 16. November anschließen. Es kann ein kurzes sein, da der Abend uns nur bekannte Erscheinungen vorführte, die indeß zugleich gute und erwünschte waren. Die Brüder Doppler aus Pesth mit ihren Flöten-Vorträgen und der Pianist L. Brassin aus Leipzig wurden mit Beifall begrüßt, der an frühere Leistungen anknüpfte und für die neuesten lebhaft und herzlich dankte. Die Flöte kann sich nicht rühmen, in unseren Tagen in großer Gunst zu stehen, allein das meisterhafte Spiel der Brüder und die schöne Harmonie ihres Zusammenwirkens besiegen die Gleichgültigkeit gegen das Instrument und erringen große Erfolge. Auch der Argwohn, welchen man gegen Virtuosen zu hegen pflegt, die nur eigene Compositionen vortragen, ist ungegründet, denn die der geehrten Gäste sind geschickt und gut gemacht; sie sind anständig. Herr Brassin wurde gleich den Herren Doppler von den Zuhörern ausgezeichnet, besonders nach dem Vortrage der Chopinschen Polonaise, die er sehr energisch und fest, lebendiger als das zweite Mendelssohnsche Concert ausführte. — Das Orchester erquickte uns durch eine der reizendsten Haydnschen Symphonieen in D und bewies, daß ihm auch leichte Eleganz und feine Schattirung besser gelingen, als man nach bisherigen Erfahrungen glauben mochte. Auch der prächtigen musikalischen Arbeit der Cherubinischen Anacreon-Ouverture und dem großartigen Tongemälde der Beethovenschen dritten zur Leonore war viel Sorgfalt gewidmet, die durch den Erfolg belohnt wurde.

F. P.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Ueber Goethe's Farbenlehre. Von A. Aderholdt. — Volksthümliches aus Sonneberg im Meininger Oberlande. Von A. Schleicher. — Die christliche Philosophie nach ihrem Begriff, ihren äußeren Verhältnissen und in ihrer Geschichte bis auf die neuesten Zeiten. Von Heinrich Ritter. — Deutsche Uebersetzerkunst. Mit besonderer Rücksicht auf die Nachbildung antiker Maße. Von O. F. Gruppe. — Der Tanz um das goldene Kalb. Roman von A. Weisser. 2 Bde. — Die Hunyady. Historischer Roman von W. Guischard. 3 Bde. — Deutsche Liebeslieder seit Johann Christian Günther. Eine Codification von Theodor Storm. — Aus dem Wanderbuche eines österreichischen Virtuosen. Briefe aus Californien, Südamerika und Australien. Von M. Hauser. Erster Band. — Dichter und Apostel. Roman von Ernst Willkomm. 2 Bde. — Sephardim. Romanische Poesieen der Juden in Spanien. Von M. Kayserling. — Claudius und Nero und ihre Zeit. Von H. Lehmann. Erster Band. — Essays. Von Hermann Grimm.

— * Im Verlage von Kuntze in Dresden sind herausgekommen „Geographische Wanderungen" von Karl Andree, erster und zweiter Band.

— * Soeben erscheint das große zweibändige Werk: „G. E. Lessing, sein Leben und seine Werke", an welchem Adolf Stahr seit Langem arbeitete.

— * Von Otto Roquette's dramatischem Gedichte „Das Reich der Träume" ist die dritte Auflage erschienen. Der Dichter ist mit einer neuen Ausgabe seines „Liederbuches" beschäftigt, welches bedeutend umgewandelt wird und unter der Bezeichnung „Gedichte" neu bei Cotta herauskommen wird. Roquette hat manche seiner jugendlichen Poesieen verworfen und das Wegfallende durch spätere und reifere Dichtungen ersetzt, so daß er nun mit seiner Sammlung zuversichtlicher hervortreten kann.

— = Naturwissenschaftliche Volksbücher. Aus dem Reiche der Naturwissenschaft. Für Jedermann aus dem Volke von A. Bernstein. Berlin, F. Duncker. — Wir befinden uns diesen Heften gegenüber nicht in der Lage, den zahlreichen anerkennenden Recensionen, welche dem Titel vorgedruckt sind, beistimmen zu können. — Die Bändchen bringen in bunter Folge Aufsätze aus den verschiedenen Zweigen der Naturwissenschaften; so enthält das uns vorliegende Folgendes: „Die Geschwindigkeit; die Schwere der Erde; die Ernährung; das Licht und die Entfernung; die Wunder der Astronomie; zur Witterungskunde; von der Blüthe und Frucht; die Nahrungsmittel für das Volk. (Das Alles auf 160 kleinen Oktavseiten). Die Behandlung ist eine andere, als die populäre im gewöhnlichen Sinne; sie leistet allerdings, was der Titel verspricht, indem sie auf einen Leserkreis berechnet ist, dem es nicht allein an allen Kenntnissen, sondern auch fast allen Anschauungen fehlt. Ob die Hefte aber für ein solches Publikum mehr als den Werth einer unterhaltenden Lektüre haben, erscheint uns bei der bunten Durcheinanderwürfelung der Gegenstände und dem Mangel von Abbildungen sehr fraglich. Eine Forderung müssen wir aber unter allen Umständen aufrecht halten, das ist die der Richtigkeit des Mitgetheilten, und hierin bleibt sehr viel zu wünschen übrig. Wir verweisen nur auf pag. 83 ff: Von der Blüthe und der Frucht. Die Beschreibung des Kelches, der Gebrauch des Wortes Blümchen, die Erklärung der Staubgefäße als Samenträger (!) der Blüthe, Alles über die Befeuchtung Gesagte ist so durchaus ungenügend oder grundfalsch, daß der Schreiber nicht einmal diejenige Kenntniß von dem Pflanzenleben bekundet, wie sie von dem Schüler einer einigermaßen guten Realschule verlangt wird. — In andern Mittheilungen ist der Verfasser allerdings mehr Herr des Stoffes.

— * Das Schillerfest wurde in Weimar besonders lebhaft und sinnig zugleich begangen, und zwar mit einem brillanten Vortrage von Dingelstedt über die erste Vorstellung der „Räuber" und mit der Darstellung dieser selbst. Dabei ließen es sich die Jenenser Studenten nicht nehmen, den Abend mit einem Lied einzuleiten und im letzten Akte mitzusingen.

— * In Prag wurde am 13. November das große Radetzky-Denkmal auf dem Ring enthüllt und mit Jubel begrüßt.

— * Eine neue Oper „Judith" von Emil Naumann in Berlin wird in Dresden gegeben. Sie ist ein Erstlingswerk des Componisten, der bisher besonders auf dem Gebiete der geistlichen Musik thätig war. Die „Judith" hatte sich einer sehr ehrenden, wenn auch nicht grade warmen Aufnahme zu erfreuen und wird als ein höchst achtungswerthes, von feiner geistiger Durchbildung zeugendes Werk bezeichnet

— * Das neue Schauspiel „Philippine Welser" von Oskar von Redwitz wird mit Beifall auf der Münchener Hofbühne gegeben. Die Berichte lauten günstig und versichern, das Stück sei ein gelungener Wurf und in jeder Hinsicht ein glänzender Fortschritt gegen des Dichters Dramen „Siegelinde" und „Thomas Morus."

— * Zu den Opfern, welche der Brand des Schiffes „Austria" forderte, gehörte ein höchst begabter Künstler, Bernhard Hildebrand-Romberg. Er gehörte der berühmten Musiker-Familie Romberg an und war eine Zeitlang auf dem sicheren Wege, dereinst den Meistern des Violoncellspiels zugesellt zu werden. Die „Hamburger Nachrichten" theilen über den Verstorbenen Folgendes mit: „Hildebrand-Romberg, geboren 1833 zu Berlin, ließ sich von 1850 an in den vornehmsten Kunsthauptstädten Europas mit einem den Namen des Großvaters, welchen er seinem väterlichen Namen angefügt hatte, ehrenden Beifall hören. Im Frühjahr von 1856 aber schon nahm ein Uebel, von welchem die Hand des Virtuosen befallen worden war, eine so schlimme Gestalt an, daß Hildebrand-Romberg seine Reise nach London aufgeben mußte, wo er die musikalische Saison mit seinem Talente sollte ausstatten helfen. Noch mehr: seine öffentliche Laufbahn als Künstler überhaupt mußte er aufgeben wegen der Schwäche seiner Hand. Im Herbste desselben Jahres faßte er den schweren aber muthigen Entschluß, seinen musikalischen Beruf mit einer Wirksamkeit im kaufmännischen Fache zu vertauschen. Das Jahr 1858 fand ihn im Comptoir der hamburg-amerikanischen Dampfschiff-Gesellschaft beschäftigt, wo er sich als ein vortrefflicher Arbeiter hervorthat. Mit einem Boote dieser Gesellschaft, mit der „Austria" eben unternahm er eine Erholungsreise nach Neuyork, die seiner Gesundheit förderlich sein und ihm das Vergnügen verschaffen sollte, seinen in Amerika lebenden Bruder wiederzusehen. Sein geliebtes Cello begleitete ihn, und, wie es heißt, erfreute er die Mitfahrenden noch an dem verhängnißvollen Tage selbst mit Vorträgen auf seinem Instrumente. Einige Stunden später kämpfte er mit den Wellen des Meeres, in welchem die Gestirne Europas untergehen. — Er war eine Persönlichkeit von einem überaus stillen, sinnig in sich gekehrten Wesen. Seine Bescheidenheit muß als eine für einen Virtuosen fast allzu schüchterne bezeichnet werden. Lieber als im Gespräche, jedenfalls feuriger, wußte er sich in größerer Gesellschaft auf seinem Instrumente mitzutheilen. Es bedurfte aber nicht erst seines Todes zu der Entdeckung, daß er ein liebenswürdiger Mensch war. Sein braver Sinn, sein redliches Streben, die gute Meinung, die er den Menschen im voraus entgegenbrachte, waren in jedem Kreise anerkannt, in welchem er sich bewegte."

— * In Gutzkow's „Unterhaltungen" wird die folgende Anekdote aus dem Leben Beethovens erzählt. Grillparzer hatte für eine bei Beethoven bestellte, für Wien bestimmte Oper „Die Melusine" den Text geschrieben. Der betreffende Opernhaus-Director sollte 1200 Gulden zahlen, welche Beethoven mit dem Dichter zu theilen beabsichtigte; eine Unterschätzung des musikalischen Theils, gegen welche der Dichter natürlich bescheidenerweise seinen Protest einlegte, die indessen von Beethoven's hoher Achtung für die Erzeugnisse der Schwesterkunst zeugt und seine Uneigennützigkeit bekundet. Bekanntlich ist die Oper nicht zu Stande gekommen. Veränderte Umstände bewogen den Director, seinen Contract rückgängig zu machen, wir wissen nicht, unter welchen Entschädigungsbedingungen für die dadurch vergebens bemühten Künstler. Das Libretto scheint geschrieben worden zu sein, wenigstens deutet dahin eine Aeußerung Beethoven's gegen den Dichter, „die Musik sei auch bereits fertig." Es hat sich in dem musikalischen Nachlasse Beethoven's übrigens nichts von dieser „Melusine" vorgefunden. Während die letztere nun noch mancherlei Besprechungen zwischen den beiden Kunstverbündeten veranlaßte und von beiden Seiten aller Eifer dem neuen Werke entgegengetragen wurde, fuhr der Dichter eines Tags zum Componisten aufs Land hinaus. Beethoven's Pult stand, gewissermaßen als Wachtposten, einem Speiseschranke gegenüber, dessen Inhalt wiederholtes Kommen und Gehen der Haushälterin nöthig machte und manchen controlirenden Blick des harthörigen Meisters vom Gespräch seitwärts lockte. Endlich schlug die Stunde der Mahlzeit. Beethoven stieg in seinen Weinkeller hinab und kam nach einiger Zeit mit vier Weinflaschen im Arm zurück, wovon zwei dem Dichter hingesetzt wurden, die übrigen beiden galten dem Componisten selbst und einem dritten Tischgenossen. Nach der Mahlzeit entschlüpfte Beethoven und hatte eine Unterredung mit dem auf Zeit gemietheten Kutscher, welcher vor der Thür hielt. Als der Rückweg zur Stadt angetreten werden sollte, erklärte Beethoven eine Strecke mitfahren zu wollen. Erst in der Nähe des Burgthors stieg er aus. Kaum war er fort, als die im Wagen Verbliebenen eine Anzahl Papiere auf seinem nun geräumten Platze gewahrten. Es waren sechs Gulden, das bedungene Fahrgeld. Man ließ sofort anhalten und rief dem im schnellsten Trab Enteilten nach, er hätte Geld vergessen. In sicherer Ferne indessen stand Beethoven erst still. Er winkte mit Hut und Hand und jubelte wie ein Kind, daß ihm sein Streich gelungen war. Es blieb keine Möglichkeit, sich der naiven Freigebigkeit zu erwehren, und man war feinfühlend genug, ihm seine Freude nicht durch unzeitige Empfindlichkeit zu vergällen.

— * Ueber den jüngst in Mailand verstorbenen Karl Mozart, den letzten Nachkommen des Componisten, berichtet man: „Der alte Herr kränkelte während der letzten Jahre, und seit einiger Zeit gesellte ein verhärteter Magen seine Leiden zu der Schwäche des Greisenalters, die sich in immer häufigeren Ohnmachten äußerte. Die Leute, die ihn pflegten, riefen endlich zu dem ärztlichen auch einen geistlichen Beistand, und Mozart, der bis dahin dergleichen zurückgewiesen, nahm

den Trost der Kirche jetzt willig an. Sonntags-Abend, am 1. November, nachdem er einige Stunden vorher noch einen Brief aus Deutschland empfangen und vorlesen gehört und freundlich grüßende Antwort darauf bestellt hatte, verschied er. Ueber sein kleines Vermögen hat Mozart zu Gunsten seiner alten Dienstboten verfügt und wohlthätige Zwecke damit bedacht. — Eine schöne Summe und eine noch größere Freude ward ihm in den letzten Wochen seines Lebens von Paris her zu Theil. Als Autoren-Antheil empfing er bekanntlich von den Aufführungen der „Hochzeit des Figaro", welche Oper des Vaters gegenwärtig Furore macht in der französischen Hauptstadt, mehr denn 9000 Franken. Vor Jahren hätte ihm solch' eine Verbesserung seiner Lage allerdings noch wohler gethan, obschon er niemals in Dürftigkeit lebte. Indessen auch jetzt noch kam Mozart die Pariser Einnahme glücklich zu statten, indem er sich dafür einen Wagen zu Spazierfahrten auf's Land hinaus anschaffte. Leider konnte er ihn nur zu selten und zu kurze Zeit benutzen." — Zum Universalerben ist das Mozarteum in Salzburg eingesetzt, welches außer 7000 Gulden zwei Claviere und eine Physharmonika erbt. Der Kapellmeister jener Stiftung erbte 1000 Gulden, des Verstorbenen Bedienter 6000 Lire und die ganze Hauseinrichtung; das Haus selbst soll nach seinem Tode der Stadt anheimfallen. — Die Verhältnisse Karl Mozarts waren also besser als die seines großen Vaters Wolfgang.

— * Bremen, 19. November. In der letzten Sitzung des Künstlervereins am 17. hielt Herr F. Ruperti einen Vortrag über einen bis jetzt in Deutschland noch wenig bekannten spanischen Schriftsteller, den als Dichter, Sittenzeichner und namentlich Publizisten ausgezeichneten Mariano José de Larra. Einer längeren Einleitung, in welcher von der früheren Größe und dem späteren Verfall sowie von dem allmäligen Wiederaufleben des spanischen Nationalgeistes in politischer wie in literarischer Beziehung die Rede war, folgte die Biographie des mit den gegenwärtigen Zuständen des Landes in engem Zusammenhange stehenden Schriftstellers. Ein zweiter Vortrag wird einen Blick auf Larras Schriften werfen, ihn namentlich als Publizisten charakterisiren und mit zwei Proben aus seinen Werken, einem ernsten und einem mehr ironisch gehaltenen Aufsatze, schließen.

— * Spanische Architektonik. Die Geschichte der Baukunst in Spanien von Don José Caveda ist aus dem Spanischen übersetzt von Paul Heyse und herausgegeben von dem im März verstorbenen Franz Kugler. Das Werk, welches nach Kuglers Bemerkung besondere Theilnahme verdient, weil es die reichste Wechselfülle der Erscheinungen vom klassischen Allerthum bis auf die Gegenwart umfaßt und ein Gesammtbild gewährt, wie es bis jetzt nicht vorlag, veranlaßt die Westermannschen Monatshefte, auf deren reichen Inhalt wir wiederholt hinweisen, zu folgender Skizze der spanischen Architektonik von der römischen Herrschaft bis auf unsere Tage. „Aus der Zeit der Römer sind namentlich Brücken, Triumphbögen, Amphitheater, Basiliken und Bäder erhalten, und aus ihnen spricht noch immer der große Geist einer untergegangenen Welt. Als aber dieser überladene Koloß unter seiner eigenen Wucht zusammenbrach, in Stücke ging und aus seinen zerschlagenen Gliedern sich ebensoviel neue, selbständige und freie Nationen bildeten, traten die lokalen Einflüsse an die Stelle der centralen Macht des Kaiserthums. — Unabhängigkeit im Staat, Unabhängigkeit in den Künsten, die Emancipation des Genies, das nun seinen eigenen Eingebungen überlassen ist, und die Nothwendigkeit, dieselben zu versuchen, folgten auf die ausschließliche Macht, die schwer über der geknechteten Welt lag. — So entwickelte sich in Spanien der lateinische Stil bereits als gothische Baukunst und kam bald in größeren selbständigen Werken zur Anwendung, von denen jedoch nur die Namen geblieben sind. Auch nach der arabischen Invasion erhielt sich dieser Stil in den ersten christlichen Königreichen, bis die ersten Anklänge byzantinischen Stils vor dem elften Jahrhundert der Baukunst in Spanien ein neues Element zuführten. Der Kampf zwischen den Elementen der römischen und byzantinischen Architektur erhielt hauptsächlich unter Karl dem Großen und seinen Nachfolgern, durch welche griechische Architekten nach den Hauptstädten des abendländischen Reiches berufen wurden, eine bestimmte Gestalt. In Spanien war es ein welthistorisches Ereigniß, welches auf die Kunstentwicklung entscheidend einwirkte. Als nach feierlichen Verträgen Don Alonso VI. die Tochter eines Kalifen auf den Thron erhob, Münzen mit arabischer und lateinischer Umschrift geprägt, die öffentlichen Urkunden in beiden Sprachen abgefaßt wurden, die Galanterie und der chevalereske Geist der Ommijaden in die Paläste der christlichen Fürsten eindrang, viele Wörter der entstehenden Volkssprache arabisch waren und Waffen, Stoffe und Filigranarbeiten aus Damascus und Bagdad von den Paladinen Aragons und Castiliens eifrig gesucht wurden, konnten die schönen Künste der Araber unmöglich mehr ein Gegenstand der Abneigung und Verachtung sein, die schönen Künste, deren Glanz die abendländischen verdunkelte, die durch ihre Neuheit anzogen und das Gepräge jenes Orientalismus hatten, der schon in ganz Europa Anklang gefunden und sich überall dem herrschenden Geschmack ohne Zwang anzupassen wußte. Den nahen Beziehungen der Aragonesen und Castilianer verdankte damals die Baukunst die Hufeisenbögen, die gedoppelten Fenster, die bunten Zinnen, die Zickzacks und andere Einzelheiten. Zuerst entstand die Verschmelzung zweier Richtungen, und aus ihr trat der römisch byzantinische Stil selbständig hervor, dessen Weiterentwicklung ihn dann langsam dem gothisch germanischen entgegenführte. Interessant ist es, diesen Uebergang in einzelnen Bauwerken zu beobachten; zu sehen, wie sich Kuppeln und Thürme nach und nach erheben, und die heitere orientalische Ausschmückung der Gebäude sich den strengeren Formen anschmiegt. Die Kathedralen von Zamora und Salamanca und die Stiftskirche von Toro zeigen auch bereits die Anfänge der Anwendung des Spitzbogens, dessen Gebrauch bei den Spaniern früher als bei andern abendländischen Völkern sich findet. In einigen Kirchen des elften Jahrhunderts kommt er bereits planlos als ein bloßer Einfall des Künstlers vor, während er seit dem Ende des zwölften Jahrhunderts mit künstlerischem Bewußtsein als ein nothwendiges Glied der ganzen Construction eingeführt wird und damit einen Hauptschritt zum Uebergang in die Formen des gothisch germanischen Baustils bildet. Während dieser Periode, als in dem christlichen Theile Spaniens der römische Baustil durch orientalische und germanische Einflüsse seine Umgestaltung begann, ging auch in dem von den Arabern beherrschten südlichen Spanien die Fortentwicklung eines Baustils vor sich, der aus dem Orient stammend, seinen ursprünglichen Charakter nicht verleugnete. Die Städte Cordoba, Granada und Sevilla wurden mit den wunderbaren Werken desselben, mit Moscheen und Palästen, geschmückt. Aeußerlich zeigen diese maurischen Paläste schmucklose, völlig nackte Mauern, die dem Volke ein Gefühl der Furcht erwecken sollen; im Innern dagegen sind sie mit üppiger Pracht und Fülle beladen. Der Zauber dieses Glanzes wird dann durch die kahle Außenseite erhöht und erscheint um so geheimnißvoller und um so üppiger. — Aus der Vermischung des byzantinischen und arabischen Stils entfaltet sich nun die eigentliche Blüthe der maurischen Baukunst, wie sie namentlich in vielen Gebäuden in Granada, in der Casa del Carbon, der Münze, der Generalife und dem Palast der Alhambra zu Tage tritt. Leider nahmen die Araber wenig dauerhaftes Material zu ihren Bauwerken, weßhalb der Verlust des größten Theils ihrer bedeutenderen Bauten zu beklagen bleibt. Das Holz war ein Hauptbestandtheil der maurischen Bauten. Zu den Festungswerken verwendeten sie eine thonartige Erdart, der sie durch eine Zuthat von Kalk, kleinen Steinen, Binsen und Holzsplittern eine erstaunliche Dauerhaftigkeit gaben. Ferner benutzten sie auch den Gips, sowohl als Bindemittel im Mauerwerk wie zur Innendecoration. Eine neue Periode der Baukunst in Spanien begann nun mit der Einführung des Spitzbogenstils, der von Deutschland aus sich über die übrigen Länder Europas verbreitete. Nachdem der heilige Ferdinand die beiden Kronen von Leon und Castilien vereinigt hatte, erhielten auch die Künste in Spanien einen neuen Aufschwung. Dies war, so berichtet der Verfasser, die Epoche, in welcher die Spitzbogen-Architektur, kurz nachdem sie sich in Deutschland mit einer charakteristischen Physiognomie gezeigt hatte, in Frankreich auftrat, durchaus verschieden von dem römisch byzantinischen Stil, obwohl immer noch in einigen Zügen und Einzelheiten an denselben erinnernd. Ihre reißenden Fortschritte und das Interesse, das die Neuheit und Anmuth ihrer Erscheinung erweckten, waren für die Halbinsel nicht verloren. Mit Nothwendigkeit mußten die Zustände und Ereignisse jener Zeit und die Machtverhältnisse der damaligen Reiche des Südens sie auch in Spanien einführen, denn niemals sah sich dieses durch festere Bande an Frankreich geknüpft, nie waren die Beziehungen beider Länder zu einander, die aus der politischen Lage herrühreten, so wichtig für beide. Man kann sagen, daß die Pyrenäen sie nicht mehr trennten. Familienbande, dynastische Ansprüche, feudale Erbfolgen, religiöse Motive, gemeinsamer Haß gegen die Ungläubigen und die Nothwendigkeit, sie völlig aus ihren europäischen Besitzungen zu verdrängen, nährten fort und fort diesen gegenseitigen Verkehr, und selbst die Art der Civilisation, die die Völker unterschied, bewirkte einen Austausch der beiderseitigen Erfindungen. — Nicht allein auf die römisch byzantinischen Bauwerke, sondern auch auf die maurische Architektur übte der Spitzbogenstil bedeutenden Einfluß aus, bis er endlich fast ausschließlich in Spanien zur Herrschaft kam. In den erhabensten Schöpfungen kann man den allmäligen Uebergang bis zur reinsten Gothik verfolgen. Der Verfasser theilt diese Entwicklungszeit in drei Perioden, und giebt dann darauf folgend die ausführliche Beschreibung mehrerer Kathedralen, die im reinsten Spitzbogenstil erbaut sind. In die zweite Periode fällt die Kathedrale von Toledo, die sich besonders durch ernste imponirende Majestät auszeichnet. An die Geschichte des Spitzbogenstils reiht der Verfasser eine trefflich gehaltene Darstellung der Einführung gemalter Fenster im sechszehnten Jahrhundert. — Auf diese Schilderung folgt unter dem allgemeinen Titel: „Die wichtigsten Denkmäler des Spitzbogenstils in Spanien" die genauere Beschreibung der Kathedralen von St. Leon, Burgos, Toledo und Sevilla. Diese Zergliederung solcher einzelnen Werke, mit feinem Verständniß geschrieben, ist besonders instructiv und werthvoll. In jeder dieser Kathedralen ist ein Stück Geschichte verkörpert und die Einzelheiten ihres architektonischen Werthes führen den Leser in das Verständniß mancher welthistorischen Begebenheit ein."

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. J. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℛ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1⅓ ℛ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 48. Bremen, 28. November. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Ein religiöser Dichter Spaniens
aus dem 16. Jahrhundert.
Luis Ponce de Leon.
Von Adolf Laun.

Wenn von spanischer Poesie die Rede ist, denkt man gewöhnlich an die Romanze, und sie ist in der That das eigenthümlichste Product derselben. Sie ist ursprünglich das Nationallied, der Volksgesang, der sich traditionell weiter pflanzt, dann in fliegenden Blättern umher fliegt und im Ausgange des 15. Jahrhunderts gesammelt und mit Kunstbewußtsein kultivirt, aber auch mitunter, besonders in den Maurischen Romanzen, dem Gegenstück zu unserer verliebten Schäferpoesie, überfeinert und verzerrt wird.

Alles, was die Nation bewegt in Lust und Leid, in Lieb' und Haß, ihre Kämpfe und Großthaten, die Stammsagen und die Abenteuer der Maurenkriege, der Volkshumor und die ritterliche Galanterie, — kleidet sich in diese Form, die zugleich sonor und bequem sich jedem Stoff, jeder Empfindung anschmiegt und eine eigenthümliche Vermischung des Epischen mit dem Lyrischen gestattet.

Neben der Romanze, die als Trägerin des Nationalgeistes in einem bald breiteren, bald engeren Strom sich durch alle Wandlungen der spanischen Literatur hindurch windet und auch heute noch ihre Blüthen treibt, entwickelt sich im 14. Jahrhundert in mannichfachster Form die cancion, die unserem Liede entspricht und bis zum Auftreten der eigentlichen Kunstpoesie trotz subtilerer Erfindung, künstlicherer Form, trotz Allegorie und Gelehrsamkeit im Großen und Ganzen doch noch eine nationale Natur- und Volksdichtung bleibt.

Erst im 16. Jahrhundert beim zeitweiligen Versiegen des Romanzen- und Liederstromes entfaltet sich eine eigentliche Kunstlyrik, die zugleich auf Nachahmung der Alten und der Italiener, besonders Petrarca's, beruht. Die spanischen Reiche sind nun unter Karl V. zum Gesammtstaat vereinigt. Kastilien ist das Centrum des Landes, Madrid die Hauptstadt, der kastilische Dialekt wird der herrschende und gestaltet sich zur Geschäfts- und Büchersprache, die Verbindung mit Neapel und Italien ruft ein Herüberströmen des fremden Geistes hervor und macht die italiänische Poesie populär. Unter diesen Einflüssen entwickelt sich eine Gruppe lyrischer Dichter, die mit Boscan beginnend das 16. Jahrhundert beherrscht und jene Periode bildet, die wir die elegant correcte nennen würden, die aber viele Spanier ihr goldnes Zeitalter genannt haben.

Der letzte aus dieser Dichtergruppe ist Luis Ponce de Leon. Im Jahre 1527 aus vornehmer Familie zu Granada geboren, trat er, von innerem Drange zur Einsamkeit und Selbstbeschauung getrieben, nach Beendigung seiner Schulstudien in den geistlichen Stand und widmete sich ganz der Theologie, die ihm viele ascetische und wegen ihres vortrefflichen Stils auch literarisch sehr geschätzte Werke verdankt. Auch im Kloster setzte er die klassischen Studien fort und beschäftigte sich zugleich mit der hebräischen Poesie, die seinem Dichtergefühl besonders zusagte. Das hohe Lied Salomonis, das er übersetzte und commentirte, ohne es jedoch zu veröffentlichen, brachte ihn sogar in's Gefängniß, obgleich er weit davon entfernt war, ihm eine dem Dogma der Kirche zuwiderlaufende Deutung zu geben. Die Inquisition hatte damals aufs strengste verboten, ein biblisches Buch in die Landessprache zu übersetzen, und die Neider seines wachsenden Ruhmes und seines Ansehens an der Universität Salamanca, die Dominicaner, benutzten dies, um ihn zu verderben. Indem sie andere Hindeutungen auf die Gefährlichkeit seiner Meinungen, sei es auf ein verkapptes Lutherthum, sei es auf eine jüdische Auslegung der heiligen Schrift, auf ursprünglich hebräische Abkunft u. s. w. hinzufügten, brachten sie ihre Anklage vor das Inquisitionstribunal, das ihn fünf Jahre in seinen Kerkern schmachten ließ, ehe der Proceß beendigt und seine Unschuld erklärt wurde. „Ich war“, sagte er in einem Brief an einen Freund, „nicht nur der menschlichen Gesellschaft, sondern auch des Lichtes beraubt, und dennoch erfreute ich mich dort einer Seelenruhe und Freudigkeit, die ich jetzt, dem Lichte zurückgegeben, entbehre; selbst im Umgange derer, die meine Freunde sind.“

Als er am 30. December 1576 zum ersten Male wieder auf seinem Lehrstuhle in den Hallen der Universität erschien, redete er seine Zuhörer mit den Worten an: „Wie wir bei unserer letzten Zusammenkunft vor fünf Jahren bemerkt haben“, und fuhr dann in seiner Auseinandersetzung fort, ohne auch nur mit einem Worte das erlittene Unrecht zu erwähnen. Er starb 1591 als General- und Provinzialvikar der Provinz Salamanca in hohen Ehren und selbst von seinen früheren Feinden geachtet wegen seiner stillen, einfachen Frömmigkeit, seines fleckenlosen Wandels und seiner hohen Geistesgaben.

Die Gedichte dieses Mannes, voll tiefer, durch kein Zelotenwesen, keine mönchische Düsterheit getrübter Religiösität, sind meistens Werke seiner Jugend, die er zwar gesammelt und geordnet, aber in seinem ganz andren Bestrebungen gewidmetem Alter nicht einmal zum Druck befördert hat; sie erschienen erst vierzig Jahre nach seinem Tode. Ihre Zahl ist nicht groß, ihre Stoffe und Formen sind nicht mannichfaltig, es sind meistens Oden voll religiöser Empfindungen und Anschauungen, in denen sich auf höchst eigenthümliche Weise die klare Plastik der Alten mit dem musikalischen Wohllaut der Italiener verbindet, und die doch ein Ganzes bilden, das die persönliche und nationale Eigenthümlichkeit des Dichters wiederspiegelt.

Das sanfte Schwärmen einer harmonisch gestimmten Seele, die ruhige, klare Stille eines in sich geschlossenen Gemüthes sind selten so zum Ausdruck gekommen wie in den Gesängen dieses Mannes, der ohne alle literarische Prätention, wie er selber sagt, nur Verse machte „auf Geheiß seines Gestirns.“ In die Darstellung der Vergänglichkeit aller irdischen Dinge mischen sich heitere Naturgemälde, in denen er Horaz und Virgil zum Muster nimmt, aber mit viel zu innigem Naturgefühl, als daß er sie sclavisch nachahmen sollte. Vor Allem

spricht aus diesen Gedichten jener ihn stets belebende überirdische Drang, der für das Unsagbare und Unbeschreibbare nach glänzenden Bildern und bezeichnenden Ausdrücken sucht; ein Streben, das sich oft der Verzückung nähert, aber nie in mystische Verschwommenheit ausartet, sondern durch Verstand und Geschmack geleitet, stets ein künstlerisches bleibt und seine Gedichte in scharfen Gegensatz zu denen unserer älteren und neueren Mystiker, wie z. B. Zinzendorfs u. s. w., stellt.

Eine religiöse Poesie, die so innerlich und zugleich so farben- und gestaltenreich, die so geistig und zugleich so sinnlich, so christlich ascetisch und so heiter klassisch ist, hat, wie mir däucht, für uns Nordländer und Protestanten ein gewisses fremdartiges Interesse. Darum mögen hier einige seiner berühmtesten Oden folgen, für die er seine Lieblingsform, die fünfzeilige Strophe, gewählt hat und sich auch dadurch von den anderen Dichtern jener italiänisirenden Schule unterscheidet, daß er diese alte, einfache Form der langgezogenen Petrarchischen Strophe vorzieht. — Da Leon unbedingt für den wohllautendsten und correctesten aller spanischen Dichter gilt, so hielt ich es für meine Pflicht ihn zugleich in der Form so treu wie möglich wieder zu geben, wie groß auch die Schwierigkeit war, die mir der gehäufte weibliche Reim in unserer der spanischen gegenüber so reimarmen Sprache bot, und wie wenig ich auch hoffen darf, daß der prachtvoll weiche Klang des Originals durch meinen Nachbildungsversuch hindurchtönen wird.

Die Himmelfahrt.

So lässest du die Heerde,
O heil'ger Hirt, im niedren Thal, umwoben
Von Kummer und Beschwerde,
Und schwebst emporgehoben
Auf Wolkenduft zum sel'gen Wohnsitz droben?

Die du hier hoch beglücktest,
Sie müssen jetzt in Sorg' und Angst sich winden,
Die an die Brust du drücktest,
Sie sehen dich entschwinden
Und fragen, wo sie Trost und Hoffnung finden?

Dem Auge, das gehangen
An deinem Angesicht, dem heilig schönen,
Ist jeder Reiz vergangen;
Welch Ohr, das deinen Tönen
Gelauscht, wird je an and're sich gewöhnen? —

Wenn sich die Stürme regen,
Wer wird die Fluth besänftigen und binden?
Das Schiff auf dunklen Wegen
Sah dich, den Leitstern, schwinden.
Wie soll es nun den sich'ren Hafen finden?

O helle Wolke, weile,
Gönn' uns, daß noch zu dir den Blick wir heben.
Warum willst du in Eile,
Die nun so reich, entschweben
Uns Armen, die wir hier in Blindheit leben?

Um einen Beweis davon zu geben, wie ein ähnlicher glühender Empfindungsausdruck, der hier den Aposteln in den Mund gelegt wird, sich auch in anderen religiösen Gedichten der Zeit kund giebt, theile ich hier ein möglichst treu übersetztes Sonett der heiligen Therese mit, die Leons Zeitgenossin war, und deren Leben derselbe auf Veranlassung der Donna Maria, der Schwester Philipps II., beschrieben hat.

An den gekreuzigten Christus.

Nicht Hoffnung trieb, o Herr, mich, dich zu lieben,
Des Himmels Lohn nicht, den ich soll erlangen;
Nicht hielt der Hölle Graun mich so umfangen,
Daß ich entsagte meinen sünd'gen Trieben.

Du treibst mich, Herr, der Anblick deiner Qualen,
Die Schmach, der Tod, den du für mich ertragen,
Der bleiche Leichnam, an das Kreuz geschlagen,
Die nackten Glieder mit den Wundenmalen.

Nur deine Liebe konnte so mich rühren;
Selbst ohne Himmel blieb' ich dir ergeben,
Selbst ohne Hölle würd' ich vor dir beben;

Denn du nur konntest hin zu dir mich führen;
Wenn, was ich hoff', auch nicht zu hoffen bliebe,
Dich liebt' ich dennoch, wie ich jetzt dich liebe. —

Doch kehren wir von diesem inbrünstigen Sonett, das als kühner, energischer Ausdruck mystischer Liebesgluth im Munde einer Heiligen bemerkenswerth erscheint, zu Leon zurück, unter dessen christlich allegorischen Oden sich das Leben im Himmel durch kühne Phantasie, Farbenpracht und Zartheit auszeichnet. Der Dichter malt uns darin die lichten, seligen Auen, auf denen der gute Hirte ohne Stab und Schleuder, das Haupt umkränzt mit Blüthenschnee und Purpurblumen, die geliebte Heerde weidet, um Mittag im Schatten ruht und seiner Flöte himmlische Töne entlockt, die, wenn sie des Dichters Ohr auf Erden nur zum Theil vernehmen könnte, seine Seele ganz in Liebe verwandeln würden. — Doch mögen statt dieses eigenthümlichen Gedichtes, an dessen entsprechender Wiedergabe ich verzweifelte, hier zwei andere seiner vorzüglichsten Oden folgen, die, von keinem Dogma beherrscht, einer allgemein gehaltenen religiösen Betrachtung entsprungen sind, aber in manchen Zügen den Kenner und Uebersetzer der Psalmen verrathen.

Die heitre Nacht.

Wenn ich zum Himmel schaue,
An welchem zahllos helle Leuchten schweben,
Und dann zur Erdenaue,
Von Dunkelheit umgeben,
Wie Schlaf sie und Vergessen rings umweben;

Fühl' ich die Brust sich dehnen
Von Lieb' und Schmerz in heißem Sehnsuchtsdrange,
Vom Auge strömen Thränen
Hernieder auf die Wange,
Und also spricht mein Mund mit ernstem Klange:

O Wohnsitz, auserkoren,
Daß Glanz und Schönheit sich in dir entfalten,
Den Geist, für dich geboren,
Soll ihn ein dunk'les Walten
Zurück von dir im engen Kerker halten?

Wie hat er so verblendet
Vom Pfad der ew'gen Wahrheit sich verloren,
Daß, von dir abgewendet,
Kurzsichtig gleich dem Thoren
Er Schein und Schatten sich zum Ziel erkoren.

Es läßt der Mensch sich wiegen
Von Träumen, nicht gedenk der letzten Stunden;
Da plötzlich hat verschwiegen
Der Tod sich eingefunden
Und ihm die Frist des Lebens rasch entwunden.

Erwacht, erwacht, ihr Schlaffen,
Mit Sorgfalt Euer Schicksal zu bedenken;
Zu hohem Glück erschaffen,
Wollt Ihr Euch abwärts lenken,
Den ew'gen Geist in Erdentand versenken?

Auf, hin zum Sternenraume,
Zum hellen, laßt die Blicke sich erheben,
Dann wird gleich einem Traume
Die Erd' in Nichts verschweben
Mit dem, was Furcht und Hoffnung hier Euch geben.

Ist ihre dunkle Schwelle
Denn mehr, als ein Atom, stellt Ihr daneben
Des Urbilds ew'ge Helle,
Wo ruht im höh'ren Leben
Was sich begiebt, begab und wird begeben?

Betrachtet Ihr die Kreise
Der ew'gen Lichter, die am Himmel brennen,
Wie sie im eig'nen Gleise
Sich von einander trennen
Und doch des Weges gleiche Richtschnur kennen;

Den Mond im Silberschimmer,
Merkur, von dem der Klugheit Licht gekommen,
Und dann im Strahlenflimmer
Zu höchster Pracht entglommen,
Den Stern, den Liebe sich zum Thron genommen;

Seht Ihr, wie sich der wilde,
Der blut'ge Mars zu andren Bahnen wendet,
Wie Jupiter, der milde,
Die reichen Gaben spendet
Und seine Strahlen durch den Himmel sendet,

Seht Ihr im Lichtgepränge
Saturn sich drehn, den Vater goldner Zeiten,
Und hinter ihm die Menge
Der and'ren Sterne gleiten,
Die ihre Schätze, ihren Glanz, verbreiten;

Wie könnt Ihr noch beachten
Den eitlen Tand, den wir hienieden finden,
Wie wollt Ihr da nicht trachten
Die Seele loszuwinden
Von Gütern, die sie an die Erde binden.

Dort winkt des Friedens Krone,
Das stille Glück, das holde Stunden weben,
Auf hohem, reichem Throne,
Von Glorien umgeben,
Beherrscht die heil'ge Liebe dort das Leben.

Und Schönheit ohne Grenzen
Enthüllet sich dem Aug' im reinsten Schimmer;
Die hellen Farben glänzen
Mit ungetrübtem Flimmer,
Und ewig blüht der Lenz und welket nimmer.

O selige Gefilde,
O frische Matten, lieblich anzuschauen,
O Thäler, sanft und milde,
Wo Ruh' und Frieden thauen
Hernieder auf die reich beschenkten Auen! —

Die Unsterblichkeit.

Ode an Felipe Ruiz.

Wann, Freund, winkt mir die Stunde,
Wo ich dem Kerker mich entringe,
Zum fernen Himmelsrunde
Entschweb' auf leichter Schwinge
Und schau'n darf in den Urgrund aller Dinge?

Dem Quell des Lichts verbunden
Und selbst verwandelt in ein leuchtend Wesen,
Seh' ich, der Nacht entwunden,
Was ist und was gewesen
Und darf im großen Buch der Schöpfung lesen.

Dort liegt es mir zu Tage,
Wie die allmächt'ge Hand den Grund geleget
Nach Richtmaß und nach Wage,
Auf dem sich Alles reget,
Und der der Elemente schwerstes träget.

Ich seh' in ew'ger Dauer
Die festen Säulen sich dem Blick entfalten,
Und wie durch Damm und Mauer
Der Vorsicht stetes Walten
Des Meeres Fluthen weiß zurückzuhalten;

Warum die Erde zittert,
Die Wogen sich empört zu Hügeln ballen,
Woher, zum Kampf erbittert,
Die Stürme brausend wallen,
Die Meere wechselnd steigen, wechselnd fallen;

Woher die Brunnen quellen,
Und wer den Strömen feuchte Nahrung bringet,
Die unermüdet schwellen,
Woher der Frost entspringet,
Die Gluth, die sommerlich die Luft durchdringet.

Wer auf dem Aethersitze
Zum Wolkenbild den Dunstkreis hat verwoben,
Wer lenkt den Strahl der Blitze,
Wo Gott hat aufgehoben
Den ew'gen Schnee, woher des Donners Toben. —

Sahst du in Lenzesauen,
Wie plötzlich Wolken sich zusammenballen;
Den Tag hüllt nächt'ges Grauen,
Des Sturmes Flügel wallen
Und Staub erhebt sich zu des Himmels Hallen;

Die Wolkenbahn durchtönet
Im raschen Fluge Gottes Strahlenwagen,
Der Donner rollt und dröhnet,
Des Blitzes Flammen schlagen,
Die Erde zittert und die Menschen zagen;

Vom Dache träuft der Regen,
Vom Berge rauscht's in Strömen durch die Auen,
Der Fluren reichen Segen,
O Anblick voller Grauen!
Vernichtet muß des Landmanns Blick ihn schauen. —

Würd' ich auf leichter Schwinge
Emporgetragen zu des Himmels Reichen,
Ich säh' den Lauf der Dinge,
Des Schicksals Räderspeichen
Und aller Weltgeschicke Grund und Zeichen.

Ich würde dort erkennen,
Wer die Gestirne lenkt in blauen Sphären,
Die herrlich leuchtend brennen,
Warum der Stern der Bären
Sich scheut, hinabzutauchen zu den Meeren.

Ich sähe dort entglommen
Des Lebens und des Lichtes ew'ge Quelle;
Warum, wenn Herbst gekommen,
Sie zaudert mit der Helle
Und kaum verläßt der langen Nächte Schwelle

Im höchsten Raume oben
Säh' ich den ruh'gen Wohnsitz sich erheben,
Aus Licht und Gold gewoben,
Wohin zu ew'gem Leben
In Freud' und Friede sel'ge Geister schweben.

Unter der geringen Zahl von Leons weltlichen Oden ist die „Prophezeiung des Flußgottes Tajo“ die hervorragendste. Der Dichter entlehnt hier die Einkleidung einer Ode des Horaz, in welcher Nereus sich den Wellen enthebt, um dem Paris den Untergang Trojas vorherzusagen, er verfährt aber in Benutzung derselben wie immer eigenthümlich und originell. Der Gothenkönig Roderich hatte die schöne Florinda oder Cava, die Tochter des Grafen Julian, verführt; dieser rief zur Rache die Mauren aus Afrika. Roderich zog ihnen mit einem großen Heere entgegen; es kam am 7. Juli 711 bei Xeres de la Frontera zu einer wochenlangen Schlacht, in der die Gothen unterlagen, Spanien den Mauren anheim fiel und Roderich auf der Flucht den Tod fand. — Dies der Inhalt der Prophezeiungen des Flußgottes, die reich an prachtvollen Schlachtbeschreibungen und energischen Zügen sind, doch zu viele locale und specielle Anspielungen enthalten, um dem deutschen Leser in der Uebersetzung ganz zugänglich zu sein; statt ihrer möge hier lieber die Nachbildung des Horazischen Beatus ille mitgetheilt werden, die am besten zeigt, wie sich Leons Weise zu der der Alten verhält, und zugleich einen interessanten Vergleich mit unseres Hölty Ode auf das Landleben, mit seinem: „Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh“, darbietet.

Die Freuden des Landlebens.

Wie lebt er frei von Sorgen,
Wer aus dem Weltgewühl sich hat verloren,
Wer einsam und verborgen
Den Pfad sich auserkoren
Der wen'gen Weisen, die der Welt geboren.

Ihm wecket kein Verlangen
Der Großen stolze Pracht, ihr Thun und Streben,
Der gold'nen Dächer Prangen,
Das üppig reiche Leben
Im Marmorschloß, von Säulenreihn umgeben.

Wie sollt' ihn Sorge nagen,
Ob seines Namens Laut, von Ruhm gekrönet,
Noch klingt in fernen Tagen,
Ob Schmeichelei verschönet,
Was in der Wahrheit Mund verächtlich tönet.

Wie sollt' er dahin streben,
Daß sich zu ihm bei der Bewund'rer Fragen
Die Hände stolz erheben,
Wie sollt' in Sorg' und Plagen
Er nach dem Hauch der eit'len Volksgunst jagen! —

O Berg', o Thal, o Quelle,
Ihr stillen Fluren, wo der Frieden weilet;
Wie aus des Sturmes Welle
Das Schiff zum Hafen eilet,
Flieh' ich zu Euch, daß Ihr die Seele heilet.

Ich wünsche dort nur Schlummer,
Durch Nichts gestört, und reine, heitre Tage,
Mich kümmert nicht, ob Kummer
Am Herzen dessen nage,
Der sinnt, wie er sich Gold und Ruhm erjage.

Dort wecket mich am Morgen
Der Vögel Lied mit ungelernten Klängen,
Und nicht die schweren Sorgen,
Die immer den bedrängen,
Der seufzt, von fremder Willkür abzuhängen.

Mir selber will ich leben,
Mein Glück allein der Huld des Himmels danken,
Von Zeugen nicht umgeben,
Das Herz und die Gedanken
Befreien von der Furcht und Hoffnung Schwanken. —

Dort winkt am Bergeshange
Ein Garten mir, den meine Hände pflegen,
Dort lacht beim Lenzanfange
Die Blüthe mir entgegen,
Die mir verspricht der Früchte reifen Segen.

Als ob sie Sehnsucht schwelle,
Mit neuem Reiz den Garten zu umschlingen,
Sucht eine klare Quelle
In unabläß'gem Springen
Vom luft'gen Gipfel in das Thal zu dringen;

Dann hört sie auf zu eilen,
Sie schlängelt ihren Lauf durch schatt'ge Bäume
Und sticket im Verweilen
Der Blumen bunte Säume
In die von ihr benetzten Wiesenräume.

Die Beete hauchen Düfte,
Des Haines leicht bewegte Wipfel rauschen
Im Spiel der leisen Lüfte;
Zu ruhn dort und zu lauschen
Ich möcht' es nicht um Gold und Scepter tauschen!

Gern mögen Schätz' erwerben
Die einem schwanken Brett vertrau'n ihr Leben,
Die in der Furcht zu sterben
Erstarren und erbeben,
Wenn Nord und Süd zum Kampfe sich erheben. —

Es krachen Mast und Stangen,
Der heit're Tag versinkt in nächt'gen Hüllen,
Ein Schrei voll Angst und Bangen
Durchdringt des Sturmwinds Brüllen,
Dieweil mit Opfern sich die Tiefen füllen. —

Ein ärmlich Mahl im Frieden,
Von mir genossen mit dem Sinn der Weisen,
O wär' es mir beschieden;
Dann mög' aus Silber speisen,
Wen Habsucht trieb durchs wilde Meer zu reisen.

Wenn and're sich bestreben,
Dem Durst nach Gold und Ruhm, dem nimmersatten,
Befriedigung zu geben,
Und nie im Kampf ermatten,
Ruh' ich und sing' im kühlen Waldesschatten;

Gelehnt an einem Baume,
Wo Lorbeerzweig' und Epheu sich umschlingen,
Horch ich in süßem Traume,
Wie hold die Töne klingen,
Die kunstvoll meiner Leier sich entschwingen.

Die größere Hälfte der poetischen Werke Leons besteht aus Uebersetzungen Horazischer, Virgilischer, Tibullischer und Pindarischer Gedichte, einiger italiänischer Sonette, der Psalmen und des Buches Hiob. — Er spricht sich selber über die Grundsätze aus, die ihn dabei leiteten. Er sagt: »Er wolle die alten Dichter so reden lassen, wie sie sich selbst ausdrücken würden, wenn sie zu seiner Zeit als Castilianer geboren wären und castilianisch sprächen.« Das ist ihm durchaus gelungen, und seine Weise ist maßgebend für die gesammte spätere spanische Uebersetzungs-Literatur geworden. Sollte mancher Leser vom deutschen Standpunkt aus das bei uns jetzt Mode werdende, mit jenem Princip übereinstimmende Verfahren der modernisirenden Uebersetzer alter Dichter mißbilligen, so möge er bedenken, daß die Sache sich bei romanischen Sprachen, denen der antike Rhythmus versagt ist, anders gestaltet. — Leons Bedeutung für sein Land und seine Zeit, für Theologie und Ascese in ihrem ganzen Umfange zu besprechen, ist hier nicht der Ort. Obige Skizze strebte nur dahin, dem nicht mit der spanischen Literatur Vertrauten diesen außerordentlichen Mann und Dichter von der Seite näher zu bringen, die jeden für ernste Poesie Empfänglichen für ihn gewinnen muß.

---

* Aus einem alten Hause.

Erzählung von Karl Gelfart.

(Schluß.)

War's auch schon die ganze Woche hindurch bunt und toll in der Stadt hergegangen, so war das doch nur ein schwaches Vorspiel zu der wilden Aufregung gewesen, welche heute am Wahltage der neuen Rathsherren die Stadt durchtobte. Zwar gab es keinen Kampf und Streit um die Wahl, denn übel wäre es dem ergangen, welcher den zu Rathsherren bestimmten Zünftigen nicht die Stimme gegeben hätte; nur der Freudenjubel über den leicht errungenen Sieg machte die Leute so wild, und das von den neuen Rathsherren reichlich gespendete Getränk hetzte die berauschten Sieger zu immer neuem Hohngeschrei vor den Häusern der Patricier, zu immer neuen Ausbrüchen übermüthiger Laune an.

Und so fröhlich und ausgelassen sollte es noch Tagelang fortgehen! rief man sich zu. Die fröhlichste Fastnacht war gegen dies juchheilige Leben nur ein Aschermittwoch! — Schon morgen gab's wieder ein gut Schauspiel, da sollte Meister Hans dem Hanitz, dem Erlnbach und dem Schmedstedt die Köpfe vor die Füße legen; dazu schenkten Burgemeisters Veit und die neuen Rathsherren auf der ganzen Altstadt Freibier aus! „Das kann mehr kommen", rief in lauter Zeche Meister Schnabel, der Zunftherr des »ehrbaren und uralten« Schneidergewerks, »denn über kurz oder lang wird noch mancher andere den Kopf unterm Arm nach Hause tragen!« — — Der gute Meister hatte Recht, doch dachte er nicht daran, daß noch am Abend dieses frohen Tags sein eigener Kopf ein Loch bekommen würde so groß, daß die Seele gemächlich hindurch und in die andere Welt spazieren könnte.

Aber so kam's; gar Mancher, der noch am Morgen fröhlich getollt und gelacht, lag am Abend kalt und steif auf blutigem Boden. — Kaum verhüllte nächtiges Dunkel die Stadt, als sich der Jubel des Tages in Jammer und Wuthgebrüll verwandelte; Sturmglocken heulten, und Büchsen krachten durch die finstere Nacht, ein wüthendes Gemetzel tobte in allen Straßen. Tojodute! Mord und Tod! Verrath! Verrath! Fackeln her! Der Hanitz ist frei! Nieder mit dem Lumpenvolk! Tod den Patriziern! Nieder mit den Spießbürgern! Schützen heraus! schallte es verworren durch das Wehgeschrei der Verwundeten und durch den dumpfen Lärm eines wüthenden Ringens und erbitterten Handgemenges.

Solch Unheil hatte der unglückliche Simon nicht erwartet, der jetzt zähneklappernd und die Hände ringend im Hause zur Rose treppauf treppab lief, ohne recht zu wissen, was er wollte. Aufjammernd und die Hände ringend hatte er eben die wie todt zusammengebrochene Hedwig verlassen, mit stieren Augen stürzte er durch die finstern, öden Gemächer; es war, als ob ihn jeder erkrachende Schuß, jeder dumpf heraufdröhnende Hieb bis in das innerste Mark träfe; er hatte Wind gesäet und Sturm geerntet.

Die von Wölflein geführte Rotte hatte alles Maß überschritten und anstatt die Flucht der von dem bestochenen Kerkermeister freigelassenen Edeln zu decken und ihnen durch schnelle Ueberrumpelung der starkbesetzten Thorwache einen Ausweg zu bahnen, waren die fremden Seilfahrer, Bänkelsänger und „Plickschlager“ mit dem unzünftigen, städtischen Gesindel plündernd in die Häuser gebrochen und hatten mordlustig und meuchlerisch die zechenden und nichts Schlimmes ahnenden Bürger überfallen. Wölfleins Geld und die Vorspiegelung, daß die Patrizier nur auf das erste, derbe Zuschlagen warteten und mit gewappneter Hand einen verabredeten Ausfall aus ihren Wohnungen zur Unterwerfung der Zünftigen machen würden, hatte neben der Beutegier das wüste Volk zu dem unsinnigen Beginnen vermocht. — Nach langem vergeblichen und verzweiflungsvollen Bitten und Befehlen sahen die drei Edeln, daß sie auf sich allein angewiesen waren, und wagten es mit bewehrter Faust sich durch die auf den Ruf der Sturmglocken von allen Seiten gewappnet herbeieilenden Bürger eine Bahn nach dem entgegengesetzten Thore zu brechen. Im wilden Tumult erkannte man sie nicht sogleich, und schon waren sie bis nahe an die Stadtmauergäßchen vorgedrungen, als ihnen unter kurzem Trommelschlag und in geordneter Schaar der böse Veit eine Abtheilung der schlagfertigen jungen Mannschaft grade in den Weg führte.

Viele der jungen Bürger trugen Fackeln, und kaum hatte Veit bei dem Scheine derselben die Flüchtlinge erkannt, als er mit dem Triumphgeschrei: „Da ist der Hanitz, fangt ihn lebendig!“ auf die Zurückprallenden losstürzte. Diese nahmen vor der Uebermacht die Flucht, und nun entstand ein wildes Jagen und Hetzen über Plätze und Gassen. Der verfolgende Haufen wuchs von Haus zu Haus, denn Tilemann Krage hatte mit einer wohl zusammengehaltenen Schützenabtheilung jetzt auch das mordlustige Lumpenvolk theils niedergemacht, theils zersprengt, und mit ungetheiltem Eifer und grimmiger Rachgier verfolgte man nun die fliehenden Junker, in welchen man die strafbarsten Urheber des angerichteten Unheils sah. — Den Ritter Schmedstedt streckte eben unfern des Hauses zur Rose ein Schuß nieder, und Erlnbach ward ergriffen; da wandte sich Hanitz, entriß dem nächsten Verfolger die Hellebarde und warf sich mit dem Rufe: „So will ich mit Ehren sterben!“ den wüthenden Feinden entgegen. Mit der Kraft der Verzweiflung stieß er die zunächst Angreifenden nieder und stürzte auf den Veit los: „Bube, du mußt mit mir vor Gottes Gericht!“ stöhnte der aus vielen Wunden blutende Kämpfer und streckte, die letzte Kraft zu einem einzigen zerschmetternden Hiebe zusammennehmend, den Bösewicht zu Boden. Doch kaum war der tödtliche Hieb geführt, als auch Hanitz, schwer getroffen und durchbohrt, sterbend auf den sterbenden Todfeind niedersank. — — Die Bürger hatten den Aufruhr bewältigt, Wölflein und ein Theil seiner Spießgesellen wurden gefangen nach dem Rathhause abgeführt, nur dämonische Rachsucht hatte ihr Leben geschont, um es ihnen durch ein furchtbares Strafgericht zu nehmen.

Du wirst es mir gern erlassen, lieber Leser, daß ich mich lange bei den blutigen Gräueln des Gerichts aufhalte, welches unter dem Vorsitze des eisgrau gewordenen Henning in den nächsten Tagen nach jener Schreckensnacht von den gefolterten Gefangenen blutige Sühne heischte. Nur Folter und Tod und wiederum Tod, keuchte es aus der wild arbeitenden Brust über Hennings fahle Lippen, — er hatte den Veit zu rächen, und mehr noch als seines Sohnes Tod stachelten seinen verhaltenen, kochenden Grimm die Aussagen des heimlich befragten Wölflein und des gefangenen Kerkermeisters, nach welchen sein eigenes Haus der Herd des Verraths gewesen war und sein alter Diener nebst dem eigenen Pflegling das verderbliche Feuer entzündet hatten.

Gehen wir über die erkannten und Gräuelscenen vorbereitenden Bluturtheile hinweg. Aber einen Urtheilsspruch und zwar den furchtbarsten, welcher selbst die damaligen zur Rachsucht aufgeregten, rohen Gemüther auf's tiefste erschütterte, kann ich dir nicht verhehlen, lieber Leser, da ich dir ja Alles nur erzählte, um dir das schauerliche Steinbild am Hause zur Rose zu erklären. — Erlnbach und der Kerkermeister sowie Wölflein und seine Genossen hatten bereits mit dem Leben gebüßt; den alten Simon hatte der Schreck getödtet, als man das Haus zur Rose zu seiner Verhaftung mit Gewappneten umstellte und zwei Stadtknechte als Wache vor das Erkerzimmer der unglücklichen Hedwig legte, der Syndikus und andere Patrizier, welche der mittelbaren Theilnahme am Aufruhr mit mehr oder weniger Grund verdächtig waren, hatten sich durch eine glückliche Flucht gerettet, so daß das unersättliche Racheschwert nur noch nach einem einzigen als schuldig angesehenen Nacken zückte und — — der furchtbare Obriſtrichter ließ das Schwert wirklich niederfallen, er brach unter dem Zusammenzucken der Beisitzer über Hedwig den Stab.

Es war das ein wunderlich und unerhört Gericht und ward auch vom Syndikus, als er mit Hülfe des Kaisers und der Nachbarstädte wieder eingezogen war, auf's heftigste gescholten und in einem noch vorhandenen Tractate der Welt als ein „türkischer Unfug“ vor Augen gelegt. — Ganz wider Recht und Brauch und in gewohnter Eigenmächtigkeit hatte der Bürgermeister, der einen Kiesel statt eines warm schlagenden Herzens in der Brust trug, verfahren; nur um nicht die Schande zu haben, daß Hedwig, die seinem Hause und seiner Sippe so nahe gestanden, öffentlich vor ein peinlich Gericht träte, verurtheilte er sie ohne Für- und Widerrede allein auf Wölfleins und des Kerkermeisters erpreßte Urgicht und nannte es eine unverdiente Gnade, daß er das unschuldige Blut nicht öffentlich vor dem rohen Haufen, sondern vor wenigen Zeugen in seinem eigenen Hause fließen ließ.

An einem eisigen Spätherbstabend umstand ein Stachelgürtel von speerbewehrten Stadtknechten und eine lautlose Menschenmenge das Haus zur Rose; da erhellte Fackelschein die Straße, und gluthrothes Licht fiel auf die finster starrenden Augen des versammelten Volks. Zwölf schwarz gekleidete Rathsherren und ein Mann in rothem Mantel und grünem Hut, gefolgt von finstern Gestalten, welche eine schwarzverhängte Lade trugen, schritten durch die ängstlich ausweichenden Leute und traten in das Haus zur Rose. Fieberschauer durchschüttelte die versammelte Menge, auch das leiseste Geflüster verstummte, und die Blicke richteten sich eine kurze Weile wie verglast nach den erhellten obern Gemächer des Hauses, welches im Fackelschein roth erglänzend mit seinen schwarzen Giebelfenstern wie das Gesicht eines hohläugigen, riesigen Dämons auf das Volk herniederschaute. — Da hob zu St. Katharinen die Uhr aus, und in langsamen, dumpf erdröhnenden Schlägen hatte kaum der letzte Schlag die neunte Stunde verkündet, als die finstern Gestalten das Haus wieder verließen; Tilemann Krage und Just Feuerhake stützten den wankenden, alten Henning, ihre Gesichter waren bleich wie Schnee,

nur das braune, hartknochige Gesicht des blutgewohnten Meisters Hans zeigte keine Bläffe und außer einem ungewöhnlich finstern Ausdruck keine Bewegung. — Des Meisters Knechte trugen einen Sarg zu dem Todtengräber nach St. Katharinen.

Das Entsetzliche war geschehen; die holde, unglückliche Hedwig hatte blutig enden müssen, aber freudigen Herzens wie eine heilige Märtyrerin war sie gestorben und hatte ihre eisenharten Richter, die sie ja doch nur aus einem unausfüllbaren Abgrunde des Jammers erlösten, aufrichtig und herzlich in ihr letztes Gebet eingeschlossen.

Die grausame Blutthat machte einen tiefen Eindruck im Volke; es hatte derselben nicht mehr bedurft, denn die Gemüther waren durch die Hinrichtung der wahrhaft Schuldigen und auf handhafter That Ertappten bereits versöhnt. Mit Abscheu sah man auf den schrecklichen Henning und seine Gesellen, deren Regiment von Tage zu Tage willkürlicher und drückender wurde. Bei dieser Stimmung in der Stadt dachte man nicht an Widerstand, als nach einigen Wochen kaiserliche und fremde reichsstädtische Truppen mit Karnbüchsen und Karthaunen auf die Stadt anrückten und den Syndikus und die entflohenen Patrizier zurückführten. Zwar ließ Tilemann Krage die Schützentrommel rühren, aber es erschienen nur wenige Bewaffnete auf den Sammelplätzen, und die an Zahl und Macht sehr starke Kaufherrngilde öffnete, ohne sich um des Bürgermeisters Befehle zu kümmern und unter dem Beifall des zusammenlaufenden Volks, den fremden Truppen das Thor. — Da zogen zunächst der kaiserliche Commissarius und der Syndikus mit einer starken Abtheilung des wilden Reitervolks ein, welches im letzten Frühjahr dem Kaiser die Schlacht bei Mühlberg hatte gewinnen helfen; es waren fremdredende, grimmig ausschauende Gesellen in bunter Tracht, mit geschorenen Köpfen und langen Knebelbärten, die lagerten sich zu Dutzenden in die Häuser und besonders in das geräumige Haus zur Rose; das kostete der Stadt ein groß Stück Geld. Henning und der ganze neue Rath ward gestürzt und mußte so viel Strafgelder bezahlen, daß selbst dem Tilemann Krage und dem Just Feuerhake von ihrem großen Vermögen wenig übrig blieb; denn die Verwandten der erschlagenen Edeln forderten und erhielten kein kleines Bußgeld.

Wunderlicherweise fand man bei dem alten Henning, der schon einige Tage nach der Einnahme der Stadt von Zorn und Ingrimm auf's Krankenlager geworfen jählings verstarb, nicht das Mindeste an gemünztem Gelde und Kleinodien, und doch wußte man, daß der Alte außer einem Schatz von silbernen und goldenen Geschirren viele tausend Gulden im Hause gehabt haben mußte. Die in das Haus gelegten Soldaten wurden untersucht und verhört, aber es kam nichts zum Vorschein als ein paar Kupferheller. Da wurde es zur Gewißheit, daß der Alte aus Haß und Groll den Schatz verborgen haben müsse, damit keinem seiner Feinde und Gegner etwas davon zukomme; man grub wiederholt im Keller nach und durchsuchte die Wände, aber es wurde nichts gefunden.

Das Haus zur Rose ward zum Besten der Hanitzischen Erben verkauft, ein reicher Tuchhändler erstand es um ein Billiges und gebrauchte das geräumige Gebäude als ein Magazin. Viele Jahre vergingen, bevor sich Jemand entschloß, das unheimliche Haus, in welchem so Entsetzliches geschehen war, wieder zu bewohnen. — Den Richtern zur Schande und zum ewigen Gedenken des dort durch ein ungerechtes Gericht verfügten und vollzogenen Bluturtheils ließ der zum Bürgermeister erwählte Syndikus jenes Steinbild am Hause zur Rose ausmeißeln, und man zählte das Bild fortan mit zu den Wahrzeichen der Stadt.

Ja, ja, lieber Leser, in dem so gezeichneten Hause ist auch im Laufe der folgenden Jahrhunderte viel Freud und Leid erlebt und viel Bemerkenswerthes gedacht und gethan worden. Im dreißigjährigen Kriege hatte Pappenheim dort lange Zeit sein Quartier aufgeschlagen, und außer Ehren-Scholenius hat auch noch mancher Gelehrte dort gewohnt; unter andern mein alter, seliger Schulmonarch, der in demselben Zimmer, in welchem einst Pappenheim seine Ordonnanzen ertheilte, die denkwürdigen Schulgesetze entwarf, nach welchen wir Primaner wohl rauchen, aber nicht den Dampf zum Fenster hinausblasen durften. Alles was eine Menschenbrust bewegen kann, vom Trivialsten bis zum Erhabensten, ist wohl innerhalb der Mauern des alten Hauses gedacht und gefühlt. Jetzt härmt sich dort wieder ein armes, liebewundes Mädchen-Herz; das pocht in der Brust der lieblichen Eugenie, die du dort am Erkerfenster sitzen sahst. Die Geschichte ihres Herzeleids ist mit ein paar Worten erzählt, es ist nämlich die bekannte alte, die immer neu bleibt. — Eugenie lebt als eine Waise bei ihrem alten Onkel, dem jetzigen Besitzer des Hauses zur Rose; jeder Ziegel auf dem Dache ist verschuldet, und der Alte drängt die arme Eugenie, den Heirathsantrag des jungen, reichen Kibitz von drüben anzunehmen. Jetzt hat der Kibitz um, wie er meint, seinen Zweck zu erreichen, gar die von dem Alten ausgestellten Schuldverschreibungen erworben und droht, seine Forderungen einzuklagen, wenn Eugenie noch ferner sich gegen seinen Antrag wehre. Das arme Mädchen ist recht zu beklagen, denn sie hat längst ihr Herz an den braven, jungen Werner, einen geschickten, aber noch kärglich besoldeten Architekten verloren. Der Werner hatte sich das architektonisch interessante Haus zur Rose gar zu oft angeschaut und sich bei der Gelegenheit in das am Erkerfenster sitzende Röschen verliebt. — Arme Leutchen! Wenn ich ein Rothschild wäre, würde ich für euch den Kibitz befriedigen, und dann gäbe es wieder einmal eine fröhliche Hochzeit im Hause zur Rose. — Halt! Was ist das? Feuer! Feuer! Trommelwirbel und dumpfe Glockenschläge erdröhnen! Ein Menschenstrom wälzt sich der Hauptstraße zu und reißt uns fort! Wo brennt's denn? — In der Rose! In der Rose!

Ja, so ist's; altes ehrwürdiges Haus, so soll sich doch noch die Prophezeiung der ominösen Funken an dir erfüllen, die deinem Grundstein entsprangen, als Herr Albrecht von der Rosen die dreimal drei Schläge der Weihe that! — — Das Haus ist verloren, es muß rein ausbrennen, und morgen werden nur noch seine schwarzen, massiven Außenwände stehen, denn die das Hintergebäude begrenzende Bauholzniederlage ist vom Feuer ergriffen und wälzt ihre thurmhohen Flammensäulen fort und fort auf das Dach, und krachend stürzen die Bohlen der alten Böden bereits in die untern Geschosse nieder! — Nur gut, daß die Bewohner alle zeitig gerettet sind; von ihrer Habe wird leider nicht viel übrig bleiben. —

Nachwort.

Der Architekt Werner ist damit beschäftigt, das Haus zur Rose ganz in seinem alten Stile wieder aufzubauen, doch kommt es ihm nicht darauf an, seine Hochzeit mit Eugenie in dem neuen Hause abzuhalten, denn der Bau möchte doch zu lange dauern. Du fragst, lieber Leser, wie das zugeht, und was Kibitz dazu sagt. Nun, Kibitz hat nichts mehr zu sagen, er hat sein Geld nebst vollen Zinsen, und Eugenie ist eine der reichsten Partieen der Stadt, die reich genug für einen Grafen wäre, wenn sie es nicht vorzöge, dem armen Werner ihre schöne Hand zu geben. Die Leute in der Stadt machen pfiffige Gesichter und sagen, Werner habe in den Ruinen des ausgebrannten Hauses einen verborgenen, massiven Wandschrank und in dem Wandschrank einen großen Schatz gefunden; wahr ist's, daß kurz nach dem Brande eine auffallende Menge alter Goldgülden und Engellotten in die Hände der Juden und Goldarbeiter kam. Ob nun der alte, eiserne Henning von der Rosen, der zwei liebende Herzen auf's grausamste brach, durch ein wunderlich Geschick nach drei Jahrhunderten mit seinen Schätzen das Glück zweier liebenden Herzen begründen mußte, weiß ich nicht. Geht uns auch nichts an. Genug, Eugenie und Werner kriegen sich.

* Historische Bilder von J. Hübner und A. Menzel.

Bremen, 24. November. Die Beachtung und theilweise auch das Interesse, welches unsre Kunstfreunde dem Schwind'schen Gemälde zugewendet haben, ist bedeutend abgeschwächt worden seit dem Eintreffen dreier anderer Bilder, von denen wir jedoch nur einem mit vollem Rechte die Bezeichnung eines historischen geben zu dürfen glauben. Die beiden Porträts von Julius Hübner, Karl V. und Friedrich der Große, beide in ihren letzten Lebenstagen dargestellt, erscheinen uns eben nur als solche; mag immerhin der Künstler eine besondere Idee dabei gehabt haben, daß er diese beiden Bilder zusammen hinstellte und in die Welt sandte, wir gestehen, daß diese Idee uns nicht klar wird. Die Figur Friedrichs des Großen, wenngleich von einem affectirten und süßlichen Ausdruck, wie wir ihn zu dem „alten Fritz“ nicht zu stimmen wissen, ist entschieden mit Vorliebe behandelt worden; daß aber einer unsrer glorreichsten Kaiser, Karl V., dessen Leben und Charakter dem Künstler wie dem Dichter so viele ergreifende Momente darbieten, uns, und sei es auch in seinen letzten Lebenstagen, als ein so dumpfer und stumpfer Träumer dargestellt wird, wie hier auf dem Hübnerschen Bilde, dagegen empört sich unser historisches Bewußtsein, welches in dem Mönch von St. Juste immer noch den genialen Herrscher dreier Reiche erblickt. — Ueber die technische Behandlung der beiden Bilder läßt sich wenig Erfreuliches sagen; die Zeichnung ist nicht in allen Theilen correct, so erscheint der Arm Friedrichs, auch für einen abgezehrten Greis, ganz ungebührlich klein und hager, das Colorit ist eintönig kalt und in hohem Grade unerquicklich und aller Lebenswärme ermangelnd; und so haben wir an diesen Bildern, in denen wir eine historische Wahrheit nicht zu finden vermögen, nichts als die Aehnlichkeit der Gesichtszüge, welche wir bei einem Porträt selbstverständlich voraussetzen.

Ein wirklich historisches Gemälde, und zwar ein verdienstliches und erfreuliches, ist dagegen Adolf Menzel's „Zusammenkunft Friedrichs des Großen mit Josef II. in Reiße.“ Heben wir zunächst hervor, was uns in diesem interessanten und effectvoll componirten Bilde minder gelungen erscheint, so müssen wir gestehen, daß dieses leider grade die beiden Hauptpersonen sind. Sowohl der jugendliche Kaiser als auch Friedrich der Große, wenngleich beiden Porträtähnlichkeit nicht fehlen mag, entsprechen nicht dem Bilde, welches uns die Geschichte von ihnen giebt; wir können uns nicht vorstellen, daß der große Gegner Maria Theresias ihren Sohn so sehr mit der Miene eines gemüthlichen Hausvaters empfangen haben sollte, und in dem jungen Menschen, welcher ihm in die Arme fliegt, erblicken wir höchstens einen liebenswürdigen Enthusiasten, nicht aber den geistvollen Fürsten. Von beinah komischer Wirkung aber werden die Monarchen durch ihre Stellung, in welcher sie, Beide dem Beschauer das Profil zukehrend, mit ihren Nasenspitzen eine Begrüßung à la perse ausführen zu wollen scheinen. Ungleich bedeutender dagegen als diese beiden Hauptpersonen stellen sich die übrigen vortrefflich gruppirten Figuren des Gemäldes dar, so der jugendliche Thronfolger mit den offenen liebenswürdigen Gesichtszügen, der fast vom Beschauer abgekehrte Prinz Heinrich in sehr ceremonieller Haltung, vor allen aber die kräftige Gestalt Loudons mit den scharf markirten Zügen und den blitzenden Augen, und das wilde und frivole Gesicht Haddicks, des berühmten Parteigängers. Alle diese Figuren, denen sich im Hintergrunde, weniger erkennbar, noch einige andere zugesellen, sind interessant und höchst effectvoll hingestellt, die Details der Umgebung trefflich, fast mit einer zu sehr ins Kleinliche gehenden Sorgfalt, behandelt; dennoch möchten wir glauben, daß das eigentliche Feld für Menzels unleugbar großes Talent nicht das solcher lebensgroßer Darstellungen historischer Momente sei, und wir meinen, die Art, in welcher er die Hauptträger des hier gegebenen behandelt hat, rechtfertigt unsere Behauptung, während er unübertroffen bleibt in seinen, größtentheils dem Leben Friedrichs des Großen entnommenen, historischen Genrebildern, unter denen vorzüglich das „Concert bei Hofe“ durch ein reiches und warmes Colorit, welches wir bei dem vorliegenden großen Werke vermissen, höchst anziehend ist; jedenfalls aber bleibt dasselbe eine tüchtige und anerkennenswerthe Leistung, deren wir uns, zumal bei dem geringen Erfolge, mit welchem gegenwärtig dieses Feld bei uns angebaut wird, von Herzen erfreuen wollen.

Für Schillers Geburtshaus in Marbach.

Seit unserer letzten Anzeige hatten wir die Freude zu empfangen von C. D. 5 Thlr., R. R. 2 Thlr. 36 Gr., F. L. 10 Thlr., Heinrich und Karl 1 Thlr. — Zusammen bis jetzt 75 Thlr. 36 Gr. Gold.

Fernere Gaben nehmen wir gern entgegen.

Bremen, 24. November 1858.

Herm. Schaffert.
Dr. Fr. Pletzer.

Feuilleton.

— * Neue literarische Erscheinungen. Geschichte Griechenlands von den ältesten Zeiten bis zur Zerstörung Korinths. Von L. Schmitz. — Deutschland und seine Bewohner. Schilderungen aus der Gegenwart mit Blicken in die Vergangenheit. Von H. Berghaus. — Zur Charakteristik und Naturgeschichte der Frauen. Von Bogumil Goltz. — Friedrich Gentz. Ein Biographie von Eduard Schmidt-Weißenfels.

— * Das Werk des Russen Ulibischeff über Beethoven ist von L. Bischoff ins Deutsche übersetzt worden und soll bei Brockhaus erscheinen. Dieselbe Firma verlegt die Denkwürdigkeiten Helmina's von Chezy und einen vierten Theil der „Wanderung durchs Leben“ von Gerd Eilers.

— * Der bekannte Historiker Gfrörer in Freiburg ist mit einem großen fünfbändigen Werke über Papst Gregor VII. und sein Zeitalter beschäftigt. Der erste Band ist soeben ausgegeben.

— * Die Cotta'sche Buchhandlung in Stuttgart hat in diesen Tagen Goethe's Gedichte in der Auswahl von J. W. Schaefer in fünfter Auflage erscheinen lassen. Die rasch auf einander folgenden starken Auflagen sind ein erfreulicher Beweis von der wachsenden Liebe, mit der sich das größere Publikum, trotz der sich häufenden Masse neuerer und neuester lyrischer Poesieen, den Gedichten Goethe's zuwendet, zugleich auch von dem Beifall, den gerade Schaefer's kleinere Ausgabe sich erworben hat. In der That ist in dieser Alles zusammengefaßt, was unter Goethe's Gedichten dem Gebildeten eigentlichen Genuß gewähren kann; denn nur diejenigen sind weggelassen, welche bloß für den gelehrten Kenner der Goethe'schen Poesie Werth haben oder das weibliche Zartgefühl verletzen können. Der Genuß ist um so reiner, wenn man, ohne durch schwächere Producte gestört zu sein, in dieser Sammlung eine sorgfältig geordnete Perlenschnur der herrlichsten lyrischen Gedichte zusammengereiht findet, wie sie in der gesammten Literatur nicht zum zweitenmal vorhanden sind. — Die neue Ausgabe übertrifft in der äußern Ausstattung die früheren und ist, so weit wir sie prüfen konnten, mit seltener Correctheit gedruckt. Mehrere Fehler der Gesammtausgaben sind stillschweigend entfernt und mehrmals richtigere Lesarten aufgenommen. In einer Stelle des Gedichts „Blümlein Wunderschön“:

> Ich nenne mich zwar keusch und rein,
> Und rein von bösen Fehlen.

möchten wir die Aenderung „frei von bösen Fehlen“ gewagt haben, wenngleich alle Ausgaben hier „rein von bösen Fehlen“ lesen. Es kann kaum ein Zweifel sein, daß die Wiederholung des rein durch einen Druckfehler in den Text gekommen ist und sich seitdem durch alle Ausgaben fortgepflanzt hat.

— || Herder als Knabe und Jüngling. Für Alt und Jung erzählt von Ferdinand Schmidt. Berlin Mohr. — Durch diese Jugendschrift soll Liebe zu dem edlen Herder erweckt und gezeigt werden, daß edle Naturen alle Hindernisse besiegen. In einer Art Idylle wird Gottfried Herder als ungemein frommer, fleißiger, lerngieriger Schulmeisterssohn vorgeführt, dem eben nichts höher geht als Studium in lateinischen und griechischen, hebräischen und andern

gelehrten Büchern, und der früh mit vollen Segeln darauf lossteuert, auch einmal Bücher zu schreiben. Auf den ersten 137 Seiten wird Herder als Knabe bis zum Jünglingsalter von 16 Jahren geschildert, wie er seinen Wissendurst bald befriedigen kann, bald ihn wieder gehindert sieht. Für seine Liebe zu den Büchern entsagt er sogar der Aussicht, einen reichen Vetter zu beerben, dessen Tochter und Bauerngut einst zu besitzen, kommt endlich nach Königsberg, wo er nun wirklicher Student wird. Auf den letzten 28 Seiten wird über den Königsberger Aufenthalt erst einiges Unbedeutende mitgetheilt, dann am Schlusse gelingts Gottfried Herder auf einer Reise in die Heimath, den alten Vetter am Sarge seiner Tochter durch eine Predigt von seinem Unglauben an die Unsterblichkeit zu heilen, worauf derselbe bei der Erkennungsscene seinen auch schon früher bethätigten Haß gegen Bücher und Büchermenschen ebenfalls aufgiebt und die Familie Herder, Vater und Sohn, doch noch zu Erben einsetzt. — Dieses Büchlein scheint uns eine ganz angemessene Lektüre für solche zehn bis zwölfjährige Knaben, deren Eltern den Wunsch haben, daß ihre Söhne immer recht fleißig hinter den Büchern sitzen, oder daß sie sich der Gottesgelahrtheit widmen möchten. Wir sagen das letztere deßhalb, weil die Mehrzahl der agirenden Personen ganz oder halb dem theologischen Stande angehören. Es kommen vor zwei Hauptprediger, ein Dorfpastor, Herder selbst zuletzt als Candidat der Theologie, Vater Herder der Schulmeister und dessen Gattin, sonst nur noch ein Bauer mit seinem lieblichen Töchterchen und ein Regimentsarzt. Und dann giebt sich noch der Verfasser (auch wo es nicht nöthig wäre) sichtliche Mühe, den theologischen Stand als einen in seinen Würdenträgern besonders edlen dem jungen Leser so herauszustreichen, daß derselbe mit wäss'rigem Mund ausrufen möchte: „Werde ich auch kein Herder, so will ich doch ein Pastor werden."

— * Das neue Buch von Lewes, dem Verfasser von „Goethe's Leben und Schriften", heißt „Die Physiologie des täglichen Lebens" und beginnt im December in London zu erscheinen. Es wird folgende Haupt-Abschnitte enthalten: Speise und Trank; Verdauung und Verdauungsschwäche; das Blut und seine Circulation; das Athmen und das Ersticken; über Wärme und wie man sich warm hält; Fühlen und Denken; der Verstand und das Gehirn; unsere Sinne und die Empfindung; Schlaf und Traum; über die uns von den Eltern angestammten Eigenschaften; Leben und Tod. — Herr Lewes ist erst kürzlich von einem längeren Aufenthalt in Deutschland zurückgekehrt, woselbst er mit den bedeutendsten unserer Physiologen über Plan und Ausführung seines Werkes conferirte.

— * Im Verlage von Dondorf in Frankfurt, aus welchem schon die Raphaelischen Madonnen della sedia und die „sommeil de Jésus" betitelte in meisterhaften Stichen hervorgingen, erschien jetzt auch die im Pariser Louvre befindliche und unter dem Namen „la belle jardinière" bekannte. Passavant giebt von ihr in seinem Werk über Raphael von Urbino folgende Beschreibung: „Maria, ganze Figur, sitzt auf einem Stein in einer reich mit Pflanzen und Blumen bewachsenen Wiese, daher ihr Name. Sie betrachtet mit unaussprechlicher Demuth und Grazie das links von ihr stehende Christkind, welches das eine Aermchen in der Mutter Schooß legt und voll Liebe zu ihr hinaufblickt. Der kleine Johannes kniet rechts, sich auf sein Kreuzchen stützend, das er in der Rechten hält, und betrachtet verehrend seinen göttlichen Gespielen. Das herrliche Werk ist mit viel Studium, aber meisterhaft und geistreich behandelt, von großer Schönheit in der Zeichnung und von so seelenvollem himmlisch reinem Ausdruck der verschiedenen Charaktere, daß dieses Madonnenbild als eines der schönsten zu betrachten ist."

— * Das zehnte Heft der geographischen Mittheilungen von Petermann für 1859 enthält eine Karte des französischen Gebietes am Senegal. Die jüngsten Expeditionen der Franzosen haben die Summe unserer geographischen Kenntnisse in jener Gegend Afrika's mehr als vervierfacht, und die von dem bekannten französischen Reisenden und Geographen G. Lejean angefertigte Karte enthält deßhalb eine von allen bisherigen Karten wesentlich verschiedene und detaillirte Darstellung, die zum Verständniß dortiger Ereignisse unentbehrlich ist. In dem zugehörigen Texte erörtert G. Lejean die Grundlagen der Karte und giebt eine Uebersicht der Völkerschaften am unteren Senegal. Auf einer zweiten größeren Tafel des Heftes sind 25 Porträts von Eingeborenen Ost-Afrika's zusammengestellt, nach den Daguerreotypen, welche Capitän Guillain auf seiner Expedition ausführen ließ. Wir finden hier die Typen der mohamedanischen Somali, Sawahili und anderer Küstenbewohner mit denen der heidnischen Völker vereinigt, welche ganz Ost-Afrika bis zu dem kürzlich von Burton und Speke erreichten großen See Inner-Afrika's, die Ufer dieses geheimnißvollen See's selbst, sowie die Umgebungen der berühmten Schneeberge Kilimandjaro und Kignea und das wahrscheinliche Quellgebiet des Nils bewohnen. In der Mitte des Blattes ist ein von Dr. Petermann gezeichnetes Kärtchen angebracht, welches ihre Wohnsitze angiebt, und im Text wird nach Guillain's Werk, sowie nach den Schriften der Missionare Rebmann und Krapf, namentlich auch nach des Letzteren neuestem Buch: „Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1837—1855" — das Hauptsächlichste angeführt, was man bisher über die physische Entwicklung, die Trachten, Sitten und Gebräuche dieser Völker in Erfahrung gebracht hat.

— * Hermann Masius in Halberstadt übernimmt von Neujahr an die Redaction einer bisher vom Schulrath Lauckhardt in Weimar herausgegebenen Zeitschrift, und zwar unter dem Titel: „Des Knaben Lust und Lehre. Ein Album für das Alter von 12 bis 16 Jahren."

— * Unter der Redaction von Hackländer erscheint eine neue illustrirte Zeitung „Ueber Land und Meer" bei Eduard Hallberger in Stuttgart.

— * Am 16. November hielt Berthold Auerbach in Weimar seine Vorlesung über Lessings „Nathan den Weisen", die zweite in dem von Dingelstedt eingerichteten Cyclus von Vorlesungen, deren Ertrag der Schillerstiftung zufließt. Der Vortrag Auerbachs enthielt viele geistvolle Einblicke in die edle Dichtung sowie in die Intentionen ihres berühmten Verfassers. Es wurde unter anderm hervorgehoben, wie Goethe und Schiller sich zwar etwas widerstrebend gegen das Lessing'sche Werk verhielten, aber es doch ohne Anstand in Weimar zur Aufführung brachten, was damals so viel galt als der beste Empfehlungsbrief zur Wanderung über alle deutschen Bühnen. Der großherzogliche Hof und ein zahlreiches Auditorium hatte sich auch zu dieser Vorlesung wieder eingefunden.

— * Am 20. November hielten die dramatischen Schriftsteller von Paris eine stürmische Sitzung. Die Commission des Schriftsteller-Vereins war von verschiedenen Seiten angegriffen worden, weil dieselbe den Erben Mozarts und Webers eine Tantieme von der Einnahme der Vorstellungen von Opern dieser Meister zugeschickt hatte. Die Opposition drang aber nicht durch, vielmehr lobte die Versammlung fast einstimmig das Verfahren der Commission.

— * Der bekannte französische Schriftsteller Merimée war neulich als Gast am kaiserlichen Hofe zu Compiegne. An einem Regentage, der jeden Ausflug unmöglich machte, wurde Merimée gebeten, Gespenstergeschichten zu erzählen. Sofort wurden die Vorhänge und Läden geschlossen und Lichter angesteckt. Der Verfasser der „Venus d'Ille" machte seinem Rufe Ehre. Auch der Kaiser und die Kaiserin wohnten dieser Gespensterstunde bei.

— * Nach und nach haben wir doch mehr Aeußerungen der Theilnahme und der Mitwirkung für den Ankauf des Schillerhauses zu verzeichnen. Christian Schad will den Reinertrag des Musenalmanachs, den er für 1859 herausgiebt, dieser Sache zuwenden. An mehreren Orten bereitet man musikalische Aufführungen für denselben Zweck vor. In Leipzig ist ein Aufruf zu Beiträgen erschienen. Der Erlös eines Liedes „Die Heimkehr" von H. Marggraff, welches von H. Pfeil componirt ist und in Kurzem erscheint, wird auch dem betreffenden Fonds zugewiesen werden.

— * Der Gedanke der Errichtung eines Denkmals für den Freiherrn vom Stein in seinem Geburtsorte Nassau wird festgehalten neben dem großen Denkmal, welches in Berlin stehen soll. Am 13. November hielt man in Frankfurt eine Versammlung und beschloß das Standbild als ein echt nationales auszuführen, einen neuen Ausschuß zu wählen, durch die Presse zu wirken und nach Eingang der Beiträge eine Generalversammlung zu berufen. Zum Vorsitzenden des Ausschusses wurde Heinrich von Gagern gewählt.

— * Das für Ansbach bestimmte Platen-Denkmal ist fertig und war in diesen Tagen zu München in der Erzgießerei öffentlich ausgestellt.

— * Der belgische Maler Gallait führt im Auftrage des Erzherzogs Maximilian zwei große Bilder aus, deren Vorwürfe aus der Geschichte Karls V., nämlich den Moment, wo er die Gesandten des deutschen Reiches in Barcelona empfängt, die ihm seine Wahl zum deutschen Könige anzeigen, und den Kaiser in San Juste in der Betrachtung einer Procession Mönche, die an seiner Zelle vorbeizieht. Gallait, der diesen Sommer in Stuttgart auf Bestellung der Königin von Holland ein Bildniß der Kronprinzessin gemalt, hat jetzt eine Delila, ihr Opfer, den Simson, verspottend, auf der Staffelei.

— * Die Zeitungen melden das plötzliche traurige Ende der Frau Johanna Kinkel, welche seit Jahren mit ihrem Manne Gottfried Kinkel das Exil in London theilte. Die sehr excentrische, aber hochbegabte Frau, welche als Schriftstellerin und auf dem Gebiete der Liedercomposition vielfach thätig war, endete am 15. November durch einen Sturz aus dem Fenster auf das Pflaster. Die Todtenschau erkannte auf Tod durch unglücklichen Zufall, und man nimmt an, daß sie in der Beängstigung eines Blutandranges nach dem Herzen das Fenster geöffnet, die Besinnung verloren habe und hinabgestürzt sei. Sie lebte mit ihrem Manne und vier Kindern in den besten häuslichen und in ganz guten pekuniären Verhältnissen, da beide Gatten durch Unterrichts-Ertheilung reichliches Einkommen hatten. Am 20. wurde sie auf dem Friedhofe zu Woking bei London beigesetzt. Gottfried Kinkel hielt selbst die Grabrede und gedachte in tiefer Bewegung der Sehnsucht der Heimgegangenen nach Deutschland. Ferdinand Freiligrath legte ihr zu Häupten einen Lorbeerkranz und auf die Brust einen Lorbeerstrauß.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ℔ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 5.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ℔ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 49. Bremen, 5. December. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Die ältere dramatische Poesie der Deutschen*).

Von J. W. Schaefer.

Eine dramatische Poesie hatte sich in den Jahrhunderten, welche die Reformation vorbereiteten, noch nicht ausbilden können; das ganze Mittelalter hatte, streng genommen, kein Drama. Was darauf Bezug hat, gehört mehr in die Geschichte des gottesdienstlichen Cultus und der Sitte, als in die der Poesie. Immerhin sind es die Anfänge scenischer Darstellungen, an denen sich am Schluß des Mittelalters das Volk lebhaft betheiligte. Würde man weiter zurück gehen und auch die ersten Spuren von Schauspielkunst dahin rechnen, so könnte man deren schon in den ersten Jahrhunderten nachweisen, indem das Volk einen Possenreißer, der es durch Pantomimen und Verkleidungen belustigte, nie entbehren konnte. Wir wissen z. B., daß zur Zeit Karls des Großen den fahrenden Lustigmachern bei Leibesstrafe verboten war, ein Priester- oder Mönchskleid anzulegen, daß im zehnten Jahrhundert Mönche in Flandern die Sage vom Wolf und Fuchs pantomimisch darstellten. Im Parcival ist die Rede von der bunten Tracht der Lustigmacher. Dies alles hat jedoch mit dem eigentlichen Drama wenig oder gar nichts zu schaffen und beweist nur, daß im Menschen der Trieb liegt, das Leben nachzuahmen und am Bilde sich zu erfreuen. Näher steht dem Drama die mit der Zeit der Kreuzzüge allgemeiner werdende Sitte, beim Gottesdienste an hohen Festen dem Volke die in der Bibel erzählte Handlung durch dramatischen Vortrag zu größerer Anschaulichkeit zu bringen.

In der kirchlichen Liturgie liegt etwas Dramatisches. Am stärksten tritt dies in der Passionsgeschichte hervor, wo die evangelische Geschichte mehrere Personen redend einführt. Bei Vertheilung des Textes an mehrere Priester entstand eine dramatische Abwechselung, indem einer den zwischen den einzelnen Reden stehenden erzählenden Text las. Solch ein feierlicher Vortrag von dem Leiden und der Auferstehung des Herrn fand am Charfreitag und in der Osternacht in der Kirche statt. Bildliche Darstellung der Kreuzigung, Grablegung und Auferstehung ward häufig zu Hülfe genommen. Diese Darstellungen nannte man in Italien Mysterien, vielleicht mit einer Nebenbeziehung auf das Wort Ministerien oder gottesdienstliche Handlungen; das deutsche Volk nannte sie kurzweg Spiele.

Bald fanden die Geistlichen an ihren Aufführungen solches Wohlgefallen, daß sie den Text für den dramatischen Vortrag freier zu bearbeiten anfingen. Sie traten nach und nach aus dem neutestamentlichen Gebiete heraus und gestalteten auch Erzählungen des alten Testaments und Legenden dramatisch um. Lange Zeit hielt man sich an die lateinische Sprache. Doch dem Volke zu Liebe ließ man allmählich sich so weit herab, deutsche Zwischenspiele einzuschalten. Um 1300 wurden die Stücke ganz deutsch.

Weil überall die scenischen Darstellungen der heiligen Geschichte sich von ihrem kirchlichen Zwecke mehr und mehr entfernten, so eiferten Päpste und Kirchenversammlungen wiederholt dagegen; aber das Volk ließ sie sich nicht wieder nehmen; sie wurden nur noch immer ausgelassener. Die Laien betheiligten sich mehr und mehr bei den öffentlichen Aufführungen und liebten es besonders, in Teufelsverkleidung einen großen Chor zu bilden. Die Kirche ward für ein so massenhaftes Schaugepränge zu klein; man spielte daher auf dem Kirchhofe oder den öffentlichen Plätzen der Stadt. Schon im vierzehnten Jahrhundert nahmen diese Spiele oft mehrere Tage hinter einander hin, und 2—300 Personen waren dabei beschäftigt. Die Aufführung geschah auf einem großen Gerüst, das drei Abtheilungen übereinander hatte, Hölle, Himmel und mitten zwischen diesen die Erde. Auf Leitern stiegen die mitspielenden Personen, je nachdem es die Handlung erforderte, von der einen Bühne zur andern.

So viel Zeugnisse auch von Zeitgenossen über die Aufführung solcher geistlichen Stücke aufbewahrt sind, so daß man annehmen muß, es seien dergleichen, zumal der Oster- und Passionsspiele, sogar auf den Dörfern sehr gewöhnlich gespielt worden, so haben sich doch bisher nur sehr wenige vollständige Texte derselben auffinden lassen. Auch mochte es des Aufschreibens nicht sehr bedürfen. Nur die ausgeführteren Partieen wurden vollständig aufgeschrieben; sonst bezeichnete man nur den Gang des Stücks und die Anfänge der durch Tradition feststehenden Reden. Eines der ältesten ist das Mysterium von den klugen und thörichten Jungfrauen, in welchem die säumigen Jungfrauen trotz den Fürbitten der Maria und der Heiligen zu ewiger Höllenpein verdammt werden. Die Aufführung dieses Stücks zu Eisenach im Jahre 1322 erhielt eine besondere Bedeutung dadurch, daß der Markgraf Friedrich der Freudige davon so tief erschüttert ward, daß er in Schwermuth sank, zu der sich Schlaganfälle gesellten; er stand vom Siechbette nicht wieder auf. In den späteren Spielen mischt sich mehr und mehr das Komische bei, das vornehmlich durch die Teufelsrollen vertreten wird. In dem uns erhaltenen Osterspiele aus dem 15. Jahrhundert ist der Uebergang zur Volkskomödie schon vollendet. Pilatus und Kaiphas erscheinen mit großem Gefolge; Soldaten und Juden kommen in Handgemenge; in der Hölle sind eine Menge Teufel mit Seelen der Verdammten, welche Christus nach seiner Auferstehung daraus befreit. Dieser Ausgelassenheit der Mysterien machte der religiöse Ernst der Reformationszeit ein Ende. Eine Abart derselben hat sich hin und wieder in katholischen Ländern des südlichen Deutschlands durch Tradition erhalten.

Eine noch weit größere Anlage zur Volkskomödie hatten die Fastnachtsspiele, welche seit 1400 in den größeren Städten beliebt wurden. Sie gingen aus der Carnevalslust hervor, welche in der Verletzung des Herkömmlichen, der Umkehr der gewöhnlichen Verhältnisse bestand und daher einen Humor des Lebens in sich trug, welcher der Keim zur eigentlichen Komödie sein konnte.

*) Aus J. W. Schaefer's neuer Bearbeitung von Chr. Oeser's Geschichte der deutschen Poesie, welche im nächsten Jahre im Verlage von Friedrich Brandstetter in Leipzig erscheinen wird.

Nürnberg war der Hauptsitz des deutschen Carnevals und daher auch des Fastnachtsspiels. Mit geringen Ausnahmen haben die auf uns gekommenen Fastnachtsspiele Nürnberger Verfasser. Es sind dramatisirte, d. h. in Dialog gekleidete Schwänke. An Verwickelung und Intrigue ist nicht zu denken. Die bekanntesten Nürnberger Schwankdichter um die Mitte des 15. Jahrhunderts, Hans Rosenblut und Hans Folz, sind zugleich die fruchtbarsten Verfasser von Fastnachtsspielen. Unter diesen sind die von Folz so geistlos und roh, daß sie kaum eine Ahnung von dramatischer Behandlung verrathen. Dies ist jedoch schon der Fall bei Hans Sachs, dessen Fastnachtsspiele, z. B. vom Narrenschneiden, vom Teufel, der ein altes Weib zur Ehe nahm, vom Weib im Brunnen, von demselben Humor eingegeben sind, der seine Schwänke belebt. In seinen sogenannten Tragödien und Komödien — er schied diese Benennungen nur, je nachdem der Ausgang mehr oder minder traurig war — geht er über die ihm gezogenen Grenzen hinaus und versucht sich an den bedeutenderen Stoffen der Mythe und Geschichte, für die ihm der rechte Sinn und der richtige Maßstab mangelte. Seine Nachfolger reichten jedoch nicht über ihn hinaus, und selbst der gelehrte Jacob Ayrer, kaiserlicher Notar und Gerichtsprocurator in Nürnberg, der gegen 1600 dichtete, lehnt sich nur an ihn an und steht ihm an Feinheit des Witzes bedeutend nach.

Außer diesen beiden dem Mittelalter entstammten Gattungen der dramatischen Poesie entstand kurz vor der Reformation noch eine dritte, welche man die Schulkomödie nennen kann. Als mit der Wiederbelebung des Studiums der alten Sprachen die Lustspiele der römischen Dichter Plautus und Terentius in Aufnahme kamen, ahmten die gelehrten Latinisten, unter ihnen Reuchlin und Konrad Celtes, die elegante Sprache, gleich wie die Prosa eines Cicero und die Verse der römischen Elegiker, mit großem Eifer nach und fanden unter den Gelehrten viele Nachfolger. Studenten und Schüler brachten solche Stücke zur Aufführung, selbst die Fürsten sahen häufig den Vorstellungen zu. Es konnte nicht lange ausbleiben, daß man die lateinischen Komödien ins Deutsche übersetzte, damit die der alten Sprache unkundigen Bürger an den öffentlichen Aufführungen Theil nehmen könnten. Aus der Vergleichung solcher Uebersetzungen mit dem lateinischen Original sieht man am besten, wie weit noch die Ausbildung der deutschen Dichtersprache hinter der eleganten lateinischen Form, die man auf gelehrtem Wege angelernt hatte, zurückstand.

Die Stücke waren meistens von Predigern und Lehrern an den Schulen abgefaßt. Vorzugsweise wurden biblische Erzählungen zu den dramatischen Bearbeitungen gewählt, so daß die Schulkomödien an die Stelle der Mysterien traten. Auch in ihnen zeigt sich ein ähnlicher Uebergang von dem einfachen Zuschnitt der älteren Stücke zu immer größerem Schaugepränge. Der Saul des Matthias Holzwart z. B. ward um 1600 zu Gabel in Böhmen von 100 redenden und 500 stummen Personen aufgeführt. Mehrere dieser Stücke zogen auch die Bewegungen der Reformationszeit in den Kreis dramatischer Darstellung. Martin Rinckhart, der bekannte Verfasser des Kirchenliedes „Nun danket Alle Gott“, welcher im Beginn des folgenden Jahrhunderts dichtete, verfaßte zu Luther's Verherrlichung das Drama der eislebische christliche Ritter und einen Thomas Müntzer, der mit einem Ballet von Priestern, Luther an der Spitze, schließt. Ueberhaupt erkennt man das Band, das die Gelehrtenpoesie mit dem Volksmäßigen verbindet, noch darin, daß das komische Element selbst in den religiösen Stücken nicht ausgeschlossen wird; komische Scenen im Ton der Fastnachtsspiele sind häufig selbst den biblischen Darstellungen angehängt. Ebenso wenig fand bei den Aufführungen eine Absonderung statt. Aus Gelehrten und gewerbtreibenden Bürgern bildeten sich Vereine für die öffentliche Aufführung, und selbst Theologen hielten es für vereinbar mit ihrer Würde. Damals fiel es der protestantischen Geistlichkeit noch nicht ein, gegen das Schauspiel zu eifern; an hohen Kirchenfesten schien vielmehr die Aufführung eines Stücks von biblischem Inhalt die Andacht des Volks nur zu erhöhen. Gegen 1600 wurde auch das deutsche Drama, gleich wie früher das lateinische, zur Verschönerung der Hoffeste gebraucht. Nicolaus Roth führte, um nur ein Beispiel zu erwähnen, das Stück von dem Grafen von Gleichen 1591 zur Hochzeit des Herzogs Friedrich Wilhelm von Sachsen auf.

In demselben Maße, als die Schaulust und die allgemeine Theilnahme stieg, verlangte man auch außer dem größeren Pomp einen anziehenderen Inhalt. Daher ist es erklärlich, daß die sogenannten „Englischen Komödianten“, welche seit 1590 die meisten Theile Deutschlands durchzogen, überall mit dem größten Beifall aufgenommen wurden. Es kann wohl nicht mehr bezweifelt werden, daß sie anfangs ihre Stücke in englischer Sprache aufführten. Durch eine kurze Exposition der Handlung und durch die gewandte Darstellung selbst mußte dem Verständniß für die der Sprache unkundigen Zuschauer nachgeholfen werden. Ein Theil ihrer Stücke erschien seit 1620 in deutschen, größtentheils schlechten Uebersetzungen. In manchen dieser Stücke wird man an die hohe Ausbildung erinnert, welche die englische Bühne zur Zeit der Königin Elisabeth erreicht hatte; einige ihrer Sujets findet man bei Shakspere wieder. Die Rückwirkung auf die deutsche Bühne blieb nicht aus, zumal da die deutschen Fürsten die englischen Komödianten sehr begünstigten. Erst jetzt lernte man einsehen, worauf es bei der dramatischen Darstellung vornehmlich ankomme. Aus dem einförmigen, schleppenden Gang der deutschen Schulkomödien wird man in eine lebenvollere Welt versetzt. Rasch wechselt die Handlung, Ernst und Scherz lösen sich ab; der Narr oder Pickelhering, später „Hanswurst“ genannt, ein Wort, das schon Luther kennt, erhält eine Hauptrolle und wird stehende Person in der Komödie. In den seit 1600 erschienenen Stücken bemerkt man die Veränderung des Geschmacks. Selbst der Nürnberger Ayrer verläßt die Manier des Hans Sachs und verfaßt Stücke in „englischer Manier.“ Zwei seiner Komödien sind nach denselben englischen Stücken bearbeitet, welche Shakspere in seinem „Sturm“ und „Viel Lärmen um nichts“ benutzte. Herzog Heinrich Julius von Braunschweig, wegen seiner Gelehrsamkeit gefeiert und mehr noch wegen seines hochstrebenden Geistes einer der achtungswerthesten Fürsten seiner Zeit, gründete eine Art Hoftheater und schrieb mehrere Lustspiele, bei denen englische Bühnenstücke zum Muster dienten. Georg Mauricius, ein durch theologische Gelehrsamkeit berühmter Professor zu Wittenberg, später zu Nürnberg, fühlte sich noch in seinem Alter zur Abfassung von Komödien ähnlicher Art angeregt, unter denen sich auch die Behandlung eines romantischen Stoffs, die Komödie vom Grafen Walther und Griseldis, findet. Diese drei Namen sind zugleich ein Beweis, daß Fürsten, Gelehrte und Volksdichter noch auf einem und demselben Wege zusammengingen, und dieser Weg war der einzige, auf welchem wir unter günstigeren äußeren Verhältnissen zu einem nationalen Drama hätten gelangen mögen. Denn wie viel auch producirt worden war, es waren doch nur die ersten Schritte; die höheren Anforderungen, die man an die dramatische Dichtung zu stellen hat, waren noch unbefriedigt geblieben. Dazu waren Sprache und Verskunst in allen diesen Versuchen in einem verwahrlosten Zustande. Der Sinn für Wohlklang und Versmessung war völlig verloren gegangen. Zwar hatte schon im Jahre 1535 Paul Rebhun, Rector zu Zwickau in Sachsen, in seinen Dramen Susanna und Hochzeit zu Kana eine regelmäßige Sylbenmessung nach Längen und Kürzen mit Unterscheidung jambischer und trochäischer Verse versucht und zu den Chören Odenstrophen in mannichfachen Rhythmen angewandt; allein sein Beispiel war ohne Nachfolge geblieben, und erst ein Jahrhundert nach ihm ward, was er gewollt, von Anderen glücklich durchgeführt.

---

* Das Oratorium und seine Aufgabe.

(Aus einem Briefe an die Redaction des Sonntagsblattes.)

Von Karl Reinthaler.

Man hat in neuerer Zeit wohl die Meinung ausgesprochen, daß das Oratorium eine Kunstform sei, welche ihrem Wesen nach der Vergangenheit angehöre, die aber mit den modernen Anschauungen von der Tonkunst und ihrem Verhältniß zu den bewegenden Ideen der Menschheit nicht mehr im Einklang stehe. Man hat Mendelssohn den Vorwurf gemacht, daß er in seinem Paulus einen Gesichtskreis wieder erweckt habe, dem er selbst persönlich fremd gewesen, der in unserem Jahrhundert nur noch von Wenigen mit voller Wahrheit der Empfindung verstanden werden könne; man hat endlich den lebenden Musikern überhaupt die Kraft abgesprochen, wahrhaft religiöse Musik zu componiren.

Ein naiver Kritiker behauptete noch vor Kurzem etwa so: es sei nicht denkbar, daß ein vernünftiger Mensch noch Glauben haben könne, folglich könne er ihn auch nicht künstlerisch ausdrücken, mithin sei ein musikalisches Werk, welches diese Seiten des Herzens berühre, eine Art von Lüge ꝛc. Das sollte nun wohl richtiger heißen: „Weil ich (der Kritiker) weder selbst den religiösen Sinn habe noch fähig bin, mich mit Phantasie in die Gefühlsweise Anderer hineinzuversetzen, so existirt dieser Sinn überhaupt nicht mehr, er ist nur in Kunstwerken niedergelegt, die vergangenen Zeiten angehören, an die ich glaube, weil alle an ihren Werth glauben." — Derselbe Kunstkenner würde wahrscheinlich dieselben Werke, kämen sie ihm unter anderen Namen vor, und hörte er sie zum ersten Male, auch für todtgeborne Machwerke erklären.

Es widerlegt sich dieser Vorwurf in jedem Fall für den, welcher weiß, daß es die Sache des Dichters ist, nicht nur die eignen Lebensanschauungen, sondern den Kreis des Lebens überhaupt künstlerisch wiederzugeben, daß man es grade als dramatisches Talent bezeichnet, sich mit Wahrheit des Ausdrucks in die Gefühle Anderer hineinzuversetzen. Außerdem ist es kaum etwas Anderes als Uebermuth oder Beschränktheit, Angesichts der gesammten christlichen Kirche und der frommen Empfindungen Tausender von einem Standpunkt außerhalb des christlichen Bewußtseins, der heute grade so existirt wie zu Händel's und Bach's Zeit, die Wahrheit und Wärme religiösen Gefühls überhaupt zu leugnen.

Mir scheint die Frage nach der Lebensfähigkeit des Oratoriums einen anderen Schwerpunkt zu haben, ja, ich glaube, daß dieser Schwerpunkt schon zu Händel's Zeit ebenso bestimmt existirt hat, als er heutzutage der Form des Oratoriums Bedeutung, Frische und Reiz verleiht.

Es ist die Idee des nationalen Bewußtseins. Das Volksbewußtsein findet im musikalischen Chor einen Vertreter, wie ihn die dramatische Dichtkunst vergebens sucht. Sprechen können gleichzeitig nicht mehrere Personen, ohne unverständlich zu werden oder durch die Monotonie gleichmäßigen Declamirens unnatürlich zu erscheinen; alle derartigen Versuche sind aufgegeben. Erst der Gesang in seiner polyphonen Entfaltung vermag es, gleichzeitig die Empfindung vieler, und zwar nach den menschlichen Individualitäten schattirt, wieder zu geben; und zwar giebt er nicht nur den Gedanken selbst, wie ihn die Rede bestimmt bezeichnet, sondern er giebt seine Entstehung aus den Tiefen des Gemüthes, sein Wachsthum, die verschiedenen mehr oder minder glänzenden Färbungen, die er im Jüngling, im Mann, in dem Weibe erfährt, sein Anschwellen über die Masse des Volkes bis zur gemeinsamen That hin. Nicht nur was wir im öffentlichen Leben mit Augen sehen, sondern was die Herzen vorher schon bewegt, was anfangs dunkler in den Seelen schlummert, bis es mächtiger und klarer hervordringt, alle die verborgenen Wege, die in den Einzelnen die Ideen nehmen, bis sie zur Herrschaft kommen, — das vermag polyphoner, d. h. in Wahrheit dramatischer Chorgesang, unterstützt durch die ahnungsreichen Klänge der Orchesterwelt, auszusprechen und im gebildeten Hörer wieder zu erwecken.

In der Oper ist dazu nicht Zeit, da sieht man nur den dramatischen Ausbruch, nur einzelne Momente können zur Darstellung kommen, der Chor dagegen in seiner geistigen Erscheinung vermag die Sache selbst auszudrücken und eine Welt von Empfindungen zu erschließen, die sich dem gleichzeitigen Ausdruck durch Worte entziehen und nur historisch geschildert werden können.

Was eine Verkennung der reinen Instrumentalmusik, d. h. die sogenannte Programmmusik, vergebens erstrebt, die Darstellung von Ideen außerhalb der Musik selbst durch Töne, das leistet der Chor, er giebt das klare Wort, aber er giebt mehr als das Wort.

Diese Eigenthümlichkeit des musikalischen Chors führt direct dazu, mit seiner Hülfe ein musikalisches Drama vor das geistige Auge treten zu lassen, dessen Träger das Volk selbst ist, und von dessen breiter Basis sich das Handeln der hervorragenden Persönlichkeit in anderer Weise als in der Oper abhebt.

Diese Idee hat von Anfang an den Tondichtern vorgeschwebt, als man anfing, das Recitiren der heiligen Geschichte dramatisch zu beleben; es war ein kleiner Schritt von der Schilderung der Juden, die den Herrn kreuzigen, aus der Zeit des Allegri und Carissimi, der Deutschen vor Bach bis zu dem Gedanken: das Oratorium von dem kirchlichen Boden zu lösen, wie ihn der große Händel zuerst und am glänzendsten durchgeführt hat. Was anders ist der Judas Makkabäus als die Darstellung eines großen Freiheitskampfes, was anders der Samson als die Errettung des Volkes durch den freiwilligen Tod des Helden, was anders der Jephta als ebenfalls die Freiheitsidee verbunden mit dem Geschick, welches durch Mißachtung der eignen Pflicht und Mißverstand der göttlichen Hülfe heraufbeschworen wird? Da im Leben des Volks aber die Ideen der Religion, der Sittlichkeit und der Freiheit die maßgebenden sind, so wird in dieser Gattung von Drama das religiöse Moment immer die Hauptstelle einnehmen, und dies hat die Gewohnheit veranlaßt nicht nur dem religiösen Oratorium, d. h. den episch-declamatorischen Cantaten und Passionen, sondern auch dem dramatischen Oratorium eine Stelle in der Kirche offen zu halten.

Es kommt noch Eins hinzu. Die Stoffe zu dramatischen Oratorien werden großentheils der jüdischen Geschichte entnommen, weil die Schilderung des Volkes, wie sie die Bibel darstellt, in ihrer urkräftigen gemüthsreichen Sprache, in ihrer lapidaren Schärfe so außerordentlich für Musik geeignet ist, weil ferner in keiner andern Geschichte das Volk so als Ganzes aufgefaßt erscheint, weil nur dort seine Leiden, seine Befreiung, sein Abfall von der belebenden Idee (d. h. dem Herrn), seine Wiederermannung nicht in einzelnen aus einander fallenden Bildern, sondern in großen Massen geschildert werden, weil zuletzt der Glaube jenes Volks dem unsrigen am nächsten verwandt ist, und so seine Gefühlsweise die unsrige am kräftigsten anregt.

Grade aber jenes Zurückgehen auf den letzten sittlichen Kern, wie die Bibel es thut, bringt eine Allgemeinheit der Vorstellung mit sich, die der Hörer mit leichter Mühe auf näher liegende Dinge übertragen kann. Er soll hier nicht nur das Volk der Juden sehen, die sich vor 3000 Jahren mit heidnischen Bergvölkern herumschlugen, sondern soll ein Volk überhaupt in verhängnißvollen Situationen erblicken, die sich in der Weltgeschichte bald groß, bald klein wiederholen und oft in so erschreckender Nähe auftreten, daß sie sich einer künstlerischen Behandlung ganz entziehen.

Wer wird bei Händels Judas Makkabäus nicht unwillkürlich an die Erhebung unseres Vaterlandes vor vierzig Jahren erinnert? Ein geistreicher Mann in nächster Nähe, der keine politische Rede halten wollte, deutete mit feinem Doppelsinn Spohr's Oratorium „Der Fall Babylons" auf ganz andere Verhältnisse, und auch der Schreiber dieser Zeilen gesteht offen, daß ihn das Schicksal der Juden als solcher wenig anregen würde, sähe er nicht in jener Geschichte, soweit

sie die Allgemeinheit betrifft, das Bild von Tagen, die nicht ferne sind. Möge der Hörer eines Oratoriums nur jenen freien Sinn mitbringen, möge er deuten und nicht an der Phraseologie hangen; sie ist in vielen Fällen kaum mehr als das Motto.

Aus dem Verhältniß des Gedankens zu seiner dramatisch-musikalischen Ausbildung geben für den Componisten von Oratorien eigenthümliche Aufgaben hervor, die mit der Entwickelung und dem Gegenübertreten der Themata in einem symphonischen Satze manch Verwandtes haben. Er kann, wenn er im Stande ist, das schablonenmäßige Ausarbeiten fugirter Sätze zu überwinden und an deren Stelle wirklich frei sich entwickelnde Tongebilde von organischem Bau zu stellen, noch viel Interessantes und Gutes schaffen, ohne zum bloßen Nachahmer der Vergangenheit herabzusinken. Spohr in seiner Weise, namentlich Mendelssohn in seinem Elias sind hier vorangegangen, und manche Andere, z. B. Hiller, mit großem Glück ihnen gefolgt. Es ist hier eine ähnliche Freiheit und Schönheit der Form zu erringen wie in der Symphonie und wie in Mozarts Opernfinalen. Denn auf der Höhe der Kunst nähern sich die Stile bis zu jenem Ziele hin, wo mit vollendeter Formenschönheit die letzte Wahrheit und Tiefe des Ausdrucks verbunden ist, wo Inhalt und Form vollkommen sich durchdringen, unendlich verschieden von jenem sclavischen Anschmiegen der Musik an die bloßen Worte und den Versgang des Dichters, wie sie eine gewisse Schule anpreist.

* * *

Die obigen Betrachtungen wurden niedergeschrieben in Folge eines Gespräches, welches der Componist des Oratoriums „Jephta und seine Tochter“ aus Anlaß der bevorstehenden Aufführung desselben in Bremen mit dem Redacteur d. Bl. hatte. Am 7. Decbr. wird Herr Musikdirector Reinthaler die Kreise, in denen er sich seit einem halben Jahre bewegt, mit jenem Oratorium, das er bereits an vielen Orten mit großem Erfolge dirigirte, bekannt machen, und zwar durch eine Aufführung, die sehr sorgfältig vorbereitet wurde und sowohl durch starke Chöre wie durch treffliche Besetzung der Solopartieen sich hervorthun wird. Das Werk ist im Jahre 1855 zuerst in Köln zu Gehör gebracht worden und hat von dort aus einen so raschen Lauf gemacht und so viele Städte gewonnen, wie es heutzutage selten einer Composition von solchem Umfange vergönnt ist. Unter diesen Städten sind zu nennen Leipzig, Elberfeld, Aachen, Bonn, Düsseldorf, Erfurt, Hamburg, Altona; besonders hervorzuheben ist Hamburg, wo eine doppelte Aufführung in Kirche und Saal stattfand, während auch zu Erfurt eine zweite der ersten folgen mußte. In London hatte der Componist das Glück, sein Werk ausgezeichnet wiedergegeben zu sehen mit Clara Novello an der Spitz der Solostimmen. Kurz vor seiner Uebersiedelung nach Bremen war Reinthaler in Amsterdam, wo im vorigen Winter „Jephta“ eine nicht minder gute Aufnahme fand.

Wenn wir nun die in Bremen bevorstehende Aufführung durch den Abdruck der hier folgenden Skizze, welche Professor Bischoff in Köln dem Oratorium mit auf den Weg gab, einleiten, so werden wir nicht bloß den nächsten Lesern das Verständniß erleichtern, sondern auch bei der Beschaffenheit dieser Skizze den entfernteren Freunden unseres Blattes einen ihnen willkommenen Einblick in das Werk Reinthalers und das Verhältniß zu seinen Vorgängern eröffnen.

„Nach einer kurzen Instrumental-Einleitung führt uns der Chor in die Situation ein. Das Volk schmachtet in Knechtschaft, es erhebt den Schrei nach Rettung: „Stehe auf, Herr! — sie zertreten Dein Volk, warum verstößest Du uns und lässest uns zu Schanden werden?“ — Der Prophet verkündet die Antwort Gottes, das Volk fühlt das Gewicht seiner Worte; es ruft: „Herr, wir haben gesündigt; denn wir haben unsern Gott verlassen;“ aber in einem Wechselgesange zwischen Prophet und Volk kehrt die Hoffnung, den Kampf nach sittlicher Kräftigung wieder aufzunehmen, zurück; sie beginnt mit demüthiger Bitte und steigert sich in einer reich ausgeführten Fuge zum lebendigen Ausdruck des Muthes und des Vertrauens auf Gottes Hülfe.

„Erst jetzt, in Nr. 5 der musikalischen Abschnitte, führt uns der Componist zu den Personen, deren Schicksal in den Kampf verflochten wird. Jephta ist in der Verbannung; seine einzige Tochter ist eine jener liederreichen und durch Charakter ausgezeichneten Naturen, die uns im israelitischen Volke öfter begegnen, wie Mirjam, die Schwester Moses, Deborah u. A. Fern von dem Vaterlande, bleibt sie in geistigem Zusammenhange mit ihm, singt dem Gott ihrer Väter und hofft auf eine Wendung des Geschickes. Den verbannten Jephta erinnert der Gesang der Tochter an seine Leiden; er schildert den Haß seiner Brüder (Nr. 6), die ihn in die Wüste getrieben, so daß er ein Fremdling unter den Heiden lebe. Aber die Tochter wagt, den bitteren Groll zu bannen, auf daß der Held sein Herz wieder zu seinem Volke neige. Die Aeltesten der Kinder Israel erscheinen, ihn aus der Verbannung zurück zu rufen; nach einigem Widerstreben und wiederholten Vorwürfen sagt Jephta seine Hülfe zu und tritt als Richter (Dictator) an die Spitze des Heers.

„Im folgenden (letzten) Abschnitte des ersten Theils sucht der Componist, den Prinzipien des Oratoriums gemäß, welches die Lage nicht individualisiren, sondern den sittlichen Inhalt derselben hervorheben soll, einen von jenen Völkerkämpfen darzustellen, welche zu verschiedenen Zeiten zwischen Gewalt und Recht geführt worden sind. Die Feinde ziehen heran; an der Gewalt ihres wilden Sanges (9) fühlt man, daß der Sieg schwere Opfer fordern wird. Schon sind Viele gefallen; die Tapfersten durchwandern das Lager der Israeliten und sprechen ihnen Muth und Trost ein (Nr. 10). Die Nacht deckt Alles; so wie der Morgen graut, ruft Jephta zum Kampfe. Ein Doppelchor der Heiden und Israeliten versinnlicht uns das Hin- und Herwogen der Schlacht. Das Glück schwankt und neigt sich auf die Seite der Heiden, im Heere Israels erschallt sogar der Ruf der Flucht; da thut Jephta das Gelübde, das Erste, was ihm aus der Thür seines Hauses entgegen treten werde, dem Herrn zum Opfer zu bringen. Seinem Rufe antwortet die Stimme des Herrn im Donner, der die Feinde schreckt; die flüchtigen Schaaren stehen und sammeln sich mit dem Rufe: „Auf, Heer des Herrn!“ und unter dem Brausen des Wetters stürzen sie sich zum Siege auf den Feind.

„Im zweiten Theile finden wir die Daheimgebliebene in banger Erwartung auf den Ausgang des Kampfes. Mirjam, die tragische Verknüpfung ihres eigenen Geschicks mit dem Loos des Vaterlandes ahnend, tröstet sich mit den Worten des Psalmes: „Was betrübst du dich, meine Seele! Harre auf Gott, ich werde ihm noch danken, daß er uns hilft“ und „ob ich schon wanderte im finstern Thale, fürchte ich doch kein Unglück.“ (13) Da überrascht sie die frohe Nachricht des Sieges, und sie fordert auf, „mit Harfen und Psalter dem Herrn entgegenzuziehen.“ (14) Aus der Ferne ertönen die frohen Lieder der heimkehrenden Krieger, ihnen entgegen singen die Jungfrauen, bis beide Chöre zu gemeinsamer Siegeshymne sich vereinigen. Mirjam tritt mit der Harfe vor, ihren Vater zu begrüßen, und wie die Schwester Mose einst gethan, beginnt sie den Lobgesang auf die wunderbare Führung Gottes, „der mit Barmherzigkeit sein Volk erlöset und durch die Stärke seiner Macht zu seiner heiligen Wohnung hinführt.“ (16) Doch kaum ist ihr hohes Lied erklungen, da sinkt der Vater unter der Last jenes Schmerzes zusammen, er stößt die klagenden Worte aus: „Ach meine Tochter, wie beugest du mich und betrübst mich“, und unter Ausbrüchen des Jammers und der Verzweiflung enthüllt er das furchtbare Gelübde, das er im Kampfe gethan. Der Chor sieht den gewaltigen Mann von einer höhern Macht gefaßt, und während die leidenschaftliche Klage des Helden noch ertönt, erkennt er die richtende Hand Gottes, „der den Fürsten den Muth nimmt, und erschrecklich ist unter den Königen auf Erden.“ (17) Allein Mirjam behält die Klarheit der Seele; in der festen Ueberzeugung, daß ihr Opfertod die Bedingung des Sieges war, ermahnt sie den Vater zur Erfüllung dessen, was er gelobt, und

bittet nur „um zwei Monde, um noch einmal auf die Berge zu gehen und mit ihren Gespielen ihre Jugend zu beweinen." (18.) Dorthin folgen wir ihnen. Vom Gebirge her erklingen noch Lieder des Frühlings und der Freude, „der Lenz ist herbeigekommen, die Blumen blühen auf im Thale"; sie werden von den Klagen der Mädchen unterbrochen, die sich vom sanften Trauerton bis zum wilden Weheruf steigern; nur Mirjam bleibt sich treu. „Was weinet ihr so sehr", tröstet sie die Freundinnen, „ob auch die Schatten des Todes mich umfangen werden, ich bin des Herren Magd, und der Tod der Gerechten ist werth gehalten von ihm." Die andern aber wollen sich nicht trösten lassen, wie auch die Sage von ihnen erzählt, daß sie noch später hingingen vier Tage des Jahres ihre Klaggesänge zu erneuern. (19.) Die leidenschaftlichen Trauerscenen erhalten einen Abschluß durch den Chor, der sich vom Wechsel irdischen Geschicks zu dem, was ewig ist, erhebt: „Gott, du bist mein Gott, deine Güte ist besser denn Leben." (20.)

„Bis hieher führt die biblische Erzählung, die dunkle Andeutung des Ausganges, welche die verschiedenartigsten Erklärungen erfahren hat, gab dem Componist Veranlassung zu freier dichterischer Behandlung. In den Kriegern, die mit Jephta zum Streit auszogen, und welche nur die Noth unter seinen Oberbefehl vereinigen mochte, erwacht die alte Eifersucht gegen seine Macht. An ihre Spitze tritt ein Jüngling, den neben dem Eifer für das Gesetz auch menschliche Regung für das Mädchen leitet, „die unter den Töchtern Israels hervortrat herrlich wie die Sonne und schön, wie die Morgenröthe", und sie verabreden sich, Jephta zu stürzen. (21) Jephta dagegen erkennt die Vermessenheit jenes unseligen Gelübdes, die Folge seines stolzen Sinnes, der unbewegt von der Noth des Vaterlandes nur dann zur Hülfe sich veranlaßt sah, als sie Ehre und Herrschaft ihm einbrachte, er beugt sich in Demuth und hofft „in der Nacht, die um ihn ist", von oben Erleuchtung und Rettung. (22) So kommt der Tag der Entscheidung heran, man vereinigt sich zum Gebet, während die Jungfrauen zurückkehren, Mirjam an ihrer Spitze, und sie unter Klagen von einander Abschied nehmen. Da bricht die Schaar der Empörer herein, und es entsteht ein wildes Getümmel. (23) Bald jedoch verstummt die menschliche Leidenschaft vor dem Donner des Herrn, der sich vernehmen läßt. „Seine Stimme ergehet mit Brausen, Dampf fähret auf von seinem Odem, und zehrendes Feuer von seinem Munde, die Erde bebet und wird bewegt, der Berge Festen regen sich." (24) Mit diesen Worten begleitet der Chor in angstvollem Zagen eine jener Bewegungen der Natur, in denen die Menschen des Herrn Stimmen zu vernehmen glauben, und deren erschütternde Gewalt die Gemüther empfänglicher für die sittlichen Wahrheiten macht; noch unter dem Toben des Sturmes verkündigt der Prophet die göttliche Entscheidung: „Wer sind, die so fehlen in der Weisheit, und reden so mit Unverstand! Jephta, lege deine Hand nicht an die Tochter, heilige sie dem Herrn." Das Wetter ist vorüber, ihm folgt die Stille der Natur, in welcher einst „die Herrlichkeit Gottes vorüberzog." Jephta, und mit ihm alles Volk neigt sich zur Erde und betet an. Mirjam aber, einem Gott geweihten Leben zurückgegeben, erhebt sich zum begeisterten Preise der Gnade des Herrn, in welchen der Chor in freudiger Erregung einstimmt.

„Die Reihenfolgen dieser Scenen sind nicht durch erzählende Recitative verbunden, sondern werden unmittelbar in dramatischer Form und Lebendigkeit vorgeführt. Reinthaler concipirte den größten Theil dieses Werkes in Italien, woselbst er mehrere Jahre zum Studium der Gesangkunst und der altitaliänischen Kirchenmusik verweilte. Die großen Anschauungen von Natur und menschlichen Thaten, die Klarheit und Durchsichtigkeit der Form, die jenes Land charakterisiren, die Unmittelbarkeit und Frische der Empfindung, zu der man dort leichter als im hochcivilisirten Europa zurückkehrt, sind nicht ohne den wohlthätigsten Einfluß auf das Werk geblieben, das etwas von Italiens lichter Gluth an sich trägt und sich namentlich durch den Glanz der Chöre auszeichnet."

---

* Neue Novellen und Romane.

Ernst Willkomm. Max Ring. Julie Burow. Charles Kingsley.

Es mag gewiß schon manchem unbefangenen Leser komisch genug vorgekommen sein, daß unter den Recensenten ziemlich allgemein die Sitte herrscht, ihre oft sehr unbedeutenden Persönlichkeiten, nach der Weise hoher Häupter, mit dem Plural des persönlichen Fürwortes zu bezeichnen, d. h. von ihrem „Ich" mit „Wir" zu reden. Der Verfasser dieser Zeilen will nicht verhehlen, daß er selbst manche spöttische Bemerkung über solche vermeintliche Anmaßung nicht unterdrückt hat, bis er selbst in den Fall kam, seine kritische Weisheit an den Markt zu bringen, und sich nun ganz unversehens darüber ertappte, wie er, nicht besser als alle Uebrigen, seine eigne werthe Person nach der Weise Derer von Gottes Gnaden hinstellte. Das gab ihm Veranlassung, dem Grunde einer Gewohnheit, der sich auch Neulinge im Amt der Kritik gern gefangen geben, genauer nachzudenken, und da er bei strengster Selbstprüfung nichts von jener Eitelkeit, welche gern ihr Urtheil als doppelwichtig gegen das Anderer hinstellen möchte, in sich entdecken konnte, so kam er zu dem Resultat, daß diesem wunderlichen und anscheinend anmaßenden Gebrauch im Gegentheil eher eine gewisse Bescheidenheit zum Grunde liegen möge, welche ihn wünschen lasse, in dem Leser einen Bundesgenossen, einen Mitarbeiter zu finden und mit ihm wenigstens einig zu sein, wenn er es mit dem Schriftsteller nicht sein kann. Diesen Wunsch fühlt der Schreiber dieser Zeilen besonders lebhaft gegenwärtig, wo er die Leser des Sonntagsblattes einladet, ihn hin und wieder auf einem kleinen literarischen Streifzug zu begleiten, in welchem die Erscheinungen der belletristischen Literatur eingehend besprochen werden sollen. Wir gedenken dabei, indem wir zwanglos durchgehen, was sich auf unserm Büchertische grade vorfindet, nicht eben methodisch oder nach einem bestimmten Plan, wohl aber nach unserm besten Gewissen und mit ehrlicher Ueberzeugung zu verfahren, und hegen den Wunsch und die Hoffnung, daß die Leser des Sonntageblattes das Wir, welches sie einschließt, freundlich genehmigen werden.

Neue Novellen von Ernst Willkomm. Nordhausen, Büchting. 2 Bde. — Der erste Band bietet unter den Titeln: „Auf und unter der Düne" und „Nur ein Knecht" zwei Erzählungen von jungen Friesen, die äußeren Verhältnissen zum Trotz durch den Drang ihres Innern auf das Meer getrieben werden und als gemachte Männer wiederkehren. Die bedeutendere von beiden ist die zweite, deren Held, Niß Ipsen, nachdem er als Knecht auf einem friesischen Bauernhofe einen schwedischen Offizier, der seiner Braut nachstellte, erschlagen hat, in Holland zur See geht und als der holländische Generall Niß de Bombell, welcher sich im Anfange des vorigen Jahrhunderts in den indischen Kriegen der Holländer auszeichnete, wieder zum Vorschein kommt, um seine erste Geliebte zu heirathen; was wir sehr edel finden, ohne doch ganz die Besorgniß unterdrücken zu können, daß die friesische Bauernmagd, aus der im Laufe der Jahre eine ziemlich wunderliche alte Jungfer geworden zu sein scheint, für den durch das Leben ganz anders gebildeten und gereiften Admiral doch wohl keine ganz passende Gattin gewesen sein möge. Im zweiten Bande finden wir unter dem Titel „der Siebeneck" die Geschichte eines jungen Architekten, der in Folge einer verschrobenen Erziehung auf die fixe Idee verfallen ist, daß die Zahl Sieben für ihn eine unheilbringende sei, und von dieser Idee durch den Aufenthalt in einer praktischen und vernünftigen Familie und durch die Liebe zu einem Gliede derselben, der hübschen Ernestine, geheilt wird, die denn freilich auch so sehr vernünftig ist, daß sie später als die Gemahlin des glücklich Geheilten das wunderlichste Zimmer in seinem wunderlichen alten Schlosse nur sehr selten betritt. — Die letzte Geschichte „Opfer der Armuth" schildert die Leiden einer armen Weberfamilie, welche ein entsetzliches Ende findet, und zwar dadurch, daß der Hausvater, um sich und den Seinen die Qual des Hungertodes zu ersparen, seiner Frau und seinen beiden Kindern die Gurgel abschneidet und dann sich selbst ertränkt. — Nehmen wir die letzte dieser

Novellen aus, welche einen allzu peinlichen Eindruck hinterläßt, so müssen wir sagen, daß dieselben, leicht und angenehm wie sie geschrieben sind, sich ebenso lesen lassen, im übrigen aber eines tieferen Gehaltes entbehren und den Leser nicht über die paar Stunden hinaus zu fesseln vermögen, welche er mit ihnen verbringt.

Auf einer weit niedrigeren Stufe als die eben besprochenen stehen die Erzählungen von Max Ring, welche im vierzehnten bis sechszehnten Bande des Koberschen „Albums“ unter dem Titel „Neue Stadtgeschichten“ uns vorliegen. Max Ring erscheint seit einer Reihe von Jahren mit seinen Produktionen auf dem literarischen Markt; daß er immer wieder erscheint, ist freilich ein Beweis, daß seine Arbeiten gekauft und gelesen werden; ob aber von einem gebildeten Publikum, das ist eine Frage, zu deren leichterer Beantwortung wir unsern Lesern nachstehend eine Probe des Stils geben, dessen der Verfasser sich befleißigt, denn daß derselbe ihm natürlich sei, können wir unmöglich glauben: „Ei“, rief die Boshafte, sich umschauend, „da ist ja auch das saubre Früchtchen, der junge Herr Eßling, ein netter Patron, der das Geld seines reichen Vaters mit dem Corps de Ballet durchbringt. Das ist ja ein wahres Wunder, daß man dem Herrn einmal wieder in anständiger Gesellschaft begegnet. Das ist ihm schon lange nicht passirt, und es scheint ihm selber ganz wunderbar vorzukommen. Aber Alles, was wahr ist; eine feine Toilette versteht der Schwiemel zu machen, und wenn man den Mondschein auf seinem Kopfe abrechnet, so hat er sich trotz seiner Lebensweise noch ganz gut conservirt.“ Ist das die Sprache eines gebildeten Mädchens? Wir unsrestheils glauben nicht, daß ein solches sich je so ausdrücken wird, auch wenn es, wie der Verfasser von seiner Wanda, der er obige Worte in den Mund legt, sagt, „bereits in jenes zweifelhafte Alter getreten ist, wo die Mädchen sich hartnäckig an eine Zahl klammern und niemals älter werden.“ Entsprechend dem Stil dieser Erzählungen sind die Charaktere und die Verhältnisse, in denen dieselben sich bewegen, trivial, fast an's Gemeine streifend. In der Novelle „Die Geschiedene“ heirathet die Heldin, Antonie, einen Mann, der ihr widerwärtig ist, nur um eine glänzende Existenz mit einer noch glänzenderen zu vertauschen, und läßt sich später von ihrem Gatten, dessen Verworfenheit sie kennt und verachtet, durch Schmeicheleien und Geschenke bestimmen, seine verbrecherischen Zwecke durch ihre Koketterie zu fördern; und diese Heldin sollen wir trotzdem für ein recht liebenswürdiges und edles Wesen halten und uns am Ende der Erzählung freuen, daß der Tod ihres Gatten sie der Unannehmlichkeit einer Scheidung überhebt und sie, „wenn auch auf mannichfachen Umwegen und durch manche Prüfung, doch noch zum Ziele“, d. h. in die Arme ihres ersten, früher verschmähten Geliebten gelangen läßt. Wenig besser sind die beiden andern Stadtgeschichten „Der Waisenknabe“ und „Die Erben.“

Fast könnten als Erquickung nach dieser Lektüre gelten die „Lebensbilder“ von Julie Burow, welche wir in früheren Bändchen des Koberschen Albums finden. In den vier kleinen Erzählungen „Nenuphar“, „Der Sohn der Amme“, „Ein weißes Kätzchen“ und „Der Geist des Martin Grunewald“ tritt uns die Verfasserin mit ihren besseren Eigenschaften entgegen, durch welche sie im Beginn ihrer schriftstellerischen Laufbahn Aufmerksamkeit erregte und Wohlwollen gewann, von denen sie aber in späterer Zeit, (die hier gesammelten Erzählungen gehören der früheren an), kaum eine sich bewahrt hat. Zu jenen guten Eigenschaften gehört das tiefe und innige Gefühl, mit dem sie die einfachen Reize ihrer heimathlichen Gegenden zu erfassen und zu schildern weiß.

„Hypatia, oder Neue Feinde mit altem Gesicht“, von Charles Kingsley, ins Deutsche übertragen von Sophie von Gilsa. Mit einem Vorwort von Christian Karl Josias Bunsen. Leipzig, Brockhaus.

Ein Werk, welches jedenfalls das warme Interesse rechtfertigt, mit welchem der gelehrte Herr Vorredner dasselbe bei seinen Landsleuten einführt, wenngleich wir bezweifeln möchten, daß es bei diesen so viel Theilnahme finden werde, als er ihm wünscht und vorhersagt. Entgegen der Ansicht und Behauptung des Herrn Bunsen, daß dieser Roman frei sei von allem Schein der Gelehrsamkeit und tieferen Forschung, welche ihm innewohne, glauben wir vielmehr, daß der Herausgeber des Bibelwerkes sich wohl kaum auf den Standpunkt eines ganz ungelehrten Lesers zu stellen vermag, für den sich unsres Erachtens der Gelehrsamkeit immer noch viel zu viel in diesem Buche findet; besonders da dem Verfasser die schöpferische Phantasie, die Grazie und Anmuth fehlen, mit denen Walter Scott seine Studien mit seinen Dichtungen zu verschmelzen weiß, wenngleich Herr Bunsen, wie uns scheinen will, in allzu parteiischer Vorliebe Kingsley neben oder gar über jenen stellen möchte. Hypatia, die Heldin des Romans, ist eine heidnische Philosophin, welche im Anfange des fünften Jahrhunderts in Alexandria lebte und lehrte und bei einer durch den Patriarchen von Alexandria angestifteten Judenverfolgung in der Blüthe ihrer Jugend, Schönheit und Gelehrsamkeit den Tod fand. Die Idee, welche dem Roman zum Grunde liegt, und die Bedeutung des, wie auch der Vorredner meint, „etwas zugespitzten“ zweiten Titels wissen wir nicht besser als mit den Worten desselben darzustellen: „Es sind immer dieselben Elemente, welche sich in allen Zeitaltern großer socialer Krisen zeigen, und eine solche Zeit ist die unsrige. Es geht in ihnen zum Leben oder zum Tode; ohne Mängel, ohne Gebrechen, ohne Sünde ist keine der in ihr kämpfenden Parteien; aber das, was innere Wahrheit hat und Kraft der Aufopferung offenbart, was der Sehnsucht der Ernsten und Guten und dem Bedürfnisse der Menschheit und ihrer ewigen Bestimmung entspricht, das gewinnt die Welt: ja wenn es scheinbar untergeht, erobert es die Zukunft im Tode durch die innern Lebenskeime, die in ihm verborgen und geborgen sind.“ Unter den Charakteren sind die Raphael Eben-Ezra's, des geistvollen jüdischen Epikuräers, und Pelagias, der anmuthigen Courtisane, die am besten gezeichneten; weniger klar tritt Hypatia hervor, in der wir die Philosophin, den starken Geist bewundern sollen, während wir sie fast immer unter dem Einfluß kleinlicher weibischer Schwächen handeln und leiden sehen. Die sehr interessant angelegte Persönlichkeit des jungen Mönchs Philammon würde uns lebhafter interessiren, wenn wir den großartigen Wandelungen in seinem Denken und Empfinden genauer nachgehen könnten; alle übrigen Figuren dagegen treten, zum Theil nur in wenigen Umrissen, aber klar und deutlich hervor. — Was die Verdeutschung des Romans betrifft, so können wir nur in die volle und unbedingte Anerkennung einstimmen, welche der Schreiber der Vorrede der Uebersetzerin zollt. Wir möchten daran noch die allgemeine Bemerkung knüpfen, daß uns überhaupt für diesen Zweig der literarischen Wirksamkeit das weibliche Geschlecht besonders befähigt zu sein scheint, was sich zum Theil vielleicht aus den vorwiegenden Charakter-Eigenthümlichkeiten desselben erklären läßt, welche ihm ein inniges Verständniß und eine feine Auffassung für den Geist einer Sprache und die Intentionen eines Dichters erleichtern. Aus diesem Grunde dürfte es auch unseres Dafürhaltens ein Gewinn für uns sein, wenn von der großen Zahl unsrer schriftstellernden Damen nicht allzu wenige sich herbeilassen möchten, ihre selbständige Thätigkeit zu beschränken und dafür die Schätze fremder Literaturen dem nicht sprachkundigen Publikum auf eine so würdige Weise zu vermitteln, wie es die Uebersetzerin der „Hypatia“ verstanden hat.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Kaiser Karl V. in Nürnberg. Zur Kriegs- und Sittengeschichte. Von F. L. Soden. — Eduard Johann Aßmuth, Pastor zu Torma-Lohhusu in Livland. Ein Lebensbild aus der livländischen Kirche. — Charaktere der deutschen Literatur. Von Eduard Schmidt-Weißenfels. 2 Bde. — Der Mensch und seine physische Erhaltung. Hygieinische Briefe für weitere Leserkreise. Von E. Oesterlen. — Auf stillen Wegen. Dichtungen von Julius Hammer.

— * Von Fanny Lewalds Roman „Prinz Louis Ferdinand" ist eine sehr billige neue Ausgabe erschienen.

— * Ein neues Buch vom Verfasser des Struwwelpeter, H. Hoffmann, ist da und wird stark verkauft. Es heißt „Im Himmel und auf der Erde." Bei dieser Gelegenheit wird bemerkt, daß der Struwwelpeter in einer Viertel-Million von Exemplaren verbreitet sei.

— * Während die musikalische Welt sich auf die Biographie Beethovens freut, an die Otto Jahn nach Vollendung seines Buches über Mozart gehen will, kommt ihm Professor Marx in Berlin zuvor und läßt den ersten Band eines Werkes erscheinen, welches betitelt ist: „Ludwigs van Beethoven Leben und Schaffen." Die Darstellung geht bis zur Oper Fidelio (1805) und ist besonders der Charakteristik und Erklärung der Compositionen des Meisters gewidmet. Die Besprechung des „Fidelio" schließt mit den folgenden Bemerkungen: „Er hat keine Oper mehr geschrieben. Spät, im Jahr 1823, drang man lebhaft in ihn, eine Oper zu schreiben; besonders lag ihm die Administration des Wiener Hofopern-Theaters und der Generalintendant des Berliner Hoftheaters, Graf Brühl, an. Beethoven war willig, wünschte einen Stoff aus der griechischen oder römischen Geschichte, ging aber endlich auf Melusine, Gedicht von Grillparzer, ein, verständigte sich schon mit dem Dichter über mancherlei Aenderungen; auch Graf Brühl war mit der Dichtung wohl zufrieden. Aber die Erfahrungen, die Beethoven an der ersten Oper gemacht, schreckten ihn; er gab das Unternehmen auf. Auch von Barbaja, dem italiänischen Impresario, der Rossini nach Wien geliefert hatte, erhielt er den Antrag zu einer dreiaktigen Oper, die Biedenfeld nach Schillers Bürgschaft gearbeitet hatte. Beethoven lehnte nicht ab, verlangte aber, daß der zweite Akt, (das Hochzeitsfest), von Weigl componirt würde, weil ihm selber solche selige Heiterkeit nicht zusage. Es wurde ebenfalls nichts daraus.

— [] Aus Nacht zum Licht! Erzählung für die Jugend und ihre Freunde von Richard Baron. Mit 4 Stahlstichen. Breslau, Trewendt. 1858. — Vorliegende Erzählung gehört unbedingt unter die besseren Erscheinungen der Jugendschriften. Sie liefert in sehr ansprechender, oft ergreifender Weise ein Beispiel von dem Walten der göttlichen Vorsehung. Ein Pfarrer wird genöthigt, gegen Entgelt einen anderthalbjährigen Knaben aufzunehmen und zu erziehen, weiß aber nicht und kann nicht erfahren, wem das Kind angehört. Nach Verlauf von etwa zwölf Jahren wird der Prediger angegangen, den Knaben zurückzugeben, und kommt bei der Gelegenheit auf ein weit entferntes Schloß, dessen greislicher Besitzer der Oheim des Knaben ist. Dieser gesteht dem Prediger, daß er früher, nach dem Tode seines Bruders, des eigentlichen Herrn des Schlosses, den einzigen Sohn desselben heimlich habe entfernen lassen, ihn öffentlich jedoch für todt erklärt habe, um sich zum Herrn des Schlosses zu machen. Die Mutter des Kindes, tiefsinnig, befindet sich seit der Zeit im Irrenhause. Da jedoch seine sämmtlichen Kinder bald nach einander gestorben, so sehe er dies für eine Strafe Gottes an und glaube, wenn er den Sohn seines verstorbenen Bruders zu sich nehme, sein Gewissen etwas beruhigen zu können. Der Prediger bereitet darauf seinen Adoptivsohn auf seine, ihm ganz unbekannte, Herkunft vor, und seiner Sorgfalt gelingt es, die Mutter von ihrer Schwermuth zu heilen. Mutter und Sohn nahmen endlich Besitz von dem angestammten Schlosse, dessen Bewohner unlängst gestorben war. — Da die Geschichte einen tiefen Blick in die Wege Gottes gewährt, so ist sie, besonders auch wegen ihrer hübschen Einkleidung, besonderer Empfehlung werth.

— [] Californien in der Heimath. Eine Erzählung für Jugend und Volk von Richard Baron. Mit 4 Stahlstichen. Breslau, Trewendt. — Der Verfasser schildert in den sechs Kapiteln der Erzählung das Leben zweier Brüder, welche, in Folge väterlicher wie eigner Verschwendung, in Armuth gerathen und ihre Zukunft, — wenngleich auf ganz entgegengesetzte Weise —, zu begründen suchen. Der ältere Bruder, auf den die Worte des sterbenden Vaters einen tiefen Eindruck hinterlassen, beginnt in der Heimath das Geschäft eines Landbauern und wird, indem er wacker und fleißig arbeitet, wohlhabend und später sogar reich. Der Jüngere, voll Begier nach Abenteuern und Gold, will in Amerika sein Glück machen, speculirt und bringt sich am Ende an den Bettelstab. Er geht nach Californien, um Gold zu graben, wird aber von einem ehemaligen Wirthschaftsgenossen eben des Goldes wegen beinahe getödtet. Ganz dürftig und halb zerlumpt kommt er in die Heimath zurück, wird vom reichen Bruder liebevoll aufgenommen und bessert sich. — Die Erzählung ist für Kinder empfehlenswerth, da sie zeigt, wie Gottes Segen zu Allem nöthig, und dabei in einer gemüthvollen und verständlichen Weise geschrieben ist.

— * Das deutsche Kunstblatt, welches im vorigen Winter von Berlin nach Stuttgart übersiedelte, ist in Gefahr einzugehen, weil die Herstellungskosten mit dem Absatze nicht im richtigen Verhältnisse stehen. Die jetzige Verlagshandlung, Ebner und Seubert in Stuttgart, richtet daher an die Freunde der Kunst einen Aufruf, dessen Verbreitung wir gern befördern. Es heißt in diesem Aufrufe: „Es liegt in der Natur der Sache, daß ein solches der Wissenschaft dienendes Organ nicht Gegenstand gewinnbringender buchhändlerischer Speculation sein kann. Die Ueberzeugung jedoch, daß das in einer achtjährigen geistigen Wirksamkeit erprobte und gestählte Blatt eben so sehr ein Bedürfniß unserer Zeit und unseres Volkes ist, als es alle Bedingungen eines segensreichen Erfolges in sich trägt, hat uns ermuthigt, nicht allein die bedrohte Fortdauer des Blattes durch dessen Erwerbung zu sichern, sondern auch dasselbe auf die Höhe zu führen, die seine Bestimmung ist. Unser Augenmerk war besonders darauf gerichtet, durch Illustrationen die Belehrung, die der Text darbietet, zu ergänzen, und zugleich mit der Zeit dem Kunsthandwerker eine Reihe von anregenden Vorbildern an die Hand zu geben; was allerdings in den bisher erschienenen Heften erst in geringem Maße geschehen konnte, da hiezu die Theilnahme bewährter Meister gewonnen werden mußte. Die Herstellung eines dergestalt erweiterten Blattes ist aber mit so bedeutenden Kosten verknüpft, daß wir uns nicht lange im Stande sehen würden, diese Opfer zu bringen, wenn nicht das kunstliebende Publikum mit regerer Theilnahme als bisher uns entgegenkäme. Vor Allem wenden wir uns daher vertrauensvoll an die Kunstakademieen, Kunstschulen und sonstige Anstalten und Pflegestätten der Kunst und Kunstvereine, und stellen es ihnen anheim, ob sie durch eine kräftigere Unterstützung sich die guten Dienste des Kunstblattes nach wie vor sichern, oder es darauf ankommen lassen wollen, daß die in diesem Blatte erreichte Einigung aller deutschen Kunstinteressen sich wieder auflöst und den Tagesblättern völlig anheimfällt. Wenn eine jede künstlerische Genossenschaft nur einen geringen Mehraufwand zu machen sich entschlösse, würde die Existenz des Blattes bald gesichert sein. In gleicher Weise richten wir an alle aufrichtigen Freunde der Kunst die Bitte, zum Aufschwung unseres Unternehmens nach Kräften beizutragen. Nur ein flüchtiger Blick auf das, was in diesem halben Jahre von uns geleistet worden, wird davon überzeugen, daß wir mehr als ephemere Kunstkritik anstreben, daß unser Blatt eine für jeden Gebildeten wichtige, für den Künstler und Kunstgelehrten unentbehrliche Dokumentensammlung der künstlerischen Zeitgeschichte ist, deren Werth mit jedem Jahre wachsen muß. Von diesem Gesichtspunkt aus ist der Preis eines Jahrgangs, 6 Thlr. 20 Sgr. oder 11 fl. 12 kr., gewiß ein äußerst mäßiger. Sollen wir nicht zu einer Erhöhung desselben gedrängt werden, so muß sich unsere Hoffnung auf eine Steigerung des Absatzes verwirklichen. Wir laden daher alle Gönner der Kunst ein, durch gütiges Abonnement und Verbreitung unserer Zeitschrift in ihren Kreisen die Zukunft derselben befestigen zu helfen, ehe es auch unsern Kräften zu schwer wird, die fort und fort erforderlichen Opfer zu bringen."

— * Der zu München bestehende Maximilians-Orden für Kunst und Wissenschaft verlor im verflossenen Jahre vier seiner Mitglieder durch den Tod: Josef von Eichendorf und Christian Rauch in Berlin, Creuzer in Heidelberg und Johannes Müller in Berlin. Auf den Vorschlag des Ordens-Capitels verlieh der König den Maximilians-Orden dem Maler Moriz von Schwind in München, dem Musiker Dr. Moriz Hauptmann in Leipzig, dem Philologen Dr. Immanuel Becker in Berlin, dem Physiologen Professor Bischof in München. Die Maximilians-Medaille mit dem Preise von 300 Dukaten empfingen die Professoren Wöhler in Göttingen und Buff in Gießen.

— * Die Münchener Akademie hat aus Anlaß der großen Kunstausstellung eine Anzahl von Künstlern, Gelehrten und Kunstfreunden zu Ehrenmitgliedern gemacht. Unter ihnen sind zu nennen: Albert Zimmermann, Neher, Kreling, Bürkel, Graf Thun, Dr. Eggers.

— * Die zahlreichen Verehrer Schleiermachers sind auf eine zu seiner Erinnerung geprägte Denkmünze aufmerksam zu machen, die in Berlin medaillirt ist.

— * Am 5. December als am Todestage des Dichters Platen soll sein Standbild zu Ansbach enthüllt werden.

—* **Richard Wagner und der Lohengrin.** Wir haben vor drei Jahren unser Urtheil über den Lohengrin von Richard Wagner abgegeben und sind seitdem mehrmals in der Lage gewesen, jenes Urtheil durch bewährte kritische Stimmen belegt und bestätigt zu sehen. Das geschieht auch jetzt wieder von Wien aus, wo seit einigen Monaten der Lohengrin auf dem Repertoir der kaiserlichen Oper sich befindet. Eine in der niederrheinischen Musikzeitung abgedruckte Besprechung des Werkes durch einen der tüchtigsten und anerkanntesten Kritiker, Eduard Hanslick, stimmt so sehr mit den in unserem Blatte ausgesprochenen Ansichten überein, daß wir einen Theil der Erörterung an dieser Stelle wiedergeben wollen. Nachdem der Verfasser von den Extremen der für Wagnersche Musik Schwärmenden und der sie grundsätzlich Verwerfenden gesprochen, sagt er: „Ein sehr zahlreiches gemäßigtes Centrum bezeichnet die Novität ganz richtig als „interessant“; in der näheren Erklärung aber, worin dieses Interessante bestehe, begegnet man einer auffallenden Unsicherheit des Urtheils. Zahlreiche Anhänger des „Lohengrin“, welche der Musik so gut als nichts nachzurühmen wissen, finden sich durch den „unvergleichlichen Text“ vollkommen entschädigt. Ich muß unverhohlen bekennen, daß ich für das Textbuch mich eben so wenig zu begeistern im Stande bin, als für die Musik dazu. Um vom Textbuche zu beginnen, so haben wir leider auch hier erleben müssen, daß es für ein selbständiges Kunstwerk von höchster Poesie, für ein vollkommenes Drama ausgegeben wurde, das man ohne Weiteres als Schauspiel darstellen könnte. Den Trägern dieser Meinung wünschen wir unbarmherzig, daß damit wirklich der Versuch gemacht werde. Wenn wir die Dichtung zum „Lohengrin“ als solche prüfen, so finden wir die Summe ihres Verdienstes in einigen poetisch, ich würde noch lieber sagen: malerisch gedachten Situationen. In der Fabel und den Charakteren ist sie undramatisch, in der Diction peinlich hart und schwülstig. Wir schätzen im „Lohengrin“ einen sehr geschickt gemachten Operntext, der nicht bloß musikalisch effectvoller, sondern auch an sich zusammenhangender gedacht und sorgsamer ausgeführt ist, als die meisten seiner Brüder; wem das für ein selbständiges Drama genügt, der mag den „Lohengrin“ für eines halten. Daß Richard Wagner selbst den „Lohengrin“ als den „Typus des eigentlichen, einzigen tragischen Stoffes, überhaupt der Tragik des Lebens-Elementes der modernen Gegenwart“ bezeichnet, davon wollen wir bei der bekannten Ruhmredigkeit der Wagner'schen Vorreden kein Aufhebens machen. Es bleibt eine Verkehrtheit, die Wiederbelebung der Oper in der Rückkehr auf derlei mystisch-symbolische Stoffe zu suchen, die, an sich jeder dramatischen Bewegung bar, längst im Bewußtsein der Nation zu leben aufgehört haben. Die wahre Oper der Zukunft ist die historische. Was Wagner's christlich mystische Opern-Texte vor den überwundenen klassisch-mythologischen voraus haben, ist das Vaterland. Sie sind deutsch, und die Scenen im „Lohengrin“, welche deutsche Sitte schildern, werden immer die nachhaltigste Wirkung hervorbringen, möge Wagner selbst noch so hartnäckig das Mythisch-Symbolische als den wahren Kern der Oper bezeichnen. Eine specifisch dramatische Kraft im eminenten Sinne vermögen wir in der Dichtung des „Lohengrin“ nicht zu finden, sondern bloß lyrische Begabung, verbunden mit einem ungewöhnlichen Theatergeschick. Wie arm erscheinen die einzelnen Charaktere im „Lohengrin“, die alle von Anfang bis zu Ende stereotyp ohne Entwicklung und Steigerung bleiben, gegen das Leben der Massen darin! Dieses Geschick, Gruppen zu bilden und Situationen herbeizuführen, die nicht anders als malerisch ausfallen können, ist vielleicht das Eigenthümlichste in Wagners Talent. Den *musikalischen* Standpunkt auch bei Wagner festzuhalten, kann uns Niemand verwehren, so lange dessen Opern von einem Ende zum andern gesungen und musicirt werden, und so lange noch vernünftige Leute der Musik zu Liebe in die Oper gehen. Es ist nur ein trauriges Zeichen weitgreifender Bethörung, daß selbst Stimmen, die Wagner's musikalische Ohnmacht zugestehen, für ihn einen anderen, ganz eigenen Standpunkt beanspruchen und die „dramatische Uebereinstimmung seiner Musik mit der Dichtung“ als die große neue Errungenschaft feiern, neben der die Schönheit der Musik gar nie mehr in Frage kommen kann. Es wäre traurig, wenn das deutsche Publikum in Wahrheit so kurzes Gedächtniß hätte. Haben wir denn wirklich bisher keine Opern gehabt, die den frischesten Duft der Melodieen mit dem Ernste dramatischer Wahrheit verbanden? Haben die größten Meister dreier Nationen umsonst nach dem Ziele gestrebt, dramatische Tonsetzer zu sein? War die ganze Geschichte der Oper, wie Wagner uns einreden möchte, wirklich nur ein fortgesetzter Sündenfall, der auf die Erlösung durch „Lohengrin“ harrte? Ich kann nicht finden, daß in prägnanter und ergreifender Darstellung der Situation Wagner weiter gekommen sei, als z. B. Beethoven im Fidelio, der doch überall — abgesehen von dieser dramatischen Eigenschaft — Musik im vollendeten Sinne ist. Giebt es im ganzen „Lohengrin“ eine Nummer, die das Herz des Hörers pochen machte, wie das Terzett oder das Quartett im Kerker? Hat Wagner mit seinem sublimirten deklamatorischen Apparat jemals solchen Pulsschlag des Lebens hervorgebracht, als Beethoven mit rein musikalischen Mitteln? Oder hat „Lohengrin“ auch nur Einen Charakter aufzuweisen, der so plastisch und naturwahr sich von dem Grunde des Gemäldes abheben würde, wie die Personen im Don Juan? Was sind Telramund und Ortrud für Theater-Schablonen gegen ähnliche Charaktere bei Weber und Spontini? Kann sich das Gottesgericht, unstreitig eine der besten Scenen im „Lohengrin“, mit der ganz analogen in Marschner's Templer messen, wo die zum Feuertode verurtheilte Rebekka angstvoll und doch gläubig nach einem Kämpen ihrer Unschuld ausblickt? Wir lassen hier das eigentlich Musikalische noch ganz bei Seite und fragen bloß, ob Wagner in der dramatischen Wahrheit, die man ihm so auszeichnend vindicirt, wirklich Neues und Ungeahntes erreicht; ob er in der Charakteristik einer Person oder einer Situation wirklich überholt oder nur erreicht, was die genannten Meister bereits geboten haben. Die letzteren kannten und achteten die Forderungen des Dichters sehr wohl, aber zugleich waren sie Musiker, sie waren Erfinder. Ihnen eignete die Kraft, die Wagner läugnen möchte, weil sie ihm fehlt: die Kraft der Melodie, des selbständig schönen musikalischen Gedankens. Es ist ein großer Irrthum, die Melodie an sich und ohne Weiteres als Feindin jeder dramatischen Charakteristik darzustellen; das thut nur, wer von Natur melodielos, auf den kleinen Gewinn durch geistreiche Effekte angewiesen ist. Vielmehr kann in dem gegliederten musikalischen Gedanken, in der Melodie selbst, eine dramatische Kraft wohnen, die das deklamatorische Pathos und aller Instrumentalwitz der Welt niemals erreichen. So paradox es klingt, so wahr ist es im Grunde, daß Wagners Opernmusik im Wesentlichen aus Declamation und Instrumentirung besteht. Diese beiden Faktoren, welche bisher nur als Schmuck und Stütze des eigentlichen musikalischen Inhalts galten, beherrschen bei Wagner als emancipirte Größen den Vordergrund. Daß Wagner zu declamiren versteht, ist einer seiner entschiedensten Vorzüge; daß er vermeint, durch ein recitirendes Heben und Senken die Melodie zu ersetzen, ist zugleich Wurzel und Blüthe seines Irrthums. An die Stelle wahrhaften Gesanges tritt eine klangvolle Recitation. Es gilt hier gleich, ob Wagner wirklich durch unabhängige Ueberzeugung oder durch die Grenzen seiner Begabung zu dieser Theorie geführt wurde; ich glaube das Letztere; denn so lange es eine Geschichte der Musik giebt, war Verachtung der Melodie und Mangel an Melodie identisch. Das Wort also herrscht und geht voran, die Musik schleicht ihm in jeder Wendung mit Aufgebung ihrer eigenen Bedeutung und Würde nach. Die wahre musikalische Charakteristik, wie wir sie bei allen großen Tonkünstlern finden, zertrümmert nicht den Bau des musikalischen Zusammenhangs, um mit den einzelnen Steinchen Wort für Wort des Textes zu belegen, — sie hält sich an die Stimmung des Ganzen. Nichts kläglicher, als jene Charakteristik in Duodezformat, wie sie uns täglich in dilettantischen Lieder-Compositionen begegnet; bei einzelnen Worten, wie „Schauer“ oder „Grauen“ wird im Baß tremolirt, „Wald“ durch Hornsatz, „Vogel“ durch einen Triller in der Höhe repräsentirt, womit denn natürlich dem Zusammenhange des Tonstücks und der Stimmung des Hörers zugleich der Garaus gemacht wird. Sehr viele Musikfreunde und — Freundinnen lieben das leidenschaftlich; sie sitzen mit dem Textbuch in der Hand und freuen sich, wie Zeile für Zeile, ja, Wort für Wort, so prächtig stimmt. Wir wissen von Haydns „Schöpfung“ her, welche zuerst durch ihre Tonmalereien populär wurde, welches Behagen für ein großes Publikum in dieser verstandesmäßigen Bethätigung, in diesem Vergleichen einer charakteristischen Tonreihe mit einem bestimmten Objekte liegt. Je mosaikartiger Text und Musik sich gegen einander zusammensetzen, desto besser unterhält sich ein großer Theil der „gebildeten Dilettanten“, während der Musiker an dem musikalischen Zusammenhange festhält, der selbständig unter dem poetischen sich behauptet. Die despotische Herabsetzung der Musik zum bloßen Ausdrucksmittel erzeugt im „Lohengrin“ jene langgestreckten Scenen, in denen man nicht viel mehr vernimmt, als ein fortgesetztes Gewoge gestaltloser, gleichsam flüssiger Tonkräfte. Denn was den eigentlichen musikalischen Körper bildet, die Melodie, der selbständige Gesang, fehlt darin. Man denke an die Scenen Telramunds mit Ortrud, an die Finale des zweiten und dritten Aktes. Was im „Lohengrin“ an eigentlicher Melodie erscheint, ist theils ganz alltäglich, theils auffallende Reminiscenz an K. M. von Weber. Wenn man manche Stellen Elsas, das Trio im Hochzeitsmarsch, den Kirchgang im zweiten Akte, das in der Weise Webers oder Marschners dreinjubelnde erste Finale u. dgl. betrachtet, so möchte man Wagner nicht sowohl einen Bahnbrecher der Zukunft nennen, als vielmehr den letzten der Romantiker. Dennoch finden diese wenigen Melodieen die dankbarste Aufnahme; denn welcher wirkliche Gesang könnte zu unbedeutend sein, um nach den declamatorischen Uebungen des Königs und seines Heerrufers nicht wie Manna in der Wüste zu wirken? Sehen wir, wie Wagner die einzelnen musikalischen Faktoren zu seinem dramatischen Zwecke verwendet. Um jeder Wendung des Dialogs durch ein überraschendes Colorit in der Musik zu entsprechen, greift er zu dem Mittel unausgesetzter Modulation. Ich kenne nichts, gar nichts, was ermüdender wäre, als diese halb-recitativischen Gesänge im „Lohengrin“, die nicht vier Takte lang in Einer Tonart verbleiben oder schließen, sondern, rastlos ausweichend, das Ohr von Trugschluß zu Trugschluß täuschen, bis es endlich, abgestumpft und resignirt, Alles über sich ergehen läßt. Am liebsten modulirt Wagner auf der Basis unvermittelter reiner Dreiklänge; der Eindruck des Fremdartigen, Märchenhaften, der Anfangs dadurch erzielt wird, verliert sich natürlich durch das Uebermaß sehr schnell. In diesem Sturzbade harmonischer Ueberraschungen gelangt der Hörer sehr schnell dahin, durch gar nichts mehr überrascht zu werden. Die peinliche Unruhe, verbunden mit dem anspruchsvollen Charakter dieser Modulationen, geben der Wagner'schen Musik jenen Ausdruck des Dilettantischen und Forcirten, der von Mendelssohn und Schumann daran gerügt wurde. Die Harmonie entwickelt sich bei Wagner nicht nach ihren eigenen Gesetzen, er knechtet sie willkürlich im Dienste seiner fessellosen, „aus dem Wortvers hervorwachsenden“ Melodie.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

Sechster Jahrgang.

№ 50. Bremen, 12. December. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Preußische Wahlabenteuer.

Eine Skizze aus dem Jahre 1858.
Von E. Wendt.

Daß Freytag den ehrenwerthen Piepenbrink so würdig gezeichnet hat, ist doch wohl eine rechte Wohlthat. Ein künftiger Literarhistoriker kann von diesem Charakter eine neue Aera des deutschen Lustspiels, einen Umschwung der Kulturverhältnisse datiren; er kann sagen, daß der deutsche Philister, der Mann der Gebundenheit und Beschränktheit, sich nunmehr an der Verwaltung des Staates, also jener Existenzform betheiligt, welche die weitesten und mannichfaltigsten Lebensregungen umspannt. Wir stellen uns weniger systematisch zu dem braven Weinhändler, aber wir lieben ihn desto mehr. Uns ist er der Inbegriff aller jener Gutmütbigkeit und Wohlhäbigkeit, jener zuthulichen Eitelkeit und Verletzbarkeit, jener naiven Kurzsichtigkeit und Bestimmbarkeit, mit einem Worte jener frommen Deutschheit, die nicht nur Goethes Löwenwirth, sondern alle unsere Ureltern so respectabel machte, die aber leider jetzt so selten ist oder, wo sie sich findet, verlacht wird. Ja, verlacht wird — und doch wohnt ihr so viel Würde und Erhabenheit bei, und doch ist sie so gesetzt und ehrsam, und doch — wir wiederholen es — wird sie so selten. In den letzten Wochen sind wir viel unter Menschen gekommen, Reiche und Arme, Handwerker und Gelehrte haben wir reden und stimmen hören, von dem Friseur haben wir eine Prise genommen und bei einem Bäckermeister uns die Cigarre gezündet, aber wahrhaftige Piepenbrinks haben wir nicht viele gefunden. Das ist Alles so gebildet, das weiß über Alles zu schwatzen und hat überall Gesichtspunkte, das hat so feine Manieren und ist doch so steifnackig; — in der That, wir wissen Freytag Dank, daß er uns die Firma Piepenbrink wenigstens für die Bretter erhalten hat.

Viele werden über die preußischen Wahlen — denn auf diese bezieht sich unsere elegische Klage — anders urtheilen; sie werden reden von der Einmüthigkeit der Nation, von der Ruhe und Mäßigung der Bürger, von dem freien Athemholen der Unterhanen. Ich bestreite dies Alles nicht, bin vielmehr mit Behagen einer von den beati possidentes. Aber ich bin doch andererseits nicht nur liberal, sondern, wie sich das geziemt, auch conservativ, und so habe ich mich wie Riehl nach patriarchalischen, altehrwürdigen Charakteren umgesehen, habe jedoch nur Einen gefunden. Von diesem Einen soll hier die Rede sein.

Ich bin, wenn ich es sagen darf, eine Art Gelehrter oder, um dem Sonntagsblatte, für welches diese Zeilen bestimmt sind, gerecht zu werden, so etwas wie ein Gebildeter. Ein Onkel von mir aber besitzt eine Bierstube. Hier pflegt Gottlob Schütze Stammgast zu sein; Gottlob, ein wohlhabender Landwirth, der seine zwölf Hufen prächtigen Landes in der Feldmark der großen Stadt und Hof und Scheunen desgleichen in der Mitte derselben besitzt, der keine Viehwirthschaft mehr hält, vielmehr einen Theil seines Ackers an die bösen Zuckerfabriken verpachtet hat und so bequem so viel Zeit gewinnt, alle Morgen um 11 Uhr sein Glas Wein in der Gesellschaft eines frivolen Zahnarztes und eines dicken Bierbrauers zu trinken. Mit Letzterem liegt er dauernd in Fehde wegen der Kindererziehung. Er hat vier Töchter, die er sehr oft in einer hochgefederten, welchen Kutsche, der Gondel, spazieren fährt, die er in Dresden hat ausbilden lassen; der Brauer dagegen nennt sieben Söhne sein, die noch zur Schule gehen, um die er sich jedoch nicht weiter kümmert, als daß er sie Sonnabend Abends der Reihe nach abstraft, gleichviel ob sie gesündigt haben oder nicht. Man sieht, Gottlob ist schon etwas von dem Gifte der Kultur angesteckt, während der Brauer noch die väterliche Gewalt in alter, barbarischer Weise aufrecht erhält. Der Brauer lacht, weil Gottlobs Töchter trotz der Dresdener Kultur sitzen bleiben; dieser schilt jene Art der Pädagogik roh. Indessen, beide haben sich an einander gewöhnt, auch ist Gottlob sonst noch unverdorben genug, daß er ohne eine Portion Aerger den Tag über nicht auskommen kann; kurz sie lassen nicht von sich. Desto freundlicher ist aber Gottlob zu mir, ja im Stillen hat er mich zum Geschäftsnachfolger in der Frühstücksstube ausersehen, da ich von allen Verwandten des Onkels am wenigsten gelehrt bin und, wie er sich ausdrückt, auch ein vernünftiges Wort mit mir reden lasse.

Ein großer Politiker ist Herr Schütze nicht; die öffentlichen Verhältnisse interessiren ihn nur so weit, als er Steuern zu bezahlen hat, oder wenn der Weizen aufschlägt. Doch will er ein guter Bürger der Stadt sein; er kümmert sich also genau darum, wie lange die Gaslampen brennen, und das Pflaster vor seiner Thür läßt er wohl auf seine Kosten renoviren oder — um sein deutscheres Wort zu gebrauchen — reneführen. Aber in den Novembertagen, als nach der Entlassung Westphalens und bei dem Ausschreiben der neuen Wahlen alle Welt politisch wurde, riß es auch ihn fort zu den Versammlungen, die von allen Parteien gehalten wurden. Da stand er denn, der würdige Mann, mit dem braunrothen Gesicht, mit den ehrlichen Zügen und den pfiffigen Augen, und hörte Alles an, was nur geredet werden mochte. Eigentlich gefiel ihm Alles, dafern es fließend vorgetragen ward und seiner Stadt die Ehre ließ, daß sie immer gut gesinnt gewesen sei; auch machte es ihm wenig aus, ob dies Einer so deutete, daß immer der Wille des Herrn Polizeidirectors gegolten habe, oder ein Anderer so, daß die Mehrzahl der Bürger liberal sei. Er rief den meisten Reden Bravo zu, besonders aber lärmte er, als auch der Zahnarzt eines Abends nicht umhin konnte seine Meinung zu äußern; er behauptete mit Recht, daß sein alter Kneipgesell den parlamentarischen Anstand und den Redefluß in den täglichen Debatten mit ihm gelernt habe. Mir freilich rieth er leise ab, ein Zeugniß von meiner Beredsamkeit zu geben; ich solle es den Juristen überlassen, die allein gescheidt genug wären sich nicht zu compromittiren, überdies sei ich zu klein, das mache sich nicht gut

Aergerte mich auch die Anspielung auf meine körperliche Unansehnlichkeit, in der Sache mußte ich ihm Recht geben. Wurde über Personen gesprochen, so machte Gottlob ein unbehagliches Gesicht oder schüttelte mit dem Kopfe; die fließendste Rede, wenn sie Angriffe auf Manteuffel enthielt, konnte ihm kein Bravo entlocken; er vertrat die Ansicht, daß es nur auf die Sache ankomme, daß es malhonett sei Leute zu schelten, die sich nicht verantworten könnten, ohnehin wolle er mit aller Welt außer mit dem Brauer in Frieden leben. Armer Gottlob, daß auch dich die leidige Politik aus deinem menschenfreundlichen Neutralitätsprincip reißen sollte!

Denn nun kam zuerst der Abend, an welchem durch Vorwahl die Wahlmänner der liberalen Partei bestimmt werden sollten. Unser Freund war da, er mußte bei den Liberalen sein, wenn er nicht für ungebildet gelten wollte; in einer Sophaecke saß er, doch trank er kein Bier wie die anderen Politiker, nicht einmal seine Meerschaumspitze hatte er aus dem Etui geholt; er fürchtete, man möchte nicht über die Sache, sondern über Personen reden. Was er erwartet hatte, geschah. Der Vorsitzende der Versammlung war ein junger Nagelschmidt, der zur Feier des Tages, an welchem er zum ersten Male so hoher Ehre theilhaft wurde, im schwarzen Fracke erschienen war. Er klapperte mit dem Seidel um die Debatte zu eröffnen, worauf zunächst der Kellner, der den Ruf auf sich bezogen, herbeiflog, aber mit einem würdevollen Kopfschütteln zurückgewiesen wurde. Dann trug der Nagelschmidt vor, daß die anderen Parteien bereits Wahlmännerlisten aufgestellt hätten, daß für uns von den Reactionären keiner zu brauchen sei, daß aber die Halben angemessene Männer vorgeschlagen hätten. In der That wurden fünf Stück von dieser Liste würdig befunden, nur der Zahnarzt unglücklicher Weise ward beseitigt; er hatte das letzte Mal für einen Candidaten der Rechten gestimmt. Hat es bei der Testamentseröffnung in den Flegeljahren verzogene Gesichter gegeben, weil jeder der sieben Erben zuerst weinen wollte, so schnitt unser Freund die seltsamsten Grimassen um den Aerger, die Trauer zu verdecken. Er fühlte zugleich, daß für ihn einer der größten Momente gekommen sei, daß er reden müsse, und so malte sich auf dem rothen Antlitze neben jenen erhabenen Empfindungen auch noch die der Verlegenheit. Endlich bat er ums Wort. Er traf den Nagel auf den Kopf und den Nagelschmidt mit, der sich ärgerte, daß er ihm nichts zu antworten wußte; sein bewährter Freund habe vor drei Jahren für den Regierungscandidaten gestimmt, dasselbe werde er auch jetzt thun, — und weiter werde ja auch nichts verlangt. So ungefähr sagte er, stockend, sich wiederholend, mit der Faust auf den Tisch schlagend. Auf die Zuhörer machten die kräftigen Worte sichtlich Eindruck, und sicher wäre der Zahnarzt auch unser Candidat geblieben, wenn nicht ein silbenstechender Jurist nachgewiesen hätte, daß Regierung und Regierung zwei verschiedene Dinge seien. Man entschied sich endlich dafür den Zahnarzt fallen zu lassen, worauf Gottlob gereizt das Lokal verließ mit der Drohung, nun mit den Halben stimmen zu wollen. An der Thür drehete er sich selbst noch einmal halb um und rief ein paar unverständliche Worte in die Versammlung hinein, wahrscheinlich eine Sentenz ähnlich der des griechischen Dichters, daß das Halbe besser sei als das Ganze.

Aber der Unglückliche war der Scylla nur entflohen, um in die Charybdis zu gerathen. Er hatte nicht bedacht, daß er als begüterter Bürger in der ersten Klasse stimmen mußte, und daß in dieser unsere Candidaten mit denen der Halben dieselben waren. So war seine Drohung für die Partei völlig ungefährlich, wenn er nicht gar den Reactionären sich in die Arme warf; ein Entschluß, der nicht so sehr außer dem Bereiche der Möglichkeit lag. Hatte er eben muthig wie Menelaus den Schild vor den gefallenen Patroclus gehalten und den Kampf wie ein Held bestanden: die definitive Wahl legte ihm eine schwerere Entscheidung auf. Noch jetzt wenn er den Hergang mit seiner ganzen Spannung und Aufregung erzählt, schließt er mit einem Fluche auf das Parteiwesen, von dem jedes weichere, feinfühlende Herz sich fernzuhalten habe. Die Sache war aber so. Die Liberalen hatten sammt den Halben für die erste Klasse einen braven, alten Kaufmann aufgestellt, der jedoch sehr auf der Linken stand, weil der Minister Westphalen vor Jahren einmal seine Ernennung zum Stadtrath nicht bestätigt hatte; dagegen war der Mann der Conservativen ein Justizrath, zwar auch gut, aber einer von der schlimmen Sorte der guten Leute, ehrgeizig und ein fanatischer Reactionär; beide mit Gottlob wohl bekannt, beide auch von großem Ansehen in der Stadt, wenn auch in verschiedenen Kreisen. Und noch nicht genug, der Sohn des Kaufmannes, ein demokratischer Kreisrichter, war mit der Tochter des Justizraths verheirathet; die beiden Alten waren Gegensätze wie Montecchi und Capuletti, man nannte sie auch so, und jetzt sollten sie sich öffentlich messen. Gottlob hat am folgenden Tage seinen Barbier abgeschafft, und unverzeihlich war es auch von diesem Tagestelegraphen, daß er Herrn Schütze nicht berichtet hatte, daß der Justizrath auf der Liste sei; er erfuhr es erst, als er das Wahllokal betrat, und dieser, der zugleich Wahlkommissarius war, ihn freundlich und mit jener Sicherheit, die eine abschlägige Antwort nicht erwartet, um seine Stimme bat. Welche Verlegenheit für unsern Mann, der es mit Keinem verderben wollte! Er antwortete nichts, lächelte nur, rieb sich die Hände, endlich als die Bitte wiederholt ward, sagte er verlegen: Wollen sehen, wird sich finden. Er setzte sich in eine Ecke und biß in seinen Rohrstock; er hätte viel darum gegeben, wenn er aus dieser verwünschten Situation herausgewesen wäre; einer der Beiden mußte ihm bitterböse werden. Da kam ihm ein Gedanke; er wußte, welcher Richtung seine Collegen aus der ersten Classe waren, es leuchtete ihm ein, daß der Justizrath immer zwei Stimmen zu wenig haben, daß er geschlagen werden würde, daß er ihn nicht retten könne. Ich sah es ihm an, daß er sich für gerettet hielt, er stand auf und holte tief Athem. Mittlerweile war die Abstimmung für die dritte und zweite Klasse vorüber, man schritt zur ersten Abtheilung. Der Justizrath sah Gottlob an, dieser — er hatte ja seine Rechnung gemacht — lächelte zwar zutraulich, zuckte jedoch mit den Achseln; noch ein fragender Blick — dieselbe Antwort. Die Namen wurden aufgerufen. Wie sicher, wie stolz stand unser Freund da! Da mit einem Male wird ein Arzt, der mit den Liberalen gestimmt hätte, hinausgerufen, er muß fort, ehe er an die Reihe des Abstimmens kommt; über das Gesicht des Justizrathes Capuletti gleitet ein feines Lächeln, wogegen der Kaufmann Montecchi, der bis jetzt sehr heiter gewesen war, unruhig wird. Jetzt hängt von Gottlob die Entscheidung ab, und dieser grausame Gedanke, wenn er ihm nicht von selbst gekommen wäre, wurde ihm durch das spöttische Lachen des dicken Brauers aufgedrungen, welcher ihm gegenüber saß. Er fährt mit den Händen in die Haare, mit dem Stock in den Mund, er sieht sich verzweifelt um, — endlich bleibt sein Blick auf der Thür haften. Sie allein kann helfen, er schiebt seine Nachbarn bei Seite, er eilt seiner Retterin zu. Allein noch ist er nicht auf dem Flur, so ist der Kaufmann Montecchi schon neben ihm und faßt ihn zärtlich unter den linken Arm, an den rechten hängt sich der Oberpostdirector, der eben dem Justizrath seine Stimme gegeben hat. Nun ist seine Lage noch schlimmer, er hat die Flucht ergriffen, ohne daß er fliehen konnte. Vor einer so schneidenden Alternative hat York, hat Wallenstein nicht gestanden! Er zerrt um fortzukommen, aber die Beiden halten ihn fest wie geübte Häscher, er schreit: ich will mit der ganzen Teufelei nichts zu thun haben; vergebens, sie lassen ihn nicht. So zieht er sie keuchend mit sich fort, der Treppe zu. Hier am Abgrunde kann endlich Montecchi zu der Frage kommen, ob ihm unwohl sei; hier wird es auch dem Postdirector möglich ihm zuzurufen, daß es schimpflich und unmännlich sei zu fliehen. Leichtfertiger Postdirector, welches Wort entfloh dem Wall deiner Zähne! Mit königlichem Anstande reckte sich Schütze in die Höhe, mit einem kräftigen Ruck schüttelte er die beiden Werber ab, dann sich zu dem Postdirector wendend sagte er stolz: »Ich, unanständig? Das werde ich Ihnen gleich zeigen.« Und

nun drehete er um, ging in das Wahllokal hinein geradeswegs auf den Tisch zu. Eben ward sein Name aufgerufen. „Ich wähle Herrn Kaufmann Hentze“, sagte er mit Nachdruck, dem Justizrath straff ins Gesicht sehend. Dann wandte er sich und ging davon, die Hand des Brauers, der ihn als Parteigenossen anerkennen wollte, stolz zurückweisend.

Wenn jetzt Gottlob auf der Straße zufällig dem Justizrath begegnet, so wendet er sich zur Seite und besieht die Schaufenster, als wenn er seinen Töchtern ein Weihnachtsgeschenk aussuchen wollte. Dem Kaufmann, der ihn beglückwünschte, daß er sich aus der unangenehmen Collision tapfer herausgezogen habe, hat er mit Würde erwiedert, daß er nur seiner Ueberzeugung gemäß gehandelt habe, und dies sei das Wenigste, was man von einem ehrlichen Menschen verlangen könne. Mir sagte er im Vertrauen, er werde sich hüten jemals wieder zu wählen. Und ich glaube, er thut Recht, wenn er davon bleibt.

---

* Die letzten Verse des Camoens.

Von B. Tschischwitz.

Ja eu vi ao taverneiro
Vender vacca por carneiro,
Mas nao vi, por vida minha,
Vender vacca por gallinha,
Senao o Duque de Aveiro.

I.

Die dunkle Nacht liegt schweigend ausgebreitet,
Der Lärm auf Markt und Straßen ist verstummt,
Die Tejostadt hat sich zum Schlaf bereitet;
Nur dumpf verworrner Festesjubel summt
Herab aus hellerleuchtetem Palaste,
Vor dem gebückt ein Mann steht und vermummt.
Es scheint, als ob vom Wandern er nur raste,
Doch schüchtern wendet er den Blick hinauf,
Als lüd' er flehend oben sich zu Gaste.
Erst wankt er fort, dann hemmt er seinen Lauf,
Es scheint, er schwanke zwischen Furcht und Hoffen,
Dann faßt er rasch am Thor des Hammers Knauf.
Von seiner Kühnheit selbst ist er betroffen,
Als laut der Schlag in den Gewölben dröhnt
Und vor ihm liegt die prächt'ge Pforte offen.
Nicht ist sein Blick des grellen Lichts gewöhnt,
Das ihm entgegen flammt von hundert Kerzen;
Verlegen bleibt er stehn und ächzt und stöhnt;
Wie einer, den die schwachen Augen schmerzen,
Hält vor die Stirn er zitternd seine Hand,
Die andre drückt er stumm und fest zum Herzen.
Er schreitet vor. Da naht sich ein Trabant,
Im bunten Kleid mit Golde reich behangen,
Und nöthigt ihn zu stehen, wo er stand.
Fürwahr, er ward nicht zart allhier empfangen.
Gar rauhe Worte schlugen an sein Ohr,
Die ihm gleich Dolchen in die Seele drangen.
„Fort, lump'ger Bettler! Widerwärt'ger Mohr!“
So grüßt ihn hart der Diener auf der Schwelle,
Und fluchend stößt er ihn hinaus vor's Thor.
Dem Alten schwand aus seinem Blick die Helle;
Er stützt betrübt sich an die kalte Wand
Und harrt ein Weilchen keuchend an der Stelle.
Das Lied verschweigt es, was sein Herz empfand;
Doch wischt er große Tropfen von der Wange
Mit seiner rauhen, altersschwachen Hand.
Betrübt und traurig stand er so nicht lange;
Den Lärm vernahm des stolzen Schloßherrn Ohr,
Deß Schritt das Haus erfüllt mit lautem Klange.
Und wieder öffnet dröhnend sich das Thor;
Der Herzog von Aveiro ruft den Alten
Herein ans Licht; demüthig naht der Mohr.
Und mit dem strengsten Ton, dem fürstlich kalten,
Frägt er: „Wer bist du?“ Es umziehn dabei
Die herzogliche Stirn gewicht'ge Falten.
Das Auge hebt der Mohr nun wieder frei,
Und schnell löst ihm das Band sich von der Zungen,
Dreist giebt er jenem Antwort, wer er sei.
„Ich bin, o Herr“, spricht er mit schwachen Lungen,
„Der Diener eines andern Bettlers nur,
Der in der Jugend einst mich hat gedungen.
Im fernen Osten zu Mawalipur,
Wo er als Krieger focht für Portugal,
Folgt' ich getreulich seines Fußes Spur.
Ich folgt' ihm dort, ich folgt' ihm überall
Durch Wälder, Wüsten und durch weite Meere,
Sein Glück theilt' ich, ich theilte seinen Fall,
Ich theilte seine Schmach und seine Ehre;
Zum Freunde wandelte die Noth den Herrn,
Und viel genieß' ich, ob ich gleich entbehre.“
„„Wer ist dein Herr? den Namen wüßt' ich gern,
Das Vaterland wird dankbar sich erweisen.““
„O, Herr! die Hoffnung war sein einz'ger Stern.“
Und auf der Zunge starb das Wort dem Greisen;
Dann drückt er auf sein Antlitz fest die Hand
Und spricht in jenem Ton, dem bittren, leisen:
„Don Luis de Camoens ist genannt
Mein Herr; fürwahr aus edlem Stamm entsprungen
Durch kühne That im Osten weit bekannt;
Er ist es, der fürs Vaterland gerungen,
Der still ertrug des Lebens herbe Qual,
Und der sein Land für ew'ge Zeit besungen.
O Herr, der einst geführt den tapfern Stahl
Und sangesfroh die Harfe hat geschlagen,
Bricht altersschwach sich Bettelbrod zum Mahl.
Das Bettelbrod, das ich ihm muß erjagen
Des Abends unerkannt von Haus zu Haus,
Da ihn die alten Füße nicht mehr tragen.
Doch ach, wie selten nur wird ihm ein Schmaus,
Wie's ziemte nach der hohen Zahl der Jahre,
Und allzu oft nur gehen leer wir aus.
O schautet ihr das Silber seiner Haare,
Ihr würdet, hoher Herr, in Thränen fließen,
Bedauernd ihn, der schon so nah der Bahre.“
Wenn solche Red' ein Herz nicht kann erschließen,
Aus dem fürwahr ist jenes Licht gebannt,
Durch das allein wir Göttliches genießen.
Der Herzog winkt ihm freundlich mit der Hand;
Dann bat er, Haus und Straße ihm zu nennen,
Und hat sich huldvoll drauf zum Geh'n gewandt.
Wie mochte froh von ihm der Mohr sich trennen!
„Kein Herzog kann so gnädig fürder sein!“
Das mußt' er oft sich unterwegs bekennen.
Mit sich und seiner Freude nun allein,
Durchwandelt er der finstern Straßen viele,
Geleitet nur von schwachem Sternenschein.
Nach langer Wand'rung ist er an dem Ziele.
Mit freud'ger Hand klopft an die Thür er leis
Und hört des Freundes Tritt schon auf der Diele.
Dem Diener öffnet schweigend jetzt der Greis,
Der tritt hinein, ergreift ihm beide Hände
Und ruft: „O Herr, dem Ewigen sei Preis!
Nicht hofftest du, daß sich dein Schicksal wende;
Bald, bald erfüllt sich dir das heiße Flehen,
Und deines Lebens Qual ist nun zu Ende.
Hierauf erzählt er freudig, was geschehen.
Jedoch Camoens lächelt nur und schweigt;
Dann spricht er sanft: „Mein Freund, wir wollen sehen.“
Des Dieners Auge sich zur Erde neigt;
Ihm ist's, als müßt' er seinem Herren grollen,
Daß er so schöner Hoffnung kalt sich zeigt;
Doch ist es seine Sache nicht zu schmollen.
Stumm reicht dem Dichter er den Beutel her,
Wobei aus seinem Auge Thränen quollen.
„O Herr, verzeih! heut' komm' ich wieder leer;
Doch bürgt mein Wort dir für die frohe Kunde,
Den nächsten Abend hungerst du nicht mehr.
Die Alten geh'n zu Bett mit leerem Munde.
Wie hart ihr ärmlich Lager auch mag sein,
Des Schlafs genießen sie doch manche Stunde.
Es leuchtet sanft der Mond ins Kämmerlein,
Und auf des greisen Dichters bleiche Wangen
Gießt sich sein Licht gleich einem Hell'genschein.

Das edle Haupt, von Himmelsruh' umfangen,
Wie schmiegt es sich in die zerlumpten Kissen,
Von den Trophä'n des Elends rings behangen!
Doch wie die Stirn auch herber Gram zerrissen,
Ein freundlich Lächeln spielt um seinen Mund,
Als hätt' er nie gedurft die Freude missen.
So giebt allein ein großer Geist sich kund;
Er schloß, wie auch sein Loos bereitet würde,
Noch lebend mit der Ewigkeit den Bund.
Manch andrer fluchte solchen Daseins Bürde
Und raf'te gegen des Geschickes Ketten,
Camoens trägt den Jammer selbst mit Würde.
Sein groß Bewußtsein würde sanft ihn betten,
Wär's auch im Winterfrost auf hartem Steine;
Zur Nachwelt sollt' er seinen Namen retten,
Damit sie ewig sein Geschick beweine.

II.

Der Morgen kömmt und haucht mit lindem Kusse
Den Dichter an; ihn stärkt der West, der frische;
Antonio war längst hinaus zum Flusse,
Ob ihm vielleicht das Glück noch ein Paar Fische
Zum Frühmahl beut; so that der Gute immer
Und half dem Herrn zu manchem leckern Tische.
Zwar schwach nur dünkt ihm heut' der Hoffnung Schimmer,
Da gar zu hell die Luft zu solchem Fange;
Doch manchen Tag ging's ihnen wohl noch schlimmer.
Der Dichter harrt Antonio's gar lange
Und schaut zum Fenster oft erwartend aus,
Ob er zurück nicht kehrt von seinem Gange.
Da, horch, es hallen Tritte durch das Haus.
Sollt' er es sein? Er tritt so kräftig auf;
Gewiß bringt er den lang ersehnten Schmaus.
Der Greis beschleunigt nach der Thür den Lauf.
Da sieh, ein Mann in prächt'gem Ritterkleide
Eilt hast'gen Schritts die Stiegen schon herauf.
Ein zierlich Wamms von Sammt und schwerer Seide
Schließt knapp sich um die fürstlich stolze Brust,
Gar reich bedeckt von köstlichem Geschmeide.
Aveiro schien sich seines Werths bewußt;
Denn vornehm grüßend neigte er das Haupt,
Als bring' der Würd' ein Lächeln schon Verlust.
Noch gestern hat der Dichter nicht geglaubt,
Daß doch sein Wort der Herzog werde halten;
So hat das Unglück sein Vertraun geraubt.
Aveiro blickte gnädig auf den Alten.
„Ihr seid Camoens?“ frägt er dann bedächtig
Im Ton des Fürsten, jenem steifen, kalten.
Und wie er vor ihm steht so stolz und prächtig,
Durchblitzt ein Hoffnungsstrahl des Dichters Seele,
Der noch vor Staunen seiner selbst nicht mächtig.
Was nützt es, daß den Namen er verhehle?
„Ich bin Camoens“, spricht er laut und dreist,
Damit des Zwecks die Frage nicht verfehle.
„„Ihr seid in eurer Jugend viel gereist?““
So fährt der Herzog gütig fort zu fragen
Den Alten, der zwei Tage nicht gespeist.
„Ja, Herr“, erwiedert ohne mehr zu zagen
Der Dichtergreis mit neuem Jugendfeuer,
„Ich habe mich für Portugal geschlagen.
Das Vaterland, mir war es ewig theuer;
In Kampf und Noth und in das Meers Gefahren,
Das schwör ich euch, war keiner ihm getreuer.
Ich will euch gerne den Bericht ersparen
Von meinen Thaten und von meinen Leiden,
Ihr seht verzeichnet sie in diesen Haaren.
Doch bitter ist's, vom Leben so zu scheiden,
Wenn man, gebeugt von schweren Alters Last,
Noch soll die kleinste Gunst des Schicksals meiden.“
„„Ihr seid ein Dichter““, spricht der Fürst mit Hast,
„„Und eure Verse hört' ich viel schon loben,
Die ihr zum Ruhme Portugals verfaßt.““
Der Dichter wandte seinen Blick nach oben.
Ein Glück, daß ihm der Jugend Gluth erkaltet,
Daß Hunger ihm gezähmt des Unmuths Toben.
„Man nennt mich einen Dichter, doch veraltet“,
So spricht er, „woll'n mir meine Verse scheinen,
Wenn später nicht ein günst'ger Schicksal waltet.
Gewinn, o Herr, gewährten sie mir keinen;
Und wie die Menge auch die Kunst mag preisen,
Sie kümmert wenig sich um unser einen.“
Der Fürst erröthet bei dem Wort des Greisen,
Doch birgt er achselzuckend noch die Scham
Rasch hinter einer Miene fest wie Eisen.
Darauf, indem ein Blatt hervor er nahm,
„„Gern will ich““, spricht er, „„eure Leistung lohnen,
Dies ist der Grund, mein Freund, warum ich kam.
Für meine Dame wünsch' ich zwei Canzonen,
Ihr seid der Mann dazu, und stimmt ihr ein,
So zahl' ich für die Strophe drei Dublonen.““
Dem Alten trübt das Aug' ein matter Schein.
„O Herr“, so spricht er leise und gar schüchtern,
„Wie gern verdient' ich's, doch es kann nicht sein.
Glaubt nicht, es sei die Furcht vor krit'schen Richtern,
Die mich bestimmt, den Auftrag abzuschlagen,
Nein, Herr, ich bin seit gestern Morgen nüchtern.
Ihr seht, wie kaum die Füße mich noch tragen,
Und schon zu lange ist's, daß ich gesungen;
Ach, statt zu singen würd' ich bitter klagen;
Wie hell auch meine Leier sonst geklungen
In jenen Tagen meiner vollen Kraft,
Ihr sind seitdem die Saiten all' gesprungen;
Den Sangesmuth hat mir das Leid entrafft,
Mein kühnes Streben bändigte die Noth,
Und mit dem Leibe ist der Geist erschlafft.“
Des Herzogs Antlitz färbt ein flüchtig Roth;
Doch spricht er zart: „„Mein Freund, ihr thut mir leid!““
Wobei er gnädig ihm die Rechte bot.
„„Doch ihr seid arm““, so fährt er fort, „„verzeiht,
Daß eurem Dienst ich sonst mich noch empfehle,
Zu dem das Schicksal mir die Macht verleiht.““
Dem Alten zuckt es freudig durch die Seele,
Als mild des Fürsten Augen auf ihm ruhn,
Er denkt an Nichts als seine trockne Kehle.
„O Herr, wollt ihr nun einmal Gutes thun,
So bitt' ich euch, da lang' ich Nichts genossen,
Von Herzen nur um ein gebratnes Huhn.“
Die Thränen, die ihm von dem Auge flossen,
Sie flehten lauter noch als diese Worte,
Drum hat der Fürst Gewährung rasch beschlossen.
Von Hühnern trägt sein Tisch ja manche Sorte,
Und diesen Mittag hält er großes Mahl;
Wie leicht schickt man ein Huhn nach diesem Orte!
„„Gehabt euch wohl, bis auf ein ander Mal!““
So ruft er noch. „„Laßt euch das Hühnchen munden!““
Das war das Wort, mit dem er sich empfahl.
Rasch ist er aus des Dichters Blick entschwunden;
Der harrt des Dieners nun mit freud'gem Zagen,
Er harrt und harrt zwei lange, lange Stunden.
Doch über seine Lippe bricht kein Klagen.
Heut' soll er ja der Mahlzeit nicht ermangeln,
Er hört Antonio an die Pforte schlagen:
Der kehrt verdrossen leer zurück vom Angeln.

III.

An reich besetzter Tafel schwelgt und zecht
Der Herzog mit den fürstlichen Genossen;
Man rühmt Aveiro's Gastfreiheit mit Recht.
Wieviel des Weines ist da nicht geflossen,
Der auf Italiens glücklichem Gestade,
Auf Chios und auf Cypern ist entsprossen!
Aveiro geizte nie mit seiner Gnade;
Doch hat er heute selbst sich übertroffen,
Kein Fest hat je geglänzt in diesem Grade.
Den Freunden hält er stets die Tafel offen,
Drum preist ihn jeder auch mit lautem Munde,
Auf seinen Stern gerichtet ist ihr Hoffen.
Die Becher klingen in der heitern Runde,
Und manches Auge schon sprüht lichte Funken,
Da man gezecht bis spät zur Abendstunde.
Die Einen sind ermattet hingesunken,
Das schwere Haupt gestützt auf seidne Kissen,
Die Andern wanken aus dem Saale trunken.
Der Herzog nur scheint Etwas zu vermissen;
Er reibt die Stirn sich mit der flachen Hand,
Wie einer, der des Sinnens ist beflissen.

Da fällt ihm ein, was dem Gedächtniß schwand, —
Es ist das Huhn, das er bestimmt versprach,
Ein Fürst hält Wort, der Grundsatz ist bekannt.
Er ruft der Diener einen ins Gemach:
„„Sind von den Hühnern welche übrig blieben?
Lauf' rasch zur Küche hin und frage nach!““
Aveiro ist kein Freund von dem Verschieben,
Das zeigt sich hier. Der Diener kommt zurück,
Er hat den Auftrag rasch genug betrieben.
„O, Herr, von Hühnern blieb kein einzig Stück!
Des Kochs Gesinde ließ sich alle schmecken,
Doch Kuhfleisch ist vorhanden noch zum Glück.“
„„Das ist kein Unglück um drob zu erschrecken;
Wer so gefastet hat wie unsre Alten,
Wird auch nach Kuhfleisch schon die Finger lecken.““
So denkt der Herzog bei sich selbst. In Falten
Legt er die Stirne und befiehlt sofort,
Daß man den Braten holen soll, den kalten.
Der Diener bringt ihn auf des Herren Wort,
Und dieser sendet mit hocheignem Munde
Das Kuhfleisch nach der Greise Wohnungsort.
Hierauf verfloß wohl eine gute Stunde;
Dann kommt der Knecht zurück in aller Hast
Und bringt dem Herzog wüthend diese Kunde:
„O Herr, der Alte ist ein stolzer Gast!
Er nannte das Geschenk nur schnöden Bettel,
Und hat in Eile einen Reim verfaßt;
Seht her, hier schrieb er ihn auf diesen Zettel;
Die Verse sind nur schlecht nach meinem Schluß,
So reimt am Ende jede alte Vettel:
„Oft sah in schlechten Kneipen mit Verdruß
Für Hammelfleisch ich trüglich Kuhfleisch geben,
An Kuhfleisch ist fürwahr ja Ueberfluß;
Doch dieses sah ich nie, bei meinem Leben,
Daß man für Hühnerfleisch das Kuhfleisch giebt,
Wie's Herzog von Aveiro that so eben.“
Dem Herzog hat zu schweigen nicht beliebt;
Entrüstet springt er auf von seinem Sitze,
Den zorngeröthet er zur Seite schiebt.
Er stürzt hinweg in herzoglicher Hitze,
Und ihn begleitet seine Dienerschaar,
Gleich ihm beleidigt von des Dichters Witze.
Er eilt zum Haus, wo er am Morgen war;
Dort tritt betrübt Antonio ihm entgegen,
Der hat geweint, das sieht sein Auge klar.
„O Herr, ihr macht euch Mühe unsertwegen“,
So spricht er bitter, „könnten wir's doch danken,
Doch weisen wir euch an des Himmels Segen.
Mein Herr vertraut' euch arglos, sonder Wanken,
Und bis zum Abend harrt' er in Geduld,
Doch da begann er ernstlich zu erkranken.
Es ist nicht seine, ist des Magens Schuld,
Der euer herzoglich Geschenk verschmähte;
Kränkt' er euch drum, verzeih's ihm eure Huld.
Ihr schicktet nur ein Weniges zu späte,
Doch laßt euch dies, hochedler Herr, nicht grämen;
Was kanntet ihr, wie weh das Fasten thäte!“
Aveiro wußte schwer sich sonst zu zähmen,
Doch mußt' er wohl des Grolls sich jetzt entschlagen
Und jenen still zu hören sich bequemen.
„Euch nicht, die Vorsicht hat er anzuklagen,
Die einen Riesengeist ihm zwar verliehn,
Jedoch nur einen menschlich schwachen Magen.
Seht dort die Männer aus dem Hause ziehn,
Sie tragen ihn im Korbe, halb schon Leiche,
Bald wird sein Geist der ird'schen Qual entfliehn.“
Der Herzog ist nicht mehr der stets sich Gleiche;
Wohl weckt der Anblick des Gewissens Qual,
Rasch wendet er sein Antlitz weg, das bleiche.
„Bei den Barmherzigen im Hospital“,
Fährt nun Antonio fort, „wünscht er zu sterben,
Und ich begleit' ihn heut zum letzten Mal.
Nichts Irdisches läßt er mir zwar zu erben,
Doch werd' ich wohl von ihm nicht gar zu weit
Ein Winkelchen zum Todtenbett erwerben.
Ihr seid gerührt; o gnäd'ger Herr, verzeiht,
Es ist ein arges Ding um dies Geschlecht,
Das Thränen lieber noch als Brot verleiht.
Doch, Herr, seid still, es ist auch so schon recht.
Stolz wird ihn Portugal den Seinen nennen,
Denn keiner war wie er so treu und echt.
Auch meine Treu' wird einst man nicht verkennen,
Und wie ich ihm im Leben angehangen,
Wird nach dem Tod man mich von ihm nicht trennen.
Auch ihr tragt nach Unsterblichkeit Verlangen —
Euch sang der Dichter ja sein Schwanenlied —
Drum neben seinem wird Eu'r Name prangen!“
Antonio lachte bitterlich und schied.

* Der deutsche Buchhandel.

Wir erwähnten neulich den jüngsten Nachtrag zum „Wegweiser durch die Literatur der Deutschen“ von Karl Klüpfel. Im Vorwort hat der Verfasser ein schätzbares Material für Kenntniß und Beurtheilung des deutschen Buchhandels zusammengestellt, welchem wir folgende Notizen entlehnen.

Was den literarischen Verkehr in Deutschland betrifft, so gilt es für ausgemacht, daß in Norddeutschland viel mehr Bücher geschrieben und gekauft werden als in Süddeutschland; besonders Sachsen und die Mark sind wohl am schreib- und kauflustigsten. In Deutschland ist das in geistigen Interessen grade nicht voranstehende Oesterreich ein von den Buchhändlern besonders geschätztes und berücksichtigtes Absatzgebiet, während auffallenderweise das benachbarte Bayern für den schlechtesten Büchermarkt gilt. Ein Grund dieser Erscheinung möchte darin zu suchen sein, daß das Interesse für die Literatur in Oesterreich noch neu und frisch ist und weniger Büchervorräthe aus früherer Zeit dort vorhanden sind, und daß in Bayern nach dem Vorgang der Hauptstadt der Sinn für bildende Kunst mehr entwickelt ist, als der für die Literatur. Der wohlhabende Bauer oder Gewerbsmann in Altbayern denkt in der Regel nicht daran, außer einigen Gebetbüchern und etwa den „Fliegenden Blättern“, weitere Geistesnahrung ins Haus zu schaffen, während der reiche Landwirth in Norddeutschland seine kleine Bibliothek hält und selbst der minder bemittelte Bürger und Handwerker sich das Geld am Munde abspart, um sich ein unterhaltendes oder belehrendes Buch zu verschaffen. Schon günstiger als in Bayern stellt sich die Sache in Würtemberg; Stuttgart ist ein Hauptplatz für die literarische Production, weniger freilich für den Absatz. Das umgekehrte Verhältniß findet in Baden und in der Rheinpfalz statt, wo schon der allgemeine Wohlstand des Volkes dem Bücherkaufen günstig ist, während die Productionslust zurücktritt. Zum Beleg des eben Gesagten fügen wir einige Notizen aus dem Geschäftsbetrieb einer Leipziger Verlagsbuchhandlung bei, die uns das Verhältniß des Absatzes nach den verschiedenen Ländern folgendermaßen angiebt:

Die Procente des Absatzes von 1857 vertheilen sich so:

Preußen mit	30 pCt.	
Königreich Sachsen und die Herzogthümer	20 „	
Das übrige Norddeutschland	23 „	
Also in ganz Norddeutschland		73 pCt.
Süddeutschland	5 „	11 „
Oesterreich	6 „	
Deutschland		84 pCt.
Rußland	5 pCt.	16 „
Schweiz	4 „	
andere Länder	7 „	
		100 pCt.

Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß der Absatz nach Oesterreich grade bei dieser Buchhandlung unverhältnißmäßig schwach ist, und daß von den 20 pCt. Absatz nach Sachsen 6 bis 8 pCt. auf Bezüge der Leipziger Commissionäre für auswärtige Rechnung fallen dürften.

Eine noch detaillirtere Anschauung giebt die Berechnung vom Jahre 1844, in welcher die Procente des Absatzes in Beziehung ge-

setzt sind zu der Zahl der Buchhandlungen in den einzelnen Ländern und Städten. Es ist dabei besonders bemerkenswerth, daß bei Oesterreich und Preußen das Absatzverhältniß ganz dieselben Procentsätze darbot, wie das Verhältniß der Buchhandlungen zur Gesammtsumme derselben.

	Proc. des Absatzes.	Städte mit Buchhandlungen.		
Oesterr. Bundesst.	14	41	159	69 Städte mit 118 Buchhandlungen oder 12 pCt. der gesammten deutschen Buchhandlungen.
— andere Staaten		28	59	
Preußen, Bundesst.	37	166	632	195 Städte, 698 Buchhandlungen oder 37 pCt.
— andere Staaten		29	62	
Bayern	4	39	146	205 Städte, 928 Buchhandlungen oder 51 pCt.
Sachsen	10	37	265	
Hannover	2	22	59	
Würtemberg	2	26	108	
Baden	2	14	52	
Hessen	3	8	24	
— Darmstadt...		6	41	
Holstein	1½	8	25	
Sächs. Herzogth..	2	18	52	
Braunschweig ...	½	5	22	
Mecklenburg	2	14	26	
Oldenburg	½	3	7	
Freie Städte....	6	4	100	

Ebenso wie Sachsen durch das Leipziger Commissionsgeschäft eine verhältnißmäßig zu große Zahl Procente hat, so ist auch bei Hamburg, welches in dieser Rechnung allein 3½ pCt. abnimmt, der Bedarf für den Norden (Skandinavien) und Amerika eingerechnet.

Wie sehr der buchhändlerische Verkehr seit den letzten Jahrzehnten zugenommen hat, zeigt sich an der steigenden Zahl der Buchhandlungen. Im Jahre 1831 existirten in Deutschland nur etwa 300 Städte mit 1011 Buchhandlungen; besonders auffällig ist die Zunahme

in Berlin	1831	80	Buchhandlungen	1855	195	Buchhandlungen
in Leipzig	1831	79	„	1855	150	„
in Stuttgart	1831	17	„	1855	55	„

Vom Jahre 1831 an war der Buchhandel im Wachsen, bis zum Jahr 1846, dann trat in Folge der Theuerung und noch mehr der politischen Ereignisse im Jahre 1848 eine Abnahme ein, die sich mit der hergestellten politischen Ruhe allmälig wieder ausglich. Die Absatzverhältnisse der Verlagshandlungen sind natürlich durch die Art der Bedürfnisse der verschiedenen Bildungs- und Berufsklassen vielfach modificirt. Die meisten Bücher wissenschaftlichen Gehalts werden (abgesehen von den öffentlichen Bibliotheken) in den Kreisen gekauft, welche den Universitäten angehören oder nahe stehen. Hauptsächlich sind es die Universitätslehrer selbst, sodann solche, die eine Universitätsbildung genossen haben und durch ihren Beruf darauf angewiesen sind, ihre Studien fortzusetzen, besonders Lehrer, Geistliche und Aerzte. Leider vermindert sich nun in neuerer Zeit diese Klasse von Käufern immer mehr, da die schmalen Besoldungen nicht mehr zureichen, um neben den gesteigerten Ausgaben für die täglichen Lebensbedürfnisse einen Bücheretat zu erübrigen. Dieses unnatürliche Verhältniß ist um so mehr zu bedauern, als mit der größeren Einnahme in den höheren Kreisen der Gesellschaft keineswegs der Aufwand für Bücher verhältnißmäßig steigt, indem der Luxus in andern Dingen das Bücherbudget auf eine unglaublich kleine Summe herabdrückt. Während in England und theilweise auch in Frankreich auf den Familiensitzen des Adels eine Bibliothek zur Ausstattung des Hauses gehört, und es auch bei deutschen Familien der adeligen und bürgerlichen Aristokratie früher Sitte war, eine Büchersammlung zu halten, ist es jetzt eine große Seltenheit geworden, daß in einem Hause alljährlich eine bestimmte Summe für Bücher verwendet wird. Zu dem allgemeinen Gebrauch der Familie wird etwa außer den Schul- und Kinderbüchern noch eine Ausgabe von Schiller und Goethe, ein Conversationslexikon, eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung und, wenn es hoch kommt, eine Weltgeschichte angeschafft. In dieser Beschränkung geht die Literatur wohl auch in die Kreise des städtischen Handwerkerstandes herab. An die Stelle der Familienbibliothek tritt die Theilnahme an einer Lesegesellschaft, das Abonnement bei einer Leihbibliothek, und diese Institute sind es, auf welche der Verleger von Werken für die Unterhaltnng vorzugsweise zu rechnen hat. Der größere Theil des Etats der Lesegesellschaften wird in der Regel für Zeitschriften verwendet, für Bücher bleibt nur ein kleiner Theil übrig. In den Leihbibliotheken bilden die Romane, welche ein unterhaltendes Lesefutter darbieten, den Grundstock, an den sich populäre naturwissenschaftliche Schriften, Reisebeschreibungen und Memoiren anschließen.

Die Reste des Incareiches in Peru.

* Bremen, 9. Decbr. Gestern hielt im Künstlerverein Herr Dr. Adolf Bastian einen Vortrag über die Reste des Incareiches in Peru, welches er auf seinen Reisen besucht hat. Nach einigen Bemerkungen über die beiden Kulturstaaten Amerikas, die der Azteken im Norden und der Incas im Süden, ging der Vortrag zu einer Schilderung der geographischen Gestaltung Peru's über. Die regenlose Wüste der Küste des stillen Oceans wird nur längs des Laufes der Flüsse durch Oasen unterbrochen, und wenn man jenen aufwärts folgt, gelangt man nach Ueberschreitung des westlichen Kammes der Cordillere auf das Längenthal der Sierra, an deren östlichem Abhange die Montaña der Andes in die Bergthäler des Amazonengebietes niederfällt. Folgt man der Sierra, das Stammland der Incas, deren Geschichte auf ihr hauptsächlich verlief, von Norden nach Süden, so gelangt man an der Grenze Boliviens an das Ufer des hoch gelegenen Titicaca-Sees, aus dem die Sage das Geschwisterpaar der Incas, Manco Capac und Mama Oello Huaco hervorgeben läßt, die zur Civilisirung der Indianer ausgesandten Kinder des Sonnengottes. Sie gründen Cuzco und dehnen von dort ihre Herrschaft durch meistens unblutige Eroberungen über die umliegenden Länder aus.

Garcilasso de la Vega, der mütterlicher Seits von den Incas, väterlicher von den Spaniern stammte, ist als die beste Autorität für die ältere Geschichte zu betrachten. An seine Beschreibung des Sonnentempels knüpfen sich Bemerkungen über die peruanische Baukunst, die sich im Allgemeinen als eine künstlerische Nachahmung der cyclopischen Architektur bezeichnen läßt. Die pyramidalische Verengerung der Fenster und Thüren, sowie die Neigung der Mauern erinnert zugleich an den ägyptischen Stil. Die phantastischen Combinationen, die sich in den Skulpturen finden, tragen einen mexikanischen Charakter. Diejenigen Bauten dagegen, aus denen man geglaubt hat den Peruanern die Bekanntschaft mit dem Princip des Gewölbes vindiciren zu müssen, rühren wahrscheinlich aus der ersten Zeit der Eroberung. Den Incas selbst darf nur eine ähnliche Annäherung an dasselbe zugeschrieben werden, wie sie sich in den griechischen Thesauren findet.

An den Sonnentempel schloß sich, nach Garcilasso's Beschreibung, der Pallast der Sonnenjungfrau, und die Fundamente desselben sind noch jetzt in Cuzco erhalten. Von dem Sonnentempel selbst, auf dem die Kathedrale von St. Domingo aufgebaut ist, ist nur der Unterbau der oberen Tempelterrasse geblieben, an dem sich am Vollkommensten die Feinheit der Politur beobachten läßt, mit der die Peruaner die riesigen Quadern abzuschleifen verstanden. — An die Beschreibung des dort gefeierten Nationalfestes knüpfte sich die Schilderung der letzten Tage des Inca-Reiches, das mit der Erscheinung der spanischen Entdecker ein so plötzliches Ende fand. Die gewaltigen Felsmassen, aus denen die Festung Sacsahuaman oberhalb Cuzco aufgethürmt ist, konnten nur mit den größten Schwierigkeiten aus entfernten Provinzen herbeigeschafft werden, wie solches im speciellen an der Piedra cansada bekannt ist.

Am Pallaste Manco Capac's lassen sich noch Skulpturen erkennen, an dem des Pachucetec zeigt sich am mannichfaltigsten die künstliche Einschachtelung der Bausteine.

Die Terrassenbauten von Limatambo erinnern an die mexikanischen Teocalli, während sie an andern Orten dazu dienen eine Art schwebender Gärten herzustellen, wie es auch in China geschieht, um selbst ein unfruchtbares Terrain in den Bereich der Cultivation zu ziehen. Aus demselben Grunde waren auch die altperuanischen Städte nur auf den Gipfeln der Berge erbaut und Cuzco selbst liegt 11,380 Fuß über dem Meeresniveau.

Im Thale von Lima finden sich Reste des Tempels des Rimac, in der Nähe des Orakels des Pachacamac, in dessen Tempel zu Cacha die Spanier das von ihnen für den heiligen Bartholomäus gehaltene Bild des Viracocha fanden.

Das großartigste Werk der Incas war die Heerstraße von Cuzco nach Quito, das die spanischen Colonisten seiner bewundernswürdigen Treppenbauten wegen absichtlich zerstörten. An die Stufenpyramide Curumba, die wahrscheinlich zu den von dem Inka auf seinen jährlichen Reisen benutzten Ausruheplätzen gehörte, knüpfen sich Schilderungen der Gebirgsscenerie der Cordilleren.

Die Brücke des Apurimac wird beschrieben, als Repräsentant der für Peru charakteristischen Schwebebrücken.

Mit Bemerkungen über die Montaña und der neuen Zukunft, die für Peru aus der Beschiffung des Amazonenflusses erstehen mag, schließt der Vortrag.

Germanisches Museum.

Bitte um Beiträge zur Restauration der Karthäuserkirche zu Nürnberg.

Die nunmehr dem germanischen Museum als Eigenthum übergebene Kirche der Karthause soll im Innern zur Aufnahme größerer Kunst- und Alterthumsgegenstände hergestellt werden, wozu nach genauer Berechnung die Summe von 3000 fl. rhn. oder 1714 Thalern erforderlich ist. Wenn auch im Verhältniß zur Sache solcher Betrag nicht sehr hoch erscheint, so würde doch diese besondere Ausgabe vom jährlichen Etat des Museums nicht ohne wesentliche Störung der Fortentwicklung der ganzen Anstalt bestritten werden können. Andererseits aber würde ein längerer Aufschub der Herstellung eines eben so schönen als dringend nöthigen Lokals für das Museum von unberechenbarem Nachtheil sein und von jedem wahren Freunde unseres vaterländischen Unternehmens gewiß beklagt werden müssen. Kühn gemacht durch die stets wachsende Theilnahme an demselben, durch welche allein die bisherigen schönen Erfolge nur möglich waren, hat es der unterzeichnete Vorstand übernommen, sogleich nach Uebernahme der Kirche Hand an deren Restauration legen zu lassen, die im geschlossenen Raume auch während des Winters fortgesetzt werden kann, um bis zum nächsten Sommer vollendet zu sein. Er wendet sich nun vertrauensvoll an das deutsche Volk mit der Bitte, ihm beizustehen mit größeren oder kleineren Gaben, für deren Einsammlung sich gewiß auch außer den ordentlichen bevollmächtigten Agenten des germanischen Museums noch Männer finden werden, die ein Herz für unsere gute Sache haben, damit alsbald ein sichtbarer Tempel deutscher Ehre und geistiger Einheit, der ein wahres Gesammteigenthum der ganzen Nation ist, derselben würdig dastehe; ja, er verspricht auch, jeden allenfallsigen Ueberschuß der Gaben nur zu dessen Verherrlichung zu verwenden und — wie sich versteht — öffentliche Rechenschaft abzulegen. Die Namen der Wohlthäter selbst sollen in der Kirche durch eine Gedenktafel der Nachwelt aufbehalten bleiben. Möchten deren recht Viele sein, die erkennen, daß es sich hier um etwas Höheres handele, als um ein bloßes Gebäude aus Stein und Holz!

Nürnberg, den 16. November 1858.

Die Vorstände des germanischen Nationalmuseums.
Dr. Freiherr v. Aufsess. Dr. Beeg.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Bretonische Volkslieder. Uebersetzt von Moritz Hartmann und L. Pfau. — Album des deutschen Vereins zur Unterstützung der Hinterlassenen verdienter Künstler. Herausgegeben vom Central-Ausschusse. — Dichter und Frauen. Studien von Karl Frenzel. — Willfried. Episches Gedicht von F. Bäßler. — Die deutsche Trachten- und Modenwelt. Von J. Falke. — Die Töchter des Freischulzen. Erzählung von Karl von Holtei. — Dorothea von Kurland. Biographischer Roman von A. von Sternberg. — König Wilhelm III. und seine Zeit. Roman von M. Norden. 3 Bde. — Schloß Wartburg. In Liedern und Romanzen gefeiert von Ludwig Bechstein. — Südafrika und Madagaskar, geschildert durch die neuesten Entdeckungs-Reisenden. Herausgegeben von Karl Andree.

— * Eine Novelle von Robert Heller, „Das Geheimniß der Mutter", erschien bei Meidinger in Frankfurt. Ebenso ein zweibändiger Roman von Theodor Mügge „Verloren und gefunden."

— * Eine neue Uebersetzung des Moliere'schen „Tartuffe" ist herausgekommen; sie ist in Jamben verfertigt und verfaßt von A. Otto-Walster.

— * Eine französische Uebersetzung des Goethe'schen „Faust" vom Leutnant Alfons von Polignac wird demnächst in Paris erscheinen. Der Verfasser hat sein Werk begonnen während der Belagerung von Sebastopol.

— * Englische Blätter enthalten die Notiz, daß Lewes sich mit einer englischen Uebersetzung der Werke Spinoza's beschäftige.

— △ Die Pfalz und die Pfälzer. Von August Becker. Leipzig, J. J. Weber. — Mit nicht geringen Erwartungen nahmen wir dieses neue Werk des Verfassers von „Jungfriedel der Spielmann" zur Hand, der hiermit ein von dem letzteren Buche ganz verschiedenes Gebiet betritt. Der Verfasser beschreibt in sehr gediegener Weise und weit entfernt von dem jetzigen so beliebten nachlässigen und oberflächlichen Touristenstil die schöne Pfalzgrafschaft am Rhein und ihre angrenzenden Gebiete. Er führt uns zunächst in die Rheinebene, durch das von Sagen und Erinnerungen an den Nibelungenhort erfüllte Worms nach Speyer und dessen so eben wieder prächtig hergestellten Kaiserdom und seine Gräber. Sodann besteigen wir das Haardtgebirge, an dessen weinreichen Geländen die vielgenannten und gepriesenen Ortschaften Neustadt, Dürkheim, die Villa Ludwigshöhe, Forst, Deidesheim und Gleisweiler liegen. Im Wasgau betreten wir die Bundesfestung Landau, die reizenden Thäler von Annweiler und Dahn, durchwandern den hochgelegenen, waldigen Westrich und dessen industriereichen Kohlenbezirke und werden endlich noch durch die Nahe- und Alsenzthäler auf den Hundsrück und Donnersberg geführt. Der Verfasser weiß auf anziehende Art die Beschreibung des Volkslebens und -treibens, wie z. B. die höchst eigenthümlichen Verfassungsverhältnisse des Bergeslandes der Haingeraiden oder die Geschichte eines pfälzischen Dorfes oder einzelner Familien desselben u. A. m. mit dem Interesse und der Vorliebe, wie sie eben nur dem Landeseingeborenen eigen sind, zu behandeln. Gründliche geschichtliche und künstlerische Notizen sind, wo es noth thut, eingestreut; vielleicht keine Provinz unseres Vaterlandes bot hiezu soviel Gelegenheit, als diese, in welcher nacheinander Nemeter, Celten, Römer, Allemannen, Franken und sogar Normannen, später Spanier, Kaiserliche, Schweden und endlich Franzosen sengend, brennend und mordend hausten und, daß aus allen diesen Gräueln der Barbarei und der Kriege älterer und neuerer Zeiten dieses Land sich stets lebenskräftig und neu verjüngt wieder erhob, ist eben ein Beweis seiner unverwüstlichen Lebenskraft. Dieses bezeugen auch seine reichen Städte, seine blühenden, dichtgedrängt aneinander grenzenden Dorfschaften, während zahllose Burgtrümmer — wir erwähnen nur den herrlichen Trifels und das Hambacher Schloß — voll historischen Interesses sind. Referent, welcher die Pfalz, diesen Edelstein unter den deutschen Gauen, mehrfach durchwanderte, kann dieses Werk, welches sich durch treffliche Ausstattung als eine paßliche Weihnachtsgabe empfiehlt und mit 80 Holzschnitten geschmückt ist, jedem Forscher deutscher Kulturhistorie, sowie jedem Reisenden sehr anempfehlen. Noch bitten wir die geehrte Verlagshandlung bei etwaiger zweiter Ausgabe eine detaillirtere Karte mitzugeben; das beiliegende Kärtchen, welches nur zur ersten Orientirung dienen soll, entbehrt die Namen und Angabe des vielbesprochenen Haardtgebirges und der Vogesen. — Ueber den naheliegenden Vergleich dieses Werkes mit dem unter ähnlichem Titel früher erschienenen von Riehl drückt der Verfasser selbst sich in der Vorrede folgendermaßen aus: „Wenn Riehl im Auftrage des Königs Max die Pfälzer in jüngster Zeit zum Gegenstande seiner kulturhistorischen Forschungen nahm, um an ihnen seine volkswirthschaftlichen Ideen kristallisiren zu lassen, so ist unser Buch daneben wohl nicht überflüssig geworden, da es, nur das Thatsächliche im Auge, die Pfalz und die Pfälzer einfach darstellen und sie nicht zu Objekten einer systematisirten kulturgeschichtlichen Doctrin machen will."

— ** Illustrirter Kalender für 1859. Leipzig, J. J. Weber. — Was manches Buch, das nur für gewisse Stände oder gewisse Zweige der Wissenschaft berechnet ist, oft mit Unrecht von sich sagt, das Goethe'sche Wort: „Wer Vieles bringt, wird Jedem Etwas bringen“, das läßt sich mit vollem Rechte von unserem alten Bekannten, dem hier zum vierzehnten Male auftretenden Weberschen illustrirten Kalender, sagen. Er giebt wiederum eine Uebersicht über alle Ereignisse im Leben und Streben, Dichten und Trachten der Völker, über alle Erscheinungen in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, der Künste, der Gewerbe und des Handels, und über den gegenwärtigen Zustand der verschiedenen staatlichen, artistischen, industriellen und commerciellen Institutionen, wobei wir den Wunsch nicht unterdrücken können, daß auf diesen Gebieten noch manche der bestehenden Anstalten und namentlich der Vereine in Zukunft Erwähnung finden mögen. Wäre es z. B. im statistischen Abschnitt unter der Rubrik „Kunstkalender“ nicht wünschenswerth, daß neben den Instituten der Akademieen (zweifelhaften Nutzens) auch die in Deutschland bestehenden Kunstvereine mit der Zeitangabe ihrer Ausstellungen, und die sonstigen Vereine zu künstlerischen und kunstwissenschaftlichen Zwecken erwähnt würden, damit man erfahre, wo solche existiren? Ebenso verhält es sich mit den Vereinen zu den verschiedenen wissenschaftlichen Zwecken, auch wäre eine Uebersicht über sämmtliche in Deutschland bestehenden Journale wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts nicht ohne Interesse. Lauter Dinge, die, da es bloße Namen und Titel sind, den Umfang des Kalenders nur um wenige Seiten vermehren würden. Betrachten wir aber das im Buche Vorhandene, so wird ihm schwerlich Jemand das Lob der umfassenden Kenntnisse, der Richtigkeit in den Angaben und der präcisen, gedrängten Darstellungsweise versagen können. Für den mit der Einrichtung und Vertheilung des Stoffes noch Unbekannten geben wir in der Kürze die Inhaltsübersicht der drei Hauptabschnitte: I. Jahreskalender; II. Illustrirte Chronik; III. Statistisches Jahrbuch. Der erste dieser Abschnitte zerfällt in einen Monats-, einen astronomischen und einen chronologischen Kalender; die zweite in einen Geschichts-, Hof- und Fest-, Militär- und Marine-, Landwirthschafts-, Handels-, Gewerbs-, Kirchen- und Schul-, Gelehrten-, Kunst-, Haus- und Frauenkalender. Im dritten oder statistischen Abschnitte wiederholen sich eben diese Rubriken, so daß sämmtliche dahin einschlagende Anstalten mit ihrem verschiedenen Personal namhaft gemacht sind.

— * Die Wiener Monatschrift für Theater und Musik, hervorgegangen aus den einst in Wien großes Aufsehen erregenden „Recensionen und Mittheilungen über Theater und Musik“, wird vom Januar an als Wochenschrift erscheinen und damit, da Tendenz und Haltung des trefflichen Blattes dieselben bleiben, ohne Zweifel einen Fortschritt machen. Die „Monatschefte“ war bis jetzt der Form nach eine „Revue“, ihrem Charakter und ihrer Haltung nach ein „Journal.“ Durch die Neugestaltung, welche zugleich einen Zuwachs der mitwirkenden Kräfte erforderte, wird die letztere Seite des Unternehmens, der eigentliche journalistische Charakter nur noch mehr hervortreten. Die Mittheilung künstlerischer Dinge wird rascher und mannichfaltiger sein können, die unabhängige Haltung aber soll bewahrt werden.

— * In einem Berichte des französischen Moniteur heißt es: „Zu den interessantesten Erscheinungen auf der Insel Sardinien gehört es, daß in keiner Gegend Italiens ein Italiänisch gesprochen wird, welches dem alten Lateinischen so nahe steht, als hier, besonders in den nördlichen Ortschaften der Insel, während in den südlichen ein Italiänisch gesprochen wird, das starke Zusätze vom Punischen enthält; in Alghero und einigen benachbarten Orten wird ein Gemisch von Catalonischem, Corsischem und Genuesischem geredet.

— * In Göttingen starb plötzlich am 1. December die Gattin des Mathematikers Dirichlet. Sie war die Schwester von Felix Mendelssohn-Bartholdy und Fanny Hensel, welcher man wohl die Lieder ohne Worte zugeschrieben hat, Beiden geistesverwandt, Beiden ebenbürtig an Adel der Seele. Ihr unerwartetes Dahinscheiden erinnert an den eben so raschen Tod der vorangegangenen Schwester.

— * Nach neuen Anordnungen geht nun die Vorhalle des Museums in Berlin endlich der Vollendung ihres malerischen Schmucks entgegen. Während bekanntlich der obere Wandtheil der Halle mit den phantasievollen und vielgestaltigen Entwürfen Schinkels bedeckt ist, erschien bis jetzt der untere Theil dieser Wand durch Gliederungen in Stuck in kleinere Felder getheilt, deren Ausfüllung mit Gemälden in der Absicht des Baumeisters lag, und deren Ausführung schon im vorigen Jahre von dem Könige befohlen war. Nach nunmehriger Bestimmung sollen die Bilder, welche an der einen Seite die Thaten des Herakles, an der andern die des Theseus zum Gegenstande haben werden, nebst ihrer Umrahmung und der Erneuerung der decorativen Verzierung der übrigen Wandfläche spätestens bis zum Herbste des nächsten Jahres vollendet sein. Die oberen großen Bilder der Halle sind auf frischem Kalk gemalt, die in Rede stehenden kleineren werden stereochromisch ausgeführt werden. Zu jenen wurden die Entwürfe von Schinkel unter Cornelius' Leitung von verschiedenen Künstlern übertragen; diese dagegen werden unter E. Daege's Leitung von C. Stürmer, K. Herrmann, Herm. Schulz, Graeff und Schütze nach eigenen Entwürfen gefertigt.

— * Die jüngste Oper des Herzogs Ernst von Koburg-Gotha, „Diana von Solange“, wurde am 5. December zu Koburg zum ersten Male gegeben und soll vielen Beifall gefunden haben.

— * In Regensburg lebt noch die erste Darstellerin des ersten Knaben in der „Zauberflöte“, für welche Mozart jene Rolle componirte. Sie heißt Frau Eickhoff, ist 91 Jahre alt, blind und arm; König Max hat ihr ein Jahrgeld von 300 Gulden zugesprochen.

— * Jenny Lind will nun ganz in England bleiben und hat sich in Wimbledon bei London niedergelassen.

— * Am 7. December veranstaltete in Leipzig Herr H. Pfeil eine musikalische Abendunterhaltung zum Besten des Schillerhauses in Marbach. Dieselbe wurde mit einem Prologe von Hermann Marggraff eingeleitet.

— * In London haben bereits in der riesigen Exeter-Halle die Chorproben für das große Händelfest begonnen, welches im nächsten Jahre im Krystallpalaste stattfinden soll.

— * Bremen, 10. December. Das Oratorium „Jephta und seine Tochter“ von Karl Reinthaler ist am 7. zur Aufführung gekommen, und zwar in der Domkirche, deren weite Räume gewählt wurden, weil die dem Werke von vornherein entgegen gebrachte Theilnahme vermuthen ließ, daß ein Concertsaal dem Andrange der Zuhörer nicht genügen werde. Der Componist, welcher in den Wochen der Vorbereitungen die Freude hatte, in weiten Kreisen der lebendigsten Theilnahme zu begegnen, so daß die Aufführung als eine Art von musikalischem Ereigniß betrachtet wurde, brachte sein Werk vor einem sehr zahlreichen Publikum zu Gehör; es waren, wenn wir recht berichtet sind, etwa 2000 Personen gegenwärtig. Durch den Eifer des mitwirkenden Sängerchors, der sich auf 200 Stimmen belaufen mochte, durch die treffliche und in der besten Weise eingreifende Mitwirkung des Orchesters, der Orgel und der Harfe, welche durch Fräulein Mösner aus Salzburg vertreten war, endlich durch die Ausführung der Solopartieen von Seiten der mit dem Werke seit Langem vertrauten Sänger und Sängerinnen aus Aachen, Köln und Bonn sowie hiesiger Dilettanten gelang eine Aufführung des Oratoriums, über deren Tüchtigkeit sich der Componist vielfach und namentlich auch bei einem ihm zu Ehren veranstalteten Festessen sehr erfreut aussprach. Den musikalischen Kreisen unserer Stadt ist durch die mit Liebe und Sorgfalt vorbereitete und durchgeführte Aufgabe eine Anregung zu Theil geworden, die sehr hoch anzuschlagen ist, und die gewiß nicht ohne die besten Einwirkungen und Folgen bleiben wird. Wir beschränken uns für heute auf diesen einfachen Bericht, dem wir eine Besprechung des Oratoriums in einer der nächsten Nummern folgen lassen werden.

— * Geographische Wanderungen. Unter diesem Titel erschien bei Kuntze in Dresden ein zweibändiges Werk von Karl Andree, welcher sich im Vorworte in folgender Weise über sein Buch ausspricht: „In den nachfolgenden „Geographischen Wanderungen“ wird eine Reihe von Gegenständen erörtert, welche sich auf die Eigenthümlichkeiten verschiedener Länder und auf das Leben von Völkern beziehen, deren Kennzeichnung versucht wird. Diese Aufsätze erschienen während der letztverflossenen sechs Jahre zum Theil ohne Namen, zum Theil pseudonym, in der Augsburger Allgemeinen und der Kölnischen Zeitung, in der Wissenschaftlichen Beilage zur Leipziger Zeitung, im Westlande, in der Berliner Zeitschrift für Erdkunde, im Ausland und in den Hausblättern. Der Leser wird finden, daß überall eine geographische oder ethnologische Unterlage festgehalten wird, und daß ich solche Stoffe behandelt habe, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen und sich auf die Geographie der Kultur und des Verkehrs beziehen. Die Wissenschaft darf gerade in unseren Tagen die Aufgabe nicht zurückweisen, sich und ihre Ergebnisse dem praktischen Leben näher zu rücken; sie hat dahin zu trachten, daß ihr auch außerhalb unserer gelehrten Kreise immer mehr Freunde gewonnen werden. Sie soll anregen, ihre Ergebnisse in ernster aber faßlicher Weise möglichst Vielen zu vermitteln und zugängig zu machen suchen. Zu diesem Behufe muß der Schriftsteller die gelehrten Kategorien und die Ausdrucksweise der Schule bei Seite lassen und frisch ins volle Leben hineingreifen. Der Fachgelehrte darf es nicht verschmähen, auch als Publizist aufzutreten. Wer Völkercharakteristiken giebt, muß zugleich in das politische Gebiet hinübergreifen. Denn vorzugsweise auch im Staatswesen tritt die eigenthümliche und oft sehr scharf begrenzte Naturanlage und Begabung eines Volkes hervor. Die Gegensätze, welche wir bei verschiedenen Stammgruppen und Völkern finden, liegen manchmal theilweise in geographischen Bedingungen und Verhältnissen, zumeist aber im Blute selbst. Eine Staatswissenschaft, die ersprießlich wirken will, hat das anthropologisch-ethnische Element in den Völkern künftig sorgfältiger zu beachten, als seither im Allgemeinen geschehen ist; sie muß eine sichere Grundlage auf dem Boden der Völkerkunde suchen, und zu individualisiren verstehen.“

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 8.

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 51. **Bremen, 19. December.** 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Der spanische Dichter und Publizist José de Larra.

Von F. Ruperti.

I.

Wenige Nationen, vielleicht unsre eigene und die portugiesische abgerechnet, haben einen so bedeutenden Schicksalswechsel erfahren und solch einen Sturz von glanzvoller, stolzer Höhe in tiefe Ohnmacht und Schmach erlebt als die spanische. Wie frisch und kräftig steht diese Nation da am Schlusse des fünfzehnten Jahrhunderts, und wie entschieden und nachdrucksvoll bezeichnet sie ihren Eintritt in die neue Zeit! Siegreich hervorgegangen aus einem fast siebenhundertjährigen Kampfe mit einem tapfern, edlen Volke, den Arabern, ist sie gestählt und heldenmüthig, sie ist stolz auf das, was sie gethan hat, sie ist anhänglich an den Boden, von dem sie beinahe jeden Fuß mit Blut erkaufen mußte, sie ist von einer glühenden, an das Bigotte streifenden Religiosität durchdrungen, denn in der langen Fehde handelte es sich nicht bloß um den Besitz des Grundes sondern auch um den Glauben. Spanische Krieger, spanische Feldherrn zählen damals zu den ersten Europas, und überall sehen wir sie mit Auszeichnung und Ruhm kämpfen; an den Gränzen Frankreichs, in Italien, an der afrikanischen Nordküste, in Ungarn weht, Christen wie Muhamedanern gegenüber, ihr Banner, und selbst nördlich von der Elbe auf der Lochauer Heide ertönt im Streite gegen ketzerische Lutheraner Schrecken einflößend ihr Feldgeschrei Hispania. Und gleichzeitig werfen in der neuentdeckten Welt Schaaren von wenigen Hunderten Reiche über den Haufen, die Hunderttausende von Kriegern zu stellen vermögen, gleichzeitig durchstreifen ihre Schiffe die entlegensten Meere und vollbringen die kühne That der ersten Erdumsegelung. Immer weiter ins Unermeßliche hinein dehnt sich ihr Besitz, und ihr König, der eine Zeitlang zugleich deutscher Kaiser ist, herrscht über ein Reich, in welchem die Sonne nicht untergeht. Und neben der Tapferkeit tritt auch eine entschiedene Freiheitsliebe hervor und Kenntniß der ächten Fundamente eines verständigen Staates, des richtigen Machtverhältnisses zwischen Fürsten und Volk, wie denn aus den Forderungen der Communeros Karl V. gegenüber klar hervorgeht, daß man damals zum Theil wenigstens bereits zu Ansichten gelangt war, die in England erst ein volles Jahrhundert später sich geltend machten; neben den militärischen Eigenschaften zeigen sich Sinn und Geschick für die Künste des Friedens, der Boden wird gut angebaut, und Industrie und Handel gesellen sich der Kultur desselben hinzu, und nicht bloß in Strichen, die nie gänzlich heruntergekommen sind wie in Catalonien, sondern auch in dem noch jetzt so trägen und verödeten Castilien; es zeigen sich Geschmack und Talent für Wissenschaft und Kunst, die spanische Literatur fängt an sich kräftig zu entwickeln, und der stolze, klangvolle castilianische Dialekt gewinnt nicht bloß die Herrschaft in der Halbinsel, er wird, wie später das Französische, eine Zeitlang sammt der spanischen Mode sogar tonangebend im gesammten gebildeten Europa. Wohin man schaue in jenem Volke, man erblickt nur erfreuliche, noch Größeres für die Zukunft versprechende Zustände. —

Und nun 150 Jahre später, welch ein trauriges, das tiefste Mitleid einflößendes Bild bietet sich dem Auge dar! Die trotz des anfänglichen Widerstandes der edlen, verständigen Isabelle I. eingeführte Inquisition, die immer verderblicher wirkt, der stets gesteigerte Absolutismus der Könige, welcher alle Volksrechte vernichtet und ewige Kriege gegen jede politische und religiöse Freiheit hervorruft, die über allen Begriff elende Finanzverwaltung, die Entdeckung Amerikas selbst, die zum Fluche wird, indem sie die Nation der Thätigkeit entwöhnt, — alle haben vereinigt ihr Möglichstes gethan, Land und Volk zu Grund zu richten. Der durch Vernachlässigung der Waldungen noch wasserärmer gewordene Boden liegt schlecht angebaut und öde da, nur diejenigen Striche etwa wie Valencia ausgenommen, wo man die herrlichen Bewässerungsanstalten der Araber vor der täppisch-plumpen Hand der Regierung zu schützen wußte, und durch die unsinnige Vertreibung der Moriscos hat man ihn seiner letzten fleißigen Bearbeiter beraubt. Industrie und Handel befinden sich trotz der so ungemein günstigen Lage und des Besitzes so ausgedehnter und reicher Kolonieen in einer traurigen Versunkenheit.

Spanien ist, unglaublich zu sagen, auf sieben Millionen Menschen heruntergebracht, während die pyrenäische Halbinsel zu den Zeiten der Römer und Araber auf etwa vierzig Millionen geschätzt wird, und erst allmälig hat es bis zu unsern Tagen hin auf vierzehn sich wieder emporgearbeitet. Die reichbegabte, mit klarem, scharfem Verstande ausgerüstete Nation ist in Trägheit, in Unwissenheit und Aberglauben der ärgsten Art verkommen und kennt kaum etwas Höheres als in einem Autodafe der Verbrennung von Ketzern zuzuschauen, und zum Theil körperlich wie geistig verkümmerte Könige stehen an ihrer Spitze, die in der lächerlichsten Etikette sich gefallen, die nach der Bestimmung ihres Testamentes Hunderttausende von Seelenmessen für sich lesen lassen, und denen statt aller andern Sorgen nichts mehr am Herzen zu liegen scheint als die kirchliche Geltendmachung des Dogmas, welches unser Jahrhundert zu seiner Schande vom päpstlichen Stuhle anerkannt gesehen hat, des Dogmas von der unbefleckten Empfängniß. Der Ruhm der spanischen Heere und Flotten ist dahin. Diese elenden, zerlumpten Schaaren vermögen die Gränzen nicht mehr zu schützen, ein Gebietstheil nach dem andern wird abgerissen, und die wenigen Kriegsschiffe vermodern in den verfallenden Häfen. Die ganze Macht Spaniens betrug gegen das Ende des 17. Jahrhunderts etwa 20,000 Mann und 13 Galeeren, und das mußte ausreichen für die pyrenäische Halbinsel und die südlichen Niederlande, für Mailand, Neapel, Sicilien, Sardinien und die Kolonieen in Mittel- und Südamerika; freilich fanden sich in den letzten trotz ihrer gewaltigen Ausdehnung kaum hundert Soldaten

oder nach einer andern Angabe gar keine. Wo sind die aus Amerika durch die Silberflotten herübergebrachten Schätze geblieben? Wie in ein Faß der Danaiden geworfen, spurlos verschwunden! Die ganze Nation ist in eine bettelhafte Armuth versunken, die man fruchtlos durch lächerlichen Hochmuth zu verdecken sucht; sogar die Verzauberten leiden nach der bittern Ironie des Cervantes an dieser allgemeinen Bedrängniß, wie denn in der Höhle des Montesinos Dulcinea von Toboso gleich nach der ersten Begrüßung von ihrem Ritter Don Quijote sechs Realen zu borgen sucht, wofür sie ihren noch ziemlich neuen baumwollenen Unterrock zum Pfande geben will. Schon Philipp II., der reichste König der Christenheit, welcher noch in einem vortrefflichen Zustande die schönsten Länder der Erde von seinem Vater erhielt, war lange vor dem Ende seiner Regierung ein Bettler geworden; selbst zu 50 Prozent wollten ihm die Kaufleute von Genua und Venedig keine Gelder mehr vorstrecken, er nahm bereits zu betrüglichen, bankerottgleichen, allen Staatskredit untergrabenden Maßregeln seine Zuflucht und ließ zuletzt bei seinen Unterthanen förmlich eine Kollekte für sich veranstalten, wodurch, nach der treffenden Bemerkung eines spanischen Historikers, mehr an Ehre verloren ging als an Gut gewonnen ward. Und mag es auch übertrieben sein, so wirft es doch ein grelles Licht auf die spanischen Finanzzustände, wenn der französische Gesandte Louville später schreibt: „Der König hat keinen Sou. Ich gelte für einen geschickten Mann, weil es mir gelungen ist, eine neue Kellerthür machen zu lassen und Servietten anzuschaffen; man war nahe daran, statt ihrer die Hemden der Küchenjungen zu gebrauchen.“ —

Diesen politischen Verhältnissen Spaniens liegen die literarischen in ähnlicher Weise, in gleicher Größe und gleichem Verfalle gegenüber, wie denn ja meistens das eine durch das andre bedingt wird. Freilich fällt die literarische Entwicklung zum Theil schon in eine etwas spätere Zeit, aber sie hängt doch, so kann man sagen, mit dem Heldengeiste, mit der politischen Machtstellung des Volkes auf das engste zusammen. Wie kraftvoll und zugleich wie ächt national, trotzdem daß sie einzelne fremde Formen sich aneignet, kündigt sich gleich von vornherein die spanische Literatur an, der in dem stolzen, feierlichen und doch auch biegsamen castilianischen Dialekt ein beneidenswerthes Organ sowohl für die Poesie wie für die Prosa zu Gebote steht! Welch eine Menge von trefflichen Lyrikern, mögen sie nun im alten Volkstone oder in der neuen italiänischen Art dichten oder auch beides mit einander zu verschmelzen suchen, von Lyrikern, die, zum Theil Krieger, oft genug aus der Unruhe und dem Getümmel des Feldlagers ihre süßen, melodischen Weisen ertönen lassen! Welch eine Fülle von herrlichen, die Großthaten der Nation in vergangenen Jahrhunderten feiernden Romanzen, wie keine Literatur ähnliche besitzt, und von denen ja die schönen vom Cid durch Herders Bearbeitung uns fast so nahe gebracht sind, als seien sie ein aus unserm eignen Volke hervorgegangenes Werk! Und entbehrt auch Spanien ein Kunstepos, wie die Italiäner deren mehrere, wie die benachbarten Portugiesen ihre berühmten Lusiaden aufzuweisen haben, so tritt dafür etwas anderes an die Stelle; hier ersteht der erste klassische Roman der Modernen, der weltbekannte, trotz seines Alters noch immer in frischer Jugendlichkeit prangende Don Quijote des Cervantes, Ernst und Scherz auf das glücklichste verbindend und die ganze Herrlichkeit, den ganzen mannichfachen Reichthum des castilianischen Idioms offenbarend. Und welch eine Menge von trefflichen Novellen, denen sie erst eine größere Tiefe verliehen haben, welch eine Reihe von ergötzlichen Bettler- und Schelmenromanen schließt sich nicht noch daran! Und abgesehen von andern Werken, z. B. historischen, bei denen wir zu unserer Ueberraschung gelegentlich eine Freiheit der Gesinnung finden, wie wir sie auf dem Lieblingsboden der Inquisition nicht erwarteten, welch ein Reichthum der dramatischen Poesie, ein Reichthum, eine Produktionskraft, wie sie in der ganzen Weltliteratur unerhört sind, so daß die Nation auch dadurch nachlässig und verschwendrisch ward und sehr vieles verloren gehen ließ! Im Komischen wie im Tragischen gewahren wir dieselbe Erfindungsgabe, dasselbe Talent, wie denn gleich Lope de Vega, das Naturwunder, der Phönix Spaniens, der fruchtbarste aller Dichter der Erde, einen schlagenden Beweis dafür geben kann. Abgesehen von den mannichfachen eigenthümlichen Zwischenspielen, welch eine Fülle von geistlichen Dramen, aus der tiefen Religiosität des Volkes hervorgegangen, aber freilich unserm protestantischen Bewußtsein durch ihren strengen Katholizismus oft Anstoß gebend, welch eine Fülle von Komödien, den sogenannten Mantel- und Degenstücken, mit ihrer sinnreich kühnen Verwicklung, von historischen und mythologischen Trauerspielen, alle ächtnational, die Größe wie die Schwächen des spanischen Charakters wiederspiegelnd, von glühender Leidenschaft durchdrungen, Tapferkeit, Liebe, Ehrgefühl athmend, alle zugleich in einer sonst nicht vorkommenden Form, nicht im langsamen Jambus, sondern im raschen Trochäus sich fortbewegend, in Assonanzen und den verschiedensten Reimverschlingungen spielend und von einer orientalischen Farbengluth gleichsam übergossen, wie sie nur bei einem Volke möglich war, das durch seinen langen Verkehr mit den Arabern so viele Elemente derselben in sich aufgenommen hatte. Aber auch auf diesem literarischen Gebiet folgte der schönen Blüthe rasch der Verfall. Die spanische Poesie verkam zuerst durch eine übertriebene Anspannung der Einbildungskraft, durch ein Streben nach dem Gesuchtgeistreichen und ein Haschen nach witzigen Einfällen; dann drang mit der fremden Dynastie über die Pyrenäen der einseitige französische Geschmack ein, und es dauerte nicht lange, so war alle Kühnheit der Phantasie, alle Gluth der Empfindung, wodurch die spanische Dichtung sich ausgezeichnet hatte, verschwunden und nur der nüchterne Verstand zurückgeblieben, und die Nation, die so eigenthümliche Bahnen sich erschlossen, bewegte sich übergeduldig innerhalb der engen Schranken der Theorie Boileaus. —

Die ersten Regungen des Besseren in Spanien traten bald nach der Mitte des 18. Jahrhunderts hervor, zu einer Zeit, wo der Geist der Reform fast durch ganz Europa ging und auch den so verkommenen Süden und Südwesten nicht unberührt ließ. Männer wie Campomanes, Florida Blanca, Olavides und namentlich der geistvolle Graf Aranda stellten sich, mit Einsicht und Kraft ausgerüstet, an die Spitze des versunkenen Staates und bemühten sich ihn wieder emporzubringen. Aber die Bewegung war nur von kurzer Dauer; der im Aberglauben befangene, mönchisch gewordene Geist des Volkes wollte von keiner Neuerung, keinem Fortschritte wissen und widersetzte sich mit Nachdruck; jene Männer mußten abtreten, und ein paar von ihnen haben später selbst ihre früheren Grundsätze gänzlich verläugnet. Ein stärkerer Sturm war nöthig, die Nation mit Gewalt aus ihrem Stumpfsinne, ihrem todesähnlichen Schlummer aufzurütteln, und der sollte nicht ausbleiben. Napoleon, seit dem Jahre 1804 Kaiser von Frankreich, griff, von unersättlichem Ehrgeize gequält und nicht zufrieden mit dem bereits Errungenen, immer weiter um sich, als solle der gesammte Erdtheil ihm dienstbar werden; er streckte im Jahre 1808 auch nach Spanien die Hand aus, um dort nach Beseitigung der alten Königsfamilie seinen Bruder Josef auf den Thron zu erheben. Er rechnete dabei schwerlich auf irgend einen Widerstand des ganz heruntergekommenen, verachteten Volkes, das ein Redner des Convents vor mehreren Jahren mit einem auf den Strand geworfenen Wallfisch verglichen hatte; aber er täuschte sich. Die spanische Nation, in ihren heiligsten Gefühlen gekränkt, erhob sich, der alten Kraft, der ruhmvollen Thaten der Vorzeit sich erinnernd, mit einem Male wie ein Mann, der Kampf bis zum Messer, wie man ihn wohl genannt hat, begann, ein Kampf, wie ihn die Geschichte kaum jemals sah, an dem nicht bloß Männer, sondern auch Greise, Frauen und Kinder sich betheiligten. Europa horchte empor bei dem Getöse dieses Kampfes, es ließ mit Staunen seine Blicke nach der pyrenäischen Halbinsel schweifen, es athmete auf und schöpfte neue Hoffnung. Hier ward mit der höchsten Erbitterung und mit dem ganzen Aufgebot der Volkskraft gestritten, hier trug sich das

bis dahin Unerhörte zu. Aus Kerntruppen bestehende Schaaren streckten vor bewaffneten Bauern das Gewehr, Städte wurden mit beispiellosem Widerstande vertheidigt, kein Sieg in regelmäßigen Feldschlachten half, denn statt des abgeschlagenen Hauptes wuchs, wie im Mythus von der Hydra, auf der Stelle ein neues hervor, und hinter oder seitwärts von den vordringenden Siegern flammte in den zahllosen Guerillas gleich wieder die Empörung auf; alle gewöhnlichen Mittel und Regeln der Kriegskunst schienen auf diesem Boden verloren zu sein. Hier ward, wenn irgend je, der Beweis geliefert, daß eine Nation, die, um die Worte des alten Sängers Tyrtäus zu gebrauchen, die Zähne zusammenbeißt und mit den Füßen in der Erde wurzelt, eine Nation, die den festen Entschluß gefaßt hat, ihre Freiheit zu behaupten, auch von dem größten Eroberer nicht unterworfen werden kann. Spanien vertrieb, wenn auch mit fremder Hülfe, die Franzosen, es stellte seine Unabhängigkeit her und gewann den lange verlorenen kriegerischen Ruhm in einer glänzenden Weise wieder.

Aber mit der Befreiung von der Herrschaft des Auslandes war die Erschütterung noch nicht vorüber, sie dauerte noch Jahrzehnte fort und ist auch bis zum heutigen Tage nicht gänzlich zum Stillstande gebracht. Die Spanier, zur Einsicht gekommen über die Hauptursachen ihres Verfalls, hatten während des Kampfes sich auch eine neue, freilich zu weit gehende und in mancher Hinsicht unzweckmäßige Verfassung gegeben, die Cortes-Constitution vom Jahre 1812. Aber der zurückgekehrte König Ferdinand VII. stieß dieselbe um, er führte ganz das frühere Regiment wieder ein und belohnte die Männer, die für ihn und das Land die größten Opfer gebracht hatten, mit dem schwärzesten Undanke. Ein Kampf brach bald aus zwischen Inquisition, Pfaffenthum und Absolutismus auf der einen und den eingedrungenen neuen Ideen auf der andern Seite, ein Kampf, in den auch das Ausland gelegentlich sich mischte, in dem nun diese, nun jene Partei siegreich war, und der, wie alle Bürger- und namentlich Prinzipien-Kriege, mit furchtbarer Erbitterung geführt ward. Und als später die Strenge der Regierung sich etwas milderte, als sie selbst liberalen Ideen sich zuwandte und eine Verfassung verlieh, um die Sympathieen des freisinnigen Theils der Nation für die Beseitigung des salischen Gesetzes und die Nachfolge der jungen Isabelle zu gewinnen, da begann wieder der Krieg zwischen den Christinos und Karlisten, in welchem Spanien sich selbst zerfleischte, und in dem die gegenseitige Wuth von Jahr zu Jahr stieg, so daß nach gewonnenem Treffen die Sieger ohne Weiteres die Gefangenen unbarmherzig niedermachten, und daß selbst die fremden Mächte zuletzt dringend zur Mäßigung und Milde aufzufordern sich veranlaßt sahen. Und ist auch der Bürgerkrieg seit dem Jahre 1839 durch den Vertrag von Bergara im Wesentlichen beendet worden, so hat es doch auch nachher an krampfhaften Zuckungen in dem unglücklichen Lande nicht gefehlt, und eine vollständige Beruhigung ist bis jetzt nicht eingetreten. Aber trotz dieser zu lang anhaltenden, verwüstenden Stürme ist doch die Nation, im Vergleich mit dem vorigen Jahrhunderte, eine ganz andere geworden, sie hat sich erfrischt und gekräftigt, und Reisende, die sich länger dort aufhielten und sie genauer kennen lernten, namentlich Deutsche, stellen ihr, was Entwicklung des Geistes und Charakters betrifft, ein vortheilhaftes Zeugniß aus. Der Verlust der amerikanischen Kolonieen, die man nach einem längeren, an großen Thaten und Freveln reichen Kampfe frei geben mußte, hat auch wohl günstig eingewirkt, indem er sie wieder auf ihre eigene Thätigkeit mehr hinwies. Wie in politischer und religiöser so dringen auch in anderer Hinsicht die Ideen des modernen Europas mehr und mehr in Spanien ein, und das große Eisenbahnnetz, das nun auch über die pyrenäische Halbinsel sich zu erstrecken anfängt, wird noch stärker dazu beitragen. Was Spanien fehlt, ist ein Mangel, der auch in andern Ländern unsers Erdtheils schmerzlich empfunden wird; es fehlt ein mit Einsicht, Energie, Patriotismus und Rechtschaffenheit ausgerüsteter Staatsmann, der, an die Spitze tretend und weise und wohlwollend waltend, die Ordnung im zerrütteten Lande vollständig herstellt und alle noch immer reichen Quellen desselben zu rechtem Flusse bringt.

Daß mächtige Erschütterungen der Art auch die Literatur aus ihrem Schlummer erwecken mußten, ist begreiflich genug. Den schwachen, bald wieder innehaltenden Reformen der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gegenüber bildete sich schon die sogenannte salamantinische Schule, an deren Spitze der treffliche Melendez Valdes stand; bald aber wurden wie auf dem politischen so auch auf dem sprachlichen und literarischen Gebiete die Bewegungen, die Fortschritte immer bedeutender, wenn sie auch auf den beiden letzten erst etwas später eintraten als auf dem ersten. Man hat sich wohl darüber gewundert, daß das spanische Volk nach dem Sturze der Inquisition, als ihm gleichsam das Schloß abgenommen war, das Jahrhunderte lang vor seinem Munde lag, so wenig zu sagen hatte, da es doch so viel hätte auf dem Herzen haben müssen, aber gewiß mit Unrecht. Auch in Frankreich beseitigte die Romantik die beschränkten Regeln des Parnasses viel später als die Fesseln des Despotismus gesprengt wurden. Die politischen Ereignisse waren zu gewaltig und nahmen alle Geister zu stark in Anspruch, als daß wenigstens in der ersten Zeit noch Lust und Muße für literarische Bestrebungen hätten übrig bleiben können; „der Schiffer singt nicht, wenn Orkane wüthen“, sagt Alfred de Musset. Nachher aber hat die Bewegung auch hier nicht auf sich warten lassen, und sie hat bei einzelnen Verirrungen im Allgemeinen einen sehr befriedigenden Charakter angenommen. Die jüngste Generation der spanischen Dichter und Schriftsteller hat dem Geiste des 19. Jahrhunderts, den Ideen des gebildeten Europas freien Zugang gegönnt, aber sie zugleich mit Allem, was von dem Früheren haltbar war, zu verbinden und ihnen ein ächt nationales Gepräge aufzudrücken sich bestrebt, sowie sie der Sprache bei aller Erweiterung und Erfrischung derselben die alte klassische Vollendung zu bewahren wußte. Spanien zählt in der Gegenwart eine Menge von trefflichen Schriftstellern und Dichtern, und namentlich scheint die alte Lust und das alte Talent für das Drama wieder erwacht zu sein, wie denn eine Sammlung von neuen Stücken der Art bereits über 50 starke Bände enthält; es ist reich an ausgezeichneten Lyrikern und Epikern, mögen sie nun, ergriffen von der scheinbaren Hoffnungslosigkeit der Zustände des Vaterlandes, die sich der edelsten Gemüther bemächtigt hat, eine düstre Melancholie in ihren Versen athmen, oder mögen sie in mitleidigem, liebevollem Patriotismus über die tiefen Wunden desselben, um sie zu verbergen, den Prachtmantel der Poesie ausbreiten. —

Es sei mir gestattet, aus dieser jüngsten Literatur Spaniens einen Schriftsteller vorzuführen, dessen Produktionen mit den politischen Verhältnissen auf das engste in Verbindung stehen, der eine Zeitlang der Liebling der gesammten Nation war, und in welchem sie, wenn auch vielleicht mit zu sehr gesteigerten Hoffnungen, einen neuen Cervantes sich entfalten zu sehen meinte; es ist der Dichter, Sittenzeichner und Publizist Mariano José de Larra. Seine Werke sind, abgesehen von den Madrider Editionen, in zwei starken Bänden zu Paris bei Baudry schon in dritter Ausgabe erschienen; dem ersten Bande ist eine Biographie des Autors von C. Cortés vorgedruckt, und ihr und einigen andern Werken und Aufsätzen entnehme ich die Notizen, welche ich über sein Leben hier mittheile.

Es war das Leben dieses Schriftstellers kein so mannichfach bewegtes, wie man vielleicht aus seinem tragischen Tode schließen möchte; freilich sind manche Vorgänge aus dem Innern desselben mit einem Schleier bedeckt, den seine Freunde nicht lüften konnten oder wollten, und seine öffentliche Laufbahn war auch kaum angefangen, als er schon wieder vom Schauplatze abtrat. Larra ward am 24. März 1809 in Madrid geboren und in der königlichen Münzstätte, wo sein Großvater als Administrator lebte, erzogen. Bereits im Jahre 1812 nahm sein Vater, der zu der Partei der Afrancesados gehörte und als Arzt in der französischen Armee diente, den

Knaben mit sich nach Frankreich; er übergab ihn dort einem Kolleg und kehrte erst 1817 mit ihm in die Heimath zurück. Seinen ersten Unterricht, der sich hauptsächlich auf die Naturwissenschaften erstreckte, übernahm der Vater selbst, und der Knabe zeigte sich bald ebenso talentvoll als fleißig. er verschmähte selbst die Spiele der Jugend und schien bloß an den Büchern Freude zu finden, von denen er Abends nur schwer sich trennte; dann aber sah sich in seinem neunten Jahre der Vater veranlaßt, ihn wieder einem Institute anzuvertrauen, und zwar aus einem eigenthümlichen Grunde. Er, der nachher des Spanischen mit einer solchen Meisterschaft sich bediente, hatte in der Fremde die Muttersprache fast ganz vergessen und mußte sie förmlich erst wieder lernen. In diesem Institute sowie später in der Stadt Corella in Navarra, wo sein Vater als Arzt sich niedergelassen hatte, setzte er sein früheres fleißiges und arbeitsames Leben fort, von dem er höchstens im Schachspiel gelegentlich Erholung suchte; ganze Nächte widmete er den Studien und konnte oft nur durch die Bitten seiner Mutter bewogen werden, sich zur Ruhe zu begeben; er übersetzte damals außer anderm die ganze Ilias aus dem Französischen in seine Muttersprache und entwarf, ein erst 13 Jahre alter Knabe, die Grundzüge einer spanischen Grammatik. Keiner hätte in jener Zeit in dem friedlichen, ernsten Knaben den künftigen Satiriker vermuthen können. Dann verweilte er wieder drei Jahre in Madrid, wo er zu der lateinischen Sprache, die er schon früher erlernt hatte, noch die griechische, englische und italiänische fügte und mathematische Studien betrieb, und darauf bezog er die Universität von Valladolid, um zuerst einen philosophischen Kursus durchzumachen und nachher der Jurisprudenz sich zu widmen. Ein geheimnißvolles Ereigniß, über das sein Biograph nichts zu sagen weiß, eine unglückliche Liebe oder was es gewesen sein mag, warf ihn mit einem Male aus dieser ruhigen, regelmäßigen Laufbahn heraus und änderte seinen Charakter wesentlich; der ernste, aber doch auch lebhafte, für die Wissenschaft begeisterte Jüngling ward argwöhnisch, nachdenkend, traurig weit über seine Jahre hinaus. Ein ihm genau Befreundeter giebt an, er habe ihn damals zuerst weinen gesehen, und bringt alles Unglück seines späteren Lebens mit jener Zeit in Verbindung. Er verließ den Ort, der ihm so verhängnißvoll geworden war, und begab sich nach Valencia, aber bald berief ihn der Vater nach Madrid, wo er ihm ein Amt verschafft hatte. Dieses Amt indeß sagte ihm wenig zu, es stimmte nicht zu dem Talente, das er schon in sich aufkeimen fühlte, und das er nicht zurückzudrängen vermochte; dazu kam die Neigung zu einem jungen Mädchen, das auch später seine Frau ward; genug, er that den kühnen Schritt und ward Schriftsteller. Eine solche Beschäftigung ist in den meisten Ländern von jeher wenig einträglich gewesen, und von Spanien konnte das damals noch in einem besondern Grade gelten. Und außerdem, was sollte er schreiben? Der Despotismus ruhte schwer auf dem Lande und unterdrückte jeden freien, kräftigen Gedanken. Die Tagesblätter waren angefüllt mit Bagatellen, mit elenden Stadtgeschichten, unbedeutenden Poesieen und albernen Räthseln. Unter solchen schlechten Auspicien begann er seine neue Laufbahn, und der allgemeine Druck der Zeit schien in der That auch lähmend auf seinen Geist zu wirken; seine ersten Produktionen sind unbedeutend, und er hat sie später von der Sammlung seiner Werke ausgeschlossen. Indeß ward er doch dadurch wenigstens etwas bekannt in der literarischen Welt und erwarb sich mehrere Gönner von Ansehen.

Da begann mit dem Jahre 1832, wo während der schweren Krankheit Ferdinands VII. die Königin Marie Christine die Leitung der spanischen Angelegenheiten übernahm, ein etwas milderes Regiment, und die liberale Partei konnte nach vielen Jahren zum ersten Male wieder aufathmen. Auch Larra benutzte das; er begründete unter fremdem Namen eine neue Zeitschrift, „Der arme Schwätzer“, in der die Eigenthümlichkeit seines Talentes sich zuerst entfaltete. Wenige verstanden es so wie er, die Mißbräuche und Mängel der gesellschaftlichen Zustände mit scharfem Blicke aufzufassen und sie mit der Geißel seiner Satire zu treffen. Seine Zeitschrift ward günstig aufgenommen und jedem Erscheinen eines neuen Blattes mit Begierde entgegengesehen; seine später so große Popularität nahm schon damals ihren Anfang. Auch in den Regierungskreisen blieb man nicht gleichgültig dagegen, und obgleich Larra vorsichtig verfuhr, schüchtern in seinen Anspielungen war und namentlich Persönlichkeiten verschonte, so legte doch bald die Censur ihm Hindernisse über Hindernisse in den Weg, so daß er mit der vierzehnten Nummer seine Zeitschrift aufhören ließ; er war, nach seinem eigenen Ausdrucke, „müde geworden immer mit dem Kopfe gegen die Wand zu stoßen.“

Da starb im Jahre 1833 Ferdinand VII., und jetzt durfte die Rede wieder freier werden, und der literarische Horizont fing an sich zu erweitern. Larra nahm Theil an einer vor kurzem begründeten Zeitschrift, an der Revista española, und zwar unter dem Namen Figaro, unter welchem er bald in ganz Spanien berühmt ward, und sein Talent entfaltete glanzvoll die Schwingen. Nun waren es geistvolle Kritiken über Literatur und Theater, die er verfaßte, dann wieder lebendige Zeichnungen der gesellschaftlichen Zustände und Sitten, wobei er eine wunderbare Begabung bewies, die schwachen und lächerlichen Seiten an Menschen und Dingen wahrzunehmen und in die rechte Beleuchtung zu stellen. Hauptsächlich aber war die Politik eine unerschöpfliche Quelle für seinen Geist. Die Schwäche der Regierung, das Halbe und Schwankende in den Maßregeln, die Nachlässigkeit in der Kriegsführung gegen die Karlisten sowie Mißbräuche der verschiedensten Art und im Gegensatze dazu die Vertheidigung des als recht und gut Erkannten, die Hinweisung auf die wahre Freiheit, das wahre Wohl Spaniens, das waren die Gegenstände, welche seine publizistische Feder in Thätigkeit setzten. Seine Aufsätze wirkten, weil man einen Geist in ihnen merkte, der durch Grundsätze, durch Gerechtigkeitsliebe und Patriotismus sich leiten ließ, weil sie gelegentlich von Witz und Laune sprühten und durch Mäßigung und guten Ton sowie durch Kraft und Grazie des Stils sich auszeichneten. Daneben hatte er noch Muße, dichterischen Arbeiten sich hinzugeben. Er verfaßte einen historischen Roman und gab dramatische Werke, eigene wie übertragene, von denen einige mit großem Beifall aufgenommen wurden.

Sein literarischer Ruf wuchs mit jeder neuen Schrift, mit jedem neuen Artikel, und er trat in freundschaftliche Verbindung mit Männern, die durch Geist und Rang ausgezeichnet waren; dahin gehört der damalige englische Gesandte in Madrid, Sir George Villiers, der nachherige Lord Clarendon, dahin gehören General Castaños, Graf Toreno und die auch in der spanischen Literatur berühmten Martinez de la Rosa und der Herzog von Rivas. Die Königin Christine selbst wünschte ihn kennen zu lernen und er ward ihr durch ihren obersten Kammerherrn vorgestellt. Dabei war er der Liebling des spanischen Volkes, und Alles, was er schrieb, las man mit Interesse und Freude.

Aber dieser Figaro, der mit einem einzigen Artikel ganz Spanien trotz seines Jammers zum Lachen bringen konnte, der in Gesellschaft sich so fein und liebenswürdig zu benehmen wußte, war mit sich allein melancholisch und düster und fühlte sich mehr und mehr als einen der unglücklichsten Menschen, eine Erscheinung, die uns öfters übrigens bei Humoristen und Satirikern oder bei Komikern der Bühne entgegentritt. Seine häuslichen Verhältnisse gewährten ihm nicht die Befriedigung, nicht den Trost und Balsam, deren sein Herz bedurfte. Er hatte mit seinem zwanzigsten Jahre und anscheinend nach Neigung sich verheirathet; ob er sich getäuscht hatte, ob die Charaktere der Gatten nicht zu einander paßten, ob er oder sie mehr die Schuld trug, wer vermag es zu sagen? Die frühere Verdüsterung seines Wesens, die erwähnt ward, und die an seinen Aufenthalt in Valladolid sich knüpft, mochte auch noch nachwirken. Dazu gesellte sich außerdem eine nicht zu billigende glühende Leidenschaft für eine Verheirathete, die er nicht zu unterdrücken vermochte, eine Leidenschaft, unter der sein Ruf litt, und durch die er noch stärker von Weib und Kindern abgezogen und in den Strudel der Zer-

streuungen der Welt getrieben ward. Und mit allem dem vereinte sich noch der Hinblick auf die Zustände seines Vaterlandes, das trotz aller krampfhaften Anstrengungen noch immer nicht zu Frieden und Glück gelangen konnte, der Hinblick auf den unseligen, blutigen Bürgerkrieg und die Gabe, welche ihm zur Qual ward, die Gabe, eher das Schlechte als das Gute an den Dingen zu sehen und mehr die Flecken der Sonne als ihren Glanz zu gewahren. Er, der Melancholische, kam sich vor wie einer, der den Auftrag bekommen hat, den Spaßmacher abzugeben, um andere zu erheitern; er vergleicht den Satiriker mit dem Monde, der, selbst ein dunkler Körper, die Bestimmung erhielt, Licht zu verbreiten.

Theils um sich zu zerstreuen, theils um fremde Länder kennen zu lernen, unternahm er eine Reise und besuchte, über Portugal gehend, England und Frankreich. In Lissabon, in London und Paris verkehrte er mit den Notabilitäten der Literatur und ward vielfach gefeiert, aber seine Verdüsterung blieb dieselbe, und in der Seine-Stadt stellte er wohl die trübe Vergleichung an zwischen der weitgreifenden Wirksamkeit eines französischen Schriftstellers und der seinigen, die auf die pyrenäische Halbinsel sich beschränken mußte. Nach einer Abwesenheit von zehn Monaten kehrte er in die Heimath zurück, er arbeitete eifrig wieder mit an einer Zeitschrift, el Español, und seine Ideen schienen durch die Reise gereifter, sein Gesichtskreis weiter geworden zu sein. Aber seine kurze und glänzende Rolle, wenn er auch noch einmal in neuer Weise als Mitglied der Cortes für die Provinz Avila auftrat, war bald ausgespielt. Die erfolgende Spaltung der liberalen Partei, der neue Militäraufstand, die sogenannte Revolution von la Granja, Ereignisse, die ihn in eine seiner Meinung nach trostlose Zukunft blicken ließen, verwirrten sein Gemüth und verdunkelten seinen Geist. Er hat sich gleichsam aufgerieben im beständigen Kampfe; wie er mit verdüstertem Blick die Dinge um sich her anschaut, scheint ihm das innerste Verständniß derselben zu entgehen. In den von nun an geschriebenen Artikeln herrscht eine schmerzliche Klage und Trauer, herrschen Enttäuschung, Strenge und Zorn vor, und selbst die frühere Grazie und Anmuth des Stils geben einem verbitterten Tone Raum. Er verzweifelt nicht bloß an Spanien, er verzweifelt an der ganzen Welt; er sieht, wohin er die Augen wendet, nur einen allgemein.n Verfall, nur ein trauriges Altern der Gesellschaft, der auch keine Hoffnung geblieben ist. Der erste dieser düstern Artikel ist der berühmte auf das Fest aller Seelen, ein Artikel, der, so kann man sagen, Spanien mit Schrecken erfüllt, der letzte entsteht 15 Tage vor seinem Tode und enthält einen Nachruf für seinen im Kampfe gefallenen Freund, den Grafen von Campo-Alange; es sind, wie sein Biograph nicht mit Unrecht sagt, die Worte eines Sterbenden. Dazu gesellten sich seine besondern Verhältnisse. Jene verheirathete Frau, die er so leidenschaftlich liebte, wollte sich nach einem fünfjährigen Verhältnisse von ihm trennen; er bewog sie zu einer letzten Zusammenkunft mit ihm in seiner eigenen Wohnung, er wendete Vorstellungen und Bitten an, alles fruchtlos, sie blieb unerschütterlich. Kaum hatte sie einige Minuten sich entfernt, da vernahmen seine Hausgenossen in seinem Zimmer einen Knall. Sie drangen ein und fanden ihn in seinem Blute am Boden liegend; er hatte sich vor dem Spiegel mit einem Pistol erschossen. Eine seiner jungen Töchter war die erste, die den Vater in diesem Zustande traf. Er war noch nicht ganz 28 Jahre alt geworden. Sein Todestag ist der 13. Februar 1837.

Das gesammte Spanien trauerte um seinen Liebling, und die Art seines Todes war gleich vergessen. Man begriff, wie sein Biograph sich ausdrückt, was freilich nur mit Beschränkung zugestanden werden darf, daß es die Pflicht der Menschen ist, dem Talent zu huldigen, und daß es Gott allein zusteht, Rechenschaft zu fordern von der Weise, in der es verwandt wurde. Sein Begräbniß *) — und das wiederholte sich im Jahre 1843 bei der Versetzung seiner Asche nach einem andern Platze, auf den Kirchhof, wo auch die Gebeine Calderons und des zu früh verstorbenen Espronceda ruhen, — sein Begräbniß, sage ich, war so feierlich, wie man seit langer Zeit keines gesehen hatte. Eine große Menge der angesehnsten Personen der Hauptstadt gab ihm das letzte Geleit, ergreifende Worte wurden an seinem Sarge gesprochen, und zahlreiche Blumenkränze sanken demselben in die Gruft nach. Schon war er versenkt und das Gebet gesprochen, schon schickte man sich zum Weggehen an, da trat noch einmal ein unbekannter junger Mann hervor. Er hielt ein beschriebenes Papier in der Hand und wollte lesen, aber die Stimme versagte ihm vor innerer Bewegung. Ein neben ihm stehender Freund nahm ihm das Manuscript ab und las statt seiner. Gleich einem elektrischen Schlage fuhr es bei dem Anhören dieses Trauergedichtes auf den Verstorbenen durch die ganze Versammlung, sie schien dunkel zu ahnen, daß aus der Gruft, in die der eine Genius versunken war, ein anderer vielleicht noch höherer zum Troste des Vaterlandes sich erhoben habe. Der Name des jungen Mannes, der die Verse verfaßt hatte, ging bald von Munde zu Munde; es war der größte Dichter des neueren Spaniens, Don José Zorrilla.

*) Eine poetische Schilderung desselben habe ich in einer früheren Nummer des Sonntagsblattes gegeben. (Jahrg 1854, S. 318.)

---

* Beseler über die schleswig-holsteinische Sache.

Zur Schleswig-Holsteinischen Sache im November 1858. Von Wilhelm Beseler. Braunschweig, Schwetschke und Sohn.

Unter diesem Titel ist von dem bekannten Vertreter und Märtyrer der deutschen Sache, die einst von dem officiellen Deutschland so gründlich verfahren worden, wieder ein offenes Wort erschienen. Es wäre schmerzlich, wenn man auf Beseler jenen Satz Macaulay's anwenden wollte, daß die Verbannten die hartnäckigsten und hoffnungsvollsten Leute seien; man würde damit die Sache von sich abweisen, die doch jeden Deutschen fast so nahe angeht als Beseler. Es wäre aber auch unrichtig, denn für seine Person hat er es oft genug ausgesprochen, daß er wenig mehr erwartet. Desto ehrenhafter und braver von ihm, daß er redet, wo er meint, es könne ein Wort auch nur ein Geringes nützen.

In der That ist die Situation nicht ohne Gefahr. Im Januar werden die Stände von Holstein zusammentreten um über die neue Stellung Holsteins zum Gesammtstaate zu berathen. Es ist vorauszusetzen, daß die Dänen freundlicher sich stellen werden als je bisher, da ihnen daran liegen muß die Stände nicht vorwärts zu treiben. Hier gilt es fest zu halten, sich nicht zu Transactionen verleiten zu lassen, vor allen Dingen Schleswig nicht aufzugeben, sondern die Zusammengehörigkeit mit diesem zu betonen. Das deutsche Volk spricht nur von Schleswig-Holstein, eine nur holsteinische Frage kennt es nicht, und dies deutsche Volk hat die schleswig-holsteinische Sache nie aufgegeben, hat für sie mit der That und den besten Wünschen, der herzlichsten Theilnahme immer eingestanden. So werden doch diejenigen die Sache nicht verlassen, die berufen sind sie zu vertreten!

Es ist politisches Gebiet, auf das wir den Leser führen, und somit ein dunkles, unwegsames. Und doch darf auch ein unpolitisches Blatt hier nicht nur mitreden, sondern nicht schweigen. In all dem Gewirr nämlich der letzten zehn Jahre ist dies Interesse des deutschen Volks an Schleswig-Holstein der einzig völlig reine Zug, jene ganz unvermischte und ungetrübte Strömung, die nicht nur Alle bewegt hat, sondern auch Alles überdauert hat. Vielleicht wird die Frage nun für immer erledigt, und zwar nicht nach Wunsch und Recht Deutschlands; es wäre traurig, wenn das Schmerzenskind dann doch enden müßte und enden müßte durch die nächsten Verwandten; am traurigsten für Deutschland, weil es dann für seine besten Regungen keinen Gegenstand mehr hätte.

* Der ewige Jude; nach Béranger.

Von Adolf Laun.

Im Anschluß an die früher im Sonntagsblatt von mir mitgetheilten Proben aus Bérangers letzten Gesängen möge hier ein merkwürdiges Gedicht desselben aus der vorletzten Sammlung folgen, die in ihrer mehr sinnigen, statt der Parteifragen allgemeine, besonders sociale Probleme behandelnden Weise den Charakter, den seine nachgelassenen Lieder haben würden, schon ahnen ließ.

Die im Mittelalter verbreitete und am Ende des 16. Jahrhunderts als Volksbuch bearbeitete tiefsinnige Sage von Ahasver, dem ewigen Juden, hat schon manchen in- und ausländischen Dichter zur Darstellung und Erweiterung gereizt, für die sie ein unermeßliches Feld bietet; aber ihr eine so eigenthümliche Form und Wendung zu geben und in ihr einen so unerwarteten Grundgedanken zu finden, wie die Chanson ihn ausspricht, dazu gehörte eben ein Béranger. —

Der ewige Jude.

Christ, reich' dem müden Wandersmann
Den Trank an deines Hauses Pforte,
Dem Juden, der nicht ruhen kann,
Den Sturmwind treibt von Ort zu Orte.
Ich bin bejahrt und alt're nicht,
Vom jüngsten Tag träum' ich voll Wonne,
Ich hoffe stets beim Sternenlicht,
Doch stets auf's Neu' erscheint die Sonne.
Von Stund' auf Stund'
Dreht sich mit mir der Erde Rund,
Von Stund' auf Stund', von Stund' auf Stund'.

Schon sind es achtzehnhundert Jahr,
Und Rom und Hellas sind gefallen;
Auf Gräbern, wo einst Leben war,
Muß ich vom Sturm getrieben wallen.
Ich sah das Gute fruchtlos sterben,
Sah, wie des Unheils Früchte gut,
Und wie, die alte zu beerben,
Die neue Welt entstieg der Fluth.
Von Stund' auf Stund' ꝛc.

Zur Buß' hat Gott mein Herz gelenkt;
Was stirbt und schwindet, muß ich lieben:
Eh' mich ein gastlich Dach umfängt,
Hat, ach, der Sturm mich fortgetrieben.
Manch Armer spricht mich flehend an,
Mein Scherflein reicht' ich ihm so gerne,
Doch eh's die Hand ihm reichen kann,
Trieb mich's hinaus schon in die Ferne.
Von Stund' auf Stund' ꝛc.

Gern ruht' ich aus am Blüthensaum,
Wo sanft des Baches Wellen rollen,
Doch Angst und Qual verließ mich kaum,
Da hör' ich schon des Sturmes Grollen.
Warum mißgönnt des Himmels Neid
Im Schatten mir die Ruhestunde?
Bedarf es doch der Ewigkeit,
Daß ich von solcher Qual gesunde.
Von Stund' auf Stund' ꝛc.

Lacht eine frohe Kinderschaar
Auf meiner Wand'rung mir entgegen,
Stellt mir der Meinen Bild sich dar,
Da hör' ich schon den Sturm sich regen.
Ihr Greise, o, beneidet nicht
Die Zeit, die ich zu leben habe;
Der lächelnd zu den Kindern spricht,
Er wandelt einst auf ihrem Grabe.
Von Stund' auf Stund' ꝛc.

Ich forsche nach des Hauses Spur,
Wo Jugendtage mir zerrannen;
Kaum ruh' ich auf der Heimath Flur,
Da treibt der Sturm mich schon von dannen,
Und eine Stimme spricht zu mir:
Du bleibst, mag Alles auch zerstieben,
In deiner Väter Gruft ist dir
Zum Ruhen nirgends Platz geblieben. —
Von Stund' auf Stund' ꝛc.

Als einst der Gottmensch Pein erlitt,
Blickt' ich voll Hohn auf ihn hernieder
Die Erde bebt bei meinem Schritt,
Lebt wohl — schon packt der Sturm mich wieder;
Ihr, die Ihr ohne Mitleid seid,
Laßt meine Qualen zu Euch sprechen;
Nicht will Gott seine Göttlichkeit,
Er will die Menschheit an mir rächen.
Von Stund' auf Stund'
Dreht sich mit mir der Erde Rund
Von Stund' auf Stund', von Stund' auf Stund'.

* Zur neuesten Lyrik.

Gedichte von J. G. Fischer. Zweite vermehrte Auflage. Stuttgart und Augsburg. J. G. Cotta'scher Verlag. 1858.

Gestatten Sie mir, zu Ihren Lesern von einem Dichter zu sprechen, welcher so gut als einer es verdient, von dem Publikum in den weitesten Kreisen gekannt und geschätzt zu werden. Name und Buch sind in der Ueberschrift genannt; den Mann und seine poetische Eigenthümlichkeit will ich im Folgenden zu schildern versuchen. Norddeutsche Leser werden vielleicht am ersten aufmerksam auf ihn werden, wenn ich sage: es ist ein schwäbischer Dichter. Diese Bezeichnung könnte aber zu sehr schiefen oder durchaus falschen Vorstellungen verleiten; darum wird es gerathen sein, sogleich hinzuzufügen: er ist einer und doch keiner. Und dieser Zusatz erfordert wieder seine Erklärung durch eine kurze Erörterung des Wesens der schwäbischen Poesie überhaupt.

Daß eine schwäbische Dichterschule, von der vor etwa 30 Jahren noch viel die Rede war, nie existirte, braucht gegenwärtig kaum mehr versichert zu werden. Daß es aber schwäbische Dichter gab, in welchen die natürliche und geistige Eigenthümlichkeit Schwabens und seiner Bewohner ihren besonderen Ausdruck fand, ist gleichwohl wahr. Was über unsere blauen Berge und grünen Rebenhügel schon so tausendmal gesagt worden, wollen wir hier nicht wiederholen. Gewiß ist, daß die süddeutsche Landschaft und der ihr entsprechende Volksgeist am meisten auf das eigentlich Poetische der Poesie, auf das Naive und Unmittelbare, das Natur- und Volksmäßige hinführt. Die einfach tiefen Balladen Goethe's, wie „der Fischer", „Haideröslein" und ähnliche sind unser poetisches Evangelium; Balladen und Volkslieder haben wir kultivirt, ehe sie in Mode und Spielereien ausarteten. Das Schönste von Uhland und die Wurzel seines ganzen poetischen Genius sind jene einfach-herrlichen Naturempfindungen, wie z. B. „Einkehr" und viele derartige. Dieß ist die eigentlich schwäbische Poesie. Die Balladen, die man sonst vorzugsweise darunter zu verstehen pflegte, stehen damit allerdings in natürlicher Verwandtschaft; sie drücken aber diesen poetischen Genius bei weitem nicht so rein und in solcher Originalität aus. Irrig also wäre es nach unserer Ueberzeugung, wenn man sie zum Kriterium einer schwäbischen Schule machen wollte; unbestreitbar dagegen scheint uns zu sein, daß alle unsere Dichter ihren Ausgang von jenem Naiven, Naturmäßigen nahmen, was wir als das eigentlich Poetische uns zu bezeichnen erlaubten im Gegensatz gegen das Sentimentale, Reflectirte, Declamatorische, Bilderreiche.

Indem ich von dieser Abschweifung zu Fischer zurückkehre, möchte ich sagen: er ist ein schwäbischer Dichter im vollsten Sinne, d. h. in dem Sinne, den ich allein mit dieser Beziehung zu verbinden für zulässig halte. Das Erste, auf was wir stoßen, wenn wir sein Buch aufschlagen, sind solche Naturklänge in reichster Fülle und Mannich-

faltigkeit. Seine Weise hat nicht die einfache Strenge und Keuschheit Uhlands. In den engeren Kreis, in dem sich dieser kräftigste Repräsentant der süddeutschen Poesie mit so virtuoser Energie bewegte, sind doch nach und nach viel zu viele Elemente der allgemeinen modernen Dichtung eingedrungen; der heimathliche Fluß hat sich bereits zusehends mit dem großen nationalen Strome vermischt. Fischer ist mannichfaltiger, bald muthwilliger, bald weicher und schmelzender; immer aber ist seine Empfindung eine reine und wahrhaft poetische. Die besondere Frische und Kraft seiner Gedichte werden wir, außer seiner angebornen Anlage, zum nicht geringen Theil auch seiner besonderen Bildungslaufbahn zuschreiben dürfen. Er ist ein Sohn des Volkes im nächstliegenden Sinne des Wortes und hat sich nicht auf dem gewöhnlichen bequemen Wege, sondern allmäälig und durch eigenes Ringen zur feinsten Bildung emporgearbeitet, und zwar so, daß ihm diese nicht etwas künstlich und äußerlich Angeeignetes, sondern mit der gesunden, naiven Anschauung des Volksthümlichen überall Verwachsenes, von ihr organisch Durchdrungenes ist. Daher sind seine Gedichte wie Waldblumen, die in ihren Blüthen den feinsten Duft aushauchen, während wir aus den Wurzeln den frischen Brodem der mütterlichen Erde in uns ziehen.

So sehr also bei Fischer die specifisch süddeutsche, ächt poetische Anlage vorhanden ist, so stellt sich uns bei ihm das Schwäbische doch bereits in der Phase des Uebergangs, der Vermischung mit der modernen Poesie überhaupt dar; würde man bei dem Schwäbischen hauptsächlich an das Manierirte, an das Balladenmäßige denken, so müßte man ganz entschieden sagen: er ist kein schwäbischer Dichter. Dazu kommt nun aber noch ein weiteres Moment. Unsere geistige Anlage geht in dem Naiven, Naturpoetischen keineswegs auf; das Spekulative, das ethische und historische Pathos ist der andere, gleich starke Pol unseres Wesens. Hegel und Strauß sind die Denker, Schiller ist der Dichter, die uns vor allen anderen angehören. Worin diese beiden Seiten ihre natürliche Einheit und höhere Vermittelung haben, wäre leicht darzuthun; hier ist für uns die Hauptsache zu wissen, daß sie neben einander da sind. In der Poesie nun kam bis jetzt das Schillersche Element bei uns so gut wie gar nicht zur Geltung. Man wird sagen dürfen, daß wohl in keinem Theile Deutschlands die poetische Anschauung in so diametralem Gegensatz gegen das Schillersche Pathos stand als in seinem engeren Vaterlande. Hier nun ist es grade, wo Fischer insbesondere die Einseitigkeit der alten schwäbischen Poesie durchbrochen hat, um dem schwäbischen Geiste zu seinem vollständigen, allseitigen Ausdruck zu verhelfen. Daß er den größten Dichter, den Würtemberg Deutschland gegeben, in Gedichten wie in zahlreichen Abhandlungen und Reden verherrlicht und zu seiner Einführung in das allgemeine Verständniß von den verschiedensten Seiten her beigetragen hat, ist nicht zufällig. Er steht unverkennbar im höchsten Grade unter dem Einfluß dieses großen Geistes und ist sein Jünger, ohne sein Nachahmer zu sein. Ohne Zweifel hat kaum auf die Bildung eines anderen gegenwärtigen Dichters Schiller einen so gewaltigen Einfluß ausgeübt als auf die Fischers. Wie von der einen Seite das Naturmäßige, so tritt uns andrerseits ebenso, wo nicht noch stärker, in seinen größeren Gedichten das Pathetische und Ideale, der ethische und historische Drang entgegen, der so ganz an Schiller erinnert. Hiefür könnte ich leicht vieles Einzelne anführen, ziehe es aber vor, auf einen allgemeinen Zug aufmerksam zu machen. An Balladen fehlt es auch bei Fischer nicht; aber es sind nicht mehr die alten schwäbischen, sondern eine ganz andere, eigenthümliche Art. Von jener früheren Gattung hatte er in der ersten Auflage ein einziges Exemplar und hat in der zweiten auch dieses ausgemerzt. Dagegen hat er eine ganze Reihe erzählender Gedichte, wo von jener äußerlichen, hölzernen Manier keine Rede ist, sondern wo das Hauptgewicht auf das historisch-psychologische Moment gelegt wird. Der „verhängnißvolle Tanz“, „der ewige Friede“, „Todtentanz“, „der Protektor“ u. s. w. sind Balladen, die wir historisch-psychologische nennen möchten.

So wenig also Fischer ein schwäbischer Dichter im hergebrachten Sinne des Wortes zu nennen ist, so sehr möchten wir ihn nach seinem eigensten Wesen seinem engeren Vaterlande vindiciren. Das hier Gesagte wird hinreichen, auf ihn als auf eine eigenthümliche, selbständige Erscheinung, voll poetischer Frische, Innigkeit und Kraft aufmerksam zu machen.

Für Schillers Geburtshaus in Marbach.

Heute empfingen wir von dem geehrten Vorstande des Vereins „Thalia“ die schöne Gabe von 60 Thlr. 26 Gr., als den Ertrag einer für diesen Zweck veranstalteten musikalisch-declamatorischen Soiree; sowie von Frau L. W. 5 Thlr., N. N. 24 Gr.

Zusammen..........................	65 Thlr. 50 Gr.
Außerdem nach früherer Anzeige	75 Thlr. 36 Gr.
Summa	141 Thlr. 14 Gr.

Bremen, 16. December 1858.

Herm. Schaffert.
Dr. Fr. Pletzer.

Feuilleton.

— * **Neue literarische Erscheinungen.** Neue Beiträge zur Geschichte deutschen Alterthums. Von G. Brückner. — Entstehung und Geschichte des Westgothenreiches. Von Adolf Helfferich. — Zur Seelenfrage. Eine philosophische Confession von J. H. Fichte. — Madeira und Teneriffe mit ihrer Vegetation. Von H. Schacht. — Die Nahrungsmittel und die Ernährung. Von G. W. Scharlau. — Frau von Stael. Biographischer Roman von Amely Bölte.

— * Der noch immer zu Waldheim als Zuchthäusling sitzende Otto Heubner hat wieder eine literarische Arbeit, deren Anfertigung ihm gestattet wurde, vollendet; dies Mal eine Erzählung, deren Ertrag seiner Familie bestimmt ist.

— * Die Ritter-, Räuber- und Schauerromantik. Zur Geschichte der deutschen Unterhaltungs-Literatur. Von J. W. Appell. Leipzig, Engelmann. — Für unsere Leser ist dies Buch kein neues, aber ein willkommenes und werthvolles. Der Verfasser hat die Artikel, welche in dem zu Ende gehenden Jahrgange des Sonntagsblattes abgedruckt waren, zusammengestellt und ergänzt, so daß nun ein schätzbarer Beitrag zur Literatur-Geschichte in Gestalt eines Buches daraus geworden ist.

— △ Schweizerkunde. Land und Volk, geographisch-statistisch, übersichtlich-vergleichend dargestellt von H. A. Berlepsch. Braunschweig, Schwetschke. — Der Verfasser, welcher durch mehrere sehr gediegene und praktische Arbeiten wie z. B. den geschätzten Alpenführer sich einem größeren Publikum schon bekannt gemacht hat, bietet uns hier ein neues Werk, dessen vielseitiger Inhalt schon aus dem Titel hervorgeht. Ueber einzelne Kantone der Schweiz sind schon erschöpfende, wissenschaftlich gehaltene Monographieen erschienen; hier wird uns ein vollständiges Gesammtbild des Landes geboten, von dem der Verfasser selbst mit Recht bemerkt, daß dasselbe, wenn auch äußerlich nach Weg und Steg, nach Bach und Berg gekannt, dennoch seinem inneren Leben nach so wenig erkannt wurde. Wohl über kein Land und dessen Zustände hat man so widersprechende und unrichtige Urtheile hören müssen, als schon tausendfach über die Schweiz. Der Parteihaß gegen politische und kirchliche Verfassungszustände in der Eidgenossenschaft einerseits und der Enthusiasmus für ein nicht erreichbares Ideal andererseits haben Antipathieen und Sympathieen hervorgerufen, welche die Schweiz in der Ferne als ein sociales Monstrum erscheinen lassen. Der erste Theil enthält unter der Abtheilung: das Land und seine Natur die allgemeinen geographischen Verhältnisse, die Bodenerhebung, Gewässer, die naturhistorischen Umrisse und klimatischen und atmosphärischen Verhältnisse, während die zweite Abtheilung: das Volk und sein Leben, sich beschäftigen wird mit dem Gang und Stand der Bevölkerung, dem Charakter und den sittlichen Zuständen, der Körperbeschaffenheit, dem geselligen Leben, der Sprache, Intelligenz, Wissenschaft und Kunst, dem Bauwesen und den Volkstrachten und endlich der Nahrung und den verschiedenen Erwerbsquellen; die dritte Abtheilung wird sodann den Staat und seine Zustände besprechen, die

Eidgenossenschaft, den Kanton und die Gemeinde, Kirche und Schule und endlich die Eisenbahnen. Der zweite Theil wird eine nach den einzelnen Kantonen geordnete Topographie der Schweiz enthalten. Die vor uns liegenden zwei ersten Lieferungen entsprechen genau dem angegebenen Plane; die rein geographischen, besonders orographischen Verhältnisse sind leicht faßlich und klar dargestellt. Mit Aufmerksamkeit sehen wir dem weiteren Erscheinen des gut angelegten Werkes entgegen, welches für Alle, welche sich für das Land und die Leute, für dessen Staats-, Kultur- und Sittenzustände interessiren, endlich für Alle die, welche es zu besuchen gedenken, ein ebenso belehrendes als anziehend geschriebenes Handbuch darbietet. — Hoffen wir, daß bis zu seinem vollständigen Erscheinen auch eine dem größeren Publikum zugänglichere Karte, nach Düfour's unübertrefflichem Meisterwerke in verkleinertem Maßstabe ausgeführt, herausgegeben wird und dieses um so mehr, da in unserem Handbuch häufig auf jene verwiesen wird.

— X. **Das braune Buch.** Von M. **Solitaire.** Leipzig, Heinrich Hübner. — Erst vor einigen Monaten erwähnten wir einer Schrift des eben genannten fleißigen Autors; es waren die „Erzählungen bei Nacht.“ Damals ward bemerkt, daß Solitaire sich durch eine ungewöhnlich lebendige Phantasie auszeichne, und dies Urtheil findet sich durch das vor uns liegende Werk bestätigt, dasselbe scheint uns jedoch, gegen jene frühere Arbeit gehalten, einen bedeutenden Fortschritt zu bekunden. In dem „Braunen Buche“ ist der Erzählton durchweg ruhiger, ohne daß dadurch der Lebhaftigkeit der Schilderungen Eintrag gethan würde. Den Inhalt bildet eine bunte Reihe von Novellen, meist in düsterer Färbung, phantastisch grell gemalt, und man trifft nicht selten auf brillante Partieen; um so mehr bedauert man's aber auch, daß der Dichter ein koboldartiges Wesen mit dem Leser zu treiben scheint und muthwillig oft die schönsten Pointen verdirbt oder den hervorgerufenen Eindruck plötzlich durch unmotivirte Derbheiten stört. Solitaire ist mit E. Th. A. Hoffmann verglichen worden; in seinem „Braunen Buche“ scheint er sich dagegen Heinrich Heines Natur angeeignet zu haben. Es ist zu bedauern, daß er oft so burschikose Ausgelassenheit an den Tag legt, und wir möchten glauben, daß er zum Beispiel durch den närrischen Anfang der ersten Schilderung des „Braunen Buchs“: „Irrfahrt im dänischen Archipelagus“ gleich manchen Leser davon abschreckt, sich mit dem übrigen Inhalte des Werkes bekannt zu machen. Als stellenweis besonders gelungen bezeichnen wir übrigens die „Geschichte von der bleichen Aurora oder der Vetter aus Barbadoes“, „Magister und Sturmglöckner“ und „Eine Junggesellenstube in der Karlsstraße.“ Das sei jedoch bemerkt, daß die Lektüre wohl nicht für die zarte Damenwelt berechnet ist, denn sie erfordert starke Nerven. Dem Verfasser läßt sich eine reiche Begabung keineswegs absprechen, wie denn die Kritik anderweitig sich schon allgemein dahin ausgesprochen hat; aber es scheint uns doch, wenn wir unumwunden unser Urtheil aussprechen sollen, daß er sich zu sehr darin gefällt den Genialen zu spielen, ein gewisses Virtuosenthum in Erfindung und Ausmalung von Ungeheuerlichkeiten und Verschrobenheiten an den Tag zu legen, welches wenigstens auf uns keinen befriedigenden Eindruck macht.

— * Für das mittelrheinische Musikfest, das im nächsten Jahre zu Mainz stattfinden soll, ist schon jetzt von den Abgeordneten der vier Städte Mannheim, Darmstadt, Wiesbaden und Mainz das Programm aufgestellt. Es ist das folgende: Erster Tag. 1) „Fest-Ouverture in C.“ Op. 124 von Beethoven. 2) „Israel in Aegypten“, Oratorium von Händel. Zweiter Tag. I. 1) „Ouverture, Soli und Chor aus Alceste“, von Gluck. 2) „Kyrie“, von Palestrina. 3) „Ave verum“, von Mozart. II. 4) „Symphonie in C moll“, von Beethoven. 5) „Die erste Walpurgisnacht“, von Mendelssohn-Bartholdy. Zum Dirigenten wurde Herr Friedrich Marpurg, Musikdirector der Mainzer Liedertafel, erwählt.

— * Neulich hat es **Franz Liszt** versucht, in München einen Boden für seine wunderlichen symphonischen Dichtungen zu finden. Der „Orpheus“ wurde in einem Concert aufgeführt, fand aber so wenig Anklang, daß er als durchgefallen zu betrachten ist.

— * In Hannover giebt man mit vielem Beifall eine komische Oper „Ilka“ von dem Flötisten und Kapellmeister Karl Doppler, welcher mit seinem Bruder wieder auf einer Kunstreise durch Deutschland begriffen ist.

— * Das **Platen-Denkmal** ist am 5. December zu Ansbach feierlich enthüllt worden. Ein imposanter Zug begab sich Morgens nach dem Schloßplatze, wo ein starker Sängerchor einen Festgesang ausführte. Darauf trat der Gymnasial-Professor Dr. Schreiber vor das Monument und hielt die von der ganzen Versammlung mit gespannter Aufmerksamkeit und großer Befriedigung vernommene Festrede. Während der Enthüllungsmantel mit Einem Zuge fiel, entströmte unwillkürlich der ganzen großen Versammlung ein lautes „Ah!“ der Ueberraschung und der Bewunderung über die herrliche plastische Gestalt. Sofort nahm der Vorstand der Stadt, Herr Bürgermeister Mandel, den Platz des Redners ein und sprach in angemessenen Worten die Freude und den Dank der Ansbacher Bürgerschaft aus. Mit Begeisterung begleitete die ganze Versammlung die von der Musik und dem Sängerchor angestimmte Nationalhymne „Heil dir im Siegerkranz ꝛc.“ Der Eindruck des Monuments ist ein wahrhaft wohlthuender; es herrscht nur Eine Stimme des Urtheils, nur Ein Gefühl der Freude über die große Zierde, die durch dieses Kunstwerk der Stadt geworden ist. Wie ein Bürger den freien Transport der Statue von Gunzenhausen her übernommen hat, so gab ein anderer das Material unentgeltlich zum Podium für das Musik- und Sängerchor, ein dritter die bengalischen Feuer, mit welchen Abends zwischen 6 und 7 Uhr das neue Standbild beleuchtet wurde. Besondere Erwähnung verdient es wohl auch, daß von einem anderen das Geburtshaus Platen's (in der Platen-, früher Kirchengasse) mit Laubgewinden geschmückt und Abends festlich beleuchtet worden ist. — Das Denkmal steht auf einem sehr schönen Platze und hat eine freundliche, harmonische Umgebung.

— * Einem uns mitgetheilten Privatbriefe aus Philadelphia entnehmen wir Folgendes: „Es wird Ihnen lieb sein, zu hören, daß die Freunde des Architekten **Runge** aus Bremen demselben vor seiner Abreise nach Europa, die am 4. Decbr. erfolgen sollte, ein großes „farewell testimonial to his personal and artistic worth“ in dem hiesigen Opernhause, seinem Meisterwerke, veranstalten werden. Haus und Gas sind von der Direction gratis zur Verfügung gestellt. Ein Orchester von 75 Musikern unter Sentz's Leitung, die verschiedenen hiesigen Liedertafeln, der Bassist Karl Formes und andere haben ihre Mitwirkung zugesagt. Etwa 2000 Billets sind bereits verkauft. Daß ein so verdienstvoller und so anspruchsloser Mann endlich zur Geltung gelangte, hat nur ihn selbst in Erstaunen gesetzt. — Ueber sein Werk, das herrliche Opernhaus, bemerken wir, daß der Bau nach außen wie nach innen ein durchaus gelungener ist, und daß ihm namentlich im Punkte der Akustik nach competentem Urtheil — wir gebrauchen hier Worte des Herrn Karl Formes — das San Carlo in Neapel und die Scala in Mailand zur Seite zu setzen sind. Das Haus hat 2900 numerirte Sitze, zum größeren Theile Fauteuils. — **Runge** wird jetzt längere Zeit in Europa verweilen.“

— * Die seit Kurzem mit **Alexander Kaufmann** verheirathete Dichterin **Amara George**, die unter der Protection von **Daumer** in die literarische Welt eingeführt wurde, ist zur katholischen Kirche übergetreten.

— * Vor Kurzem starb in England im Alter von 61 Jahren **Lazar Meszaros**, einer der Führer der ungarischen Bewegung in den Jahren 1848 und 1849. Ueber ihn schreibt **Szarvady** in den „Homburger Nachrichten: „Er war einer der vorzüglichsten Vertreter jener Männer, die bei ursprünglicher Anhänglichkeit für das Haus Oesterreich, von Vaterlandsliebe getrieben und den Pflichten ihrer vom Lande und der rechtmäßigen Regierung erhaltenen Stellung eingedenk, Schritt für Schritt jene allmälige Umgestaltung durchlebt haben, welche den Gang der neuesten ungarischen Geschichte kennzeichnet. Ein tüchtiger, sowohl wegen seiner Kenntnisse wie wegen seiner Fähigkeiten hochgeachteter Offizier folgte er nur mit Widerstreben und auf den ausdrücklichen Befehl des Königs der Einladung des Grafen Ludwig Batthyany, die ihn im Jahre 1848 an die Spitze des ungarischen Kriegsministeriums rief. Meszaros in seiner bescheidenen Selbstbeurtheilung hielt sich dem mächtigen Posten nicht gewachsen. Er fühlte, daß es keiner gewöhnlichen Kraft bedurfte, um einem Lande, dem so Vieles fehlte, eine Armee zu schaffen inmitten von Hindernissen jeder Art, die es zu bekämpfen hatte. Der ungarische Obrist wurde indessen mit großer Begeisterung von seinen Landsleuten aufgenommen, die ihn schon früher als einen freisinnigen und aufgeklärten Mann schätzen gelernt hatten, und sein offenherziges Auftreten gewann ihm vollends alle Herzen. Aber die Gunst, deren er sich erfreute, half dem Kriegsminister nicht über die Schwierigkeiten hinweg, die sich an seine Stellung knüpften, die sich aus den Verhältnissen ergaben. Der Widerstreit seiner treuen Anhänglichkeit als österreichischer Soldat mit den Pflichten des Patrioten lähmte seine Kraft und erst als eine Ausgleichung der widersprechenden Forderungen durch die Verhältnisse unmöglich gemacht worden war, wendet er sich der Sache seines Vaterlandes mit ganzer Seele zu. Aber bis zum letzten Augenblicke, bis zur Unabhängigkeitserklärung führte er allen Maßregeln, einer jeden Politik das Wort, welche einer Versöhnung mit Oesterreich nicht jedes Thor verschlossen hätte.“

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1859 des Sonntagsblattes recht zeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1858.

Heinrich Strack.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.

Preis in Bremen
halbjährlich 1 ₰ 12 gr Gold.
Expedition
Pelzerstraße Nr. 6

Bremer Sonntagsblatt.

Sechster Jahrgang.

Das Sonntagsblatt
ist durch alle Postämter und Buchhandlungen zu beziehen.
Preis: halbjährlich 1½ ₰ Crt.
incl. Postaufschlag.

№ 52. Bremen, 26. December. 1858.

Inhalts-Anzeige.

* Der spanische Dichter und Publizist José de Larra.

Von F. Ruperti.

II.

Es ist nicht meine Absicht, Larra als Dichter genauer zu charakterisiren, wie er denn überhaupt auf dem poetischen Gebiete wohl nicht so originell ist als auf dem des Kritikers, des satirischen Sittenzeichners und des Publizisten; oder es hätte hier sein Talent doch einer längeren, ruhigern Entwicklung bedurft, die ihm vom Geschick nicht vergönnt wurde. Ich will nur die hauptsächlichsten seiner dichterischen Arbeiten in der Kürze anführen, ich werde dann einige Bemerkungen über seine sonstigen literarischen Produktionen, namentlich die publizistischen, hinzufügen und mit zwei Proben, die ich aus seinen Schriften ausgewählt und übersetzt habe, schließen. Eigentliche lyrische Erzeugnisse finden wir, ein paar satirische Stücke abgerechnet, nicht in der Ausgabe seiner Werke; es fehlte ihm bei seinen beständigen politischen und socialen Kämpfen wohl die Geistesruhe, die dazu erforderlich ist. Dagegen stoßen wir auf einen ziemlich umfangreichen historischen Roman, eine Gattung, die, von W. Scott erneuert und veredelt, die Runde fast durch ganz Europa gemacht und auch in Spanien vielen Anklang und mannichfache Bearbeitung gefunden hat. Larras Werk, „el doncel de Don Enrique el doliente“, ist der spanischen Geschichte entnommen, und wenn es auch als Ganzes nicht befriedigt, — er war wohl noch zu jung, als er es schrieb, — so bietet es doch sehr viele Schönheiten im Einzelnen und die glanzvollsten Schilderungen. Am reichsten ist die dramatische Gattung vertreten. Nur eines dieser Stücke, Macias, worin er denselben Stoff wie in seinem Romane behandelt, ist in altspanischer Weise, in Trochäen mit Reimen und Assonanzen, geschrieben, die übrigen, meistentheils Komödien, sind in Prosa gehalten. Eines derselben fällt uns auf durch seinen Titel, „tu amor o la muerte, deine Liebe oder den Tod“, einen Titel, wodurch wir unwillkürlich an das eigne tragische Ende des Dichters erinnert werden. Das am meisten gelungene ist sicherlich das „no mas mostrador, kein Ladentisch mehr“ überschriebene, und wenn er die ursprüngliche Idee dazu auch einem Vaudeville Scribes entnehmen mochte, so hat er sie doch so erweitert und so viel des Seinen hinzugethan, daß man es als Original bezeichnen muß. Die moralische Heilung der Frau eines reichen Seidenhändlers, die von der Sucht, die vornehme Dame zu spielen, ergriffen ist, wird uns hier in der sinnreichsten Intrigue und mit der heitersten Laune vorgeführt. Das Stück ward bei seinem ersten Erscheinen auf der Madrider Bühne mit beispiellosem Enthusiasmus aufgenommen und fast vierzig Mal ohne Unterbrechung hinter einander gegeben.

Die Zahl seiner längeren und kürzeren Aufsätze, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen, ist sehr groß, und ihnen verdankt er hauptsächlich seinen Ruhm und seine Beliebtheit beim spanischen Publikum. Ihr Inhalt ist ein ungemein mannichfacher; viele davon sind rein kritischer Art, es sind Beurtheilungen von neu herausgekommenen Werken, von einheimischen wie von fremden, namentlich französischen. Wenn er auch, wie viele seiner jugendlichen Geistesverwandten, der Romantik Frankreichs Einfluß auf sich gestattet hat, so ist das doch nur in gemilderter Weise geschehen, er hat das Nationale zu erhalten und Takt und Maß zu bewahren gewußt; seine Grundsätze sind auch hier dieselben wie auf dem politischen Gebiete, er ist ein Feind der altklassischen Regeln, dagegen ein Freund der vernünftigen Freiheit, ein Freund des Fortschritts und des zeitgemäßen, berechtigten Neuen. Dem Ernsten wie dem Komischen ist er auf gleiche Weise gewachsen; er beschreibt z. B., was das Erste angeht, in anziehender Weise die römischen Ruinen in Merida, die er auf seiner Reise nach Portugal in Augenschein genommen hat, oder er bespricht mit eingehender Gründlichkeit das Gefängnißwesen. Lieber jedoch horcht ihm seine Nation, wenn er die an ihm erwähnte Eigenschaft, wegen deren man ihn oft mit Cervantes und Molière verglich, in Anwendung bringt, die Eigenschaft, das Mangelhafte und Verkehrte an den einzelnen Menschen wie an der gesammten Gesellschaft wahrzunehmen, und wenn er dann auf sie das volle Maß seiner bittern und doch zugleich feinen Satire ergießt. Manche seiner Aufsätze der Art sind vortrefflich, so der über die „Satire und die Satiriker“, worin er sein eignes Loos schmerzlich beklagt, so der vom „alten Castilianer“ und ein anderer, in dem er die ganze Welt als eine Maskerade darstellt, oder auch der „vuelva usted mañana“ überschriebene, in welchem die spanische Langsamkeit in ergötzlicher Weise lächerlich gemacht wird.

Keinem Aufsatze von ihm aber sah man mit einer größeren Spannung entgegen als denjenigen, in welchen von den politischen Zuständen des Landes die Rede war, was theils in den Artikeln selbst, theils in der Stimmung des Volkes und in dem Neuen der Sache liegen mochte, denn seit Jahrhunderten war ja eine solche Sprache auf diesem Boden unerhört gewesen. Spanien erheiterte sich gleichsam in seinem Todeskampfe und freute sich, einmal recht herzlich über sich selbst und sein eigenes Elend lachen zu können. Er aber findet, abgesehen von allem andern, was an ihm nagt, wenig Befriedigung in dieser allgemeinen Anerkennung, er beklagt bitter die Einsamkeit des spanischen Schriftstellers, und sein Besuch der französischen Hauptstadt steigert, wie das schon erwähnt ward, dies Gefühl noch mehr. Er wünscht, in der Zeit gelebt zu haben, wo mit der spanischen Macht auch der castilianische Dialekt herrschend war; in die blutige Furche, welche die Krieger seiner Nation zogen, hätte er seinen Gedanken gesäet. Aber jetzt in Madrid schreiben heißt nach seiner Meinung so viel als ein zur Verzweiflung treibendes Selbstgespräch fortsetzen, als beim Alpdrücken weinen und rufen, ohne daß jemand hört. „Warum soll man denken, warum schaffen? Das Genie bedarf des Echos; unter den Gräbern aber giebt es kein Echo.“ Man hat ihn und nicht mit Unrecht, mit dem französischen Schrift-

steller P. L. Courier verglichen, der zur Zeit der Restauration seine berühmten Pamphlete schrieb und im Jahre 1825 auf geheimnißvolle Weise ermordet wurde, aber zwischen beiden ist doch ein nicht unbedeutender Unterschied. Der Franzose hat nicht so viel durchgemacht und gelitten, sein Land ist lange nicht in so traurigem Zustande als das arme Spanien; er blickt noch mit Muth und Hoffnung in die Zukunft, er hat Vertrauen selbst noch zu einem einzelnen Manne, zu dem Herzoge von Orleans, dem späteren Ludwig Philipp, und er würde mit unbedingter Zuversicht das Geschick des Staates in seine Hand legen. Der Spanier vertraut weder den Menschen noch den Dingen, daher die größere Bitterkeit seiner Ironie. In seinen politischen Aufsätzen zeigt sich uns ein Patriot, dem die alte Größe seiner Nation immer lebendig vor Augen steht, der ihren gegenwärtigen Verfall auf das tiefste beklagt und gern sein wärmstes Herzblut hergäbe, wenn er dadurch die Vergangenheit zurückbringen könnte; es zeigt sich uns in ihnen ein Mann, welcher einer gesetzmäßigen Freiheit mit Begeisterung ergeben ist. Man hat ihn wohl des Systemwechsels beschuldigt und ihn mit einem Kranken verglichen, der sich unruhig auf seinem Lager hin- und herwirft, aber nach meiner Ansicht mit Unrecht; er ist im Wesentlichen stets seinen Grundsätzen in der Beziehung treu geblieben, und wenn der neue Militäraufstand von la Granja im Jahre 1836, der vorübergehend die unselige Constitution von 1812 wieder einführte, ihn scheu machte und ihn mehr auf die Seite der Conservativen führte, so ist das begreiflich genug, obwohl er seine Hoffnungen nicht so gänzlich hätte sinken lassen sollen, wie er das wirklich that.

Es spricht aus seinen Aufsätzen Gerechtigkeitsgefühl und selbst Gutmüthigkeit und Wohlwollen trotz alles scharfen Witzes und aller gelegentlichen Verbitterung und daneben ein klarer Verstand und bei manchen Einseitigkeiten ein Begreifen der Zustände, das für seine Jahre selten ist; man möchte sagen, die gewitterschwüle Zeit habe ihn rasch gereift. Die Spanier sind, vielleicht unter seiner Anleitung, zu einer Einsicht gekommen, die andere Völker später oder noch gar nicht erworben haben, die wir zum Theil erst in den schmerzlichen Erfahrungen der Jahre 48 und 49 gewannen, zu der Einsicht, daß, nach Dahlmanns Ausdruck, eine Verfassung einer Nation nicht wie ein Christgeschenk unter den Weihnachtsbaum gelegt werden kann, daß sie für dieselbe reif sein muß. Larra führt in der Wirklichkeit auf, was sein großes Vorbild, Cervantes, uns so unnachahmlich auf dem poetischen Gebiete gewiesen hat; er ist gleichsam der Sancho Pansa des neuen Don Quijote, des fort und fort abenteuerlich revolutionirenden Spaniens, dem er beständig nachziehen und darthun muß, daß es mit Windmühlen und nicht mit Riesen gekämpft, Gasthofsdirnen für Burgfräulein angesehen oder einen ähnlichen dummen Streich begangen hat. Er macht sich lustig über die Charte, die, ebenso wenig wie die Frankfurter Grundrechte, das Volk satt zu machen im Stande ist; wie die Penelope thut nach seiner Ansicht Spanien nichts als weben und das Gewebte wieder auftrennen. Er spottet bitter über die stets erneuten Constitutionsversuche. „Bilde *) dir ein, mein Freund, du seiest ein Schneider und machtest für ein kleines, mißgestaltetes Kind von sieben Jahren die Uniform eines Rathsherrn. Offenbar wird das Kleid viel zu groß. Gleichwohl sagst du als Schneider: Seht, welch ein verkrüppeltes Kind! Ich mache ihm eine so schöne, so reichgestickte Rathsherrnuniform, und sie sitzt ihm nicht! Das Mondkalb! Du nimmst die Uniform mit und entfernst dich. Dann kehrst du mit demselben Kleide nach sieben oder acht Jahren zurück; der Knabe ist jetzt fünfzehn Jahre alt. Noch zu groß! rufst du; das ist nicht zu ertragen. Die Uniform ist doch dieselbe, warum paßt sie ihm nicht? Gewiß, dieser Knabe ist nicht geschaffen, ein Rathsherr zu werden, er ist ein Dummkopf. Du kehrst in deine Werkstatt zurück; durch die bisherigen Erfahrungen gewitzigt verfertigst du für ihn hübsche, zierliche Windeln und erscheinst mit deinem Päckchen unter dem Arme nach zehn Jahren wieder. Während dieser Zeit ist der Bursche seine vollen fünfundzwanzig Jahre alt geworden. Was zum Henker, rufst du erschrocken, der Bursche ist der Teufel selbst, die Windeln passen ihm nicht mehr; ach, mein Herr, er ist unbekleidbar. Hierauf stößest du ihn zurück und lässest ihn nackt.“

*) Nach Dr. Brinckmeiers Uebertragung.

Zu einer solchen Schärfe, wie das dann und wann bei ihm vorkommt, konnte freilich die Ironie nur bei einem Volke gelangen, wo fast ohne Unterbrechung ein Umsturz auf den andern folgte und so lange die Gräuel des Bürgerkrieges wütheten. Die Christinos haben, wie er erzählt, einen hübschen Einfall gehabt, sie haben die Mutter des Carlistengenerals Cabrera in ihre Gewalt bekommen und todtgeschossen, und er lobt das mit bitterm Hohne. „Ich will dir nun sagen“, so heißt es, „daß es gut ist, zu den Ursachen der Dinge, zum Stamme, nicht aber zu den Zweigen, zurückzugehen, und daß z. B. die erste Ursache zu dem Dasein der Aufrührer die Mütter sind, welche sie geboren haben. Ergo, wenn man die Mütter wegschafft, entfernt man die Ursache, nach dem Ausspruche der Theologen, sublata causa tollitur effectus. Es sind die Mütter, welche die Glückseligkeit Spaniens unmöglich machen, und so lange wir nicht mit ihnen fertig sind, darf man auf keinen Augenblick Ruhe hoffen. Verdrießlich ist es, daß die Großmutter schon todt ist, denn je höher man hinaufsteigt, um so sicherer trifft der Streich; indeß wollen wir mit der Mutter zufrieden sein. Glücklich sind“, so fügt er später noch hinzu, „in den Zeiten der Helden die Findelkinder, welche weder Vater noch Mutter haben, die man erschießen könnte.“

Gegen den Schluß seiner Laufbahn steigert sich das Melancholische, Trübe seiner Lebensansicht und des Tons seiner Aufsätze, so namentlich in einem, der zu den schönsten und ergreifendsten aber auch zu den düstersten gehört, einem der wenigen, die schon in das Deutsche übersetzt worden sind *), sonst würde ich ihn zur Mittheilung ausgewählt haben. Es ist das Todtenfest, der Tag aller Seelen gekommen, ganz Madrid wandert hinaus zu den Kirchhöfen, die Gräber der Angehörigen zu besuchen; und er selbst macht sich ebenfalls auf den Weg. Da ergreift ihn mit einem Male ein heftiger Schwindel, und es wird hell vor seinen Augen. Er braucht nicht hinauszugehen gleich den übrigen, ganz Madrid ist ja nichts anders als ein Kirchhof, wo jede Straße, jedes Haus ein Grab bildet. Unsinnige sind die, welche sich nach den Friedhöfen, um Todte zu sehen, in Bewegung setzen. Die Todten leben, weil sie Frieden haben; sie besitzen die Freiheit, die einzig mögliche auf Erden, diejenige, welche der Tod verleiht; die Lebenden sind die eigentlich Todten. Er durchwandert den wahren Gottesacker, die schweigenden Straßen von Madrid, wo überall das Bild des Todes ihm entgegentritt. Er kommt zum Palaste. „Da liegt das Königthum begraben. Das Zeughaus! Da liegt die castilianische Tapferkeit begraben. Die Ministerien! Da liegt das halbe Spanien begraben; es starb an der andern Hälfte. Die Börse! Da liegt der spanische Kredit begraben; wie war es möglich, daß man ein so großes Gebäude errichtete, um ein so winziges Ding zu begraben? Der Palast der Inquisition, die vor Altersschwäche starb, die Nationalpresse, das Grab der Wahrheit, die Theater, wo ohne Blume, ohne Erinnerung der spanische Genius ruht, — alles ist nur eine große Gruft.“ „Inzwischen“, so fährt er fort, „brach die Nacht herein; die Hunde verlängerten ihr Unglück weißagendes Geheul. Ich fühlte überall den nahen Tod. Die ungeheure Hauptstadt Spaniens, der sterbende Riese, bewegte sich stöhnend im Leichentuche. Ein finsteres Gewölk hüllte vollends die Erde ein. Die Kälte der Nacht erstarrte meine Adern; ich wollte den Kirchhof verlassen und mich flüchten in mein Herz, das einst voller Leben, Träume und Sehnsucht war. O mein Gott, es war ebenfalls ein Kirchhof! Mein Herz ist nur noch ein Grab.

*) In Dr. C. Brinckmeiers Geschichte der neuesten Literatur Spaniens, der ich einzelne Notizen entlehnt habe.

Was sagt es? Laßt es uns lesen. Wer ist der Todte? Inschrift der Hölle! „„Hier liegt die Hoffnung begraben!““ Stille! Stille!“ —

Die erste größere Probe, die ich aus seinen Werken mittheile, ist der schon erwähnte Nachruf für seinen im Bürgerkriege gebliebenen Freund Campo-Alange. José Negrete, Graf von Campo-Alange, im Jahre 1812 in Spanien geboren, gehörte einer angesehenen Familie an und wurde später in Paris sorgfältig erzogen. Neben literarischen Studien trieb er, voll von Neigung zur militärischen Laufbahn, besonders Mathematik und Kriegswissenschaft und machte schon als Jüngling, dem französischen Generalstabe angeschlossen, die Belagerung von Antwerpen mit, von welcher er nachher eine vortreffliche Schilderung gab. In die Heimath zurückgekehrt diente er, bei vielen Gelegenheiten sich auszeichnend und mehrfach verwundet, in den Reihen der Christinos und fand einen frühzeitigen Tod im Jahre 1836 in einem der Gefechte, die dem Sturme auf Bilbao vorangingen. Er war auch als Literat thätig, und außer seinen militärischen Artikeln und seinen Vorarbeiten für die neueste Geschichte Spaniens verfaßte er historische Novellen, die auf dem Boden der traurigen Gegenwart seines Landes spielen und durch ihre düstre Farbengebung sich auszeichnen. Mehrere Dichter seines Volkes haben, wie Larra seinen Nachruf, dem Andenken des Verstorbenen elegische Verse gewidmet, und alle zeigen eine seltene Uebereinstimmung im Lobe seines Muthes und seiner Tapferkeit so wie seines uneigennützigen und edlen Charakters. Larra schrieb diesen Nachruf fünfzehn Tage vor seinem eignen Tode, „Worte eines Sterbenden“ nach der schon mitgetheilten Bezeichnung seines Biographen, wie denn in der That eine gänzliche Enttäuschung, ein vollständiges Zerwürfniß mit der Welt und ein furchtbarer Lebensüberdruß sich in ihm kund geben.

Nachruf für den Grafen von Campo-Alange.

> Es lebt der Böse ohne Qual, er lebt und füllt ein ganzes Jahrhundert mit Frevelthaten an, der tugendhafte Sterbliche wird geboren und hört auf zu sein.
>
> Cienfuegos.

Schon sind einige Tage vergangen, seit das unglückliche Ereigniß sich zutrug, welches uns die Feder in die Hand giebt, aber einerseits hat der Schmerz unsre Stimme erstickt, und andrerseits fürchteten wir nicht, daß die Zeit durch ihr Dahineilen ihn dämpfen würde.

Heute sind in unserer Stadt in der Kirche von St. Thomas die Exequien des Grafen von Campo-Alange gefeiert worden; heute haben seine Verwandten und Freunde und das Vaterland durch sie dem Freunde und tapfern Manne die letzte Huldigung gezollt, welche die menschliche Eitelkeit nach dem Tode dem Verdienste erweist, das sie zu ihrer eigenen Schmach im Leben zu verkennen pflegt.

Mag immerhin der Geist, welcher sich durch die Freuden der Welt betäubt, mag immerhin derjenige nicht an Gott und ein anderes Leben glauben, welcher an die Menschen glaubt und an das Leben, welches diese ihm schmieden; aber tausendmal unglücklicher als jedes Unglück ist derjenige, welcher hier unten nichts als Chaos und Lüge sieht und doch in seinem Herzen die Quelle der Hoffnung erschöpfte, denn für ihn giebt es nirgends einen Himmel, und die Hölle findet er in Allem, was ihn umgiebt. Dem Unglücklichen ist nicht gestattet zu zweifeln, und um gottlos zu sein ist es nöthig nicht unglücklich zu sein.

Das abgemessene und geheimnißvolle Rauschen des Hochgesanges, welchen die Religion in Gebeten zum Schöpfer emporsendet für ihn, welcher war, der düstre Ton des hundertstimmigen Instrumentes, welcher den Tempel erschüttert und ihn mit heiligem Schrecken erfüllt, das angstvolle und erhabene „de profundis“, der Todesschrei des Wesens, welches sich flüchtete an den Busen der Schöpfung, der einzelnen Seele, welche in die Seele des Alls ausströmt, die letzte Bitte um Vergebung, das Flehen um Mitleid, zum Gotte der Gerechtigkeit erhoben, — alles dieses trifft das Ohr des Unglücklichen, wenn das ernste Echo von den Wänden im Hause des Herrn zurückbebt und in dem Herzen widerhallt, wie die Stimme der Reue im Gewissen ertönt, wie in der Brust des Furchtsamen das Zeichen des jüngsten Gerichtes widerhallt.

Jenseit des Grabes sind es nicht mehr die Menschen, bei denen der Mensch um Erbarmen fleht; die Menschen haben kein Erbarmen für den Gefallenen und gewähren ihr Mitleid höchstens dem, der dessen nicht bedarf. In so erhabenem Augenblicke sind es auch nicht die Menschen, von denen der Mensch Gerechtigkeit fordert; die Menschen lassen ihre Gerechtigkeit nur dem Starken dem Schwachen gegenüber widerfahren. Zu den Füßen des Höchsten ist es nicht mehr die Meinung der Menschen, zu welcher die Seele um ihren Urtheilsspruch sich hinwendet. Die Meinung der Menschen belohnt das Verdienst mit Verläumdung; der Haß und die Schmähung folgen ihm, wie der elektrische Funke dem Eisendrath folgt, welcher ihn leitet.

Und sollte es nicht einen Gott und eine Zukunft für jene Wenigen geben, welche die Welt auswirft wie das Meer die Leichname?

Der Graf von Campo-Alange ist gestorben; ein kurzes, aber mit Tugenden und Opfern erfülltes Leben war für ihn an Verdienst und Ruhm fruchtbarer als für Andere hundert Jahre, thatlos und in Pflichtvergessenheit hingebracht. Seine Lebensbeschreibung ist sehr einfach, die Blätter seiner Geschichte können rasch gefüllt werden; aber auch nicht ein Flecken findet sich auf denselben. Bei der Verwirrung, welche gegenwärtig wie unsre Angelegenheiten und Ideen so auch unsere Sprache ergriffen hat, bei der Verschwendung von Beiwörtern, welche wir mit so großer Leichtigkeit verbrauchen, wird unser Lob lau erscheinen, aber die Wahrheit und das Gefühl des Rechten werden es leiten; und dieses ist der edelste Tribut, welchen wir dem Andenken des Mannes zollen können, dem wir ihn schulden, und der vielleicht nur nach dieser einzigen Belohnung trachtete und nach einigen Thränen auf sein Grab.

Wo die Menschen so selten sind, die nur einfach ihre Pflicht erfüllen, soll es uns da Wunder nehmen, daß man täglich den Beinamen eines Helden einem jeden ertheilt, welcher sich vor dem Haufen dadurch auszeichnet, daß er das Seine thut? Ihn, welcher redet, nennt man einen Patrioten, einen Helden den, welcher sich vertheidigt. Wie werden wir eines Tages den nennen, welcher uns rettet, wenn überhaupt jemand uns retten sollte?

Der Graf von Campo-Alange war kein Held, wie wir es in schlechten Lobreden gedruckt gesehen haben. Wir unsern Theils würden glauben, ihn mit solchen lächerlichen Lobeserhebungen eher zu beleidigen und zu verhöhnen als zu rühmen. Auch war es nicht nöthig, ein Held zu sein, um den Haufen der Menschen, unter welchen er lebte, weit hinter sich zu lassen. Er war ein Jüngling, welcher aus Grundsatz und aus Liebe, aus Tugend und Adel des Charakters etwas mehr als seine Pflicht that; er gab sein Vermögen und sein Leben für dasjenige hin, wofür andere sich begnügen nur Lärm und Geschrei zu erheben. Er liebte die Freiheit, weil er, edel und großmüthig, glaubte, daß alle edel und großmüthig wie er wären, und er liebte die Gleichheit, weil er, selbst den Besten gleich, aufrichtig meinte, daß alle ihm gleich wären. Da er von seinem zartesten Alter an Neigung zu den Wissenschaften gehegt hatte, so verbrachte er bei den Büchern die Jahre, welche andre damit hinbringen, daß sie Intriguen spinnen und sich an die Treulosigkeiten der Gesellschaft gewöhnen, in welcher sie leben müssen. Spanier dem Charakter und der Neigung nach studirte er seine Sprache und ihre Klassiker und lernte sie kennen, und er verstand es, mit den vaterländischen Bestrebungen jenen Firniß von guter Erziehung und Duldsamkeit zu vereinigen, welchen man nur in den gebildeteren Ländern erlangt, in denen die Civilisation die Gesellschaft überzeugt hat, daß für sie nur die Dinge, nur die Thatsachen Etwas, die Personen aber Nichts bedeuten. Ihn, der in der spanischen Literatur und nochdazu in fremden bewandert war, veranlaßte trotzdem seine

Neigung zur militärischen Laufbahn der berühmten Belagerung von Antwerpen beizuwohnen, wo er, erfahrenen Generälen zur Seite, sich in den Künsten des Krieges zu üben begann. Zurückgekehrt in die Heimath luden ihn seine persönlichen Neigungen, seine unabhängige Stellung so wie sein bedeutendes Vermögen zur Muße und zum Erwerben literarischen Ruhmes ein, den er so leicht hätte erlangen können; aber sein Vaterland seufzete, zerrissen von zwei feindlichen Parteien, welche sich eines Tages Gerechtigkeit widerfahren lassen werden. Das edle Herz des Jünglings konnte kein gleichgültiger und lässiger Zuschauer des Kampfes sein. Sich freiwillig in die Reihen derjenigen stellend, welche die Sache der Freiheit im Süden von Europa vertheidigten, zog er sein Schwert, aber unglücklicher Weise, um es nie wieder in die Scheide zu stecken. Sein Haus, Bequemlichkeiten, Luxus, seine Zukunft, — alles warf er in den Schlund des Bürgerkriegs, eines Ungeheuers, welches das edle Opfer annahm und am Ende auch jenes Dasein verschlang, wie es das Blut der Völker und das vielleicht schon unmöglich gewordene Glück unsers Vaterlandes verschlungen hat.

Ausgezeichnet durch Erfahrung und Muth begnügte er sich nicht damit, sein Leben auf den Schlachtfeldern preiszugeben; der Tod gab ihm mehr als einen Wink, die er aber in edler Gesinnung überhörte. Mehrfach an ruhmvollen Tagen verwundet ward er zum Range eines Obersten erhoben auf dem Kampfgefilde und inmitten der Leichen der Gefallenen, die ihm nur um einige Monate vorangehen sollten. Er that mehr. Als eine nicht erwartete und von manchen nicht gebilligte Revolution Hunderte von Armen entwaffnete und viele Herzen abkühlte, welche das Interesse des Vaterlandes von dem Interesse für eine ihnen zufällig auferlegte Regierung unterscheiden zu müssen glaubten, da trieb Campo-Alange seinen Edelmuth auf das Aeußerste und glaubte, es sei nicht seine Sendung, das Statut oder die Constitution zu vertheidigen; in der einen oder andern Regierungsform blieb doch immer die Freiheit unsere Sache. Campo-Alange, zu edel für einen Parteimann, betrachtete sich als Spanier und als nichts Anderes und steckte das Schwert nicht in die Scheide. Wir wollen niemanden beleidigen; aber wenn die übrigen, welche wie er dachten, bis dahin dem Vaterlande ihr Leben angeboten hatten, so bot er mehr, er bot seine Ueberzeugung, ein edles und zartes Opfer, welches man von keinem fordern kann, aber für das zu danken man sich gedrungen fühlt. Und er, welcher dieses brachte, strebte nach keinem Solde, dessen er nicht bedurfte, den er vielmehr der Schatzkammer überwies, er trachtete nicht nach Ehren, welche er bei der Geburt schon in der Wiege gefunden hatte, ohne sich um sie zu bemühen.

Wir wollen, auch selbst nach dem Tode, die Bescheidenheit unseres Freundes nicht verletzen; ein einfacher Bericht ist das größte Lob, das ruhmvollste Beiwort, welches wir für seinen Namen finden können.

Und wann endete das feige Blei, vielleicht von einem noch feigern Arme abgesandt, jenes Leben voll von Uneigennützigkeit und Hoffnungen? Die Ungerechtigkeit des Schicksals sollte vollständig werden. Der Edle, welcher sich hingeopfert hatte, sollte nicht einmal aus der Ferne die Belohnung für das dargebrachte Opfer sehen; für ihn würde es eine Art von Ersatz gewesen sein, wäre er in Bilbao verschieden, und hätte er wenigstens das erste Geschrei jenes Sieges vernommen, für welchen er sein Blut hinströmen ließ. Er, welcher so edel gehandelt hatte, sollte die Bitterkeit des Gedankens mit sich in die Gruft nehmen, daß ein so großes Opfer vergeblich gewesen wäre.

Der Graf von Campo-Alange hinterließ bei seinem Tode ansehnliche Summen Denen, welche wie er verwundet waren; er selbst mißtraute dem Triumphe, zu dem er mit seinem eigenen Tode beitrug.

Aber es war gerecht so; Campo-Alange mußte sterben. Was erwartete ihn in dieser Staatsgesellschaft? Er war Soldat und doch gehorsam; wäre er es nicht gewesen, so würden ihn die Kugeln verschont haben. Er war ein Mann von Talent und doch kein Ränkespinner, er war freisinnig und doch kein Schreier, er war ein Gelehrter und doch kein Pedant; in seinen Schriften herrschten Vernunft und Unparteilichkeit. Welche Rolle hätte er spielen sollen inmitten unsrer Verwirrung und unsrer Entartung?

Es starb der edle und hochherzige Jüngling, er starb im Glauben. Das Schicksal ist mit uns, die wir ihn verloren haben, ungerecht, mit uns grausam verfahren, mit ihm erbarmungsvoll.

Im Leben erwartete ihn Enttäuschung; das Schicksal gab ihm zuvor den Tod. Jenes heißt sterben, obwohl man lebt; deßhalb wehe über die, welche ihn beklagen, denn unter ihnen giebt es viele, denen keine Wahl gestattet ist, und welche zwischen Tod und Enttäuschung eher die letzte als den ersten erdulden müssen, und diese leben als Todte und beneiden sein Loos.

Sei ihm die Erde leicht! Wenn die Erinnerung im Herzen derer, die er in der Welt zurückließ, ihm, welcher aufhörte zu sein, zum Troste gereichen kann, so nahm keiner ein zarteres, gerechteres und ruhmvolleres Andenken mit sich hinüber.

Die zweite mehr ironische Probe aus Larras Schriften, die ich hier übersetzt mittheile, behandelt die politischen Verhältnisse Europas in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre. Der im Original ungemein wirksame Artikel wird in der Uebertragung bedeutend dadurch abgeschwächt, daß sich das spanische Wort **cuasi**, womit er treffend die Halbheit der Zustände bezeichnet, durch kein demselben völlig entsprechendes oder eben so biegsames deutsches wiedergeben ließ, so daß ich es in seiner lateinischen Form beibehalten mußte.

Quasi.

Politisches Alpdrücken.

Es giebt Männer, welche ihrem Jahrhunderte den Namen verleihen, bevorzugte Männer, welche, nachdem sie die Kraft dessen, was sie umringt, und die ihrige berechnet haben, die erste von der zweiten abhängig zu machen wissen, welche sich zu Triebfedern der großen Maschine aufwerfen, in der die übrigen nichts mehr als Räder sein können. Sie geben den Anstoß, und ihr Jahrhundert gehorcht. Männer, blendend und verzaubernd wie die Schlange, welche, was sie sehen, in den Umkreis ihrer Atmosphäre ziehen, zurückstrahlende Männer, deren Licht ganz nach außen auf die andern Gegenstände fällt und ihnen Leben und Färbung leiht. Es sind die großen Marksteine, welche Gott in Zwischenräumen in die Schöpfung stellt, um sie an ihren Ursprung zu erinnern. Im Hinblick auf sie ist ohne Zweifel gesagt worden, daß er den Menschen nach seinem Bilde geschaffen habe.

Sesostris, Alexander, Augustus, Attila, Muhamed, Tamerlan, Leo X., Ludwig XIV., Napoleon! Götter auf Erden! Ihre Epochen nahmen Theil an ihrer Kraft und ihrer Größe; in ihrem Umkreise und nach ihrem Beispiele erstand, gleichsam Ausflüsse von ihnen, eine Menge von bedeutenden Männern, welche als Satelliten ihre eigene Bahn durcheilten. Nach ihnen Nichts! Nach den Riesen die Zwerge!

Wir fangen grade an, eine Epoche, die einen Namen haben wird, hinter uns zu lassen; der letzte zurückstrahlende Mensch ist verschwunden; nach dem großen Manne ist jeder klein. Ein Einziger fehlt, und es bedarf Hunderttausender, seine Stelle auszufüllen. Und noch mehr! Nachdem die Herrschaft des Mannes aufgehört hat, treten die Menschen in die Reihe; nach Erschöpfung der Thaten erstehen die Worte.

Ja, es wird Epochen der Worte geben, wie es Epochen der Männer und der Thaten giebt, und wir werden wohl in der Epoche der Worte stehen.

Ich hatte so eben diese Betrachtungen angestellt, als ich etwas über mir empfand, das stärker war als ich; ich hörte ohne zu sehen, ich änderte den Platz, ohne daß ich ging.

Komm mit mir, gieb mir die Hand! Siehst du jenen mächtigen Flecken, der sich auf der Erde ausdehnt, der wächst und sich verbreitet wie ein Tropfen Oels, der auf ein Stück Löschpapier gefallen? Es ist das zweite Babel! Du schwebst über Paris; du schaust Sterbliche aus allen Ländern; jeder beeifert sich einen Stein herbeizuschleppen, um zu dem Narrengebäude beizutragen. Hörst du nicht schon die Verwirrung der Sprachen? Das Englische, das Deutsche, das Spanische, das Italiänische, das — Ein neues Babel! Sie fangen an sich nicht zu verstehen. Gelegentlich warfen sie schon einmal die Bausteine des großen Werkes sich an den Kopf. Der Boden ist ausgetreten wie ein Fluß aus seinem Bette, die Häuser sind zusammengestürzt; es war der Fluch der Verwirrung, des Sichnichtverstehens. Eine Kette drückt uns, riefen sie, und anstatt hinzuzufügen, Fort mit der Kette, schrieen sie: Eine andre, die nicht drückt! Risum teneatis? Der Wolf fraß sie, und anstatt den Wolf zu fressen, fraßen sie einander selbst. Seltsame Weise sich zu verstehen! Es floß Blut, und sie sind noch heute, wie und was sie waren.

Steige höher, steige so hoch du kannst, und du wirst das gewaltige Geräusch hören, das Geräusch des Jahrhunderts und seiner Worte, und aus allem heraus wirst du das große Wort vernehmen, das Wort des Jahrhunderts.

Was ich sehe, sind sehr kleine Menschen, aber die Entfernung ohne Zweifel —

Bah! Von hier aus sieht man nur die reine Wahrheit. Sie erscheinen dir klein? Jetzt allein siehst du sie, wie sie sind. Aus der Nähe läßt die optische Täuschung (dies ist die wahre Physik) dir sie größer erscheinen. Aber erwäge, daß diese Gestalten, die wie Menschen aussehen, und die du lärmen, sich stoßen, drücken, sich winden und kreuzen, sich überstürzen siehst, und welche Gruppen von Leben bilden wie die Maden, die ein Käse von Requefort erzeugt, nicht Menschen sind, sondern vielmehr Worte. Hörst du nicht das Geräusch, welches von ihnen ausgeht?

Ah! —

Worte von Recht, Worte vom Gegentheil, einfache Worte, doppelsinnige Worte, mißgestaltete Worte, stumme Worte, beredte Worte, Wort-Ungeheuer. Das ist die Welt. Wo immer du einen Menschen siehst, gewöhne dich daran nicht mehr als ein Wort zu sehen; anderes giebt es nicht. Nicht grade ein Wort auf einen Mann; keineswegs. Langsam! Mitunter wirst du in einem viele Worte finden, so viele, daß jener allein dir wie hundert Menschen erscheinen wird. Dahingegen wird es ein andres Mal, und das möchte wohl das Gewöhnlichere sein, wo du glaubst hunderttausend Menschen zu sehen, nur ein Wort geben.

Betrachte die Worte mit zwei Gesichtern, die Janusworte; dahin gehört das Wort Ehre, mit einem Spitznamen so genannt; nach Bedürfniß wirst du es mit guter oder böser Stirn sehen. An seiner Seite die Versprechungs-Worte, die Erklärungs-Worte, die man häufig krönt, denen man immer horcht und glaubt, und die doch zweiseitig sind wie die übrigen; Schwielen-Worte, verhärtet, unheilbar, die man mit der Wurzel ausreißen muß, wenn sie aufhören sollen zu schmerzen.

Siehst du jene Menge von kleinen Gestalten, welche sich hastig bewegen, sich beißen, sich schlagen, sich tödten? Alles das ist das Wort Ehre. Siehst du jene Unzahl, einen bewaffneten Haufen, zorngesträubt und feindlich? Ihr nennt es ein Heer, und doch ist es nichts als Ehrgeiz, Ungeheuer-Wort, Igel-Wort, voll von Stacheln, Seelöwen-Wort *), ganz Klauen und Hände. Schaue, wie viele Wüthende! Angezündete Fackeln, Blut, Plünderung, Verwirrung! All dies Geräusch sind zehn Buchstaben, Fanatismus, Wahnsinns-Wort zum Fesseln, gleichwohl fesselt es niemand.

Ah, dort kommt das Harlekins-Wort, das Chamäleons-Wort! Welche Gesichter, welche Aufgeregtheit! Alle laufen ihm nach; vergeblich. Beachte, wie das Volk-Wort, ein großes Wort, es ergreifen will. Das erste enthält acht Buchstaben, Freiheit. So oft das Volk es zu erfassen gedenkt, stellt sich zwischen die beiden das Versprechungs-Wort, das Erklärungs-Wort. Aber das Volk-Wort gehört zu denen, welche ich mißgestaltete nannte; blind, taubstumm läßt es sich leiten und dolmetschen, ohne mehr zu thun als von Zeit zu Zeit einen Hieb ins Blaue. Da es nicht sieht, thut es hundert Schläge, aber keinen auf den rechten Nagel, für gewöhnlich indeß trifft es sich selbst.

Aber all dies Geräusch nimmt ab und wird undeutlich. Raum! Raum! Platz! Platz! Das große Wort, unser Wort, das Wort der Epoche, welches alles ergreift und niederdonnert; in ihm ist der Inbegriff unsers Jahrhunderts, des Jahrhunderts der unbestimmten Farben, der Halbheiten, der Dinge, die nicht zu Ende geführt werden. Von allen Worten, die in Gestalt von Menschen und Sachen dort unten herrschen, ist dies heutzutage das, welches über alle regiert. Quasi! das ist das ganze neunzehnte Jahrhundert. Betrachte es; jedem seiner Gesichter fehlt etwas, es ist nicht mehr als ein Profil; weder steht es aufrecht, noch sitzt es, es ist in Weiß gekleidet und in Schwarz, es ist Tag und ist Nacht, kurz, das Wort-Quasi, das Quasi-Wort.

Fangen wir hier an. Blicke senkrecht auf den Boden; zu deinen Füßen liegt Frankreich; ein quasi-freies Volk bewohnt es; in einem andern Jahrhunderte würde es eine ganze Revolution gemacht haben, in diesem und in seinem Jahre 1830 hat es nicht mehr als eine Quasi-Revolution bewerkstelligen können; auf dem Throne ein Quasi-König, der eine Quasi-Legitimität darstellt; eine quasi-nationale Kammer, welche im Lande von neuem eine Quasi-Censur zuläßt, die durch die Quasi-Revolution quasi-abgeschafft war; ein quasi-ermordeter König, eine große quasi-unzufriedene Nation und eine andere quasi-nahe politische Bewegung.

Was siehst du in Belgien? Einen quasi-entstehenden und von seinen Nachbarn quasi-abhängigen Staat, beherrscht von einem andern Quasi-Könige.

Blicke auf Italien! So viele Quasi-Staaten wie Städte, quasi-unterdrückt von Oesterreich; das alte Venedig quasi-vergessen; ein Oberpriester, heutzutage quasi-arm, und um den quasi-niemand sich kümmert.

Wende dich gen Norden; quasi-barbarische Völker, von einem quasi-despotischen Kaiser beherrscht in einem quasi-entvölkerten und öden Lande. In Deutschland quasi-mehrcivilisirte Völker unter einer quasi-absoluten Regierung, quasi-gemäßigt durch Ständeversammlungen, quasi-repräsentative Institutionen. In Holland bei einer quasi ganz Handel und Schifffahrt treibenden Nation ein quasi-wüthender König, dessen Gewalt quasi in Trümmer fällt.

In Konstantinopel ein quasi im Todeskampfe liegendes Reich, eine quasi-entstehende Civilisation und ein quasi-aufgeklärter Sultan mit quasi-europäischen Sitten.

In England Industrie und Handel, ein Quasi-Weltmonopol, ein quasi-unerträglicher Nationalstolz und ein andrer Quasi-König, der quasi-nichts entscheidet, eine quasi-whiggistische Majorität, ein quasi-oligarchisches Regiment, welches die Keckheit hat sich liberal zu nennen.

In Portugal eine Quasi-Nation mit einer quasi-castilianischen Sprache, ein Quasi-Heer und Erinnerungen an eine quasi-vergessene Größe.

In Spanien, der ersten der beiden Nationen der Halbinsel (das heißt, der Quasi-Insel), gewisse Quasi-Institutionen, von quasi der ganzen Nation anerkannt, eine Quasi-Vendée in den Provinzen mit einem quasi-einfältigen Führer, hier und da quasi-besondre Aufstände, ein quasi-allgemeiner Haß gegen einige Quasi-Menschen, welche quasi allein noch in Spanien existiren; quasi-immer beherrscht durch eine Regierung von Quasi-Maßregeln, eine quasi-sichre Hoffnung eines

*) palabra-porcebo, ein Wort, über welches mir weder ein Lexikon noch ein der spanischen Sprache Kundiger Auskunft zu geben vermochte, so daß ich es nach Gutdünken übersetzen mußte.

Tages quasi-frei zu werden; zum Unglücke viele quasi-unfähige Männer, eine Quasi-Aufklärung nach allen Seiten hin verbreitet, eine Quasi-Intervention, Resultat eines Quasi-Vertrags, eines quasi-vergessenen, mit quasi-verbündeten Nationen, kurz, das Quasi in allen, selbst den geringfügigsten Dingen; nicht vollendete Kanäle, ein angefangenes Theater, ein nicht fertig gewordener Palast, ein unvollkommenes Museum, ein Fragment von einem Hospital, alles halb, bis in die Gebäude hinein das Quasi.

Zum Schluß wende die Blicke, wohin du willst; ein quasi-ewiger Kampf in Europa zwischen zwei Principien, Königen und Völkern, und das Quasi triumphirend über Alles, über Quasi-Könige wie Quasi-Völker; Epoche des Uebergangs, Regierungen des Uebergangs und des Vergleichs, quasi-nationale Vertretungen, quasi-populäre Despoten, überall ein Juste-milieu, welches nichts andres ist als ein großes, schlechtverkapptes Quasi.

O laß mich athmen, um Gotteswillen, mir wird quasi-übel zu Muthe.

Plutarch hat gesagt, daß die Völker glücklich sein würden, cum reges philosopharentur aut cum philosophi regnarent. Bei aller Achtung vor der Meinung Plutarchs würde ich mich erkühnen zu sagen, daß die Völker niemals glücklich sein werden, nicht mehr und nicht weniger als die Individuen, aus denen sie bestehen; aber sie könnten wenigstens Menschen sein und Völker sein, wenn sie nicht heutzutage quasi-nichts wären. Im Kampfe zwischen entgegengesetzten Principien leiden sie die Qual desjenigen, der von Pferden, die nach verschiedenen Richtungen auseinanderlaufen, geviertheilt wird.

Nachdem diese Quasi-Rede beendet war, hörte ich auf etwas zu vernehmen und bald auch etwas zu sehen; losgelassen von der Hand des phantastischen Wesens, welches mich über dem neuen Babel schwebend hielt, fiel ich nieder in Paris, wo ich wieder umherschweifte in dem Gewirr von Worten, die mit Frack und Hut bekleidet sind und zu Fuß und zu Wagen durch die Straßen der großen Hauptstadt eilen. Ich sah von neuem die Menschen groß wie sie nicht sind, und ich öffnete die Augen, meinen Cicerone zu suchen.

Ich sah nichts, nur das große Quasi überall.

---

* Die neuesten Gedichte von Moritz Hartmann.

Zeitlosen. Gedichte von Moritz Hartmann. Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn. 1858.

Deutschland, mag es mit seiner politischen Machtstellung, mit seiner Einheit und Einigkeit für den Augenblick auch bedenklich genug aussehen, unser Deutschland hat nicht Ursache an sich selbst zu verzweifeln, denn ein nationaler Geist geht jetzt durch das Volk, und der Sinn für die Geschichte unsrer großen Vorzeit, die uns zeigt, was Deutschland werden kann und werden muß, indem sie zeigt, was es gewesen, durchdringt mehr und mehr die Massen. Der Dank hierfür gebührt aber nicht allein unsern Geschichtschreibern; einen gleichen Antheil mit ihnen möchten wir den bessern unsrer gegenwärtigen Dichter vindiciren. Nicht auf die Sänger der Freiheitskriege, einen Uhland und Rückert, wollen wir zurückgehen, die den deutschnationalen Sinn so mächtig durch ihre herrlichen Weisen hoben; wir könnten eine ganze Reihe hervorragender Dichter nennen, die, indem sie den deutschen Volkscharakter in seiner Allgemeinheit widerspiegeln, ihr redliches Theil dazu beitragen, daß unsre Nation mehr und mehr als Ein Ganzes sich zu fühlen wieder gewohnt wird. Zu diesen ächtdeutschen Dichternaturen zählen wir als eine der bessern und edlern Moritz Hartmann, von dem wir heute den Lesern des Sonntagsblattes ein neues Werk anzuzeigen haben, die oben genannten „Zeitlosen.“ Man erwarte nicht, daß er in patriotischen Phrasen sich ergehe, mit Herwegh'schen Declamationen sich breit mache — das politische Gedicht ist in den erwähnten neuesten Gedichten Hartmanns durchaus nicht vertreten, aber es klingt in ihnen allen, sofern sie nicht gradezu fremde Stoffe behandeln, ein deutscher Ton so anmuthend, anheimelnd, daß man's fühlt, ein Herz, dem diese Melodien entströmten, muß mit allen unsichtbaren Fäden des Gefühles seinem Volke und Vaterlande anhangen, nicht einem einzelnen Theilchen, sondern dem großen Ganzen. Moritz Hartmann, seit Jahren gezwungen draußen in der Fremde lebend, ist deutsch geblieben; in Böhmen geboren, ist er doch kein specifisch böhmischer oder österreichischer Dichter, wie es deren ja genug giebt, und wie überhaupt jedes unsrer vielen Vaterländer seine Bezirkspoeten hervorbringt: seine Weisen, klar und volltönig gesungen, klingen dem Volke wohllautend an's Herz und werden darum, dessen sind wir überzeugt, allerwärts einen gleich freundlichen Wiederhall finden. Die Zeitlosen bekunden Moritz Hartmanns Formgewandtheit auf jede Weise; mit sicherm Takte weiß er stets der Stimmung entsprechenden Ausdruck zu geben und schildert mit einer Innigkeit, die grade durch ihre Einfachheit rührt und an's Herz greift. Oft männlich ernst, spricht doch auch manchmal jugendliches Feuer aus diesen Gedichten, über denen aber meist ein Hauch von Schwermuth ruht, so daß man es spürt, daß die Erfahrungen einer vielbewegten Gemüthswelt an uns vorüber geführt werden.

Ein gewisser zarter Duft webt namentlich aus dem rein lyrischen Theile uns an, der wahre Perlen enthält; nur einige der schönsten möchten wir bezeichnen. Hierzu zählen wir: „Held Harald“, „Ein Schloß ist halb verborgen“, „Mein Herz ist herzlich müd“, „Verkennung“, u. a. Einige kleinere Lieder, in denen der Ausdruck besonders präcis ist, und die in ihrer knappen Begränzung einen doppelt ergreifenden Eindruck machen, wollen wir mitzutheilen uns erlauben.

Schweigen.

Kein Wort und keinen Hauch —
Wir wollen schweigen.
Die Trauerweiden, die sich neigen
Auf Leichensteine, schweigen auch.

Sie neigen sich und lesen,
Wie ich auf deinen Wangen:
Es ist ein Glück gewesen
Und ist vorbeigegangen.

So fein gefühlt und ansprechend zart dies ausgedrückt ist, so kindlich einfach wird man das Liedchen finden:

Die Regentropfen.

Ein Regentropfen sprach
Zum andern Regentropfen:
Möcht' wissen, warum wir
An dieses Fenster klopfen.

Der andre Tropfen sprach:
Hier wohnt ein Kind der Noth,
Und dem verkünden wir:
Es wächst, es wächst das Brod.

Ein reizendes, tiefpoetisches Lied — unzweifelhaft entstanden, während Moritz Hartmann sich zur Zeit des orientalischen Krieges in der Türkei aufhielt — ist das

Im Lager.

Bivouac und Mondenschein!
Abenteurer zweier Welten
Liegen da in Wald und Zelten,
Einer liegt abseits, allein —
Ferne Freunde, denket sein.

Bivouac und Mondenschein!
Ferne schallt der Ruf der Wachen,
In der Nähe Lied und Lachen,
Einer ist, der stimmt nicht ein —
Ferne Freunde, denket sein.

Bivouac und Mondenschein —
Und die Gluth entschlummert leise
Und die Männer rings im Kreise,
Einer aber schläft nicht ein —
Ferne Freunde, denket sein.

Sehr Schönes findet sich auch in der Abtheilung „Heimkehr und Flucht“, so wie in der, welche betitelt ist „Aus dem Süden.“ Der sanft elegische Ton, der Grundzug des ächt deutschen Liedes, herrscht hier überall vor und wird nicht verfehlen, dem schon durch sein „Kelch und Schwert“ beliebten Dichter, dessen Leben ein so wechselvolles, schmerzlich bewegtes, an Täuschungen reiches war, noch viele Herzen im Vaterlande zu gewinnen, das er zu meiden gezwungen ist.

Gegen den Schluß des Buches, welches, nebenbei gesagt, sehr hübsch ausgestattet ist, giebt Hartmann „Bulgarische Volkslieder“ in freien Bearbeitungen und hat mit ächt dichterischem Geiste diese zum Theil prachtvollen Gesänge wiederzugeben gewußt, wogegen uns weniger die mitgetheilten Uebersetzungen von Gedichten Ponce de Leons zusagen wollen: Es ist von dem, was die vorhergehenden Lieder so ansprechend macht, von Natur zu wenig und von Kunst zu viel darin. Minder als der rein lyrische Theil will uns im Allgemeinen der erzählende gefallen. Zwar bringt auch er des Schönen viel, wie die Gedichte: „Der alte Reitersmann“, „Die Lampe“, „Herr Mannwelts Woche“ und vor Allen das ergreifende: „Der Pifferaro“; allein trotzdem ist hier die Achillesferse, denn Gedichte wie „Königin Elisabeth“, „Gabriel von Salus“ u. a. möchten wir als einigermaßen verfehlt bezeichnen, und zwar sowohl in ihrer Anlage, wie im ganzen Tone, in welchem sie gehalten sind.

Aber wo fände man wohl eine größere Sammlung irgend eines Dichters, und sei er auch der bedeutendste, in welcher nicht dies oder jenes weniger Gelungene enthalten wäre? Und so können wir trotz dem vorher Gesagten getrost die „Zeitlosen“ Moritz Hartmanns als eine wahre Bereicherung unsers schon so großen poetischen Schatzes willkommen heißen, und unserm in der Verbannung irrenden liebenswürdigen Dichter senden wir den freundlichsten Gruß in die Ferne hin.

---

* Opzoomer über Lessing.

Professor Opzoomer zu Utrecht, einer der bedeutendsten philosophischen Schriftsteller Hollands und den Lesern des Sonntagsblattes im Besonderen bekannt durch die beredte Ansprache an seine Nation, womit er Goethe als das Ideal der neuesten Poesie schilderte und seinen Landsleuten als Muster der Nacheiferung empfahl*), hat vor kurzem eine kleine Schrift von ähnlicher paränetischer Tendenz als Eröffnungsrede seiner akademischen Vorlesungen veröffentlicht, worin er Lessing als ein Vorbild unbestochener Forschung und reiner Wahrheitsliebe hinstellt, gleichfalls ein Zeugniß von dem wachsenden Interesse, mit dem sich unsere stammverwandten Nachbarn mit den Meisterwerken unserer Literatur beschäftigen — Lessing, de vriend der waarheid etc. Amsterdam, J. H. Gebhard & Comp. 1858.

Der Verfasser betrachtet Lessing hauptsächlich als Forscher auf dem philosophisch-theologischen Gebiet. Weit entfernt, dessen Zeitalter für ein in der Wissenschaft schon beseitigtes zu halten, findet er vielmehr zwischen dem jetzigen und dem damaligen Parteistreit eine große Uebereinstimmung. „Oder verstehen unsere Parteien“ — sagt er — „besser, was sie wollen? sind unsre Eifrer fester in ihrem System, getreuer ihren Prinzipien, mehr von dem Recht ihrer Sache überzeugt?“ Vor allem, meint er, könnten alle Parteien von Lessing lernen, daß das Beste, das, was vornehmlich noth thut, außerhalb des Streites liegt, eine Ueberzeugung, die aus dem Streite selbst alle unehrlichen Waffen entfernt hält. In diesem Sinne schließt der Verfasser, nachdem er das Wesen der Wissenschaft erörtert und Lessing, zum Theil mit Stellen aus dessen Schriften, als Freund der Wahrheit geschildert hat, mit den schönen Worten:

„Ich habe Ihnen in Lessing das Bild des Freundes der Wahrheit gezeichnet. Möchte es in Ihnen den Eifer entzünden, diesem Bilde gleich zu werden! Mein Bestreben soll sein, es in Ihrer Seele beständig wieder zu beleben. Fern von mir ist der Eigenwahn, mich auf eine Linie mit dem großen Lessing zu stellen. Das aber will ich mit ihm gemein haben, daß ich Sie lehre, in der Wissenschaft bloß nach Wahrheit zu fragen und nicht die äußerste Grenze festzustellen, wonach die Forschung begonnen ist. Ebenso wenig, als er, verlange ich ein Parteihaupt zu sein, und wenn man, wie es in letzter Zeit geschehen ist, von der Utrechtischen Schule reden will, dann möge man sie nie anders bezeichnen, als: die Schule der Untersuchung, die kritische Schule gegenüber dem Dogmatismus. Den Geist der Kritik in Ihnen zu wecken und zu schärfen, das bleibt mein Theil. Woher die Begriffe auch zu uns kommen, hier, an der Hochschule, ist es unsere Sache, sie nach dem Lichte des Verstandes zu beurtheilen. Nicht zu meinen Nachsprechern will ich Sie bilden, vielmehr, wie ich Sie gegen die Behauptungen Anderer warnen werde, so warne ich Sie vor Allem auch gegen meine eigenen Behauptungen, und ich freue mich, wenn Sie von Anderen sie bestreiten hören, wofern es mit Scharfsinn und im Geiste der Liebe geschieht. Ich kann und werde irren, aber ich werde zum mindesten ehrlich und niemals unredlich irren. Was ich für Wahrheit halte, werde ich unverkürzt vortragen. Eine höhere Weisheit, die mich an diesen Platz gestellt hat, entscheide, ob es Frucht bringen wird.“

Es ist zu wünschen, daß die gediegene kleine Schrift bald in einer deutschen Uebersetzung unter uns allgemeinere Verbreitung finde.

J. W. S.

*) Eine Folge des dadurch für Goethe erweckten Interesses ist der zu Utrecht gehaltene Vortrag des Dr. van Oosterzee über Goethe's Stellung zum Christenthum. Eine deutsche Uebersetzung, zuerst in Gelzer's Monatsblättern abgedruckt, ist kürzlich im Verlage von Velhagen und Klasing in Bielefeld mit einem Vorwort von Professor J. P. Lange erschienen.

Feuilleton.

— * Unter den neuen literarischen Erscheinungen sind hervorzuheben: Zeitgenössische Geschichten. Frankreich von 1815—1830. Oesterreich von 1830—1848. Von Adolf Schmidt.

— * Von den neuen Novellen von Paul Heyse ist bereits eine zweite Auflage erschienen.

— * Eine Uebersetzung des neuen Buches von Lewes „Naturstudien am Seestrande, Küstenbilder aus Devonshire, den Scilly-Inseln und Jersey“ von Julius Frese kommt soeben in den Buchhandel.

— X. Eben vor Thorschluß erscheint noch in der Schünemannschen Buchhandlung (Kühtmann und Comp.) eine reizende Festgabe: Wiegenlieder, Ammenreime und Kinderstuben-Scherze in plattdeutscher Mundart mit Illustrationen von einem Bremer Künstler. Der Raum gestattet uns heute nur zu bemerken, daß die dem Buche beigegebenen Zeichnungen demselben zur wahren Zierde gereichen, und daß es um so leichter allgemein, bei Groß und Klein gleich willkommen, als Hausfreund sich einzubürgern wissen wird.

— * Der zweite Theil von Guizots Memoiren und ein neuer Band der Geschichte des Kaiserreichs von Thiers werden für den Januar verheißen.

— △ Ansichten aus den deutschen Alpen. Ein Lehrbuch für Alpenreisende, ein Naturgemälde für alle Freunde der Natur von Karl Müller. Halle, Schwetschke. — Wenn auch Tausende alljährlich die Alpen bereisen, kehren doch Tausende aus ihnen zurück, ohne die Alpen kennen gelernt zu haben; man sucht Ansichten ohne Einsichten und vergißt, daß auch der Genuß des Schönen auf einer Reise gelernt, das Auge zum Sehen, der Geist zum Erkennen geübt sein will. Inmitten einer Masse gewöhnlicher Touristenbeschreibungen — von denen viele den Eindruck machen, als hätten die Autoren die respectiven Länder nie gesehen, sondern dieselben in aller Gemüthsruhe von ihren Leipziger oder Berliner Dachkammern aus beschrieben mit eingestreuten Reiseabenteuern, obligaten Liebesgeschichten und anderen Episoden — erhalten wir im vorliegenden Buche das gediegene Werk eines Mannes von Fach, eines Botanikers, welcher als Mitherausgeber der geschätzten Zeitschrift „Die Natur“ sich bereits einen Namen gemacht

hat. Die Reise desselben umfaßt den wichtigsten und schönsten Theil des gesammten deutschen Alpengebietes; sie geht von Salzburg über den Gaisberg nach Berchtesgaden, durch das romantische Pinzgau und wilde Fuschthal und die Rauris, durch die schöne Gastein über die Tauren zum Großglockner und dessen großartigen Umgebungen, welchen verdientermaßen ein eigener Abschnitt gewidmet ist. Sodann aus Kärnthen nach Tirol uns wendend, durchwandern wir an der Hand des kundigen Führers das Puster- und Badiathal, den Enneberg; ersteigen die Seisseralpe und den Schlern, gehen durch's Eisackthal nach Botzen und Meran, durch's Vintschgau auf's Stilfserjoch — Europa's höchste Alpenstraße — und endlich durch's Inn- und Rosannathal ins Voralberg und an den Bodensee. Wir entnehmen der Vorrede noch folgende beachtenswerthe Worte: „Der Tourist gleicht in Allem einer Camera obscura. Sein Auge ist die Linse, sein Gehirn die Platte, auf welcher sich die Gegenstände rein abspiegeln und abdrücken. Um sie zur Anschauung zu bringen, bedarf er wie der Photograph noch anderer Processe, um die empfangenen Eindrücke zu fixiren und aus den negativen Bildern positive hervorzuzaubern. Alle diese Processe beruhen einzig auf naturwissenschaftlicher Bildung. Ohne sie, namentlich ohne eine stete Berücksichtigung der Pflanzenwelt, welche so wesentlich die Landschaft bedingt, muß jeder Naturgenuß verkümmert bleiben.“ Zahlreiche Holzschnitte der gefundenen Alpenpflanzen mit ihren botanischen Namen sind in den Text eingedruckt und stempeln auch dadurch — dem Titel getreu — die Reise zu einem Lehrbuch für Alpenreisende. Wer mit demselben in der Hand den oben angegebenen Weg oder einen Theil desselben zu Fuße verfolgt, dem kann es nicht schwer werden, auch ohne große botanische Vorkenntnisse, die etwa gesammelten Pflanzen nach den deutlich vorgezeichneten Holzschnitten selbst mit Namen bestimmen zu können; überdies sind stets die Hauptfundorte der interessantesten Hochgebirgspflanzen angegeben. Endlich erhöht eine Ansicht des Großglockners von der Pasterze aus gesehen und eine nach den Vermessungen des österreichischen und bayerischen Generalstabes bearbeitete Karte des durchwanderten Alpengebietes den Werth des geschmackvoll ausgestatteten Werkes.

— * Der Jahrgang 1859 des von Siegfried Kapper herausgegebenen Jahrbuchs deutscher Belletristik enthält das Bildniß des Dramendichters A. E. Brachvogel, der sich durch den „Narziß“ rasch einen Namen gemacht hat. Unter denen, die zu dem Inhalte des Jahrbuchs beigesteuert haben, ist auch noch der alte Leopold Schefer, von dem wir eine Novelle „Der Glasfabrikant“ lesen; den Anfang macht Robert Waldmüller mit einer Novelle „Sechs Tage sollst du arbeiten“, den Schluß bilden Märchen von Adolf Glaser und Erzählungen von Ida von Düringsfeld und Max Ring. Bodenstedt giebt den ersten Gesang eines erzählenden Gedichtes „Marfa und Andreas.“ Endlich finden sich kleinere poetische Beiträge von Brachvogel, Foglar, Hansgirg, Hieronymus Lorm, Julius Rodenberg und Ludwig Seeger.

— * Der letzte männliche Sproß des Romandichters Walter Scott, sein anderthalbjähriger Urenkel aus der Ehe seiner Enkelin mit Hope Scott, ist vor einigen Tagen gestorben. Es ist von der ganzen Familie jetzt nur noch ein kleines Mädchen am Leben.

— * Die Vollstrecker des Berangerschen Testamentes fordern Alle, welche im Besitze von Briefen des Dichters sind, auf, ihnen dieselben zum Behuf einer Herausgabe zuzuschicken.

— * Am 11. December, dem hundertjährigen Geburtstage Zelters, beging die Berliner Akademie eine Gedächtnißfeier des Verstorbenen durch Aufführung einiger seiner Compositionen. Von Zelters eilf Kindern leben noch vier Töchter, zwei von diesen wohnen in Berlin, eine dritte, so wie ein Enkel des Componisten, der einzige, der seinen Namen trägt, waren zu der Feier in Berlin eingetroffen.

— * In Ungarn will man einen doppelten interessanten Fund gethan haben. Den jüngsten Forschungen zufolge soll sich das Grab des Hunnen-Königs Attila im tarnoker Thale im stuhlweißenburger Comitate befinden. Er soll an der Stelle, wo die Gemarkungen von Zamor, Kuldo, Torbaus und Tarnok zusammenstoßen, und zwar nicht weit von der dort vorüberziehenden Straße, unter einem sanft aufsteigenden Hügel in der Tiefe von etwa fünf Klaftern begraben liegen. Das tarnoker Thal ist gegenwärtig im Besitze des Barons Simon von Sina. Der Avarenring zwischen der Donau und der Theiß, wo der Sohn Karls des Großen den Hauptschlag gegen die Avaren führte, ist von dem Comitats-Physikus in Pesth, Dr. Glatten, auf der Puszta Santo-Sar, nächst Tatar, entdeckt worden. Die Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale hat bereits den rühmlichst bekannten Gelehrten, Archivar Pauer, beauftragt, bezüglich jener Entdeckung an Ort und Stelle nähere Untersuchungen anzustellen und der Commission einen Bericht vorzulegen.

— * Bremen, 23. December. Im Künstlerverein hielt gestern Herr Professor N. Delius aus Bonn einen Vortrag über London zur Zeit der Königin Elisabeth, in welchem er in einer Reihe von charakteristischen Zügen die City schilderte und ein sehr lebendiges und pikantes Bild der englischen Hauptstadt, wie sie vor dreihundert Jahren war, entwarf. Wir haben Aussicht, unseren Lesern demnächst den Vortrag mittheilen zu können.

— * Das Oratorium Susanna von Händel. Soeben ist die erste Lieferung der deutschen Ausgabe von Händels Werken fertig geworden. Sie wird in einem Artikel der „Allgemeinen Zeitung“ in folgender Weise eingeführt. Das Oratorium Susanna bildet (wie es angekündigt war) den Inhalt dieser ersten Lieferung, die freilich sehr verspätet kommt, zu verspätet scheint uns, als daß es wahrscheinlich sein sollte, daß ihr die zugesagten beiden andern Werke, Acis und die Clavierstücke, noch für das Kalenderjahr 1858 nachfolgen würden. Es wäre wünschenswerth, daß die Unterzeichner und Mitglieder der Gesellschaft darüber zeitig eine Mittheilung empfingen. An der Bearbeitung der Susanna sind bewährte Kräfte thätig gewesen. Chrysander und Rietz, hinlänglich legitimirte Kenner, haben die Feststellung und Redaction der Partitur besorgt, aus reichlicheren Quellen als sie allen früheren Herausgebern zu Gebote standen. Rietz hat in dem Clavierauszug eine vortreffliche Arbeit von bescheidener Einfachheit und Treue geliefert. Die Uebersetzung ist bemüht sich dem Text eng angeschlossen zu halten, indem sie nur manche der Plattheiten und Blößen, wie sie den Dichtungen jener Zeiten eigen sind, leise zu verhüllen sucht, um sich so dem Geiste der Händel'schen Composition nur desto inniger anzupassen, deren großartigstes Verdienst mit darin liegt die Geschmacks- und Gefühlshärten eines rohern Zeitalters für eine gebildetere Nachkommenschaft zu der Reinheit sublimirt zu haben, die dann zuerst, den Spuren dieser Tonkunst folgend, in der deutschen Literatur einen poetischen Ausdruck gefunden hat. So mag sich das vorliegende Werk einer freundlichen Aufnahme empfehlen, und möge das für die Fortführung und das Gedeihen der ganzen Unternehmung von guter Vorbedeutung sein! Es ist gewiß sehr dankenswerth, daß die Händel-Gesellschaft ihre Ausgabe, die durch die Zufügung des Clavierauszugs auf eine populäre Verbreitung berechnet ist, nicht mit gelehrtem Apparat beschwert hat. Sie verspricht ihre Anmerkungen und alle die Abweichungen der verschiedenen handschriftlichen Nachlässe, die in des Künstlers Werkstätte hineinblicken lassen, für gesonderte Bände zu sammeln, die erst in den zu hoffenden fetten Jahren der Gesellschaft, wenn wir recht verstehen, als Gratisbeigaben für die gelehrten Kenner sollen nachgeliefert werden. Statt dieses gelehrten Ballastes haben wir in Chrysanders Vorwort mit Wohlgefallen eine Bemerkung über Händels Verfahren bei Abkürzung der Susanna für die Aufführung gelesen, ein Wink für die Directionen, die das Werk in Deutschland zur Darstellung bringen möchten. Vielleicht wären die Herausgeber besser noch einen Schritt weiter gegangen, und hätten ein- für allemal eingeführt in dem vorgedruckten Texte der (zur vollen Aufführung zu langen) Werke durch kleineren Druck gradezu anzudeuten, was nach ihrem Ermessen etwa ausfallen könne, und was unerläßlich erhalten bleiben müsse. Es ist der Wunsch der Gründer der Händel-Gesellschaft von Anfang an gewesen die Werke Händels ins Leben zu rufen, in die Welt und unter die Menschen zu bringen; jede Vorstudie, die diesen Zweck erleichtert, wird daher nur willkommen sein. Es wird eine große und wahre Bereicherung des musikalischen Repertoire's sein, wenn bis zu dem herannahenden Jubiläum Händels (Ende Aprils 1859) dieses Werk oder der in Aussicht stehende Acis in möglichst allen deutschen Singvereinen zur Aufführung gebracht werden könnte. (Die Chorstimmen werden zu diesem Zweck baldigst bei Breitkopf und Härtel in Leipzig zu beziehen sein.) Es ist bis dahin noch eine schöne Zeit. Möchte man sie einmal dazu benutzen diese Werke in einem vollen innern Gleichmaß einzuüben; auf die Arien den gleichen, ja den größern Fleiß zu verwenden wie auf die Chöre; dem Orchester nicht zuzumuthen mit einer Probe eine Begleitung spielen zu sollen die, wie leicht sie sich ansieht, doch so gut wie jeder andere Theil in die richtige geistige Beziehung zu dem Ganzen gesetzt sein will; und zu dem Orchester, wo es irgend möglich ist, die Orgel hinzuzunehmen, damit uns einmal auch eines jener reizenden Werke von Händel traulich näher rücke, die nicht, wie der Messias und Israel, nur für die Feiertage gleichsam geschrieben sind, die uns mehr bei unserer menschlichen Werktagsexistenz anfassen und uns viel zutraulicher zu dem Meister stellen, den sehr viele wie einen Mann von unnahbarer Strenge nur mit einer heiligen oder himmlischen Scheu ansehen, welche der Kenntniß, dem Verständniß, der Popularität dieses seltenen Künstlers, der allen gerecht und zu allem geschickt ist, ebenso sehr entgegenwirken wie die Bequemlichkeit und die Unwissenheit der andern, die ihm in der Vornehmheit ihrer modernen Verbildung den Rücken zukehren.

Aufforderung.

Die geehrten Abonnenten werden ersucht, ihre Bestellungen auf den Jahrgang 1859 des Sonntagsblattes recht zeitig bei den nächsten Postämtern und Buchhandlungen zu machen.

Bremen, December 1858.

Heinrich Strack.

☞ Mit der heutigen Nummer wird Titel und Inhalt für den Jahrgang 1858 ausgegeben.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Strack. Redacteur: Dr. F. Pletzer. Druck und Verlag von Heinrich Strack.